Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Princeton University Library
32101 064095456

Digitized by Google

902
07

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Printed in Ger

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Inventarisirt im Bücherkatalog
d. Bibliothek d. K. Stat. Intendantur
unter: IV 218

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

58. Jahrgang

Erstes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1899

Digitized by Google

(RE[illegible]

0902
.407
Jahs. 58
pt. 1
1859

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1899. Erstes Vierteljahr

Politik, Kolonialwesen und Geschichte

Die Weltlage am Jahresanfang. S. 1.
Die imperialistische Bewegung in England. Von W. Wetz. S. 14. 81. 191.
Ein deutscher Jesuitenpater als Kolonisator in Südbrasilien. S. 159.
Kaiserliche Finanzen. Von C. v. Massow. S. 65.
Politik und Finanzen in Rußland. S. 71. 146.
Der Beschluß des Bundesrats in der Lippischen Thronfolgefrage. Von Stephan Kekule von Stradonitz. S. 121.
Die Frangierpedition. Von Hans Wagner. S. 201.
Die Zukunft Deutsch-Südwestafrikas. Von F. F. Bruck. S. 289.
Islam und die Zivilisation. S. 307. 371.
Hansestädte und Kolonialpolitik. S. 343.
Bedarf Deutschland einer Vergrößerung seines kolonialen Besitzstandes? Von P. A. Schroeder. S. 401.
Einige Bedenken über die Politik der konservativen Partei im preußischen Landtage. S. 466.
Gobineaus Geschichtskonstruktion. S. 529. 586.
Die Entstehung des deutsch-österreichischen Bündnisses von 1879. S. 578.

Volkswirtschaft, Rechtspflege, Heerwesen, Schulwesen

Die deutsche Geldreform. S. 5. 138.
Die Unbeliebtheit der Generalkommissionen. S. 131.
Wehrwesen und Sozialdemokratie. Von Reinhold Günther. S. 177.
Die Schäden des Kleinhandels. Von Ernst Kirchberg. S. 186.
Die Fabel vom Untergang des Handwerks. S. 233.
Zwei Artikel zur Arbeiterwohnungsfrage. S. 243.
Zur Reform des Personentarifs der preußischen Eisenbahn. S. 299. 362.
Reinhold. Von Karl Jentsch. S. 350. 425.
Brauchen wir Handelshochschulen? Von Karl Fischer. S. 419.
Zur reichsgesetzlichen Regelung des Versicherungsrechts. Von E. Josef. S. 529. 650.
Nochmals die Fürsorge für die entlassenen Strafgefangnen. Von W. Speck. S. 545. 594.
Die Schlacht bei Khartum. Von K. von Bruchhausen. S. 569.
Nation und Staat. Von E. von der Brüggen. S. 629. 689.
Übelstände bei der Rentenbewilligung. Von Ernst Kirchberg. S. 644. 705.

Litteratur und Kunst

Gerhart Hauptmann und sein Biograph. Von K. Kinzel. S. 30. 88. 155.
Friedrich Gesellschap. Von Hans Meyer. S. 38.
Bachs weltliche Kantaten. Von A. Heil. S. 97.
Die litterarische Bildung am Rhein im vorigen Jahrhundert. Von Joseph Joesten. S. 205. 267. 314.
Potemkins Dörfer. Von E. Wolff. S. 338.
Andreas Oppermann. Von Adolf Stern. S. 658. 710.

Verschiednes

Moritz Busch und Bismarck. S. 22.
Senectus loquax. Plaudereien eines alten Deutschen. S. 100. 214. 322. 434.
Poesie und Erziehung. Von Wilhelm Münch. S. 380. 488.
Aus dem Oberelsaß. Von K. v. Strantz. S. 415. 476.
Erinnerungen an Friedrichsruh. Von W. Gittermann. S. 458. 513.
Die Tagebuchblätter von Moritz Busch. S. 625.
Ein französisch-deutscher Nationalist. S. 681.

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben. Von Fritz Anders. Neue Folge. 11. Der fiskalische Wald. S. 44. — 12. Der alte Gottlieb. S. 326. — 13. Vom Herrn-Spielen. S. 496. — 14. Das musikalische Kränzchen. S. 602.
Der goldne Engel. Erzählung von Luise Glaß. S. 54. 106. 162. 219. 275. 332. 390. 438. 501. 550. 613. 667. 720.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Englische Kuckuckseier. S. 61. — Zum hohen Reichsbankdiskont. S. 115. — Die Schweiz und die Anarchisten. S. 115. — Vereine israelitischer Studenten. S. 117. — Kanalabgaben. S. 120. — Adolf Wagner und die überseeische Entwicklung. S. 170. — Katholische Belletristik. S. 175. — Der Lippische Handel im Reichstag. S. 227. — Philosophische Schriften. S. 230. — Berichtigung von Bruck. S. 232. — Das russische Budget für 1899 und die russische Dorfverfassung. S. 281. — Sozialpolitische

612003

Digitized by Google

Schriften. S. 283. — Tastbare Malerei. S. 287. — Der Arbeitsnachweis und die Landarbeiterfrage. S. 338. — Die Brotfrage. S. 341. — Das Wachstum der Sozialdemokratie. S. 344. — Zarte Fürsorge für städtische Kostkinder. S. 344. — Allerlei Intimes vom Kaiser. S. 397. — Wenn du nehmen willst, so gieb! S. 445. — Schweizerische Empfindlichkeit. S. 447. — Zwei- oder dreijährige Dienstzeit. S. 449. — Katholische Sozialpolitik. S. 452. — Die preußische Regierung und der ländliche Arbeitermangel. S. 508. — England und die teutonische Allianz. S. 558. — Die Pensionsansprüche der Schulaufsichtsbeamten. S. 561. — Ein Vorläufer von Rodbertus. S. 621. — Englische Volksbibliotheken. S. 624. — Die Toten von 1897. S. 675. — Pädagogische Bücher. S. 678. — Jakob Burckhardt und Gottfried Kinkel. S. 729.

Besprochne Bücher

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden)

Adler, Emanuel, Über die Lage des Handwerks in Österreich. S. 287.
Barrie, J. M., Eine schottische Mutter. S. 565.
Bernays, Michael, Zur neuern und neusten Litteraturgeschichte. S. 566.
Bettelheim, Anton, Biographisches Jahrbuch. S. 675.
*Bismarck, Gedanken und Erinnerungen. S. 578.
*Busch, Moritz, Tagebuchblätter. S. 22. 626.
Clausen, Ernst, Freimütige Bekenntnisse. S. 679.
Craven, Pauline. S. 563.
Dodd, Arthur, Die Wirkung der Schutzbestimmungen für Fabrikarbeiter. S. 286.
Driesmann, Heinrich, Plastische Kraft. S. 679.
Dückershoff, Ernst, Wie der englische Arbeiter lebt. S. 286.
Elster, Ludwig, Wörterbuch der Volkswirtschaft. S. 512.
*Evers, M., Auf der Schwelle zweier Jahrhunderte. S. 678.
Evert, Georg, Das Handbuch des gewerblichen Arbeiterschutzes. S. 286.
Falkenberg, Richard, Geschichte der neuern Philosophie. S. 231.
*Gobineau, Die Ungleichheit der Menschenrassen. S. 523.
Goldschmidt, Ludwig, Kant und Helmholtz. S. 231.
Handzeichnungen alter Meister. S. 568.
*Helfferich, Die Reform des deutschen Geldwesens. S. 6.
Hirschberg, E., Die soziale Lage der arbeitenden Klassen in Berlin. S. 283.
Holbachs soziales System. S. 681.
*Issajew, Zur Politik des russischen Finanzministeriums. S. 74.
*Kohl, Wegweiser durch Bismarcks Gedanken und Erinnerungen. S. 578.
Lauderdale, An Inquiry into the nature and origin of public wealth. S. 622.
Lohmann, W., Das Arbeitslohngesetz. S. 287.
Lühning, E., Der Ausbau der deutschen Binnenwasserstraßen. S. 120.
*Mangoldt, Reichswohnungsgesetz. S. 245.
*Mermeix, Le Transvaal et la Chartered. S. 83.
Neudeck, Georg, und Heinrich Schroeder, Das kleine Buch von der Marine. S. 568.
Neumann-Hofer, Das Wachstum der Sozialdemokratie. S. 344.
Paulsen, Friedrich, Immanuel Kant, sein Leben und seine Lehre. S. 230.
*Peez, Zur neusten Handelspolitik. S. 402.
*Reinhold, Die bewegenden Kräfte der Volkswirtschaft. S. 350. 425.
Riehl, Berthold, Die Kunst an der Brennerstraße. S. 568.
*Rhodes, Cecil, By Imperialist, with Personal Reminiscenses by Dr. Jameson. S. 82.
*Schlenther, P., Gerhardt Hauptmann. S. 30.
Schmöle, Die sozialdemokratischen Gewerkschaften in Deutschland. S. 285.
Schultz, E., Volksbibliotheken. S. 624.
Seeley, The Expansion of England. S. 19.
Stern, L. William, Die Psychologie der Veränderungsauffassung. S. 232.
Stoy, Karl Volkmar, Schriften und Aufsätze. S. 678.
Thiele, Günther, Kosmogenie und Religion. S. 232.
Thierry, C. de, Imperialism. S. 18.
*Todt, Bachs weltliche Kantaten. S. 97.
*Veremundus, Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit. S. 205.
Waitz, Theodor, Allgemeine Pädagogik S. 678.
Walter, Sozialpolitik und Moral. S. 452.
Webb, Sidney, Englands Arbeiterschaft 1837 und 1897. S. 286.
Weichs-Glon, Friedrich, Die Brotfrage und ihre Lösung. S. 341.
*Werther, W., Die mittleren Hochländer des nördlichen Deutsch-Ostafrika. S. 202.
*Wiedtfeld, Otto, Statistische Studien zur Entwicklungsgeschichte der Berliner Industrie. S. 235.
*Witte, Rechenschaftsbericht zum Reichsbudget für 1898. S. 75.
*Wohnungselend und seine Abhilfe in Frankfurt a. M. S. 247.

Digitized by Google

Die Weltlage am Jahresanfang

Das Jahr 1898 ist sicher eins der merkwürdigsten dieses zu Ende gehenden gewaltigen Jahrhunderts. Es brachte den spanisch-amerikanischen Krieg, den französisch-englischen Konflikt in Afrika und das Friedensmanifest des Zaren. Der erste bedeutet zweierlei: den Zusammenbruch der Reste spanischer Kolonialmacht, fast genau vierhundert Jahre nach ihrer Gründung, und das Emporstreben der Vereinigten Staaten zur Stellung einer Weltmacht, wenig mehr als ein Jahrhundert nach ihrer Entstehung. So wenig man im allgemeinen bis dahin von Spanien erwartet hatte, einen so ruhmlosen Zusammenbruch hatte doch niemand für möglich gehalten, zumal einem Feinde wie diesem gegenüber, der zwar über ungeheure materielle Mittel, aber nur zur See über wirklich organisierte, auf der Höhe der Zeit stehende Streitkräfte gebot. Die Kläglichkeit dieses Zusammenbruchs war so groß, daß sie selbst die in Europa anfangs lebhaften Sympathien für Spanien erstickt hat. Und doch hat der Sieg der Nordamerikaner für das einfache Gefühl so gar nichts Versöhnendes. Eine brutale kapitalistische Interessenpolitik, dürftig verschleiert hinter heuchlerischen Humanitätsphrasen, begann den Krieg, und nicht die Tapferkeit, auch nicht die Überlegenheit der Organisation oder der Führung entschied den Sieg, sondern lediglich die bessere Maschinen- und Geschütztechnik. Es ist einer der häßlichsten Kriege der Geschichte.

Und doch, er vollzog nur das Notwendige und darum Heilsame: die Verdrängung der längst von der Welt verurteilten Herrschaft eines tief gesunknen Volkes durch ein kräftiges, leistungsfähiges, zukunftsichres, die Fortsetzung dessen, was sich im Südosten des nordamerikanischen Festlandes schon vor mehr als fünfzig Jahren abgespielt hat. Und mögen die Sympathien gestanden haben, wie sie wollen, politisch rechnen läßt sich nur mit dem Ergebnis. Dieses

Digitized by Google

Ergebnis aber reicht weit über den unmittelbaren Erfolg des Krieges hinaus, weit über die Thatsache, daß zwei der größten Inseln der Antillen und dazu die Philippinen in irgend welcher Form unter die Herrschaft der großen angelsächsischen Republik gefallen sind. Mit diesen Erwerbungen auf beiden Halbkugeln zugleich ist die Union räumlich und grundsätzlich über die bisher stets festgehaltnen Grenzen ihrer Macht hinausgegangen. Sie hat, nur in großartigerm Maßstabe, genau denselben Schritt gethan, den das alte Rom that, als es seine Heere gegen Karthago nach Sizilien sandte und damit die streng kontinentale Politik verließ. Wie die antike Stadtrepublik damals den ersten Schritt zur Weltherrschaft that, so hat jetzt die Union Beziehungen angeknüpft, die sie unaufhaltsam in die Weltpolitik hineinreißen werden. Bis jetzt ohne Nachbarn und deshalb fast ohne auswärtige Politik, ist sie jetzt in die Interessensphäre fast aller Großmächte eingetreten und dadurch ihr Nachbar geworden. Mit ihrer selbstzufriednen Isolierung ist es damit zu Ende. Sie steht an dem entscheidendsten Wendepunkt ihrer Geschichte, sie muß eine Großmacht, also eine Weltmacht werden. Heute ist sie das noch nicht, trotz der ungeheuern Ausdehnung ihres Gebietes, trotz der 71 Millionen ihrer Bevölkerung, trotz ihrer unermeßlichen Hilfsquellen. Denn Kriege führt man nicht allein mit Geld und Schiffen, sondern mit organisierten und geschulten menschlichen Streitkräften, in letzter Instanz also mit sittlichen Kräften. Wenn die Amerikaner jetzt mit ihren schwachen oder ungeschulten Soldtruppen (denn etwas andres sind auch die sogenannten Freiwilligen nicht) einen leichten Erfolg über ein gänzlich verlottertes Heerwesen erfochten haben, so ist das kein Beweis dafür, daß sie mit solchen Kräften ihre neue Stellung behaupten können, und sie wissen das auch, sie bereiten sich vor, eine große Flotte und eine für ihre Verhältnisse große stehende Armee aufzustellen. Wie sich eine solche Organisation, die ohne einen starken militärischen Geist unmöglich ist, mit dieser souveränen Demokratie vertragen wird, wie dieses beständig wechselnde Beamtentum ohne sachliche Schulung und ohne wirkliches Pflichtgefühl, diese von den zufälligen Mehrheiten des Kongresses abhängige Bundesgewalt den Anforderungen einer großen, aktiven, verwickelten Politik gewachsen sein wird, die nicht nur mit prahlerischen Worten und mit dem Ellenbogen, sondern mit kühl abwägendem Verstande und mit Takt gemacht sein will, das vermag jetzt noch kein Mensch zu sagen. Das aber kann man schon heute sagen: eine reine Demokratie hat noch niemals eine Großmacht, eine, die es ist, auf die Dauer geleitet. Die Zeit kann kommen, daß die Nordamerikaner vor die Wahl gestellt werden, ob sie eine Weltmacht oder eine Demokratie sein wollen.

Aber gleichviel: zunächst ist ihr Selbstbewußtsein und das des ganzen Angelsachsentums gewaltig gestiegen. Die Engländer haben von Anfang an die Erfolge ihrer Stammverwandten mit lebhaften Sympathien begleitet, offenbar nicht nur deshalb, weil ihnen die Rücksicht auf Kanada verbot, die Empfindlichkeit der Yankees zu reizen, sondern auch in dem unmittelbaren Gefühle

Digitized by Google

innerer Zusammengehörigkeit. Sogar der Traum eines angelsächsischen Bündnisses, das die Welt beherrschen soll, ist aufgetaucht und wird vielleicht in irgend welcher Form Gestalt gewinnen. Begreiflich genug, denn auch das Selbstgefühl der Engländer ist mächtig gestiegen seit ihrem großen Erfolge im Sudan, der ihnen, obwohl er militärisch sehr leicht wiegt und nur in der meisterhaften Überwindung des Raumes eine gewisse Größe hat, die Herrschaft über das Nilthal in die Hände gegeben hat. In dieser Stimmung haben sie mit einer Energie, die ihnen nach so vielen Beispielen großmäuliger Prahlereien und mutigen Zurückweichens niemand zugetraut hätte, durch bloße Seerüstungen und Drohungen die Franzosen aus dem Nilgebiet einfach hinausgeworfen und damit einen der Lieblingspläne dieser großartig angelegten Kolonialpolitik durchkreuzt. Frankreich aber, durch den Zwiespalt zwischen Militär- und Zivilgewalt, zu dem sich der unselige Dreyfushandel dank der Macht des internationalen Judentums ausgewachsen hat, in allen Gliedern gelähmt und von seinem angebeteten russischen Freunde bei dieser ersten ernsten Probe im Stiche gelassen, hat sich ohne jeden ernsten Widerstand unterworfen, ein Fall, der im Grunde ebensowenig erwartet werden konnte wie die Energie Englands.

Die kühle Haltung Rußlands diesem Konflikte gegenüber ist freilich völlig begreiflich. Mit dem Friedensmanifest in der Hand kann der Zar unmöglich einen Krieg beginnen, der nicht die eigensten Interessen Rußlands berührt. Daß es von ihm persönlich ganz ehrlich gemeint ist, kann man, trotz der gegenteiligen Ansicht der Petersburger Gesellschaft, ebenso wenig bezweifeln, wie daß es den sehr praktischen Bedürfnissen der russischen Politik entspricht. Sie ist eifrig dabei, ihre Stellung in Ostasien, wo sie den Engländern unangreifbar ist, zu erweitern und zu befestigen. Hinter diesen Plänen ist der Vormarsch nach dem Hindukusch jetzt ebenso gut zurückgetreten, wie der nach dem Bosporus, und ehe sie nicht bis zu einem gewissen Grade durchgeführt sind, wird und muß Rußland Frieden halten.

Ein mächtiger Aufschwung des Angelsachsentums und eine vorsichtige Zurückhaltung Rußlands, das indes unter dieser Deckung ununterbrochen seinem Ziele zustrebt, geben der Weltpolitik des Jahres 1898 ihre am meisten hervorstechenden Kennzeichen. Wie stellt sich Deutschland dazu?

Unsre Lage ist zunächst dadurch gegen früher erleichtert, daß sich zwischen Frankreich und England seit der Entscheidung über Faschoda ein breiter, schwer auszufüllender Spalt aufgethan hat, und daß zugleich die französisch-russische Freundschaft in einem sehr empfindlichen Falle für Frankreich nutzlos gewesen ist. Diese bittere Erkenntnis hat sich dort schon hier und da zu dem Wunsche einer Aussöhnung mit Deutschland verdichtet und sicherlich zu der bemerkenswerten Annäherung an Italien, zunächst auf handelspolitischem Gebiete, wesentlich beigetragen. Aber auch in England kann man offenbar das Gefühl nicht los werden, daß ein Entscheidungskampf mit Rußland doch schließlich nicht zu vermeiden sein wird, und daß in diesem Falle auch die begehrte

Digitized by Google

amerikanische Freundschaft ihm keinen genügenden Beistand gewähren wird. Daher, im schärfsten Gegensatze zu den Grobheiten und Hohnreden von 1896, ein inbrünstiges Liebeswerben um die Freundschaft Deutschlands, nach der bekannten, uns schon oft vorgepfiffnen Melodie von der Unüberwindlichkeit eines Bundes der stärksten Seemacht mit der stärksten Landmacht.

So stellen sich die Mächte zu uns, die bisher nicht zu unsern Freunden zählten. Und die Genossen des Dreibundes? Daß die unzweifelhafte Annäherung Italiens an Frankreich ein Abrücken vom Dreibunde bedeutet, kann ohne weiteres um so weniger behauptet werden, als sich seine Verpflichtungen nur auf die gemeinsame Abwehr Frankreichs beziehen, und ein französisch-russischer Angriff auf Deutschland gegenwärtig ganz unwahrscheinlich ist. Eher wird man in England die Empfindung haben, daß sich Italien von ihm einen Schritt entfernt habe, denn wenn es von Frankreich nichts mehr zu befürchten hat, so bedarf es der englischen Hilfe nicht mehr, und wenn sich die beiden größten Seemächte des Mittelmeeres friedlich vertragen, so ist dies für Englands unnatürliche Vorherrschaft dort keine Verstärkung. Größeres Bedenken haben bei uns die ungeschlichteten und unentwirrbaren Händel in Österreich-Ungarn erregt. Zwar hat Graf Thun soeben erklären lassen, daß er „amtlich und persönlich“ ein überzeugter Anhänger des deutschen Bündnisses sei; aber die Thatsache kann er nicht aus der Welt schaffen, daß die Bevölkerungskreise des Kaiserstaats, die gegenwärtig zur Herrschaft emporstreben oder sie schon in Händen haben, die Slawen, Feudalen und Klerikalen keine Freunde dieses Bündnisses sind, sondern das Gegenteil, und jedenfalls abgesagte Feinde des Deutschtums überhaupt, gleichviel, ob sie damit in eignem Interesse oder gar im Interesse ihres Staates handeln oder nicht. Die nähern Beziehungen, die Österreich mit Rußland angeknüpft hat, beziehen sich jedenfalls auf die Balkanhalbinsel und können uns schwerlich unbequem werden, aber wir werden immer gut thun, daran zu denken, daß Bündnisse nur so lange fortdauern wie die Lage, aus der sie hervorgegangen sind.

So ist Deutschland in der merkwürdigen Lage, daß bei uns das Vertrauen an die Unerschütterlichkeit des Dreibundes abgenommen hat, und daß wir auf der andern Seite eifrig umworben werden von den Nachbarn, die wir bisher nicht zu den guten zählten. Wahrlich, keine ungünstige Stellung, aber nur für eine starke, selbstbewußte, leistungs- und bündnisfähige Macht. Daß wir das bleiben müssen und bleiben wollen, darauf weist die neue Militärvorlage hin und die ernste Äußerung des Kaisers gegenüber dem Reichstagspräsidenten, die an das Wort Friedrichs des Großen anklang: Toujours en vedette, nerf et vigueur! Jedenfalls ist es die Aufgabe Deutschlands, zu verhindern, daß die außereuropäische Welt einfach angelsächsisch und kosakisch werde, und darauf hinzuarbeiten, daß es selbst seinen gebührlichen Anteil daran neben den übrigen großen Kulturvölkern erhalte, damit ein gesundes Gleichgewicht zwischen ihnen hergestellt werde, wie es in Europa schon besteht.

Digitized by Google

Kein Gedanke also daran, daß wir die gänzliche Niederwerfung der englischen oder der russischen Weltmacht wünschen oder auch nur zulassen könnten; sie würde ein unerträgliches Übergewicht der siegreichen Partei bedeuten. Zu diesem Zwecke der einen oder der andern Partei thätige Hilfe zu leisten, wäre Wahnsinn. Das beste für uns ist somit zunächst die Erhaltung des Friedens, also die Pflege möglichst guter Beziehungen zu allen unsern Nachbarn. Nur im Frieden können wir hoffen, unsern rasch wachsenden Anteil an der Weltwirtschaft weiter auszudehnen und unsre Kolonien, deren Bedeutung nur noch unbelehrbare Verblendung verkennen kann, zu entwickeln; nur im Frieden vermögen wir unser Kulturwerk im türkischen Orient weiter auszubauen, das die Fahrt des Kaisers so energisch gefördert hat, allerdings unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß man in der Heimat diese neue große Aussicht zu würdigen und kräftig zu benutzen verstehe. Schon aus diesem Grunde müssen wir einerseits die Erhaltung der Türkei, andrerseits den Fortbestand Österreichs dringend wünschen. Ein rascher Zerfall der Türkei würde nur den ausschweifendsten russischen Plänen zu gute kommen und alle unsre Hoffnungen dort zerstören, ein Zerfall Österreichs würde uns die schwersten Verlegenheiten bringen, das europäische Gleichgewicht aufs bedenklichste erschüttern und schließlich wieder nur Rußland zu gute kommen, denn ein nominell selbständiges Ungarn wäre keine Großmacht, sondern ein zwischen Deutschland und Rußland hin und her gezerrter Mittelstaat, unter Umständen sogar eine Beute Rußlands, das uns damit den geraden Weg nach der Levante verlegen würde. Wir maßen uns nicht an, der Reichspolitik einen positiven Rat zu erteilen, wie sie im einzelnen diese Interessen wahren soll; selbst Fürst Bismarck hat das ohne Einsicht in die Akten abgelehnt und es der aufdringlichen Besserwisserei der Tagespresse überlassen, die so oft mit hochkomischer Überhebung über die schwierigsten Fragen der auswärtigen Politik zu Gericht sitzt; wir haben das begründete Vertrauen zur Reichsregierung, daß sie die richtigen Mittel ergreifen wird. *

Die deutsche Geldreform

Den Nutzen und die Notwendigkeit des Geldes braucht man — leider! muß der philosophierende Christ sagen — heut nicht zu beweisen; und da das Geld nichts nützt, wenn man keins hat oder nur schlechtes, entwertetes, so gebührt den Urhebern der Geldreform, die uns reichlich mit gutem Gelde versehen haben, der Dank der Nation, und darum würde die Geschichte dieser Reform auch dann wichtig und interessant sein, wenn nicht die bimetallistische Agitation dazu zwänge, sie mit

Digitized by Google

Gründen zu verteidigen — theoretisch nur, denn thatsächlich, Gott sei Dank, steht sie unangreifbar da; fest wurzelt sie in dem Bedürfnis wie in den Herzen (wo euer Schatz ist, da ist euer Herz!), und das Volk würde sehr unangenehm werden, wenn gewisse komische Käuze im Ernst drangehen wollten, ihm seine Zwanzigmarkstücke zu nehmen. Helfferichs Werk*) giebt in zwei starken Bänden (474 und 509 Seiten groß 8°) die urkundliche Geschichte der erfreulichen Wandlung des deutschen Geldwesens so vollständig und lichtvoll, daß spätern Forschern und Darstellern auf diesem Felde kaum noch Ährenlesearbeit übrig bleibt. Der zweite Band enthält außer Tabellen und Urkunden einige Abhandlungen über einzelne Gegenstände, die in der zusammenhängenden Darstellung nicht unterzubringen waren. Solchen, die nicht Zeit haben, das Werk selbst zu lesen, wollen wir nach ihm die Geschichte der Reform kurz erzählen.

Die Hauptsache ist, daß nicht etwa eine Gruppe von Staatsweisen oder eine Verschwörung von Kapitalisten bestanden hat, die den Plan gefaßt hätten, Deutschland durch die Goldwährung zu Grunde zu richten, und denen es denn auch gelungen wäre, ihren höllischen Plan durchzuführen. Sondern die Sache ist ganz von selbst gekommen, als das Endergebnis zweier konvergierender Strömungen, die mit den großen politischen Ereignissen von 1870 zusammentrafen. Die eine dieser beiden Strömungen war auf Münzeinheit, die andre auf eine feste Währung gerichtet. Daß die Deutschen nach Münzeinheit verlangen mußten, war selbstverständlich, denn die aus der Geldverwirrung entspringenden Leiden waren unerträglich. Während sich England schon im Mittelalter eines einheitlichen Münzsystems erfreute, hatte Deutschland beinahe so vielerlei Münzen, als es Landesherren hatte, und da, wenn neue Münzen geprägt wurden, niemand daran dachte, die alten einzuziehen, so stieg dadurch die Verwirrung aufs höchste. Der deutsche Bundestag, schon in allen andern Dingen ohnmächtig, vermochte gerade im Münzwesen am allerwenigsten etwas auszurichten, denn das Münzregal bringt die Souveränität am alleraugenfälligsten zur Erscheinung, und ihre Souveränität verteidigte jede Hoheit, jede Durch- und Erlaucht, wie die Bärin ihr Junges. Wes ist das Bild und die Umschrift? fragte Christus die Fallensteller. Und da sie antworteten: Des Kaisers, so spottete er: Nun, so gebet auch dem Kaiser, was dem Kaiser gehört! Nehmt ihr das Geld eines Monarchen in Zahlung, so bekennt ihr euch dadurch als seine Unterthanen! In einer Reihe von Münzkonventionen suchten sich die Einzelstaaten auf dem Wege des Vertrages zu helfen. Am interessantesten erscheinen unter diesen Verhandlungen und Vereinbarungen die mit Österreich, weil man daran sieht, wie dieser Staat die politische Bedeutung des Münzwesens erkannte. Nachdem ihm der Versuch, entweder selbst in den

*) Die Reform des deutschen Geldwesens nach der Gründung des Reiches. 1. Band: Geschichte der deutschen Geldreform. 2. Band: Beiträge zur Geschichte der deutschen Geldreform. Von Karl Helfferich. Leipzig, Duncker und Humblot, 1898.

Digitized by Google

deutschen Zollverein einzudringen oder den von Preußen gegründeten zu sprengen, mißlungen war, brachte er am 24. Januar 1857 den Wiener Münzvertrag zustande, durch den er wenigstens in den Schatten des Zollvereins gelangte, wie sich Helfferich ausdrückt. Abgesehen von der Einführung einer Handelsgoldmünze, die mit den auf Silberwährung beruhenden Münzsystemen der vertragschließenden Staaten in keinen organischen Zusammenhang gebracht wurde, bestimmte diese Übereinkunft, daß für Norddeutschland der Thalerfuß, für Süddeutschland und Österreich die beiden verschiednen Guldenfüße bleiben, daß aber die dreierlei Münzen in einem bestimmten Gewichtsverhältnis zu einander ausgeprägt werden sollten. Statt der Kölnischen Mark, die in 14 Thaler ausgeprägt worden war, wurde das Pfund zu 500 Gramm zu Grunde gelegt; aus einem Pfunde Feinsilber sollten 30 Thaler, $52^1/_2$ süddeutsche und 45 österreichische Gulden geprägt werden. Das politisch Wichtigste aber war, daß der Thaler zur Vereinsmünze erklärt, also in sämtlichen Vertragsstaaten gesetzliches Zahlungsmittel wurde. Österreich, dessen ganzes Silbergeld, Gulden wie Thaler, auswanderte, hatte davon keinen Gewinn, wohl aber Preußen, das durch die Beliebtheit, die der Thaler gar bald in Süddeutschland gewann, dort moralische Eroberungen machte, während der nach Norddeutschland wandernde österreichische Gulden, als ein handgreiflicher Beweis für die Elendigkeit der österreichischen Regierung, in Norddeutschland die entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte. Streng genommen hatte man aber in Deutschland nach Herstellung dieser „Einheit" nicht drei, sondern sechs Münzsysteme, denn Bremen, Hamburg und Lübeck hatten jedes ihr eignes, außerdem liefen, abgesehen von den einheimischen, viele ausländische Goldmünzen um und eine Unmasse ungedeckte Banknoten und Papierthaler; die „kleinen Raubstaaten" befolgten getreulich Mephistos Rat: so oft die Regierung Geld brauchte, druckte sie Zettel, die der geduldige deutsche Michel statt Thalerstücken nahm, obgleich keine Kasse vorhanden war, die ihm das Papier gegen einen Thaler hätte auslösen können.*) Im Jahre 1867 wurde der Münzvertrag mit Österreich gelöst, sonderbarerweise aber nicht allein dem österreichischen Vereinsthaler, gegen den sich ja nichts einwenden ließ, weiterer freier Lauf gelassen, sondern sogar dem Gulden, der bisher nur stillschweigend geduldet worden war, die Zulassung bis zum Jahre 1870 ausdrücklich gesichert. Für das nur formell, nicht thatsächlich ausgeschlossene Österreich trat 1871 Elsaß-Lothringen mit seinen Franken in das Deutsche Reich ein, sodaß man wiederum sechs gesetzlich anerkannte Münzsysteme neben einem völlig ungeregelten Gold- und Papierumlauf hatte. Daß das Deutsche Reich, ohne sich vor aller Welt lächerlich zu machen, diesen Zustand nicht fortbestehen lassen durfte, und daß seine Bürger die daraus

*) Wenn ein sehr wohlhabendes Volk bei lebhaftem Geschäftsverkehr an der Silberwährung festhält, so droht ihm stets, wegen der Unbequemlichkeit des Silbers bei größern Zahlungen, Überschwemmung mit Papiergeld.

Digitized by Google

hervorgehende Unsicherheit des Geschäftsverkehrs unerträglich finden mußten, das liegt auf der Hand. Hatte man aber über eine Reichsmünze zu entscheiden, so war auch die Währungsfrage nicht zu umgehen.

In frühern Zeiten hatte eine solche gar nicht bestanden. Ausdrücke wie Gold- und Silberwährung, Doppelwährung, Parallelwährung*) hätten im Mittelalter keinen Sinn gehabt. Aus beiden Edelmetallen wurden Münzen geprägt; „aber es fehlte nicht nur den einzelnen Sorten verschiednen Metalls, sondern auch den gleichmetallischen Münzen die unbedingte gegenseitige Vertretbarkeit, ebenso bestand nicht nur zwischen den verschiedenmetallischen, sondern auch zwischen den gleichmetallischen Sorten kein festes Wertverhältnis. Weder in rechtlicher noch in volkswirtschaftlicher Beziehung bestand also damals ein einheitliches Geldsystem; der Zustand des Geldwesens charakterisiert sich vielmehr als ein Nebeneinander verschiedner Münzsorten, die als allgemeines Tauschmittel dienten." Schuld- und Kaufverträge mußten daher immer mit Beziehung auf eine bestimmte Geldsorte, z. B. ungarische Dukaten oder Schock Prager Groschen abgeschlossen, und Verbindlichkeiten konnten nur mit Münzen der vereinbarten Sorte gelöst werden, da es für die Umrechnung keinen gesetzlich anerkannten Maßstab gab. Natürlich fand man diesen Zustand unbequem und erstrebte die Vertretbarkeit der verschiednen Münzsorten auf Grund eines festen Wertverhältnisses zwischen ihnen. „Dabei dachte man nicht an das, was wir heute Währungsfrage nennen; man überlegte nicht, ob man für das angestrebte einheitliche Geldwesen Gold oder Silber oder beide Metalle als Grundlage annehmen solle; man lehnte sich vielmehr überall an den thatsächlich vorhandnen Münzumlauf an und experimentierte. Ausschlaggebend war einzig und allein, wie man zu dem gewollten Ziel, der Einheitlichkeit des Geldwesens, gelangen könnte, nicht die Frage, welches Währungssystem, die Durchführung vorausgesetzt, den Vorzug verdiene. Es erscheint natürlich, daß man zunächst das System anstrebte, das wir heute Doppelwährung nennen, nicht etwa, weil man von der Doppelwährung die segensreichsten Wirkungen für die gesamte Volkswirtschaft erwartete, sondern weil man die gleichzeitig umlaufenden Gold- und Silbermünzen durch gegenseitige Tarifierungen am einfachsten zu einem einheitlichen Geldsystem vereinigen zu können glaubte. Da zeigte es sich nun, daß es viel leichter sei, ein festes Wertverhältnis zwischen den gleichmetallischen Münzen durchzusetzen als zwischen den verschiedenmetallischen." Während es nach und nach überall gelang, die verschiednen Münzen aus demselben Metall in ein festes Wertverhältnis zu einander zu bringen, ließen sich die Wertschwankungen zwischen Gold und Silber, daher auch die zwischen

*) Parallelwährung nennt man es, wenn zugleich Gold- und Silbermünzen umlaufen, die beide gesetzliche Zahlkraft haben. Macht die Regierung den vergeblichen Versuch, das Wertverhältnis zwischen den Gold- und Silbermünzen gesetzlich festzulegen, so nennt man die Parallelwährung Doppelwährung.

Digitized by Google

goldnen und silbernen Münzen nicht aus der Welt schaffen. Die einen Staaten nun fügten sich in die Thatsache, daß zwei verschiedne Münzsysteme nebeneinander bestanden, andre quälten sich mit Tarifierungen ab, die das Wertverhältnis zwischen Gold und Silber feststellen sollten. Daß sich ein solches Verhältnis nicht erzwingen lasse, sah man wohl bald ein; die Tarifierung hatte daher nur den Sinn, das Verhältnis zu ermitteln und bekannt zu machen, das sich im Geschäftsverkehr von selbst ergeben hatte, und änderte der Verkehr dieses Verhältnis, so änderten auch die Regierungen darnach ihre Tarifierung.

Die Haupturſache der Wertschwankungen zwischen den beiden Edelmetallen liegt natürlich in der Produktion, aber nicht immer ist diese ausschlaggebend für den Wert; nicht immer sinkt dieser mit steigender und steigt er mit abnehmender Produktion. Die Goldgewinnung stieg in dem Zeitraum 1493 bis 1720 von 5800 Kilogramm auf 12820 Kilogramm im Jahresdurchschnitt; nach der Entdeckung der brasilianischen Goldfelder stieg sie bis 1760 auf 24610 Kilogramm im Jahresdurchschnitt. In derselben Zeit, wo die Goldgewinnung auf das vierfache stieg, hob sich die Silbergewinnung (unter Schwankungen) auf das achtzehnfache. Die Vermehrung der Edelmetalle hat bekanntlich den Teil der großen wirtschaftlichen Umwälzung des sechzehnten Jahrhunderts bewirkt, der in der Verteuerung der Waren und in der Ausbreitung der Geldwirtschaft bestand. Aber die starke Preissteigerung des Goldes, die man bei der so verschiednen Produktionszunahme erwarten sollte, ist nicht eingetreten; 1493 stand das Gold zum Silber wie 10,75 : 1, um das Jahr 1600 nur wie 11,80 : 1. Helfferich erklärt das (II, 35) daraus, daß die Ausdehnung der Geldwirtschaft weit mehr die Kreise des Bürger- und Bauerntums betraf als den Großhandel; dieser hatte sich ja schon immer des Geldes, und zwar des Goldgeldes bedient; dagegen stieg der Bedarf an kleinerm Gelde enorm, daher fand das neu produzierte Silber Verwendung und Aufnahme, und sein Wert konnte demnach im Verhältnis zum Golde nur wenig fallen. Und im siebzehnten Jahrhundert bewegte sich der Wert sogar den Produktionsverhältnissen entgegengesetzt. Während die Goldproduktion noch stieg, erlitt die Silberproduktion eine vorübergehende Abnahme. Anstatt daß hierdurch das Gold entwertet worden wäre, erfuhr es die stärkste Wertsteigerung, die bis dahin vorgekommen war, bis zu dem Verhältnis von 15,21 : 1. Diese Wertsteigerung des Goldes bei zunehmender Goldmenge und abnehmender Silberproduktion erklärt sich aus dem Unglück Deutschlands und dem Glück Englands. „In unsichern Zeiten, wo nicht der Umsatz, sondern der leichte und sichre Transport, die sichre Aufbewahrung und die Möglichkeit des Verbergens“ den Ausschlag geben, wird stets das Gold bevorzugt. Deshalb war in Deutschland in der Zeit des dreißigjährigen Krieges starke Nachfrage nach Gold, während bei dem gänzlichen Stocken des Geschäftsverkehrs, bei der Entvölkerung und Verarmung des Landes Silber verhältnismäßig wenig gebraucht wurde. Dagegen brauchte

Digitized by Google

England viel Gold für seinen Handelsverkehr, der sich damals zum weltbeherrschenden aufschwang. Vom Jahre 1780 ab, wo keine solche außerordentlichen Umstände die natürliche Wertbildung störten, brachte abnehmende Goldproduktion eine Steigerung des Goldwerts hervor; im Jahre 1810 stand das Gold zum Silber wie 15,61 : 1.

England, das von der Zeit des großartigen Aufschwungs seines Handels an energisch nach einer festen Ordnung seines Geldwesens strebte, machte zuerst die heute allgemein bekannte Erfahrung, daß bei Doppel- oder Parallelwährung das zu niedrig bewertete Metall nach dem Auslande abfließt. Es hatte am Ende des siebzehnten Jahrhunderts Goldumlauf und vermochte sein Silber, dessen es doch für kleinere Zahlungen noch bedurfte, nicht festzuhalten, weil in einer Zeit, wo die Silbermünzen durch Abnutzung schlecht geworden waren, der Wert der Guinea auf 30 Shillinge festgesetzt worden war, die später geprägten guten Shillinge ihrem Silbergehalt nach aber mehr wert waren als der dreißigste Teil einer Guinea. Bei dieser Minderbewertung lohnte es sich, die Shillinge aufzukaufen, einzuschmelzen und das Silber im Auslande abzusetzen. Als dann aber am Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Silberpreis plötzlich zu sinken begann, wurde bei der von der englischen Münze angenommnen Relation die Ausmünzung des Silbers in England lohnend; die Edelmetallhändler lieferten bei der Münze Silber zur Ausprägung ein. Nun drohte das entgegengesetzte, weit schlimmere Übel: die Verdrängung des Goldes durch das Silber, und da wurde denn 1798 die Prägung von Silber für Private verboten. Damit war die thatsächlich bestehende Goldwährung gesetzlich anerkannt; ausdrücklich ausgesprochen wurde diese Anerkennung jedoch erst im Jahre 1816 durch ein Gesetz, das die Goldprägung freigab, die Ausprägung unterwertiger Silbermünzen ausschließlich für Rechnung des Staates vorschrieb und die Zahlungskraft dieser Silbermünzen beschränkte. In der Prägung von Scheidemünzen war zugleich das Mittel gefunden, das für den Kleinverkehr notwendige Silbergeld im Lande zu behalten, denn Münzen, deren Metallwert geringer ist als ihr Nennwert, sind selbstverständlich vor der Gefahr, eingeschmolzen zu werden, gesichert; andrerseits bedeuten sie keine Gefahr für den Inlandsverkehr, da für jeden Betrag solcher Münzen die Staatskassen Gold zum Nennwert geben müssen. Ähnlich wie England gelangten die Vereinigten Staaten zu einer thatsächlichen Goldwährung, die erst in den letzten Jahrzehnten durch die bekannten verhängnisvollen Experimente gestört worden ist.

Frankreich hat in währungspolitischer Beziehung dadurch eine gewisse Berühmtheit erlangt, daß es nach der Behauptung der Bimetallisten durch seine Doppelwährung in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts die Relationskonstanz zwischen Gold und Silber aufrecht erhalten haben soll. Helfferich bestreitet ihm dieses Verdienst; das Wertverhältnis zwischen den beiden Metallen habe damals aus dem einfachen Grunde nur wenig geschwankt, weil für eine bedeutende Verschiebung keine Ursache dagewesen sei; weder die Produktions-

Digitized by Google

verhältnisse der beiden Metalle noch die Nachfrage nach ihnen hätten bis zum Jahre 1850 bedeutende Veränderungen erfahren. Da wurden die kalifornischen Goldfelder entdeckt, aber weit entfernt davon, daß diese Entdeckung für die Goldwährung Stimmung gemacht hätte, fürchtete man allgemein, der Wert des Goldes werde nun so tief hinabgedrückt werden und so stark ins Schwanken geraten, daß das Gold die Fähigkeit, als Wertmaßstab zu dienen, verlieren werde. Soetbeer war der einzige, der schon im Anfange der fünfziger Jahre die Ansicht vertrat, die reiche Goldausbeute müsse zu einer stärkern Verwendung des Goldes im Verkehr benutzt werden. Das geschah denn auch, nicht auf Betreiben irgend einer goldfreundlichen politischen Macht, sondern weil es die Bedürfnisse des Verkehrs forderten, und diese stärkere Verwendung verhütete die gefürchtete Entwertung. „Nicht wie ein Zufall, sondern wie eine wohl erwogne That der Vorsehung erscheint das glückliche Zusammentreffen, wodurch den europäischen Völkern diese großen Goldmassen gerade zu der Zeit zur Verfügung gestellt wurden, wo das Silber infolge eines glänzenden Aufschwungs der Volkswirtschaft anfing, zum allgemeinen Umlaufsmittel zu schwer und zu unbequem zu werden. Fast gleichzeitig traten Verhältnisse ein, die, nicht das Gold, sondern das Silber berührend, den Übergang der europäischen Völker zum Gebrauch des Goldes noch ganz besonders beförderten: eine überaus starke und anhaltende Nachfrage nach Silber zur Versendung nach Ostasien. Hervorgerufen wurde diese Nachfrage anfangs hauptsächlich durch indische Silberanleihen in England, die zu umfassenden Eisenbahnbauten im indischen Reiche, zur Bekämpfung der häufig wiederkehrenden Hungersnot und zur Bewältigung des großen Aufstandes von 1857 verwandt wurden; später durch das Anwachsen der indischen Ausfuhr, namentlich während der Jahre des amerikanischen Bürgerkrieges und der Baumwollennot.“ Die europäischen Staaten erfreuten sich also des doppelten Vorteils, ihrem gestiegnen Goldbedarf ohne Opfer abhelfen und ihr übrig gewordnes Silber ohne Verlust abstoßen zu können, und ganz von selbst bloß als natürliche Wirkung des Verkehrs trat in weitem Umfange Gold an die Stelle des Silbers. „Die Erscheinung, daß trotz einer fast zwanzigfachen Goldproduktion*) und trotz einer bei ungefähr gleichbleibender Silbergewinnung enorm gewachsenen Silbernachfrage für Indien das Wertverhältnis beider Edelmetalle nur eine Verschiebung um wenige Prozente erfuhr, war geeignet, das namentlich bei den Theoretikern erschütterte Vertrauen auf das gelbe Metall aufs neue zu befestigen. Die Wertbeständigkeit des Goldes schien die stärkste Feuerprobe glänzend überstanden zu haben. Die Länder des französischen Systems lernten in kurzer Zeit die Vorzüge einer überwiegenden Goldzirkulation schätzen, und

*) Die Goldproduktion betrug, um nur wenige Zahlen aus den Tabellen anzuführen, im Jahresdurchschnitt des Zeitraums 1493—1520: 5800 kg, 1681—1700: 10765, 1741—1760: 24610, 1811—1820: 11445, 1841—1850: 54859, 1856—1860: 201750, 1881—1885: 154959, 1890—1895: 245740 kg.

Digitized by Google

immer allgemeiner verbreitete sich die Ansicht, weit über die Länder mit Goldumlauf hinaus, daß die Goldwährung das Währungssystem der Zukunft für alle zivilisierten Nationen sei." Das Verdienst, diesen Ausgleich vermittelt zu haben, gebührt nun allerdings den Staaten des lateinischen Münzbundes, namentlich Frankreich selbst mit seinem Doppelwährungssystem (das, genau gesprochen, ein alternierendes System ist, da je nach Umständen bald das eine, bald das andre der beiden Edelmetalle als Wertmaßstab dient; beide zugleich können sie diesen Dienst unmöglich verrichten, da es kein Mittel giebt, ihr gegenseitiges Wertverhältnis unveränderlich zu machen). Daraus aber, daß die Doppelwährung eines reichen Landes einmal unter ganz bestimmten Umständen den glatten Verlauf einer großen Umwälzung des Geldwesens ermöglicht hat, folgt keineswegs, daß der Doppelwährung an sich eine ausgleichende Wirkung innewohnte oder gar die Fähigkeit, eine gegebne Wertrelation aufrecht zu erhalten. Die damalige Wirkung der Doppelwährung war an eine Bedingung geknüpft, die nicht sobald noch einmal wiederkehren wird, daß nämlich zu einer Zeit, wo von der einen Seite Gold einzuströmen bereit war, und auf der andern Seite Silber gefordert wurde, Frankreich mit Silber gesättigt und Gold in Masse aufzunehmen gern bereit war. Als „in den siebziger Jahren das bimetallistische System den Umlauf abermals mit Silber anzufüllen begann," da wurde diese Wirkung als sehr unerwünscht empfunden, und um nicht diesmal das Gold verdrängen zu lassen, wie zwanzig Jahre vorher das Silber verdrängt worden war, schränkte man die Silberausprägung ein und hob so das bimetallistische System auf. Trotz der gegebnen günstigen Bedingungen war übrigens die Wirkung dieses Systems in der Zeit des großen Goldzuflusses „so beschränkt und so unvollkommen, daß man im Hinblick auf das Grundprinzip des Bimetallismus nicht von einem Bewähren, sondern nur von einem Versagen sprechen kann." Die Doppelwährung hat zunächst nicht die ihr zugeschriebne Wirkung geübt, in den Ländern, wo sie anerkannt war, die sogenannte Parität, womit man das Verhältnis $15^1/_2 : 1$ meint, aufrecht zu erhalten. Diese Parität hat niemals bestanden, weder vor noch nach den Goldfunden. Vorher war das Silber, nachher das Gold weniger wert, als die französische Relation annahm, und zwar nicht bloß auf dem Londoner Edelmetallmarkte, sondern in Paris selbst. Dann aber — und darin tritt das Versagen ganz deutlich zu Tage — hat die Doppelwährung ihr Ziel: beiden Metallen den Umlauf nebeneinander zu sichern, niemals erreicht. „Für Frankreich bedeutete vor 1850, für die Vereinigten Staaten vor 1834, so lange das Silber im Münzgesetz günstiger bewertet war als auf dem freien Markt, die Doppelwährung einen Verzicht auf das Gold. Als die Vereinigten Staaten im Jahre 1837 ihre Wertrelation zu Gunsten des Goldes veränderten, mußten sie auf einen ausreichenden und geordneten Silberumlauf verzichten, und als die Goldfunde und die indische Silbernachfrage den Goldwert unter die französische Relation hinabdrückte, wurden die Silbermünzen der Franken-

Digitized by Google

währung eingeschmolzen, der Silberumlauf wurde für die Bedürfnisse des Verkehrs, wie anderthalb Jahrhunderte zuvor in England, zu knapp, und die Silbermünzen wurden mit Aufgeld gegeben und genommen. Es gelang also dem bimetallistischen System in Frankreich und den Vereinigten Staaten so wenig wie vorher in England, einen ausreichenden Silberumlauf zu sichern und die Gleichwertigkeit der Gold- und Silbermünzen aufrecht zu erhalten." Als der steigende Goldbedarf die Geschäftswelt mehr und mehr dem Golde geneigt machte,*) stieß sie auf den mächtigen Widerstand der Bank von Frankreich. Durch die gesetzliche Doppelwährung berechtigt, ihre Noten mit Silber einzulösen, konnte sie sich von solchen, die durchaus Gold wollten, eine Prämie zahlen lassen, zog also Gewinn aus der Doppelwährung; unterstützt wurde sie durch das ebenfalls silberfreundliche Haus Rothschild. Natürlich, bemerkt Helfferich, wurde diese Prämienpolitik nur dadurch ermöglicht, daß Frankreich die einzige bimetallistische und zugleich geldreiche Macht war. Wäre der Bimetallismus die Weltwährung, würden also überall in der Welt beide Metalle gleich gewertet, so würde eben kein Metall vor dem andern bevorzugt, und es würde keine Nachfrage bestehen, die bereit wäre, für das bevorzugte eine Prämie zu zahlen. Die 1865 abgeschlossene lateinische Münzkonvention regte den Gedanken einer Weltmünzeinigung an, und dieser wurde bei Gelegenheit der Pariser Weltausstellung 1867 auf einer internationalen Münzkonferenz erörtert, deren einziges Ergebnis war, daß sich die Vertreter der zwanzig Regierungen, die die Konferenz beschickt hatten, über die Währungsfrage aussprachen. Alle Staaten mit einziger Ausnahme der Niederlande erkannten an, daß, wenn eine Weltmünzeinheit zustande kommen solle, sie weder auf der Grundlage der Silberwährung noch auf der der Doppelwährung, sondern nur auf der Grundlage der reinen Goldwährung erreicht werden könne. „Wenn nun die Bestrebungen nach einer Münzeinheit sich als unerreichbar herausstellten, so konnte darin kein Grund liegen, auch die Bemühungen um eine Währungsgleichheit zwischen den handelspolitisch wichtigsten Staaten aufzugeben; für Deutschland insbesondre wurden damit diese Bemühungen nur auf ihre ursprüngliche Begrenzung zurückgeführt. Die Währungsgleichheit verhielt sich eben zur Münzeinheit nicht wie das Mittel zum Zweck, sondern wie die teilweise Erreichung zur gänzlichen Erfüllung des Zwecks. Und das Votum der Pariser Konferenz, daß die Münzeinheit nur auf Grundlage der Goldwährung erreichbar sei, besagte gleichzeitig, daß auch eine Währungsgleichheit für die wichtigsten Handelsvölker nur auf Grundlage der Goldwährung gedacht werden könne." In Frankreich drängten die Handelskammern und die Generalsteuereinnehmer mehr und mehr auf Einführung der Goldwährung; der Verlegenheit, zwischen ihnen und der Bank von Frankreich entscheiden zu sollen,

*) Man muß vor der Münzreform bei Zahlungsterminen, z. B. infolge einer Subhastation, gesehen haben, wie die Leute an ihren Geldsäcken zu schleppen hatten, um zu begreifen, wie lebhaft sich damals die Geschäftswelt nach Gold sehnte.

Digitized by Google

wurde die Regierung durch den Ausbruch des Krieges mit Deutschland überhoben.

In Deutschland wurden, wie im Mittelalter, so bis in unser Jahrhundert hinein Silber- und Goldmünzen neben einander gebraucht, doch herrschte das Silber vor. Je mehr sich die Münzverhältnisse befestigten, desto deutlicher zeigte es sich, daß die vermeintliche Parallelwährung die reine Silberwährung war; das Silber gab allein den Wertmaßstab ab, das Gold bekam ein Aufgeld nach schwankendem Kurs. Gold blieb in gewissen Verhältnissen, z. B. bei den Kollegienhonoraren der Mediziner üblich. Natürlich konnte der Goldforderung auch in Silber genügt werden; zehn Thaler in Gold bedeuteten dann elf Thaler zehn Silbergroschen. Eine Münze aber, deren Wert schwankt, wird von Leuten, die nicht täglich den Kurszettel lesen, nicht gern genommen; dem immer stärker werdenden Goldbedarf ließ sich daher auf der Grundlage der Silberwährung nicht abhelfen. Die im Wiener Münzvertrage beschlossene Handelsmünze kam nicht in Umlauf. Brauchte man Gold für den internationalen Zahlungsausgleich, so war es schwer zu beschaffen, denn die einheimischen Goldmünzen wurden eingeschmolzen oder ins Ausland verkauft. Silbergeld kann man wohl bei Goldwährung im Lande behalten — durch unterwertige Ausprägung, aber dieses Mittel läßt sich natürlich nicht dazu verwenden, Goldmünzen bei Silberwährung festzuhalten,*) da ja Gold zu internationalen Zahlungen dient, unterwertige Münzen aber im Auslande nicht angenommen werden.

(Schluß folgt)

Die imperialistische Bewegung in England

Von Wilhelm Wetz in Gießen

Wer bei längerm Aufenthalt in England das wichtigste Hilfsmittel für die Kenntnis englischer Zustände: Zeitungen, Wochen- und Monatsschriften fleißig benutzt, wird bald mit einer gewissen Verwunderung eine Eigentümlichkeit des Sprachgebrauchs wahrnehmen. In zahlreichen Blättern wird der deutsche Kaiser nur The Kaiser, der russische The Tsar genannt, während für den alten Kaiser

*) Nicht um Festhaltung der individuellen Münzen handelt es sich, sondern um Aufrechterhaltung des Goldbestandes, um einen Zustand, wo das ausströmende Gold durch einströmendes ersetzt wird, um eine internationale Zirkulation, bei der dem Lande sein Goldschatz erhalten bleibt.

Digitized by Google

Wilhelm und für Kaiser Friedrich noch allgemein die Bezeichnung Emperor üblich war. Man fragt sich erstaunt, ob die Engländer, deren Stärke sicherlich nicht in ihren Sprachkenntnissen liegt, auf einmal anfangen hiermit zu prunken, oder ob wachsender historischer Sinn es ihnen verbietet, einen Namen zu gebrauchen, den auch die deutschen Kaiser des Mittelalters und die römischen Cäsaren trugen. Die Lösung des Rätsels ergiebt sich, wenn man sieht, daß Hand in Hand damit der Gebrauch von Empire und Imperial in einem ganz beschränkten Sinn geht. The Empire bedeutet für diese Kreise das Weltreich schlechthin, nämlich Großbritannien und seine Kolonien als Einheit gefaßt; Imperial ist alles, was sich auf die Interessen dieses „größern Britanniens" bezieht. In dieser Spracherscheinung spiegelt sich unsers Erachtens die zunehmende Bedeutung wieder, die die imperialistische Bewegung in England in dem letzten Jahrzehnt gewonnen hat. Sie zeigt sich ferner in dem häufigen Gebrauch des Namens Imperial, den sich Institute, Vereine und litterarische Sammelwerke mehr und mehr beizulegen lieben, in den zahlreichen Erörterungen über Imperialism, in denen alle möglichen Imperialists das Wort ergreifen. Weit mehr fällt es ins Gewicht, daß der Imperialismus zu seinen Trägern so gewaltige Männer der That wie Cecil Rhodes zählt, und Leute mit Namen besten Klanges wie Rudyard Kipling und Sir Walter Besant — ich schweige von Heißspornen wie W. E. Henley — die imperialistische Idee mit aller Begeisterung verkünden.

In der folgenden Abhandlung möchte ich einige Eindrücke über diese Bewegung wiedergeben, die sich mir bei meinem letzten Besuche in England aufgedrängt haben. Ich will nicht verhehlen, daß sie manchen bei uns herrschenden Anschauungen zuwiderlaufen, die ich früher selber teilte. Die Zeit war vielleicht deshalb günstig für Beobachtungen, weil der spanisch-amerikanische Krieg kaum beendet war und damals Ereignisse eintraten wie die Einnahme Khartums, die Wahlen in der Kapkolonie, bei denen Cecil Rhodes mit wenigen Stimmen von den Holländern geschlagen wurde, die deutsch-englische Vereinbarung, der Tod Sir George Greys, des bekannten kolonialen Staatsmannes, und schließlich die französisch-englische Verwicklung wegen Faschoda. Die Väter des englischen Imperialismus sind Carlyle und Beaconsfield, die sein Programm entwarfen und ihm seine Ziele wiesen. Weitere Kreise ergriff die Bewegung jedoch erst, als Cecil Rhodes in Südafrika wirkte. In den letzten Jahren und namentlich in dem Jubiläumsjahre begann man dann systematisch darauf hinzuarbeiten, die englische Politik, statt wie bisher auf eine kleinenglische, auf eine imperialistische Grundlage zu stellen, meist mit dem Hintergedanken, den engen Zusammenschluß der unter britischer Flagge lebenden Engländer mit einer Verbrüderung der angelsächsischen Rasse, der Engländer und Amerikaner, zu krönen, die dann der Welt ihre Gesetze diktieren könnten.

* * *

Digitized by Google

I. Carlyle

Von Carlyle kommt hier vor allem sein Grundsatz in Betracht, daß das höher zivilisierte und mächtigere Volk das Recht habe, ein schwächeres zu verdrängen, und daß es selbst die Pflicht eines Landes sei, seinen Söhnen, die im Inlande nicht Brot und Arbeit fänden, nötigenfalls mit Gewalt in fremden Erdteilen Raum zu schaffen, wo sie ihre Kräfte bethätigen könnten. „Überall — sagt er im Chartism*) (1843) — sehen wir Eroberung, die bloß Unrecht und Gewalt scheint, sich als ein Recht unter den Menschen geltend machen. Prüfen wir jedoch, so finden wir, daß in dieser Welt keine Eroberung dauernd werden konnte, die sich nicht daneben als wohlthätig für die Besiegten wie für die Eroberer erwies. Die Römer unterwarfen die Welt und hielten sie unterworfen, weil sie am besten die Welt regieren konnten. So waren auch die Engländer vor achthundert Jahren uneinig, und mit Harolds Tod schwand die letzte Möglichkeit, das Land gut zu regieren; eine neue Klasse starker normannischer Adlicher mit einem starken Mann, mit einer Reihe starker Männer an der Spitze, und nicht uneinig, sondern durch manche Bande verbunden, waren imstande, es zu regieren, und regierten es, wie wir annehmen dürfen, ziemlich erträglich, oder sie würden nicht dort geblieben sein. Sie handelten, ohne sich eines solchen Amtes bewußt zu sein, als eine ungeheure, freiwillige, überall vertretne, zum Handeln bereite Polizeigewalt. Es ist ein erfreulicher Gedanke, daß Macht und Recht, die anfangs oft so schrecklich voneinander abweichen, am Ende doch ein und dasselbe sind. Eroberung durch bloße Gewalt und Zwang hat keine Dauer. Sie muß wohlthätig sein, oder sie wird abgeschüttelt. Der starke Mann ist, genau betrachtet, der weise Mann, der mit Methode, Treue und Tapferkeit begabt ist und zu verwalten, zu leiten und zu herrschen versteht."

Carlyle wendet sich höhnisch gegen Thierry, der das Schicksal der unter dem Eroberer dahingesunknen Sachsen pathetisch beklagte und in sein Mitleid auch die Walliser, überhaupt die Kelten einschloß, die eine stärkere Rasse in die gebirgigen Winkel des Westens verscheucht hatte. Es ist wahr, sagt Carlyle, daß diese ohne Erfolg kämpfenden Männer edle Thaten vollführten und heroische Leiden ertrugen, denen eine Thräne gebührt; es ist auch passend und recht, daß jemand aufsteht, der dieser verlornen Sache ebenfalls Geltung zu verschaffen sucht. „Sehr recht — und doch, wenn wir die Dinge nach diesem großen Maßstabe beurteilen, was können wir sehen, als daß die Sache, die den Göttern gefallen hat, am Ende auch Cato gefallen muß? Cato kann es nicht ändern, und Cato wird finden, daß er im Grunde nicht wünschen kann, es zu ändern. Macht und Recht unterscheiden sich sehr von einer Stunde zur andern; aber wenn man ihnen Jahrhunderte giebt, um sich zu erproben,

*) Chapter V. Rights and Mights.

Digitized by Google

wird man sie identisch finden. Wessen Land war das britische? Gottes, der es geschaffen hat, sein und keines andern war und ist es. Welche von Gottes Geschöpfen hatten das Recht, darin zu leben? Die Wölfe etwa und Auerochsen? Sicherlich; bis einer sich mit einem bessern Recht zeigte. Der Kelte kam an und gab ein besseres Recht vor; und demgemäß suchte er dasselbe, nicht ohne Schmerz für die Auerochsen, zu beweisen. Er hatte ein besseres Recht zu diesem Stück von Gottes Land — nämlich eine bessere Macht, es nutzbar zu machen —, wenigstens eine Macht, sich dort anzusiedeln und zu versuchen, welchen Nutzen er daraus ziehen könnte. Die Auerochsen verschwanden; die Kelten ergriffen Besitz vom Boden und pflügten ihn. Sollte das für immer sein? Ach, für immer ist keine Kategorie, die sich in dieser zeitlichen Welt behaupten kann. Kein Eigentum ist ewig außer dem Gottes, des Schöpfers; wem der Himmel erlaubt, Besitz zu ergreifen, der hat auch das Recht. Des Himmels Bestätigung ist eine solche Erlaubnis — solange sie dauert; weiter läßt sich nichts sagen. Warum wächst der Ysop dort in der Mauerritze? Weil das ganze, anderweitig genug in Anspruch genommne Weltall bisher nicht verhindern konnte, daß er wuchs! Es hat die Macht und das Recht. Nach demselben großen Gesetze werden römische Reiche errichtet, verbreiten sich christliche Religionen und herrschen alle bestehenden Mächte. Das starke Ding ist das gerechte Ding; das wirst du überall in unsrer Welt finden."

Alle durch Übervölkerung und Arbeitslosigkeit hervorgerufnen Mißstände, glaubt Carlyle, ließen sich durch gut geregelte Auswanderung beseitigen, wie überhaupt die Arbeit organisiert werden müßte. „Übervölkerung? Und doch, wenn dieser schmale westliche Rand Europas übervölkert ist, ruft nicht gleichsam überall sonst eine ganze leere Erde uns zu: Kommt und pflügt mich, kommt und erntet mich! Kann es ein Unglück sein, daß auf einer Erde wie der unsern neue Menschen sind? Als Handelswaren, als Arbeitsmaschinen betrachtet, giebt es in Birmingham oder außerhalb eine Maschine von solchem Wert? Gütiger Himmel, ein weißer Europäer, auf seinen zwei Füßen stehend, mit seinen zwei fünffingrigen Händen an seinen Armen und seinem wunderbaren Kopf auf seinen Schultern ist etwas Beträchtliches wert, möchte man sagen. Der dumme schwarze Afrikaner erzielt einen Preis auf dem Markte, desgleichen das dümmere vierfüßige Pferd — nur wir haben noch nicht die Kunst gelernt, unsern weißen Europäer zu verwenden."

Er weist dann auf die weiten, dünn oder nicht bevölkerten Strecken im Innern Afrikas, im Herzen Asiens, in Spanien, Griechenland, in der Krim und in der Türkei hin, die zur Besiedlung einladen, und ruft dann aus: „Ach, wo sind jetzt die Hengiste und Alariche unsers noch immer glühenden und sich ausdehnenden Europas, die, wenn ihre Heimat zu eng geworden ist, diese überflüssigen Massen unbezwingbarer lebender Tapferkeit anwerben und wie Feuersäulen vorwärtsführen; ausgerüstet nicht mit der Streitaxt und dem Kriegs-

Digitized by Google

wagen, sondern mit der Dampfmaschine und der Pflugschar? Wo sind sie? — Sie hegen ihr Wild!"

Zweierlei fordert Carlyle in „Vergangenheit und Gegenwart" (Past and Present, 1843) vor allem von der Regierung, den allgemeinen Schulunterricht — wie man sich erinnern wird, hat England diesen erst seit 1870 — und die staatliche Organisation der Auswanderung. Jeder Arbeitswillige fände Raum in den Kolonien, und diese wieder würden die besten Abnehmer der Waren des Mutterlandes sein. Carlyle träumt von einer großen, innig verbundnen Gemeinschaft, die sich so entwickeln werde. „Mykale war das Pan-Jonion, das Stelldichein aller Stämme des Jon für das alte Griechenland: warum sollte nicht London auf lange das Allsachsenheim, das Stelldichein aller »Kinder des Harzfelsens« bleiben, die in erlesenen Exemplaren von den Antipoden und sonst woher, mit Dampfschiffen oder anderswie zur »Saison« hierherkommen! — Welch eine Zukunft! weit wie die Welt, wenn wir nur das Herz und den Heroismus dafür haben — was, mit Gottes Segen, wir haben werden."

2. Beaconsfield. Seeley

Der Appell, den Carlyle an England richtete, fand zunächst kein Echo. Es scheint uns für die mittlern Jahrzehnte unsers Jahrhunderts charakteristisch, daß man bei der Beurteilung aller Fragen den ökonomischen Standpunkt in den Vordergrund drängt, den nationalen, ethischen und sozialen dagegen zurücktreten läßt. Sobald man die Beziehungen der Menschen zu einander bloß soweit in Betracht zog, als sie sich in Geld ausdrücken lassen, mußte die Frage nach dem Werte von Kolonien lauten, ob England von ihnen unmittelbaren Vorteil habe oder nicht. Häufig wurde dies verneint und vielfach ziemlich offen ausgesprochen, daß es für beide Teile das Vorteilhafteste sei, wenn sie sich von einander trennten. Kolonien, hatte Turgot gesagt, sind wie Früchte an einem Baume; sobald sie reif sind, fallen sie ab. Und dieser Satz, den das Beispiel Nordamerikas zu bestätigen schien, wurde beinahe als Dogma hingenommen. Das Aufblühen einer Kolonie galt als ein Vorzeichen ihrer baldigen Trennung, und mit möglichst guter Fassung suchte man diese unerfreuliche Thatsache hinzunehmen. In Kanada arbeitete man offen auf die Unabhängigkeit der Kolonie hin und konnte sich dabei darauf berufen, daß man auf demselben Boden stehe wie die Minister der Krone.

Die britischen Truppen wurden aus Australien, Kanada und der Kapkolonie zurückgezogen, und in dem unruhigen Neuseeland waren hierdurch die britischen Ansiedler beinahe schutzlos den Eingebornen überliefert. Earl Granville gab sogar (1869) den Behörden in Wellington den Rat, die Oberhoheit eines Maorihäuptlings anzuerkennen. In einer mir vorliegenden Schrift*)

*) C. de Thierry, Imperialism. 1898.

Digitized by Google

finde ich einige Stellen aus der Times des Jahres 1870, wo Gladstone am Ruder war, zitiert. Das ministerielle Blatt brachte die Zuschrift eines frühern Gouverneurs von Kanada, der erklärte, daß er jetzt gegen seine frühere Ansicht in diesem besondern Falle und unter den veränderten Umständen dafür sei, daß beide Parteien auseinander gingen. Im Anschluß daran empfahl die Times, daß sich Britisch-Kolumbia den Vereinigten Staaten statt der Herrschaft Kanada anschlösse. Ihr zufolge konnte England nur in derselben Weise das Mutterland Australiens heißen, wie Schleswig-Holstein das Mutterland Englands sei. Wenn, so hieß es weiter in der Times, die jetzt befolgte Politik auf die Lösung der Verbindung zwischen Kolonien und Mutterland hinweist, so wäre es gut, daß man dieses Ziel voraussähe und sich darauf gefaßt machte, sodaß es nicht zuletzt überstürzt und in einem unfreundlichen Geiste bewirkt würde. Natürlich rief diese Haltung des Kabinetts überall große Beunruhigung hervor, und die Zeichen mehrten sich, daß wenigstens Kanada und Neuseeland ihre Unabhängigkeit erklären würden. Jedoch gab sich die öffentliche Meinung so unzweideutig zu erkennen, daß auf dieser Bahn nicht weiter geschritten wurde. Als Granville Minister des Auswärtigen wurde, atmete der Spectator, ein liberales, aber kolonialfreundliches Blatt auf, daß er das Kolonialamt verließ, „ehe eine Kolonie unversehens ihre Unabhängigkeit und ihre unauslöschliche Feindschaft gegen Großbritannien erklärte. Es war wahrlich sehr nahe daran.... Das englische Volk bezahlt nicht seine Steuern, damit sein Land eine Macht dritten Ranges werde.“ Wie weit die von Granville und Gladstone vertretnen Ansichten verbreitet waren, erkennt man am besten an dem Ernst und der Gründlichkeit, mit der Seeley in seinem berühmten Buche „Die Ausdehnung Englands“ (The Expansion of England, 1883) sie erörtert und bekämpft.

Beaconsfield, den sich die Engländer mehr und mehr gewöhnen als ihren größten Staatsmann in der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts anzusehen, hat, als er zur Regierung kam, sofort die Zerstücklungspolitik seiner Vorgänger zum Stehen gebracht. Vieles ist ihm zufolge versäumt worden, was schwer wieder gut zu machen wäre. „Als die Selbstverwaltung gewährt wurde, sagt er einmal, hätte sie als ein Teil einer großen Politik der Reichskonsolidierung zugestanden werden sollen. Sie hätte begleitet sein müssen von einem Reichszolltarif ... und von einem Militärgesetz, das genau die Mittel und Beitragsanteile zu bestimmen gehabt hätte, durch die die Kolonien verteidigt worden wären und nötigenfalls England von den Kolonien hätte Hilfe fordern können. Sie hätte ferner begleitet sein müssen von der Errichtung einer repräsentativen Versammlung in der Hauptstadt, die die Kolonien in dauernde und ununterbrochne Beziehungen mit der heimischen Regierung gebracht hätte.“ Man hat Disraeli vorgeworfen, daß sein Imperialismus hauptsächlich europäisch und asiatisch gewesen sei, während der neuere Im-

Digitized by Google

perialismus daneben noch amerikanisch, afrikanisch und australisch sei. Allein man vergißt, daß in keinem andern Lande außer Indien damals etwas geschehen konnte. Die Ausrufung der Königin zur Kaiserin von Indien, die Beorderung indischer Truppen nach Europa und der Gewinn Cyperns, einer so wichtigen Station auf dem Wege nach Indien, wurden in den Kolonien weit mehr als im Mutterlande gewürdigt und erweckten dort wieder das Gefühl, daß man ihnen und auch ihren Gefühlen Rechnung trage. Wenigstens hat Disraeli immer das Vertrauen und die Sympathien der Kolonien besessen, und sein Hingang wurde dort besonders lebhaft beklagt. Nicht zu unterschätzen ist es auch wohl, daß er die Königin mehr zum Hervortreten bewog und statt der wechselnden Parlamentsmehrheiten und der von ihnen gelieferten Minister sie als den sichtbaren Mittelpunkt des Reiches hinstellte. Daß die Königin in dem weiten Reiche, über das sie gebietet, erheblich mehr bedeutet, als wir Festländer anzunehmen geneigt sind, und daß die ihr gewidmete Liebe und Verehrung auch dem Reichsgedanken sehr zu gute kommt, zeigte sich bei der fünfzigjährigen und mehr noch bei der sechzigjährigen Feier ihres Regierungsantritts.

Als wissenschaftlicher Vertreter des britischen Reichsgedankens verdient besonders der Historiker Seeley, uns Deutschen durch sein Buch über Stein wert, genannt zu werden.*) Im Jahre 1883, zwei Jahre nach Beaconsfields Tode, veröffentlichte er seine in Cambridge gehaltnen Vorlesungen über die Ausdehnung Englands (The Expansion of England). Er untersucht hier sehr gründlich die Geschichte und Zukunft des britischen Imperiums. Nach ihm muß zwischen Indien, das durch Nationalität, Sprache und Religion von England getrennt ist, und den andern Kolonien unterschieden werden, die im wesentlichen durch Gemeinsamkeit des Blutes, der Religion und der Interessen mit dem Mutterlande verbunden sind. Auf diesen, nicht auf dem Besitz Indiens beruht nach Seeley die Zukunft des britischen Reiches. Grundlos scheint ihm die Befürchtung, daß es in der Natur der Dinge liege, daß sich das Mutterland und die Kolonien mit zunehmender Entwicklung dieser immer mehr von einander entfernen müßten, und daß darum auch der Verlust der englischen Kolonien bevorstehe. Das Beispiel Nordamerikas hält er nicht für einen Beweis. Denn einmal herrscht jetzt nicht mehr das alte Kolonialsystem, das bloß auf Handelsvorteile für das Mutterland bedacht war, und dann lagen in Nordamerika von Haus aus die Dinge weniger günstig. Um ihres Glaubens willen hatten die Auswanderer England verlassen und sahen darum von Anfang an mit weniger freundlichen Gefühlen auf England zurück, als die meisten derer, die

*) Da eine Beschränkung auf wenige Männer nötig war, die eine bestimmte Seite der imperialistischen Bewegung gut veranschaulichen, können wir hier nur Sir Charles Dilke (Greater Britain und Problems of Greater Britain) und Froude (Oceana) flüchtig erwähnen.

Digitized by Google

heute aus England nach Kanada, Australien oder dem Kaplande gehen. Vermöge der großen technischen Fortschritte unsrer Zeit, der Raschheit der Verbindung nach allen Teilen der Welt sei es heute möglich, daß weitausgedehnte Reiche doch eine Einheit darstellten, und der Gedanke an eine parlamentarische Vertretung der Kolonien, der Burke wegen der äußern Schwierigkeiten der Sache lächerlich erschienen sei, sei heute nicht mehr lächerlich. Das Problem, an dessen Lösbarkeit man in England verzweifle, sei thatsächlich anderswo gelöst worden.

Die Vereinigten Staaten, sagt Seeley, haben gezeigt, wie ein Staat einen fortwährenden Auswanderungsstrom aussenden kann, wie von einem besiedelten Streifen am Atlantischen Ozean ein ganzer Kontinent bis zum Stillen Ozean bevölkert werden und doch nie der Zweifel entstehen kann, ob diese entfernten Ansiedlungen nicht bald ihre Unabhängigkeit beanspruchen, oder ob sie es sich gefallen lassen werden, zum Vorteil des Ganzen besteuert zu werden. Der Fehler liegt darin, daß man unter England nur Großbritannien mit seiner Bevölkerung von etlichen dreißig Millionen versteht. Man darf in den Kolonien nicht Besitzungen, sondern muß in ihnen Teile Englands sehen und mit dieser Ansicht Ernst machen. „Wir müssen aufhören zu denken, daß Auswandrer, wenn sie in die Kolonien gehen, England verlassen oder für England verloren sind. Wir müssen aufhören zu denken, daß die Geschichte Englands die Geschichte des Parlaments ist, das in Westminster tagt, und daß Angelegenheiten, die dort nicht erörtert werden, nicht zur englischen Geschichte gehören können. Wenn wir uns gewöhnt haben, das ganze Imperium zusammen zu betrachten und alles England zu nennen, werden wir sehen, daß hier ebenfalls Vereinigte Staaten sind. Hier ist ebenfalls ein großes gleichartiges Volk, eins in Blut, Sprache, Religion und Gesetzen, aber über einen grenzenlosen Raum verstreut. Allerdings hat es, wenn es auch durch starke moralische Bande zusammengehalten wird, nichts, was eine Verfassung genannt werden kann, kein System, das fähig scheint, einem harten Anprall zu widerstehen. Wenn man aber geneigt ist, zu zweifeln, ob ein System erdacht werden kann, fähig, so weit von einander entfernte Gemeinschaften zusammenzuhalten, dann ist es Zeit, sich an die Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika zu erinnern."

Was so als möglich nachgewiesen wird, ist nach Seeley auf der andern Seite von dringender Wichtigkeit. „Denn dieselben Erfindungen, die ausgedehnte politische Vereinigungen möglich machen, wirken dahin, daß Staaten von den alten Größenverhältnissen unsicher, bedeutungslos und solche zweiten Ranges werden. Halten die Vereinigten Staaten und Rußland noch fünfzig Jahre zusammen, so werden am Ende dieser Zeit solche alten europäischen Staaten wie Frankreich und Deutschland ganz zwerghaft erscheinen und in die zweite Klasse hinabsinken. Dasselbe wird mit England geschehen, wenn

Digitized by Google

England am Ende dieser Zeit noch immer sich einfach als einen europäischen Staat denkt."

Den Lobrednern kleiner Staaten, die auf die glänzenden Tage von Athen und Florenz hinweisen, hält Seeley entgegen, es sei etwas ganz Verschiednes: ein kleiner Staat inmitten kleiner Staaten oder ein kleiner Staat inmitten großer Staaten zu sein. Athen und Florenz brachen sofort zusammen, als große, festgefügte Landstaaten in ihrer Nachbarschaft emporwuchsen. Schon jetzt lastet Rußland etwas schwer auf Mitteleuropa, und was wird dann geschehen, wenn es in fünfzig Jahren die doppelte Bevölkerung hat, sein Eisenbahnnetz ausgedehnt ist und es in Intelligenz und Organisation den westeuropäischen Staaten nahekommt? In jener Zeit werden Rußland und die Vereinigten Staaten die heute groß genannten Staaten an Macht ebensosehr übertreffen, als die großen Staaten des sechzehnten Jahrhunderts Florenz übertrafen. „Ist dies nicht eine ernste Erwägung und zwar ganz besonders für einen Staat wie England, das im gegenwärtigen Augenblick in seiner Hand die Wahl zwischen zwei Richtungen des Handelns hat, von denen die eine es in jener künftigen Zeit auf dieselbe Höhe mit den größten jener großen Staaten der Zukunft bringen kann, während die andre es auf das Niveau einer reineuropäischen Macht herunterbringen wird, die, wie jetzt Spanien, auf die großen Tage zurückblickt, wo es den Anspruch erhob, ein Weltstaat zu sein." Im übrigen sieht Seeley hoffnungsvoll in die Zukunft. Denn das Reich, auf das er hofft, wird, wenn auch seine Teile über den ganzen Globus zerstreut sind, wegen der Gleichartigkeit der Bevölkerung im Innern weit gefestigter und dauerhafter sein als Rußland mit seinen zahllosen Stämmen, die sich in Sprache, Religion und Gesetzen von einander unterscheiden.

(Fortsetzung folgt)

Moritz Busch und Fürst Bismarck

Bei dem Verleger dieser Blätter wird in wenig Wochen eine Ausgabe des deutschen Originals erscheinen, das dem bei Macmillan erschienenen Werke von Moritz Busch: Bismarck, some secret pages of his life (der geschmacklose Titel stammt nicht von Dr. Busch, sondern von den Engländern) zur Grundlage gedient hat. Der ungeheure Lärm, den die Übersetzung einer Anzahl mit böser Absicht daraus herausgerissener Stellen in dem deutschen Blätterwald erregt hatte, ist augenblicklich verrauscht; ein andres Buch ist in den Vordergrund des allgemeinen

Digitized by Google

Interesses getreten, die „Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Otto von Bismarck“. Dieser Augenblick der Ruhe macht es möglich, ein ruhiges Wort über den Verfasser und sein Buch zu sagen.

Wenn ich sage, daß das Originalmanuskript dem bei Macmillan erschienenen Werke als Grundlage gedient habe, so soll damit gesagt sein, daß es sich nicht völlig mit diesem deckt. Die englische Übersetzung hat das Original nur verstümmelt wiedergegeben, außerdem hat sie manche Stellen falsch verstanden; daraus läßt sich leicht schließen, von welcher Zuverlässigkeit das war, was nun dem deutschen Publikum als Buschs Worte gegeben wurde, nachdem die fehlerhafte englische Übersetzung wieder ins Deutsche übertragen worden war, und mit welcher Vorsicht die so entstandnen Auszüge, denen die böswillige Tendenz klar auf der Stirn stand, hätten aufgenommen werden sollen. Es sei hier gleich vorweg gesagt, daß mit dieser Bemerkung nicht alles verteidigt und gutgeheißen werden soll, was das Original enthalten hat, ebenso wenig der Augenblick und die Art und Weise des Erscheinens. Es war nach meiner Meinung ein Unrecht des Verfassers, das Buch nach England zu verkaufen, was übrigens schon im Jahre 1895 geschehen ist; geschrieben war es selbstverständlich schon viel früher und gewissermaßen unter den Augen des Fürsten Bismarck, der ja an der Abfassung des ersten Bandes („Graf Bismarck und seine Leute“) direkt beteiligt war. Busch überließ es damit der Willkür der Engländer, ohne zu bedenken, ob er noch mit allem einverstanden sein würde, was er dem Manuskript anvertraut hatte, wenn das Buch erschiene. Die Engländer haben ihre Vollmacht natürlich dahin benutzt, daß sie alles, was nicht in ihren Kram paßte, unterdrückten, während sie Dinge, die ein besonnener deutscher Verleger unterdrückt hätte, ohne Skrupel brachten. Und die Leute, die ein Interesse daran hatten, aus dem Lärm über die Publikation Kapital für sich selbst zu schlagen, haben sich selbstverständlich mit geschickter Hand alles das zu nutze gemacht, was sich zu einem Radau benutzen ließ, ohne Rücksicht darauf, welchen Schaden der Brand stiften könnte, den sie ohne Besinnen anfachten. Und leider hat sich ein großer Teil der Presse zu Vorspanndiensten für sie benutzen lassen. Diese Leute, die sich jetzt natürlich „seine Leute“ nennen, werden nicht das Vergnügen haben, weiteres Kapital aus meiner Publikation zu schlagen; sie wird durchaus unanstößig sein und dennoch den Kanzler zeigen, wie er war, wie er dachte und fühlte, und wie er sprach. Alles, was er Busch gesagt und für eine einstmalige Veröffentlichung bestimmt hatte, werden auch diese Bände noch nicht bringen, aber doch das, was jetzt gebracht werden kann, und sie werden auch damit schon eine unvergleichliche Quelle für die Charakteristik des Fürsten auf lange Zeit hinaus bleiben, trotz aller Schmach, die man auf Busch zu häufen gesucht hat, der „wie Nikodemus zum Herrn“ zu kommen pflegte, als von denen noch keine Rede war, die sich jetzt damit brüsten, daß sie sein Vertrauen gehabt haben und in seine Geheimnisse eingeweiht waren.

Digitized by Google

Das Verhältnis zwischen den beiden Männern war gewiß eine höchst wunderbare Erscheinung; sie allein verschafft schon einen eigentümlichen Einblick in das Leben des Fürsten. Der mächtigste Mann des Reichs läßt jahrelang wieder und wieder diesen kleinen verleumdeten und gehaßten „Schriftsteller" zu sich kommen, um eine Seele zu haben, der er sich anvertrauen kann, der er sein Herz ausschütten kann — man denke sich diesen mitten in einer von ihm beherrschten Welt einsam dastehenden Mann von durchdringendem Verstand und leidenschaftlichem Herzen, allen an Klarheit des Blicks und berechnender Weisheit überlegen, der keinem trauen darf und keinem traut von allen denen, die ihn umgeben, der ein Leben lang mit Übelwollen, Haß, Neid und Unverstand zu ringen gehabt hat — es ist kein Wunder, daß er mißtrauisch wurde. Und dieses Mißtrauen hat auch Busch zu Zeiten erfahren; es gab ja Leute, die ein Interesse daran hatten, es bei dem Fürsten gegen ihn zu erwecken, er selbst giebt mit gutem Humor Zeugnisse davon, was ihm natürlich von edeln Seelen als Bedientenhaftigkeit ausgelegt wird. Busch zeigt es auch, welche Opfer Bismarck von denen zu verlangen pflegte, die sich in seinen Dienst stellten. Wie er von sich selbst sagte: patriae inserviendo consumor, so verlangte er von denen, die von ihm und von seiner Sache überzeugt waren, daß sie sich ohne Anspruch auf Dank dafür opferten; Dank haben weder Bucher noch Busch von ihm erfahren, wenn er nicht darin lag, daß er ihre Arbeit hinnahm, solange sie sich rühren konnten, und auch die Grenzboten nicht. Das hat natürlich gar nichts damit zu thun, daß der Fürst, wie Busch zeigt, die Leute, die für ihn thätig waren, gelegentlich rücksichtslos verleugnete und preisgab, wenn es notwendig war, sein Verhältnis zu ihnen zu verschleiern; das konnte geboten sein, und es ist kläglich, wenn man jetzt solche Stellen, in denen Busch von solchen Vorkommnissen berichtet, dazu ausnutzen will, ihn zum Schuft zu stempeln. Ich habe selbst amüsante Beispiele davon erlebt, wie wenig bei dem Fürsten die rechte Hand von der linken wußte, wenn z. B. die Grenzboten einen Artikel brachten, von dem mir bekannt war, daß er vom Fürsten ausging, und ich dann von andrer Seite, die auch aus der Quelle zu schöpfen glaubte, gefragt wurde, ob ich verrückt sei, solches Zeug aufzunehmen; die Grenzboten würden öffentlich desavouiert werden.*) Später, als Busch leidend und arbeitsunfähig war, und der Fürst außer Amt und alt, hatte er andre Leute um sich — welches Schlags die oftmals waren, ist sattsam bekannt. Es konnte schließlich jeder von ihm hören, was er wollte, und wie er es hören wollte, auch Ausdrücke über Busch, wie sie der edle Korrespondent der Leipziger Neuesten Nachrichten anführt; er brauchte ja nur den Fürsten auf einen solchen Verdacht zu

*) Als ein andres Beispiel dafür, wie vorsichtig Fürst Bismarck war, mag dienen, daß er, als ich ihm das erste Exemplar von „Graf Bismarck und seine Leute" schickte, mir schrieb, „er werde um so lieber Kenntnis davon nehmen, als die geschmackvolle Ausstattung zum Lesen einlade."

Digitized by Google

lenken, wie den, daß Busch der Verfasser des nach Buchers Tode in Schorers Familienblatt erschienenen Artikels über Bismarck und Bucher sei, der von jemand herrührte, den Busch nicht einmal kannte, soviel ich weiß, der aber sehr viel besser wußte, wie Bucher dachte, als Herr M. Es wird wohl ein sehr allgemeines Gefühl gewesen sein, daß der Fürst vieles, was er in den letzten Jahren gesagt hat, besser nicht gesagt hätte, und nicht vor den Leuten, die sich jetzt ihrer Wissenschaft rühmen und Kapital daraus geschlagen haben.

Das Verhältnis der neuen Bismarckleute zu dem Fürsten wird am besten durch die naive Mitteilung Horst Kohls gekennzeichnet (Leipziger Tageblatt vom 27. November 1898), daß dem Fürsten Herbert Bismarck erst nach dem Tode seines Vaters dessen Aufzeichnungen „im Zusammenhange bekannt“ geworden seien. Wie tief andre Leute in das Vertrauen des Fürsten gezogen sein mögen, kann man darnach ermessen, und die Memoiren zeigen es ja. Was darin steht, wußte in der Hauptsache alle Welt vorher — womit ihr Wert durchaus nicht herabgesetzt werden soll, denn der besteht darin, daß man — soweit sie wirklich zum Druck vorbereitet waren — das hört, was als des Fürsten ipsissima verba gelten sollte. Als eine kleine Illustration mag auch dienen, was der Fürst mir sagen ließ, als ich ihm nach seiner Entlassung geschrieben hatte, die Grenzboten würden ihm treu bleiben, und ihn bat, er möchte mir — da Busch damals arbeitsunfähig war, und meine andern politischen Mitarbeiter in den Dienst der neuen Regierung übergetreten waren — jemand nennen, der seine Anschauungen in den Grenzboten vertreten könnte; er ließ mir sagen, ich möchte so oft zu ihm kommen, wie ich wolle, Schriftliches könne er mir aber nicht geben, schon aus dem Grunde nicht, weil er niemand um sich habe, der schreiben könnte. Dem Fürsten fehlte nicht, wie sich Herr Kohl ausdrückt (Leipziger Tageblatt vom 27. November 1898), die antreibende Kraft, sondern die fähige Kraft.

Ich habe von dieser Erlaubnis — um dies hier einzuflechten — keinen Gebrauch gemacht, denn als dann jeder Beliebige, der sich an ihn herandrängte, Zutritt bei ihm fand, und die Zeitungen sich mit Interviewerberichten füllten, hielt ich es für besser, daß die Grenzboten von fern stehen blieben. Diese sind dem Fürsten auch nicht treu geblieben. Das heißt, als die sozialen Fragen begannen, das Volk aufzuregen, sind sie ihren eignen Weg gegangen und haben sich dadurch des Fürsten Ungnade — man weiß, wie ungnädig sie sein konnte — in hohem Maße zugezogen; sie haben nicht unterlassen, dem Fürsten ehrerbietigst zu sagen, daß sie sich gerade deshalb für bismarckisch hielten, daß sie auch gegen ihn das aussprächen, was sie für recht hielten, und sie glauben, die Bismarckische Tradition jederzeit treu aufrecht erhalten zu haben in Gnade und Ungnade, auch bei der rücksichtslosen Verfolgung, der sie durch die Bismarckpresse in den jüngstvergangnen Jahren ausgesetzt waren — in der Hohenzollerntreue jedenfalls besser als die, die mit Genuß und mit geheuchelter

Digitized by Google

Entrüstung das nachdruckten, was aus Macmillans Buschausgabe gegen die Hohenzollern ausgespielt werden konnte.

Was Busch geschrieben hat, hat er als der Vertraute Bismarcks geschrieben und in dessen Auftrag, wie er auch der war, der seine Biographie hätte schreiben sollen, und der zuerst mit den Vorarbeiten der Memoiren betraut war; daran kann alle Begeiferung nichts ändern, und die ehrlichen Leute, die ein wirkliches Urteil über den Wert der Tagebuchblätter Buschs haben, die haben auch ruhig ihr Urteil in den Hexensabbath des von den neuen Leuten Bismarcks geschürten Zeitungslärms hinausgerufen; es genügt mir, auf das Urteil von Zarnckes Litterarischem Zentralblatt hinzuweisen, dem ja nur die Macmillansche Publikation vorgelegen haben kann:

... Die deutsche Presse scheint fast einstimmig zu sein in der Verurteilung des Buches von Busch, indiskret soll es sein und zugleich voller Entstellungen und thatsächlich falscher Angaben. Eine Zusammenstellung von solchen Vergehen in Nummer 283 der Leipziger Neuesten Nachrichten hat die Runde durch die Zeitungen gemacht. Allein ein Teil dieser Fehler sind Druckfehler, andre erklären sich, wenn man erwägt, daß über Verhandlungen über politische Dinge, über Gespräche u. dergl. auch von den beteiligten Personen nur selten übereinstimmende Berichte verbreitet werden, und daß endlich Irrtümer aller Art unvermeidlich sind bei einer solchen Fülle von Mitteilungen über die verschiedenartigsten Dinge.... Es ist nicht der geringste Grund vorhanden, anzunehmen, daß Busch in diesen und ähnlichen Abschnitten sich nicht bemüht haben sollte, treu zu berichten. Auch geben sie eine solche Fülle von Zügen, die des Kanzlers Gepräge tragen, und sind so mannigfaltig, daß es undenkbar ist, sie auf Erfindung zurückzuführen. Das hat auch keiner der Kritiker gewagt, und ebenso steht es mit den Gesprächen Lothar Buchers mit Busch. Sie geben einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis dieses von Bismarck sehr hoch geschätzten Gehilfen, den wir ꝛc. aus Poschingers Biographie doch nicht ganz begreifen.... Wir meinen, daß man das Buch von Busch schon deswegen höchst willkommen heißen müßte, denn Lothar Bucher hat eine sehr lange Zeit hindurch eine sehr wichtige Stelle im Dienste Bismarcks ausgefüllt. Aber wie erklärt sich denn das so ganz verächtliche und leidenschaftliche Urteil über Busch und sein Buch in jenem Artikel, dessen Verfasser nahe Beziehungen zu Friedrichsruh hatte, und sonst bei Männern, die dem Hause Bismarck nahe stehen? Eben daraus, daß sie dem Hause und dem Kreise der Gehilfen Bismarcks nahe stehen, erklärt sich der Zorn, denn in diesem Kreise gab es Gruppen, die sich befehdeten, gab es Rivalitäten und eine Menge überreizte und überarbeitete Personen. Bismarck strengte seine Leute gewaltig an, und wenige hielten aus. In den Gesprächen und Urteilen namentlich von Bucher und Busch kommt nun die eine Gruppe zu Wort, und ihre Urteile über Herbert Bismarck, Keudell und andre vornehme Herren sind hart, sind zudem mit der Rücksichtslosigkeit des Privatgesprächs formuliert. Daher rührt der Zorn, der namentlich in einem, auch in jenem Leipziger Artikel abgedruckten Briefe Schweningers einen Ausdruck gewonnen hat, der auf ruhiger Denkende nur die entgegengesetzte Wirkung üben wird. Bei solchem Grimm hat die historische Wahrheit schlecht wohnen. Busch soll die Äußerungen Bismarcks plump und grob, sensationshaschend ꝛc. entstellt haben. Der Fürst habe schon selbst gesagt: „Halten Sie mir Busch vom Leibe, er wird dreist und indiskret“ ꝛc. Allein Bismarck hat ihm doch bis an das Ende seines Regiments und noch darüber

Digitized by Google

hinaus Vertrauen bewiesen. Daß der Journalist, der ihm in sehr verschiednen Formen dienen sollte, öfters nicht die Form traf, die Bismarck gewünscht hatte, daß er ihm hier zu viel und dort zu wenig sagte, war doch unvermeidlich. Jene Äußerung Bismarcks über Busch ist schon deshalb nicht anders zu nehmen wie viele der Äußerungen über hoch und niedrig, die Busch berichtet, und die ihm jetzt als Indiskretionen angerechnet werden. Sie sind auch so zu bezeichnen, aber sind das nicht all die scharfen Urteile auch, die wir längst aus Bismarcks Munde kolportieren? Gerade in den Tagen, in denen sie über Buschs Indiskretion klagte, brachte eine der besten und vornehmsten unsrer Zeitungen die Erzählung eines Studenten, wie Bismarck sich über den vom Kaiser geschenkten Hund geäußert habe, eine Erzählung, die gewiß authentisch ist, die aber alles übertrifft, was an Aehnlichem bekannt war. Ist es gestattet, das zu drucken, was tadelt ihr Busch?

Man kann bei Bismarck gar nicht umhin, solche Äußerungen zu beachten, und es wäre auf das Höchste zu beklagen, wenn uns z. B. Gespräche wie das Bismarcks über die Opposition, die sein Vertrag mit Österreich zum Schutz gegen Rußland bei dem Könige und in einflußreichen Hofkreisen fand (II, 410), vorenthalten wären. Womit natürlich nicht gesagt ist, daß wir hier gleich ein genaues Bild erhalten. — Man muß Bismarck ohne Hülle sehen und seine Worte in aller Schroffheit hören; jeder weiß, daß die geistreiche drastische Art seiner Rede, und daß die Energie, mit der er die Dinge einer bestimmten Beleuchtung zu unterwerfen wußte, dabei in Betracht zu ziehen sind. Wollte man ängstlich sein in der Mitteilung scharfer Äußerungen Bismarcks über Lebende oder Freunde von Lebenden, so hätte man auch seine Berichte aus Frankfurt, seinen Briefwechsel mit Gerlach nicht abdrucken dürfen. . . . Die Hauptsache aber ist, daß man die Klage über die Indiskretion im allgemeinen mit der Korrektur einzelner Angaben bei Busch nicht vermische. Jene allgemeine Klage ist unsers Erachtens ganz zurückzuweisen. Auch wenn man die Erlaubnis, die Busch am 23. Februar 1879 von Bismarck empfangen zu haben erklärt, daß er nach seinem Tode alles sagen dürfe, alles, was er wisse (II, 384), nicht berücksichtigt, so lag in dem sonstigen Verhalten Bismarcks schon eine Erlaubnis und Aufforderung. . . . Busch giebt ein Bild von der Thätigkeit Bismarcks in der Presse, und zwar so reich und so lebhaft, wie es kaum ein andrer hätte geben mögen. Wir wußten längst, daß Bismarck die Presse als einen Hauptschauplatz und eine Hauptwaffe des politischen Kampfes gewürdigt hat, wir wußten das (abgesehen von der Periode nach seiner Entlassung) aus seiner Frankfurter Zeit und vielen andern Nachrichten, aber das volle Bild gewinnen wir doch erst jetzt, und damit hat uns Busch zur Erkenntnis des großen Staatsmanns und der Art, wie er seine Pläne verfolgte, einen wichtigen Beitrag geliefert. Merkwürdig tritt dabei wieder heraus, wie kühl Bismarck sich doch im letzten Grunde zu Männern verhielt, denen er in vielen wichtigen Stunden und Angelegenheiten ein weitgehendes, fast kameradschaftliches Vertrauen schenkte, und das hat er Bucher und Busch gegenüber in großem Umfange gethan. Man darf aber nicht sagen, daß sich die sonstige Kühle, wenigstens Busch gegenüber, daraus erkläre, daß er ein untergeordnetes Werkzeug war. Denn Bismarck hat den Schriftsteller Busch nie anders behandelt, als er gebildete und kenntnisreiche Männer zu behandeln pflegte. Es ist doch nichts Geringes, daß er ihn würdig hielt, seine Politik namentlich in einer so angesehenen Zeitschrift wie die Grenzboten zu vertreten. Und sodann ist zu beachten, daß die dem Range nach höher stehenden Gehilfen schließlich kein näheres Verhältnis zu Bismarck gewannen. Man wird in den Tagebüchern von Busch vielfach Bestätigung finden für das, was der badische Minister Jolly aus der Versailler Zeit berichtet. Bismarck belebte die weitesten

Digitized by Google

Kreise und war allen unendlich viel, blieb aber einsam. Auch so bevorzugte Mitarbeiter wie Hatzfeldt, Tiedemann und Lothar Bucher wurden von ihm doch nur als Werkzeuge behandelt und beurteilt. . . .

Wer der Verfasser ist, weiß ich nicht.

Derselbe Sturm, der jetzt in den Blättern getobt hat, tobte auch damals, als „Graf Bismarck und seine Leute" erschien. Was ist schon damals gegen und über diesen Mann gesagt worden, was über das Buch selbst, das nur den einen Zweck hatte, darüber zu belehren, was das deutsche Volk an dem Kanzler habe, ihm Verständnis für dessen Größe zu erwecken, als er der bestgehaßte Mann in Deutschland war. Wenn dem deutschen Volke das Verständnis dafür gekommen ist, so hat Buschs Buch dazu wahrhaftig seine guten Dienste geleistet, und es wird auch für alle Zeit eine unschätzbare Quelle für die Erkenntnis des Charakters des Fürsten bleiben. Auch diesem Buche gegenüber war ja der Fürst, wie es Busch selbst erzählt, ins Wanken gekommen; er mißtraute der beabsichtigten Wirkung, und das Spiegelbild, das er sah, behagte ihm nicht in jedem Zuge; aber denen gegenüber, die Busch zum Lügner stempeln möchten, frage ich: Was verschlägt es denn, wenn sich in diesem Buche zeigt, daß auch sein Verfasser ein Mensch ist, der liebt und haßt? Ist es nicht genug, daß seine leidenschaftliche Liebe dem gilt, den das deutsche Volk jetzt endlich als seinen größten Heros verehrt? Und daß er seinen Helden mit der größten Treue, wahr und ungeschminkt so zeichnet, wie er war und wie er sich gab in seiner Größe und mit seinen Menschlichkeiten? Wenn Busch auch tausend Vorwürfe zu machen wären, sie wären alle nichtig dem einen Verdienst gegenüber, daß er uns dieses Bild gezeichnet hat. Haben wir denn ein besseres neben diesem oder nur ein andres? Keiner von denen lebt mehr, die die großen Zeiten in nahem Umgang mit dem Fürsten erlebt haben, es waren ja nur wenig Leute, denen er sein Vertrauen schenkte und schenken konnte, auf deren unbedingte Treue er sich verlassen durfte. Und wie viele von denen, mit denen er intimer verkehrt hat, wären denn imstande gewesen, ein Bild dieses Mannes zu zeichnen? Wenigstens Busch hat es vermocht, und wenn er auch keine abgerundete Biographie des Fürsten Bismarck geschrieben hat und hat schreiben wollen, so wird doch kein Bild des Kanzlers gezeichnet werden können, ohne daß die Züge, die er uns aufbewahrt hat, diesem Bilde eingefügt werden müßten. Und voraussichtlich wird das, was Busch aufgezeichnet hat, auch in der Darstellung nie übertroffen werden, denn Busch konnte, was nicht viele können, er konnte meisterhaft schreiben! Hat ihn in Einzelheiten sein Gedächtnis im Stiche gelassen, so kommt das doch wahrhaftig dem gegenüber nicht in Betracht, was wir ihm zu danken haben. Ihn deshalb zu begeifern ist nur dem Neid möglich. Wie will man es bezeichnen, wenn man, wie man es ihm gegenüber gethan hat, in einem Atem einen Kranken für unzurechnungsfähig

Digitized by Google

erklärt, und ihn für das, was er in der Unzurechnungsfähigkeit gethan haben soll, einen Schurken und einen Lügner nennt? Die Artikel in den Leipziger Neuesten Nachrichten, eine Anhäufung unwürdiger Schimpfereien, schmücken sich auch mit dieser Perle. Wie kläglich ist der Vorwurf, den man gegen Busch erhebt, insbesondre der Geldschneiderei gegenüber, die mit den Bismarckschen Memoiren betrieben wird, wenn man behauptet, er habe seine Publikationen allein des schnöden Geldgewinns wegen gemacht! Ich glaube nicht, daß einer von unsern novellistischen Größen einen Roman billiger verkaufen würde, als Busch seine Bände nach England hergegeben hat, für die englische und alle andern Ausgaben und Auflagen zusammen, und ich kann es wohl am besten bezeugen, ob ihm der Geldgewinn jemals das Ausschlaggebende bei seiner Arbeit gewesen ist; ich habe die Erfahrung auch nicht einmal gemacht, daß es der Fall gewesen wäre. Können alle die, die bei der Veröffentlichung der Memoiren beteiligt sind, etwas ähnliches von sich behaupten?*) Freilich, im Auftrag des Fürsten haben wohl auch sie gehandelt, wenngleich die überhastete Ausgabe seltsam berührt. Aber sie sind es, die es bestreiten, daß Busch im Auftrage des Fürsten gehandelt habe — der es gethan hat lange vor der Zeit, wo der Fürst „niemand um sich hatte, der schreiben konnte," weil ihm eben Busch und Bucher fehlten.

Ich habe das deutsche Originalmanuskript der Tagebuchblätter Buschs von dem englischen Verleger gekauft, um es in der Form zu veröffentlichen, in der es geboten werden kann, weil ich dem deutschen Volke damit einen Schatz zugänglich mache, der durch nichts andres ersetzt werden kann, auch nicht durch die eignen Memoiren des Fürsten selbst. Denn es ist klar, daß dieser anders zeichnet und Andres, als jemand, der ihn zeichnet. Der Fürst tritt uns aus Buschs Aufzeichnungen nicht in der Philistergestalt mit Schlafrock und langer Pfeife entgegen, als die ihn der Philister zu betrachten liebt; als den soll ihn die Nachwelt nicht betrachten lernen, sie soll ihn sehen mit seinen Ecken und Kanten, sie soll ihn sehen bei seiner Gedankenarbeit und soll daraus verstehen lernen, was er gewollt, und wofür er gekämpft und gelitten hat mit seinem Haß und seiner Liebe; sie soll ihn sehen als den Mann, der von sich gesagt hat: Nil humani a me alienum puto. Nichts andres hat Busch zeigen wollen, und er ist der einzige, der es gezeigt hat, trotz der Memoiren, deren unschätzbare Ergänzung sein Buch ist.

J. Grunow

*) Oder die billigen Leute Liman und Grousilliers, die es für eine „ehrenvolle Aufgabe" dem deutschen Volk gegenüber betrachten, die „Gedanken und Erinnerungen" für ein „epochemachendes" Dreimarkbuch auszuschlachten? Wenn es wahr ist, daß Herr Liman der Verfasser der Artikel der Leipziger Neuesten Nachrichten ist, so läßt das ziemlich tief blicken, ebenso die Rolle, die Herr Schweninger in den Artikeln spielt. Liman und Schweninger!

Digitized by Google

Gerhart Hauptmann und sein Biograph

Von Karl Kinzel

Gerhart Hauptmann ist erst fünfunddreißig Jahre alt, und doch hat er schon seinen Biographen gefunden, der uns in einem dicken Buche von 271 Seiten seine Lebensgeschichte und seine künstlerische Entwicklung vorführt.*) So gut haben es Schiller und Goethe nicht gehabt, ja kaum einer vor ihm. Hoffentlich geht es ihm nicht in anderm, vor allem in der Wertschätzung, umgekehrt wie jenen. Hähne, die so früh krähen, frißt am Abend die Katz, sagt ein Sprichwort. Aber man kann es vorläufig noch nicht wissen, ob ihm Ibsens Schicksal erspart bleibt, der sich schon bei Lebzeiten überlebt hat. Wir gehören nun einmal einer Zeit an, wo die Kritik und die Litteraturgeschichte mit der Produktion Schritt zu halten und jedes bedeutendere Ereignis der unmittelbaren Gegenwart zu buchen und in seinem geschichtlichen Zusammenhang zu erfassen suchen. Die Litteraturgeschichte unsrer Tage ist Gegenstand von Universitätsvorlesungen wie von zahllosen Einzelschriften und Aufsatzsammlungen. Es wäre kein Wunder, wenn die lebenden Dichter dadurch in ihrem natürlichen Schaffen beeinflußt, ja vielfach gestört würden. Man denke dem nach, daß ein Dichter, dem das reifere Mannesalter noch bevorsteht, Reflexionen über sich selbst, über seine Einordnung in die Bestrebungen und Richtungen der Dichtkunst liest! Es muß ein starker Charakter sein, der sich da noch frei hält und das Wort Goethes auf sich anwenden kann: „Ich singe, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet.“ Nun, bei Hauptmann wird man ja noch sehen, ob und wohin ihn der Geist treibt, und ob es sein eigner Geist ist oder ein fremder Impuls von innen oder von außen. Er hat mit seinen fünfunddreißig Jahren schon eine erkleckliche Zahl von dramatischen Dichtungen geschaffen und sich auf so verschiednen Gebieten versucht, daß es einen Mann wie Dr. Paul Schlenther, seinen Freund und Gönner, wohl reizen konnte, dem Entwicklungsgange dieses Geistes nachzuspüren. Schlenther, der langjährige Kunstprophet und Theaterkritiker der Vossischen Zeitung, schloß diese seine Laufbahn mit seinem Buche über Hauptmann gewissermaßen ab, als er zum Leiter des

*) Gerhart Hauptmann, sein Lebensgang und eine Dichtung von Paul Schlenther. Berlin, S. Fischer, 1898.

Digitized by Google

Hofburgtheaters in Wien berufen wurde. Da weiß man denn wirklich nicht, welches Interesse aktueller ist, das für den Dichter der Versunknen Glocke, oder das für den Hofburgtheaterdirektor, von dessen Geist und Auffassung uns ja doch das Buch zugleich ein Bild giebt. Über Hauptmanns Dramen ist vorläufig wohl genug gesagt worden, aber sie in der Beleuchtung eines der fortgeschrittensten Kritiker anzuschauen, dürfte immerhin einige Teilnahme wecken.

Berichten wir zunächst über das, was uns das Buch, man sagt, nicht ohne wesentliche Hilfe des Dichters selbst, über den Werdegang Hauptmanns mitteilt.

Als der Knabe am 15. November 1862 zu Obersalzbrunn in Schlesien geboren wurde, war sein Vater dort der wohlhabende Besitzer des großen Gasthofs „Zur Preußischen Krone," und es konnte alles Nötige auf seine und seiner Brüder Ausbildung verwandt werden. Er besuchte erst die Dorfschule, dann kam er nach Breslau auf das Realgymnasium. Aber er lernte schlecht und hatte wenig Sinn für Schularbeit, sodaß er es nur bis Quarta brachte und dann zu Verwandten aufs Land gegeben wurde, um dort die Landwirtschaft zu lernen. Der Vater, der unterdes verarmt war und die Gastwirtschaft eines kleinen Bahnhofs übernommen hatte, mußte darin zunächst eine pekuniäre Erleichterung sehen. Aber Gerhart hielt nicht aus; er fand auch an der strengen Landarbeit keine Freude. Nur gewisse religiöse Anregungen nahm er aus dem Hause des Onkels Schubert mit hinweg, dem er den einzigen früh verstorbnen Sohn hatte ersetzen sollen. „In den Jahren der Entwicklung, sagt Schlenther, drückte diese streng religiöse Geistesrichtung dem lebhaften Knabengemüt, welches ohnehin zur transzendentalen Spekulation neigte, einen so starken Stempel auf, daß Gerhart Hauptmann seither kaum etwas Größeres gedichtet hat, ohne die Macht dieses Gepräges irgendwie und irgendwo spüren zu lassen. Überall ist zu fühlen, wie tief und auch wie ungestüm Glaubensdinge den Geist und das Herz des Jünglings aufgeregt haben. Schon im Elternhause war Gott etwas mehr gewesen als ein guter Mann. Im täglichen Tischgebet, das eins der Kinder sprechen mußte, wurde seiner gedacht. Und wie die Mama Vockerath der »Einsamen Menschen,« so wird auch ihr Urbild, die Mutter Hauptmann in der Preußischen Krone, wenn es nichts zu braten und zu backen gab, am liebsten Geroks Palmblätter und Lavaters Worte des Herzens gelesen haben. . . . Das Schubertsche Haus war eine weltliche Domäne herrnhutischen Geistes. Hier erholten sich an schönen Sonntagnachmittagen in traulicher Geselligkeit, wohl auch beim Schachbrett, das Onkel Schuberts irdische Leidenschaft war, die Dorfpastoren der Umgegend von ihrer Morgenpredigt, der die Hausherrschaft zuvor andächtig gelauscht hatte. Auch für Tante Julie und Onkel Gustav war das irdische Vergnügen in Gott des Lebens bester Teil. Und wie sich fromme, reine Christenherzen immer am höchsten, am heiligsten, am freudigsten auf den Schwingen der Musik über die

Digitized by Google

Zeitlichkeit erheben, so war auch für Tante Julie und deren älteste Schwester, die Respektsperson der Familie, für das kluge Fräulein Auguste Strähler, die ihren verwachsenen Körper am liebsten in Herrnhuter Tracht kleidete, die Musik der herrlichste Lebensgenuß."

Der achtzehnjährige Jüngling sollte sich nun in der bildenden Kunst versuchen, da er im Kneten und Formen mancherlei Geschicklichkeit gezeigt hatte. Aber auf der Königlichen Kunstschule in Breslau machte er sich bald unleidlich, wiewohl man ein gewisses Talent anerkannte; er vertiefte sich damals schon mehr und mehr in die Dichtkunst und ließ sich durch die altgermanischen Sagen zum Drama und Epos begeistern. Da er jedoch je länger je mehr die klaffenden Lücken seiner Schulbildung fühlte, so begab er sich 1882 nach Jena, wo sein Bruder Karl bei Haeckel Naturwissenschaften studierte, und hörte an der Universität Vorlesungen, wozu der Großherzog dem Breslauer Kunstschüler ausdrücklich Erlaubnis gab. Daß dieses Studium ihm sonderliche Förderung gebracht habe, wird man bei seiner überaus mangelhaften Vorbildung bezweifeln können. Aber item: er spielte Student und verkehrte im akademisch-naturwissenschaftlichen Verein, dessen Heros Darwin war. Jedoch auch in Jena beim Studieren hielt er nur ein Jahr aus, dann zog er in die weite Welt, nach Hamburg und auf einem Kauffahrteidampfer ins Mittelländische Meer. Von Marseille gings zu Eisenbahn nach Genua, Neapel, Capri und Rom, von wo ihn das Fieber nach Deutschland trieb. Im nächsten Jahre eilte er nach Rom zurück und richtete sich dort eine Bildhauerwerkstatt ein. Allein eine Typhuserkrankung machte seinem Streben ein schnelles Ende. Er flüchtete sich als Genesender in das Haus seiner Braut, der Tochter eines verstorbnen Großkaufmanns, der in Hohenhaus bei Dresden eine schöne Besitzung hatte, und dessen zwei von seinen fünf herrnhutisch erzognen Mädchen schon einen Lebensbund mit Gerharts ältern Brüdern geschlossen hatten.

Noch immer schwankte der zweiundzwanzigjährige Jüngling zwischen zwei Künsten hin und her, als er sich im Sommer 1884 an der Dresdner Akademie wieder mit Aktzeichnen beschäftigte. Er drückte seinen Kampf in Versen aus:

Sie nahen ihm, sie nehmen ihn gefangen.
Die spricht: „Durch mich!" Die spricht: „Durch mich sei groß!"
Er greift nach beiden voller Glutverlangen,
Doch beide winden schnell sich von ihm los.
Die eine seh ich Stein und Meißel tragen,
Die andre hör ich eine Laute schlagen,
Ihn aber seh ich bald den Meißel greifen
Und bald der Laute goldne Saiten streifen.

So irrt er lange, lange zwischen beiden,
Er kann nicht ruhen bei der einen Frau.
Will er sich siegend von der Leier scheiden,
So netzt sie ihn mit frischem Liedertau.

Digitized by Google

Er eilt zu ihr und will sie nimmer meiden,
Sie klingt verstimmt, sogar oft kalt und rauh,
Und schreckt ihn wieder traurig zu der andern —
So giebts ein langes, hoffnungsloses Wandern.

Oft sinkt er müde zwischen beiden nieder
In argen Kampfes übergroßer Qual,
Da quellen ihm wohl leise, leise Lieder
Vom matten Munde hie und da einmal.
Doch raubt Erholung ihm die Stimme wieder
Und treibt ihn fort zu immer neuer Wahl.
Er bittet jede seiner Schreckgestalten,
Ihn endlich, endlich einmal festzuhalten.

In diesem Zwiespalt reifte in ihm der ungeheuerliche Plan, beiden Musen dadurch zu dienen, daß er selbst zur Bühne ging. Eifrig begann er zu dem Zwecke 1885 Studien in Berlin, doch gab er auch diese Idee bald wieder auf. In dieser Zeit verheiratete er sich, obwohl er erst 22½ Jahre alt und noch dazu kränklich war. Die Verhältnisse seiner Braut gestatteten ihm, „bescheiden, aber standesgemäß zu leben, ohne litterarische Frondienste annehmen zu müssen." Kurze Zeit lebte das junge Paar in Berlin und auf Rügen, dann siedelte es sich in Erkner an, wo ihm drei Söhne geboren wurden.

Immer stärker übermannte Hauptmann jetzt das Gefühl seiner splitterhaften Bildung:

Mit Weinen und mit Fluchen eilt der Knabe
Zu retten, zu ersetzen, zu erringen;
Ein Blinder so mit vorgehaltnem Stabe
Denkt er den Weg zum Wissen zu erzwingen.
Von jedem Baume krächzt des Spottes Rabe
Und kreist um ihn mit nimmermüden Schwingen.
Und keuchend sinkt der matte Knabe nieder,
Und alte Ohnmacht überfällt ihn wieder.

Aber der Dichtkunst allein galt nunmehr sein Leben. Waren bisher überall Anfänge ohne Fortsetzungen, nirgend Ausdauer und Thatkraft, jetzt geht es zu energischer dichterischer Arbeit. Zunächst bewegt sie sich noch in ausgetretnen Geleisen: ein Gedicht auf den Tod des Gracchus, eine dramatische Dichtung, betitelt „Das Erbe des Tiberius," ein bald nach dem Druck (1885) wieder zurückgezognes und eingestampftes Epos „Promethidenlos," eine kleine Sammlung von Gedichten, die schon vor dem Auslaufen aus dem Hafen durch Schuld des Verlegers Schiffbruch litt, ein autobiographischer Roman, der schon in der Idee stecken blieb, das war der Anfang, das alles lag vor dem Sonnenaufgang, d. h. vor der Zeit, wo durch den Umgang mit den jungen Naturalisten in Berlin der neue Hauptmann geboren wurde. Es war im Jahre 1889, als ihm im Verkehr mit Arno Holz, dem Verfasser der kleinen Skizzen

Digitized by Google

aus dem wirklichen Leben, die unter dem Titel „Papa Hamlet" zusammengefaßt sind, die Augen aufgingen.

Schlenther schildert diesen Entwicklungsgang, worin ein Stück modernster Litteraturgeschichte in nuce liegt, folgendermaßen: „Holz ging in seiner Papa-Hamletdoktrin vom Naturalismus Zolas aus. Er that damit an sich ein rühmenswertes Werk. Er überwand die sogenannte neue Schule, in deren laute Lärmtrompete am schrillsten der Größenwahn Karl Bleibtreus blies. Er überwand diesen lächerlichen Pseudorealismus, der mit Zolas Naturanschauung nicht das mindeste zu schaffen hatte und sehr bald an seiner eignen Aufgeblasenheit zerplatzte. Arno Holz trat auf solidern Wegen dem Hyperästhetizismus und Superklassizismus früherer Generationen entgegen. Seine und Schlafs treuen Kopien des scharf beobachteten Kleinlebens waren nicht nur tüchtig, sondern auch eine zeitgeschichtliche Notwendigkeit, weil sie die Dichtkunst fester an den allgemeinen Geist des modernen Lebens banden. Überall hatte die rauhe Wirklichkeit stark in die Seelen der Menschen eingegriffen. Bismarcks Realpolitik, die soziale Forderung des Proletariats, der induktive, detaillierende Grundzug moderner wissenschaftlicher Forschung, die Lehre von der Entwicklung aller Dinge, die gesteigerte Wertschätzung statistischen Materials, die großen Schöpfungen ausländischer Wirklichkeitsdichter und Seelenergründer — dies alles wirkte zusammen, um auch in der deutschen Litteratur die Notwendigkeit einer realistischen Darstellungsweise zur Geltung zu bringen."

Was hier an wichtigen Einzelheiten zusammengetragen ist, entspricht im allgemeinen den Thatsachen, jedoch das Wichtigste ist nicht hervorgehoben. Es besteht in der einseitigen Übertreibung halb- und mißverstandner und falsch popularisierter und verallgemeinerter Ergebnisse oder vielmehr Theorien und Hypothesen der Naturwissenschaft und der Naturphilosophie, wie der Entwicklungs- und Vererbungslehre, und vor allem in der Auffassung der Natur als einer lediglich materiellen, in der der Mensch ausschließlich ein Produkt seiner Entstehung und der ihn umgebenden Verhältnisse und Umstände ist, die Betrachtung der Welt als einer entgeisteten und entgöttlichten. Man kann nicht sagen, daß diese Welt- und Kunstanschauung Hauptmann erst von Holz eingeimpft worden sei. Schon seit dem Besuch der Jenenser Universität und der Berührung mit Haeckel, sicher seit 1884 zeigte er eine gewisse Neigung zum Naturalismus, der sich merkwürdigerweise zunächst immer mit einer Hinneigung zur Hefe des Volkes, dem Mitleid mit dem Elend und Leiden der Niedrigen verbindet, worin seine beste Seite hervortritt. Schlenther weist darauf hin, wie er schon in dem erwähnten Promethidenlos einen Blick in jene Welt geworfen und sie mit den saftigen Farben des neuen Stils geschildert hatte:

Das Elend greift in jeden Menschenhaufen
Und faßt mit Kreischen Kind und Mann und Greis:
Den treibts zum Hängen, jenen zum Ersaufen,
Den wirft es lachend in der Laster Kreis,

Digitized by Google

Und wo es schritt, da liegen sie am Wege,
Von Ungeziefer und von Schmutz beschwert,
In einem dumpfig kotigen Gehege,
Das hie und da die schwarze Pest durchfährt.

Schon hier sieht man, daß es bei Hauptmann nicht die Freude am Gemeinen und Elenden ist, die ihn treibt, es zu schildern, sondern ein tiefes Mitgefühl, mit dem man denn auch seine Dramen „Vor Sonnenaufgang" und „Die Weber" zu rechtfertigen sucht. Er fährt fort:

Wes Augen hier sich zaghaft nicht verschließen,
Ihr Recht bezweifelnd an dem Gottgenuß,
Wem hier die Thränen nicht vom Auge fließen,
Wenn er empfängt der Schönheit holden Gruß,
Indes zu Füßen ihm in tausend Qualen
Die Menschheit lallend sich und ächzend krümmt,
Und von den reichgefüllten Schönheitsgaben
Nicht eine Gabe sich herunternimmt:

Wes Busen hier in eigennützgen Freuden
Vergehend nicht des Jammers Stimme hört,
Wem hier ein mächtger, breiter Strom der Leiden
Nicht seines Freudenseees Spiegel stört —
Der ist nicht wert, den Himmel zu empfangen,
Dem sei vergällt der schmähliche Genuß,
Dem hemmen tausend Seile, tausend Zangen
Erbarmungslos den lustbegiergen Fuß.

So brachte also die Berührung mit Holz nur das zur Entfaltung, was schon in Hauptmanns Seele schlummerte. Es waren Jugendeindrücke der geschilderten Art, die zunächst zur dramatischen Gestaltung drängten und in seinem hart umstrittnen naturalistischen Erstlingsdrama „Vor Sonnenaufgang" auch gelangten. Vertierte Bauern, die sich, durch die Ausbeutung plötzlich entdeckter Kohlenlager reich geworden, dem niedrigsten Sinnengenuß ergeben haben und dem Dämon Alkohol verfallen sind, werden mit der brutalsten Naturwahrheit dargestellt, die sich je in das Gebiet der Kunst gewagt hat. Nichts ist geschehen, um den Stoff im Sinne der bisherigen Ästhetik künstlerisch zu verwerten oder zu gestalten und ihn durch geeignete Gegenbilder in die Sphäre allgemeinerer Lebenswahrheit zu erheben. Es ist ein Momentbild von der schmutzigsten Seite des Lebens, gewissermaßen ein Ausschnitt, dabei aber doch eine solche Anhäufung des Schmutzes, eine solche Zusammendrängung ekelerregender Motive, daß dadurch das Glaubhafte verloren geht, also die Illusion der Wahrheit zerstört wird.

Schlenther sucht das Werk zu retten, aber was er darüber vorbringt, verrät durch das Nebelhafte, Ungreifbare des Ausdrucks nur zu deutlich die Unsicherheit der Uberzeugung. Er sagt: „Auch in dem neu erstandnen Drama

Digitized by Google

»Vor Sonnenaufgang,« das ursprünglich »Der Sämann« betitelt werden sollte, trillern die Lerchen in der Morgenröte. Ihr Lied tönt unverdrossen jenseits von Gut und Böse(?), jenseits der moralischen Gegensätze, in denen sich dieses soziale Drama kraß und schroff bewegt. Der Dichter nimmt persönlich einen leidenschaftlichen Anteil an den moralischen Dingen. Er zeichnet Personen und Zustände entweder mit Liebe oder mit Haß. Von einem objektiven Naturalismus, wie ihn die Natur selbst ihren Geschöpfen gegenüber beobachtet(?), ist hier noch weniger die Rede als beim Moralisten Zola oder in Tolstois »Macht der Finsternis.« Was Werke wie »Die Macht der Finsternis« und »Vor Sonnenaufgang« erst naturalistisch werden läßt, ist die von keiner konventionellen Rücksicht befangne, unverfrorne Darstellung sittlicher Zustände, in denen sich der Mensch wieder der Naturverfassung des Tieres annähert(!). Die naturalistische Kunstform klebt noch am naturalistischen Stoff. Die Bedeutung des jungen Werkes, das von Tolstoi vielfach abhängig ist, liegt vor allem darin, daß es der Dichter wagte, unpolierte und unarrangierte Wirklichkeit, und zwar häßliche Wirklichkeit in einer gewissen Kunstform auf die Bühne zu bringen."

Daß mit dieser Rederei gar nichts anzufangen ist, liegt auf der Hand. Was er an dem Werke retten will, die Nachbildung einer willkürlich zusammengekuppelten Wirklichkeit, wird ja nicht bestritten. Wo aber bleibt das Künstlerische, das Ästhetische? Ohne Zweifel hat doch die Kunst auf das ästhetische und ethische Gefühl der Menschen, für die sie da ist, auf die sie wirken soll, eine gewisse Rücksicht zu nehmen, und zwar die dramatische Dichtkunst ebenso wie die bildende Kunst, Malerei und Plastik, in ganz besonderm Maße. Denn beide führen in Wirklichkeitsnachbildung das den Menschen vor Augen, was sie darstellen wollen. Es ist doch einfach Unsinn, zu sagen: Alles, was ist, ist auch darstellbar. Es giebt doch Vorgänge im menschlichen Leben, die sich sicherlich von selbst von öffentlicher Vorführung ausschließen, die weder auf die Bühne gebracht, noch in einer Marmorgruppe ausgeführt werden können, man braucht gar nicht einmal an die Beispiele zu denken (sie lassen sich hier nicht wiedergeben), mit denen Herr v. M. jüngst den Herausgeber des Kunstwarts sehr drastisch abgeführt hat. Schlenther aber thut so, als wenn diese brutale Rücksichtslosigkeit, mit der Hauptmann hier verfährt, gerade das Große an seinem Drama wäre, wenn er schreibt: „Einfach furchtbar, wie Doktor Schimmelpfennig von den Zuständen des Witzdorfer' Bauernhofes (in »Vor Sonnenaufgang«) sagte, sind auch im »Friedensfest« (dem nächsten Drama) die Zustände der Familie Scholz. Auch hier waltet nicht die geringste Rücksicht auf irgend welche Schonungsbedürfnisse des Publikums und Schönheitsregeln stoffhuberischer Ästhetiker."

Man sieht, der neue Hofburgtheaterdirektor steht auf dem fortgeschrittensten Standpunkte der Ästhetik. Ob er diese in Wien ins Praktische übersetzen wird, und ob sich die lieben Wiener das gefallen lassen werden? Er hatte natürlich

Digitized by Google

so manchen Genossen, der gerade so dachte wie er; heute freilich, bei ruhiger Überlegung, mögen es nur noch wenige sein, die ihm ohne Einschränkung zustimmen. Einen wollen wir wenigstens nennen, dessen Urteil Schlenther in seinem Buche verewigt hat. Er erzählt: „Als das schlecht und auf schlechtem Papier gedruckte Büchlein (mit dem neuen Drama »Vor Sonnenaufgang«) erschienen war, sandte der Verleger ein Exemplar sofort auch an den damals siebzigjährigen Dichter Theodor Fontane, der zwei Jahre vorher durch seinen lebenswahren Meisterroman »Irrungen Wirrungen« bei Schöngeistern und Philistern so manches drollige Ärgernis erregt hatte. In seiner höflich graziösen Art antwortete der alte Herr alsbald mit einem Dankschreiben an den Verleger. Aber dieser Brief war mehr als eine bloße Artigkeit. Theodor Fontane beglückwünschte den Verleger, ein so bedeutendes Werk ediert zu haben. Er nannte dieses Werk »die Erfüllung Ibsens,« und er, der vieljährige zahmste Kritiker des zahmsten Hoftheaters, sprach ganz naiv den verwegnen Wunsch aus, dieses Drama aufgeführt zu sehen. Er erklärte sich bereit, es der „Freien Bühne," die eben damals ins Leben trat, dringlich anzuempfehlen. Dieser Brief des alten vornehmen, genialen Dichters machte auf Gerhard Hauptmann und alle, die ihm nahe standen, einen tief ergreifenden Eindruck." Offenbar soll er das auf alle Leser des Schlentherschen Buches auch. Aber auf manchen, der die Entwicklung, die Fontanes Erzählkunst seitdem genommen hat, ebenfalls in mancher Hinsicht für eine Verirrung und Wirrung hält, namentlich auf alle Nüchternen wird er diesen Eindruck nicht machen.

Die fanatischen Freunde aber, vor allem Dr. Otto Brahm, damals der Vorsitzende der Gesellschaft „Freie Bühne," jetzt der Direktor des Deutschen Theaters, die beiden Harts u. a. gingen dafür durchs Feuer. Die Aufführung erfolgte, und die wüsten Szenen, die sich dabei abspielten, sind noch in aller Gedächtnis. Die Roheiten des Stücks hatten eine Roheit unter den Zuschauern entfesselt, wie sie wohl noch nie in einem Theater vorgekommen war. „An den Protesten der Gegner, gesteht Schlenther, erwärmte und erhitzte sich der Beifall derer, die in diesem neuen Werke Jugend, Kraft, Mut und eine große dichterische Gabe begrüßten. Diese Freunde tobten schließlich ebenso wild wie die Gegenpartei. Und nach den Aktschlüssen auf der Bühne mußte der junge Dichter dem tollsten Hexensabbath Stand halten."

Im Jahre 1890 folgte „Das Friedensfest," Szenen aus einem verrotteten, verkommnen Familienleben, in dem alle einzelnen Glieder gegen einander wüten und die Möglichkeit eines Ausgleichs, einer Versöhnung immer wieder zu Schanden machen. Schlenther bezeichnet diesen Zustand als Schicksal, als Fatum, gegen das ihr Wille nicht ankomme, statt von einer verwahrlosten Gesellschaft zu reden, die die sittlichen Mächte zu ihrer Rettung nicht benutzt. „Immer wieder, so sagt er, legt sich mit schwerem, unsichtbarem Druck eine Geisterhand auf diese langenden Seelen, und im Handumdrehen ist alles wieder

Digitized by Google

beim schlimmen Alten. Unselige Menschen gehen hoffnungslos durch ihr Schicksal, das an ihre Familienart festgebunden ist. Ihr Fatum liegt ihnen wie eine Krankheit in den Adern, schleicht wie ein Bandwurm durch ihre Eingeweide, zehrt wie ein Fieber an ihren Knochen."

(Fortsetzung folgt)

Friedrich Geselschap

Die Ausstellung des künstlerischen Nachlasses des am 31. Mai d. J. zu Rom verstorbnen Geschichtsmalers Friedrich Geselschap, die die Königliche Akademie der Künste, einer Ehrenpflicht nachkommend, in ihren Räumen veranstaltet hatte, ist nun geschlossen, und kaum jemals wieder wird die Gelegenheit geboten werden, das gesamte Schaffen dieses großen Künstlers zu überblicken, in seine sich rastlos mühende Arbeitsweise einen Einblick zu gewinnen, und die geradezu staunenerregende Fülle, aus der er schöpfte, zu bewundern. Während viele Künstler, bald zufrieden gestellt und glücklich, eine Komposition im Entwurf zu einem formalen Abschluß gebracht zu haben, diese in der vergrößerten Ausführung im wesentlichen beibehalten, thut sich Geselschap im Gestalten der Komposition nie genug, und immer wieder versucht er eine andre, den geistigen Inhalt noch deutlicher zum Ausdruck bringende Lösung. Erstaunlich war die Leichtigkeit, mit der er komponierte. Wer je Gelegenheit hatte — aber nur wenigen Menschen ist dieses Glück zu teil geworden — zusehen zu dürfen, wie sich seine Gedanken verkörperten, wie sich im kleinsten Format, weil dieses den besten und schnellsten Uberblick gewährt, der Rhythmus der Linien zusammenschloß, wie dann beim zweiten Übergehen der flüchtigen Linien die Form immer mehr zu ihrem Rechte kam, wie jeder Strich die Bewegung seiner Gestalten und ihren geistigen Ausdruck verbesserte und vertiefte, der beugte bewundernd sein Haupt vor dem Genius, der diesen Mann beseelte, und fühlte sich gehoben und geehrt, die fleißige Hand drücken zu dürfen, die das zu vollbringen vermochte.

Gerade der Umstand, daß so viele leider unausgeführte Entwürfe dort ausgestellt waren, daß man das Entstehen und Werden eines Kunstwerks von der ersten traumhaft geschauten, flüchtigen Erscheinung an bis zur formvollendeten, die Wirklichkeit nachtäuschenden, greifbaren Deutlichkeit verfolgen konnte, gerade dies hat die Ausstellung in der Akademie so interessant gemacht. Sie war übersichtlich angeordnet. Im ersten, dem sogenannten Uhrsaale, waren die Werke seiner letzten Lebensjahre vereinigt, fast alles Arbeiten, die unausgeführt geblieben sind. Im anstoßenden, langen Saale sah man die Vorbereitungsarbeiten für das Hauptwerk seines Lebens, die Ausmalung der Kuppelhalle des Zeughauses, und im sogenannten Lindenkorridore hingen Jugendarbeiten, Studienköpfe, Porträts und kleinere Arbeiten verschiedner Zeiten und verschiednen Charakters. Doch gehen wir zum ersten Saale zurück. Dort, an der Hauptwand, erregen vor allem die Kartons und Entwürfe für die Ausmalung der Friedenskirche in Potsdam unsre Aufmerksamkeit. Mit

Digitized by Google

dieser großen Arbeit beschäftigte er sich seit vier bis fünf Jahren. Sie ist auch zum Teil, d. h. in einzelnen Bildern weit über die Anfänge des bloßen Entwurfs hinausgebracht. Die Anbetung der Hirten, ferner Christus betend am Ölberg vor der Verhaftung, und die Bergpredigt waren schon bis zur Vollendung des großen Kartons gediehen. Die übrigen sieben Bilder — jede Seite der Basilika sollte mit fünf Bildern geschmückt werden — sind in mehr oder weniger vollendeten Skizzen vorhanden und waren gleichfalls ausgestellt. Besonders die Komposition des Abendmahls hatte ihn wieder und immer wieder beschäftigt. Nach der in jeder Beziehung vollendeten Darstellung dieses Gegenstandes durch Lionardo da Vinci schien es Geselschap fast unmöglich, dieses Bild zu gestalten. Der Tisch muß im monumentalen Bilde quer vor dem Beschauer stehen, die dem Beschauer zugewandte Seite muß frei bleiben, weil sonst nur Rückenfiguren den Vordergrund des Bildes einnehmen würden; Christus muß als geistiger Mittelpunkt der Situation in der Mitte des Bildes sitzen. Und wenn Geselschap unter diesen Bedingungen seine Komposition gestaltete, so wurde jedesmal Lionardo daraus: „Da werden die klugen Leute wieder schreien, ich hätte Lionardo kopiert," sagte er dann mit der Ruhe und dem Lächeln überlegner Weisheit.

Ferner waren im Uhrsaale der Entwurf zur Ausschmückung der Apsis der Fürstengruft in Dessau, eine Komposition in byzantinisch-romanischer, archaistischer Formengebung, die klugen und die thörichten Jungfrauen darstellend, und eine große Anbetung der Könige, bestimmt für die Kaiserliche Loge in der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche; endlich an der Eintrittswand das Schlußwerk seines Lebens, sein „Schwanengesang," die Entwürfe für den großen Festsaal des Rathauses zu Hamburg. Die beiden Schmalseiten dieses Saales sollten je ein größeres Bild als Schmuck erhalten, die den Fenstern gegenüber liegende lange Wand drei kleinere Bilder, aber auch diese immerhin noch von ungeheuern Dimensionen. Wichtige Abschnitte in der Geschichte Hamburgs waren darzustellen. Die Einführung des Christentums unter Karl dem Großen, die Schlacht bei Bornhövede 1227, in der der Sieg der Holsteiner unter dem Grafen Adolf IV. über die Dänen dadurch entschieden wurde, daß die Madonna auf das Gebet des Grafen hin ihren Mantel vor die Sonne hielt, sodaß er mit seinen Mannen im Schatten kämpfen konnte; drittens: das Einbringen des gefangnen Seeräubers Störtebecker, der den Hamburger Handel lange Jahre schwer geschädigt hatte. Viertens das Wiedererstehen Hamburgs aus dem Schutt und der Zerstörung durch die Franzosen unter Davout 1813 bis 1814, und fünftens: Hamburgs Angliederung an das Deutsche Reich.

Die Entwürfe zu diesen Vorgängen sind einfach und verständlich, der Aufbau der Kompositionen ist in großem monumentalen Stile gehalten. Man erinnere sich nur der wundervollen Komposition der Schlacht von Bornhövede, wie die Madonna, das Gebet des auf seinem Streitroß sitzenden und die Arme zu ihr emporhebenden Grafen erhörend, mit ihrem Mantel die Sonne verhüllt; und jener des vierten Bildes, auf dem die Hammonia, die arm und von allem entblößt war, neu bekleidet und zu neuem Glanz und Ansehen gebracht wird. Von links her erscheint Blücher an der Spitze des Landwehraufgebots, Freiheit und Sicherheit wiederbringend, und nach rechts hin entflieht Napoleon und der Marschall Davout, den die Furien mit wilder Gewalt verfolgen und packen. Und diese großartigen Entwürfe müssen unausgeführt bleiben! In der That, es war grausam vom Geschick, die künstlerische Fähigkeit in einem Menschen zu so hoher Entwicklung zu bringen und ihm dann wiederum die Kräfte zu rauben, den Körper zu lähmen, sodaß er unfähig wurde, das auszuführen, was der Geist ersann. Und so werden und

Digitized by Google

müssen diese letzten künstlerischen Gedanken Geselschaps lediglich Entwürfe bleiben! Aber auch als solche sind sie herrlich, und die Stadt Hamburg kann stolz sein auf diesen Besitz. Dem Maler, dem künftig die Aufgabe zufallen wird, das Hamburger Rathaus zu schmücken, werden sie ein mahnendes Vorbild sein zu großer Auffassung der gestellten Aufgabe und ein Fingerzeig, wie man monumental schaffen muß; aber eins ist sicher, jeder, wer es auch sei, wird diesen Entwürfen gegenüber mit seiner Gabe einen schweren Stand haben.

Der anstoßende, sogenannte „lange" Saal war fast ausschließlich durch Farbenskizzen und durch Akt- und Gewandstudien zu den Werken der Ruhmeshalle ausgefüllt. Diese Studien gehören fast sämtlich dem Staate und sind in der Bibliothek der Königlichen Nationalgalerie jedermann zu jeder Zeit zugänglich. Sie geben ein besonders deutliches Bild von der Gewissenhaftigkeit und dem unermüdlichen Fleiße Geselschaps im Studium der Natur, wie er es für die Darstellung seiner erdachten Figuren anwandte. Außerdem enthielt derselbe Saal noch einen Christus und neun musizierende Engel in rundem Feld und kolossalem Maßstab, bestimmt für den Triumphbogen der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche, farbige Vorlagen für die Ausführung in Mosaik, Figuren von unbeschreiblicher Anmut und ernster Auffassung; ferner am Ende des Saales an der Schmalwand die Kartons eines auferstehenden Christus und zweier Engel, deren einer, sich auf die gesenkte Posaune stützend, zum Heiland emporblickt, während der andre das Modell eines Doms in den Händen hält. Auch diese Kartons sind in Mosaik ausgeführt im Grabmal des Architekten Hitzig auf dem alten Dorotheenstädtischen Kirchhof zu Berlin.

In dem sich hier anschließenden „Lindenkorridor" hingen zahlreiche Porträts und Studienköpfe aus verschiednen Zeiten seines Schaffens; ferner eine Anzahl Kompositionen aus ganz früher Zeit; aus dem Ende der fünfziger und dem Anfange der sechziger Jahre ein verlorner Sohn, in Düsseldorf entstanden, noch ganz wie Overbeck oder Führich; dann Kompositionen aus Dantes Inferno und andres. In dem kleinen Kabinett endlich, das den Rundgang des Beschauers abschließt, waren vereinigt die farbige Komposition für das Kirchenfenster von St. Willibrordi in Wesel, die der Meister, wie so oft ähnliches für ähnliche Zwecke, seiner Vaterstadt geschenkt hatte. Gegenüber hing, gleichfalls ein versprochnes Geschenk, die wundervolle Komposition „Die Geburt Beethovens." Wer dieses Bild gesehen hat, wird es niemals vergessen!

Im Vordergrunde liegt in der Wiege das Kind, das die Händchen nach dem Lichte ausstreckt, darüber gebeugt und es einhüllend kniet die sorgsame Mutter. Der Vater, auf eine Stuhllehne gestützt, sieht mit ernstem Sinnen und Sorgen für die Zukunft des Kleinen auf ihn nieder. Rückwärts schließend hat Geselschap dem sinnenden Vater die charakteristischen Züge Beethovens gegeben und hierdurch sofort die große Schwierigkeit überwunden, uns deutlich zu machen, daß das kleine unruhige Wesen Beethoven ist. Hinter der Wiege stehen zwei hohe Gestalten. Die eine, die Musik, mit der Leier im Arm schaut freundlich verheißend auf das junge Leben, und die andre, die Armut, in dunkle Lumpen gehüllt, reicht ihm mit vielsagender Geberde die Dornenkrone. In einer engen, nur von einem schrägen Dachfenster erhellten Kammer stellt sich der Vorgang dar, Armseligkeit und Bedürftigkeit ringsum. Und diese Kammer ist Porträt. Im Beethovenhause zu Bonn ist das ärmliche Dachstübchen, worin der große Genius der Musik der Welt geschenkt wurde; und in dieser Dachkammer sollte das Werk des großen Malers aufgestellt werden. Dorthin hatte er es geschenkt. Meister Joachim hatte ihm einmal davon erzählt, wie man sich in Bonn bemühe, das Geburtshaus Beethovens zu erwerben, um es

Digitized by Google

zu einem Nationalheiligtume zu gestalten, worin die Beethovenreliquien der Nachwelt übermittelt werden sollten, und als der Erzähler hierbei auf die Schilderung der ärmlichen Dachkammer kam, in der der kleine Ludwig geboren wurde, da stand das Bild sofort vor Geselschaps Seele, und sein Entschluß war fest, diese Dachkammer mit dem innerlich Geschauten zu schmücken, und unaufgefordert erbot er sich dazu. Joachim war durch diesen Gedanken so entzückt, daß er ihm jedesmal eine Beethovensche Sonate vorzuspielen versprach, wenn er an dem Werke malen wollte.

Einige kleine Werke, eigentlich nur Farbenversuche, eine Pietà und zwei herrliche kleine Madonnenbilder hingen in demselben Kabinette. Geselschap war der festen Überzeugung, daß die alten Meister immer mit Temperafarben ihre Werke untermalten und mit Öl oder Harzfarben nur lasierend fertig stimmten; sein hoher koloristischer Sinn, das Bedürfnis, sich in Farben aussprechen zu können, sein Farbendurst, dem das Fabrikmaterial, wie es dem heutigen Künstler zu Gebote steht, nicht genügte, veranlaßten ihn, Versuche verschiedenster Art jahrelang anzustellen, um die leider verloren gegangne Technik und Kenntnis dieser Temperamalerei wiederzufinden. Mit welchem Erfolge er diese Versuche unternahm, lehren uns diese kleinen Bildchen. Trotz ihrer geringen Dimensionen würden sie, auf einer Kunstausstellung zwischen moderne Bilder gehängt, alles in ihrer Nachbarschaft durch ihre Leuchtkraft und tiefe Sättigung der Farben totgeschlagen haben.

Das alles und noch mehr war in der Ausstellung in der Akademie zu sehen. Drei Wochen lang standen die Pforten offen, drei Wochen wehte einladend das große buntgestickte Banner vor dem Portale des Gebäudes, und ein Riesenplakat machte auf die Ausstellung aufmerksam, aber wie wenig Menschen haben sie gesehen! „Ich schäme mich, den Mann nicht gekannt zu haben," sagte Adolf Menzel, der große künstlerische Antipode Geselschaps, als er vor diesen Werken in Betrachtung versunken stand, und legte damit ein schönes und ihn ehrendes Selbstbekenntnis ab. Diesen Ausspruch wird sich manch ehrlicher Beschauer zu eigen machen, der bisher an den ihm bekannten und zugänglichen Werken Geselschaps unberührt oder wenigstens ungefesselt, ohne einen nachhaltigen Eindruck empfangen zu haben, vorüberging. Er muß sich die Frage vorlegen, wie es möglich war, an der reinen Größe dieser Werke achtlos vorüberzugehen, und er wird sich schließlich zu dem beschämenden Bekenntnisse Adolf Menzels bequemen. Die tiefe Innerlichkeit der Empfindung und die Hoheit und der Adel der Auffassung, die aus allem, auch dem Kleinsten, das aus Geselschaps Hand hervorging, sprechen, sie müssen ihren Widerhall in dem Herzen des unbefangnen und vorurteilslosen Beschauers finden. Es ist so schwer, vorurteilslos zu sein. Der moderne Mensch kann sich kaum von der Meinung des Tages frei halten, die sich ihm in tausenderlei Gestalt unaufhörlich aufzudrängen sucht, und die ihn schließlich, ohne daß er es selbst weiß, mürbe macht, bis er ihr unterliegt. Aber eine spätere Zeit, die, unbeeinflußt von der Tagesströmung und den Modeanschauungen unsrer Zeit, die Masse der künstlerischen Persönlichkeiten des neunzehnten Jahrhunderts wird überschauen können, sie wird staunen über die Größe des einzelnen, vereinsamten Mannes, der den Weg, den die Masse ging, nicht für den seinigen hielt; und sie wird den Kopf schütteln über die künstlerischen Begriffe einer Zeit und eines Publikums, das den Mann nicht erkannt und darüber keine Scham empfunden hat.

Denn, ehrlich gesprochen, gekannt und erkannt worden ist die künstlerische Bedeutung Geselschaps von seinen Zeitgenossen nicht. Außer den wenigen Verehrern, deren kleine Gemeinde sich merkwürdigerweise nicht aus dem Kreise der Künstler,

Digitized by Google

sondern der gebildeten Laien zusammensetzte, war die überragende Höhe seiner Kunst der Welt unbekannt. Er teilte das Schicksal so vieler Großen im Geiste, deren Bedeutung erst von der Nachwelt erkannt wird. In vielen Beziehungen hat sein Schicksal eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Goethes. Auch dieser stand als alter Mann mit der Summe seiner Erfahrungen und seines ausgereiften Könnens einsam da, auch er unverstanden von der Mitwelt und von der strebenden und schaffenden Jugend seiner Zeit.

Aber Goethe hatte die großen Erfolge, die ihn auf seine Höhe stellten, schon in seiner Jugend gehabt; sie waren so durchschlagend gewesen, daß niemand sie zu ignorieren wagte, und emporblickend zur ausgesprochnen Größe des Alten gingen die schaffenden Jungen leise auf den Zehen an ihm vorüber. Geselschap ist es in seiner Jugend nicht so gut ergangen. Er hat bis gegen sein vierzigstes Lebensjahr keinerlei Anerkennung erfahren, ja er hat geradezu gedarbt, und trotzdem ist er niemals irre geworden an dem einmal als Recht Erkannten, und die Flamme heiligen Feuers, die er vor dem Altare der Kunst in seinem Herzen angezündet hatte, sie hat, sorgsam ernährt, gebrannt und ihn erwärmt, auch in den Zeiten des Mangels und der Kälte; sie hat ausgehalten und seine Einsamkeit erhellt bis an sein Ende. Ihr Schein fuhr strahlend in seine Augen und spiegelte sich dort herrlich wieder, wenn er von Kunst sprach oder an ihren Beruf, die Schönheit zu fordern, dachte. Er war der begeisterte Priester und Hüter dieser Flamme ebenso als armer unbekannter Mann, wie später, als er mit großen Aufträgen bedacht war. Aber trotz dieser Unähnlichkeit im äußern Schicksal des Lebens haben die beiden Großen im Geiste doch viele Berührungspunkte. Bei beiden die Bewunderung des klassischen Altertums und der auf diesem beruhenden Renaissance; bei beiden die Vorliebe für Allegorie, die Neigung, abstrakte Begriffe zu personifizieren und sie faßbar deutlich künstlerisch zu bilden. Bei beiden die ungeheure Fähigkeit zu künstlerischer Darstellung, die Kraft, plastisch zu gestalten, die souveräne Herrschaft über die Form, die ohne alles Einmalige und Zufällige der Wirklichkeit in ihrer typischen Wahrheit zur Erscheinung gebracht wird, und bei beiden die immer hohe und vornehme Anschauung und Gesinnung. Bei beiden die aufrichtige, hingebende Bewunderung der Werke ihrer großen Vorgänger, Shakespeares einerseits und Michelangelos und Rafaels andrerseits. Bei beiden die durch langes Leben erworbne Überzeugung von der Notwendigkeit der Tradition in der Kunst.

Aber gerade diese Überzeugung und das aus ihr hervorgehende Schaffen im Sinne der großen Meister der Renaissance sind das, was die Welt an Geselschap auszusetzen hat. Unsre moderne Welt will und sucht andres als solchen hergebrachten Kram. Der Dampf und die Elektrizität haben uns schon so nervös gemacht, daß nur noch Neues, noch nicht Dagewesenes (Ben Akiba lacht heimlich) unsre Aufmerksamkeit zu erregen imstande ist. Das Publikum, überreizt und darum teilnahmlos, läßt sich gern angenehm erregen durch die ungewöhnlichen, hysterischen Darbietungen unsrer Jungen in der Kunst und glaubt schließlich einer neuerungs- und sensationsbedürftigen Presse und einigen Kunstgelehrten, d. h. Kunstwissern — notabene Kunst kommt her von Können —, die uns beide täglich von neuem versichern, daß das Heil für die Kunst im Originellen à tout prix liege.

So stand Geselschap einsam und verkannt mitten im lokalen und geistigen Trubel des großen Berlin. Was wunder, daß er wieder und wieder Sehnsucht empfand, das Adoptivvaterland seines Geistes aufzusuchen und dort, wenn auch gleichfalls unbekannt, so doch glücklich zu leben. In Italien fand er Genossen, die, ob sie gleich längst im Grabe moderten, doch seine Mitkämpfer waren und ge-

Digitized by Google

rungen hatten, wie er, um die Siegespalme im Kampfe um die Schönheit. Dort fand er die milde Heiterkeit und Anspruchslosigkeit des Daseins, die seiner innern Natur sympathisch waren, dort fand er die Ungebundenheit und Unabhängigkeit von den Regeln des steifen Zeremoniells und von einer Zeit und Kräfte raubenden und doch meist hohlen Geselligkeit, dort endlich die Fülle des Lichtes und der Farben, die sein Malerauge erquickte, und nach der er sich immer sehnte, wenn er an trüben Wintertagen die graue Misere des nordischen Klimas seufzend ertragen mußte. Denn ohne Sonnenschein für ihn kein physisches, ohne Spiel des Lichtes und der Farben für ihn kein künstlerisches Leben! Er war ein Koloriſt ersten Ranges. Zwar hat sich der erste ständige Sekretär der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin, Herr Professor Wolfgang von Öttingen, für berechtigt gehalten, in seiner am 29. Oktober v. J. in der Singakademie zur Gedächtnisfeier Geselschaps gehaltnen Rede ihm die Eigenschaften eines Koloriſten abzusprechen, dennoch wird dieses Urteil unmöglich bestehen können. Denn wenn Geselschap auch vielleicht für die Form ein schärfres Gefühl hatte als für die Farben, so beherrschte er doch auch diese in geradezu staunenerregender Weise. Wer sich je an ihn und sein beratendes Urteil in Beziehung aufs Kolorit, die Farbengebung wandte, oder wer ihm zusah, wie er für seine Gewänder die feinsten Nüancen von Farbentönen suchend sich abmühte, bis er schließlich triumphierend und sich an der Harmonie weidend den richtigen fand, der wird verwundert den Kopf schütteln über den Ausspruch von dieser Stelle aus. Die Harmonie der Farbengebung bei den großen Wandbildern der Ruhmeshalle z. B. des Krieges ist vollendet und wird genügen, das erwähnte Urteil zu entkräften. Aber so gehts, wenn man das Schicksal hat, verkannt zu werden!

Der andre Vorwurf, der der Nachahmung, gegen den der Redner der Königlichen Akademie der Künste Geselschap in Schutz genommen hat, wird vielfach wiederholt und aufrecht erhalten. Worin liegt denn die Ähnlichkeit von Geselschaps Bildern mit den Werken z. B. Rafaels, der so oft als das Vorbild, als der Kopierte genannt wird. Ich habe mir die Frage wiederholt vorgelegt. Es ist eben nur der allgemeine Eindruck des Hohen, Uberlegnen, Gewaltigen, der den Werken beider Künstler eigen ist; das Gefühl, daß man durch die Schöpfungen beider über das Gewöhnliche, Alltägliche hinausgehoben wird, wie es das Auge des Alltagsmenschen oder der photographischen Maschine sieht. Ein feinempfindender Beschauer sagte mir einmal, daß ihn ein Gefühl, ein Schauer der Ehrfurcht überkomme, gerade als wenn er in einen Dom einträte, sobald er sich den Werken Rafaels oder Geselschaps nähere, und das sei ihm niemals irgend einem andern modernen Künstler gegenüber passiert. Und das ist es! Das Hoheitsvolle, Reine der Auffassung, die Tiefe der Empfindung, die beiden Künstlern eigen sind, zur Erscheinung gebracht durch die Kraft der formvollendeten Darstellung, sie sind das, was die Ähnlichkeit zwischen beiden ausmacht. Beide lassen ihre Figuren mit edel gemäßigten Gesten, mit einem gewissen hohen Pathos agieren, einem Ausdrucksmittel, ohne das die Kunst überhaupt nicht auskommen kann, und auf das die bildende Kunst im besondern geradezu angewiesen ist. Hohe in der übersinnlichen Welt sich abspielende Vorgänge, Phantasiegebilde, die mit der Wirklichkeit nichts zu thun haben, brauchen, um glaubhaft zu werden, eine besondre Kraft der Darstellung; Götter, Helden, verklärte, sagenhafte Gestalten, Übermenschen kann man doch nicht mit den Gesten gewöhnlicher Menschen, wie die Photographie sie uns fixieren kann, agieren lassen! Und das ist es wieder! Die Gewalt, die Großartigkeit, das „Stilvolle" der Darstellung ist beiden Meistern eigen, und darum haben sie Ähnlichkeit mit einander, weiter nichts, und Geselschap ist so selbständig, wie nur je irgend ein schaffender

Digitized by Google

Künstler. Wie soll man auch bei anders gestellten Aufgaben kopieren können. Ein oberflächlicherer, lächerlicherer Vorwurf konnte einem Manne, der so aus dem Vollen schöpfte, der sein Schaffen gewissermaßen überströmend darbot, gar nicht gemacht werden.

Und selbst wenn es anders, wenn es so wäre, wie sie sagen! Das abgeklärte Urteil von Jahrhunderten hat Rafael für den größten Maler aller Zeiten erklärt, für den Genius, in dem sich die Fähigkeit, „gottähnlich" zu schaffen, zu gestalten, zur höchsten Vollkommenheit entwickelte, und trotzdem ist der Mann, der jenem nachstrebend ähnliche Bahnen wandelte und, wie zugegeben wird, täuschend ähnliche Wirkungen erzielte wie jener, über die Achsel angesehen und als Nachahmer geradezu verhöhnt worden von dem unabgeklärten Urteil unsrer Zeit, von der berufsmäßigen Tageskritik, den großen Kunstkennern und Kunstgelehrten und — und das ist das Schmerzliche — von den meisten Künstlern! Aber die Kleinen konnten nicht emporsehen zu der Höhe, auf der er stand, wie sie ja auch größtenteils den alten überlebten Kram, den Rafael schuf, kaum kennen. Es liegt nicht so arg viel an deren Urteil, und für die Welt ist es am Ende auch besser, daß sie sich nicht bemühen, im Sinne Rafaels zu schaffen. Der heimgegangne „Epigone" mag aber ruhig schlafen unter der Cestiuspyramide in seinem geliebten Rom: es kommt dereinst der Tag, an dem das deutsche Volk in Ehrfurcht vor den Werken Friedrich Geselschaps stehen wird! Denn das ist das Herrliche, das Gottähnliche an jedem echten Kunstwerke, daß es unvergänglich ist, und daß seine Feuerkraft erwärmend, neubelebend und beseligend zur rechten Zeit immer wieder hervorbricht.

Hans Meyer

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Neue Folge

II. Der fiskalische Wald

Das Andenken des alten Oberförsters Schlettau in Buchenbeck wird in der ganzen Gegend des Buchenbecker Forstes bis auf den heutigen Tag wert gehalten. Als er gestorben war und das Trauergeleite, an dem sich Stadt und Land der ganzen Umgegend beteiligt hatte, auseinanderging, wurde einstimmig die Meinung geäußert: So einen Oberförster kriegen wir nie wieder. Man muß nicht denken, daß der Oberförster Schlettau ein nachlässiger Beamter gewesen sei, er war jederzeit auf seinem Posten, und er ließ auch kein Unrecht durchgehen, aber er verstand die große Kunst, Nebensachen als Nebensachen zu behandeln. Er war kein Büreaumensch, er hatte seine Freude an seinem Walde und gönnte diese Freude auch andern Leuten. Er hatte es gern, Wanderern in seinem Walde zu begegnen, und wenn sie sich halbwegs zivilisiert betrugen, so dankte er auf einen Gruß mit tiefen Baßtönen und freundlichem Nicken.

Digitized by Google

Der Herr Oberförster hatte nämlich über den Wald seine besondern Gedanken, von denen wir von vornherein zugeben wollen, daß sie altmodisch waren, und zwar waren es sozialpolitische Gedanken. Die Sozialdemokratie auf dem Lande, pflegte er zu sagen, kommt von der Separation. Dadurch, daß die Bauern allen gemeinsamen Besitz unter sich aufgeteilt haben, ist der besitzlose Stand auf dem Lande entstanden. Wer nichts hat, ist natürlich zu allen Dummheiten zu haben. Wer seine Beine noch auf ein Stückchen Erde stellt, das ihm gehört, der ankt nicht nach sozialdemokratischen Luftschlössern. Wo giebt es aber jetzt noch Besitz, an dem auch der Ärmste seinen Anteil hat, außer dem Walde? Ich freue mich, wenn das Proletarierkind im Walde seine Blumen und seine Beeren pflückt. Den Förster hole der Deibel, der es dabei stört. Nur Unfug treiben sollen sie nicht. Ich freue mich über den Arbeiter, der Sonntags im Walde spazieren geht. Davon wird er nicht schlechter. Und wenn er sich im Jahre einmal einen Schippenstiel oder sein Junge eine Gerte mitnimmt, davon werden wir nicht ärmer.

Grob war der Herr Oberförster, das muß man sagen, sogar sackgrob. Es nahm ihm aber niemand seine Derbheiten übel. Denn es war keine bösartige Grobheit, sondern nur eine rauhe Schale zu einem weichen Kerne. Man wußte, daß er es gut meinte, und zwar gerade dann am besten, wenn er am gröbsten war. Die Kinder fürchteten sich nicht vor seinem wilden, rötlich-weißen Barte — ein gutes Zeichen —; wenn der Oberförster einem Trupp Kinder im Walde begegnete, so liefen sie nicht davon, sondern stellten sich fein ordentlich an den Weg, schwenkten die Mützen und krähten ihren: Guten Morgen, Herr Oberförster. Darauf nickte er ihnen zu und sagte, grimmig schmunzelnd: Verflixtes Grobzeug.

Auch mit den Bauern kam er ausgezeichnet aus. Wenn Holzauktion war, so wußte er durch etliche Kraftworte zur rechten Zeit die Kauflust im Gange zu erhalten: Na, Meister Hannes, Sie alter Leimsieder, Sie denken wohl, wir sollen Ihnen noch Ihr Holz auf den Hof fahren? Warum bieten Sie denn nicht? Bequemer können Ihnen die Stämme doch nicht liegen. Taxe: Vierundzwanzig Mark. — Fünfundzwanzig, sagte Meister Hannes, dem die Anregung förderlich gewesen war, und die Sache war gemacht. Noch mehr bedeutete es, daß er auch den heikelsten Punkt der Bauern, die Jagdfrage, zur allseitigen Zufriedenheit mit seiner urwüchsigen Grobheit löste.

An den fiskalischen Wald grenzten die Fluren von Schiedlingen, Bossenstedt und Blankenbeck. In der Jagdzeit setzten sich nun die Herren Bauern abends auf ihre Felder dem Walde gegenüber und schossen jeden unvorsichtigen Hasen und jeden kleelüsternen Rehbock weg. Das mußte natürlich den Forstmann kränken. Zu machen war nichts, die Bauern waren in ihrem Rechte. Wenn sie es nun einmal wieder zu toll getrieben hatten, so erschien der Oberförster auf einer Dorftreibjagd — eingeladen wurde er jedesmal — und „kaufte sich seine Urians“:

Guten Morgen, meine Herren. Sie jagen schon wieder? Ich wundre mich nur, daß bei Ihnen auf der Flur noch was schießbares herumläuft.

Wieso denn, Herr Oberförster?

Weil ihr Himmelhunde das Pulver nicht halten könnt. Herr Gott, was habt ihr einmal wieder unterm Forste gepulvert. So was ist keine Jagd, so was ist eine Schweinerei.

'S ist auch wahr, es ist ein bischen viel dies Jahr geschossen worden.

Freut mich, wenn ihr das einseht. Denkt ihr denn, daß bei mir im Walde die Rehe jungen wie die Karnickel? Wenn ihr alles wegschießt, was kaum handhoch aufgesetzt hat, dann muß es doch auch einmal alle werden. Und den Schied-

Digitized by Google

lingern könnt ihr in meinem Namen sagen, wenn sie nichts weiter fertig brächten, als so eine arme Kreatur von Ricke anzukrakeln, daß sie hernach die Füchse holen, dann möchten sie lieber mit ihren Knarren zu Hause bleiben.

Jawohl, Herr Oberförster, schießen kann von den Schiedlingern keiner, das weiß die ganze Gegend.

Und wenn ihr einmal den Blankenbecker Kantor seht, so könnt ihr ihn von mir grüßen und ihm sagen, wenn ers durchaus nicht lassen könnte, auf den Anstand zu gehen, so sollte er wenigstens sein Gewehr wie ein Christenmensch tragen, man sehe es ihm ja auf eine halbe Stunde weit an, daß er keinen Jagdschein habe.

Solche Erörterungen verursachten großes Gaudium. Es ist ein alter Deutscher, pflegten dann die Bauern zu sagen. Aber es ist ein guter Mann. Und recht hat er auch. Darauf beschränkte man seine Jagdlust und verabredete sogar eine Art von Schießplan.

Das Hauptsommerfest der ganzen Gegend war das Eggelinger Brunnenfest. Mitten im Forste lag ein Gasthaus: „Zum Eggelinger Brunnen." Hier pflegten die Revierförster der Gegend zusammen zu kommen und ihre Schießübungen zu halten. Auch Gäste aus den umliegenden Dörfern und aus der Stadt Dorneberg pflegten sich einzustellen — meist zu Wagen, denn die Entfernungen waren etwas groß. Wenn aber Eggelinger Brunnenfest war, gab es an schönen Tagen eine ganze Völkerwanderung. Man pflückte Blumen, man bestieg die Königseiche, in deren Zweigen eine Bühne nebst Leitern angebracht war, man lagerte sich auf der Wiese und kochte Kaffee. Das Holz zum Kaffeefeuer wurde aus dem Walde geholt, mag sein, daß dabei auch manches gute Stück mit verbrannt wurde. Wenn sich ein allzu diensteifriger Förster darüber beklagte, erwiderte der Oberförster: Ach was! Dummheiten. Mit dem, was eure Holzhacker an einem Tage über ihr Deputat wegschleppen, bestreite ich das ganze Brunnenfest. Der Oberförster fehlte zum Feste nie, er und seine Frau und sein Mariechen, ein junges Mädchen mit großen braunen Augen, lachendem Munde und langen Zöpfen, saßen in der Honoratiorenlaube und empfingen die angesehenen Gäste. Sie betrachteten das Fest als ihre Gesellschaft, die sie der umliegenden Gegend im Forste gaben. Es war sehr hübsch da. Und wenn der Tag verregnete, so gab es eine schwere Sitzung in der Gaststube des Wirts. Kenner behaupten, das sei bisweilen, wenn der Oberförster bei Laune war, noch hübscher gewesen.

Nun war er gestorben, und die öffentliche Meinung der Gegend hatte sich dahin ausgesprochen: Einen solchen Oberförster kriegen wir nie wieder. Der neue Oberförster, Herr von Papenberg, war weit davon entfernt, dieser Meinung zuzustimmen. Vielmehr hielt er es für unbegreiflich, wie man einen Mann, der so wenig Beamter und fast schon verbauert gewesen sei, so lange im Amte gelassen habe. An dem Zustande der Registratur hatte er, wahrscheinlich mit Recht, manches auszusetzen. Der Wald war aber in Ordnung, und der Ertrag, den er gab, gehörte zum höchsten des ganzen Bezirks; nichtsdestoweniger nahm sich der neue Oberförster vor, auch hier energisch einzugreifen und die Waldwirtschaft seines Bezirks zu einer Musterwirtschaft zu machen.

Natürlich wurde der neue Oberförster von allen Seiten sogleich in scharfe Beobachtung genommen. Der Wald ist für die ganze Einwohnerschaft der Gegend, die hier ihren Unterhalt hatte, ihren Holzbedarf kaufte oder stahl oder ihre Erholung suchte, eine Sache von großer Bedeutung. Die ersten Beobachtungen, die man machte, waren nicht erfreulich. Der Oberförster trug Handschuhe und einen Kneifer, rauchte Cigaretten und trank keinen Grog. Im Kasino zu Dorneberg, wo der alte Herr gern gesehener Stammgast gewesen war, ließ er sich nicht sehen,

Digitized by Google

worüber sich die Bürger zurückgesetzt fühlten, und auch mit den Bauern kam er schlecht aus. Daß die Bauern sich auf ihre Felder setzten, um fiskalische Rehe und Hasen, die auf den Feldern der Bauern ihre Nahrung suchten, wegzuschießen, war ihm ein Greuel. Am liebsten hätte er die ganze Grenze eingegattert. Das wäre aber eine sehr teure Geschichte geworden. Er gab also seinen Forstlehrlingen den Auftrag, abends die Grenze abzupatrouillieren, zu schießen, Lärm zu machen und den Bauern die Jagd zu verderben. Natürlich kam nun kein Wild heraus, und die Bauern kamen nicht zum Schusse und ärgerten sich. Darauf beschlossen sie, auch keine Rücksicht mehr zu nehmen, sondern alles wegzuschießen, was aus dem Walde kam und geschossen werden durfte. Da es nun nicht möglich war, die Waldgrenze alle Abende von den Forstlehrlingen abgehen zu lassen, und die Bauern die größere Ausdauer hatten, ging es von da an den Rehböcken schlecht.

Nicht weniger war dem Oberförster der „Eggelinger Brunnen" ein Greuel. Was hat ein Gasthaus im Walde zu suchen? Der Wald ist fiskalisches Eigentum und gehört dem Staate und nächstdem der Forstverwaltung. Außer den beamteten Personen hat niemand etwas dort zu suchen. Und nun gar das Eggelinger Brunnenfest! Diesem Unfug mußte durchaus gesteuert werden. Gleich nach dem nächsten Feste gab es eine Reihe von Strafmandaten. Alle, die Kaffee auf der Wiese gekocht hatten, mußten drei Mark Strafe zahlen, weil sie offnes Feuer im Walde angemacht hatten, was nach der Forstpolizeiordnung verboten sei. Die Wiese, die dem Wirte gehörte, konnte nicht abgesperrt werden, dagegen ließ Herr von Papenberg die Bühne aus der Eiche nehmen, alle Fußwege, die an der Wiese mündeten, abgraben und absperren und den ganzen Waldesrand mit schönen Strohwischen verzieren. Das gab eine große Unzufriedenheit in der ganzen Gegend, aber was war zu machen?

Von Dorneberg aus über Bossenstedt führten zwei Wege nach dem Eggelinger Brunnen und von da weiter nach Buchenbeck, der eine über den Stuckenwinkel, der andre, die Landstraße, in weitem Bogen über Blankenbeck. Hierzu hatte der alte Herr einen dritten Weg über den Quitscherenberg anlegen lassen. Und dieser Weg war extra für die Bequemlichkeit der Spaziergänger bestimmt. Das hatte man dem alten Herrn besonders hoch aufgenommen. Und man muß auch sagen, ein Oberförster, der für Spaziergänger in seinem Forste Wege anlegen läßt, ist ein rarer Vogel. Das erste, was der neue Oberförster that, war, diesen Weg einzuziehen, ihn mit einem Verhau zu versperren und mit jungen Tannen zu bepflanzen. Eine Warnungstafel bedrohte mit drei Mark Strafe jeden, der sich unterfangen würde, diesen Weg zu gehen. Die Barriere wurde nächtlicherweile umgeworfen und die jungen Bäume ausgerissen. Es half nichts, der Wald behielt recht, die Büsche, die nicht mehr zurückgeschnitten wurden, überwucherten den Weg, und so verschwand er. Ebenso erklärte der Oberförster auch den andern Weg über den Stuckenwinkel für einen Forstabfuhrweg privaten Charakters und verbot ihn im Amtsblatte, das niemand las, und wonach sich niemand richtete. Die Revierförster, die es einsahen, daß es für die Bauern eine üble Sache sein würde, den weiten Weg über Blankenbeck fahren zu müssen, und die es mit der Bevölkerung nicht verderben wollten, richteten es darauf ein, daß sie nie einem Wagen auf dem verbotnen Wege begegneten. Schließlich kam aber der Oberförster dahinter, er machte ein gewaltiges Donnerwetter, und nun mußte angezeigt werden. Einer der ersten, die drei Mark Strafe zahlen sollten, war der Schulze von Bossenstedt. Der kratzte sich hinter den Ohren und hätte am liebsten kein Wort gesagt und in der Stille seine Strafe bezahlt. Aber die Sache war bekannt geworden, und die Bossenstedter benutzten den nächsten Sonntag Nachmittag, um sich über den Oberförster

Digitized by Google

und seine neuen Manieren gründlich auszusprechen. Die ältesten Leute wurden als Zeugen angerufen, daß der Weg über die Stuckenbreite immer ein öffentlicher Weg gewesen sei. Und alle konnten sich noch erinnern, daß an der Eggelinger Wiese ein Wegweiser gestanden habe mit der Inschrift: Kommunalweg nach Bossenstedt. Und das sollte nun nicht mehr gelten? Der Oberförster müsse wohl närrisch sein? Das Verbot des Oberförsters sei null und nichtig, und der Schulze dürfe sich das nicht gefallen lassen. Der Schulze sagte nicht ja und nicht nein und zahlte am andern Tage seine Strafe. Denn er erwog, welche Kosten und welche Zeitversäumnis er haben werde, wenn er nach der Kreisstadt drei Stunden weit aufs Gericht müsse. Bald erklangen auch Wehrufe aus Schiedlingen. Der Oberförster hatte den Weg von Schiedlingen nach Buchenbeck neu beschütten lassen, es war ein Staat, wie schön der Weg geworden war. Die Schiedlinger freuten sich, daß sie einen so schönen Waldweg erhalten hatten, und beschlossen, ihn fleißig zu benutzen. Aber kaum war er fertig, so schloß ihn der Oberförster zu und verbot ihn für fremdes Fuhrwerk. Die Schiedlinger schimpften, wenn sie unter sich waren, in den lautesten Tönen: Das könne ihnen der Oberförster nicht verbieten, und das wollten sie einmal sehen, wer sie hindern wollte, ihren Weg zu fahren. Sie fuhren also trotz des Verbots, erhielten ihr Strafmandat — und zahlten. Es war immer noch billiger und bequemer, mit drei Mark davonzukommen, als aufs Gericht in die Stadt zu müssen. Und den Advokaten ist nicht zu trauen, man kann nie wissen, wer gewinnt und wer verspielt.

Aber Leute, sagte der Dorneberger Doktor, der in dieser Gegend bis nach Buchenbeck hin seine Praxis hatte, seht ihr denn nicht, worauf es der Oberförster abgesehen hat? Er will euch alle eure Wege abknöpfen, und wenn ihr Strafe zahlt, so gebt ihr ihm ja recht.

Das ist ganz richtig, Herr Doktor, aber was kann man denn dagegen thun? Widerspruch erheben, den Oberförster verklagen!

Ja ja, aber die Bossenstedter könnten doch auch was thun.

Und die Bossenstedter sagten: Ja ja, aber die Blankenbecker könnten doch auch etwas thun, und so geschah nichts. Nicht einmal, als der gute Blankenbecker Pastor, der im Frühling zusammen mit seiner lieben Frau im Pastorenkutschchen in sein eignes Holz gefahren war, angezeigt und mit drei Mark bestraft worden war, weil der Forstabfuhrweg wohl mit Leiterwagen, aber nicht mit Kutschen befahren werden dürfe.

Aber Sie wenigstens, Herr Pastor, werden doch reklamieren, sagte der Doktor Emser, es ist doch ein haarsträubender Unsinn, Ihnen den Zugang zu Ihrem eignen Holze verwehren zu wollen.

Aber der Herr Pastor war sehr erschrocken, er wollte lieber mit der Sache nichts zu thun haben, er wagte nicht gegen die Obrigkeit vorstellig zu werden und wollte lieber seine Strafe zahlen.

Da geschah das unerhörte, daß Doktor Emser selbst in Strafe genommen wurde, weil er den Weg über den Stuckenwinkel gefahren war, als er zu des Oberförsters eigner Schwiegermutter gerufen worden war. Doktor Emser erhob Widerspruch. Er sei Arzt, und ihm sei, wenn Gefahr in Verzug sei, auch erlaubt, verbotne Wege zu fahren. Die Heerstraße über Blankenbeck sei eine ganze Stunde um. Hierauf erwiderte der Oberförster: Seine Schwiegermutter sei nicht so krank gewesen, sie hätte ganz gut die Stunde warten können. Worauf der Doktor mit seinem Einwande abgewiesen wurde. Jetzt sah er ein, daß er einen falschen Einwand vorgebracht hatte. Er hätte behaupten und beweisen müssen, daß der Weg über den Stuckenwinkel als öffentlicher Weg nicht verboten werden durfte.

Digitized by Google

Einige Zeit darauf las man im Kreisblatte, daß sich ein Forst-Rechts-Schutz-Verein mit dem Sitze Dorneberg gebildet habe. Dieser Verein übernehme es, die Prozesse seiner Mitglieder gegen den Forstfiskus zu führen. Die Kosten würden aus der Vereinskasse gedeckt werden. Dies war ein feiner Gedanke. Doktor Emser hatte ihn ausgedacht, der Beifall der Bewohnerschaft hatte nicht gefehlt, und die Kasse verfügte über eine hübsche Summe. Na warte, Oberförster! Ein kühner Dorneberger Fleischer wurde mit seinem Wagen auf den verbotnen Weg geschickt, um sich abfassen zu lassen. Das geschah denn auch, das Strafmandat lief ein, und der Prozeß begann. Der Oberförster zog den Prozeß in die Länge, veranlaßte zahllose Termine, Lokalbesichtigungen und Zeugenaussagen und trieb den Prozeß aus einer Instanz in die andre. Das Ende war, daß er den Prozeß verlor, und daß die Forstkasse tausend Mark zahlen mußte. Die Umgegend triumphierte. Als man aber den erstrittnen Weg fahren wollte, fand man eine funkelnagelneue Warnungstafel, auf der der Weg als Holzabfuhrweg bezeichnet und für fremdes Fuhrwerk verboten wurde. Der Oberförster hatte nämlich den alten Weg, der in bequemen Bummellinien durch den Wald zog, mit einer neuen schnurgeraden Straße durchschnitten, sodaß vom alten Wege hier ein Bogen rechts und dort ein Bogen links lag. Und der Oberförster ließ es jeden wissen, der es hören wollte, der neue Weg sei sein Weg. Die Bauern könnten ja auf ihrem alten Wege fahren. Wer auf dem neuen Wege getroffen werde, werde in Strafe genommen.

Nein sowas! sowas! Man entrüstete sich in der ganzen Gegend über diesen Oberförster. Auf der alten Straße fahren zu sollen, nachdem er durch die Gräben des neuen Wegs ein Dutzendmal zerschnitten war, war doch der reine Hohn. Die Rechtsverständigen steckten die Köpfe zusammen und brachten heraus, es sei ein reiner Unsinn, einen öffentlichen Weg einziehen zu wollen, nachdem man ihn durch einen neuen Weg ersetzt habe. Der Oberförster müsse unbedingt den Prozeß verlieren. Aber dieser Prozeß mußte doch erst angestrengt werden. Die Arbeit begann also von neuem. Wieder sollte ein mutiger Bürger in den Wald geschickt werden, aber es wollte sich lange keiner finden. Die Termine in der Kreisstadt hatten doch gar zu viel Geld und Zeit gekostet. Endlich erklärte sich ein Dorneberger Rentier, wenn man ihm Pferde und Wagen stelle, bereit, das Wagnis zu übernehmen. Der kühne Rentier fuhr die verbotne Straße, wurde gesehen, aber es lief keine Anzeige ein. Die Sache wurde wiederholt, aber mit gleichem Erfolg. Dagegen wurden von Bossenstedt und Schiedlingen aus Anträge an den Verein gestellt, Prozesse zu führen, was auch geschah.

Aber ehe diese Prozesse beendet waren, war auch die Kraft des Vereins und waren die Mittel seiner Kasse erschöpft. Die Beiträge liefen schlecht ein, und Doktor Emser machte die Erfahrung, daß es für einen Arzt nicht gut sei, sich in die Streitigkeiten seiner Gegend einzumischen. Er hörte nämlich, daß der Oberförster Schritte gethan habe, einen Arzt nach Buchenbeck zu ziehen. Damit würde er nicht allein Buchenbeck, sondern vielleicht auch Blankenbeck verloren haben. Er ließ also seinen Verein im Stiche und machte seinen Frieden mit dem Oberförster. Die schwebenden Prozesse kamen also nicht zur Entscheidung. Die Bauern gewöhnten sich an den Gedanken, den fiskalischen Forst als ein verlornes Paradies anzusehen und den Weg durch den Wald auf dem weiten Umwege über Blankenbeck machen zu müssen. Und der Oberförster hatte die Genugthuung, auf seinen schönen Forstwegen in seinem Einspänner ganz allein durch den Forst fahren zu können.

Den Fußgängern und Spaziergängern, wenigstens dem anständigen Teile des Publikums, ging es nicht viel besser als dem fahrenden Publikum. Menschen im

Digitized by Google

Walde oder gar Kinder waren dem Oberförster überaus zuwider. Das Bellen des Rehbocks, „Schrecken“ nennt es der Weidmann, der bei diesem Worte etwas wonnevolles empfindet, die schnarrende Kommandostimme des Revierförsters, die Schläge der Holzaxt waren ihm Musik, Rufen und Gesang ein Greuel. Vor allem durfte das Wild nicht gestört werden. Der fiskalische Rehbock mußte sich in voller Sammlung auf die Stunde vorbereiten, wo er nach den Regeln der Kunst abgeschossen werden sollte. Als der Oberförster aber einmal ein paar Sprenkel fand und den dazu gehörigen Jungen erwischte, machte er ein Aufhebens, als sei ein Mord geschehen.

Heute hat der Chef aber wieder einmal einen Hauptspektakel gemacht, sagte der Blankenbecker Förster zu seinem Kollegen. Ich dachte, er wollte den Jungen mit seinen Sprenkeln gleich auffressen. Und in meiner Küche stand ein ganzer Korb voll Singvögel, die sich bei mir in den Dohnen gefangen hatten.

Das ist nicht anders, erwiderte der Kollege. Wir können doch neben die Schlinge keine Warnungstafel für die Rotkehlchen hängen.*) Wenn wir überhaupt Dohnen aushängen, dann fangen wir in den ersten Wochen auch Singvögel.

Lauter Singvögel! Der Korb Krammetsvögel, den der Chef neulich an den Oberforstmeister geschickt hat, das waren doch lauter Singdrosseln. Und um so einen Sprenkel macht er solchen Lärm.

Wer durch den Wald ging und begegnete dem Oberförster, der konnte darauf gefaßt sein, daß ihm etwas unangenehmes begegnete, ehe er noch den Wald verließ. Entweder wurde ihm von einem Holzhacker klar gemacht, daß er sich auf verbotnem Wege befand, oder daß der wüste Fleck, auf dem er stand, eine Schonung sei, oder man wurde gefragt, woher die Blumen und Beeren stammten, die man in der Hand trug, oder man wurde auf gewisse Strohwische aufmerksam gemacht, die alle Wege und Waldränder zierten, oder zur Ruhe oder zur Vorsicht mit der Cigarre ermahnt. Schließlich fühlte sich kein Mensch mehr sicher, wenn er von der Landstraße abgebogen war. Der Blankenbecker Herr Pastor war seit seiner Bestrafung mit keinem Rade mehr in den Wald gekommen. Am liebsten hätte er den Wald gänzlich gemieden, wenn es ihm nicht ein Bedürfnis gewesen wäre, seine Nerven im Grünen zu erfrischen, und wenn er nicht ein großer Pilzfreund und Pilzkenner gewesen wäre. Der Blankenbecker Herr Pastor zog also mit seinem Pilzsäckchen durch den Wald und begegnete dem Herrn Oberförster, mit dem er ein wissenschaftliches Gespräch über Pilzsorten und Standpunkte führte. Bald darauf erschien — offenbar im Auftrage des Herrn Oberförsters — ein Forstwärter und eröffnete, verlegen die Mütze in der Hand drehend, dem Herrn Pastor: Pilze seien fiskalisches Eigentum, und es sei nicht gestattet, fiskalisches Eigentum mitzunehmen. Der Herr Pastor erschrak, warf alle Pilze von sich und eilte, ernstlich in seinem Gewissen beunruhigt, nach Hause, um nie wieder den Wald zu betreten. Ähnlich ging es den Töchtern des Bossenstedter Amtmanns, die wegen eines Sträußchens Erdbeeren behelligt wurden. Der Amtmann wütete und brachte seine Beschwerde auf dem Dorneberger Jahrmarkte, wo er sich mit einigen Bekannten traf — auch der Blankenbecker Förster war darunter —, zur Sprache: Er hätte doch wahrhaftig nicht nötig, seine Töchter zum Beerenstehlen in den Wald zu schicken. Der Oberförster sei verrückt, und ein Verbot, Erdbeeren im Walde zu pflücken, gebe es gar nicht.

*) Einer unsrer weisen Gesetzgeber im Reichstage hat in der That vorm Jahre einen Gesetzesparagraphen vorgeschlagen, daß in den Dohnen nur Drosseln gefangen werden dürften.

Digitized by Google

Doch! wurde ihm entgegnet, das gäbe es doch! Im Forste gehöre alles, auch die Schnecken und die Eicheln und die Erdbeeren dem Fiskus.

Kaufen Sie sich doch einen Pflanzen-, Pilz- und Beerenschein, sagte der Blankenbecker Förster, kostet fünf Pfennige. Hernach können Sie hingehen, wohin Sie wollen, und der Chef darf Ihnen kein Wort sagen. Kein Wort darf er sagen. Habe ich nicht Recht? Kein Wort darf er sagen.

Obwohl dem Amtmann die Geschichte mit dem Scheine gar zu dumm schien, entschloß er sich doch, sich einen solchen Schein für seine Kinder ausstellen zu lassen. Ja es erschien ihm ein sehr schöner Gedanke, wenn sich jetzt ein paar hundert Menschen für je fünf Pfennige Beerenscheine ausstellen ließen. Davon hätte der Oberförster eine schöne Arbeit! Er schrieb also einen ordnungsmäßigen Antrag und legte fünfzehn Pfennige für einen Pilz-, Pflanzen und Beerenschein bei. Hierauf erhielt der Amtmann sein Schreiben und seine fünfzehn Pfennige zurück mit der Randbemerkung: Petent müsse sich erst über seine Person und Würdigkeit durch den Schulzen rekognoszieren lassen. Was? er, der Bossenstedter Amtmann, die bekannteste Person in der ganzen Gegend, sollte sich von seinem Schulzen rekognoszieren lassen? Das war zum lachen! In grimmiger Laune begab sich also der Amtmann zum Schulzen, und dieser setzte ordentlich verlegen sein Votum und Stempel darunter. Nun ging das Schreiben mit den fünfzehn Pfennigen wieder nach Buchenbeck. Worauf die Antwort unter Beifügung der fünfzehn Pfennige erfolgte: Der Beerenschein könne in Buchenbeck abgeholt werden. Worauf der Amtmann einen Boten mit den fünfzehn Pfennigen absandte. Der brachte die fünfzehn Pfennige und den Beerenschein mit der Eröffnung, daß die fünf Pfennige für den Schein in der Forstkasse in der Kreisstadt einzuzahlen seien, und daß für einen Pflanzen- und Pilzschein besondre Anträge gestellt werden müßten. Jetzt verzichtete der Amtmann darauf, sich je wieder einen Schein ausstellen zu lassen.

Der Oberförster erreichte, was er wünschte. Der Buchenbecker Forst, sonst ein gern besuchter Erholungsort, wurde von dem Publikum gemieden, wenigstens von dem anständigen Publikum. Die Holzdiebe und Wilderer fragten nach dem neuen Oberförster weniger, als sie nach dem alten Herrn gefragt hatten, der immer einmal einen von ihnen erwischte, was dem neuen Oberförster nicht gelingen wollte.

Den Schaden davon hatte der Eggelinger Wirt. Zuerst blieben die Wagen aus, dann auch die Fußgänger. Die Gastwirtschaft kam herunter, und das Bier wurde so schlecht, daß es auch die Holzhauer nicht mehr trinken wollten. Zuletzt war der Wirt froh, als ihm der Forstfiskus seine Wirtschaft für ein Billiges abkaufte. Nun wurde ein Holzhacker in das Haus gesetzt. Der zog aber bald wieder ab, da ihm der Weg bis zum Gasthause in Buchenbeck zu weit war. Seitdem stand das Haus leer, und man benutzte es als Scheune für das Wildfutter.

Aber die Freude des Oberförsters, den Wald von Wirten gereinigt zu haben, dauerte nicht lange, denn bald nach dem Abzuge des Eggelinger Wirtes errichtete der Schiedlinger Wirt auf seinem eignen Besitztume, einem Stück Ödland, nicht weit von dem Eggelinger Brunnen, eine Schankbude, wo Bier für die Arbeiter zu haben war. Sogleich zierte der Oberförster die ganze Umgegend mit Strohwischen und grub ab, verbarrikadierte und verbot alles, was nur entfernt wie ein Weg aussah. Es half ihm nichts. Der Schiedlinger Wirt baute einen eignen Zugangsweg auf eignem Grund und Boden und vergrößerte die Bude zu einem stattlichen Unterkunftshause. Und da der Besuch immer zunahm, so hätte er gern ein massives Haus mit Ofen und Küche gebaut. Aber das wurde ihm auf Einspruch des Oberförsters untersagt. Wenn das Haus einen Ofen habe, so sei es eine Ansiedlung.

Digitized by Google

und Ansiedlungen seien im Walde nicht zu gestatten. Der Wirt dürfe nur kalte Getränke verkaufen. Daß sich der Wirt einen massiven Keller baute, konnte ihm nicht verwehrt werden. Übrigens weiß jedermann, außer dem Oberförster, daß in der neuen Wirtschaft auch Kaffee und andre schöne Dinge zu haben sind. Wie das der Wirt macht, ist sein Geheimnis.

Warum war denn aber der Oberförster so bösartig?

Weil er leberleidend ist, sagte ein Dorneberger Bürger bei einer Aussprache über den alle so sehr berührenden Gegenstand.

I Gott bewahre, erwiderte der Doktor Emser, keine Spur von Leberleiden. Aber er hat den pippus fiscalis acutus, den akuten Verwaltungspips.

Der alte Remscheidt schüttelte den Kopf und sagte: Das ist es alles nicht. Daran ist seine Frau schuld.

Oho! seine Frau?

Ja, daran ist seine Frau schuld; die ärgert ihn den ganzen Tag, und darum ist er schlechter Laune und ärgert die Leute weiter. Sie können es mir glauben, meine Herren, es steckt hinter allem und jedem die Frau dahinter.

Man lachte den alten Herrn aus, der wohl aus eigner Erfahrung reden mochte, aber er hatte doch nicht so ganz Unrecht. Die Frau Oberförster war eine stolze adliche Dame, die es nicht verwinden konnte, daß sie als simple Frau Oberförster auf dem Lande sitzen sollte, während sie doch ihrer Geburt und persönlichen Würdigkeit nach mindestens Frau Forstmeister oder Frau Oberforstmeister in der Landeshauptstadt sein mußte. Und so lag sie ihrem Manne täglich in den Ohren, daß er auf sein Avancement dringen sollte. Und so entwickelte denn der Oberförster einen ganz riesigen Diensteifer. Die Unternehmung mit den Wegen war ein feiner fiskalischer Gedanke, der ihn oben empfehlen sollte. Man nehme, so war seine Theorie, ein zweifelhaftes Recht unermüdlich wahr, so wird aus dem zweifelhaften Rechte ein unzweifelhaft anerkanntes, denn der einzelne Mann hält es auf die Dauer nicht aus, aber die Verwaltung kann es aushalten. Und welcher Gewinn für den Staat, wenn die verworrnen Rechtsverhältnisse, die man noch immer im Walde findet, aufgeklärt und festgesetzt werden — natürlich zu Gunsten des Fiskus.

Man erwartete den Erbprinzen zur Jagd. Hier sollte sich die Gelegenheit bieten, auf die ganz besondre Tüchtigkeit des Oberförsters hinzuweisen. Der musterhafte Zustand des Waldes sollte ihn empfehlen. Die Versetzung konnte denn auch nicht ausbleiben. Der Erbprinz kam mit etlichen Herren und schickte seine Wagen fort, um sich an einer bestimmten Stelle später abholen zu lassen. Die Jagd war wenig ergiebig, das Wetter wurde schlecht, es fiel ein feiner kalter Regen, der Humor Seiner Königlichen Hoheit wurde säuerlich. Er sah sich die wohl beschütteten Waldwege mit tadelloser Wölbung, auf denen friedlich Gras wuchs, die Warnungstafeln an allen Ecken, die Strohwische, die abgegrabnen Fußwege und die Verhaue verwundert an und sagte: Ihr Wald ist ja recht nett, lieber Oberförster. Wenn ich ein Rehbock wäre, dann wanderte ich hier aus, mir wäre es hier zu gebildet. Sagen Sie mal, ist es denn in Ihrem Walde gestattet, auch einmal — mit Verlaub zu sagen — auszuspucken?*)

Die Herren des Gefolges lachten pflichtschuldig unbändig, und der Oberförster wurde blaß vor Ärger.

---

*) Anmerkung à la Luise Mühlbach: Historisch. Nur lautete der Ausspruch noch etwas anders.

Digitized by Google

Man kam an den Eggelinger Brunnen. — Das ist gescheit, sagte der Erbprinz, der gern ins Trockne wollte, daß sich einer hier angebaut hat. Wie heißt das Nest? Egg? — Egg? — Das halb verwitterte Schild hing noch über der Thür. Aber das Haus war verschlossen, und der Oberförster mußte die Geschichte des eingegangnen Gasthauses erzählen. — Sehen Sie, sagte der Erbprinz, das haben Sie davon. Hätten Sie den Wirt in Frieden gelassen, so hätten wir jetzt ein warmes Glas Grog.

Man machte darauf aufmerksam, daß nicht weit von hier eine Unterkunftshütte sei, und es wurde beschlossen, dahin zu gehen, um wenigstens unter Dach zu kommen. Dies geschah. Der Erbprinz verlangte etwas Warmes, einen Platz am Ofen oder ein Glas Glühwein. Der Wirt machte eine spitzbübische Miene und sagte: Der Herr Oberförster habe verboten, hier Grog oder Kaffee zu verschenken. Es dürften nur kalte Getränke abgelassen werden.

Soo! sagte der Erbprinz, ich meine aber, eine Tasse warmen Kaffees ist für die Leute viel dienlicher als kaltes Bier oder Schnaps.

Der Oberförster war der gleichen Meinung, machte aber unterthänigst darauf aufmerksam, daß der Ofen verboten sei, damit nicht das Recht einer Ansiedlung entstehe. Der Erbprinz hörte nicht darauf, sondern wandte sich an den Wirt: Es ist aber verwünscht kalt in Ihrer Bude, und ein warmer Trunk scheint mir sehr zweckdienlich zu sein. Sagen Sie mal, läßt sich da nicht Hilfe schaffen?

O ja, erwiderte der Wirt, da läßt sich schon was machen, wenn mich Königliche Hoheit nicht dem Herrn Oberförster verraten wollen. Der Erbprinz versprach es lachend. Darauf machte der Wirt die Kellerthür auf und führte seine vornehmen Gäste durch den Keller in einen Nebenraum, ein kleines Zimmer, worin ein Kanonenofen stand und lustig brannte. Auf dem Ofen summte ein Kessel mit Wasser. Der Raum war eng, aber es war behaglich warm, und es dauerte nicht lange, so hatte jeder der Herren sein Glas Grog in der Hand. Der Erbprinz war bester Laune, er beschäftigte sich mit besondrer Leutseligkeit mit dem Wirte, der ein gesundes Mundwerk und einen gesunden Mutterwitz hatte, und ignorierte den Oberförster gänzlich. — Sehen Sie, meine Herren, sagte er, der Mann gefällt mir. Ich halte es unter Umständen geradezu für verdienstlich, diesem steifleinenen Fiskus ein X für ein U zu machen. Und daß Sie mir den Mann nicht anzeigen, Oberförsterchen, wir sind ihm offenbar Dank schuldig. Man könnte ihm ja die Erlaubnis erwirken, sich eine ordentliche Stube und einen Ofen hinein zu bauen.

Befehl, Königliche Hoheit.

Der Oberförster sah grün und gelb aus vor Ärger. Er wußte, daß der Wirt die Geschichte mit der nötigen Zuthat in der ganzen Gegend herumtragen werde. Er war der Blamierte, seine Autorität war niedergeworfen, und die Aussicht auf Avancement rückte in weite Ferne.

Neuerdings geht das Gerücht in der Gegend, der Oberförster werde doch versetzt, und zwar als Forstmeister in die Regierung. Ob dies in Anerkennung seiner fiskalischen Verdienste geschieht, oder weil er aus der Gegend fort soll, oder weil der Erbprinz, der, wie man sagt, sich für die Versetzung besonders interessieren soll, ein Pflaster auf die Wunde legen wollte, hat nicht festgestellt werden können. Die Leute sehen die Sache mit etwas mißtrauischen Augen an: Wer weiß, obs was wird. Und wer weiß, was dann für ein Oberförster kommt. So einer, wie der alte Schlettau war, kommt nicht wieder. Und damit werden sie wohl Recht haben.

Digitized by Google

Der goldne Engel

Erzählung von Luise Glaß

1

Die Sonne stand hinter Sankt Barthelmä; stattlich hob sich die alte Kirche mit ihrem turmhohen Dach vom Abendhimmel ab, und Line Städel, die über den langen Markt auf die Kirche zu ging, mußte blinzelnd die Augen schließen, denn eben jetzt kamen ein paar Strahlen um den plumpen Anbau der Sakristei, und die ganze Marktseite entlang blitzten und blendeten die Fenster der behäbigen Bürgerhäuser.

Das Mädchen mit dem eiligen Werkeltagsschritt sah nicht rechts noch links. Gewohnheit hatte ihr die besondern Schönheiten dieses Anblicks verwischt. Tag für Tag eilte sie des Morgens hier herab, den Damen von Senkenberg mit ihren Schneiderkünsten zu dienen, und allabendlich kehrte sie, der Sonne entgegen, nach Hause zurück. Ihr Gesicht aber sah nicht sonnenfroh aus, und je näher sie der glanzverklärten Kirche kam, desto finstrer wurde es.

Sankt Barthelmä stand frei und hoch vor dem Abendhimmel; es war schon lange her, daß man Thor und Mauern dort oben niedergelegt hatte, um den Kirchplatz frei zu machen. Aber die alte Apotheke zum goldnen Engel, zur rechten das nächste Haus bei der Kirche, stützte sich noch heute fest auf das dauerhafte Gemäuer.

Sie war das stattlichste Gebäude des Marktes; je und je hatten die Brände, die mit dem Gerümpel der Stadt aufräumten, vor dem goldnen Engel Halt gemacht.

Ihr Besitzer, der alte Nothnagel, erzählte gern, sein Haus habe ehemals einem Kollegen des Doktor Faust gehört, der gerade so berühmt geworden wäre wie dieser Teufelsbanner, wenn die Dichter ihn erwischt hätten statt des andern — „ungerechter Zufall, wie alles in der Welt."

Alt genug, diese Erzählung glaubhaft zu machen, sah das Gebäude aus. Hoch und steil war sein Dach, Erker und Türmchen, Bildwerk und Inschriften zierten die Mauern, breite Stufen mit schmiedeeisernem Geländer führten zu dem halbstockhohen Laden hinauf, und die schmale Hausthür zu ebner Erde trug Eichenschnitzerei im besten Nürnberger Geschmack, mit einem pausbäckigen Engel als Kronstück.

Auch über der Ladenthür, in der Höhe des ersten Stockwerks, thronte das Wahrzeichen der Apotheke in einer spitzbogigen Nische, aber hier war es von neuer geschmackloser Arbeit und wurde alljährlich frisch vergoldet. Um seines Glanzes willen

Digitized by Google

liebten die Kinder Senkenbergs den Engel sehr; Line Städel, die mit jedem Schritte der Apothekenthür näher kam, nannte ihn ihren Teufel.

Durch die Apotheke führte der nächste Weg in ihres Vaters Wohnung, deren eigentlicher Eingang in der Schuhgasse lag, die jenseits der behäbigen Bürgerhäuser in derselben Richtung mit dem Markte hinlief und nach Westen zu, gerade wie dieser, die Stadtmauer durchbrochen hatte. Dort lehnte sich auf diese Mauer, weniger stattlich als die Apotheke, doch eben so alt und dauerhaft: Ackermanns Schmiede.

Rücken an Rücken standen diese beiden Nachbarn nun schon ein paar Jahrhunderte lang, und ihre Bewohner sahen sich über den langen schmalen Hof hin in die Fenster und auf die Finger; sie nannten diesen Hof den Kegelschub, seine Nordseite begrenzte ein wohlerhaltner Stadtmauerrest, nach Süden schlossen ihn die Seitengebäude der beiden Häuser von dem jüngern Nachbarschaftsgelichter ab. Sankt Barthelmä sah in diesen Hof, und zu Sommerszeiten that es auch die Abendsonne; sie schien gerade hinein in den offnen Gang, der, gedeckt durch ein bretternes Vordach, am ersten Stock dieses Seitengebäudes entlang lief.

Im Bereich der Apotheke lief er an Trockenböden, Darre und Speicher hin; hinter seiner größern Hälfte, die zu Ackermanns Schmiede gehörte, hatte Linens Vater, der Steindrucker Städel, seine Werkstatt aufgeschlagen; in stetem Wechsel führten hier Thüren und Fenster den dahinter liegenden Räumen Luft zu, und der bretterne Weg mündete in Linens Küchenthür aus, die den Eintritt in das alte Vorderhaus der Schmiede freigab.

Unten im Hofe schloß ein Bretterzaun mit einer knarrenden Thür die beiden Höfe von einander ab, aber oben auf dem Gange konnte man freien Fußes über die Grenze laufen — leider, leider! denn Tag für Tag lief auch das Unheil diesen Weg entlang.

Guten Abend, Fräulein Line, guten Abend, wie gehts? fragte es heiser vom Halbstock der Apotheke nach dem Markte hinunter.

Karoline Städel sah nicht auf, als sie antwortete: Guten Abend, Herr Nothnagel.

Den Mann da oben mit der heisern Stimme, der großen, hagern Nase und den Geieraugen haßte sie mit der ganzen Kraft eines leidenschaftlichen Herzens, dem der Liebesquell verschüttet worden ist.

Sie wollte an der geschnitzten Thür vorbeigehn; wenn sie auch mit den Minuten geizte, und der Umweg über den Kirchplatz um die Stadtmauer herum und drüben zur Schmiede hinein groß war — immer noch besser so, als unter dieses Mannes Augen durch die Teufelsthür gehn.

Der alte Nothnagel schien ihr die Gedanken von der Stirn zu lesen, sein schmaler Mund verzog sich zu einem Grinsen, was er lachen nannte, und die heisere Stimme klang spöttisch, obwohl er nur neckisch sein wollte, als er sagte: Nur durch, nur durch! 's ist dem goldnen Engel eine Ehre, wenn Fräulein Karoline Städel den Staub durch seine Hausflur fegt.

Da ging sie hindurch, ohne ein weiteres Wort, aber auch ohne Zögern. Was scheute sie denn noch? Es war nun doch alles gleich.

Ein kühler Luftstrom schlug ihr aus dem Durchgang entgegen, über dem Kreuzgewölbe hing schon die Dämmerung.

Aus der Küche am Ende des Ganges schaute ein Mädchengesicht heraus: blanke Augen, gebrannte Stirnlöckchen, gefallsüchtige Jugend. Karoline hatte nur einen mürrischen Dank für den freundlichen Guten Abend der Apothekerstochter.

Digitized by Google

Es wäre ihr auch ganz gleich gewesen, wenn sie das „eingebildete Person" gehört hätte, was hinter ihr drein murrte. Ebenso wie ihr des Provisors unhöflicher Gruß gleichgiltig war.

Der junge Herr Frisch hatte Feierabendstaat gemacht, eine blaue Halsbinde mit weißen Tupfen war das Hauptstück, den Scheitel hatte er auch ein wenig gebrannt. Er machte sich im Hofe vor den Küchenfenstern zu schaffen, konnte aber keinen Blick der Haustochter erhaschen. Sein Ärger brummte hinter Karolinen drein: Dumme alte Person.

Line war erst dreißig Jahre alt, aber zwanzig Jahre schwerer Arbeit und ein Ausdruck von Sorge und Verdrossenheit machten ihr Gesicht älter. Die Gestalt war auch zu breit und zu fest, als daß sie jugendlich hätte aussehen können.

Hart schlugen ihre Sohlen gegen das Pflaster des Apothekenhofs; hart öffnete und schloß sie die Bretterthür, die hinüberführte in Ackermanns Bereich; finster ließ sie den Blick über den heimischen Holzgang gleiten. Und doch war der Schmiedehof viel freundlicher als der andre drüben im Schatten des hohen Dachs. Die Sonne sah noch mit einem letzten Blick zu, wie Frau Flörke, die Wäscherin, die zu ebner Erde im Seitengebäude wohnte, die letzten Stücke von der Leine nahm; an ihrer kleinen Bohnenlaube gabs ein paar rote Blüten, die den ganzen Hof hell und lustig machten, und zwischen Stützen, Leinen, alten Karren, Eisenstangen und kränklichen Fahrrädern lief Nettchen Flörke umher; Nettchen, „das Ding," wie die Hausgenossen sie nannten — Professor Kilburg im ersten Stock machte sogar Dingelchen daraus.

Das Dingelchen war nicht gerade klein, auch nicht überbeweglich, trotz seiner sechzehn Jahre — wo man noch ein Kind ist, sagte die Mutter, die für arbeiten und zu Hause bleiben war. Aber sie hatte allezeit umherzulaufen; man sah sie bald auf dem Gange, zu dem eine leichte Holztreppe empor führte, bald unten im Hof, bald auf der Stadtmauer, wo die Luft am besten an die Wäsche heran konnte, bald in der Schmiede, wo die Stähle im Herdfeuer glühten — und wo man sie erblickte, wurde es hell.

Auch Karoline sah etwas weniger grämlich aus, als das Ding an ihr vorbei lief; sie blieb vor dem Waschhaus stehen, nickte Frau Flörke zu und sagte: Morgen zum Abendbrot müssen Sie unsre Gäste sein.

Frau Flörke schlug die Hände zusammen, daß der Seifenschaum flog. Sie war allerdings die Neuste im Kegelschub, erst vor sechs Jahren eingezogen; aber daß Städels einluden, das war unerhört und noch nie dagewesen, sie kannte ihre Hausgenossen inwendig und auswendig — „denn ich bin eine Frau von Welt und mach mir meine Gedanken über das, was ich sehe."

Einladen und gleich zum Abendbrot? Der alte Städel, der nie mit dem Nötigen fertig wurde und mit dem Unnötigen erst recht nicht, und die Karoline, die nach nichts verlangte das ganze Jahr, als aufs Nähen zu gehen von früh bis spät und des Abends zu Hause zu brummen übers Unterlassene und Sonntags die Wirtschaft reinzumachen und dann Überarbeit zu thun, was der liebe Gott und die Polizei gleichermaßen verboten — die wollten einladen? Oder etwa der junge Mensch, der gestern glücklich von den Soldaten nach Hause gekommen war? Ein hübscher Mensch, der Scharls, und stattlich geworden beim Militär, aber noch eben so schüchtern zu Hause, und wenn die Line redete, zu nichts zu haben, als zu einem unterthänigen Ja — der hatte die Einladung auch nicht durchgedrückt.

Frau Flörke wunderte sich immer noch, als Karoline wiederholte: Sie kommen doch sicher.

Digitized by Google

Und dann machte sie Umstände; die Bildung verlangte das, und sie mußte auch daran erinnern, daß sie eine fleißige Frau sei.

Ja liebes Fräulein Karline, ob ich Zeit hab, ich weiß nicht.

Kommen Sie nur, sagte Karline auf ihre Art, ohne alle Verbindlichkeit, ich nehme mir auch den halben Tag frei, mündig wird einer nur einmal im Leben, und für den Karl soll der Tag einen großen Abschnitt bedeuten.

Was tausend, mündig wird er, der Herr Scharls? Nein so was! Da kommen wir, ei natürlich! — Was sie weiter sprach, und sie sprach noch eine ganze Weile, hörte Karoline nicht; sowie sie die Zustimmung hatte, ging sie mit kurzem Kopfnicken ihrer Wege, ins Haus und durch die Hausflur, bis an die Seitenthür der Schmiede, in der noch der Blasebalg in Schwung war; dort sprach sie einen Gruß hinein in das Hämmern.

Alwin Ackermann, der Schmied, sah auf und nickte mit dem rußigen roten Gesicht seiner Mieterin heiter zu. Auch nahm er die Einladung ohne weiteres an; er wußte schon, um was es sich handelte, und hatte mit Karolinen den Fall als Ratgeber hin und her besprochen.

Hier stand sie noch eine Minute still, als sie ihr Ja hatte, und fragte nach ihrem Verlauf: Wo sind denn die Buben?

Der Schmied lachte.

Schulspaziergang heute; ich denk schon manchmal, ich bin taub geworden, weil ich keinen Lärm höre.

Karoline lächelte; es war so gerade, als ob die Glut, die vom Schmiedefeuer über ihr Gesicht flackerte, Zug um Zug Verdrossenheit, Härte und Alter wegwische.

Alle fünfe auf und davon?

Alle fünfe, und ich denke, das muß dem ganzen Haus einmal wohlthun.

Warum nicht gar!

Ehrlich, Fräulein Städel, es sind böse Buben: die Mutter fehlt. Von fünfen muß ja so wie so schon immer einer das fünfte Rad am Wagen sein, und, weiß der liebe Gott, das Überleie ist einem allemal das nächste. Am Ende sinds wohl gar lauter fünfte Räder.

Sie versündigen sich, Meister.

Gott behüte, mit vieren möchte ich deshalb noch lange nicht fahren — es war nur so eine Bemerkung, wie der nachdenkliche Mensch sie macht, wenn ihm gerade das Radreifenlegen geläufig ist.

Ihnen sind noch ganz andre Dinge geläufig, sagte Karoline, von den Jungen ablenkend und trat an den Werktisch, auf dem eine Blumenranke lag — Schmiedearbeit, noch nicht fertig, aber weit genug, die gefällige Form zu verraten.

Ein Kunstwerk, Meister.

Er lachte vergnügt. Sonntagsarbeit, will sagen: mein Feierabendpläsier! Nur erlaubt, wenn ich Zeit hab — aber Kunstwerk? Behüte, Fräulein Karoline, immer bescheiden.

Sie sind wohl ein Künstler, sagte sie eifrig, gerade so gut wie ein nachdenklicher Mensch.

Wollen Sie mir noch einen Spitznamen aufhängen? Das nachdenkliche Haus heißt meine Schmiede schon, von wegen meiner Redensart und dem Professor oben und Ihrem Vater, vor dem die Leute einen höllischen Respekt haben — ja doch, Fräulein Linchen.

Respekt wie vor einem Schwarzkünstler.

Digitized by Google

Behüte; reinlichen, einfachen Respekt. Na, und dann kam die gute Flörke und sagte immer, wenn sie drüben am Bach ihre Wäsche flahte: Denken, Frau Nachbarin, denken ist die Hauptsache! — Das brach denn die Speiche! nun heißen wir bei dem unbesinnlichsten Gassenbuben das nachdenkliche Haus.

Was nicht geschimpft ist, Meister, und ein Künstler kann man deshalb auch noch sein.

Nun also, nun gut! wenn Sie es mögen: Künstler und nachdenklicher Mensch — in meinem Fach natürlich, jeder in seinem Fach.

Er lachte herzlich. Dabei war die Arbeit fertig geworden; der Lehrjunge ließ den Blasebalgring fahren, Ackermann legte den Hammer weg, wischte sich die Hände ab und gab Karolinen die Rechte: Nur immer guten Mut, Fräulein Linchen, und auf ein fröhliches Fest morgen abend, und bereden Sie den Bruder fein linde.

Eiligen Schritts, die in der Schmiede versäumte Zeit einzuholen, stieg Karoline die Treppe hinauf nach des Vaters Wohnung. Im ersten Stock, neben dem Professor hatten sie ein Zimmer vorn hinaus; die übrige Wohnung streckte sich hinter dem Holzgang den Hof entlang.

Karoline trat von der Treppenflur geradeswegs in die Küche, deren Geschirr unordentlich umher stand, wie von Männermahlzeiten; sie öffnete die leere Vorderstube, hängte Hut und Arbeitsbeutel an einen Nagel, band sich eine blaue Schürze vor und ging zurück in die Küche, durch deren dritte Thür der lange hölzerne Unheilsgang in das Vorderhaus einmündete.

Als sie diese Thür zurückschlug, blieb sie unwillkürlich stehen, sah gerade aus, seine ganze Flucht entlang und lauschte. Ganz still wars da draußen; an der Grenze der beiden Seitengebäude wehte ein vergessenes Stück Wäsche, eine vorwitzige Bohnenranke, die sich verklettert hatte, schwankte haltlos in einem weichen Abendlüftchen, Schwalben, die unter dem Vordach nisteten, zwitscherten leise, schon halb im Traum — Line seufzte tief auf und bedeckte die Augen mit der Hand.

Das war so friedlich und lind; da auf das kleine Bänkchen neben der Küchenthür sinken und sich gar nicht mehr rühren müssen, still und froh sein wie der Feierabend draußen, nicht wie das Ding, dessen Gezwitscher aus dem Waschhaus heraufklang — nicht jung und froh — das war sie nie gewesen, das war nichts für sie, nur still sein — ausruhen —, sie meinte sich noch nie so danach gesehnt zu haben, wie heute.

Eine Minute lang, dann schüttelte sie die Stimmung ab. Ungesunde Stimmung! Sie hatte zu thun, nicht nur mit den Händen, wie der Geselle, dem der Meister die Arbeit vordenkt, sie mußte Matrose sein und Steuermann zugleich, sie mußte bedenken und einrichten, sorgen und schaffen, mußte ermahnen, wo sie lieber bewundert, und hart sein, wo sie sich lieber angeschmiegt hätte.

Aber das wußte sie nicht einmal mehr, selbst solch eine unbestimmte Feierabendsehnsucht wurde schnell überwunden — sie strich sich mit der Hand über die Augen und sah wieder eine nüchterne Welt.

Sofort setzten sich ihre Füße in Bewegung und trugen sie vorwärts, den Gang entlang. Zuerst an einem Fenster vorbei, das dem Schlafzimmer von Vater und Bruder Luft gab. Sie sah hinein: dort drinnen wars leer; dann zu einem zweiten, das gab der Werkstatt Licht, da stand ein junger Mensch an der Presse und druckte.

Rasch trat Karoline durch die nächste Thür.

Noch nicht Feierabend, Karl? Vorwärts, vorwärts! ich muß rein machen hier; morgen giebts andre Arbeit, und Montag früh muß ich beizeiten weg.

Digitized by Google

Der Jüngling sah auf, halb Bitte, halb Verlegenheit im Blick; er fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte er vornübergefallnes Haar zurückstreichen, eine Bewegung, die er in der Soldatenzeit nicht verlernt hatte, und sagte: Aber da ist noch zu thun.

Sie ging schnell zu dem großen Tisch, der quer vorm Fenster im Lichte stand, und sah forschend über die Blätter, Steine, Stichel und Vorlagen hin, die dort in bunter Menge lagen.

Die Karten für den Rat?

Druck ich eben.

Die Geheimsache fürs Amt?

Dort auf dem Stein.

Da fehlt noch an der Schrift!

Der Bote vom Rat war schon da und kommt gleich wieder, drum druck ich erst dies.

Und inzwischen vergeht das letzte Licht. Laß mich! Sie drängte ihn von der Presse weg, er setzte sich an den Arbeitstisch, schob die Lederscheibe in den Mund, die den Stein vor dem Atem des Arbeitenden schützen muß, und fuhr mit leichter Hand in der kaum begonnenen Abschrift fort.

Ein paar Minuten arbeiteten die Geschwister schweigend, dann fragte Line: Wie könnt ihr so zurück sein? Es war wenig genug Arbeit für zwei Männer. Gott seis geklagt!

Nothnagel saß am Vormittag hüben, und Nachmittag hat er Vater geholt.

Vater geholt! und sieht selber zum Fenster hinaus!

Mit zwei Schritten stand sie an der Thüre des Nebenraums und stieß sie auf. Sie nannten ihn im ganzen Hause die Hexenküche, und unheimlich mochte er durch seine fremdartige Ausrüstung den hereinschauenden Kindern manchmal erschienen sein. Verstärkt wurde dies Gefühl dadurch, daß den fünf fünften Rädern jedes Betreten des Raums unter tausend heiligen Donnerwettern verboten worden war; aber auch Line mußte sich jedesmal eines Schauders erwehren, wenn sie des Vaters eigenstes Zimmer betrat.

Auch hier stand der Steinschneidetisch am Fenster, sonst aber glich dieser Arbeitsraum in nichts der Werkstatt nebenan — überall an den Wänden, an der Decke, auf hohen Borten, auf niedern Gestellen standen, lagen und hingen Modelle von Luftschiffen und Flugmaschinen. Die Mongolfière schwankte neben der Charlière, Besniers Doppelflügel versprachen den Besuch der Sterne, und Trouvis Flügelflieger schwebte wie ein Vogel Greif mit ausgebreiteten Schwingen an der Decke; Blanchards Jahrmarktsballon mit dem Fallschirm und den zerbrechlichen Flügelrädern fehlte so wenig wie Abbé Desforges fliegender Nachen, der sich nie über die Erde zu erheben vermocht hatte.

Da hingen Schraubenflieger und Flächenflieger, da schwebten Luftbälle von allerlei Formen und in allen Stufen der Füllung. Dupuy de Lômes Ellipse strotzend, Griffards Cigarrenförmiger schon wieder etwas faltig, andre zusammengeschlappt, sodaß ihre Form nicht mehr zu erkennen war.

Und nicht diese Modelle allein, sorgfältig ausgeführt bis ins kleinste, füllten das Zimmer: was irgend über Flugkunst und Luftschiffahrt jemals gedruckt worden war, hatte sich hier vereinigt. Merkwürdigkeiten und Seltenheiten fanden sich in dem bescheidnen Seitengebäude der alten Schmiede. Das Zeitungsblatt, worin Blanchard im Jahre 1784 seine erste Fahrt mit dem „fliegenden Schiff" marktschreierisch angekündigt hatte, lag neben den Spottversen, die seine mißglückten

Digitized by Google

Lenkversuche geißelten; der Bericht über Gambettas Flucht aus dem belagerten Paris fehlte so wenig wie die phantastisch wissenschaftlichen Romane Cyranos von Bergerac, der seinen Helden den Mond erreichen ließ, ehe ein Menschenkind sich über den Erdboden erhoben hatte.

An den Wänden, überall da wo die Modelle Raum ließen, hingen die Bilder der Luftschiffer — die Brüder Mongolfier richteten ihre edelgeschnittnen Profile geradeaus, zu Professor Charles hinüber, der ihre kühnen Versuche so schnell übertrumpft hatte; Blanchards kleinpfiffiges Gesicht fehlte so wenig wie die mutigen Engländer Green, Cocking und Robertson; Madame Garnerin lächelte mit einem Zirkuslächeln von der Wand herab, das keiner hatte sehen können, wenn sie sich aus ungeheurer Höhe mit ihrem Fallschirm aus dem Ballon stürzte, und Pilâtre de Roziers kühnes Chevaliergesicht stand auf dem Werktisch am Fenster, gerade da, wo drüben bei dem jungen Städel Senefelders kluge, freundliche Augen der Arbeit zuschauten.

Was hätte Senefelder auch gewollt auf einem Platz, wo niemand an Lithographie denken mochte? Wohl stand da ein Stein mit begonnener Schrift und künstlerisch angelegter Umrandung, aber er war beiseite geschoben, und der Staub bedeckte seine empfindliche Fläche, ebenso wie Scheibe, Stift und Schleifer verdeckt waren von dem andern, das hier Herrenrecht genoß. Schrauben, Feilen, Zänglein, Federn, Spiralen, Räderchen, Lupen, Retorten, Gummischläuche, eine Lötlampe, eine galvanische Batterie und noch Hunderterlei, was sich dem ersten Blick verbarg, machten zweifelhaft, ob da ein Uhrmacher oder ein Chemiker hause.

Diesem Tisch gegenüber, an der Rückwand, deren Mittelstück von dem Luftschiffermuseum frei gelassen war, stand ein zweiter Tisch, und hier unter einem leicht abhebbaren Glaskasten thronte „das Gespenst des Hauses“: das Modell, an dem der alte Städel seit zwanzig Jahren arbeitete und versuchte, zerstörte und wieder zusammenstellte.

„Ich und der alte Städel,“ würde Apotheker Nothnagel gesagt haben; in Wahrheit beschränkte sich Nothnagels Mitarbeit aber zumeist auf dreinreden und neue Einfälle kundgeben.

Anfangs hatte Städel die Chemiekenntnisse seines Genossen angestaunt und benutzt, jetzt war er ihm längst auch darin nachgewachsen; er beherrschte „sein Fach,“ wie man etwas beherrscht, was man mit dem Herzen betreibt.

Jawohl, mit dem Herzen, mit einem Herzen so erfüllt von dem einen, daß nichts andres mehr Raum darin findet.

Line dachte an dieses volle Herz, das sie ein leeres nannte, während sie finstern Blicks die Hexenküche musterte, am finstersten den goldnen Engel, der wie ein Schutzgeist von einem kleinen Wandbrett auf das Modell herabsah — ein pausbäckig lächelndes Kindergesicht, bescheidne Flügelchen und dralle, hilflose Glieder. Hätte er nicht aus Nothnagels Hause gestammt, vielleicht wäre Line nicht blind gegen den naiven Reiz des kleinen Burschen gewesen, dem so wenig mehr von dem einstigen Golde anhaftete, daß allerorten die kräftige Holzmaser unter der verregneten Unnatur hervorschaute.

Ehedem hatte er, ein Altersgenosse des Thürengels, in der Apothekenische gestanden, bis eines Tags den Nothnagel „das Renovieren“ packte; da brachte er das Holzbübchen zum Nachbar.

Ich muß einen neuen Engel über die Thür haben, aber Glück hat dieser da unserm Hause gebracht, und so mag er jetzt das seine an unserm Luftschiff thun — nur solch einen alten, guten Hausgeist nicht absetzen.

Digitized by Google

Dazu lachte er, obgleichs ihm im Innersten damit ernst war; und um dieses Lachens willen, und weil der himmlische Bub aus der Apotheke kam, haßte ihn Line als die Verkörperung ihres häuslichen Unglücks.

Jäh wandte sie sich auch jetzt von ihm ab und trat in die Werkstatt zurück. Was sollte sie in der Hexenküche? Der Vater war nicht da, und wäre er auch drüben gewesen, daß Notwendige hätte er gewiß nicht gethan.

Ich muß mit dir reden, Karl, begann sie — aber da kam der Bote des Rats zum zweitenmal mit ungeduldiger Frage. Stumm holte sie ein Schächtelchen vom Sims, nahm das zugeschnittne Seidenpapier aus dem Kasten und legte dann rasch und gleichmäßig, wie man gewohnte Arbeit thut, wechselweise Karte und Schutzblatt hinein.

Erst als der Junge mit den Karten fort war, sah sie dem Bruder wieder ins Gesicht, doch knüpfte sie nicht am abgerissenen Ende an, sondern fragte: Sind denn die Johannisfestprogramme fort? und da Karl dies verneinte, fügte sie schnell hinzu: Dann trag sie hinüber, die Logenherren mußt du warm halten, ich besorg unterdessen das Abendbrot.

Als er aber gegangen war, kümmerte sie sich nicht um das Essen; sie setzte sich an den Arbeitstisch, ergriff Stichel und Scheibe und schrieb mit sicherer Hand weiter an der Geheimsache für das Amt, die nicht in eine Druckerei gesollt hatte.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Englische Kuckuckseier. Welcher vernünftige Mann hält es für möglich, daß irgend eine gute oder schlechte englische Zeitschrift Aufsätze eines deutschen Admirals aufnähme, worin den Engländern gepredigt würde, sie hätten keine größere Berechtigung, die See zu beherrschen, als irgend ein andrer Großstaat? Wer das schrankenlose Nationalgefühl der Großbriten einigermaßen kennt, muß die Frage verneinen. Aber daß ein englischer Admiral in einer deutschen Zeitschrift systematisch den Wert der Seemacht für Deutschland und für andre Festlandsstaaten herunterseßen darf, so etwas kann eben nur bei uns, im Volke der Denker, vorkommen. Der Engländer kommt dabei natürlich auf seine Kosten; er verwirrt verschiedne unklare Köpfe und erschwert denen die Arbeit, die die Unkundigen über die Unentbehrlichkeit der Seemacht zu belehren suchen. Zerstören ist bekanntlich leichter als aufbauen; ein Admiral, der der deutschen Opposition zuruft, Deutschland brauche keine Panzerschiffe, wird bei ihr jedesmal mehr Beifall finden, als wer mit guten Gründen für die Flottenvermehrung eintritt. Im Reichstage spielte deshalb der erste Aufsatz des englischen Vizeadmirals a. D. P. H. Colomb, der im Aprilheft der „Deutschen Revue“ erschienen ist, eine Rolle, weil man sich auf der Linken einbildete, in den bizarren Ideen des Verfassers ein Mittel gegen den Neubau von Panzerschiffen gefunden zu haben. Colomb, der ohne Zweifel ein sehr kluger Mann ist, auch in Fragen des Straßenrechts zur See und in anderm schon sehr verständige Ansichten geäußert hat, hatte nämlich das Märchen vom gepanzerten

Digitized by Google

Torpedoboot erfunden, das alle Schlachtschiffe überwältigen, also überflüssig machen soll. Seine Absicht war gar nicht mißzuverstehen; er wollte seinem Vaterlande damit nützen, daß er die deutsche Flottenvermehrung zu hindern suchte. Dem Engländer kann man daraus nicht einmal einen Vorwurf machen, im Gegenteil, er verdiente Anerkennung. Aber die guten Deutschen, die dem Fremdling ins Garn gingen und immer wieder hineingehen, verdienen wahrlich mehr als Spott, denn sie schädigen ihr eignes Vaterland. Colomb wollte, sobald er wußte, daß in der deutschen Flottenvorlage der Schwerpunkt auf die Stärkung der Schlachtflotte gelegt war, die Aufmerksamkeit der Laien von den Linienschiffen auf die Torpedoboote lenken. Deshalb wärmte er dieses alte Märchen auf, daß große gepanzerte Torpedoboote, sogenannte Torpedobootszerstörer, die Schlachtschiffe der Zukunft sein würden. Nach seinen Worten „kann kein umfassendes Programm einer Flottenvermehrung(!) aufgestellt werden, bevor diese Vorfrage erledigt ist.“ Er verschwieg aber dabei, daß französische und auch deutsche Fachleute schon vor reichlich einem Jahrzehnt diese Frage sehr gründlich behandelt und erledigt haben. Alle verantwortlichen Fachleute, auch die englischen, sind seit der ungeheuern Entwicklung der Schnellfeuerbewaffnung darüber einig, daß der relative Wert der Torpedowaffe von Jahr zu Jahr abnimmt. Damit hängt ja auch die Zunahme der Panzerschiffsbauten bei allen Marinen zusammen. Und Colomb kann und will das auch selbst nicht leugnen; denn er giebt in dem ersten Artikel zu, daß Panzerschiffe als „Reserveschiffe nicht zu entbehren“ sind, und daß England(!) auch „ganz recht daran“ that, viele Schlachtschiffe zu bauen. Trotz dieser Widersprüche nahm unsre Opposition die englische Dreistigkeit für bare Münze und kämpfte mit Colombs phantastischen Gedanken gegen unsre verantwortlichen Fachleute, freilich dank der Einsicht der Mehrheit des Reichstags vergebens.

Inzwischen hat nun der Krieg um Kuba handgreiflich den Beweis geführt, daß lediglich Schlachtschiffe, also gepanzerte Linienschiffe, den Seekrieg entscheiden. Auch Männer, die vor einem Jahre noch scharfe Gegner des Flottengesetzes waren, wie A. Rogalla von Bieberstein und Dr. Bruno Wagner, geben heute ehrlich zu, daß moderne Schlachtschiffe jeder andern Schiffsgattung überlegen sind. Colombs Phantastereien haben nirgends den geringsten Anklang gefunden, im Gegenteil hat der Panzerschiffbau bei allen Seemächten seit dem Kriege noch zugenommen. Aber Colomb ist ein kluger Mann, und er ist auch zähe, wie nur ein Engländer; da er mit dem Panzertorpedoboot keine Aussichten mehr hat, versucht er es diesmal auf ganz andre Weise, denen, die doch nicht alle werden, zu beweisen, daß Deutschland gar keine Flotte brauche. Bedauerlicherweise giebt sich wieder Fleischers „Deutsche Revue“ dazu her, die englische Ware auf den Markt zu bringen. Im Novemberheft der genannten Zeitschrift benutzt Colomb den Vorschlag des Zaren, um seinen insularen Standpunkt in der Abrüstungsfrage sehr drastisch zu zeichnen. Zunächst führt er sehr verständig aus, daß man in Großbritannien die Rüstungslast gar nicht verspüre, daß noch von keiner Seite Klage über die Höhe der Ausgaben für Flotte und Heer erhoben worden seien, obgleich sich diese Ausgaben während der letzten Jahre nahezu verdoppelt und auf etwa 840 Millionen Mark gesteigert hätten. Flottenrüstungen insbesondre fielen nicht schwer ins Gewicht, weil die meisten Ausgaben dem Materiale (Schiffen, Geschützen usw.) zufielen und also als Arbeitslohn wieder ans Volk zurückgezahlt würden. Also drückend sei die Rüstungslast nur für die Festlandsmächte! Aber statt daß er nun gleich sagt: England denke deshalb gar nicht an Abrüsten, schiebt er erst den Bruder Jonathan vor: die Vereinigten Staaten würden sich unmöglich gerade jetzt an einer Friedenskonferenz

Digitized by Google

beteiligen, weil sie mit vollem Bewußtsein in den Zustand eines Staates mit überseeischen Besitzungen übergegangen seien und daher ihr Heer und ihre Flotte beträchtlich vermehren müßten.

Und nun zieht sich der Wolf Schafskleider an. Was die Flotten anlangt, so seien für die, die von den großen europäischen Festlandstaaten gehalten würden, wesentlich andre Grundsätze maßgebend, als die, auf denen die Errichtung und Unterhaltung der britischen Flotte beruhe. Der Angriff der Flotte erstrecke sich nicht über die Abschneidung des Verkehrs zur See hinaus. Darum sei eine starke Flotte keine Bedrohung für ein Land wie Rußland, ebenso wenig aber auch für irgend einen andern in sich abgeschlossenen(!) Staat. Das höchste, was eine Flotte zu leisten vermöge, sei die Vorbereitung des Wegs für ein Angriffsheer und dessen Überführung nach der feindlichen Küste. Darum könne da, wo ein Heer, das groß genug wäre, mit Aussicht auf Erfolg einen Angriff auszuführen, nicht unterhalten wird, eine Flotte wie die von Großbritannien die Stabilität(!) der großen Kontinentalstaaten nicht bedrohen und höchstens Angriffe auf auswärts gelegne Häfen erleichtern oder Ungelegenheiten(!!) durch Blockade bereiten.

Das klingt alles so harmlos und fast selbstverständlich und ist doch so niederträchtig schief und falsch wie nur möglich. Selbst ein Land wie Rußland kann von einer überlegnen Flotte sehr schwer geschädigt werden, wenn die Flotte seine europäischen und ostasiatischen Häfen beschießt und — brandschatzt; das stärkste Heer kann die Verwüstung der Küstenstädte nicht verhindern. Wie stark aber jeder nicht in sich abgeschlossene Staat von der englischen Flotte bedroht werden kann, das haben die bekannten Aufsätze im Spectator und in der Saturday Review deutlich genug gezeichnet. Aber Colomb erwähnt die Bedrohung des fremden Seehandels gar nicht, wahrscheinlich um seine Anbeter nicht stutzig zu machen; die Vernichtung der wirtschaftlichen Lebensbedingungen eines Landes wie Deutschland, das ohne Seehandel überhaupt nicht mehr bestehen kann, bezeichnet er zartfühlend nur als „Ungelegenheiten"! Die „Stabilität" von Staaten, in denen die Industrie eine wichtige Rolle spielt, wie in Deutschland oder Frankreich, hängt eben durchaus nicht lediglich von der Unveränderlichkeit des Grundbesitzes, sondern auch von der Blüte des auswärtigen, also überseeischen Handels ab. Ob Colomb das wirklich nicht weiß? Wer den deutschen Welthandel vernichten kann, bedroht Deutschlands Lebenskraft mehr, als wer uns einiges Grenzland zu entreißen vermöchte.

Dagegen hält der kluge Seestratege das britische Reich für bedroht durch eine Vereinigung der Flotten andrer Völker, die mit ihren Landungstruppen einzelne englische Besitzungen erobern könnten. Dies dient ihm als Grund dafür, daß die englische Flotte immer wieder vergrößert werden müsse, wenn andre Länder ihre Flotten vermehrten. England habe aber nie damit angefangen, die Ausgaben für Flottenzwecke zu steigern, und auch die Thatsache, daß die englische Flotte der der beiden größten Flottenmächte gleichkomme, sei durchaus keine Drohung für diese oder für irgend eine andre Macht! Aber England müsse sich jederzeit nach den Flotten seiner Nachbarn richten, und zwar weil ihm allein nach Colombs Ansicht die Herrschaft auf dem Meere von Rechts wegen zukäme. Es ist psychologisch interessant, welche sonderbaren Rechtsbegriffe in dem seemächtigen Lande herrschen; Colomb sagt nämlich: „Gerade so wie Rußland die erforderlichen Streitkräfte haben muß, um sich die Bahn von St. Petersburg nach Moskau oder Nischni Nowgorod freizuhalten, geradeso wie Deutschland freie Bahn (auf dem Schienenwege oder sonstwie) von Berlin nach Memel oder Leipzig haben muß, und geradeso wie Frankreich keine Behinderung auf dem Wege von Paris nach Lyon oder Marseille dulden darf, muß

Digitized by Google

Großbritannien sich die Bahn von London nach Halifax, nach der Kapstadt, nach Sidney oder Bombay frei halten. Alle kontinentalen Reiche halten sich ihre Straßen(!) mit Gewalt offen. . . . Das weitausgedehnte Inselreich, das nach seinem Kernlande Großbritannien genannt wird, muß sich in gleicher Weise seine verbindenden Wasserwege mit Gewalt freihalten, und diese Gewalt kann nur in einer überlegnen Flotte gefunden werden." Das läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: das Weltmeer ist nicht frei, sondern gehört den Engländern, weil es seine Kolonien mit dem Mutterlande verbindet. Nur wer Englands Gunst genießt, darf seine Flagge auf dem großen Wasser zeigen; wer aber mit seinem Seehandel oder mit seinem Kolonialbesitz dem Herren des Meeres unbequem wird, der darf sicher darauf rechnen, mit Gewalt von den Wasserwegen verdrängt zu werden. Die Anmaßung Colombs wäre lächerlich, wenn nicht die riesige englische Flotte in der That die Macht hätte, die Seeherrschaft zu behaupten.

Weil die englische Flotte den Seehandel und den Kolonialbesitz aller andern Mächte bedroht, ist es ein Gebot der Klugheit und Notwehr, daß jede Macht ihre Flotte nach ihrem Vermögen so schnell wie möglich verstärkt. Colomb freilich will nicht begreifen, daß andre auch ihren Anteil an der See zu fordern berechtigt sind; in seinem brutalen Nationaldünkel erklärt er einfach, Großbritannien könne es unmöglich je zulassen, daß eine andre Macht ihm auf See als Rivale entgegenträte. Und dazu noch die Heuchelei, die britische Flotte hielte sich geschichtlich in der Defensive und träte auf die Dauer kaum(!) aggressiv auf; hat Englands Seemacht im Laufe der Jahrhunderte nicht alle seemächtigen Rivalen, die Holländer, die Spanier und die Franzosen planmäßig niedergetreten? Recht geschickt sucht der Admiral auch eine der niederträchtigsten Handlungen der Weltgeschichte zu bemänteln: „sie (die Flotte) ging einmal nach Kopenhagen, jedoch nur in Ausführung einer Defensivmaßregel, die von der Furcht eingegeben war." Mitten im Frieden wurde die dänische Hauptstadt überfallen, die ungerüstete Flotte teils verbrannt, teils weggeführt, weil die vorzüglichen dänischen Linienschiffe vielleicht einmal später Napoleons Streitkräfte hätten unterstützen können. In England selbst war man empört über diese „Defensivmaßregel," die einem ganz gemeinen Straßenraub sehr ähnlich sah. Wer weiß, ob nicht manche englischen Politiker mit den diesjährigen Rüstungen der Flotte eine ähnliche Defensivmaßregel gegen Frankreich im Schilde führten; wäre die französische Flotte abgeschlachtet, dann hätte England wenig Sorge vor einer Ausbreitung fremder Flaggen auf seinem Weltmeere. Ganz folgerichtig ist es denn nun auch Colombs Überzeugung, daß ein Teil der Flottenvermehrung (er meint wohl den Panzerschiffbau!) keine absolute Notwendigkeit für manche(!) kontinentalen Staaten, aber ein dringendes Bedürfnis für das britische Gesamtreich sei. Er meint, daß Großbritannien bei der Friedenskonferenz das fünfte Rad am Wagen sein würde. Es läge in der Natur der Flotten, daß sie nichts bedrohten, als andre Flotten, daraus aber folge, daß Großbritannien nicht zugeben könne, daß seine Flotte bedroht würde! Difficile est satiram non scribere. Georg Wislicenus

* Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Kaiserliche Finanzen

Ende Dezember meldete eine Wiener Zeitung als Gerücht, der deutsche Kaiser habe den Kaiser von Österreich in einem eigenhändigen Schreiben um ein Darlehen von zwölf Millionen Gulden gebeten. Wenn auch die Unsinnigkeit einer solchen Nachricht auf der flachen Hand liegt, so hat sie dennoch ihren Grund in einer Meinung, der man auch in gut gesinnten und wohlwollenden Kreisen vielfach begegnet: die finanzielle Lage des Kaiserlichen Hofes sei mißlich. Woher diese Meinung stammt, ist vollständig dunkel, sie läßt sich nur mit dem Los der Regierenden erklären, deren gesamtes Leben von falschen Gerüchten begleitet zu werden pflegt. Man beschäftigt sich überall und gern mit der Person und den Verhältnissen dessen, der in irgend einem Kreise an der Spitze steht. Das beginnt schon bei dem Bürgermeister in der kleinen Stadt und geht hinauf bis zum Throne. Findet sich nichts, worüber man sich aufhalten kann, so erfindet man etwas, und das aus der Luft Gegriffne setzt sich schließlich fest. Dem König Friedrich Wilhelm IV. sagte man nach, daß er geistige Getränke über das Maß zu sich nähme. Dabei trank er fast ausnahmslos Wasser mit etwas Wein vermischt. Von der Königin Elisabeth, die erst nach mehrjähriger Ehe aus freien Stücken vom katholischen zum evangelischen Glauben übergetreten war und ihre Überzeugung sogar dem Papste gegenüber persönlich bekannt hatte, behauptete man, sie hinge einer katholisierenden Richtung an und suchte ihren Gemahl dafür zu gewinnen, ja man verstieg sich sogar zu der Behauptung, der König sei heimlich zur katholischen Kirche übergetreten.

Für jeden, der mit den Verhältnissen auch nur einigermaßen vertraut ist, steht nicht nur fest, daß die Gerüchte über finanzielle Verlegenheiten am Kaiserhofe aller und jeder Unterlage entbehren, er weiß auch, daß das Gegenteil der Fall, nämlich daß die Vermögenslage der Krone durchaus günstig ist. Allerdings

Digitized by Google

sind mit der Übernahme der Kaiserwürde die Anforderungen bedeutend gestiegen. Das Deutsche Reich zahlt keinen Pfennig für seine Repräsentation, die es dem König von Preußen auferlegt; andrerseits ist aber nicht allein die preußische Krondotation erhöht worden, sondern es liegen auch andre Verhältnisse für den König und Kaiser Wilhelm II. sehr viel günstiger als für seine Vorgänger. Es wird den allermeisten unbekannt sein, daß die preußischen Prinzen keinen Pfennig aus der Staatskasse beziehen. Soweit sie kein Privatvermögen besitzen, besteht ihr gesamtes Einkommen aus einem Jahrgeld, das ihnen der König nach seinem Ermessen aussetzt, und aus dem nicht nur die persönlichen Ausgaben, sondern auch der gesamte Aufwand für die Hofhaltung vom Hofmarschall und der Oberhofmeisterin an bis zum geringsten Stallknecht und dem untersten Küchenmädchen hinab bestritten werden. Was das bedeutet kann jeder Familienvater, auch wenn er nur einen bescheidnen Haushalt führt, berechnen. Nun mache man sich einmal klar, wie die Verhältnisse früher lagen, beispielsweise als König Wilhelm I. den Thron bestieg, und wie sie heute liegen. Damals waren außer dem Königlichen noch folgende Höfe vorhanden: 1. der Hof der verwitweten Königin Elisabeth; 2. der des Kronprinzen, spätern Kaisers Friedrich; 3. der des Prinzen Karl; 4. der seines Sohnes, des Prinzen Friedrich Karl; 5. der des Prinzen Albrecht; 6. der seines Sohnes, des jetzigen Regenten von Braunschweig; 7. bis 9. die des Prinzen Friedrich und seiner beiden Söhne, der Prinzen Alexander und Georg; 10. der der Fürstin Liegnitz, verw. Gemahlin Friedrich Wilhelms III. Die Königin Elisabeth residierte im Winter in Charlottenburg, im Sommer in Sanssouci, der Kronprinzliche Hof in Berlin und im Neuen Palais bei Potsdam, die Prinzen Karl und Albrecht (Vater) in ihren Palais in Berlin und in Glienicke und auf der Albrechtsburg bei Dresden, Prinz Friedrich Karl im Berliner Schloß und im Jagdschloß Glienicke. Damit vergleiche man den heutigen Zustand: 1. die Kaiserin Friedrich führt ihr stilles Witwenleben meist außerhalb Berlins; 2. dasselbe gilt von der verwitweten Prinzessin Friedrich Karl; 3. Prinz Heinrich, der in Kiel residiert, hat bedeutende Vermächtnisse, darunter auch Landbesitz, von seinen Großeltern geerbt; 4. Prinz Friedrich Leopold, der soeben ein Kommando in Kassel erhalten hat, lebte bisher verhältnismäßig in Zurückgezogenheit auf dem Jagdschloß Glienicke und bewohnte sein Berliner Palais nur selten. Er bezieht die Einnahmen aus den Fideikommißherrschaften Flatow und Krojanke; 5. Prinz Albrecht wird durch seine Regentenpflichten in Braunschweig festgehalten und lebt im übrigen auf seinem schlesischen Schlosse Camenz; 6. Prinz Georg, der unvermählt ist, bringt den größten Teil des Jahres auf Reisen zu und hält sich seines hohen Alters und seiner Gesundheit wegen schon seit Jahren von allen Festlichkeiten fern. Außerdem sind sowohl er wie der Prinz Albrecht im Besitz eines sehr bedeutenden mütterlichen Vermögens.

Somit haben sich nicht nur die Höfe der Zahl nach vermindert, sondern

Digitized by Google

auch ihre Bedürfnisse, und damit sind ihre Ansprüche an die Königliche Kasse weit geringer geworden. Denn es liegt, wie schon erwähnt, ganz in der Hand des Königs, wie hoch er die Apanage bemessen, und ob er eine solche überhaupt zahlen will.

Nach dem siebenjährigen Kriege ließ Friedrich der Große, um zu zeigen, daß seine Finanzen noch nicht erschöpft seien, das Neue Palais, mit den dazu gehörigen Kommüns der prachtvollste Bau, den die preußische Krone besitzt, errichten, und welche Bauten hat König Friedrich Wilhelm IV., der ebenfalls alle die vorgenannten Höfe und außerdem den des Prinzen von Preußen (nachmaligen Kaisers Wilhelm) zu unterhalten hatte, aufführen lassen! Allein in der Umgegend von Potsdam nennen wir: die Friedenskirche und die Kirche bei Sacrow, das Schloß Charlottenhof mit den Römischen Bädern, das Gebäude auf dem Pfingstberge, und vor allem den „Orangerie" genannten Palast, mit den dazu gehörigen Anlagen, ganz zu schweigen von den großen Summen, die er überall im Lande und weit über dessen Grenzen hinaus für die Errichtung neuer und die Restaurierung älterer Baulichkeiten aus seiner Privatschatulle hergab. Trotzdem hat Friedrich der Große ein bedeutendes, und Friedrich Wilhelm IV. das Kronvermögen in durchaus geordneten Verhältnissen hinterlassen, während unser überaus sparsamer alter Kaiser ständig zurücklegte und dadurch das Hausvermögen bedeutend vermehrte. Alledem gegenüber soll man nun doch irgend einen Grund geltend machen, aus dem sich schließen ließe, daß das preußische Kronvermögen, das früher einen so großen Aufwand tragen konnte, jetzt plötzlich die Ausgaben für die Hofhaltung des Kaisers nicht mehr zu leisten vermöchte.

Oder sind diese Ausgaben etwa besonders hoch? Das tägliche Leben an unserm Kaiserhof liegt offen und klar zu Tage. Wer sich näher darüber informieren will, der lese in dem von Büxenstein herausgegebnen Buch „Unser Kaiser" den vom Hofprediger Keßler geschriebnen Abschnitt „Der Kaiser in seinem Heim." Den größten Teil des Jahres ist das Hoflager im Neuen Palais in Sanssouci. Dort lebt Wilhelm II. in keiner Weise anders, ja in mancher Beziehung noch weit einfacher als ein reicher Privatmann. Im Palais selbst wohnen, abgesehen von den Kaiserlichen Kindern und deren Erziehungspersonal, nur die Oberhofmeisterin und die drei Damen der Kaiserin. Der Oberhofmeister und die beiden dienstthuenden Kammerherren, desgleichen die Hofmarschälle, die Generäle und Flügeladjutanten haben ihr Quartier in Potsdam und Berlin, nur zwei Flügeladjutanten und ein Kammerherr sind abwechselnd, nämlich wenn sie „Dienst haben," am Hofe anwesend.

Noch unter Friedrich Wilhelm IV. fand täglich größere Tafel statt, an der alle Herren und Damen des Gefolges teilnehmen konnten oder mußten. Speiste die Königliche Familie für sich allein (Familientafel, die unter Zuziehung sämtlicher prinzlichen Herrschaften zumeist am Sonntag stattfand), so

Digitized by Google

wurde zugleich ein zweites Diner für das Gefolge serviert (Marschallstafel). Der Regel nach aber sah der König mittags und abends zahlreiche Gäste bei sich, einheimische und fremde. Magnaten aus dem Lande, höhere Provinzialbeamte und Militärs, Fremde von Distinktion meldeten sich, wenn sie nach Berlin kamen, bei Hofe und erhielten eine Einladung zur Tafel. Unter Friedrich Wilhelm III. hatte der „Kämmerier" des Königs freien Tisch, zu dem er nach Belieben eine Anzahl Gäste einladen durfte. Alles das ist weggefallen. Das Kaiserliche Paar pflegt zwar einzelne Gäste zur Tafel zu ziehn, aber doch nur in einem sehr beschränkten Umfange, und durchaus nicht jeden Tag. Auch die Zahl der großen Feste ist, wenn man den Vergleich mit der Vergangenheit zieht, auf das geringste Maß zusammengeschmolzen. Früher gab der Hof während der sogenannten Karnevalszeit in jeder Woche mindestens ein Fest zu Zeiten Friedrich Wilhelms IV. im Schloß, unter Kaiser Wilhelm I. abwechselnd dort und in seinem Palais. Dazu kamen die prinzlichen Bälle und sonstigen Festlichkeiten, die ja doch nach dem oben gesagten samt und sonders aus der Kasse des Königs bestritten werden mußten. Jetzt sind die Neujahrs-, die Geburtstagsfeier und die große Cour, bei denen eine Bewirtung überhaupt nicht oder doch nur in sehr beschränktem Maße stattfindet, sodann zwei oder drei Bälle und eine Anzahl größerer Diners am Kaiserlichen Hofe zu zählen. Feste bei Prinzen finden überhaupt nicht statt.

Wie Wilhelm II. überhaupt ein Freund der Kunst ist, so insbesondre der Architektur. Aber er scheint Anstand zu nehmen, große und prächtige Bauten auf Kosten der Privatschatulle ausführen zu lassen, wie seine Vorgänger dies gethan haben. Rominten, Urville und die Matrosenstation bei Potsdam lassen erkennen, wie sparsam in dieser Beziehung gewirtschaftet wird. Einzig und allein der Leibmarstall beim Neuen Palais wäre noch zu nennen, der gebaut worden ist, um endlich die Unbequemlichkeit zu beseitigen, daß der größere Teil der Pferde usw. beim Stadtschloß in Potsdam Unterkunft haben mußte. Ein großes Palais, das prachtvollste, das die preußische Krone besitzt, das Bauwerk Friedrichs II. und — ein Stall daneben, das Bauwerk Wilhelms II., das eine von dem Herrscher des kleinen Staates nach dem längsten Kriege, den Preußen geführt hat, das andre von dem Herrscher des vergrößerten Staates nach fünfundzwanzigjährigem Frieden errichtet! Und da redet man noch von großen Ausgaben!

Aber der Kaiser reist so viel, sagt man. Ja, haben seine Vorgänger an der Krone nicht dasselbe gethan? Friedrich Wilhelm IV. bereiste oft das Land, inspizierte die Behörden, besuchte Italien und befreundete Höfe. Wilhelm I. ging jedes Jahr nach Karlsbad und Gastein oder nach Ems, die Kaiserin und Königin Augusta residierte in Koblenz und Baden-Baden. Diese Reisen erforderten sehr viel höhere Kosten als Kaiser Wilhelm II. aufwendet, der, abgesehen von Besuchen an fürstlichen Höfen, entweder in seinem

Digitized by Google

Hofzuge oder auf der Hohenzollern zu übernachten pflegt. So hat er bei seiner letzten mehrwöchigen Reise nach Neapel thatsächlich nur in der Hofburg zu Wien ein Gastbett benutzt. Allerdings brauchen Lokomotive und Schiff Kohlen, und auch ein Hofzug kostet mehr als die „fahrplanmäßige" Beförderung; aber was bedeutet das gegenüber dem Aufwande, der aus dem Aufenthalt fürstlicher Reisenden mit Gefolge in Gasthäusern erwächst! Wenn der Kaiser im Hofzuge wie auf dem Schiff aus seiner Küche speist, so wird ihm das schwerlich mehr kosten, als wenn er daheim residiert und repräsentiert. Schon der einfache Privatmann, der eine längere Reise mit seiner aus mehreren Personen bestehenden Familie gemacht hat, weiß, was er für Logis, Beköstigung, Trinkgelder usw. zu leisten hatte, auch wenn er noch so sparsam lebte. Übersetzt man diese Preise in solche, die einem Fürsten und noch dazu einem Kaiser berechnet werden, so kommen ganz ungeheure Summen heraus. Auf einer Reise, die Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz unternahm, hatte sein damaliger, noch junger und mit den einschlägigen Verhältnissen unbekannter Hofmarschall es unterlassen, bei dem ersten Nachtquartier auf italienischem Boden mit dem Wirt zu akkordieren. Als die Rechnung dementsprechend ausgefallen war, ließ er den Mann kommen und stellte ihn vor die Wahl, entweder die Preise auf die Hälfte zu reduzieren oder sich darauf gefaßt zu machen, daß sie in einer Anzahl Zeitungen abgedruckt würden. Der Wirt erklärte sich ohne Zögern mit der Zahlung der Hälfte befriedigt.

Große Hofjagden in Wusterhausen, Letzlingen, Springe usw. hält der Kaiser nicht öfter ab als sein Großvater; er jagt außerdem noch viel, aber dann ladet er sich entweder bei seinen Unterthanen zu Gast, oder er geht, wie z. B. in Rominten, dem Weidwerk in der Einsamkeit nach.

Besuche fremder Fürstlichkeiten am preußischen Hofe sind verhältnismäßig selten und nicht häufiger, als durch das Staatsinteresse geboten ist. Auch in dieser Beziehung ist im Vergleich gegen frühere Zeiten eine bedeutende Verminderung zu verzeichnen. So pflegte man unter Friedrich Wilhelm IV. scherzweise zu sagen, die mecklenburgischen, und zwar sowohl die Schweriner wie die Strelitzer Herrschaften müßten eigentlich in Berlin Kommunalsteuer zahlen, weil sie sich einen so großen Teil des Jahres dort aufhielten. Welchen Aufwand verursachten einzig und allein die regelmäßigen Besuche des russischen Kaiserpaares Nikolaus I. und seiner Gemahlin, der Prinzessin Charlotte von Preußen!

Kostspielige Passionen, wie man sie aus der Geschichte andrer Fürsten kennt, liegen dem Kaiser fern. Ja man könnte sogar sagen, unser Hof sei verhältnismäßig zu einfach, er sollte länger in Berlin residieren, mehr Feste geben, dadurch Geld unter die Leute bringen, mehr für das Theater aufwenden usw. Vielleicht nimmt man gerade, weil das nicht geschieht, weil in mancher Beziehung eine große Sparsamkeit geübt wird, an, daß die finanzielle Lage nicht

Digitized by Google

günstig sei. Selbstverständlich entziehen sich die Gründe für diese Sparsamkeit der Beurteilung; aber man sollte meinen, sie wären leicht zu erkennen. Sicherlich denkt der Kaiser daran, daß in nicht zu langer Zeit seine sechs Prinzen erwachsen sein, sich vermählen und ihre eignen Haushaltungen haben werden. Dann müssen — denn die Zahl evangelischer Prinzessinnen und insbesondre solcher, die eine einigermaßen bedeutende Mitgift besitzen, ist sehr gering — die Anforderungen an die Königliche Kasse recht groß werden, viel größer als heute, wo die Kaiserlichen Kinder noch bei ihren Eltern oder, wie die drei ältesten Prinzen, in einfachster Weise in Plön wohnen.

Somit kann jeder gute Preuße und Deutsche sicher sein, daß die Finanzen seines Königs und Kaisers so geordnet sind, wie es die irgend eines reichen Privatmannes im Staat oder Reich nur irgend sein können. Wer aber noch weiter nachforschen will, der schlage einmal das „Handbuch über den Königlich Preußischen Hof und Staat" nach. In dem Abschnitt Ministerium des Königlichen Hauses wird er die unter der Verwaltung der Hofkammer stehenden Familiengüter einschließlich des Forstbesitzes, und zwar gegen achtzig sogenannte „Pachtvorwerke," d. h. Landgüter und fünfzehn Oberförstereien, die dem Könige, daneben zehn Besitzungen, die dem Prinzen Heinrich gehören, und außerdem das Königlich Prinzliche Fideikommiß verzeichnet finden, und weiter unter Hofmarschallamt, Unterabschnitt Schloßverwaltungen, den sonstigen Grundbesitz — alles nicht Staats- sondern Krongut, das durch die dazu eingesetzten Behörden nach den Grundsätzen altpreußischer Sparsamkeit verwaltet wird. Selbst wenn man sich den Fall denken wollte, der Herr eines so großen Vermögens — der Kaiser hat sich selbst einmal den größten Grundbesitzer im Lande genannt — könnte einmal in Verlegenheiten geraten, so hätte er doch Wertobjekte genug, die er verkaufen oder verpfänden könnte, ohne in die Notwendigkeit versetzt zu werden, irgend welche fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Es ist wie gesagt kein Gerücht so widersinnig, daß es nicht doch Glauben fände. „Etwas muß doch daran sein, sonst könnte man es nicht verbreiten," pflegt man zu sagen. Und leider giebt es Leute, die es sich angelegen sein lassen, aus solchen Verdächtigungen Waffen gegen die Krone zu schmieden. Die Meinung, der Kaiser sei finanziell in bedrängter Lage, ja er sei sogar verschuldet und von seinen Gläubigern abhängig, spielt eine vergiftende Rolle in weiten Kreisen des Volks. So war, wie noch in frischer Erinnerung steht, verbreitet worden, der preußische Landtag sollte um eine Beisteuer zu den Kosten der Fahrt nach Konstantinopel und Jerusalem angegangen werden. Eine derartige Reise hat nicht nur Erholung und Vergnügen, sondern, das sah man im Ausland wieder besser ein als bei uns, auch die Vertretung politischer Interessen zum Zweck, wie dies ja auch in der Thronrede hervorgehoben worden ist. Somit wäre eine staatliche Kostenbeteiligung durchaus nicht unbillig gewesen, höchstens hätte man darüber streiten können, ob sie Preußen

Digitized by Google

oder dem Reiche zufiele. Aber an der ganzen Sache war wieder kein wahres Wort. Derartige Ausgaben trägt der Kaiser allein und legt sie nicht dem Lande auf. Wir sind eine wunderbare Nation! In Amerika und Frankreich scheint man mitunter die Republik satt zu haben, und überall im Auslande beneidet man Deutschland um seinen thatkräftigen Herrscher. Wir aber, statt uns dessen zu freuen und stolz darauf zu sein, kritisieren und nörgeln so viel wir nur irgend können, und fehlt uns dazu der Grund, so schaffen wir ihn uns künstlich.

An der Verbreitung gewissenlosen und schädlichen Klatsches nehmen auch Leute teil, die sich gern national, königstreu, staatserhaltend usw. nennen. Sie vergessen dabei, daß unsre innern Zustände wahrhaftig nicht durchweg glänzender Art sind, und daß im Jahre 1898 für die sozialdemokratische Partei $1^1/_4$ Millionen Stimmen abgegeben worden sind, nicht minder, daß es diese Partei von 11 Reichstagsmandaten im Jahre 1887 auf 56 im Jahre 1898 gebracht hat. Es ist deshalb geradezu gewissenlos gehandelt, wenn man den schon reichlich vorhandnen Zündstoff noch durch falsche Gerüchte vermehren hilft. Worin zeigt sich denn Vaterlandsliebe und Treue? Etwa darin, daß man in einer großen Schar mitruft, wenn ein Hoch auf den Kaiser ausgebracht wird, „in das die Versammlung begeistert einstimmt," oder darin, daß man gegebnen Falls nicht nur feindlichen Elementen gegenüber, sondern vor allem auch im Kreise guter Freunde und Gesinnungsgenossen den Mut hat, scharf und entschieden des Kaisers Sache zu führen und es auch zu ertragen, wenn man nach beliebter Mode „Byzantiner" gescholten wird? Den besten Erfolg wird man haben, wenn man in der Lage ist, falsche Gerüchte sachlich zu widerlegen; deshalb haben wir geglaubt, den Lesern der Grenzboten einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen dazu das Material in die Hand gaben.

C. von Massow

Politik und Finanzen in Rußland

Der russische Finanzminister, Herr Witte, hielt sich im Herbst des vorigen Jahres auf seiner Reise nach Paris einige Tage in Berlin auf und soll, so sagt man, nicht übel Lust gezeigt haben, unsern Geldmarkt mit einer neuen russischen Anleihe zu bereichern. Er fand taube Ohren und mag in dem befreundeten Frankreich kaum bessere Aussichten gefunden haben, da der gegenwärtige Geldstand in Westeuropa und die gegenwärtige Stimmung in Paris fürchten lassen, daß es ihm schwer werden dürfte, den russischen Staatsschatz durch neue Anleihen bei

Digitized by Google

fremden Taschen aufzubessern. Indessen scheint er seine Bemühungen in England und in den Vereinigten Staaten fortzusetzen. Jedenfalls hat das deutsche Kapital schon aus politischen Ursachen vollkommen recht, sich von russischen Staatspapieren möglichst zurückzuhalten, auch wenn das Anlagebedürfnis größer wäre, als es in Wirklichkeit eben jetzt ist.

Herr Witte verdient nicht bloß die aufmerksame Beachtung, sondern auch die Sympathien aller derer, die sich für russische Finanzen und russische Politik interessieren. Denn er ist ein aufgeklärter, sehr scharfsichtiger, fleißiger und energischer Mann, und er spielt in Rußland eine Rolle, die weit hinausgreift über die bloße Verwaltung der Staatsfinanzen und die Leitung des erwerblichen Volkslebens. Innere wie äußere Politik sind in erheblichem Maße von seiner Meinung beeinflußt, und der Neid hat bisher nicht gewagt, auf seinen Charakter einen Makel zu werfen, dem einige seiner Vorgänger nicht entgangen sind. Herr Witte ist vom Glück begünstigt worden, indem er aus niedrer Stellung zu seiner jetzigen Höhe erhoben wurde zu einer Zeit, wo Rußland durch eine Reihe von Umständen, die nicht immer von ihm abhängig waren, in eine ganz besonders vorteilhafte äußere Lage gebracht worden war.

Die Leidenschaft, mit der Frankreich nach dem Kriege von 1870, alle andern Interessen vernachlässigend, sich ganz der Begierde nach militärischer Rache und Wiederherstellung seiner vermeintlich gekränkten Ehre hingab, warfen es in die Arme und an die nicht eben sehr warme Brust Rußlands. Diese Verbindung entfernte die Höfe in Berlin und Petersburg von einander und beeinflußte natürlich auch die finanziellen Beziehungen der beiden Staaten. Deutschland folgte dem kurz vorher durch England gegebnen Beispiel, indem es sich seit 1886 von der Stellung eines Hauptgläubigers Rußlands zurückzuziehen und sich der russischen Staatspapiere möglichst zu entledigen strebte. Das gelang um so leichter, je heftiger die Franzosen ihrer neuen Schwärmerei für Rußland auch materiell Ausdruck zu geben bereit waren. Milliarden russischer Staatspapiere gingen schnell von deutschen in französische Hände über, und der russische Geldmarkt, dessen Mittelpunkt bis dahin in Berlin gewesen war, begann nach Paris überzusiedeln. Diese Umwälzung fand Herr Witte bei seinem Amtsantritt in vollem Gange vor, und er zögerte keinen Augenblick, sie mit demselben Eifer und in demselben Maße, wie es sein Vorgänger Wyschnegradski gethan hatte, auszunutzen. Es folgte Anleihe auf Anleihe, und parallel damit die Konversion des größten Teils der russischen auswärtigen Schuld von fünf- bis sechsprozentigen Papieren in vier- und dreieinhalbprozentige. Wenige Jahre waren verstrichen, und Frankreich hatte über sieben Milliarden Franken an russischen Werten frohen Muts verschluckt und hätte wohl noch ein Mehreres geleistet, wenn nicht Rußland durch seine Judenbedrückung das Haus Rothschild so geärgert hätte, daß dieses Haus eine schon dem Abschluß nahe neuste Anleihe im letzten Augenblick

Digitized by Google

vereitelte. Seitdem trat ein Stillstand in der russischen Saugpumpe auf dem französischen Quellgebiet ein. Inzwischen aber hatten die Minister Wyschnegradski und Witte schon einen Metallvorrat angesammelt, dessen Goldmenge im Jahre 1897 die jedes andern Staates der Welt übertraf. Wie das gemacht wurde, ist freilich nicht vollkommen klar, da die Bestimmung der Anleihen meist die war, an die Stelle früherer Anleihen zu treten oder zu Eisenbahnbauten verwandt zu werden. Man muß annehmen, daß mehr geborgt wurde, als zu diesen Zwecken nötig war, und daß die Überschüsse in Gold beiseite gelegt wurden, um so mehr, als von Ersparnissen am Budget nicht die Rede sein konnte. Daneben vermehrt sich die Menge der im Lande umlaufenden staatlichen Wertzeichen, wodurch sich der Fiskus die Zurückhaltung seines Geldes erleichtert. So haben z. B. die staatlichen Sparkassen, die über das ganze Reich verbreitet sind, etwa 500 Millionen zur Verfügung des Fiskus gebracht, die er zum größten Teil in vierprozentigen Schatzscheinen angelegt hat, was einer Vermehrung des Papiergeldes um diese Summe im Wesen gleichkommt. Es sind das verdeckte innere Anleihen, die den Kredit wenig beeinträchtigen, aber die Summe der Staatsschuld ebenso vergrößern, wie es die äußern offnen Anleihen thun. Die Staatsschuld ist denn auch in schnellem Schritt auf eine bedeutende Höhe gelangt.

In dem Jahrzehnt von 1886 bis 1895 hat sich die Staatsschuld um 1410 Millionen Rubel vermehrt und ist bei 6795½ Millionen Rubeln angelangt.*) Das ist die Zeit, in der Frankreichs Tasche für die Herren Wyschnegradski und Witte so offen stand wie die Kasse der russischen Reichsbank. Diese Schuld erforderte im Jahre 1897 eine Verzinsung von rund 272 Millionen Rubeln, sodaß trotz der Konversionen in jenem Jahrzehnt die jährliche Zinsenlast um 12 Millionen Rubel gewachsen ist. Aber es war, dank dem Kredit, den Rußland in Europa genoß, soviel Gold im Säckel des Staates, daß man mit vollen Händen die Industrie unterstützen und daneben großartige Bahnbauten unternehmen konnte. Nach einer Periode strenger Abschließung gegen die fremde Industrie ebnete man mit dem deutsch-russischen Handelsvertrage seit 1892 einem lebhaftern äußern Verkehr die Wege; vorzüglich insoweit, als die russische Industrie der Hilfe europäischer Fabrikate zu schnellerer Entwicklung bedurfte. Der reiche Geldmarkt Europas verlangte um diese Zeit zugleich nach höherer Verzinsung, als er daheim finden konnte, wo der Zinsfuß auf drei Prozent und noch weniger gesunken war, der Bankdiskont in London zu Zeiten sogar nur ein Prozent betrug. Das Geld strömte gern nach Rußland hinein, wo es leicht Anlage und jedes staatliche Entgegenkommen fand, und wo es eine Periode des Gründungseifers eröffnete, die noch heute anhält. Unter diesen Umständen und im Vertrauen auf einen Goldvorrat,

*) Vgl. die Zeitung Herold Nr. 39 vom Jahre 1896.

Digitized by Google

der sich, wie die offiziellen Ausweise sagten, am 1. Januar 1897 auf 1206 Millionen Rubel belief, glaubte Herr Witte, der Augenblick sei gekommen, das russische Geldwesen aus seinem papiernen, schwankenden Zustande zu reißen und gleich den leitenden Kulturstaaten auf eine feste Goldwährung zu gründen. Durch ein Gesetz vom 3. Januar 1897 wurde erklärt, daß die Goldwährung fortan zu gelten habe, indem ein festes Verhältnis des Papierrubels zum Goldrubel hergestellt wurde. In seinem Bericht an den Zaren über das Reichsbudget für 1898 konnte der Finanzminister mit Stolz sagen, er habe im Jahre 1897 die „Reform des Geldwesens in ihren Hauptzügen zum Abschluß gebracht." Nicht mit geringerer Genugthuung versicherte außerdem der Minister, daß die Einnahmen des Staates in stetem „rapidem" Wachstum begriffen seien und schon die erstaunliche Höhe von 1474 Millionen Rubeln erreicht hätten. Und was am meisten freudige Bewunderung verdient, war die weitere Versicherung des Ministers, daß dieses Wachstum der Staatseinnahmen als ein „Kennzeichen und als unmittelbare Folge der allgemeinen Besserung der wirtschaftlichen Lage Rußlands erscheine."

Auf die Anfechtbarkeit dieser Behauptung habe ich in diesen Blättern schon gelegentlich hingewiesen.*) Während aber einzelne Stimmen seit Jahren den offiziellen Schilderungen russischer Finanzerfolge einige Zweifel entgegenstellten, hat man sich bei uns in Deutschland in dem alten Vertrauen in die unermeßlichen Reichtümer Rußlands und besonders in die Pünktlichkeit seiner Zinszahlungen nicht viel stören lassen. Es ist jedoch von großer Wichtigkeit für uns, daß wir unsern östlichen Nachbarn weder allzusehr unterschätzen noch überschätzen, weshalb es von Nutzen sein dürfte, solchen Stimmen Gehör zu schenken, die sich aus Rußland selbst und von wissenschaftlich anerkannten Männern vernehmen lassen. Ich meine in erster Reihe eine Schrift Issajews über die russische Finanzpolitik seit der Mitte der achtziger Jahre,**) die uns jetzt in deutscher Übersetzung vorliegt, und in der er, wenn auch in weniger scharfer und schroffer Weise, als es in den bekannten Schriften Cyons geschehen ist, doch ein Urteil fällt, das von der bewundernden Anerkennung stark abweicht, in der man sich im ganzen sowohl in Rußland als auch außerhalb hat gehn oder besser gängeln lassen.

Der Verfasser wendet sich gegen Äußerungen, die Herr Witte in seinem Rechenschaftsbericht an den Zaren über das Budget für 1896 gethan, und in denen er die glänzende Lage der Staatsfinanzen zum Beweise der guten Lage der Volkswirtschaft genommen hat. „Der an und für sich sonderbare Gedanke, hatte der Minister gesagt, daß die Staatsfinanzen zu einer Zeit, in der die

*) Jahrgang 1898, II, S. 254 ff.

**) „Zur Politik des russischen Finanzministeriums seit Mitte der achtziger Jahre." Stuttgart, Dietz Nachfolger, 1898.

Digitized by Google

Volkswirtschaft leidet, gedeihen können, wird noch sonderbarer, wenn er gegenüber finanziellen Erfolgen ausgesprochen wird, die alles jemals bei uns und anderswo erreichte hinter sich lassen und so augenscheinliche Merkmale von Regelmäßigkeit und vollständiger Dauerhaftigkeit aufweisen. . . . Die Finanzkunst ist keine Magie. . . . Dauerhafte finanzielle Erfolge können nur bei Vorhandensein von Bedingungen, die auch dem Volkswohlstande günstig sind, erscheinen." Diesen triumphierenden Versicherungen des Ministers gegenüber wies Issajew auf einige Thatsachen hin, die, wie er meint, „das russische Leben in einem andern Lichte erscheinen lassen, Thatsachen, welche die große, oft jammervolle Armut des Volkes beweisen." Und Herr Witte hat denn auch den Ton etwas herabgestimmt, indem er zwei Jahre später seinem Herrn versicherte, daß, wenn er wiederholt das rapide Steigen der Staatseinnahmen als Kennzeichen und als unmittelbare Folge der allgemeinen Verbesserung der wirtschaftlichen Lage dargestellt habe, diese Lage namentlich durch den Einfluß guter Ernten auf die Steuerkraft des Volkes bewirkt worden sei.*) Nun liegen heute zwei ungenügende Ernten Rußlands hinter uns, und wir müssen daraus schließen, daß es Herrn Witte schwer werden dürfte, noch ferner, wie er unlängst gethan hat, auf ein Erstarken nicht bloß der russischen Finanzkraft, sondern auch der Landwirtschaft zu pochen. Aber wir wollen vorläufig von der Landwirtschaft absehen und uns einigen von Issajew und andern russischen Fachleuten veröffentlichten Zahlen zuwenden.

Das Bestreben Rußlands, sich von der etwa seit Mitte dieses Jahrhunderts gewaltig um sich greifenden europäischen Großindustrie nicht über den Haufen rennen zu lassen, führte zu einem immer strengern Schutzzoll, der, bis zum Jahre 1892 stetig wachsend, der russischen Industrie den Boden freihielt, auf dem sie sich entwickeln konnte. Der Erfolg war günstig, denn der Wert der russischen industriellen Produktion, der im Jahre 1880 schon 1214 Millionen Rubel betrug, hob sich bis 1890 auf 1656 Millionen Rubel,**) sodaß man die russische Industrie nunmehr für sicher genug gegründet halten konnte, daß man mit dem deutsch-russischen Handelsvertrag im Jahre 1892 der fremden Konkurrenz freieres Spiel gewähren durfte, umso mehr, als einmal die russische Industrie selbst in vieler Hinsicht doch der Unterstützung durch die feinere Technik Europas bedurfte, andrerseits sich auch das westliche Kapital so bereitwillig herandrängte, daß man keine Stockung in dem lebhaften Wachstum der industriellen Anstalten zu fürchten brauchte. Man hat sich denn auch hierin nicht verrechnet, denn in den fünf Jahren seit dem liberalern Handelsvertrage mit Deutschland hat sich trotz der sehr bedeutenden Steigerung der industriellen Einfuhr, besonders aus Deutschland, die Produktion der russischen Industrie

*) Rechenschaftsbericht zum Reichsbudget für 1898.

**) Issajew.

Digitized by Google

angeblich auf 2745 Millionen Rubel an Wert gehoben.*) Hierbei ist freilich in Anschlag zu bringen, daß an dieser Zahl die landwirtschaftlichen Betriebe (Branntwein, Bier, Zucker) einen bedeutenden Anteil haben; jedoch ist in diesem Zeitraum weder die Branntwein- noch die Zuckerproduktion gegenüber der vorhergehenden Periode sehr gestiegen, sodaß man das Anwachsen der industriellen Werte, wenn man noch die Naphthaproduktion ausscheiden will, doch hauptsächlich der rein industriellen Thätigkeit in Rechnung stellen muß. Und sehr zahlreiche neue Gründungen, die in ununterbrochner Folge besonders in den Grenzgebieten von Petersburg bis Odessa sowie in den Kohlendistrikten des Donez emporschießen, zeigen, daß der industrielle Aufschwung seinen Gipfel noch nicht überschritten hat.

Der Staat hat sichs freilich was kosten lassen, um dahin zu gelangen; er hat nicht nur die Hemmung durch fremde Konkurrenz ferngehalten, sondern große positive Opfer gebracht, indem er neue industrielle Unternehmungen oft mit voller Hand unterstützte, Bahnen, Landstraßen baute und Tarife regelte zu Gunsten der Industrie, die einheimischen Produkte oft mit sehr großen Verlusten für den Staatssäckel den fremden vorzog, technische Schulen errichtete, den Fabrikanten Kredite eröffnete u. dergl. Die Regierung ging hierin oft über die gebotne Grenze hinaus, indem sie durch hohe Schutzzölle im Interesse der Großindustrie andre Gewerbe schädigte, vor allem den Landbau, dem seine Werkzeuge und Maschinen sowie die künstlichen Düngemittel verteuert wurden, dann aber auch das Kleingewerbe, wovon ein großer Teil der bäuerlichen Bevölkerung der innerrussischen Gubernien lebte. Issajew führt aus ministeriellen Mitteilungen an, daß sich der Jahresverdienst eines Arbeiters in verschiednen Gewerben dieser Gubernien auf 17 bis 50 Rubel belaufe, wobei man allerdings schwer begreift, wie ein Mann von 17 Rubeln oder 35 Mark leben kann. Der Fabrikarbeiter ist zwar besser gestellt im Lohn, aber wenn er von 8 bis zu 29 Rubeln monatlich verdient, so ist zu beachten, daß sich der höhere Verdienst auf Städte beschränkt, in denen der Arbeiter zu entsprechend größern Ausgaben genötigt ist, während das Kleingewerbe meist auf dem billigern Boden des Dorfes blüht.

Das Aufblühen der Industrie hat bisher nur die Bedeutung, daß dadurch der einheimische Markt versorgt wird, denn an einen großen Export von Fabrikaten ist fürs erste nicht zu denken. Er betrug im Jahre 1895 nur 11,2 Millionen Rubel und ist im Sinken begriffen, sodaß die weitere Verstärkung der industriellen Produktion ganz von der Kaufkraft des Inlands abhängt. Da nun 90 Prozent der Bevölkerung das ländliche Gewerbe betreibt, so bleibt die Industrie hauptsächlich von dem Wohlstande des Landbauern abhängig, auf

*) „Das merkantile und industrielle Rußland. 1899." Ich erinnere den Leser daran, daß, wenn schon im allgemeinen statistische Zahlen mit großer Vorsicht aufzunehmen und zu behandeln sind, das doppelt und dreifach von russischen statistischen Zahlen gilt.

Digitized by Google

dessen fortschreitende Erstarkung Herr Witte ja vertraut oder doch bis vor zwei Jahren vertraut hat. Herr Issajew teilt dieses Vertrauen nicht. Er weist auf statistische Erhebungen hin, aus denen hervorgeht, daß in vielen Gubernien ein Viertel bis ein Drittel der bäuerlichen Bevölkerung in Hütten wohnt, die $4^1/_2$ Meter lang und breit und $2^1/_4$ Meter hoch sind; daß der Tagelöhner in den nationalrussischen Gubernien zwischen 27 und 40 Kopeken, also höchstens 90 Pfennige in der besten Erntezeit verdient, und dennoch im europäischen Rußland $6^1/_2$ Prozent der Bevölkerung keine Beschäftigung findet; daß von 1885 bis 1896 die Steuerrückstände der bäuerlichen Bevölkerung von 50 auf $142^1/_2$ Millionen Rubel angewachsen sind, obgleich im Jahre 1895 8 Millionen Rubel Rückstände erlassen wurden; daß sich diese Rückstände hauptsächlich in den östlichen großen und fruchtbaren Gebieten angesammelt haben und in manchen Gubernien bis 400 Prozent und mehr der Jahressteuer betragen; daß die bäuerliche Schuld für verabfolgte Unterstützungen durch den Staat 129 Millionen beträgt; daß die gesamte auf dem ländlichen Grundbesitz ruhende Schuld auf zwei Milliarden gestiegen ist; daß die Sterblichkeit seit etwa fünfzig Jahren nicht ab-, sondern zugenommen hat (Issajew, S. 5 bis 9). Nehmen wir hinzu, daß die Verarmung der ländlichen Bevölkerung nach den eignen statistischen Forschungen des russischen Finanzministeriums, deren sich Herr Witte in den Berichten an seinen Herrn, wie es scheint, nicht erinnert hat, seit vielen Jahren andauert, und daß in russischen wissenschaftlichen Werken die Klage wiederkehrt, das Volk sei aus Mangel an Nahrung in fortschreitender körperlicher Degeneration begriffen, so wächst unser Mißtrauen in den Wohlstand, auf den Herr Witte seine glänzende Finanzpolitik stützt. Der Goldschatz, über den der Minister heute verfügt, ist nicht von dem Überfluß des Volkseinkommens aufgehäuft worden, sondern von dem Ertrage der Anleihen.

Rußland bringt jährlich dreißig bis vierzig Millionen Rubel Gold hervor. Das will wenig bedeuten gegenüber 272 Millionen Rubeln, die der Staat an Zinsen jährlich und meist in Gold an seine Gläubiger zu zahlen hat. Von 1881 bis 1895 hat Rußland auf diese Weise $1173^1/_2$ Millionen Rubel Gold ins Ausland abfließen lassen (Issajew, S. 19). Dieser Goldabfluß wird auch nicht durch den etwa seit 25 Jahren vorhandnen Überschuß in der Handelsbilanz ausgeglichen, der im Jahre 1895 fast 154 Millionen Rubel aufwies. Wie sehr die Handelsbilanz von der Ernte und wie wenig sie von der Industrie Rußlands abhängt, geht sowohl aus der ganz unbedeutenden und sinkenden Ausfuhr von Fabrikaten, als aus dem Umstande hervor, daß nach der guten Ernte von 1890 die gesamte Ausfuhr von Waren im Jahre 1891 um die Summe von 328 Millionen die Einfuhr überragte, aber 1892 sofort auf 71,7 Millionen Rubel Überschuß fiel, als sich die Mißernte von 1891 geltend machte. Auch ist seit dem Jahre, das den deutsch-russischen Handelsvertrag brachte, die Ausfuhr im Verhältnis zur Einfuhr im Rückgang geblieben.

Digitized by Google

Nun ist zwar die aktive oder die passive Handelsbilanz kein absoluter Maßstab für das Gedeihen oder Verarmen eines Volkes; vielmehr zeigen gerade die reichsten Länder das größte Minus ihrer Ausfuhr gegen die Einfuhr an Waren. Aber dieses Minus muß, wenn das Land nicht verarmen soll, gedeckt und in Überschüsse verwandelt werden durch die Zinsen aus Kapital, das in fremden Papierwerten oder in auswärtigen erwerblichen Unternehmungen vorhanden ist. Wo solches Kapital fast völlig fehlt und die Erzeugung an Edelmetall gering ist, wie in Rußland, da ist die Handelsbilanz der Gradmesser für das Auf- und Absteigen des Volksvermögens, wenigstens in Rücksicht auf den Metallvorrat.

Trotz dieser bedenklichen Verhältnisse hat Herr Witte es gewagt, durch das Gesetz vom 3. Januar 1897 eine Geldreform zu dekretieren, mit der die lange sistierte Einwechslung des staatlichen Papiergeldes in Gold wieder aufgenommen wurde. Man hat diese Reform den Übergang zur Goldwährung genannt, und sie wird diese Bezeichnung verdienen, wenn und solange der „feste Glaube an die stetige Weiterentwicklung der produktiven Kräfte Rußlands," auf den Herr Witte sich beruft, nicht erschüttert wird, und zwar solange, als er nicht erschüttert wird im Auslande, wo der Zwangskurs nicht hinreicht. Diese Operation freilich barg, genau genommen, teilweise einen Staatsbankerott in sich, insofern als der Staat den Wert seines Papierrubels um ein Drittel niedriger, als wie er ausgegeben worden war, auf die neue Goldmünze verrechnete: die alte Goldmünze soll nicht mehr zehn, sondern fünfzehn Rubeln Papier gleichstehen. Das heißt so viel, als daß die russische Regierung den russischen Rubel zu dem Goldwert einlösen will, den ihm der ausländische Kredit beilegt, ja sogar niedriger, da sich der Rubelkurs seit Jahren über 2 Mk. 16 Pfg. gehalten hat, der normale Kurs aber nur 2 Mk. 6 Pfg. für zwei Drittel Rubel ergeben müßte. Hierin schon drückt sich vielleicht die Sorge aus, ob man den Goldrubel im Lande werde halten können. Und dies wird auch künftig die Sorge des russischen Finanzministers bleiben.

Vorläufig hat der russische Fiskus freilich mit dieser sogenannten Devalvation des Rubels einen ansehnlichen Gewinn eingestrichen. Indem der Staat auf jeden Rubel ein Drittel einfach strich, gewann er ein Drittel seiner Schuld in Papiergeld und auf Papiergeld gestellter Staatswerte, was zusammen einen Gewinn von etwa 1300 Millionen Rubeln ausmacht. Andrerseits mag der Finanzminister den Rubelkurs seit Jahren mit starken Opfern auf stetiger Höhe gehalten haben. Nun gilt es, immer genügend Gold bereit zu haben, um einem erwachenden Mißtrauen des Auslandes in das Papiergeld entgegen zu treten, was wesentlich von der Handelsbilanz des Reiches und der Zufuhr fremden Goldes abhängen wird.

Seit dem Aufblühen der Industrie sind gewaltige Kapitalmengen vom Auslande her nach Rußland hineingeflossen und haben dem Finanzminister die

Digitized by Google

Führung seiner Geldwirtschaft, die Aufrechthaltung des Rubelkurses sehr erleichtert. Das Hereinziehen fremden Goldes liegt im Interesse sowohl der industriellen Entwicklung des Landes als der finanziellen Kräftigung. Jede Million Mark oder Franken, die ins Land kommt, um ein industrielles Unternehmen zu fördern, dient zur Befestigung des Rubelkurses und hilft der Staatsbank ihr Papiergeld vom Auslande zurückbringen. Dieser Umstand wird von Herrn Issajew übersehen, indem er in der Zahlungsbilanz an das Ausland nächst der staatlichen Zinszahlung als zweiten bedeutendsten Posten die Summen in Anschlag bringt, die von russischen Reisenden im Auslande ausgegeben werden. Die Kapitalbewegung nach und aus dem russischen Reich ist schwer zu schätzen. Indessen dürften die von Reisenden ins Ausland abgeführten Summen, so groß sie sein mögen, bei weitem nicht dem Kapital gleichkommen, das jährlich von außen her in Rußland, wenigstens seit einer Reihe von Jahren, Anlage findet; und schon aus dem Bedürfnisse, das Gold im Lande zu halten, wird der Minister auch künftig bestrebt sein müssen, fremdes Gold der russischen Industrie zuzuführen. Stärker noch drängt hierzu der Mangel an mobilem, der Industrie zufließendem Kapital im Lande selbst. Wenn aber Herr Issajew darauf hinweist, daß zwar viel russisches Geld durch Lustreisende ins Ausland, sehr wenig fremdes aber auf diesem Wege nach Rußland gebracht werde, so darf doch auch dessen gedacht werden, daß umgekehrt erkleckliche Summen durch Handelsreisende nach Rußland gehen, aber sehr wenig auf diesem Wege von dort kommen. Endlich sei auch noch darauf hingewiesen, daß in der Zahlungsbilanz die Zinsen der in Rußland angelegten industriellen Kapitale zum größten Teil ins Ausland abfließen, also einen Debetposten schaffen.

Alle diese Dinge werden jedoch bei dem Mangel an fremden Werten die russische Zahlungsbilanz nur dann und solange zu halten vermögen, wenn und solange eine gute, d. h. aktive Handelsbilanz zu Grunde liegt. Die englische Handelsbilanz zeigt ein stetes Defizit von mehr als einer Milliarde; diese aber wird voll gedeckt und weit überdeckt von den Zinsen, die für fremde Werte oder aus Dividenden von Unternehmungen, die mit englischem Gelde in allen Teilen der Welt geführt werden, nach England fließen. Rußland hat im Auslande weder Schuldner, die ihm Zinsen zahlen, noch industrielle oder andre Anlagen, deren Erträge ihm zufließen, ist vielmehr in beiden Beziehungen dem Auslande stark verpflichtet. So wird seine Zahlfähigkeit hauptsächlich davon abhängen, ob es nach wie vor mehr an das Ausland verkaufen kann, als es kauft. Und da die Hälfte aller ausgeführten Waren in Lebensmitteln, von der andern Hälfte aber der größte Teil in land- und forstwirtschaftlichen Produkten besteht, so hängt die Zahlfähigkeit Rußlands an das Ausland nicht von seiner Industrie, sondern von seiner Landwirtschaft ab.

Etwa seit dreißig Jahren ist die russische Regierung bemüht, durch den

Digitized by Google

Ausbau ihres Bahnnetzes und durch billige Frachttarife die Erzeugung von Getreide zum Versand ins Ausland zu steigern. Der Bau jeder neuen Bahn hatte zur Folge, daß sich große Strecken brach oder unter Weide liegenden Bodens in Acker verwandelten, was dann allerdings eine Ausfuhrzahl an Getreide ergab, die sich schon im Jahre 1884 auf 310 Millionen Rubel belief. Diese Ausdehnung des Kornbaues war nur möglich unter der Voraussetzung, daß er zum größten Teil als Raubbau betrieben wurde, indem alles ackerfähige Land umgebrochen und Jahr für Jahr mit Getreide bestellt wurde, ohne Düngung als höchstens mit Kunstdünger, ohne intensive Ackerung; und während die Wiesen zu Gunsten des Kornbaues verschwanden, sank dann auch der Viehbestand hinab. Wenn man von den Grenzgebieten mit fremder Nationalität, höherer Kultur, dürftigerm Boden und dementsprechend intensiverm Landbau absieht, so ruht die gesamte Getreideausfuhr Rußlands auf Raubbau. Der weitaus größte Teil der Brotfrüchte wird in den fetten Gebieten des südlichen, östlichen, südwestlichen und mittlern Rußlands gewonnen, wo der Großgrundbesitzer nur wenig, der Bauer gar nicht den Acker düngt. Daß im Durchschnitt Raubbau getrieben wird, geht auch daraus hervor, daß sich Rußland, während z. B. England 18 Korn von seinem Acker erntet, mit $4^1/_2$ Korn begnügt; und da das Kornverhältnis gerade in den ärmern, aber intensiv bebauten Grenzländern besser ist (6—7 Korn von der Aussaat), so folgt daraus, daß die russischen Ebenen nicht einmal vier Korn ernten. Auf so außerordentlich fruchtbarem Boden bedeutet das offenbar Raubbau.

Von großer Bedeutung ferner ist der Umstand, daß der russische Bauer (ich nehme die Grenzler wieder aus) nur wenig Getreide für den Export baut. Sein Acker von vier Hektar nährt ihn bei dem Raubbau nicht; vielmehr muß er sich außerhalb noch Zuschuß erwerben und Brotfrucht kaufen, und wo er mehr Land besitzt, da verkauft er doch wenig, geht dafür aber auch nicht nach Nebenverdienst aus. Verkauft der Bauer Getreide — und das geschieht allerdings vielfach —, so ist es im Herbst, um schnell Steuern oder Schulden zu decken; und überall pflegt der Bauer im Frühling Brotfrucht und Saat zu kaufen, weil er im Herbst hatte verkaufen müssen, sodaß rund herum kaum etwas zur Ausfuhr übrig bleibt. Einen verkäuflichen Überschuß an Getreide erarbeitet nur der Großbesitzer, und von seinen Ernten hängen die Getreideausfuhr des Reichs und weiter auch die Handelsbilanz und die Zahlfähigkeit ab.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Die imperialistische Bewegung in England

Von Wilhelm Wetz in Gießen

(Fortsetzung)

3. Cecil Rhodes

ecil Rhodes, unleugbar eine der machtvollsten Gestalten, die heute im Vordergrunde der Weltbühne stehen, ist der bedeutendste praktische Vertreter des imperialistischen Gedankens. Er stellt eine merkwürdige Vereinigung von Finanzgenie und weit schauendem Politiker und Staatengründer dar. Aber das ist nicht das einzige Interessante an dem Manne.

Mit neunzehn Jahren besucht Rhodes zum erstenmale Afrika, von dem milden Klima Natals, wo sein Bruder Herbert lebte, angezogen, um seine schwache Gesundheit zu kräftigen. Im Jahre 1872 tritt er in Oriel College in Oxford ein; ein Lungenleiden, das von einer beim Rudern geholten Erkältung zurückgeblieben war, veranlaßt ihn jedoch, abermals nach Südafrika zu gehen. Dort finden wir ihn im nächsten Jahre als Diamantensucher in Griqualand, wo er, vom Glück begünstigt, vermöge seiner rastlosen Energie den Grund zu seinem spätern ungeheuern Reichtum legt. Die vielen Pläne, die sich in dem Kopfe des ideenreichen Jünglings drängen, scheinen zunächst rein finanzieller Art gewesen zu sein, und die Aufregung, die im Gelderwerb liegt, hat ihn wohl anfangs ganz erfüllt. Seine erste große finanzielle Operation hat er mit zähester Ausdauer verfolgt und nach beinahe zwanzigjährigen Anstrengungen im Jahre 1888 glücklich zu Ende geführt. Ursprünglich arbeitete auf den Diamantenfeldern eine große Zahl selbständiger Unternehmer neben einander; Rhodes war von Anfang an bedacht, sie alle in einer einzigen großen Gesellschaft zu vereinigen. Im Jahre 1880 ist er endlich so weit, daß er die De Beers Company gründen konnte, die nach und nach alle übrigen Gesellschaften und Eigentumsrechte erwarb. Welche Schwierigkeiten dabei zu überwinden waren, ersieht man daraus, daß 1885, als schon über tausend Privatunternehmungen zu Gesellschaften verschmolzen waren, noch mehr als vierzig Gesellschaften und fünfzig Privatunternehmungen bestanden. Die schließliche Vereinigung gab der Gesellschaft ein thatsächliches Monopol und setzte sie

Digitized by Google

dadurch, daß sie die Förderung auf den jährlichen Bedarf der Welt an Diamanten beschränkte, in den Stand, den Preis zu regeln und hochzuhalten.

Diese große Finanzoperation, die ein Mann von geringerer Energie kaum erfolgreich hätte zu Ende führen können, nahm jedoch Rhodes nicht ganz in Anspruch. Von 1876 bis 1881 teilt er seine Zeit zwischen Oxford und Südafrika. Während der „Termine" ist er in Oxford, wo er mit Bürschchen, die ein halbes Dutzend Jahre jünger sind als er, die Schulbank drückt; die großen Ferien verbringt er jedes Jahr auf den Diamantfeldern, mit der Ausführung seiner großen Pläne beschäftigt. Im Jahre 1881 erwirbt er in Oxford den akademischen Grad.

Man erkennt schon hieraus, daß man in Rhodes nicht einen bloßen Finanzmann großen Stils sehen darf. Mehr noch zeigt sich dies in seiner Stellung zum Gelde. Nie sucht er dies um seiner selbst willen oder um es in Luxus und Verschwendung zu verbrauchen. Am Sammeln seiner Reichtümer lockt ihn zunächst die Freude am Erfolg, dann das Bewußtsein, welches gewaltige Werkzeug zur Verwirklichung seiner Ideen er sich dadurch schafft. Bezeichnend für seinen Standpunkt ist die folgende gut beglaubigte Anekdote.*) Im Beginn der achtziger Jahre waren General Gordon, der später bei Khartum fiel, und Rhodes an einer offiziellen Mission bei den Basutos beteiligt. Der junge selbstbewußte Mann, der dem ältern ruhm- und erfolggekrönten Soldaten gegenüber immer eigensinnig auf seinem Kopfe bestand, scheint diesem sehr imponiert zu haben. Wenigstens suchte ihn Gordon, wenn auch vergebens, sowohl in Südafrika wie später bei dem Zuge nach Khartum zu seinem Mitarbeiter zu gewinnen. Bei einer Gelegenheit erzählte Gordon, daß die chinesische Regierung ihm nach der Niederwerfung des Tai-ping-Aufstandes eine ganze Stube voll Gold angeboten habe. „Was thaten Sie?" fragte Rhodes. „Ich wies es natürlich zurück," sagte Gordon. „Und was hätten Sie gethan?" „Ich hätte es genommen, sagte Rhodes, und so viele weitere Stuben voll Gold, als sie mir gegeben hätten. Es nützt uns nichts, riesige Ideen zu haben, wenn wir nicht das Geld besitzen, sie auszuführen."

Demgemäß sehen wir Rhodes auch später, als er sich der Politik zuwandte, sich noch immer an allen großen finanziellen Unternehmungen in Südafrika beteiligen, so namentlich nach der Entdeckung der Goldfelder des Rand bei der Gründung der Goldfields of South-Africa, die mehrfach 125 Prozent Dividenden zahlten. Nach dem Reichtum war politische Macht das nächste, was Rhodes erstrebte. Im Jahre 1882 trat er als Mitglied für Barkly West in das Kapparlament, wo er bald eine führende Stellung einnahm. Er wurde Mitglied zweier Ministerien und 1890 Premierminister. Er war so zu gleicher

*) Cecil Rhodes. By Imperialist, with Personal Reminiscences by Dr. Jameson. London, 1897.

Digitized by Google

Zeit der Leiter der Kappolitik und der lenkende Geist in drei großen finanziellen Unternehmungen, in den De Beers, den Goldfields und in der 1889 gegründeten Chartered Company. —

Goethe kommt wiederholt auf den Gedanken zurück, daß Genuß und That unverträglich seien, und daß Männer wie der Antonius Shakespeares deshalb scheitern müssen, weil sie beides verbinden wollen. Auch dem Kaiser im zweiten Teil des „Faust" beliebt es nach Mephisto

falsch zu schließen,
Es könne wohl zusammengehn
Und sei recht wünschenswert und schön,
Regieren und zugleich genießen.

Darauf bemerkt Faust:

Ein großer Irrtum! Wer befehlen soll,
Muß im Befehlen Seligkeit empfinden.

Es machte Napoleon nach Goethe so groß, daß er nur wirken, nicht genießen wollte, aber hierin lag auch die Gefahr eines solchen Charakters, der niemals mit dem Erreichten zufrieden sein konnte, sondern immer weiter streben mußte. In diese Klasse von Menschen scheint auch Cecil Rhodes zu gehören, wenn man auch den ungeheuern Unterschied der Begabung mehr hätte in Betracht ziehen sollen, als man ihn den „Napoleon von Südafrika" nannte.

Am meisten scheint uns für ihn dies charakteristisch, daß er auf der Welt nur das Wirken für seine Ziele kennt und ganz darin aufgeht. Der Jüngling, der in Kimberley Diamanten suchte, wird uns geschildert als träumerisch, nachlässig in seinem Äußern, zurückhaltend und barsch, aber auffallend durch seine Energie und seine selbständige Beurteilung von Menschen und Dingen. Die Unabhängigkeit des Denkens, das auf die Dinge selber geht und weder von den Meinungen der Bücher noch andrer Menschen beeinflußt wird, die ungeheure Thatkraft, die nicht durch das Genießen abgelenkt oder gelähmt wird, die Gleichgiltigkeit gegen den Schein und alle Äußerlichkeiten fallen auch später besonders an dem Manne auf. „Ich gestand mir ein, erzählt der bekannte Dr. Jameson über seine ersten Begegnungen mit ihm, daß, was bloße natürliche Begabung anbetrifft, ich nie einen Mann getroffen hatte, der Cecil Rhodes nahe kam; und ich habe noch immer meine anfänglichen Eindrücke von ihm, die vollauf durch die Erfahrung gerechtfertigt wurden." Die Größe seiner Ziele und die Selbständigkeit seiner Ansichten brachten es mit sich, daß er den meisten exzentrisch und utopisch erschien. Das war auch noch 1889 bei der Gründung der Chartered Company die Ansicht der gewiegten Finanzleute, obwohl doch genug Proben seines finanziellen Genies vorlagen. „Diese seltsame Persönlichkeit, sagt ein Franzose,*) der bei der Beurteilung südafrikanischer

*) Mermeix, Le Transvaal et la Chartered. Paris, 1897.

Digitized by Google

Dinge leichter unparteiisch sein kann als ein Engländer oder Deutscher, liebt nichts von dem, wonach die andern Menschen trachten: weder den Luxus, noch die Frauen, noch den geräuschvollen Ruhm. Über sein nachlässiges Äußere, über seine abgetragnen Kleider, über die Abneigung, die er gegen Frauen zeigt, über die Listen, die er anwendet, um sich den Kundgebungen und der Öffentlichkeit zu entziehen, erzählt man sich in der Wüste in Afrika hundert belustigende Geschichtchen. Und selbst die Leute, die von ihm mit der geringsten Sympathie sprechen, gestehen zu, daß diese Sonderbarkeiten nicht gemacht, nicht die Wirkungen einer Pose sind, sondern daß es die natürliche Art dieses Schweigers sich zu geben ist. Man kennt von ihm Züge kaiserlicher Freigebigkeit gegen seine Ansiedler, aber keine Handlung eines blasierten Verschwenders. Er gab Parnell eine Viertelmillion Franken, aber man weiß keine Frau, die er höher als etliche Pfund veranschlagt hätte."

Diese persönlichen Eigenschaften im Bunde mit politischer und finanzieller Macht stellten eine Kraft dar, die, auf ein bedeutendes Ziel gelenkt, Gewaltiges vollbringen mußte. Und Rhodes hat ein solches Ziel, und er sieht die Mittel zu seiner Verwirklichung klar vor seinen Augen. Jameson, der ihn 1878 in Kimberley kennen lernt und ihm näher tritt, berichtet, daß seine ganze Politik, wie sie sich später entwickelte, schon in dem Gehirn des Sechsundzwanzigjährigen vorgezeichnet war. Diese geht auf Expansion und Föderation aus. „Nachdem ich die Geschichten andrer Länder gelesen hatte, sagt Rhodes einmal, erkannte ich, daß Ausdehnung alles ist, und daß, da die Oberfläche der Welt beschränkt ist, das große Ziel der gegenwärtigen Menschheit sein sollte, so viel von der Welt zu nehmen, als sie nur immer kann." England, erklärt er, ist ein kleines Land mit einer großen Bevölkerung, das seit hundert Jahren davon lebte, Rohprodukte zu verarbeiten und dann der Welt wiederzugeben. Aber nun beginnen sich die übrigen Länder gegen England durch Zölle abzuschließen. „Darum ist Klein-England hoffnungslos. Wäre England ein Land wie die Vereinigten Staaten mit einem riesig ausgedehnten Gebiet, so könnte es eine solche Bahn einschlagen, aber mit einer ganz kleinen Insel, die heute beinahe eine Werkstatt ist, hängt seine Zukunft ab von seinen Beziehungen zu der äußern Welt. Und diese Beziehungen hängen ab von seinen Beziehungen zu den Kolonien von Südafrika, Australien, Kanada und der übrigen Welt." Was dem englischen Volke nach ihm vor allem not thut, sind neue Ländergebiete, die zur dauernden Besiedlung für die überfließende Bevölkerung geeignet wären und so Märkte für die Waren des alten Landes lieferten. Hohe Zölle in den Kolonien sind darum durchaus zu verwerfen, denn sie begünstigen nur einen ungesunden industriellen Wettbewerb mit dem Mutterlande. Im übrigen ist Rhodes alles andre als engherzig britisch. Als geeignetste Ansiedler in Rhodesia bezeichnet er die Bevölkerung des Kaplandes und Transvaals, und er hat die Buren immer mit offnen Armen aufgenommen.

Digitized by Google

In Südafrika, das er sich zum Arbeitsfelde erwählt hatte, sieht Rhodes nun damals eine doppelte Aufgabe zu lösen, und es läßt sich leicht erkennen, wie sich darnach sein ganzes politisches Programm modelte. Die eine war die Gewinnung des Hinterlandes der Kapkolonie und überhaupt Zentralafrikas für die Engländer, die andre die Ausgleichung des Rassengegensatzes in Südafrika, wo die Holländer die Engländer an Zahl weit überwogen, und wo das Gefühl der Solidarität mit den engländerfeindlichen Buren auch in den unter britischer Oberhoheit stehenden Staaten stark gegen England wirkte. Rhodes erkannte, daß die zweite Aufgabe an Wichtigkeit der ersten mindestens gleich käme, und daß sie nur unter völliger Schonung der Empfindungen der Holländer gelöst werden könne. Statt wie die meisten seiner Landsleute sich im Kaplande in einen Gegensatz zu den Holländern zu stellen, näherte er sich ihnen und erfreute sich bis zum Jamesonschen Einfalle des vollen Vertrauens und der Unterstützung des Afrikander-Bonds. Olive Schreiner, die bekannte Schriftstellerin, die damals noch eine große Verehrerin von Rhodes war, erklärte einmal, die Veränderung, die er bewirkt habe, sei geradezu wunderbar, denn dieser Mann habe in einem oder zwei Jahren mehr geleistet, als irgend ein andrer in dreißig Jahren fertig gebracht hätte.

Nach Beseitigung des Mißtrauens der holländischen Partei konnte er nun an sein eigentliches Ziel denken, für das ihm die Unterstützung auch des holländischen Teils der Kapbevölkerung sicher war: die Vereinigung der südafrikanischen Staaten zu einem Staatenbunde. Eine solche war bei der Lage der Verhältnisse nur nach amerikanischem Muster zu denken mit weitgehender Selbständigkeit der einzelnen Staaten, die jedoch einige Angelegenheiten gemeinsam und nach demselben Prinzip zu regeln hätten. Daher schreibt sich wohl bei Rhodes die Vorliebe für das amerikanische System, dessen Vorteile er seinem Lande durch sein Geschenk an Parnell sichern wollte, der sich verpflichten mußte, in die Homerulebill eine ähnliche Vertretung der einzelnen Teile des Reiches im englischen Parlament aufzunehmen.

Gemeinsam wollte Rhodes geregelt wissen die Frage der Eisenbahnen, der Zölle, der Währung, der Berufung in Strafsachen, der Behandlung der Eingebornen. Im übrigen erklärte er es für gleichgiltig, ob die vereinigten Staaten Südafrikas unter britischer Flagge stünden oder nicht — seine Panegyriker wiederholen aber immer wieder, daß sich die Annahme der britischen Flagge für alle Staaten schließlich mit Notwendigkeit ergeben hätte. Und es ist kaum zu bezweifeln, daß ein auf solcher Grundlage geeinigter Bund zu einem immer engern Anschluß der einzelnen Staaten unter einander und zum Vorherrschen des englischen Elements darin geführt hätte. Deshalb sträubte sich namentlich die Transvaalsche Regierung dagegen, die ihre Zölle erhöhte und ihre Eisenbahn statt nach der Kapstadt nach der Delagoabai führte. Die politischen Kämpfe in Südafrika während der letzten zwölf oder vierzehn Jahre

Digitized by Google

haben beinahe den Charakter eines Duells zwischen seinen zwei bedeutendsten Männern, Rhodes und Krüger. Ein jeder Schlag, den der eine führt, wird von dem andern pariert und mit einem Gegenschlag beantwortet. Der Jamesonsche Putsch, dessen Wirkung unsers Erachtens vielfach überschätzt wird, hat momentan die Sache zu Gunsten von Krüger und zum Nachteil von Rhodes verschoben, dessen Sache bei den Holländern des Kaplandes dadurch schwer geschädigt war.

Bei der Schwierigkeit, auf dem nächsten Wege zum Ziele zu gelangen, hatte Rhodes von Anfang an damit gerechnet, daß man es nur auf einem Umweg erreichen könne. Als er im Jahre 1884 in einer Rede im Kapparlament sein politisches Programm entwickelte, erklärte er, daß die Ausdehnung nach Norden zugleich das sicherste Mittel sei, die Vereinigung Südafrikas herbeizuführen. Damals stimmte kein einziger für ihn. Bei seiner Ausdehnungspolitik hatte er einen Widerstand zu überwinden, den man heute kaum mehr begreift. Als er, um eine Grenzstreitigkeit aus der Welt zu schaffen, als Kommissar Niederbetschuanaland für die Kapkolonie erwarb, weigerte sich diese, das Land anzunehmen. Durch den Einfluß des dortigen Gouverneurs wurde schließlich das Auswärtige Amt in London soweit umgestimmt, daß es das Land annehmen wollte, falls die Kapkolonie die Hälfte der Ausgaben bestritte. Auch dazu verstand man sich nicht. Im Jahre 1884 kam endlich das Protektorat zustande, als Mackenzie zum Vertreter Großbritanniens ernannt wurde. Dieselbe Teilnahmlosigkeit begegnete ihm auch später immer. Nicht der Energie des Auswärtigen Amts oder der Kapregierung, sondern ausschließlich dem Dazwischentreten von Cecil Rhodes hat es England zu danken, daß Oberbetschuanaland nicht den Buren und Matabeleland und damit Rhodesia den Deutschen oder Buren in die Hand fielen. Graf v. Pfeil war schon auf dem Wege zu Lobengula, dem Könige von Matabeleland, als er erkrankte und so von Rhodes Abgesandten überholt wurde. Mit diesen hatte inzwischen Lobengula den Vertrag unterzeichnet, auf Grund dessen 1888 die „Südafrikanische Gesellschaft" zustande kam.

Es scheint uns einer der großen Triumphe von Rhodes Staatskunst, daß er die Holländer der Kapkolonie zur Annexion von Matabeleland bewog, obwohl dadurch die stammverwandten Buren ebenso vom Innern Afrikas abgeschnitten wurden, wie sie schon von dem Meere abgeschnitten waren. Bei der geringen Opferwilligkeit der heimischen wie der Kapregierung glaubte Rhodes zu einem andern System, die neu gewonnenen Länder zu erschließen, greifen zu müssen: er erlangte einen königlichen Freibrief (Charter) für die Südafrikanische Gesellschaft, die — von jetzt an meist die Chartered Company genannt — damit aus der Reihe der Handelsgesellschaften heraustrat und eine politische Macht wurde. „Ich habe — sagte er später — im Rückblick auf diese Kämpfe eines herausgefunden, und das ist: wenn man eine Idee hat, und es ist eine gute Idee, und man hält bloß an ihr fest, so wird man schließlich damit zum

Digitized by Google

Ziele kommen. . . . Ich war so glücklich, in einer Lage zu sein, die wenigen zufällt, nämlich eine Idee zu haben und Geld zum besten dieser Idee auftreiben zu können."

Man mag als Deutscher nicht mit den freundlichsten Empfindungen auf die Thätigkeit von Rhodes hinblicken, und doch wird niemand seine Bewunderung einem Manne versagen können, der seinem Volke so große Dienste erwiesen, ihm ein wertvolles, sich rasch bevölkerndes Ländergebiet geschenkt und für seine Idee mit einer Thatkraft, einer Hingebung und Opferfreudigkeit gewirkt hat, die nicht ihresgleichen hat. Nicht genug ist namentlich die großartige Freigebigkeit zu rühmen, mit der er als Privatmann wie als Leiter großer Gesellschaften die ihm zur Verfügung stehenden Mittel zur Förderung dessen einsetzte, was seinem weitblickenden und unbeirrbaren Geiste für seine Zwecke notwendig schien. Auf eigne Verantwortung hat er zumeist die großen Gebiete erworben, die heute als ein unschätzbarer Besitz Englands gelten. Und es kann kühnlich gesagt werden, daß ihre glänzende Entwicklung wesentlich sein Werk ist. Das Parnell gemachte große Geschenk, wo es sich doch nur um eine allgemeine politische Frage handelte, giebt uns schon einen Maßstab für das, was er zu opfern bereit sein würde, wo seine Lebensideale in Frage kämen.

Als im Jahre 1888 über die Verschmelzung der letzten selbständigen Diamantengesellschaften mit den de Beers verhandelt wurde, hatten die drei Vertreter der beteiligten Gesellschaften jeder besondre Wünsche. Die der Herren Beit und Barnato waren bald erledigt. Rhodes verlangte dagegen, daß die de Beers zehn Millionen Mark für die zu gründende Südafrikanische Gesellschaft, die spätere Chartered, zeichnen sollten. Hiergegen war namentlich Barnato, und die Verhandlungen zogen sich bis vier Uhr morgens hin, bis endlich Barnato nachgab, der, ebenso wie die übrigen Aktionäre, die Überzeugung hatte, daß man für das Steckenpferd eines andern ein unverhältnismäßig großes Opfer gebracht habe. Die Befürchtungen waren grundlos, und die de Beers haben hier ein glänzendes Geschäft gemacht.

Das Arbeitsfeld der neugegründeten Gesellschaft sollte zuerst auf das Land südlich vom Zambesi beschränkt sein; Rhodes erwirkte, daß sie sich auch nach dem Norden ausdehnen durfte, um der Afrikanischen Seengesellschaft die Hand zu reichen. Nicht zufrieden damit, setzte er es durch, daß die Gründer der Chartered 400000 Mark in die leeren Kassen jener Gesellschaft, die ihre Mittel erschöpft hatte, einschossen, und daß die Chartered jährlich 180000 Mark zu den Verwaltungskosten der Seengesellschaft beisteuerte. Dank dieser Voraussicht war die Thätigkeit dieser Gesellschaft nicht verloren, und die Chartered besitzt heute den größern Teil ihres Landes. Nebenbei sei nur erwähnt, daß Rhodes für die Züchtigung eines hier sein Unwesen treibenden Sklavenjägers, der einen englischen Offizier ermordet hatte, aus seiner Tasche 200000 Mark her-

Digitized by Google

gab. Rhodes war der Meinung, daß für die Erschließung Rhodesias der Telegraph noch vor der Eisenbahn kommen müsse, und er plante eine telegraphische Verbindung durch das Innere Afrikas von der Kapstadt bis nach Kairo. Als er die Mittel dafür aufzutreiben suchte, ließ man ihn im Stich. Von den de Beers zeichneten nur seine persönlichen Freunde etwas, von den Goldfields, die ihm doch so viel verdankten, traf nichts als der Brief eines erzürnten Aktionärs ein, der Aufklärung darüber verlangte, wer die Freimarken und das Papier für die Aufforderung bezahlte. Rhodes soll damals bitter bemerkt haben, er begreife jetzt, warum die Aktionäre bestohlen würden. Er stand darum von seinem Plane doch nicht ab. Die Hauptlinie nach dem Nyassasee mit einer Seitenlinie über Bulawayo und einer Linie nach der Ostküste wurden dennoch fertiggestellt, wenn auch Rhodes vier Fünftel der Kosten zu bestreiten hatte. Ferner führte er auch die Bahn von Beira nach dem Innern weiter und veranlaßte Lord Rothschild, eine halbe Million dazu zu geben, trotzdem dieser nicht an das Unternehmen glaubte und meinte, „er werfe sein Geld ins Meer."

(Schluß folgt)

Gerhart Hauptmann und sein Biograph

Von Karl Kinzel

(Fortsetzung)

Diese Auffassung ist bezeichnend für eine ganze Weltanschauung, die in der Welt nur zufällig zusammengewürfelte Atome sieht; drum sind ihre Anhänger Pessimisten und Fatalisten. Deshalb fehlt ihnen auch das klare Urteil in der Kritik der wirklichen Vorgänge ebenso wie der Dramen, die solche wiederspiegeln. Das wird hier besonders am Ausgang des „Friedensfestes" deutlich, der einen Schimmer von Idealismus wahrt, indem er den Ausblick auf die Rettung wenigstens eines der Familienglieder gewährt. In dem jüngsten Sohne der Familie Scholz nämlich lebt ein gewisses moralisches Bewußtsein, walten Kräfte, die es glaubhaft machen, daß er sich aus dieser Verstrickung von Schuld und Mißlichkeiten herausretten werde, wenn ihm die Hand gereicht und die Gelegenheit dazu geboten wird, wenn ein starker Impuls ihn zur Thatkraft beseelt. Er findet sich in der Liebe eines reinen Mädchens, die sich mit Hingebung an ihn klammert. So endet das Stück, freilich ohne daß uns der Dichter andeutet, ob sich unsre Hoffnung erfüllen wird. Aber sie ist da, und wir halten sie aus den Voraussetzungen für begründet. Paul Schlenther jedoch? — Man höre, was die Halt-

Digitized by Google

losigkeit darüber zu Tage fördert: „Verneinen will Hauptmann die Frage nicht, denn er traut der Frauenliebe viel zu und möchte hoffen. Bejahen aber kann er die Frage auch nicht, denn wenn heut und gestern bei sterblichen Menschen noch Glück und Friede war, wer kann wissen, ob nicht morgen schon die Gespenster wiederkommen? Die Menschenkenntnis moderner Seelendichter hält es mit dem alten Philosophen, der keinen vor seinem Tode glücklich pries. Wenn Hauptmanns »Friedensfest« zu seinem vierten Akt noch den oft begehrten fünften hätte, so müßte dieser fünfte Akt auf alle Fälle mit dem Tode der beiden Liebenden schließen (?). Denn wenn er »glücklich« schlösse, so wäre das Ganze eine »Komödie« gewesen, oder es bliebe die Gefahr bestehen, daß in einem sechsten Akt das Glück doch wieder ein Ende hätte (!). In dieser Unsicherheit liegt bei solchen Familienkatastrophen von allem Tragischen das Tragischste. Kein noch so hoffender Blick in die Zukunft giebt die Gewähr, daß es immer so bleiben wird, und darum kann der Schluß jedes Dramas, das nicht mit dem Tode des Hauptbeteiligten endet, immer nur ein Abschluß des Vorhergegangnen, nicht ein Anfang des Kommenden sein."

Kann es eine deutlichere Bankerotterklärung dieser Weltanschauung wie der auf ihr beruhenden Kritik geben? Da es, das ist der Kern dieser Ansicht, keine sittliche Kraft im Menschen giebt, die seinen Charakter ausmacht und seine Handlungen bestimmt, so kann er nie wissen, ob in seinem Familienleben nicht morgen das einreißt, was er heute aufgebaut hat. Und da hiernach alles im Leben auf Zufall beruht, so auch die Ausgänge der modernen Dramen. Hier ist offenbar die Folgerichtigkeit der dichterisch gestalteten Handlung und ihre Wirkung verkannt. Wenn der Dichter einen Charakter demgemäß anlegt und ausmalt, daß wir sehen, in ihm liegen gewisse moralische Kräfte und ein angemessen starker Wille, dann erwarten wir mit Notwendigkeit dem entsprechende Handlungen und einen dem entsprechenden Ausgang des Dramas und befürchten nicht, daß schließlich noch ein stärkrer über ihn komme und im sechsten Akt alles vorher Angebahnte vernichte. Das ist Thorheit, ist die falsche Konsequenz einer falschen naturalistischen Theorie.

Schließlich verweist Schlenther den Vorgang ins Psychiatrische, also in jenes Gebiet, in das die abnormen Geistesvorgänge fallen, offenbar eine bequeme Ausflucht bei der Erklärung dramatischer Dichtungen. Er sagt, der Dichter habe im „Friedensfest" die Kehrseite des Größenwahns, den Verfolgungswahn geschildert, nicht in einem ausgeprägten klinischen Fall, sondern als das nahende Unglück, das, nur halb gefühlt und halb verstanden, wie eine gefürchtete Epidemie die Gemüter der Beteiligten umkreist. „Wer der Kunstgestaltung das Psychiatrische weigert, so fährt er fort, handelt folgerichtig, wenn er, wies die meisten ersten Kritiker Hauptmanns thaten, das »Friedensfest« kurzweg ablehnt. Wer aber der Kunst das Recht zugesteht, die menschliche Seele und das menschliche Schicksal zu verfolgen, so hoch sie steigen und so tief sie sinken, der wird

Digitized by Google

es nicht verwerflich finden, daß sich ein Dichter durch seinen Stoff genötigt sieht, psychologische Beobachtungen bis zu psychopathischen Schlußfolgerungen hinzutreiben. Und wer das gelten läßt, wird die strenge, herbe, ernste Form, in ders im »Friedensfest« geschieht, künstlerisch bewerten." Hierin liegt wiederum eine ästhetische Unklarheit, die auf der Unklarheit der sittlichen Lebensanschauung beruht. Haben wir vorhin nachgewiesen, daß die Handlung eines dramatischen Helden auf der Folgerichtigkeit beruht, daß auf gewisse Voraussetzungen bestimmte Folgen eintreten müssen, daß bestimmte Charaktereigenschaften entsprechende Handlungen zeitigen müssen, so muß hier darauf hingewiesen werden, daß die Entwicklung der dramatischen Handlung auf der Verantwortlichkeit des Helden ruht. Nur wenn der vorgeführte Charakter für seine Worte und Thaten verantwortlich ist, wenn seine Lebensäußerungen die Folgen haben, die wir aus Vernunft und Erfahrung als notwendige ansehen gelernt haben, können wir ihm das Interesse entgegenbringen, das, wie es sich im Drama gehört, zur allerpersönlichsten Teilnahme des Zuschauers wird. Man erschrecke nicht, wenn wir ganz unmodern sagen, wir erwarten den Sieg des Guten und den Untergang des Bösen. Bei Sophokles, Shakespeare, Goethe, Schiller und den hundert Dramatikern von Belang bis auf die Gegenwart ist es doch so, und es ist noch sehr die Frage und noch lange nicht ausgemacht, ob wir wegen Schlenthers moralloser Weltanschauung diese Begriffe umwerten und unser ästhetisches wie moralisches Gefühl völlig umlernen müssen.

Das alles aber besteht nur, wenn es einen Unterschied von Gut und Böse giebt, und wenn der Mensch für seine Handlungen verantwortlich ist. Das ist er aber nur, wenn er im Besitz seiner normalen Geisteskräfte ist. Schon einen leiblichen Kranken gewöhnlicher Art machen wir nicht für alles verantwortlich, was er sagt oder thut. Ebensowenig einen Gemütskranken, dessen inneres Gleichgewicht etwa durch ein großes Leid gestört ist, am wenigsten aber einen Geisteskranken, der nicht Herr über sich selbst ist. Ein solcher wird Gegenstand unsers Mitleids im gewöhnlichen, philanthropischen Sinne, d. h. wir bedauern ihn und suchen für ihn die Hilfe des Arztes — aber zum dramatischen Helden können wir ihn nicht brauchen. Seine anormale Geistesbeschaffenheit macht ihn dazu ungeeignet. Die wenigen Ausnahmen, die die Litteratur in dieser Hinsicht aufweist, sprechen durchaus für unsre Auffassung.

In den „Einsamen Menschen," die auf das „Friedensfest" folgten, sieht Schlenther mit Recht einen entschiednen Fortschritt. Seine Analyse des Dramas ist klar und fein, seine Grundauffassung aber nicht die unsre. Der Vorzug des Stückes liegt in der Folgerichtigkeit der dargestellten Vorgänge und in der durchsichtigen Charakterzeichnung des Haupthelden. Der junge Gelehrte Johannes Vockerath ist den altväterischen Vorstellungen seiner Familie entwachsen, hat den festen Grund, der in ihnen lag, unter den Füßen verloren, seitdem er auf Kosten des Christentums Haeckelianer geworden ist. Aber er hat nicht die

Digitized by Google

Kraft, sich auf dem neuen schwankenden Grunde ein festes Gebäude aufzuführen, sein haltloser Charakter ist dazu ungeeignet. Deshalb gerät er bei der ersten Gelegenheit in einen für ihn unlöslichen Konflikt und geht zu Grunde. Diese Auffassung widerstreitet natürlich der naturalistischen Anschauung Schlenthers. Seine Abneigung gegen alle sittlichen oder gar christlichen Mächte kommt hier deutlich zum Ausdruck. Er sieht die Hauptschuld auf seiten der alten frommen Eltern, besonders der Mutter, die den Sohn auf die Gefahren hinweist, die in seinem Verhältnis zu der fremden Studentin liegen. „Aus dem unrechten Glauben (des Sohnes), sagt er, sieht diese »alte erfahrne Frau« in der Borniertheit ihres Herzens unrechte Werke kommen; sie ruft sich ihren Mann zu Hilfe, und die das Unrecht verhüten wollen, führen es herbei. Der Argwohn der andern bringt erst etwas Gefährliches in dieses Verhältnis."

Das ist natürlich ganz schief und nur Sand in die Augen. Niemand, der das Stück unbefangen sieht, wird diesen Eindruck gewinnen. Nehmen wir einmal die Eltern ganz aus dem Drama heraus. Fassen wir bloß die drei Hauptpersonen ins Auge: die gute, unbedeutende, aber herzige Frau, die die hochfliegenden Pläne und Ideen ihres Mannes nicht versteht, diesen Dr. Vockerath selbst und das gelehrte und aufgeklärte Fräulein Anna Mahr. Wäre es nicht auch so unausbleiblich zu einer Katastrophe gekommen? Oder sollen wir die Lösung in einer Doppelehe suchen, einer geistigen und einer leiblichen? Offenbar wird die Entscheidung nicht durch die in Schlenthers Augen engherzige, altgläubige Mutter herbeigeführt, sondern sie wird durch sie nur beschleunigt. Die alte, sittliche Weltanschauung und die Zukunftsmusik stoßen hier aufeinander, und der Vertreter der letzten ist zu schwach, diesen Stoß auszuhalten. Das ist seine eigne Schuld. Schlenther aber formuliert das so: „In der Widmung erklärt Gerhart Hauptmann, er lege sein Drama in die Hände derjenigen, die es gelebt haben. Schon damit deutet er an, daß nicht alle, die es lebten, wie Johannes Vockerath, den Tod suchen. Die meisten kommen mit blauem Auge davon, denn die meisten trösten sich und überwinden, resignieren und kompromittieren. Aber unter Hunderten ist immer einer, der dran glauben muß, der die Schlußfolgerungen seines Schicksals zieht. Das ist dann, so individuell und besonders sich dieses Schicksal auch gestalten mag, der typische Fall, das von der Natur statuierte Exempel, die große einzige dichterische Eins, welche all die vielen Zufallsnullen der Wirklichkeit hinter sich her führt und ihnen erst den hohen Nennwert giebt." Es erhellt, wie schief diese Auffassung ist. Sie stempelt den Dr. Vockerath zu einem Helden, der aus Tapferkeit, aus innerer Tüchtigkeit die letzten Konsequenzen zieht, indem er sich das Leben nimmt. Wir dagegen sehen in ihm einen Schwächling, der das Leben von sich wirft, weil er nicht die sittliche Kraft hat, sich mit seinen Realitäten abzufinden oder es nach seiner Weise zu gestalten. Der Schlußsatz dieser Stelle aber ist beachtenswert, indem er anerkennt, daß der Naturalismus als Kunstprinzip überwunden werden muß.

Digitized by Google

„Auch der sogenannte Naturalismus, sofern er poetische Rechte besaß, mußte über die Nullen fort auf die große Eins losgehen. Das hat Gerhart Hauptmann von allem Anfang seiner steigenden Dichterkraft gefühlt und durch sein drittes Drama in freier Herrschaft über die natürliche Kunstform erreicht.“ Ein Wiener Kritiker hatte voll Bewunderuug über die „Versunkene Glocke“ ausgerufen: „Wer hätte gedacht, daß uns die blaue Blume aus einem Misthaufen wachsen werde.“ Schlenther ist der Ansicht, Hauptmann habe „den Dung, der im Haushalte der Natur nicht unersprießlich ist, schon in seinem Erstlingswerk aufgebraucht.“ Also für dieses, für „Vor Sonnenaufgang“ lehnt er doch gelegentlich den Ausdruck „Misthaufen“ nicht ganz ab, nur daß er ihn nach seinem wirtschaftlichen Nutzen, nicht nach seinem übeln Geruch und Aussehn wertet!

Und die nun folgenden „Weber,“ die doch nach dieser Richtung auch etwas anrüchig sind? Sie nennt Schlenther „eine große, weltumfassende litterarische That,“ das Drama, „das wie kein andres aus den starken Wurzeln seiner Kraft entstanden ist“! Was daran so hervorgehoben, so hoch bewertet wird, ist natürlich wieder die genaue Nachahmung der Wirklichkeit, die historische Treue. Die Darstellung Zimmermanns und die Berichte der Vossischen Zeitung vom Jahre 1844 werden dafür zu Zeugen aufgerufen. Aber diese imponieren nicht, weil der Kundige durchschaut, daß sie die Quellen des Dichters gewesen sein werden, also in eigner Sache nichts bezeugen, nichts beweisen können. Es ist aber im litterarischen Streit um die „Weber,“ der bei ihrem Erscheinen und ihrer Aufführung entbrannte, längst nachgewiesen, daß ihre Darstellung einseitig, lediglich vom Standpunkt der notleidenden Weber gemacht und keineswegs umfassend und erschöpfend, ja in der Zeichnung des Geistlichen z. B. nicht einmal richtig ist. Wird das Werk also doch zum Tendenzwerk, so ist die Frage nach seiner aufreizenden Wirkung nicht abzuweisen, und es ist interessant zu sehen, wie listig sich Schlenther damit abzufinden weiß, und wie er dabei wieder über die Haltlosigkeit seines Kunstprinzips stolpert. Wir setzen am besten seine Worte ganz hierher: „Dennoch hat man das »Schauspiel aus den vierziger Jahren« mit der Gegenwart in Beziehung gebracht und ihm vorgeworfen, es predige den Aufruhr, es reize die unbefriedigten Massen zur Empörung gegen Recht und Gesetz, es sei umstürzlerischer Tendenzen voll. Derartige Einwände, die häufig zu polizeilichen Verboten der Theateraufführung verleitet haben und durch eine weise Entscheidung des Königlichen Oberverwaltungsgerichts vom 2. Oktober 1893 widerlegt werden mußten, sind immer nur aus dem Stoff heraus begründet worden. Niemals konnten sie einen Anhaltepunkt in der künstlerischen Gestaltung finden.*) Was aber den Stoff betrifft, so sei nochmals auf das

*) Stoff ohne Form giebt es nicht. Hat aber je eine Zensurbehörde oder Polizei es mit der Beurteilung der künstlerischen Form eines Werkes zu thun gehabt?

Digitized by Google

historisch objektive Werk Alfred Zimmermanns hingewiesen usw. Niemals ist diesem historisch-kritischen Werke eine aufrührerische und umstürzlerische Tendenz nachgesagt worden. Ohne viel drüber nachzudenken, stellte man es wie jedes andre Werk freier Forschung unter den bekannten Verfassungsparagraphen: Die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei. Sollte nun, was der Wissenschaft recht ist, der Kunst nicht billig sein? Sollte der Künstler, der Dichter nicht genau so wie der Forscher das Recht haben, ohne viel nach Wiederhall und Tendenz zu fragen, einen historisch beglaubigten Vorgang historisch treu darzustellen? Sollte Hauptmann, der schlesische Weberenkel, auf die künstlerische Formulierung eines Stoffes verzichten, der ihm seit seinen frühen Kindheitstagen aus den Erzählungen des eignen Vaters ans mitleidvolle Herz gewachsen war? Nur deshalb darauf verzichten, weil seine historisch treue Darstellung dieses Stoffes zu aufreizenden Vergleichen mit der sozial bewegten Gegenwart unliebsamen Anlaß geben könnte? Das hieße, dem Adler den Fittich stutzen!"

Hier tritt nun also der innere Widerspruch dieses Prinzips klar zu Tage, Kunst ist eben nicht Geschichte, ist nicht Wissenschaft, ist weder dazu da, etwas zu lehren noch etwas zu erweisen. Die Kunst ist durchaus aktuell, für die Gegenwart bestimmt und muß nach ihrer Wirkung auf die Gemüter bemessen werden, für die sie doch unmittelbar bestimmt ist. Die Geschichtsforscher haben es nur zu thun mit der Wahrheit und Erkennbarkeit, ihr Organ ist der Verstand, unbeeinflußt durch andre Teile der Seele. Die Kunst dagegen hat es mit der Wirkung auf Phantasie und Gemüt zu thun! Dem Anatom kann das Widerwärtigste, Gemeinste, Ekelerregende Gegenstand der Forschung, der Darstellung und der belehrenden Abbildung werden. Der Bildhauer darf es darum noch nicht zur Statue, Gruppe oder zum Relief verwerten, und der Dramatiker auch nicht. Denn die Künstler suchen die unmittelbare Wirkung auf die Menge; das müssen sie bedenken, bei der Wahl ihres Stoffes wie bei deren Gestaltung. Darin liegen die Schranken ihres Waltens. Diese lassen sich freilich nicht gesetzlich paragraphieren. Die ästhetische Bildung des Dichters und des Publikums, die Zeiten und die Umstände reden da ein Wort mit. Aber die Grenzen selbst sind ohne Zweifel vorhanden. Freilich nicht für einen Ästhetiker, der wie Schlenther bei Gelegenheit seiner Schwärmerei für die „Weber" folgende Definitionen von Kunstwerk und Drama abgiebt: „Ein Kunstwerk ist ein Werk, das in sich eine Welt in bestimmter Form umschließt. . . . Ein Drama aber ist eine Dichtung, die auf der Bühne wirkt." Von diesem Standpunkt sind allerdings die „Weber" ein Kunstwerk und ein Drama! Und wer das nicht anerkennt, ist in Schlenthers Augen ein „unlitterarischer Kunstfreund."

Über den „Kollegen Crampton" gehen bekanntlich die Ansichten auch unter den ernst zu nehmenden Kritikern, die nicht unbedingte Parteigänger Hauptmanns sind, ziemlich weit aus einander. Manche verwerfen die Dichtung unter

Digitized by Google

anderm wegen des auch hier wieder ausgewählten widerlichen Milieus; es ist ja auch wenig erfreulich, zu sehen, wie ein anständiger, gebildeter Mensch und begabter Künstler durch die Macht des Alkohols in seiner niedrigsten Gestalt, durch Schnapsgenuß, von Stufe zu Stufe sinkt, und zwar so, daß auch hier wieder wie in „Einsame Menschen" aus Charakterschwäche kein ernsthaftes Ringen gegen den feindlichen Dämon stattfindet. Andre sehen hierin aber trotz alledem einen ehrlichen Ansatz zu einem ernsthaften Charakterdrama und heben hervor, daß in dem Gegenbild zu dem verkommenden Maler Crampton, in der lieblichen Tochter und ihrem Bräutigam, endlich auch einmal eine positive Macht gezeichnet ist, die gegen den zerstörenden Dämon mit unermüdlicher, suchender Liebe ankämpft und zuletzt, so hoffen wir, Erfolg haben wird. Daß wir es nur hoffen, nicht siegesfreudig annehmen dürfen, ist allerdings wieder der alte Fehler Hauptmanns. In dem Charakter seines Helden ist nichts vorgebildet oder doch nicht genügend vorgebildet, daß unsre Zuversicht auf seine Rettung durch die Liebe und durch eine behagliche Häuslichkeit stark genug wäre. Wenn also Schlenther sagt, nur einem glücklichen Umstande wird es zu danken sein, daß Crampton nicht ganz untergeht, so bezeichnet er den Mangel ganz richtig, aber er giebt natürlich wieder nicht zu, daß dies ein Fehler des Werkes ist.

Aus dem Bisherigen ist es schon zur Genüge klar geworden, daß man Schlenther kein Unrecht thut, wenn man ihn als Kritiker der Parteilichkeit beschuldigt. Seine völlige Berechtigung findet dieser Vorwurf aber, wenn wir sehen, daß er auch ein Loblied des „Biberpelzes" zu singen versucht. Seine unbedeutenden Ausstellungen an dem verfehlten Stück versteckt er unter einem Vergleich mit Kleists „Zerbrochnem Krug," den er dabei mit Recht eine der besten Komödien der Weltlitteratur nennt. Geschickt versteht er die klaffenden Unterschiede zu verdecken. Nur zuletzt muß er klein beigeben. Aber er weiß sich zu helfen: nur keinen Stein auf die Komödie! „Daß die Spannung im Laufe dieses köstlichen Genrebildes nachläßt, hat der Dichter zu verantworten. Er hat dieselben Situationen zu oft wiederkehren lassen. Was wir schon beim Holzdiebstahl erlebten, erleben wir beim Pelzdiebstahl noch einmal. Für den Bestohlnen mag am Pelz mehr liegen als am Holz. Für unsre Seelenerkenntnis ist das eine soviel wert wie das andre. Und so hatte Hauptmanns Stück bei seiner ersten Berliner Bühnenaufführung mit größerm (also doch!) Recht dasselbe Schicksal, das ursprünglich auch Kleists Stück hatte. Es ermüdete auf der Bühne. Der große Weimarer Dramaturg suchte dem dadurch abzuhelfen, daß er die Handlung des »Zerbrochnen Kruges« in mehrere Akte zerriß und so noch weniger befriedigte. Heute fänden sich vielleicht Dramaturgen, die den »Biberpelz« in einen oder zwei Akte zusammenziehen möchten. Auch sie würden nur Undank ernten (das heißt doch also, es ist ihm nicht zu helfen!). Man muß die Komödie nehmen, wie sie ist, und ihren Witz herausspüren. Wem das nicht gelingt, darf sich mit keinem Geringern vertrösten, als mit

Digitized by Google

Goethe, der eins der größten Meisterwerke der Weltlitteratur, Kleists »Zerbrochnen Krug,« auch nicht begriffen hat."

Das sind Taschenspielerstückchen! Weil auch ein Goethe sich einmal irrte, sollen wir glauben, daß der „Biberpelz" ein gelungnes Drama ist. Es ist eben ein unfertiges Unganzes, das niemand befriedigt. Daß es in Wien im Hofburgtheater gefiel, beweist gar nichts. Aber Schlenther setzt große Hoffnungen auf diese Komödie wie auf den „Kollegen Crampton": mit den Bauernkomödien Ludwig Anzengrubers sollen diese beiden Stücke der deutschen Zukunftskomödie den Weg aus der bretternen Flachheit auf die Höhen und in die Tiefen des Lebens weisen. Er sieht gar nicht, daß es im „Biberpelz" vor allem an Gemüt fehlt, daß zusammengestellte Porträts verdummter und verlotterter Menschen an sich keinen Genuß gewähren. Deshalb ist schwerlich anzunehmen, daß diese flachen Konterfeis der Wirklichkeit noch einmal eine große Rolle spielen werden. Wir möchten daher den „Biberpelz" am liebsten gar nicht mitrechnen und lieber eine Brücke schlagen vom „Kollegen Crampton" zu „Hanneles Himmelfahrt" insofern, als wir Hauptmann hier auf dem Wege fortschreiten sehen, ideale Mächte des Lebens zu erkennen, zu erfassen und in ihrer Wirkung auf den Menschen darzustellen. Bei des Dichters Rückkehr in die schlesische Heimat waren heimatliche Eindrücke wieder in seiner Seele lebendig geworden. Wieder stammten sie aus dem Elend, aus der Hefe des Volkes. Das Armenhaus und die verkommensten Dorfbewohner mußten abermals das Milieu abgeben und ein armes, zum Tode geplagtes Mädchen auf dem Sterbebette die Heldin eines Dramas sein. Der eigentliche Gegenstand des Stückes aber werden die Fieberphantasien des Kindes, die mit ihrem himmlischen Inhalt seine Seele stärken.

Wie Hauptmann auf diese Idee gekommen ist, stellt die Biographie sehr hübsch dar. „Wie eine Windesharfe sei deine Seele, Dichter! Der leiseste Hauch bewege sie. Und ewig müssen die Saiten schwingen im Atem des Weltwehs; denn das Weltweh ist die Wurzel der Himmelssehnsucht. Also steht deiner Lieder Wurzel begründet im Weh der Erde; doch ihren Scheitel krönet Himmelslicht." Mit diesen schönen, sein ganzes dichterisches Wesen durchleuchtenden Worten, sagt Schlenther, wollte Hauptmann 1885 „Das bunte Buch" eröffnen. Wo in diesem „Bunten Buch" die lyrische Form allmählich von der epischen Form abgelöst wird, steht ein langes Gedicht, das „Die Mondbraut" heißt und den Kontrast zwischen Weltweh und Himmelssehnsucht aus der Seele des Dichters in die Seele eines phantasiebegabten Volkskindes überträgt. Ein armes, verwaistes Bettelkind, Bergliese genannt, hat unter den Fäusten und Flüchen ihres grausamen Pflegevaters bitterlich zu leiden. Er jagt sie bei Nacht aus dem Hause hinaus in Sturm und Schnee. Sie irrt über Feld. Ermattet sinkt sie beim Reisigsammeln vor einer hohen, schlanken Fichte nieder, die im Mondenschein himmelan strebt. Bergliese schläft vor

Digitized by Google

Müdigkeit ein. Aber sie ist mondsüchtig und wandelt durch die Nacht. Sie klettert dem Mond entgegen zum Fichtenwipfel empor, sie will weitersteigen, tritt in leere Luft, und —

Was dröhnte der Grund, was scholl durch die Nacht?
Mir schien es ein klagender Ton:
Sie liegt an der Föhre, sie hat es vollbracht,
Auf ewig dem Jammer entflohn.

In diesen äußerlichen Vorgang hat der Dichter nun die Phantasien des Kindes verwoben, das in seiner Sehnsucht den Himmel sucht, wo der Himmelsbräutigam, Vater und Mutter in verklärter Gestalt seiner warten.

Es ist ohne weiteres klar, daß diese beiden Motive eine epische Behandlung sehr gut vertragen. Aber auch eine dramatische? Das Drama ist doch nun einmal dazu da, Handlungen — mag man den Begriff so weit oder so eng fassen, wie man will —, also zusammenhängende Begebenheiten vor unsre leiblichen Augen als gegenwärtig sich abspielend zu stellen. Sind Fieberphantasien solche Handlungen? Ja wohl, für sich selbst kann auch einmal ein Traum als ein Leben, als Wirklichkeit dargestellt werden. Dann erfahre ich eben vorher oder nachher: alles war nur ein Traum. Aber gleichzeitig die nackte Realität, ein sterbendes Kind im Armenhause, und zwischendurch gleichzeitig, im Raume neben einander, die Ausgeburten seiner erregten Phantasie vorzuführen, das ist eine Unmöglichkeit.

Schlenther hebt das Stück natürlich zu den Sternen, obwohl er den Widersinn eigentlich zugeben und wenigstens für *eine* Stelle einräumen muß, daß das Wesentliche mißlungen ist. „Diese Traumgestalten — sagt er — sind nicht nur vereinzelt da, sondern sie treten auch unter einander in Aktion. Engel tragen einen Sarg und legen das tote Hannele selbst hinein. Einige dieser Traumgestalten sind uns vorher als lebendige Menschen bekannt geworden. Der Waldarbeiter Seidel, der das Kind aus dem Wasser zog, die halb vertierten, aber zum Teil doch gutmütigen Armenhäusler, die Diakonissin, die vom fiebernden Hannele mit ihrer toten Mutter verwechselt wird, der Lehrer, den sie für den Erlöser hält — sie alle haben wir leibhaftig vorher gesehen und sehen sie dann in Hanneles Träumen wieder. Wir nahmen sie zuerst mit unsern eignen klaren Sinnen wahr und müssen sie dann mit dem verwirrten Sinn eines andern Wesens wahrnehmen." *Müssen* wir wirklich? Ja, wer nötigt uns dazu? Unsre Sinne sind doch gesund, sind nicht fieberhaft erregt. Wer leitet uns dazu an, die Personen bald als wirkliche, bald als Wahngestalten aufzufassen? An einer Stelle ist es denn auch Schlenther zu viel geworden. „Freilich — sagt er — mußte gerade Schwester Martha auch Ursache zu der einzigen technischen Schwierigkeit werden, welcher die sonst so sichre Hand des Dichters nicht ganz Herr geworden ist. Denn kaum hat das leibhaftige, das halbwache

Digitized by Google

Hannele mit Martha gesprochen, so tritt wieder die Traumwelt in ihr Recht, und die lebendige Schwester Martha muß sich mit einer Verbeugung vor dem nur vom phantasierenden Kinde gesehenen Todesengel aus dem Krankenzimmer, wo sie jetzt am allernötigsten wäre, entfernen. Das verwirrt und ist bühnentechnisch kaum zu überwinden."

Man kann also noch so viel rühmen, wie eindrucksvoll, wie rührend viele Stellen der Dichtung sind, man kann neben den Frauen, die bei der Aufführung in Ohnmacht fielen, den Grafen Hochberg und den vom Kaiser geschickten Hofprediger Frommel für diese Wirkung anführen, ein rechtes Drama wird „Hanneles Himmelfahrt" doch nicht. Es ist und bleibt in dieser Hinsicht ein Mißgriff.

(Schluß folgt)

Bachs weltliche Kantaten

Seit einiger Zeit erscheinen bei Breitkopf und Härtel die von Professor Todt bearbeiteten weltlichen Kantaten Bachs im Klavierauszuge. Dieses Unternehmen ist besonders dankenswert. Man muß wünschen, daß diese eigentümlichen, zum Teil freilich etwas altmodischen, im ganzen jedoch ungemein frischen und schönen Schöpfungen eines Meisters, der gerade auch unsrer Zeit so viel zu sagen hat, in weitern Kreisen bekannt und geschätzt würden. Dazu können die genannten Klavierauszüge, die mit ihrem mäßigen Preise, ihrer guten Ausstattung und ihrer sorgfältigen, geschmackvollen Arbeit allgemein empfehlenswert sind, sehr wohl dienen. Es mögen jedoch bei dieser Gelegenheit auch ein paar kritische Bemerkungen erlaubt sein. Der Herausgeber kommentiert seine Thätigkeit in einer kleinen Abhandlung, die in den bekannten zwanglosen „Mitteilungen der Musikalienhandlung Breitkopf und Härtel" (Nr. 52) steht und ein beachtenswerter Beitrag zur Würdigung der betreffenden Kompositionen ist. Bei aller Bewunderung nun, die in diesen Erläuterungen den weltlichen Kantaten Bachs gezollt wird, tritt hier doch wieder die übliche Geringschätzung der Textdichtungen und die Empfindlichkeit gegen das altmodische Gepräge hervor, das solche Gelegenheitspoesien haben. Es ist ja wahr: diese Poesien sind keine Musterstücke, und es lohnt sich kaum, für Picander und seine Genossen eine Lanze zu brechen. Trotzdem ist vieles in diesen Texten, vorausgesetzt, daß man an ihnen nicht Dichtungen im höhern Sinne, sondern eben nur Texte haben will, ganz hübsch zu lesen. Die Anlage,

Digitized by Google

der Entwurf ist oft recht geschickt, und manche Stelle leidet nur unter vorgefaßten Antipathien, die auf den zufälligen Geschmack einzelner Beurteiler zurückgehen und sich unrechtmäßig weiterverbreitet haben.

Selbst Spitta, dessen große Bachbiographie überall die beste und reichste Belehrung bietet, wird der dramatischen Kammermusik des Meisters nicht ganz gerecht. Spitta hält Werke wie den „Zufriedengestellten Äolus," obgleich er ihnen natürlich Gehalt und Reiz zuerkennt, für keine Muster der Gattung. Er meint, Bach biete zu starke Mittel auf, er werde zu gewichtig, die leicht spielenden Empfindungen würden ins Schwere und Pathetische, das Komische ins Groteske gezogen. Gartenpavillons schmücke man nicht mit Kirchtürmen. Das Gebaren des Äolus eigne sich mehr für eine blutige Tragödie als für ein heiteres Gartenfest. Auch die Kantate von der Vergnügsamkeit, ein Stück edelster Hausmusik, ein Werk von seelenvollem, rührendem Ausdruck, kommt zu ungünstig weg. Die Musik, heißt es, sei von behaglicher Tüchtigkeit und nichts mehr. „Daß sich Bach bewogen fühlte, den philisterhaft geschwätzigen Text nur zu komponieren, charakterisiert den Mann, für dessen häuslichen Bürgersinn bei aller erreichten Kunstgröße und trotz aller ihm von Fürsten und Großen erwiesenen Ehren die gemütvolle Ruhe der Familie doch ihren höchsten Wert behielt." Vortrefflich. Aber ist nicht der Text noch jetzt im ganzen recht ansprechend? Sind nicht diese Arien mit ersichtlicher Hingebung komponiert und schon die Rezitative mit ihrer innigen Deklamation, ihren feinempfundnen und bedeutenden Wendungen etwas Köstliches? Bei der Kantate „Was mir behagt" äußert Professor Todt: man könne über der Unmenge des musikalisch Schönen wohl die Beziehung auf Herzog Christian von Weißenfels vergessen. Im Gegenteil: wir wollen die Fürsten, denen ein Bach so zugethan war, keineswegs vergessen. Wir wollen uns freuen, Kunstwerke zu gewinnen und zu besitzen, in und mit denen ihr Andenken weiterlebt. Leopold von Anhalt-Köthen ist hier nicht der einzige, wenn auch wohl der edelste und der würdigste. Wie man bei der „Trauerode" nichts besseres thun kann, als im wesentlichen alles zu lassen, wie es von vornherein war, sodaß sich mit dem Kunstgenuß die pietätvolle Erinnerung an die glaubenstreue Kurfürstin Christiane Eberhardine verbindet, so empfiehlt es sich, auch bei der andern Gelegenheitsmusik an dem Original möglichst festzuhalten. Man erlebt ja auch sonst, z. B. bei Mozart, daß Werke, die bisher trotz aller Umarbeitungen und Besserungen keinen rechten Eindruck machen wollten, neuerdings „von allen Retouchen gesäubert" werden und nun auf einmal höchst wirkungsvoll sind.

Man wende das vor allem auf den schon erwähnten „Zufriedengestellten Äolus" an. Das Thema vom guten und bösen Wetter ist wirklich nichts Geringfügiges. Wer es bei einer im Freien zu begehenden Feier für nebensächlich oder ungeeignet hält, gleicht denen, die sich an den naiven Stellen in der Odyssee und in Vossens „Luise" stoßen, wo vom Essen und Trinken

Digitized by Google

gesprochen wird, oder die den Kopf schütteln, wenn ein Philosoph auch einmal über Sinnesfeinheiten und Sinnesfreuden redet. Bei einem wirklichen Fürsten ist es gewiß nicht ohne Belang, ob an seinem Ehrentage „Kaiserwetter" herrscht oder nicht. Der Doktor August Müller, auf dessen Verherrlichung die fragliche Kantate hinausläuft, war zwar nur ein Mann der Wissenschaft, aber ein vielverehrter und beliebter Lehrer der studierenden Jugend, und wir haben keinen Grund, an der Berechtigung seines Rufes zu zweifeln, obwohl der gute Gelehrte ohne jene zufällige künstlerische Huldigung jetzt längst vergessen wäre. Gönnen wir ihm von Herzen die Verewigung durch eine Bachsche Kantate! Freilich, der Name Müller kann, im Munde der Pallas Athene, komisch klingen. Das Zauberwort, fürchtet man, werde erschütternd auf das Zwerchfell des heutigen Hörers wirken. Es ist aber doch bloß ein dummer Zufall, wenn der Konzertbesucher etwa an Müller und Schulze denkt. Auch andre Namen, wie z. B. der Klopstocks, könnten, in ähnlicher Weise vorgebracht, aus der poetischen Stimmung herausreißen und zum Lachen reizen. Solche Wörter sind eben prosaisch. (Das Komische entsteht dann erst in zweiter Linie.) Man muß sich aber den Nimbus hinzudenken, der die Namen allgemein verehrter Personen umgiebt. Setzten wir statt „Müller" vielleicht „Gellert," so wäre alles sogleich in Ordnung. Im übrigen hindert ja nichts, den betreffenden Eigennamen überhaupt wegzulassen. Möge man das Werk einfach unter der Bezeichnung „Zum Namensfest eines gefeierten Gelehrten" aufführen, und lasse man dann Pallas etwa singen wie folgt: Mein Liebling — jener Held, der mir vor allen wohlgefällt — der Musen treuster Freund — erlebet usw. Den Schlußchor etwa so: Vivat! Edler Meister, lebe! Sei beglückt, gelehrter Mann! usw. Änderungen der Diktion lassen sich nämlich in allen Kantaten Bachs anbringen. Man sollte getrost daran gehen und die Ausdrucksweise überall, wo sie den Genuß beeinträchtigt, modernisieren. Dies ist etwas ganz andres als jenes radikale Eingreifen, womit man ohne weiteres den Personen und der Handlung des Textes zuleibe geht und den ursprünglichen Sinn verwandelt; obgleich auch dieses für den Notfall, nach dem Vorgang Bachs selbst, grundsätzlich erlaubt bleibt.

Zu den Kantaten, die einen unmittelbaren hohen Genuß bieten und sofort aufführbar sind, gehören, außer „Phöbus und Pan," die schönen Hochzeitskantaten („Weichet nur, betrübte Schatten" und „O holder Tag") und die kaum minder wertvollen Kammerkantaten mit italienischem Text (Amore traditore und Non sa che sia dolore). Auch die Kaffeekantate wirkt ohne weiteres. Bei den Kantaten auf den Kurfürsten Friedrich August II. dürfte es sich freilich empfehlen, nur einzelne Sätze, Chöre oder Arien, zur Aufführung zu bringen, z. B. den bekannten prächtigen Chor „Schleicht, spielende Wellen" in der Bearbeitung von Rust. Dagegen wird die Bauernkantate jederzeit als ein originelles, frisches Ganze erfreuen können. Selbst das Dialektische kann hier bei-

Digitized by Google

behalten werden. Nur müßten an einigen Stellen, namentlich in der ersten Sopranarie, die Ausdrücke geändert und ein paar neue, feinere Lesarten eingeführt werden. Außerdem könnte die Arie „Dein Wachstum" wegfallen, vielleicht auch die Arie „Das ist galant" mit dem dazugehörigen Rezitativ. Die niedliche Kette von kleinen volkstümlichen Gesängen, aus denen diese merkwürdige Kantate hauptsächlich besteht, wird besser nur einmal von einer längern, kunstvollern Arie, nämlich der Sopranarie „Kleinzschocher müsse," unterbrochen.

Alfred Heil

Senectus loquax

Plaudereien eines alten Deutschen

9

Als Reisender in fremden Ländern wird man wohl nur selten Gelegenheit haben, zu beobachten, wie weit sich zwischen Angehörigen verschiednen Stammes, die in einem Staatswesen vereinigt leben, altererbte Abneigung forterhalten hat. Daß selbst in einem so zentralisierten Staate wie Frankreich die Verschmelzung der Gallier, Normannen, Blamen, Provenzalen usw. keineswegs gänzlich gelungen ist, wissen wir. Die Bewohner Italiens haben mit großer Energie und zum Teil mit großer Entsagung ihre Selbständigkeit der Einheit zum Opfer gebracht; trotzdem lassen sich aber noch die alten Grenzen in dem Verhalten der Nachbarn zu einander verfolgen, wie z. B. zwischen den einst so bedeutenden Städten des venetianischen Festlandes und dem Mailändischen. Auch bei einem Aufenthalt in Wales fiel mir gleich anfangs auf, daß sich Angelsachsen und Walliser auch heute noch nicht als ein Volk fühlen. Eine Zeitungsverkäuferin gab auf die Frage nach einem Blatte in der Landessprache in geradezu verächtlichem Tone die Antwort, dergleichen führe sie nicht. Und die hübsche walliser Wirtstochter, die mit sehr angenehmer Stimme deutsche Musik vortrug, nahm die Bemerkung, ich hätte Mozart, Mendelssohn usw. in England nicht so verbreitet geglaubt, mit Lachen auf. „Ja, die Engländer, was wissen die von Musik!" Und ähnlichen kleinen Zügen bin ich mehrfach begegnet. Da in allen solchen Fällen nicht gleich auf partikularistische oder gar separatistische Bestrebungen geschlossen werden darf, so brauchen wir auch das gelegentliche Grollen und Nörgeln deutscher Gebietsnachbarn nicht zu ernst zu nehmen. Aber von Interesse war es mir jederzeit, zu erkennen, wie geringfügige Ursachen oft die Gereiztheit nähren, und wie gerade solche durch Generationen im Gedächtnis haften.

Im Königreich Sachsen war man noch in den vierziger Jahren sehr geneigt, Preußen als den habgierigen, gewaltthätigen Emporkömmling zu hassen und auf Wiedervergeltung zu rechnen. Nicht umsonst pflegte man noch einen Napoleonkultus, und wenn junge Leute die Gelegenheit vom Zaune brachen, um zu versichern,

Digitized by Google

daß auch Preußen einmal wieder klein werden müsse, so war darin die Hoffnung auf das gewaltige Frankreich nicht zu verkennen. „Die einzige Salzquelle haben uns die Preußen weggenommen.“ Dagegen rühmte man sich gern der höhern Schulbildung. Ein Landpastor fragte mich nach den Einrichtungen der preußischen Gymnasien und wollte durchaus nicht glauben, daß dort dieselben alten Klassiker gelesen würden wie auf den sächsischen Fürstenschulen. Als er dann erfuhr, daß mein Vater, ein Schulmann, erst aus Sachsen nach Preußen gekommen war, beruhigte er sich in vollem Ernste mit der Erklärung, daß offenbar mein Vater die Vorzüge des sächsischen Schulwesens in seine neue Heimat verpflanzt habe. Eine in Preußen lebende alte Dame hatte zur Belustigung ihrer Verwandten in Dresden allerlei norddeutsche Ausdrücke für Speisen und Getränke zusammengetragen, die, mehr oder weniger verstümmelt, den Eindruck des barbarischen machen konnten, und ich wurde ganz treuherzig gefragt, ob es denn wahr sei, daß wir Kreide äßen: gemeint war das aus dem Rheinischen Kraut entstandne und schlecht ausgesprochne Kräude, Obstmus. Großen Anstoß gaben auch in dem weit überwiegend rationalistischen Sachsen die Pflege des orthodoxen Protestantismus unter Friedrich Wilhelm IV. und die innige Freundschaft mit Rußland; und so wenig Segen die polnische Königskrone Sachsen gebracht hatte, so bestanden doch noch beiderseitig Sympathien; Polen hielten sich gern in Dresden auf und entwarfen bewegliche Schilderungen von der unbarmherzigen Germanisation in Posen durch den charakterfesten Oberpräsidenten Flottwell, der denn auch zum allgemeinen Schaden bald abberufen wurde. „Preußen und Reußen sind ja dasselbe Volk,“ sagte mir ein Polenschwärmer nur halb im Scherze. Daß ein guter Deutscher dem Freiheitshelden Mieroslawski den Sieg wünschen müsse, meinten auch am Rhein viele.

Doch das war 1848. Das für Revolutionen wie ausdrücklich geschaffne Frühjahr dieses Jahres hatte eine bitterkalte Vorrede im Januar; damals kam ich zum erstenmal an die ersehnten Ufer des Rheins, zu einem großen Teil noch mit der Thurnundtaxisschen Postschnecke, die ihrem alten Ruf als Marterkasten volle Ehre machte. Denn den unmittelbaren Bahnverbindungen zwischen Osten und Westen (Durchquerungen, wie man jetzt sagt) standen noch verschiedne Schwierigkeiten im Wege, unter anderm bei mittelstaatlichen Herrschern, die entweder überhaupt von keinen Eisenbahnen wissen wollten, wie der Kurfürst von Hessen (der, als er den Bau endlich zugeben mußte, wenigstens den Bahnhof von Kassel so verstecken ließ, daß er ihn nicht zu sehen brauchte), oder doch wünschten, sich Berlin nicht nahekommen zu lassen, wie der König von Hannover. Die Reisegesellschaft politisierte viel auf der weiten, langweiligen Fahrt. Wenn damals ein deutscher Diplomat in Paris der Regierung Ludwig Philipps glaubte unerschütterliche Dauer verbürgen zu können, so war mindestens mit ebenso großem Rechte zu sagen, daß sich Deutschland ungestörter Ruhe erfreue. Und doch war man allgemein auf große Ereignisse gefaßt. Das Hambacher Fest mit dem Landauer Schwurgericht, wo Johann Georg August Wirth durch seine siebenstündige, gewaltige Rede für die Rechte des deutschen Volks und gegen das Unrecht der Rheinbundfürsten die Freisprechung der angeklagten Hochverräter erwirkte, war beinahe vergessen; der Vereinigte Landtag Preußens hatte allgemein angeregt, doch niemand befriedigt, die konstitutionelle Bewegung schien in den Hintergrund gedrängt zu sein, da sich überall der Radikalismus und in den Rheinlanden die Anhänger der aus Frankreich eingeführten sozialistischen Lehren von ihr abgewandt hatten, während in einem großen Teile Deutschlands noch Deutschkatholiken und Lichtfreunde thätig waren, aber keine bleibenden Erfolge erzielten. Nun hatte plötzlich die kleine Schweiz alles Interesse in Anspruch ge-

Digitized by Google

nommen. Vom Standpunkte des bestehenden Rechts konnte ein Kampf um den Sonderbund verschieden beurteilt werden, aber gründlich verhaßt war allgemein das Jesuitentum, nicht nur bei den Protestanten. In Sachsen war schon durch die Entdeckung einer des Jesuitismus verdächtigen Inschrift in einer Kirche zu Annaberg große Aufregung hervorgerufen worden. Nun brachten die Ultramontanen in Luzern eine regelrechte Revolution zustande mit fanatischem Parteiwüten und Aufhetzung des Auslands gegen das Vaterland. Allein die Schweizer besorgten ihre Angelegenheiten da se, wie ein Jahrzehnt später die Italiener sagten. Metternich hatte keine Lust, sich einzumischen, seine und der Franzosen moralische Unterstützung nutzte dem katholischen Sonderbunde so wenig, wie der Zuzug des abenteuerlustigen Fürsten Friedrich Schwarzenberg, des „Landsknechts," der schon dem Prätendenten Don Carlos seinen Degen geliehen hatte, und vollends der Protest des römischen Stuhls. Eines schönen Tags war der Sonderbund gesprengt, und der von den Jesuiten zum Tode verurteilte Arzt Steiger von Luzern stand wieder an der Spitze seines Kantons. Die Namen dieses und andrer Führer, wie Dufour, Ochsenbein auf der einen, des sogenannten „Blutbeni" Bernhard Meyer auf der andern Seite waren in jedermanns Munde, und der endliche Ausgang der anfangs unglücklichen Freischarenzüge wurde als gute Vorbedeutung für Deutschland genommen. „Im Hochland fiel der erste Schuß, im Hochland wider die Pfaffen!"

Inzwischen genoß die Bundestagsstadt noch die ihrer Würde entsprechende Ruhe und Stille. Für den Besuch der größten Merkwürdigkeiten auf dem Römerberge und dem großen Hirschgraben, der Zeil mit der Konstablerwacht und der Eschenheimer Gasse mit der vor dem Taxisschen Palast Wache haltenden „langen Bank, auf die vom Deutschen Bunde alles geschoben wurde," reichte ein Vormittag aus. Was nun weiter? „Nach Homburg, antwortete ein erfahrner Reisegefährte, das ist selbstverständlich!" Ich war leicht zu dem Ausfluge zu verleiten, der meine Erfahrungen zu bereichern versprach und so bequem auszuführen war. Bald nach Mittag ging die Post von Frankfurt ab, und Vorsichtige bezahlten auch gleich die Rückfahrt für den Fall, daß „die Rassel" (die Roulette) die ganze Barschaft verschlingen sollte. Kurgäste hatte der schöne Badeort in der Jahreszeit nicht, in der den Frankfurtern der Besuch der Bank sogar verboten war, was natürlich leichtsinnige junge Leute nicht verhinderte, ihr oder ihrer Brotherren Geld hinauszuwerfen. Die Tische waren größtenteils von ältern Damen besetzt, vorzugsweise Russinnen, die mit Augen, die vor Leidenschaft glühten, eifrig auf ihren Kärtchen austüpfelten, ob Schwarz oder Rot gekommen war. Ich schaute zuerst neugierig zu und ließ dann allmählich die in einer besondern Tasche vorrätig gehaltnen Guldenstücke auf den grünen Teppich gleiten — ohne System, wie mir der erfahrne Reisegefährte warnend zuflüsterte. Ich lächelte, weil ich noch nicht ahnte, wie viele Menschen Zeit und Geld damit vergeudeten, das System des Zufalls zu ergründen. Ein Roulettegelehrter behauptete, daß sich die Metallschale, in der die Kugel umläuft, nach kurzer Zeit ein wenig zur Seite neige, und daß darnach eine Wahrscheinlichkeitsrechnung aufzustellen sei; er hatte vielleicht Recht, aber daß seine Theorie ihn reich gemacht hätte, entsinne ich mich nicht gehört zu haben. Als mein Spielgeld aufgebraucht war, zog ich mich in das Lesezimmer zurück, wohin mir nach einiger Zeit der Erfahrne folgte. Geben Sie es schon auf? — Jawohl, und wie ists Ihnen ergangen? — O, gut. Haben Sie gar kein Geld mehr? — Das wohl, aber ich will nicht mehr spielen. — Dann leihen Sie mir einige Thaler. Mir schien einer von der Gattung zu genügen, und ich habe ihn auch nicht wieder bekommen. Als im nächsten Jahre die Spielbanken im Deutschen Reiche aufgehoben

Digitized by Google

wurden, freute ich mich, sie unmittelbar vor ihrem Ende wenigstens noch kennen gelernt zu haben; aber sie scheinen unsterblich zu sein. Wie andre Beschlüsse der deutschen Nationalversammlung wurde auch jenes Verbot schleunigst außer Kraft gesetzt, und nach der Versicherung gründlicher Kenner soll auch das Verbot im neuen Reiche glücklich umgangen werden können durch die Umtaufe der Banken in „Cercle“ oder Jockeyklub oder dergleichen Glücksspiele, bei denen man sich in jedem Sinne zu Grunde richten kann, gehören ja zum Sport, und was segelt nicht alles unter dieser Flagge! Dann und wann dürstet die Welt nach Freiheit, es ist wahr, aber dauernde Herzensangelegenheit bleibt für sie doch meistens das Treiben der eleganten Welt mit seinen modischen Aufregungen und — Nichtsnutzigkeiten.

Ich weiß nicht bestimmt, ob es damals war, daß man mir an der Bahnkasse in Wiesbaden preußische Thaler zurückwies, aber sogenannte Brabanterthaler als Zahlung nahm; es kann auch zehn Jahre später gewesen sein. Auf jeden Fall bestand im Geldwesen Mittel- und Süddeutschlands ein Wirrsal, von dem man sich keine Vorstellung mehr machen kann. Französisches Geld stieß nie auf Widerstand, vom Louisdor und Napoleondor bis zu der Scheidemünze aus Kupfer oder Kanonengut, ob sie nun alt- oder neubourbonisches, republikanisches, napoleonisches oder orleansches Gepräge trug, Kronenthaler aller Art waren fast überall im Umlauf und nicht minder burgundische, österreichische, bayrische und andre Münzen — nur mit norddeutschen machte man Schwierigkeiten, während fleißig gesungen wurde: Das ganze Deutschland soll es sein! Auch die Eisenbahnen vergegenwärtigten einem die deutsche Einigkeit. In Frankfurt kreuzten sich die Neckarbahn von Heidelberg her und die Taunusbahn von Mainz, aber wer von der einen Seite ankam, erfuhr, daß der Zug, der sich anschließen sollte, pünktlich vor fünfzehn Minuten abgegangen war, und der nächste erst nach drei Stunden folgen werde. Die beiden Bahnen waren mit einander im Streit und ließen nach beliebter Manier das Publikum dafür büßen. Der noch nicht überbrückte Rhein ging mit Eis, sodaß die Überfahrtskähne zwischen den Schollen hindurchsteuern mußten. Desto glatter ging die Fahrt auf der trefflichen Poststraße über den Hunsrück, der im Mondlichte ganz und gar von Rauhreif glitzerte. Bei Bernkastel, wo der gute „Doktor“ gekeltert wird, erreichten wir die Mosel, und nicht angemessener konnte ich in das rheinische Leben eingeführt werden. Der Wagen, dessen einziger Insasse ich bis dahin gewesen war, füllte sich mit Moselanern, die zu den Schwurgerichtssitzungen („Assisen“!) nach Trier wollten und sich für die Reise mit einem stattlichen Flaschenkorbe ausgerüstet hatten; der lustige Schaffner stand auf dem Tritt am offnen Fenster und sang mit hübschem Bariton die beliebten Rhein- und Moselieder von H. M. Schmidt, und so ging es an den malerischen Ufern hin in munterm Trabe, während dessen ich unterwiesen wurde, wie man, sich in die Kniebeuge hebend, trinkt ohne zu verschütten. Auf der Mittagsstation ergänzte ich den Flaschenvorrat, dem an der prächtig ehrwürdigen Porta nigra (dem Simeonsthor) glücklich der Rest gegeben wurde. Die schöne Stadt lag im Abendscheine noch verlockend genug da, doch fand ich es geraten, gleich in einem Gasthofe der Ruhe zu pflegen, da ich, wie der Oberkellner schelmisch bemerkte, den guten Sechsundvierziger zu schmackhaft gefunden hatte. Allein aus dem verständigen Plane wurde vorläufig nichts, als ich gerade meinem Fenster gegenüber meinen künftigen Arbeitsplatz entdeckte. Die Vorstellung drüben ging anständig von statten, ebenso der unvermeidliche Gang ins Kasino, wo wieder ein Schoppen getrunken werden mußte, und endlich das Nachtessen in Familie; dafür blieb am nächsten Morgen ein echter Kater nicht aus, womit die erste Prüfung als erledigt angesehen werden konnte. Einen überraschenden Nachtrag

Digitized by Google

brachte am Abend der Besuch eines Bierhauses, wo, in geringer Entfernung vom Dome, nach Landessitte Chorus gesungen wurde, und zwar gleich nach dem „Wirtshaus an der Lahn" das Spottlied auf die Freifrau von Droste-Vischering, die 1844 vor dem heiligen Rocke von ihrer Gicht geheilt worden war. Die Wahrheit eines solchen Erlebnisses einer hysterischen Person würden wir heute nicht in Zweifel ziehen, damals betrachteten alle, die nicht wundergläubig waren, es als Hokuspokus, aber dieser Auffassung eben in Trier zu begegnen, hätte ich nicht erwartet. Dann wunderte es mich schon weniger, daß ein Cigarrenhändler neckend aufgefordert wurde, mich eine von seinen „Angerührten" versuchen zu lassen. Vor vier Jahren hatten sich nämlich Hunderte an die Reliquie gedrängt, um Abbildungen des Rockes oder andre Gegenstände mit ihr in flüchtige Berührung zu bringen.

Im übrigen staken Gläubige und Ungläubige mitten im Karnevals- oder „Faasnachts"treiben, und der Ernst, mit dem die Vereine die Sache betrieben, rief das Sprüchlein „wenig Witz und viel Behagen" ins Gedächtnis. Indessen vernahm ich auch von einer Abendgesellschaft ehrsamer Philister, genannt das Rütli, wo die Rollen für die erwartete Revolution schon verteilt sein sollten. In der That kamen bald die aufregenden Neuigkeiten aus Paris, und die Nachricht, daß eine Diligence mit der Bezeichnung républicaine anstatt royale an der Grenze angekommen sei, ließ keinen Zweifel an dem Umsturz des Julikönigtums zu. Nun mußte auch diesseits alles anders werden, die Schlagwörter Revolution, Republik, Kaisertum schwirrten bunt durch die Luft; ein feuriger Jüngling forderte auf offner Straße die Wiedereinsetzung „unsrer alten Herzöge" und ließ sich nicht beirren durch die Frage, wann denn Herzöge von Trier geherrscht hätten. Zunächst verschwanden die schwarzweißen Schlagbäume und die Tafeln mit dem preußischen Adler. Das war eine Hauptsache, nun war man befreit von den „Blauen," worunter preußische Soldaten, preußische Beamte und Protestanten zu verstehen waren. Von der unerträglichen preußischen Tyrannei wurden sonderbare Geschichten erzählt, z. B. daß die Frau eines Regierungspräsidenten, der längst in eine hohe Stellung in Berlin vorgerückt war, für alles ihr Widerwärtige den stehenden Ausdruck gehabt habe: „Das ist zum Katholischwerden!" Doch habe ich Hinneigung zu Frankreich nicht wahrgenommen. Alle Welt wurde durch Volksversammlungen und Wahlagitationen in Anspruch genommen; ein Assessor, der bis vor kurzem die Preßzensur besorgt hatte, wurde Mitbegründer eines demokratischen Vereins, die allgemeine Volksbewaffnung wurde durch Umschnallen von Säbeln bewerkstelligt, bis sie als Bürgerwehr geordnetere Formen annahm. Auch ich versah mich mit „Kuhfuß," leinener Bluse und Wachstuchkappe, obwohl die strenge Observanz eigentlich nur „Trierer Jungen" als echte Vaterlandsverteidiger anerkennen wollte, und ich machte auch einen denkwürdigen Kriegszug mit. An einem herrlichen Sonntage wurde unser Zug nach einem Winzerdorfe beordert, das in offner Empörung sein sollte. In voller Mittagsglut schleppten wir unsre Gewehre auf schattenlosem Wege hin, bei jeder Abzweigung erinnerte sich der eine oder der andre eines Geschäfts in der Nähe, sodaß unsre Heldenschar immer dünner wurde; und auch mir raunte ein gutmütiger Kamerad zu, ich möge doch lieber nach Hause gehen, bevor die Suppe kalt werde. Gegen eine solche Fahnenflucht empörte sich jedoch mein Pflichtgefühl, ich schwitzte tapfer weiter und genoß als Lohn den Anblick der erstaunten Gesichter der Bauern, die von keinen Unordnungen etwas wußten und uns nicht einmal durch einen Trunk „Viez," Äpfelwein, erquickten. An das Verspritzen des Schweißes fürs Vaterland auf ähnlichen Übungsmärschen hatte ich mich zum Glück schon während der Kartoffelkrawalle im Jahre vorher gewöhnt.

Digitized by Google

Zur Revolution, die sich sehen lassen konnte, fehlte nur noch eins: Barrikaden; auch sie wurden besorgt. Die Garnison wurde gewechselt, an Stelle der Landeskinder rückte Infanterie aus der Provinz Sachsen ein, und dahinter steckten offenbar schwarze Pläne, die sofort durchkreuzt werden mußten. Im Nu wuchsen in allen Gassen so viele Verhaue auf, daß das Bespicken der französisch-italienischen Grenze mit Forts daneben ein Kinderspiel ist. Zum Blutvergießen kam es aber nicht, General Roth von Schreckenstein verzichtete auf Sturm, als die Stadt durch Wegräumen der künstlichen Hindernisse den Verkehr wieder freigab. Die Erhebung in der Pfalz schürte jedoch die revolutionäre Stimmung im Hochsommer mächtig, und ein Unternehmen gegen das Zeughaus zu Prüm hatte insofern ernstere Folgen, als es zahlreiche junge Leute über die Grenzen trieb.

Um dieselbe Zeit hatte ich Gelegenheit, einem demokratischen Kongresse in Berlin beizuwohnen. Dieser Kongreß sollte eine Art Gegenparlament zugleich gegen die beiden Versammlungen in Frankfurt und in Berlin sein, die nicht revolutionär genug vorgingen; deshalb versammelten sich dort die meisten radikalen Führer. Man sah dort allbekannte Veteranen, die aus den meisten Ländern Europas vertrieben und, nach damaligem Brauche, zuletzt zwangsweise nach Amerika geschafft worden waren, wie Georg Fein, der schon an dem Freischarenzuge gegen den Sonderbund und an der Gründung der Arbeitervereine in der Schweiz teilgenommen hatte und als erster Präsident des Kongresses die stürmische Versammlung ermahnte zu bedenken, daß sie nicht in der Paulskirche sei; ferner Wilhelm Weitling, den Schneider, Kommunistenhäuptling und Verfasser von Lehrbüchern des Kommunismus (Garantien der Harmonie und Freiheit usw.); da waren Arnold Ruge, Gottfried Kinkel, damals ein auffallend schöner Mann, der seine kränklich aussehende Egeria Johanna am Arme führte, Otto von Corvin-Wiersbitzky (später Oberst in Rastatt und endlich in der Unionsarmee), der Lokomotivenheld, der geheimer Beziehungen zur Polizei verdächtigt wurde, Schlöffel, der von Stieber entdeckte Anstifter der großen Verschwörung im Hirschberger Thale, der Arzt D'Ester, Bamberger, Oppenheim, Virchow, der sogenannte Berliner Korrespondent aller demokratischen Blätter, Eduard Meyen, und viele andre damalige Berühmtheiten. Demokraten behaupteten sie alle zu sein, aber schon die hier aufgezählten Namen ließen erwarten, daß sie nicht lange einig geblieben sein würden, wenn es zu einer Probe gekommen wäre. Den größten Erfolg hatte ein Neuling, Moses Mayer, der sich fünf Jahre nachher im Stabe des Prinzen von Augustenburg in Kiel einen Namen machte, dann als süddeutscher Demokrat und schließlich an der Wiener Börse gesehen worden ist. Er ist der Autor zweier oft zitierter Aussprüche: Die soziale Frage muß gelöst werden, sollten wir auch die ganze Nacht aufbleiben, und: Wir müssen den Deutschen Bund an seiner eignen Schmach und Schande zu Grunde gehen lassen! Ob dieser letzte Antrag zur Abstimmung gebracht wurde, weiß ich nicht mehr zu sagen.

Digitized by Google

Der goldne Engel

Erzählung von Luise Glaß

(Fortsetzung)

Langsam kam die Johannisdämmerung herauf, sie ließ Line Städel Zeit; der goldne Himmel warf sein heitres Licht auf ihren Stein, aber er machte sie nicht froh. Dem Gespenst, das die Arbeitszeit der Männer verschlang, fühlte sie sich widerwillig dienstbar, und das bittre Gefühl, das ihr Herz beengte, wurde stärker, als sie Vater und Bruder endlich zusammen den Gang entlang kommen hörte.

Heiter klang des Alten Stimme über den Hof hin, er redete vom Gas — welches das kräftigste sei, und vom Metall — welches das leichteste sei.

Denn leicht, leicht muß es werden, alles andre ist Kinderspiel, alles andre folgt daraus, wie das Fliegen aus den Luftröhren der Vogelfeder folgt — leicht — leicht — die Erde darf nicht mehr —

Da kam er am Werkstattfenster vorbei und sah Karolinen sitzen. Er ließ unausgesprochen, was die Erde nicht mehr durfte, er ließ aber auch das Mißbehagen, das ihn bei Karolinens Anblick packte, nicht über sich Herr werden. Er hatte es völlig aufgegeben, Reue zu empfinden, wenn er sah, daß sich die Kinder für ihn aufopferten, ohne vorwärts zu kommen. Sie opferten sich ja gar nicht für ihn, sondern für die Menschheit, der er Flügel geben würde, und nebenbei für sich selber, denen die beflügelte Menschheit ihr Opfer mit Gold und Ehre lohnen mußte — nur noch ein wenig Geduld! Einstweilen aber hätte die Line ruhig ein freundliches Gesicht machen können.

Das Mädchen stand mit einer Miene des Vorwurfs auf und ging in die Küche; dort stellte sie schnell und ohne freundliche Anordnung das Abendbrot auf den wachstuchbezognen Tisch, holte Bier aus dem Keller und rief nach den Männern. Karl hatte inzwischen die Reinschrift vollendet, räumte in den Schrank, was nicht verstauben durfte, und eilte in die Küche, wo Vater und Schwester sich stumm gegenüber saßen.

Sie aßen auch zu dritt einsam weiter; der Vater fing noch ein, zwei mal an von seinem Neusten zu reden, mit einem kindlichen Eifer an Linens verschlossenem Gesicht vorbei; da aber der Sohn hier keine Antwort wagte, schwieg auch er endlich.

Karl empfand heftig das Unrecht, das an der Schwester geschah, die müde vom vollendeten Tagewerk heimkam und dann noch der Männer versäumte Arbeit

Digitized by Google

thun mußte, und doch wurde er auch daneben das Mitleid mit dem Vater nicht los; er war doch nun einmal so und war doch ihr Vater.

Freilich ging dieser Vater in seine Hexenküche zurück, sobald der letzte Bissen genossen war; was sollte er auch bei den Kindern, wo er weder Teilnahme noch Verständnis fand?

Karl half still und eifrig der Schwester beim Reinemachen, wie ers als Knabe gethan hatte, und sie ließ es geschehen. Sie hörten durch die offnen Thüren das Lachen und Prahlen der heimgekehrten fünf Räder, darnach das gutmütige Donnerwetter des Vaters, das sie ins Bett scheuchte. Drauf wurde es still im Hofe, und ein Weilchen später hub das Ding in der Bohnenlaube zu singen an: In einem kühlen Grunde; Kommt ein Vogerl geflogen; Morgen muß ich fort von hier — eins auf das andre.

Ists nun nicht schön genug hier? fragte Karl, wir wollen noch eine halbe Stunde hinunter gehn; komm, du brauchst Luft.

Line ging mit, sie hatte mit dem Bruder zu reden und konnte den Anfang nicht finden. Vielleicht unten.

Unten stand das Ding auf der Laubenbank, sang und band vorwitzige Bohnenranken fest.

Sie kam gleich zu den Geschwistern und schob traulich ihre Hand in Linens Arm. Kommt mit in unsre Laube; Mutter trägt Wäsche aus, da haben wir alle Platz. So! — denkt mal, meine Tauben haben ganz junge Täubchen, winzig klein und nackt zum Erbarmen. Und vorhin kam ein großer Brief von der Muhme, meiner Pate, wißt ihr, an die Mutter — dort liegt er, und was drin steht, ist für mich — allemal wenn sie schreibt, und sowie Mutter kommt, wird er gelesen.

Nett erzählte seit sechs Jahren den Geschwistern Städel alles, was sie dachte und erlebte. Viel wars nicht, dafür aber auch alles, und als Mutter Flörke das Ding mit hineingenommen hatte, schien der Hof auf einmal tot und leer zu sein. Nur der Droguengeruch vom Apothekengang war noch da, und das Fenster der Hexenküche starrte, ein helles Viereck, drohend auf die Geschwister herab.

Wir wollen hinaufgehen, sagte Karl.

Sofort erhob sich Line; es war doch besser, sie sah sein Gesicht, wenn sie ihren Vorschlag machte. Sie benutzten die leiterartige Gangtreppe, die gerade über der Lattenthür in die Höhe führte; fest trat Line auf, als sie an des Vaters Fenster vorbeischritt: mochte es ihn zur Besinnung bringen. Dann schloß sie die Küchenthür ab, brannte drinnen eine Kerze an und sagte zu dem Bruder, der sein Laternchen suchte: Komm noch mit mir, ich muß endlich reden.

Erstaunt folgte er der Schwester in das Vorderzimmer, an dem der Alkoven lag, wo sie schlief. Wartend stand er in der Thür, aber sie redete noch immer nicht, schloß erst das Fenster, zog die Vorhänge zu, stellte einen Stuhl gerade, zupfte an der Tischdecke und schlang endlich die Hände ineinander, um sich zum Stillhalten zu zwingen.

Setz dich doch, das geht nicht so schnell.

Er setzte sich und sah die Schwester erwartungsvoll an. Was sollte denn das eigentlich werden? Sie sah aus, als liege ihr etwas auf der Seele, was schlimm und schwer war — er wußte doch alles, was bei den Städels drückte und zwickte; er hatte sich hineingewachsen in den einundzwanzig Jahren seines Lebens und war auch in der Soldatenzeit nicht darüber hinausgekommen.

Zwar während der letzten Frühjahrsübungen war ihm gewesen, als könnte er sich von dem Drucke der Heimat befreien, die Märsche strengten ihn nicht mehr an, er

Digitized by Google

wußte Bescheid mit seiner Waffe und seinem Dienst, er stand seinen Mann — da schien es von ihm abzufallen: die Sonne leuchtete heller als sonst, der Frühling hatte frischere Farben, und die alte Stadt offenbarte sich ihm bei der Heimkehr als ein Wunder von Schönheit.

Gleich am nächsten Sonntag wollte er die Apotheke, Sankt Barthelmä, den Kegelschub und das nachbarliche Geniste an der Stadtmauer zeichnen! Morgen war dieser Sonntag — aber das Frei- und Frohgefühl war schon wieder verflogen, der Nebel lag schon wieder über ihm: im Schatten des goldnen Engels schien keinem Städel die Sonne.

Zu eben dem Gedankenschluß war Line zum hundertstenmale gekommen, als Karl sagte: Setz dich doch auch.

Sie thats, sah ihm bekümmert in das verlegne Gesicht und fragte plötzlich: Möchtest du fort?

Fort? — Er starrte sie fassungslos an. Fort? Wo er eben erst wiedergekommen war, wo sie ihn so heilnotwendig brauchten? Das ging ja gar nicht! In demselben Augenblick aber hob sich der Nebelschleier ein wenig und that eine sonnige Weite auf.

Fort? stammelte er noch einmal und fügte dann entschlossen hinzu: Vater läßt mich nicht, und ihr braucht mich ja auch.

Line hatte die Scheu überwunden, nun die Hauptsache gesagt war, kamen ihr die Worte leicht, und die Stimme klang belebend kräftig. Er muß dich lassen, morgen wirst du mündig, Karl, und recht ist es auch, denn es ist eine Notwehr gegens Verkommen. Es ist alles verbraucht worden, bis zum letzten Notpfennig; du mußt einmal ganz von vorn anfangen, wenn nicht gar schlimmer mit Schuldenbezahlen, denn ich weiß nicht, ob ich noch vorher wieder damit fertig werden kann. Das Gespenst ist ein gefräßiges Ungeheuer und ein böser Hexenmeister, der gutes Geld in Plunder verwandelt.

Line, du übertreibst, da ist doch Vaters Sammlung! Ich entsinne mich noch recht gut, wie damals die Fremden kamen, um sie zu sehen, und einer sie sogar kaufen wollte.

Ja wohl; das war, als Nothnagel sie in einem illustrierten Journal beschrieben hatte — was etwas einbringt bei der Geschichte, besorgen immer die guten Nachbarn; was kostet, kommt auf Vaters Halbpart! Ja, damals kamen sie, und einer bot eine gesegnete Summe. Aber mit Hohn hat ihn der Vater hinausgewiesen, Karl, mit hoffärtigem Hohn. Nun, derlei Angebote sind Liebhaberangebote, und ein Glücksfall wiederholt sich nicht im Leben.

Ihren Wert muß sie doch haben, wiederholte Karl beharrlich, ich weiß, welch hohe Versicherung Vater dafür bezahlt.

Weil sie in dem Holzgebäude steckt, dicht neben den Droguen; ja wohl — auch das Geld werfen wir noch in den Abgrund! Mach nur um Gottes willen diese Sammlung nicht zum Fundament deiner Zukunftspläne, die frißt der Rost und der Staub. Nein, du mußt ganz allein und ganz fest auf deinen Füßen stehn lernen, und dazu mußt du hinaus.

Ich war eben erst draußen.

Aber doch nicht für dich, nicht für dein Gewerbe — was kannst du denn? Nichts. Allenfalls was ich auch so aufgeschnappt habe beim Zugucken, und du hast das Zeug zu was Tüchtigem. Sieh, ich habe mich umgethan bei ein paar bekannten Meistern — dieser da schreibt am günstigsten: er nimmt dich, sollst bei ihm wohnen und nach dem bezahlt werden, was du ihm leistest.

Digitized by Google

Karl sah plötzlich im hellsten Sonnenlicht eine Reihe von Blättern vor sich, die er schaffen konnte, und die er zu Hause nie schaffen würde. Er streckte die Hand nach dem Briefe aus und las. Das klang gut. Der Mann spielte auf Zeichnungen des Großvaters, Jugendarbeiten des Vaters an; die ganze Lebens- und Schaffenslust eines Menschen, der seine Kräfte fühlt, kam über ihn, und doch legte er plötzlich den Brief wieder auf den Tisch, schob ihn der Schwester hinüber und sagte: Ich muß bleiben — es geht nicht ohne mich; mach mirs nicht schwer.

Es wetterleuchtete in ihren Augen, aber sie antwortete gelassen: Gings denn nicht bisher ohne dich? Ich will thun, was ich kann, um die alten Kunden zu befriedigen, damit ich das Geschäft so sachte im Gang halte. Wenn du heimkommst, findest du, was du verlassen hast. In zwei Jahren, denk ich; dann kannst du zugreifen und einrichten, wie du willst, bist ein fertiger Mann, der den Vater übersieht, und der ist ja heilfroh, wenn er in sein Gespenst versinken kann, ohne daß ihn das Gewissen von Zeit zu Zeit aufscheucht. Karl, sag ja! es ist zu deinem Glück!

Über Karls Gesicht ging ein Zug von Verlegenheit; die Schwester hatte ihn immer geschoben im Leben, denn er bewunderte sie; und wo Line ihn nicht schob, thats die Ehrerbietung vor dem Vater. Heute schien ihm Line zum erstenmal Unrecht zu haben; sie war hart, sie war unfreundlich — sah sie gar nicht, wie viel älter der Vater geworden war, wie sich Furchen auf seiner Stirn eingegraben, wie sich die Haare verfärbt hatten?

Nein, sie hatte das nicht gesehen, er merkte es an ihrem Erstaunen, als er der Veränderung Erwähnung that; deshalb fuhr er eifrig fort: Siehst du, nicht allein die Sorge ums Geschäft heißt mich bleiben.

Line hatte die Überraschung schon wieder überwunden, sie schüttelte kräftig den Kopf. Vater ist nicht verändert, du hast nur vergessen, wie er war; weil das Leben draußen dir die Augen reingewaschen hat, siehst du jetzt unsre Heimat nicht mehr mit Gewohnheitsblicken, sondern so, wie sie den Fremden erscheint, die von draußen aus dem Lichte kommen.

Karl fühlte sich wieder unsicher — hatte sie Recht? Wenn sie doch Recht hätte! Aber da war doch das grenzenlose Erbarmen, das er heute den ganzen Tag mit dem Vater gefühlt hatte; das Erbarmen mit diesem Dasein ohne Wechsel, ohne Freude, ohne Erfolg, mit diesem Dasein, das verbrannt und aufgesogen wurde von einer einzigen Gier, von dem Werben um eine Geliebte, die ewig spröde geblieben war und ewig spröde bleiben würde.

Vater ist zu viel allein, sagte er beklommen; vielleicht, Line, könnte man ihn doch abziehen?

Sie lachte nur leise, aber Karl fühlte das Bittre dieses Lachens; hastig sprach er weiter: Und er ist auch schlecht versorgt; du weißt es nicht, Line, es ist kein Vorwurf für dich. Frau Flörke soll sein Essen beschaffen, aber als ich heute hinunter ging, es war schon gegen dreien, kam sie gerade von der Bleiche und meinte lachend: so pünktlich gehe das nicht bei ihrem Geschäft; Vater habe sich auch niemals beklagt. Und sieh, Line, eben weil Vater so etwas gar nicht merkt, müssen wir doppelt sorgen. Ja wenn Mutter noch lebte —

Karoline fuhr in die Höhe, zürnend stand sie vor dem Bruder. Sag das nicht! Du weißt nicht, was du sagst! weißt nicht, was das Gespenst ihr verwüstet hat! Gönn ihr die Ruhe. Geweint hab ich dazumal und mir die Haare gerauft und nach ihr geschrieen und das dunkle Haus gehaßt, weil ich dachte, das habe sie umgebracht. Vorher wohnten wir in einem kleinen Garten vorm Thor, da schien

Digitized by Google

immer die Sonne — bis Nothnagel kam, bis Nothnagel den Vater beredete, das Häuschen zu verkaufen und hierher zu ziehen — hierher! Und uns den goldnen Engel brachte zum Segen für das Gespenst — in der Woche starb die Mutter — du warst zwei Jahre alt. Und ich raufte mir die Haare und biß in meine Zöpfe und schrie zu Gott um ein Wunder. Später hab ich ihm auf den Knieen gedankt für ihren Tod, als es immer schlimmer wurde, als der Nothnagel Herr wurde durchaus, als er den Vater mit seinem goldnen Engel behexte.

Wie etwas nie Gesehenes starrte Karl die allzeit gelassene Schwester an, die jetzt, von Leidenschaft geschüttelt, blaß und zitternd vor ihm stand.

Ja, Line, stammelte er, ich gönne doch der Mutter das Beste, aber dem Vater gehören wir doch auch; einen von uns braucht er, und da muß ich einstehn, sonst klappt die Hexenküche ihre Thür über ihm zu, und er vergißt ganz und gar, daß draußen die Sonne scheint.

Recht so, zum vergangnen Opfer das neue: so machts ja wohl der Teufel, wenn man ihm seine Seele verschreibt, wenn es einen in sündhaftem Hochmut nach dem gelüstet, was Gott der Menschenkraft verwehrt hat.

Sie machte unwillkürlich eine Bewegung nach der Kommode, wo neben der Bilderbibel ein Bilderfaust lag. — Recht so, eine Generation ist im Dunkel verkommen, und nun wird auch die zweite nachgezogen.

Mit zwei Schritten war Karl neben ihr und faßte ihre Hand; der tiefe Kummer, der jetzt aus ihren Augen sprach, traf sein Herz schwerer als ihre Leidenschaft. Nicht doch, Line, nicht so — ich kann auch hier ein frischer Kerl werden und etwas leisten — wir zwei wollen für uns und unser Glück thun, so viel wir können, nur den Vater oben halten dabei — mich ficht kein Teufel etwas an. Horch — singt da nicht das Ding noch so spät? Das sollte endlich schlafen gehn, und der Vater auch; ich will ihn holen, sonst sitzt er bis früh. Gute Nacht, Line, altes gutes Mädchen! sorg dich nicht um mich, ich bleibe nicht hocken, gewiß nicht.

Er schüttelte ihr die Hand und war draußen, ehe sie eine Antwort finden konnte. Sie schaute ihm lange nach, sie meinte ihn noch an der Thüre stehn zu sehen, wie er freundlich nickend den Kopf nach ihr wandte — frisch und mutig hatte das ausgesehen; aber sie kannte ihn besser, hier würde er nie zum Manne werden, er wußte sich nicht zu behaupten, er war von der Mutter Art.

Line hob die Hände zur Decke empor und stöhnte laut. Also auch das noch — wo es ihr blutsauer wurde, sich von dem Bruder zu trennen, wo sie stolz darauf gewesen war, daß sie so viel über sich vermochte zu seinem Besten, sollte sie es mit einem neuen Opfer erzwingen — aber was sein mußte, mußte geschehn, nur keine halbe Arbeit thun im Leben.

Die Hände sanken wieder hinab; gelassen ging sie hinaus, verriegelte die Gangthür, ging zurück, zog sich aus, mit genauer Ordnung Stück für Stück glatt legend, setzte sich auf das Alkovenbett und faltete die Hände.

Lange saß sie dort still und überlegte. Endlich löste sie die Finger von einander, sagte, mit fester Stimme, laut vor sich hin: Dann muß ich also zu Hause bleiben, löschte das Licht und legte sich nieder.

2

Schnellen Schritts war Karl über den Gang bis zu dem hellen Fenster gegangen. Von dort aus sah er den Vater stehn, wie er sich über sein Luftschiff beugte, und der goldne Engel lächelte über beiden in die Nacht hinaus. Die Glasglocke war abgenommen, Städel fingerte an dem Räderwerk herum, das dem jungen

Digitized by Google

Mann noch genau so auszusehen schien wie damals, als er Senkenberg verließ. Nur der Vater veränderte sich, sein Haar wurde grau, seine Haut verwitterte vor der Zeit, die Räder und Kurbeln blieben blank und beweglich.

Lines Zorn auf das Gespenst kam jetzt auch über den Jüngling, nur machte er ihn nicht hart und bitter; sein Herz pochte in Mitleid für den freudlos alternden Mann. Hastig, als könne schon seine Gegenwart helfen, trat er in den hellerleuchteten Arbeitsraum.

Vater, es ist spät, wir wollen schlafen gehn.

Städel schrak zusammen und wandte sich um. Du? — Du mußt mich nicht so jäh stören, du reißt mir eine Gedankenkette, eine Berechnungsfolge auseinander, die mir vielleicht nie wieder kommt.

Hab ich? fragte Karl reuevoll.

Nicht jetzt, jetzt warens bloß Träume; aber es hätte sein können, es ist schon oft gewesen. Ihr habt nicht genug Respekt vor meiner Arbeit, ihr begreift nicht, was das einmal für die Menschheit sein wird, ihr denkt nur an euer kleines Geschäftchen und an euern Groschenverdienst und haltet euer Leben und eure Gesundheit wer weiß wie hoch im Preis. Das ist ja aber alles wertlos an sich, ganz wertlos — nur daß mans hinwerfen kann für etwas Großes und was Großes damit aufbauen, das giebt dem Leben Wert und Bedeutung. Solch ein Dutzendmensch, der ißt und trinkt und Alltagsbravheit übt, und Kinder in die Welt setzt, und sich glücklich schätzt, weil er mit dem zufrieden ist, was ihm im Schlafe beschert wird, der ist auch nicht lebendiger als der Vogel auf dem Ast und das Schaf auf der Weide; aber die andern, die was können und wollen, was Schweiß und Blut und Nerven kostet, die sind euch natürlich die Narren.

Der Alte lief während dem Reden im Zimmer auf und ab, er wußte gar nicht mehr, zu wem er sprach. Das galt allen denen, die ihn draußen auf der Straße mitleidigen Blicks von der Seite betrachteten oder spöttisch musterten; das galt vor allem der Line drüben, „seinem Kerkermeister." Als sein Blick jetzt auf den Sohn fiel, der noch immer verlegnen Gesichts in der Thüre stand, schüttelte er den Kopf. Nicht du, Charles, dich mein ich nicht; du bist ein guter Junge, der Achtung vor seinem Vater hat, nur noch nicht die Jahre, wo man was Großes begreift.

Ich werde morgen mündig, Vater, fiel Karl ein, unwillkürlich lächelnd, weil er an Lines Rede vom Mann werden und sich durchsetzen dachte.

Mündig — mündig? Das sind einundzwanzig Jahre — damals fing ich an — einundzwanzig — beinah eine Geschlechtsstufe.

Städel starrte sein Modell an: die Jahre, die er ihm geopfert hatte, stiegen vor ihm auf — außer den ersten tastenden, kämpfenden, wo sich seine Lebens- und Jugendlust noch gewehrt hatte gegen den Tyrannen, war eines verlaufen wie das andre in ergebner Dienstbarkeit. So sehr glichen sie einander, daß ihm schließlich der Maßstab abhanden gekommen war. Einundzwanzig Jahre — neunzehn, seitdem der goldne Engel auf seine Arbeit niedersah.

Einundzwanzig Jahre verbracht in Grübeln und Sinnen, Suchen und Finden, Ausführen und Verwerfen!

Einundzwanzig Jahre! Städel sah vom Modell zum Sohne — ein Bübchen war er damals gewesen, das die Wände anschrie, und nun wollte er zum Manne werden — mündig!

Komm her, Charles, ich glaube, du kannst mich begreifen, du hast Licht in den Augen — man sollte meinen, du könntest. Ich will dir mal Bescheid sagen,

Digitized by Google

anders als heute früh, wo ich dir die Sachen gezeigt habe, wie 'nem Englishman, der sich Kuriositäts halber meine Sammlung ansieht; sondern wie meinem Erben und Nachfolger. Es könnte doch sein, daß ich vorher davon müßte — einundzwanzig Jahre!

Er schob seinen Arm in den des Sohnes und ging mit ihm an das eine Regal, an dem ein Zettelchen klebte mit der Aufschrift: Versuche.

Da standen die Modelle, die Städel und Nothnagel so nach und nach für die rechten gehalten und wieder verworfen hatten. Von einem zum andern führte der Alte den Jungen und zeigte und erläuterte.

Zuerst hatten sie es mit der Fläche versucht — kleine schräg gelegte Platten gleich denen von Pelins nie ausgeführtem Riesenschiff, und große, „die nur erst oben zu sein brauchten, um jedem Sturme Trotz zu bieten."

Aber sie hätten zu groß werden müssen, und Städel versuchte es mit mächtigen Flügeln, die unfehlbar Richtung gegeben hätten, wenn sie nicht bei jeder kräftigen Drehung abgebrochen wären.

So ging es weiter. Acht verworfne Modelle standen da, ausgeführt bis ins kleinste.

Als Mahnung dessen, was dem Rechten fehlen muß, sollen auch die auf die Zukunft kommen! Und nun tritt hierher, das ist das Rechte, der wirkliche goldne Engel. Wir sind wieder ganz einfach geworden und auf den Ballon zurückgegangen: der Gassack, die Gondel, die Lenkvorrichtung, die Bewegungsmaschine — die unumgänglichen zehn Meter in der Sekunde leistet sie spielend. Dazu die Maschine immer leichter und das Gas immer schneller zu ersetzen, das ists allein, woran man jahraus jahrein von neuem mit Nutzen rechnet und probiert. Und dann — dann das Letzte — die Ausführung —

Die Stimme verklang; eine Minute lang wars ganz still. Der Alte starrte das Modell an, Karls Augen hafteten an dem goldnen Engel. Plötzlich hob der Alte den Kopf und sagte: Ich habe an eine Lotterie gedacht, glaubst du, daß uns die das Geld zusammenbringen würde?

Wenn man sie erlaubt —

Der Alte klopfte mit den Knöcheln auf den Modelltisch, daß die Räderchen klirrten, und sagte laut und heftig: Erlaubt, erlaubt! Natürlich erlaubt man. Das Luftschiff will doch mehr besagen als so ein Krankenhaus in den Kolonien, worum sie jahrelang Lose hinauswerfen. — Dann wurde die Stimme wieder leise. Ich glaube nämlich, wir sind so weit. Da ist zunächst das Aluminium — leichter werden wir nichts bekommen — und mit Kohlensäure und Ammoniak machen wir drüben eben jetzt ausschlaggebende Versuche. Aber das Letzte, das Beste — du sollst es wissen, das große Geheimnis.

Flüsternd begann er seine Mitteilung, als seien all die toten Bilder an den Wänden Nebenbuhler und Spione, im Reden aber faßte ihn die Leidenschaft, und seine Worte wurden lauter und lauter.

Sieh her, mein Junge, so nach und nach ist es ganz hell bei mir geworden. Die Gondel lenken, das nützt nichts, damit kommt man nicht auf gegen die Gewalt des Gasballs; den Ballon lenken, das ists. Von oben muß die Richtung kommen. Aber das Anbringen, das Anbringen! — erst dachte ich an ein Rohrnetz oder eins von Metall, das stand hielte für Flügel und Steuer, aber dagegen reibt sich die Hülle, das geht nicht. Nun hab ichs — schau her —

Karl sah statt auf das Modell in des Vaters Gesicht, das ein strahlendes Kinderlächeln verjüngte. Der Alte merkte nichts davon, er stak tief drin in seinen Gedanken; unempfindlich für all das Gleichgiltige außerhalb sprach er weiter.

Digitized by Google

Das Netz wie sonst, aber neben dem untern Reifen, dem Netzhalter, ein zweiter, weiterer, und an diesem vier emporragende Stangen durch einen dritten Reifen oben fest verbunden, an jeder Stange in Mittelhöhe ein Flügel — nun was sagst du? Wenn sich da der Wind einsetzt als gehorsamer Diener, wenn man ihm die breit bietet, wie der Schiffer das Segel — nun?

Ja Vater — aber würden die vier Flügel den Ballon nicht einfach im Kreise herumdrehen, wie eine Windmühle?

Junge! rief der Alte und faßte den Sohn mit beiden Händen, Gott segne dich, du verstehst was! Du hast die richtigen Fühlfäden. Das ists ja gerade, wonach ich suche, das ists ja! Und ich finde, wie dem zu begegnen ist, ich find es, ich hab schon den Punkt! Und du sollst von nun an alles wissen, was mir einfällt — damits doch einer sicher hat. Denn der drüben — ich brauch ihn, es ist gut, wenn ein Zweifelsinn da ist zur Kontrolle schweifender Gedanken — aber verstehn, das Tiefere — nein, verstehn thut er nichts. Du sollst alles wissen: mein Erbe, mein Nachfolger, wenn ich vorher davon müßte.

Der Alte sah verklärt aus, trotz seiner nassen Augen, und Karl hatte ja heute den ganzen Tag Freude für den Einsamen ersehnt. Dennoch, er konnte sich nicht helfen, lief ihm ein Schauer über den Rücken. Sein Erbe — sein Nachfolger — so weiter hausen — noch einmal im Schatten des goldnen Engels ein ganzes Menschenleben hingeben ohne Blüte, ohne Frucht, für nichts als ein echtes, rechtes, schwankendes Luftschloß?

Nein, Vater, nein! rief er hastig abwehrend, du wirst es vollenden; für mich sind die Steine da drüben. Aber zur Hand will ich dir gehn, und was du mir anvertraust, will ich wert halten.

Der Alte hörte ihn gar nicht, er redete schon wieder von seinen vier Flügeln, die er zeitweise auch Segel nannte, und zeigte dem Sohne an einem kleinen Modell verschiedne Versuchsstellungen.

Aber Karl hörte nur noch mit den Ohren zu, seine Gedanken waren bei seiner Zukunft. Ihm war, als habe das Gespenst vier riesenhafte Fledermausflügel über ihm ausgebreitet, eine heftige Sehnsucht kam ihn an: fort — hinaus aus dem Schatten; der Vater mochte sagen, was er wollte, seine Gedanken antworteten nichts als: Ich wollt, ich könnte Linens Pläne verwirklichen, ich wollt, es ginge hier ohne mich alles seinen guten Gang.

Hallend schlug Sankt Barthelmä die dritte Stunde in den schmalen Hof hinter dem goldnen Engel hinein, und zugleich verlosch schwälend Städels Lampe.

Vater und Sohn tappten sich durch die Werkstatt nach dem Schlafzimmer und dachten beide noch lange daran, wie man die Wolken bezwinge. Nur meinte einer die Wolken oben in der Höhe des Himmels, und der andre die dickgeballten Sorgenwolken, die das Leben seiner Lieben überschatteten.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zum hohen Reichsbankdiskont. Wenn man sich jetzt als Geschäftsmann mit einem „Bankmenschen," d. h. einem Angehörigen der haute finance unterhält und seine schweren Besorgnisse wegen des hohen Zinsfußes der Reichsbank erwähnt, so heißt es: „Irgend ein Sicherheitsventil muß da sein; die stetige Erhöhung des Diskonts bedeutet ein außerordentliches Wachstum unsrer Industrie, und jeder hat den Nutzen." Dem zu widersprechen ist leicht: Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, ein nicht ganz unbedeutendes Fabrikations- und Handelsgeschäft betreibt, der arbeitet natürlich mit großen Außenständen. Der Einkauf kann im großen nur gegen drei Monate Accept geschehen, wenn anders man nicht in der Wahl der Eltern so vorsichtig gewesen ist, daß man nur in den „Feuerfesten" hineinzugreifen braucht, um gegen Kasse — ja das höchste erreichbare Ideal jedes Geschäftsmannes — kaufen zu können. Es kommen also Tage, von denen man sagt, sie gefallen einem nicht, nämlich die Tage, an denen die Accepte fällig sind und gedeckt werden müssen. In jedem größern Geschäfte nun geschieht ein sehr großer, wenn nicht der größte Teil der Regulierungen in Rimessen, deren angenehmste die Checks in nach oben unbeschränkter Höhe auf Bankplätze sind, notabene wenn gute Vormänner darauf stehen. Leider ist nun diese mit Recht äußerst beliebte Spezies der Rimessen verhältnismäßig klein: schon einen größern Raum nehmen die kurzen Rimessen auf Bankplätze und den größten die langsichtigen auf Nichtbankplätze, also Nebenplätze, und manchmal was für welche, ein.

Ein sehr großer Teil der Kundschaft hat — leider — die merkwürdige Auffassung, daß das Bezahlen eigentlich eine Gefälligkeit ist, daß also der Lieferant froh sein muß, wenn er für reell gelieferte Waren überhaupt, aber keineswegs prompt am Verfalltage oder kurz dahinter sein ihm rechtmäßig zukommendes Geld bekommt. Wenn man nun nach geschehener Mahnung wirklich sein Geld bekommt, so ist häufig das bare Geld in verschwindender Minorität, und wenn die Wechsel so sind, daß man sie ohne nennenswerten Verlust verwenden kann, so drückt man des lieben Friedens wegen, und um den Kunden nicht zu verlieren, beide Augen zu. Wenn aber die Rimessen derartig sind, daß man sie als vernünftig rechnender Kaufmann nicht verwenden kann, ohne durch den beim Weitergeben nötigen Diskont seinen ohnehin schmalen Nutzen völlig einzubüßen, so muß man dem Kunden doch logischerweise denselben Diskont berechnen, den man selbst bezahlen muß. Ist der Diskont niedrig, wie vor Jahr und Tag 3 Prozent, so ist es nicht schlimm; augenblicklich aber ist das eine Kalamität. Der Nutzen wird an und für sich immer kleiner und durch den hohen Diskontsatz fast völlig in Frage gestellt. Nur die Banken haben den Nutzen. Jedes Bankhaus hat viel täglich kündbares Geld zu sehr billigem Zinsfuß und schlägt damit beim Diskontieren leicht das doppelte heraus. Diese Herren haben es leicht, ihr Kapital zu erhöhen, den Agiogewinn einzustreichen und dann von der geldbedürftigen Geschäftswelt bei den jetzigen Verhältnissen hohen Nutzen herauszuwirtschaften. Am 21. November 1898 war der Diskont nach dem Berliner Tageblatt in Amsterdam $2^1/_2$ Prozent, in Berlin 6, Brüssel 3, London 4, Paris 3, Petersburg 4, Warschau $5^1/_2$, Wien $4^1/_2$, Italienische Plätze 5, Schweiz $5^1/_2$, Skandinavische Plätze 5, Kopenhagen 5, Madrid 5, Lissabon 4.

Bei einem Hinweis auf diesen sehr bedeutenden Unterschied heißt es von Seiten der Bankwelt: Wir sind nicht so reich wie England und Frankreich, und

Digitized by Google

in den andern Staaten ist die industrielle Thätigkeit nicht so bedeutend, daß das Geld knapp wäre. Ja da sind wir im hochentwickelten Deutschland, dessen Wohlstand doch seit Jahrzehnten unzweifelhaft sehr gewachsen ist, doch am allerschlimmsten dran. Der Handel hat absolut keinen Nutzen von diesem „Blühen," sondern gegen andre weniger entwickelte Länder den schwersten Nachteil. Es drängen sich bei uns auf allen Gebieten die Banken ein, die billiges Geld zur Verfügung haben und dem Geschäftsmanne bedeutend überlegen sind, der mit eignen Mitteln arbeiten muß. Und wie heute die Warenhäuser, die Konsumvereine, Beamtenvereine, Offiziervereine dem kaufmännischen Mittelstande die schwersten Schädigungen zufügen, so wird die Zeit nicht mehr fern sein, wo das Großkapital, durch die von ihm ins Leben gerufnen und stetig gestärkten Banken, allen den selbständigen Fabrikanten und Händlern den Garaus machen wird, die nicht selbst mit einem nach Millionen zählenden Kapital arbeiten. Jede „gegründete" Fabrik, jedes „gegründete" Unternehmen überhaupt ist jedem andern mit eignen Mitteln arbeitenden Etablissement derselben Branche himmelhoch überlegen, da es vermöge des immer vorhandnen Geldes der dahinter stehenden Bank die Mittel hat, um jede Konjunktur auszunutzen.

Die Banken verdienen am Diskontieren der Rimessen der Konkurrenz und machen vermöge dieses Gewinns aufs neue um so schärfere Konkurrenz. Es ist wohl nicht zuviel verlangt, wenn die Geschäftswelt eine Erhöhung des Aktienkapitals der Reichsbank fordert, denn ein Diskont, wie wir ihn jetzt haben, ist doch schon ein Notstand. $3^1/_2$prozentige Reichsanleihe kostet über 100, und derselbe Staat, der diese niedrigen Zinsen zahlt, nimmt einen Zinsfuß von 7 Prozent, wenn man auf diese seine eignen Schuldverschreibungen von ihm Geld borgt! Der Nutzen aus dem hohen Diskont kommt einer geringen Minorität zu gute, und die ganze andre Geschäftswelt leidet sehr schwer darunter. Emil Mens

Die Schweiz und die Anarchisten. Nach der Ermordung der Kaiserin von Österreich auf Schweizer Boden durch einen italienischen Anarchisten war man natürlich gespannt, welche Stellung der Eidgenössische Bundesrat den zahlreichen in der Schweiz lebenden ausländischen Anarchisten gegenüber einnehmen werde, namentlich ob das Asylrecht ein Hindernis für ein energisches Einschreiten sein würde. Nach den Ausweisungen der Italiener nach den Genfer Unruhen in diesem Jahre konnte man ja auch diesmal ein energisches Vorgehen der Bundesbehörden erwarten; aber gegenüber den unerhörten Vorwürfen, die die sozialdemokratische und ein Teil der linksliberalen Presse dem Bundesrate wegen dieser Ausweisungen machten, konnte man auch fürchten, daß er nachgeben würde. Glücklicherweise ist dies nicht der Fall gewesen, und der Bundesrat hat am 23. September einen Beschluß gefaßt, der mancher andern Regierung recht wohl zum Vorbild dienen könnte; er hat nämlich zuerst sechsunddreißig Anarchisten aus der Schweiz ausgewiesen auf Grund der Artikel 70 und 102 der Bundesverfassung. Der erste lautet: „Dem Bunde steht das Recht zu, Fremde, welche die innere oder äußere Sicherheit der Eidgenossenschaft gefährden, aus dem schweizerischen Gebiete wegzuweisen." Der zweite (Punkt 10): „Der Bundesrat sorgt für die innere Sicherheit der Eidgenossenschaft für Handhabung von Ruhe und Ordnung." Aus den von den Kantonen eingegangnen Polizeiberichten, heißt es in dem Erlaß des Bundesrats, geht hervor, daß sich diese sechsunddreißig Personen an der anarchistischen Propaganda beteiligt haben oder gefährliche Anarchisten sind. Es sind darunter solche, die sich der Verherrlichung anarchistischer Attentate schuldig gemacht haben oder wegen gemeiner Ver-

Digitized by Google

brechen bestraft worden sind oder falsche Personalpapiere haben. Verschiedne sind auch schon wegen ihres anarchistischen Treibens aus Frankreich oder aus schweizerischen Kantonen ausgewiesen worden.

Der Erlaß des Bundesrats beauftragt ferner den Bundesanwalt, über andre sich in der Schweiz aufhaltende Ausländer, die sich an der anarchistischen Propaganda beteiligen, oder die gefährliche Anarchisten sind, dem Bundesrat Bericht und Antrag vorzulegen; die Kantone aber werden eingeladen, Ausländer der erwähnten Art, sobald sie ihr Gebiet betreten, dem Bundesanwalt namhaft zu machen und über sie genau zu berichten. Die Kantone sollen ferner das Treiben aller sich auf ihrem Gebiete aufhaltenden Anarchisten genau überwachen und dem Bundesanwalt alle Gesetzesübertretungen, insbesondre solche, die sich auf das Bundesgesetz vom 12. April 1894 beziehen, zur Kenntnis bringen. Schon wenige Tage später hatte der Bundesanwalt Veranlassung, weitere acht Personen als Anarchisten zu bezeichnen, die infolgedessen durch Bundesratsbeschluß vom 27. September ebenfalls ausgewiesen wurden.

Das Bundesgesetz vom 12. April 1894 wurde in der Hauptsache wegen der anarchistischen Attentate in Paris und Barcelona erlassen, nachdem schon im Jahre 1885 der Bundesanwalt auf die Unzulänglichkeit des eidgenössischen und kantonalen Strafrechts in Beziehung auf anarchistische Verbrechen aufmerksam gemacht hatte. Zur Begründung der Gesetzesvorlage führte der Bundesrat in seiner Botschaft vom 18. Dezember 1893 an, „daß 1. das Aufmuntern und Anleiten zu Verbrechen, die das Leben von Menschen in Gefahr bringen, namentlich wenn es in der Absicht geschieht, die soziale Revolution, den Umsturz des Bestehenden vorzubereiten und einzuleiten; 2. die Herstellung und der Verkehr mit Sprengstoffen, die zu Verbrechen gebraucht werden sollen; 3. der verbrecherische Gebrauch von Sprengstoffen, die Verletzung der Anzeigepflicht, sowie endlich darauf bezügliche Preßdelikte unter strengere Strafe gestellt werden müßten.“ Die Bundesversammlung schloß sich den Anschauungen des Bundesrats an und erließ die nachstehenden Strafbestimmungen für die angeführten Delikte: „Wer Sprengstoffe zu verbrecherischen Zwecken gebraucht, wird mit Zuchthaus von wenigstens zehn Jahren bestraft; wer solche Sprengstoffe, von denen er annehmen muß, daß sie zu Verbrechen gebraucht werden, herstellt oder zu ihrer Herstellung Anleitung giebt, erhält Zuchthausstrafe nicht unter fünf Jahren; wer solche Sprengstoffe in Besitz nimmt, aufbewahrt usw., wird mit Gefängnis nicht unter sechs Monaten oder mit Zuchthaus bestraft; wer in der Absicht, Schrecken zu verbreiten oder die allgemeine Sicherheit zu erschüttern, zu Verbrechen gegen die Sicherheit von Personen oder Sachen aufmuntert oder anleitet, wird ebenfalls mit Gefängnis nicht unter sechs Monaten oder Zuchthaus bestraft. Werden diese letztgenannten Verbrechen durch die Presse oder durch ähnliche Mittel begangen, so sind die sämtlichen Teilnehmer (Thäter, Anstifter, Gehilfen und Begünstiger) ebenfalls strafbar.“

Wenn sich dieses Gesetz in der Hauptsache auch nur mit der verbrecherischen Anwendung von Sprengstoffen beschäftigt, so geht doch aus dem oben auszugsweise angeführten Beschluß des Bundesrats vom 23. September d. J. hervor, daß es der Eidgenössischen Behörde heiliger Ernst ist mit der energischen Bekämpfung anarchistischer Umtriebe jeglicher Art; man kann nur wünschen, daß alle europäischen Regierungen in derselben Weise vorgehen und den anerkannten Anarchisten den Boden für ihr verbrecherisches Treiben entziehen. Daß man dabei die den Anarchisten mehr oder weniger nahe stehenden Parteien ebenfalls scharf im Auge behält, darf wohl als selbstverständlich bezeichnet werden.

Es dürfte zum Schluß nicht ohne Interesse sein, die bis jetzt aus der Schweiz

Digitized by Google

ausgewiesenen 44 Anarchisten nach ihrer Nationalität und ihrem Beruf näher zu bezeichnen. Es waren darunter 35 Italiener, 5 Franzosen, je ein Spanier, Pole und Tiroler. Der Beschäftigung nach waren 25 Handwerker, 3 Journalisten, 3 Buchdrucker, 2 Mechaniker, je einer Photograph, Graveur, Coiffeur, Kellner, Erdarbeiter, 4 Handlanger, eine Person ohne Beruf und einer früherer Polizeibeamter(!). Das Alter der Ausgewiesenen schwankt zwischen 19 (ein Färber aus Spanien) und 59 Jahren (ein Spengler aus Tirol).

Nachschrift. Seitdem das vorstehende geschrieben wurde, haben noch mehrfache Ausweisungen von Anarchisten aus der Schweiz stattgefunden; so zuletzt die von 16 Männern durch die Bundesratsbeschlüsse vom 8., 15. und 18. November. Von diesen waren 14 Italiener und 2 Österreicher.

Vereine israelitischer Studenten. Etwa vor fünfundzwanzig Jahren, als die kirchenpolitischen Kämpfe in Deutschland auf dem Höhepunkt standen, bildete sich zu den etwa seit dem Anfange dieses Jahrhunderts bestehenden studentischen Vereinen eine neue Art aus, nämlich die „katholischen Studentenverbindungen." Sie, die bis dahin nur an wenigen Universitäten als ganz lockere Verbände ein kaum beachtetes Dasein geführt hatten, schossen plötzlich wie Pilze aus der Erde, sodaß es im Laufe einiger Jahre nur wenige deutsche Hochschulen gab, an denen die katholischen Verbindungen fehlten, deren ausgesprochner Zweck war, das Leben in studentischen Kreisen nach den Grundsätzen der katholischen Glaubens- und Sittenlehre zu regeln. Das Jahr 1880, wo die antisemitische Bewegung in großen Städten ihren Höhepunkt erreichte, gab wieder zu einer neuen Vereinsbildung im studentischen Leben Anlaß; es entstanden die „Vereine deutscher Studenten," die zwar Studierende romanischer und slawischer Abstammung als Deutsche ansehen und in den „Deutschbund" aufnehmen, nicht aber Studenten jüdischer Abstammung oder gar jüdischen Glaubens. Ihnen ahmten bald der Kösener Konvent der Korps (S.-C.), der Eisenacher Konvent der Burschenschaften (D.-C.) und der Koburger Konvent der Landsmannschaften (L.-C.) nach, indem auch diese Verbände wenigstens die Aufnahme von Studierenden jüdischer Religion grundsätzlich ablehnten, während sie, soweit bekannt, bei der Aufnahme von Studenten christlichen Bekenntnisses, die nur jüdischer Abstammung sind, milder als die „Vereine deutscher Studenten" verfahren. Auch akademische Turn- und Gesangvereine, ebenso wissenschaftliche Vereine folgten bald mehr bald minder diesen Beispielen; und nach dem Grundsatz, daß die äußersten Gegensätze sich berühren, hat die antisemitische Bewegung in allerletzter Zeit noch eine ganz neue studentische Vereinsbildung hervorgerufen, nämlich die „Vereine israelitischer Studenten."

Rein äußerlich betrachtet haben diese Vereine israelitischer Studenten eine gewisse Ähnlichkeit mit den erwähnten katholischen Studentenverbindungen, insofern nämlich, als in beiden ein bestimmtes Religionsbekenntnis der Mitglieder vorausgesetzt wird. Aber diese Übereinstimmung ist eben rein äußerlich; die innerliche Gegensätzlichkeit springt sofort in die Augen: die katholischen Studentenverbindungen bezwecken, wie erwähnt, eine Regelung des studentischen Lebens nach den Grundsätzen der katholischen Glaubens- und Sittenlehre; dagegen beabsichtigen die Mitglieder der israelitischen Studentenvereine keineswegs eine Regelung des studentischen Lebens nach den Grundsätzen der jüdischen Glaubens- und Sittenlehre, am wenigsten nach den talmudischen Sabbath- und Speisegesetzen; im Gegenteil stehen sie den Offenbarungen des Alten Testaments im allgemeinen ebenso fern wie denen des Neuen, und die talmudischen Speisegesetze nebst der Sabbathordnung haben sie fast ausnahmslos über Bord geworfen. Und weiter: während die Mitglieder der katho-

Digitized by Google

lischen Studentenverbindungen durchaus in der Lage sind, im Verein mit andersgläubigen und andersdenkenden Kommilitonen die studentische Geselligkeit zu pflegen, die katholischen Studenten sich also freiwillig und ohne äußern Druck zu besondern Vereinen zusammengethan haben, gründen die israelitischen Studenten nur deshalb besondre Vereine, weil ihnen die Aufnahme in die Vereine andrer Studenten versagt wird. Schon dieser letzte Umstand läßt die Vereine israelitischer Studenten in einem ganz besondern Lichte erscheinen. Daß einem oder einer bestimmten Art von Studierenden die nachgesuchte Aufnahme in bestehende Vereine abgeschlagen wird, kommt ja oft vor; daß aber die so zurückgesetzten einen besondern Verein der Zurückgesetzten begründen, ist auffallend.

Niemand trägt doch eine ihm zugefügte — sei es noch so unverdiente — Kränkung offen zur Schau; es fällt doch niemand ein, unangenehme Zurücksetzungen, die ihm widerfahren sind, in die Öffentlichkeit zu peitschen, oder auch nur zu erwähnen, daß ihm die Aufnahme in eine Ressource, in das Offizierkorps u. dergl. verweigert worden ist. Die Mitglieder des Vereins israelitischer Studenten tragen aber das Kainszeichen der ihnen von den christlichen Kommilitonen zugefügten Kränkung, der von diesen gegen sie verfügten Ausschließung offen zur Schau; der Verein ist der lebende Beweis jener vom Standpunkt seiner Mitglieder aus jedenfalls sehr bedauerlichen Verhältnisse. Es gehört deshalb kein besondrer Scharfblick dazu, zu wissen, daß die Mitglieder der Vereine israelitischer Studenten das Bestehen ihres Vereins für ein Unglück, für ein Übel halten, vielleicht für ein notwendiges Übel — denn den israelitischen Studenten ist das Bedürfnis zu geselligem Zusammensein mit Kommilitonen selbstverständlich ebenso eigen wie den christlichen —, aber doch immerhin für ein durch die Umstände gezeitigtes Übel. Es macht in der That einen geradezu kläglichen Eindruck, wenn man bei studentischen Aufzügen inmitten der Korps, Burschenschaften sowie andrer Vereine aller Art plötzlich einige Dutzend von Studierenden sieht, denen man sofort anmerkt, daß sie nicht Müller und Schulze, sondern Laser, Cohn, Levy heißen, und daß ihre Vorfahren nicht unter Hermann dem Cherusker im Teutoburger Walde mitgekämpft haben, sondern damals ihre Wohnstätten in einem weit südlicher gelegnen Lande hatten.

Und noch in einer andern Beziehung erscheint das Bestehen der Vereine israelitischer Studenten merkwürdig. Das studentische Vereinsleben soll die Mitglieder für das spätere Leben vorbereiten, für das private Leben wie für das öffentliche Leben des Staatsbürgers. Nun sind aber die israelitischen Studenten durchaus nicht Anhänger des Zionistenvereins; sie erstreben keine Auswanderung der Israeliten nach dem gelobten Lande; sie wollen vielmehr später als Ärzte, Lehrer, Schriftsteller, Richter, Anwälte oder auch als Industrielle in Deutschland bleiben. In jedem dieser Berufe aber sind sie auf ein Zusammenleben und Zusammenwirken mit christlichen Staatsangehörigen angewiesen. Unter diesen Umständen muß es doch als wenig zweckmäßig erscheinen, daß die israelitischen Studenten die Geselligkeit nur unter sich genießen und sich von den christlichen Studenten selbst insoweit, als dies durch das Verhalten der letzten nicht geboten ist, absondern. Es trifft hier also die israelitischen Studenten derselbe Vorwurf, der gegen die katholischen Studentenvereine zu erheben ist, nur wieder mit den schon hervorgehobnen Unterschieden, daß die Absonderung der letzten freiwillig gewählt, die der ersten teilweise durch die Umstände erzwungen ist, jene auch die Regelung des gesamten Lebens der Studierenden selbst über die Universitätszeit hinaus nach den Grundsätzen der katholischen Glaubens- und Sittenlehre bezwecken, während den Vereinen israelitischer Studenten eine derartige Absicht gänzlich abgeht.

Die Universitätsjahre vergehen, und man weiß, daß sie von den israelitischen

Digitized by Google

Studenten gewöhnlich viel besser benutzt werden als von den christlichen, daß sie deshalb im allgemeinen die Prüfungen früher und besser bestehen als die christlichen Kommilitonen. Kommt nun der „Philister" des Vereins israelitischer Studenten in das Leben, so erkennt er bald, daß die Universität ein Mikrokosmos ist, d. h. daß derselbe Geist, der den Verein israelitischer Studenten schuf, auch im „Philisterlande" herrscht, nämlich jener Geist der Abneigung, die dem Deutschen gegen den Israeliten angeboren zu sein scheint, jener Geist, dessen Bethätigung noch vor zwanzig Jahren für eine Sache des Pöbels galt, inzwischen aber von der Kanzel, dem Katheder und der Tribüne öffentlich verkündigt wird und darum auch das akademische Leben beherrscht. Überall tritt dieser Geist dem Philister des Vereins israelitischer Studenten entgegen. Von der Laufbahn des höhern Verwaltungsbeamten, als Staatsanwalt, als Lehrer an staatlichen Schulen, als Offizier ist er in sämtlichen Bundesstaaten ausgeschlossen; seine Anstellung als Richter unterliegt, wo sie überhaupt erfolgt, großen Beschränkungen. Noch mehr drückt es ihn zuweilen, daß jeder polnische Schnorrer und jeder Güterschlächter ihn dreist als den Seinigen in Anspruch nimmt, und daß man ihm auch da, wo man von der angeblichen „Schmach des Jahrhunderts" spricht, mit einer gewissen Fremdheit und Abneigung entgegentritt; es sind eben, wie Lessing richtig sagt, „nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten." Durch alle derartigen Mißlichkeiten wird der Philister des Vereins israelitischer Studenten nicht beirrt. Obwohl er den talmudischen Speisegesetzen völlig entwachsen ist, zahlt er dennoch an die Synagogengemeinde die bedeutenden Beiträge, die diese dazu verwendet, um einen polnisch-galizischen Schächter anzustellen, der in der dem Judentum eigentümlichen, geschmackvollen Weise das Amt eines Seelsorgers mit dem eines Viehschlächters verbindet, und obwohl der Philister des Vereins israelitischer Studenten nicht daran glaubt, daß es Gott wohlgefällig sei, wenn man an neugebornen Knaben die bekannte (als Körperverletzung nicht gerade strafbare) Verkürzung vornimmt, so läßt er sie doch durch den jüdischen Schächter ausführen und überträgt diesem auch den Religionsunterricht seiner Kinder. Obwohl der Philister des Vereins israelitischer Studenten nicht daran glaubt, daß Gott die Welt gerade an bestimmten Oktobertagen etwa vor 6500 Jahren geschaffen habe, so geht er doch an diesen Tagen jährlich einmal in die Synagoge, und bei der Einweihung eines neuen Tempels hält er gar eine zündende Ansprache. Er hofft, daß etwa nach zwei Jahrzehnten auch seine Knaben die Universität beziehen und dann wieder Mitglieder des Vereins israelitischer Studenten werden; doch kann er die bange Sorge nicht unterdrücken, daß vielleicht auch in Deutschland die Zeit kommen wird, wo Israeliten, wie dies in Rußland der Fall ist, nur in beschränkter Zahl zum Universitätsstudium zugelassen werden.

Auch durch diese Sorge wird der Philister des Vereins israelitischer Studenten nicht beirrt; der Zufall der Geburt, der ihn gerade als Israeliten hat geboren werden lassen, hat für ihn eine unwiderstehliche Macht. Er bleibt eben dem Glauben seiner Väter treu, wohlgemerkt, dem Glauben — seiner Väter; denn er selbst hat keinen Glauben, er ist Rationalist, und jedenfalls steht er den Wundern des Alten Testaments ebenso verneinend gegenüber wie denen des Neuen.

Schon vor etwa zwanzig Jahren hat Theodor Mommsen seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß die Juden, die das Judentum völlig überwunden haben, die christlich-deutsch denken und fühlen, in jenem anachronistischen Bau, dem sie doch nur durch den Zufall der Geburt angehören, verbleiben, warum sie nicht in Scharen aus dem Judentum austreten, sei es, um Christen zu werden oder als Dissidenten zu leben; warum sie nicht wenigstens ihre Kinder jener Gemeinschaft frühzeitig entfremden und dem Christentum zuführen, nach dem bekannten Grundsatze, daß das

Digitized by Google

Kleinere im Größern, das Schlechtere im Bessern aufgehen muß. Der Philister des Vereins israelitischer Studenten ist für solche Erwägungen nicht empfänglich; nach dem Grundsatz, daß sich die äußersten Gegensätze berühren, eignet er sich die Gründe des Rassen-Antisemitismus an, daß nämlich die Judenfrage keine Religions-, sondern eine Rassenfrage sei; wehmütig weist er darauf hin, daß die Zeiten, wo die zum Christentum übergetretnen Juden in Preußen nicht nur keine Zurücksetzung, sondern anscheinend sogar eine Bevorzugung zu erwarten hatten (man denke an Neander, Stahl, Friedberg, Simson), längst und für immer vorbei seien, und daß er durch den Austritt aus dem Judentum wohl sein Religionsbekenntnis, allenfalls auch seinen Namen ändern könne, nicht aber seine Nationalität, seine Rasse, die ihn von den christlichen Mitbürgern unterscheidet. Der Philister des Vereins israelitischer Studenten übersieht bei dieser Begründung nur, daß, wenn schon seine Eltern oder Großeltern den ihnen von Mommsen angeratnen Schritt gethan hätten, er eben gar nicht mehr nötig gehabt hätte, in den Verein israelitischer Studenten einzutreten, daß also eben — einer den Anfang machen muß. Was der große Rechtslehrer Savigny in seiner berühmten Schrift „Vom Beruf unsrer Zeit zur Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" am Anfang des Jahrhunderts vorausgesagt hat, ist völlig in Erfüllung gegangen: die Juden führen trotz ihrer durch die französische Gesetzgebung zu Anfang des Jahrhunderts eingeführten „Emanzipation" noch heute ein klägliches Sonderdasein, und zur Verewigung der Judenfrage trägt wieder bei das Erzeugnis der neusten Zeit, die „Vereine israelitischer Studenten," die nach und nach an allen Universitäten entstehen.

Kanalabgaben. Die den Dortmund-Rhein-Kanal betreffende Vorlage würde im preußischen Abgeordnetenhause vielleicht angenommen worden sein, wenn sich die Kanalfreunde die von der Gegenpartei geforderte Bedingung gefallen lassen hätten, daß die Kosten des Kanalbetriebs durch eine Kanalabgabe gedeckt werden sollten. Der Regierungsbaumeister E. Lühning weist nun in einem Schriftchen*) nach, daß die Forderung durchaus berechtigt sei, da, wer die Vorteile einer Verkehrsanstalt genießt, auch die Kosten zu tragen habe, und da es den Landwirten nicht zugemutet werden könne, als Steuerzahler zu den Betriebskosten von Kanälen beizutragen, die die Einfuhr ausländischen Getreides erleichtern und verbilligen. Die Kanalabgabe soll nicht den Charakter einer Steuer, eines Zolls tragen, sondern eben nur die Kosten bezahlen; eine solche Abgabe soll aber nach Ansicht des Verfassers auch den Benutzern natürlicher Wasserstraßen auferlegt werden, sofern diese durch Schleusen und Regulierungen Kosten verursachen. Auch bei Entrichtung einer Abgabe werden die Wasserstraßen immer noch den Eisenbahnen überlegen bleiben, da diese allermindestens 2,72 Pfennige für den Tonnenkilometer fordern müssen, jene aber höchstens 1,1 Pfennig zu fordern brauchen. Die Abgabe soll aber nicht nach Tonnenkilometern, sondern nach Kanalstrecken und Raummetern oder Registertonnen berechnet werden, weil sich nur an Ladeplätzen, nicht aber auf Durchgangsstationen das Gewicht der Ladung ermitteln lasse. Die Hebestellen sollen zugleich zur Inspektion der Manometer benutzt werden, damit dem gefährlichen Überheizen der Kessel gesteuert werde.

*) Der Ausbau der deutschen Binnenwasserstraßen und deren Abgaben. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1898.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Der Beschluß des Bundesrats in der Lippischen Thronfolgefrage

Von Stephan Kekule von Stradonitz

Die Würfel sind gefallen. Am 5. Januar dieses Jahres ist die Entscheidung des Bundesrats in dem Streite zwischen Schaumburg-Lippe und Lippe erfolgt.

Ehe jedoch auf den Wortlaut, die rechtliche Grundlage, den Inhalt und die Tragweite dieses Beschlusses eingegangen werden kann, ist es unumgänglich und geboten, den Gang des Rechtsstreits bis zum Beschlusse genau, wenn auch so kurz als irgend möglich, darzulegen.

Nur so wird der Beschluß völlig verständlich.

1

Am 26. November 1896 stellte Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld, wie inzwischen auch in der Presse mitgeteilt worden ist, bei dem unter Vorsitz des Königs von Sachsen zur Entscheidung des ersten Aktes, wie man wohl sagen darf, der Lippischen Thronfolgefrage zusammengetretnen Schiedsgericht den Antrag:

> „Hohes Schiedsgericht wolle Urteil dahin erlassen, daß nach Erledigung des zur Zeit von Seiner Durchlaucht dem Fürsten Karl Alexander zur Lippe innegehabten Thrones die gräflich erbherrliche Linie zur Lippe-Biesterfeld zur Regierungsnachfolge im Fürstentum zuerst und ausschließlich berechtigt und berufen ist."

Hierauf entgegnete die Schaumburgische Erklärung vom 9. Februar 1897:

> „Hinsichtlich des Biesterfelder Antrags ist noch zu bemerken, daß derselbe so, wie er angebracht ist, im Widerspruche mit dem Schiedsvertrage

Digitized by Google

steht. Nach diesem unterliegt der Entscheidung des hohen Schiedsgerichts nur die Frage, wer von den drei Paziszenten (dem Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld, dem Grafen Ferdinand zur Lippe-Weißenfeld und dem Fürsten Georg zu Schaumburg-Lippe — d. V.) zuerst zur Thronfolge im Fürstentum Lippe berechtigt und berufen sei. Das hohe Schiedsgericht wird weder in der Lage sein, etwa der Linie des Grafen zu Biesterfeld, noch gar ihr ausschließlich das Thronfolgerecht zuzusprechen. Letzteres nicht, da den Linien Weißenfeld und Schaumburg ihr Thronfolgerecht, soweit es überhaupt besteht, auch gewahrt bleibt, wenn die Biesterfelder Linie als zuerst zur Thronfolge berechtigt anerkannt werden sollte.

Gegen die Linie Biesterfeld, speziell gegen die Deszendenz des Grafen Ernst zu Lippe-Biesterfeld liegen aber noch selbständige Anfechtungsgründe vor, die hier nicht zur Erörterung stehen."

Der am 22. Juni 1897 gefallne Schiedsspruch lautet wörtlich, wie folgt:

„Seine Erlaucht der Graf Ernst Kasimir Karl Eberhard Graf und Edler Herr zur Lippe-Biesterfeld ist nach Erledigung des zur Zeit von Seiner Durchlaucht dem Fürsten Karl Alexander zur Lippe innegehabten Thrones zur Regierungsnachfolge in dem Fürstentum Lippe berechtigt und berufen."

Es ist ohne weiteres klar, daß allein schon nach diesem Wortlaut, namentlich aber, wenn man ihn im Vergleich mit den geschilderten Vorgängen betrachtet, nur die Thronfolgefähigkeit des Grafen Ernst, nicht aber die Thronfolgefähigkeit und Ebenbürtigkeit seiner Söhne oder gar der Söhne seiner Brüder rechtskräftig feststeht. Höchstens wird man ex aequo et bono noch folgern können, aus dem Schiedsspruch ergebe sich auch die Thronfolgefähigkeit der Brüder des Grafen Ernst, da diese mit ihm hinsichtlich der Abstammungsverhältnisse in genau der gleichen Rechtslage sind.

Unmittelbar nun, nachdem Graf Ernst infolge dieses Schiedsspruchs die Regentschaft übernommen hatte, legte der Fürst zu Schaumburg-Lippe bei dem Lippischen Landtage und unter dem 9. Juli auch bei dem Bundesrate Protest dagegen ein,

„daß die Nachkommenschaft des Grafen Ernst aus der unebenbürtigen Ehe mit der Gräfin Karoline, gebornen Gräfin Wartensleben als zur Thronfolge berechtigt angesehen werden könne."

Erläuternd ist hier zu bemerken, daß die Söhne der Brüder des Grafregenten, deren Ehen bisher überhaupt mit Söhnen gesegnet sind, an demselben Ebenbürtigkeitsdefekt laborieren, wie die Söhne des Grafregenten aus dessen Ehe mit der Gräfin Karoline Wartensleben, daß aber natürlich zur Zeit für Schaumburg keine Veranlassung vorlag, auch gegen die Ebenbürtigkeit dieser Ehen zu protestieren.

Digitized by Google

Der angeführte Schaumburgische Protest hatte nun zur Folge, daß die Lippische Regierung im Lippischen Landtag einen Gesetzentwurf einbrachte, durch den namentlich Thronfolge und Regentschaft geregelt und vor allem die Söhne des Grafen Ernst für successionsberechtigt erklärt werden sollten (28. Oktober).

Gegen den Erlaß dieses Gesetzes und von neuem gegen die Ebenbürtigkeit der Kinder des Grafen Ernst protestierte der Fürst zu Schaumburg-Lippe (12. November).

Die Antwort des Landtags war folgender Beschluß:

1. daß der Landtag kein Bedenken in die Ebenbürtigkeit der erlauchten Söhne des Grafregenten setzt;

2. daß der Landtag die Herstellung dauernder Zustände für eine Notwendigkeit und so dringend hält, daß baldige Klärung der Sachlage durch alle gesetzlichen Mittel unvermeidlich ist, und daß hierzu auch der Weg der Gesetzgebung gerechnet wird;

3. daß der Landtag deshalb erwarten darf, daß Seine Durchlaucht der Fürst zu Schaumburg-Lippe bis spätestens zum 1. Februar 1898 zur Geltendmachung den Weg gerichtlicher Entscheidung betritt;

4. daß, falls eine Klage innerhalb obiger Frist nicht erfolgt ist, der Landtag den Protest Seiner Durchlaucht ferner nicht berücksichtigen und versuchen wird, mit Seiner Erlaucht dem Grafregenten Vereinbarungen zum Zwecke der Ordnung der Thronfolge- und Regentschaftsfrage zu schließen (20. November).

Bei diesem Beschluß ist der Lippische Landtag offenbar von der unzweifelhaft irrigen Ansicht ausgegangen, es handle sich um einen Streit „privatrechtlicher Natur," den der Fürst zu Schaumburg-Lippe durch Klageerhebung bei einem bürgerlichen Gerichte zur Entscheidung zu bringen in der Lage sei. Indessen kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß jedes ordentliche Gericht auf eine derartige Klage den Rechtsweg, weil es sich nicht um eine Klage privatrechtlicher Natur handelte, für unzulässig hätte erklären müssen (§ 17 des Gerichtsverfassungsgesetzes), sobald gegnerischerseits die entsprechende prozeßhindernde Einrede vorgebracht worden wäre (§ 247 der Zivilprozeßordnung).

Da dem Fürsten zu Schaumburg-Lippe mit diesem Landtagsbeschluß eine unerfüllbare Bedingung auferlegt worden war, erhob die Schaumburg-Lippische Staatsregierung bei der Regierung des Fürstentums Lippe Einspruch gegen das beabsichtigte Gesetz, indem sie der Regierung das Recht bestritt, die Thronfolge in Lippe mit dem Landtage ohne Zustimmung der Agnaten selbständig zu regeln (4. Januar 1898).

Als die Lippische Regierung hierauf ablehnend antwortete (11. Januar), rief endlich die Schaumburg-Lippische Staatsregierung auf Grund des Artikels 76, Absatz 1 der Reichsverfassung die Entscheidung des Bundesrats an und beantragte, die Lippische Regierung zur Zurückziehung des eingebrachten Gesetzentwurfs zu veranlassen (20. Januar).

Digitized by Google

Die Lippische Regierung bestritt ihrerseits beim Bundesrat dessen Zuständigkeit (1. Februar).

Es erging nunmehr folgender Beschluß des Bundesrats:

„an die Fürstlich lippische Regierung das Ersuchen zu richten, zu veranlassen, daß vor der Beschlußfassung des Bundesrats über den Antrag von Schaumburg-Lippe der Beratung des dem Lippischen Landtage vorliegenden Gesetzentwurfs, betreffend Thronfolge und Regentschaft im Fürstentum Lippe, kein Fortgang gegeben werde" (3. März).

Hierbei bestand im Bundesrat Einverständnis darüber, daß der Bundesrat durch diesen Beschluß weder der Frage seiner Zuständigkeit, den Antrag Schaumburg-Lippe vom 20. Januar zu erledigen, noch einer sachlichen Entscheidung des Streites vorgreifen wolle.

Trotz dieses Bundesratsbeschlusses kam in Lippe am 28. März unter Hochdruck der Regierung eine Novelle zum Lippischen Regentschaftsgesetz vom 24. April 1895 zu stande, wonach Nachfolger des Grafregenten Ernst in der Regentschaft sein jeweilig ältester Sohn sein soll. Eine jährliche Abgabe von achttausend Mark aus dem Domanialeinkommen an die Landeskasse war, nebenbei bemerkt, der Preis für die Majorität des Lippischen Landtages. Es ist klar, daß diese Novelle, wenn auch nicht dem Wortlaute, so doch dem Sinne des Bundesratsbeschlusses vom 3. März widerspricht.

Bereits am 18. März hatte die Schaumburgische Regierung beim Lippischen Landtage gegen den Erlaß dieser Novelle protestiert.

Am 18. Mai beantragte sie beim Bundesrate unter Wiederholung des Antrages vom 20. Januar:

„der Bundesrat möge erklären, daß das Regentschaftsgesetz vom 24. März 1898 für Seine Hochfürstliche Durchlaucht den Fürsten zu Schaumburg-Lippe und sein Haus unverbindlich sei, und beschließen, daß die Fürstlich lippische Regierung hiervon verständigt werde."

Was dann noch erfolgte, kann hier nicht weiter interessieren. Es ist ein reges Austauschen und Überreichen von Schriftsätzen und Rechtsgutachten seitens der streitenden Teile.

Seit dem 18. Mai sind Monate ins Land gegangen: ein Beweis dafür, einer wie gründlichen und sorgfältigen Erwägung durch die verbündeten Regierungen die Angelegenheit unterzogen worden ist.

Der nun mit erdrückender Mehrheit gegen wenige Stimmen (darunter natürlich die des Fürstentums Lippe) gefaßte Beschluß des Bundesrats lautet folgendermaßen:

„1. daß — nachdem die fürstlich schaumburg-lippische Regierung der fürstlich lippischen Regierung das Recht bestritten hat, die Thronfolge in Lippe mit den gesetzgebenden Faktoren des Fürstentums selbständig zu regeln, nachdem die fürstlich lippische Regierung abgelehnt hat, diesem Einspruche der fürstlich schaumburg-lippischen Regierung Folge zu geben,

Digitized by Google

und nachdem hierauf die fürstlich schaumburg-lippische Regierung die Entscheidung des Bundesrats angerufen hat — die Zuständigkeit des Bundesrats zur Erledigung der Streitigkeit nach Artikel 76, Absatz 1 der Reichsverfassung begründet sei;

2. daß zur Zeit kein hinreichender Anlaß zu einer sachlichen Erledigung gegeben sei, da ein mit den Ansprüchen Schaumburg-Lippes unvereinbarer Fall der Thronfolge oder Regentschaft in Lippe nicht vorliege;

3. daß durch diesen Beschluß einer spätern Entscheidung über die Wirksamkeit der Akte der lippischen Landesgesetzgebung gegenüber den von Schaumburg-Lippe erhobnen Thronfolge- und Regentschaftsansprüchen nicht vorgegriffen werde;

4. daß auf eine Würdigung aller weitern an den Bundesrat in dieser Sache gelangten Anträge, Erklärungen und Schriftsätze nicht einzugehen sei."

Für jeden, der nicht das Scheuleder des Partikularismus oder der einseitigen Biesterfelder Interessenvertretung vor Augen hatte, kommt dieser Beschluß in keiner Weise unerwartet. Er ist erfolgt, wie er nach Recht und Verfassung erfolgen mußte. Eine freudige Überraschung ist nur die große Mehrheit: es sind nur zehn der achtundfünfzig Stimmen des Bundesrats (Preußen hat bekanntlich siebzehn Stimmen) dagegen gewesen. Dagegen stimmten: Bayern mit sechs, Meiningen, Reuß ä. L. und Lippe mit je einer Stimme. Ob die zehnte Stimme die von Mecklenburg-Strelitz oder die von Schwarzburg-Sondershausen ist, konnte ich bisher nicht feststellen. Noch erfreulicher ist es, daß es gerade der König von Sachsen war, der für den Antrag Preußen, dem eine knappe Majorität schon seit etwa zwei Monaten absolut gesichert war, die Formulierung fand, die den damals noch bedenklichen Staaten die Zustimmung ermöglichte. Warum das als ein besonders glücklicher Umstand angesehen werden muß, bedarf keiner nähern Ausführung.

Die Rechtsauffassung nun, die sich der Bundesrat nunmehr zu eigen gemacht hat, ist von mir, in meiner Eigenschaft als Ratgeber des Schaumburg-Lippischen Hauses für die Thronfolgeangelegenheit, vom Sommer 1897 an vertreten worden. Ich habe sie sodann in einem der Schaumburg-Lippischen Regierung unter dem 28. März 1898 erstatteten und von dieser dem Bundesrate überreichten Gutachten niedergelegt und begründet. Ich habe sie endlich, nachdem mir eine staatsrechtliche Autorität wie Zorn in einem gleichfalls dem Bundesrate überreichten Gutachten vom 6. Juli in allen wesentlichen Punkten zugestimmt hatte, in Gemeinschaft mit Zorn mit Nachdruck gegen die Angriffe der Gegenseite, insbesondre eines der namhaftesten Staatsrechtslehrer, des Professors von Seydel in München, in der Presse und sonst (von Zorn erwähne ich noch besonders das Gutachten vom 29. Oktober) verfochten.

Wenn ich daher im Nachfolgenden bei der Darlegung der Rechtsgründe,

Digitized by Google

aus denen der Beschluß des Bundesrats abzuleiten ist, meine eignen frühern Ausführungen zu Grunde lege, so wird man das wohl verzeihlich finden. Ich stehe dabei von einer Polemik gegen Seydel völlig ab. Roma locuta est: der Bundesrat hat Herrn von Seydel mit großer Mehrheit Unrecht gegeben. Daran kann auch der sonderbare Versuch Seydels in Nr. 9 der Münchner Allgemeinen Zeitung, den Nachweis zu führen, eigentlich hätte Schaumburg Unrecht und er Recht bekommen, nichts ändern. Das genügt mir aber völlig, um so mehr, da feststeht, daß Seydel, durch den selbstgefälligen und anmaßenden Ton in seiner der lippischen Regierung erstatteten und von dieser dem Bundesrate offiziell überreichten Denkschrift, einen oft sogar höhnischen Ton gegen die Anträge Schaumburg-Lippes und die Gutachten von Zorn und mir, der Sache, deren Anwalt er war, mehr geschadet als genützt hat.

2

Artikel 76, Absatz 1 der Reichsverfassung, aus dem der Bundesrat seine Zuständigkeit für begründet erklärt hat, lautet:

> „Streitigkeiten zwischen verschiednen Bundesstaaten, sofern dieselben nicht privatrechtlicher Natur und daher von den kompetenten Gerichtsbehörden zu entscheiden sind, werden auf Anrufen des einen Teils von dem Bundesrate erledigt."

Daß der Bundesrat von dem einen Teile, nämlich von Schaumburg-Lippe, angerufen worden war, unterlag nach dem oben mitgeteilten Gange der Dinge keinem Zweifel, ebenso wenig, daß es sich nicht um eine „Streitigkeit privatrechtlicher Natur" handelte, deren Entscheidung den „kompetenten Gerichtsbehörden" zufällt.

Bestritten war dagegen, ob eine „Streitigkeit zwischen verschiednen Bundesstaaten" vorliege, oder genauer gesagt, ob der Staat Schaumburg-Lippe Streitteil sei, denn darüber, daß Lippe als Staat am Streite beteiligt sei, herrschte gleichfalls keine Meinungsverschiedenheit.

Von drei Gesichtspunkten aus ist schaumburg-lippischerseits die Anwendbarkeit des Artikels 76, Absatz 1 begründet worden:

1. Das Wort Bundesstaat ist in der Reichsverfassung gleichbedeutend mit „Bundesglied," unter Bundesglied nach dem Sprachgebrauche und nach der Terminologie der Reichsverfassung aber auch ein Bundesfürst zu verstehen. Eine Staatenstreitigkeit im Sinne des Artikels 76, Absatz 1 liegt also vor, wenn im Streite sind:
   a) Bundesstaat gegen Bundesstaat;
   b) Bundesfürst gegen Bundesstaat;
   c) Bundesfürst gegen Bundesfürst.

2. Der Streit, worin der Fürst zu Schaumburg-Lippe gegen den Staat Lippe den Bundesrat angerufen hat, ist seiner Natur als Thronstreit nach kein persönlicher Streit des Fürsten als Thronprätendenten, sondern ein Streit des

Digitized by Google

Staates Schaumburg-Lippe, weil der Inhaber der Staatsgewalt in diesem Fürstentum auf Thron und Staatsgebiet eines andern deutschen Bundesstaats für sich und seinen Staat Anspruch erhebt.

3. Thatsächlich ist von dem Fürsten zu Schaumburg-Lippe die Angelegenheit zur Sache und zum Streit des von ihm regierten Bundesstaats gemacht und von der Regierung dieses Staats aufgenommen worden, der Fürst führt den Streit unter Einsetzung seiner landesherrlichen Persönlichkeit und mit den Machtmitteln des Landesherrn.

Aus den Gesichtspunkten zu 2 und 3 ergiebt sich unmittelbar, daß auch der Staat Schaumburg-Lippe Streitteil ist, aus dem Gesichtspunkte zu 1, daß er es im Sinne des Artikels 76, Absatz 1 ist. Den ersten hatte ich in meinem Gutachten vom 28. März 1898, den dritten in meinem Nachtrage dazu in den Hamburger Nachrichten in den Vordergrund geschoben, während sich Zorn in seinem Gutachten wesentlich auf den zweiten stützte.

Dem Bundesratsbeschlusse vom 5. Januar sind keine Entscheidungsgründe beigegeben, es ist also auch nicht erkennbar, welche der vorstehenden Gesichtspunkte der Bundesrat als durchschlagend angesehen, welche er etwa nicht gebilligt hat. Daß sie innerlich nicht sehr von einander verschieden sind, springt in die Augen. Nur das ist zweifellos, daß er sich für materiell, nicht etwa bloß formell, zuständig erklärt hat. Daraus gewinnt die Staatsrechtswissenschaft für zukünftige Fälle als sicheres Ergebnis den Satz, daß, wenn der Inhaber der Staatsgewalt eines deutschen Bundesstaats mit einem andern Bundesstaate über die Thronfolge in diesem im Streite liegt und den Bundesrat durch seine Regierung zur Erledigung dieses Streites anruft, eine Streitigkeit zwischen verschiednen Bundesstaaten im Sinne des Artikels 76, Absatz 1 der Reichsverfassung vorliegt und die Zuständigkeit des Bundesrats begründet ist. Noch offen geblieben ist die Frage der Zuständigkeit dagegen für den Fall, daß zwei Bundesfürsten unter einander etwa um die Thronfolge in einem dritten Staate streiten würden.

Soviel über die Zuständigkeitsfrage.

Was war nun der Gegenstand der zwischen Schaumburg-Lippe und Lippe herrschenden Streitigkeiten?

Der eigentliche Gegenstand des Streites war die Ebenbürtigkeit der Gemahlin des jetzigen Grafregenten, der Gräfin Karoline, gebornen Gräfin Wartensleben und somit die Successionsfähigkeit der Söhne aus dieser Ehe. Den Streit hierüber hatte die lippische Regierung dadurch beendigen zu können geglaubt, daß sie die Thronfolgefähigkeit dieser Söhne auf dem Wege der Landesgesetzgebung festlegte. Dadurch erst ist Schaumburg-Lippe gezwungen worden, beim Bundesrate überhaupt und namentlich schon jetzt Recht zu suchen.

Von diesem Augenblick an handelte es sich also um zwei von einander wohl zu unterscheidende, wenn auch innerlich im engsten Zusammenhange stehende Streitigkeiten. Die eine dieser Streitigkeiten betrifft die Frage, ob

Digitized by Google

die lippische Landesgesetzgebung berechtigt ist, einseitig und unter Widerspruch in ihren Rechten vermeintlich beeinträchtigter Agnaten die Thronfolge- und Regentschaftsordnung zu regeln, die andre die Frage, ob durch die geplante und teilweise durchgeführte Regelung der Thronfolge- und Regentschaftsordnung Rechte der Agnaten beeinträchtigt werden, mit andern Worten, ob die Söhne des Grafregenten Ernst zur Thron- und Regentschaftsfolge im Fürstentume Lippe berechtigt sind. Ist der Bundesrat aber zuständig, die zweite dieser Streitigkeiten zu erledigen, so ergiebt sich mit logischer Notwendigkeit, daß sie durch Akte der Landesgesetzgebung seiner Zuständigkeit nicht entzogen werden kann.

Schon in meinem Gutachten hatte ich mich dahin ausgesprochen, nur die erste der Streitigkeiten sei eine gegenwärtige, die zweite sei eine zukünftige, und zwar aus folgenden Gründen. Gegenwärtig steht nicht nur fest, wer in Lippe Fürst ist (der kranke Fürst Alexander), sondern kraft Schiedsspruchs auch, wer nach ihm den Thron einzunehmen hat (der jetzige Grafregent Ernst). So lange diese beiden Personen noch am Leben sind, kann die Successionsfähigkeit der Söhne des Grafen Ernst nicht Gegenstand einer „Erledigung" des Bundesrats sein, weil in einem Streite um die Thronfolge erst dann und in dem Augenblicke von einer actio nata gesprochen werden kann, wenn Streit darüber besteht, an wen der Thron als an den berechtigten Inhaber gefallen ist; frühestens dann, wenn Zweifel herrscht, wer infolge der Primogeniturordnung der nächste Thronfolger (Erbprinz) ist. Hieraus folgerte ich für den Bundesrat die Unmöglichkeit, zur Zeit über die Thronfolgefähigkeit der Söhne des Grafen Ernst eine sachliche Entscheidung zu fällen. Diese Unmöglichkeit ergab sich für mich schon allein daraus, daß der Grafregent seine sämtlichen Söhne überleben kann.

Von solchen Erwägungen ausgehend hat Schaumburg-Lippe beim Bundesrat auch gar nicht beantragt, zur Zeit in eine sachliche Entscheidung über die Thronfolgefähigkeit der Söhne des Grafen Ernst einzutreten.

Andrerseits sprach ich die Ansicht aus, daß die erste der Streitigkeiten (über die Verbindlichkeit einseitiger Akte der lippischen Landesgesetzgebung) vom Bundesrat schon jetzt entschieden werden könne und müsse, und daß sie in verneinendem Sinne entschieden sei, sobald der Bundesrat seine Zuständigkeit bejahe. Denn eine Streitigkeit kann unmöglich zugleich eine zwischenstaatliche sein und als solche zur Kompetenz des Bundesrats gehören und zugleich eine innerstaatliche, die als solche endgiltig von der Landesgesetzgebung entschieden wird.

Aus alle dem hatte ich den Schluß gezogen, daß der Beschluß des Bundesrats, nach Bejahung seiner Zuständigkeit gemäß Artikel 76, Absatz 1, weiter lauten müsse:

2. in eine sachliche Erledigung des Streits über die Successionsfähigkeit der Söhne des Grafen Ernst und infolgedessen über die Giltig-

Digitized by Google

keit etwaiger, diese Successionsfähigkeit aussprechender Landesgesetze wird zur Zeit (d. h. vor dem Ableben des Grafregenten Ernst oder des kranken Fürsten Alexander) nicht eingetreten;

3. die Wirksamkeit derartiger Akte der Landesgesetzgebung unterliegt, sobald actio nata sein wird und Schaumburg-Lippe den Bundesrat deshalb anruft, der Nachprüfung durch den Bundesrat.

Dieses war meine Meinung. Zorn trat ihr im wesentlichen bei, sprach sich aber dahin aus, daß die sachliche Erledigung vom Bundesrat sogleich vorgenommen werden könne und aus praktischen Gründen auch sogleich vorgenommen werden müsse, rechtlich sei indessen dem Bundesrat die Möglichkeit gegeben, seine sachliche Entscheidung nach Bejahung seiner Zuständigkeit noch auszusetzen.

Prüft man nun die Absätze 2 und 3 des Bundesratsbeschlusses, so ergiebt sich, daß er auch hier den oben vorgetragnen Ansichten vollkommen beigetreten ist, wenn auch unentschieden bleibt, ob er sich auf den Standpunkt der actio non jam nata gestellt hat, oder ob er angenommen hat, er könne zwar die sachliche Entscheidung schon jetzt vornehmen, aus praktischen Gründen aber hiervon Abstand nehmen.

Absatz 2 des Beschlusses besagt nämlich nichts andres, als daß die sachliche Entscheidung über die Ebenbürtigkeit der Söhne des Grafregenten erst dann möglich oder wenigstens notwendig ist, wenn die Thronfolge eines dieser Söhne unmittelbar in Frage steht.

Absatz 3 stellt fest, daß eine, zugleich mit der sachlichen Entscheidung über die Thronfolgefähigkeit der Söhne des Grafen Ernst später vorzunehmende Nachprüfung über die Wirksamkeit der Akte der Lippischen Landesgesetzgebung gegenüber den von Schaumburg-Lippe erhobnen Thronfolge- und Regentschaftsansprüchen dem Bundesrate kraft seiner Zuständigkeit vorbehalten bleibt.

3

Sucht man sich nun die Wirkung des Beschlusses für die streitenden Teile klar zu machen, so ergiebt sich: Schaumburg-Lippe hat die Sicherheit gewonnen, daß seine vermeintlichen Rechte nicht durch einseitige Akte der Landesgesetzgebung, die ja in diesem Falle Partei ist, geschmälert werden können. Es hat ferner eine unparteiische Instanz erlangt, die den Streit über die Thronfolgefähigkeit der jüngsten Generation des Hauses Lippe-Biesterfeld, sobald diese Frage aktuell ist, nach Recht und Gesetz entscheiden wird. Lippe-Biesterfeld sieht sich allerdings der Möglichkeit beraubt, die Streitfrage einseitig und unter Beiseitesetzung der Rechte der widersprechenden Agnaten mit dem bei angemessener jährlicher Abgabe aus dem Domanialvermögen an die Landeskasse vielleicht willfährigen Landtage des Fürstentums zu beendigen.

Dafür hat es aber die Gewißheit, für den Fall, daß dereinst der Bundes-

Digitized by Google

rat sich zu Gunsten der Erbfolgefähigkeit der jüngsten Biesterfelder Generation aussprechen würde, diese Erbfolgefähigkeit aller weitern Anfechtung entzogen zu sehen. Man sollte auch meinen, eine so konservativ und monarchisch denkende Familie, wie das Haus Biesterfeld, könne den Vorteil nicht verkennen, der in diesem Falle für sie daraus erwachsen würde, nicht „von Landtags Gnaden," sondern kraft Richterspruches der Gesamtheit der deutschen Bundesfürsten zur Innehabung des Lippischen Thrones berechtigt zu sein.

Das Haus Biesterfeld hat übrigens so oft den Satz „Recht muß Recht bleiben" als seinen Wahlspruch im Thronfolgestreite hingestellt, daß es sich ohne Zweifel sonder Bitterkeit dem Zuständigkeitsbeschlusse des Bundesrats fügen wird. Ist es von dem Thronfolgerecht seiner jüngsten Generation überzeugt, so kann es ja auch mit Ruhe der dereinstigen Entscheidung der deutschen Fürsten entgegensehen.

Daß es für die Bevölkerung Lippes nicht gerade angenehm ist, in einer vielleicht Jahrzehnte dauernden Ungewißheit darüber zu schweben, ob der lippische Thron im Hause Biesterfeld vom Vater auf den Sohn oder nur von Bruder zu Bruder übergeht, ob nicht vielleicht die ganze Herrschaft des Hauses eine Episode von verhältnismäßig kurzer Dauer sein wird, soll nicht geleugnet werden. Indessen sind das Verhältnisse, die in jedem Lande und in jeder regierenden Familie, wenn der Landesherr oder gar mehrere Mitglieder des regierenden Hauses ohne Söhne sind, eintreten können. In einem solchen Falle muß man sich auch damit abfinden, und ich glaube, daß man die nachteiligen Folgen solcher Verhältnisse sehr überschätzt. Im gegenwärtigen Stadium des lippischen Streites war meiner Meinung nach rechtlich keine andre Entscheidung des Bundesrats möglich.

4

Nachdem nun so Begründung, Inhalt und Wirkung des Bundesratsbeschlusses vom 5. Januar 1899 einer genauen Betrachtung unterzogen worden sind, erscheint es endlich noch notwendig, sich über seine allgemeine Tragweite klar zu werden. Diese ist doch am Ende das Wichtigste, und daß sie sehr groß ist, ist nicht zu verkennen.

Der Beschluß schafft zunächst eine staatsrechtliche Streitfrage aus der Welt. Das ist ein unleugbarer Vorteil. Ich habe schon oben das juristische Prinzip aus dem Bundesratsbeschlusse herauszuschälen versucht. Für gleichartige Fälle von Thronstreitigkeiten steht nun fest, daß der Bundesrat zuständig ist. Thronstreitigkeiten liegen aber auch in andern Bundesstaaten durchaus nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit. Eine ruhige, friedliche, unparteiische Erledigung durch die oberste Instanz des Reichs ist nunmehr gewährleistet. Damit ist aber auch gewährleistet, was Zorn mit so treffenden Worten aussprach, daß ich mir erlaube, sie wörtlich anzuführen: „daß das Reich über die Grundlagen seines Bestandes und damit am letzten Ende seiner Existenz selbst entscheiden kann und nicht mit gebundnen Händen der Landes-

Digitized by Google

gesetzgebung ausgeliefert ist, auch wenn deren Gang zu unlösbaren Streitfragen unter Bundesgliedern führt." Gewährleistet ist, wie Zorn es treffend nannte: „die Festigkeit der Rechtsordnung. Denn Rechtsunordnung ist es und bleibt es, wenn ein Thronfolgestreit, der zwischen Bundesgliedern schwebt, nicht in der Form Rechtens erledigt werden kann."

Daß die Landesgesetzgebung einen solchen Streit nicht in der Form Rechtens erledigen kann, ist doch ebenso wenig zu bezweifeln, wie daß ein Thronprätendent, gleich dem Fürsten zu Schaumburg-Lippe, wenn er beim Bundesrate keine Rechtshilfe findet, wie Zorn sagt, keine Möglichkeit hat: „das nach seiner Überzeugung ihm zustehende gute Recht zu erstreiten oder eine Feststellung hierüber in der Form Rechtens herbeizuführen, denn die völkerrechtlichen Mittel sind ihm gleichfalls versagt." Entspricht diese Sicherheit der Rechtsordnung nicht den Eingangsworten der Reichsverfassung, daß ein ewiger Bund geschlossen ist „zum Schutze des Bundesgebiets und des innerhalb desselben giltigen Rechtes"?

Gefestigt und gestärkt ist, dank der Besonnenheit und Einsicht der verbündeten Regierungen, die Reichsgewalt aus dem Streite hervorgegangen, der infolge einer geschickten Mache und unablässiger Verhetzung und Irreführung der öffentlichen Meinung — lippischerseits ist seinerzeit einem leitenden Staatsmanne gegenüber gedroht worden: Wir machen die ganze Presse mobil, wir veranlassen einen Reichstagsskandal! — schon bedrohlich zu werden anfing. „Daß alle Schritte in diesem Sinne ein Segen sind, läßt sich doch nicht verkennen" (Treitschke).

Mit Recht ist daher der vorliegende Bundesratsbeschluß als eine nationale That gepriesen worden. Noch in der ersten Zeit des Deutschen Bundes waren bei dem thüringischen Erbfolgestreite (1825 bis 1826) alle Staatsmänner, sowohl die kleinstaatlichen wie die von Preußen und Österreich, entschlossen, jedes Tribunal dem des Deutschen Bundes vorzuziehen (Roscher). Welche Wendung seitdem! Quod bonum, felix faustumque sit!

Die Unbeliebtheit der Generalkommissionen

Durch die Regulierung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse, durch die Befreiung des Grund und Bodens von kulturhemmenden Lasten, durch die Zusammenlegung der Grundstücke u. a. m. haben sich die Generalkommissionen hoch anzuschlagende Verdienste um das Wohl des preußischen Staates erworben. Und doch erfreuen sie sich einer weitgehenden Unbeliebtheit! Die zahlreichen Angriffe, die seit langen Jahren in der Presse wie in parlamentarischen Körperschaften gegen

Digitized by Google

die Generalkommissionen erhoben werden, lassen darüber keinen Zweifel. Es ist deshalb wohl am Platze, einmal auf die Gründe einzugehen, die zu dieser Unbeliebtheit geführt haben.

Die Angriffe, die offen gegen die Generalkommissionen erhoben werden, gipfeln in Beschwerden über die lange Dauer und die Kostspieligkeit des Verfahrens; in der neuern Zeit, namentlich seit Einführung der Rentengutsgesetze, hat man in dem Ausdruck „büreaukratische Schwerfälligkeit" gern alles zusammengefaßt, was man gegen sie vorzubringen hat.

Der Vorwurf der büreaukratischen Sachbehandlung muß auffallen. Die Generalkommissionen sind die einzigen Behörden, deren Mitglieder während einer Reihe von Jahren (acht bis zehn) im unmittelbaren Verkehre mit der landwirtschaftlichen Bevölkerung gestanden haben. Sie haben sich besonders eine eingehende Kenntnis des Bodens und seiner Ertragsfähigkeit verschafft. Dadurch, daß sie lediglich mündlich mit den Parteien — und zwar in der Regel ohne Zuziehung von Anwälten — verhandelt haben, haben sie gelernt, in das Wesen der Dinge einzudringen. Sie haben Anschauungen, Wünsche und Bedürfnisse der Landbewohner kennen gelernt und sich von der Überzeugung durchdringen lassen, daß mit langen, wohlgedrechselten Verfügungen nicht zu helfen ist, sondern daß frisch und thatkräftig eingegriffen werden muß, um eine praktische Erledigung der Geschäfte zu erzielen. Wenn auch wohl jetzt noch manche Angelegenheiten bei den Generalkommissionen nicht die den Parteien erwünschte Schnelligkeit der Behandlung erfahren, so hat dies seinen Grund vornehmlich in der Natur der Geschäfte, die den Generalkommissionen übertragen sind.*) Häufig, ja in der Regel handelt es sich dabei um die Aufhebung jahrhundertelang bestehender Verhältnisse und deren Ersatz durch neu herzustellende Zustände. Gerade in diesem Umstande liegen Schwierigkeiten, die bei der lediglich erhaltenden und vorzugsweise auf die Erledigung laufender Arbeiten gerichteten Thätigkeit andrer Behörden ausgeschlossen sind. Meistens sind es ferner Angelegenheiten, die an sich äußerst verwickelt und dabei umfangreicher sind als die Arbeiten andrer Provinzialbehörden. Die Zahl der Beteiligten und die Verschiedenheit ihrer Rechtsverhältnisse machen es notwendig, daß die Kommissare der Generalkommission zur Aufklärung aller Streitpunkte häufig an Ort und Stelle verhandeln. Und da diese Verhandlungen nicht immer in einem Zug und Zusammenhang vorgenommen werden können, so beanspruchen sie einen großen Zeitaufwand. Bei den wichtigsten Aufgaben, Separationen, Zusammenlegungen und Rentengutsbildungen, bedarf es umfangreicher Neumessungen und Kartierungen, die zum Nutzen der allgemeinen Landesvermessung und zur Beschaffung richtiger Kataster mit größter Sorgfalt aus-

*) Die Schwierigkeiten, die die Bearbeitung der Auseinandersetzungssachen bietet, sind in dem Berichte des Ministers für Landwirtschaft, Domänen und Forsten über die landwirtschaftliche Verwaltung in den Jahren 1878 bis 1880, S. 268 ff. erschöpfend nachgewiesen. Diese Darstellung ist auch bei der vorliegenden Arbeit benutzt worden.

Digitized by Google

geführt werden müssen. Die Aufgaben der Generalkommissionen würden an sich, namentlich bei dem geringern Boden im Osten, gar keine so sorgfältige und zeitraubende Ausführung dieser Arbeiten erfordern. Zur Beschaffung richtiger Kataster- und Grundbücher sind sie aber genötigt, peinlich genau zu arbeiten. Den Dank für diese dem Staate geleistete Hilfe haben sie dann in den Klagen der Beteiligten über die Verzögerung der Geschäfte! Ferner sind Jahreszeit und Witterung von großem Einfluß auf die Dauer des Verfahrens. Zahl und Umfang der Geschäfte wechseln sehr häufig, sodaß es nicht immer möglich ist, sofort nach eingetretnem Bedürfnis die erforderliche Zahl von Kommissaren, Sachverständigen und Landmessern zur Stelle zu haben. Häufig genug sind es gerade die Parteien selbst, die durch kleinliches Beharren auf grundlosen Ansprüchen, Häufung von Beweismaterial, das sich nachher als untauglich herausstellt, und in andrer Weise eine rasche Erledigung der Geschäfte verhindern. Wenn in der neuern Zeit auch in Rentengutssachen über die lange Dauer des Verfahrens geklagt wird, so wird dabei übersehen, daß diese lange Dauer in der Regel dadurch herbeigeführt wird, daß es den Verkäufern nicht gelingt, tüchtige und vermögende Ansiedler zu gewinnen. Und sind sie gewonnen, so ist die Generalkommission zur Aufklärung der persönlichen und Vermögensverhältnisse der Bewerber wiederum auf andre Personen angewiesen, die sich von der Eilbedürftigkeit der von ihnen verlangten Nachrichten nicht leicht überzeugen lassen. Endlich ist die Gründung einer Kolonie eine so tief in das wirtschaftliche, soziale und politische Leben einer Gegend eingreifende Maßregel, daß Verzögerungen unvermeidlich werden. Das ist um so mehr der Fall, als unsrer Büreaukratie im allgemeinen von der außerordentlichen Bedeutung der innern Kolonisation wenig Verständnis nachzurühmen ist. Manche Beamten stehen dieser Aufgabe geradezu feindlich gegenüber und suchen ihr offen oder versteckt Abbruch zu thun. Manche verhalten sich gleichgiltig dagegen, und nur wenige suchen die Thätigkeit der Auseinandersetzungsbehörden zu fördern. Alle Verzögerungen, die durch solche Unwillfährigkeit entstehen, werden natürlich der leitenden Behörde, der Generalkommission, zur Last gelegt.

Vor den Kosten, die durch Auseinandersetzungssachen entstehen, herrscht noch immer große Angst, und doch ist diese Furcht durchaus unbegründet. Nachdem durch das Gesetz vom 24. Juni 1875 mäßige Pauschsätze eingeführt sind, sind die Kosten nirgends mehr ein Hindernis für die Durchführung von Auseinandersetzungen. Für Separationen und Zusammenlegungen sollen für das Hektar umzulegender Fläche in der Regel 12 Mark erhoben werden, die Generalkommissionen sind aber befugt, diesen Satz unter besondern Umständen bis auf 27 Mark zu erhöhen oder bis auf 3 Mark zu ermäßigen. Man darf als sicher annehmen, daß der Höchstbetrag wohl nur ganz selten erhoben wird, und daß dem Gesetze gemäß Erhöhungen nur bei außergewöhnlich hohem Wert und Ertrag und bei außergewöhnlichem Umfange der Arbeit vorkommen werden; bei den an sich weniger technische Arbeiten erfordernden Rentengutssachen wird

Digitized by Google

der Fall wohl nur selten eintreten, daß der gewöhnliche Pauschsatz von 12 Mark überschritten wird. Dieser ist aber so gering, daß bei wertvollerm Boden der in Rentengutssachen wegfallende Kaufstempel von 1 Prozent fast soviel beträgt wie die Kosten des ganzen Rentengutverfahrens.

Dazu kommt, daß, wenn die Beteiligten der Beihilfe des Staates bedürfen und durch besondre Nachgiebigkeit die Verhandlungen erleichtern, die Kosten ganz oder zum Teil erlassen werden können. Diese Befugnis ist bis zum Betrage von 150 Mark auf die Generalkommissionen übertragen und wird von ihnen in wohlwollender Weise gehandhabt. Die Generalkommissionen sind endlich befugt, die durch eine unrichtige Behandlung der Sache ohne Schuld der Beteiligten entstandnen Kosten niederzuschlagen und für abweisende Bescheide, wenn der Antrag auf nicht anzurechnender Unkenntnis der Verhältnisse oder auf Unwissenheit beruht, Gebührenfreiheit zu gewähren. Auch von dieser Befugnis wird nicht selten Gebrauch gemacht. Was endlich die Kosten der infolge der Ausführung von Auseinandersetzungen und Rentengutsgründungen notwendig werdenden Anlagen an Wegen, Gräben und sonstigen Einrichtungen einschließlich der Kosten für Arbeitslöhne, Steine, Stangen, Pfähle usw. betrifft, so sind hierfür im letzten Staatshaushalt für Auseinandersetzungen 355000, für Rentengutssachen 200000 Mark ausgesetzt. Diese Beiträge reichen vorläufig aus, bedürftigen Beteiligten angemessene Unterstützungen zu gewähren.

Nach alledem kann man füglich behaupten, daß die Klagen über die lange Dauer und die Kosten der Geschäfte der Auseinandersetzungsbehörden, soweit sie begründet sind, nicht den Generalkommissionen zur Last fallen, sondern in der Natur der Geschäfte ihren Grund haben und keine Beachtung finden können, wenn man die Sache selbst für gut und zweckmäßig hält. Im wesentlichen sind diese Klagen — man darf es ruhig aussprechen — auch gar nicht die wirklichen Gründe der Unbeliebtheit der Generalkommissionen. Die wirklichen Gründe liegen auf ganz andern Gebieten. Ein Mitglied des Abgeordnetenhauses (also nach der Ansicht des Herrn Präsidenten von Kröcher einer der klügsten Leute) hat einmal den Ausspruch gethan, es gehöre zum guten Ton, auf die Generalkommissionen zu schimpfen. Der sogenannte „gute Ton“ wird aber in Preußen — und wohl auch anderswo — in nichtmilitärischen Kreisen vorzugsweise durch zwei Bevölkerungsklassen angegeben, die sich großen Ansehens und reicher Machtfülle erfreuen. Und gerade deren Gunst haben sich die Generalkommissionen verscherzt. Diese Gegner sind die gesamte Büreaukratie, besonders in der Verwaltung, und der Großgrundbesitz. Der Grund der Feindschaft liegt bei dem ersten Gegner in der Machtvollkommenheit, die den Generalkommissionen in den bei ihnen anhängigen Geschäften eingeräumt ist; bei dem andern Gegner liegt er in der Thätigkeit der Generalkommissionen selbst. Das bleibt näher zu begründen. Solange eine Auseinandersetzung oder eine Rentengutsbildung bei einer Generalkommission anhängig ist, tritt diese im wesentlichen an die Stelle aller übrigen Verwaltungs- und Justizbehörden.

Digitized by Google

Sie hat, wie es in den Verordnungen vom 20. Juni 1817 und vom 30. Juni 1834 heißt, nicht bloß den Hauptgegenstand der Auseinandersetzung zu regeln, sondern auch alle andern Rechtsverhältnisse, die bei der vorschriftsmäßigen Ausführung der Auseinandersetzung nicht in ihrer bisherigen Lage verbleiben können. Dabei gebührt ihr, außer der allgemeinen Leitung und Belehrung der mit den Auseinandersetzungen beauftragten Kommissare, der Erlaß aller obrigkeitlichen Festsetzungen, deren es bedarf, um die Auseinandersetzung zur Ausführung zu bringen und die Beteiligten zu einem völlig geordneten Zustande zurückzuführen. Ihr gebührt die Bestätigung der Auseinandersetzungsrezesse und die Veranlassung der Zwangsvollstreckung. Wo eine Auseinandersetzung schwebt, unterliegen ferner alle Streitigkeiten, die die Teilnehmungsrechte oder die Art und Weise der Abfindungen betreffen oder sonst in notwendigem Zusammenhange mit der Auseinandersetzung stehen, der Entscheidung der Auseinandersetzungsbehörden. Diese haben also unter anderm über alle Eigentums-, Besitz- und Grenzstreitigkeiten zu befinden. Nicht minder entscheiden sie die Streitigkeiten über die Entschädigungsansprüche aus der Vergangenheit und über die Rückstände von Abgaben, die zur Ablösung gelangen. Sie sind ferner befugt, ihre Vermittlung auch auf Geschäfte sowohl unter den Hauptparteien als unter diesen und andern nicht beteiligten Personen auszudehnen. Und diese Befugnis haben sie sogar dann, wenn die Regelung solcher Geschäfte zwar in keinem Zusammenhange mit dem Hauptgegenstande der anhängigen Auseinandersetzung (Rentengutsbildung) steht, aber zur bessern Ordnung des Hauptgeschäfts gereicht. Sie haben ferner das Interesse der entferntern Teilnehmer, besonders der eingetragnen Hypothekengläubiger sowie der Lehns- und Fideikommißfolger und -Anwärter von Amts wegen wahrzunehmen. Und endlich liegt ihnen auch die Wahrnehmung der landespolizeilichen Interessen z. B. für die öffentlichen Wege ob. Erst mit der Bestätigung des Rezesses tritt mit bestimmten, hier nicht näher zu erörternden Ausnahmen die Zuständigkeit der ordentlichen Justiz- und Verwaltungsbehörden wieder ein. Hiernach setzen sie in der That, solange eine Auseinandersetzung schwebt, alle übrigen Behörden, so weit es sich um den Gegenstand der Auseinandersetzung handelt, fast außer Thätigkeit. Allerdings sind sie immer auf den guten Willen zahlreicher andrer Behörden angewiesen; sie haben noch mancherlei Genehmigungen von Aufsichtsbehörden, Vormundschaftsgerichten usw. einzuziehen, die Regierung um die Berichtigung der Kataster, die Amtsgerichte um die Berichtigung der Grundbücher anzugehen, in Kolonisationsangelegenheiten den Kreisausschuß, in Wegesachen den Landrat zu hören usw., und dadurch werden viele Verzögerungen herbeigeführt, die natürlich alle den Generalkommissionen aufs Kerbholz gesetzt werden. Doch bleibt ihnen immer noch eine Machtfülle, die selbstverständlich der übrigen Beamtenwelt nicht angenehm ist. Wenn es auch vorkommen mag, daß Gerichte die Akten in einer recht verwickelten Prozeßsache gern an die Auseinandersetzungsbehörde abgeben, so ist doch schließlich bei allen Sterblichen die Freude

Digitized by Google

am Besitze der Macht zu groß, als daß jemand eine solche Beeinträchtigung mit günstigen Augen betrachten sollte. Lehnen sich andre Behörden gegen das störende Eingreifen der Generalkommissionen auf, so ziehen sie meistens den Kürzern, und das kann nicht überraschen. Die Generalkommissionen haben in diesen Zuständigkeitsfragen die reichsten Erfahrungen und wissen in der Regel, wie weit sie ihre Ansprüche auszudehnen haben. Sie kennen auch die Zuständigkeit und den Geschäftsgang der andern Behörden, mit denen sie in Streitigkeiten geraten, während diese von den Befugnissen und dem Geschäftsbetriebe der Auseinandersetzungsbehörden häufig nur recht mangelhaft unterrichtet sind. Holen sie sich nun bei dem Kompetenzgerichtshof oder bei der sonst entscheidenden höhern Stelle eine abweichende Entscheidung, so wird das Mißvergnügen über die Machtvollkommenheit der Generalkommissionen nur vermehrt.

Weshalb der Großgrundbesitz die Generalkommissionen mit unfreundlichen Augen betrachtet, leuchtet leicht ein. Sie sind es ja, die durch Aufhebung der Dienste wie überhaupt durch die Regulierung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse die Macht des Großgrundbesitzes in den östlichen Landesteilen erheblich eingeschränkt, ja seine ganze Stellung von Grund aus verändert haben. Noch vor kurzem schrieb ein Großgrundbesitzer an den Verfasser dieses Aufsatzes, das Gesetz vom 2. März 1850, betreffend die Ablösung der Reallasten und die Regulierung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, sei nicht für die Großgrundbesitzer gemacht. Wie weit die Abneigung gegen die Generalkommissionen geht, hat sich bei den vor zwei Jahren gepflognen Landtagsverhandlungen über die Gründung einer neuen Generalkommission in Königsberg klar gezeigt. Besonders die Äußerungen einzelner Redner des Herrenhauses lassen über die Stimmung, von der manche Mitglieder des hohen Hauses gegen diese Behörden durchdrungen sind, nicht den geringsten Zweifel. Einer der Redner vergleicht in höchst geschmackvoller Weise die Einsetzung einer neuen Generalkommission in einer Provinz mit der Eröffnung eines neuen Wirtshauses in einem Dorfe. Nicht minder deutlich äußert sich ein andrer Herr in einer ungehaltnen Rede, die in Nr. 107 der Kreuzzeitung vom 4. März 1896 unter der Überschrift „Generalkommission rediviva“ abgedruckt ist. Hier wird den Generalkommissionen auch der Vorwurf gemacht, daß sie sich schon in der achtundvierziger Bewegung keineswegs durchweg als Träger der königlichen Autorität bewährt hätten. Die Ansicht, daß die Generalkommissionen nur aus „Liberalen“ zusammengesetzt seien, herrscht überhaupt wunderbarerweise noch in manchen Kreisen des Beamtentums und des Großgrundbesitzes. Ein ostelbischer Landrat soll sie nach glaubhafter Mitteilung kurz aber klar „rote Behörden“ bezeichnet haben. Und doch ist nichts unrichtiger als diese Anschauung. Die Generalkommissionen als solche sind natürlich weder liberal noch konservativ. Ihre Mitglieder und Beamten befassen sich im allgemeinen wenig mit Politik, weil sie der Ansicht sind, daß sie sich unparteiisch zwischen den verschiednen

Digitized by Google

politischen Anschauungen der Beteiligten halten oder vielmehr darüber stehen müssen. Auch sind sie mit dienstlichen Geschäften so überladen, daß ihnen zur Beschäftigung mit politischen Treibereien keine Muße bleibt. In einer Zeit, wo die Pflege der Landwirtschaft die staatliche Fürsorge so sehr in Anspruch nimmt, ist es wahrhaftig kaum zu begreifen, wie noch so viele Großgrundbesitzer die einzige lediglich mit landwirtschaftlichen Dingen beschäftigte Behörde zum Gegenstande von Angriffen machen können. Das ist umso verwunderlicher, als keine neue Einrichtung auf dem Gebiete der Agrarreform eingeführt wird, ohne daß den Generalkommissionen die Ausführung oder doch eine weitgehende Mitwirkung dabei übertragen wird. Ich erinnere nur an die Rentengüter- und die Anerbengutsgesetze. Man muß immer wieder auf die Generalkommissionen zurückgreifen, weil es eben an andern, auch nur annähernd so geeigneten Behörden mangelt; und man kann sagen, hätte man die Generalkommissionen nicht, so wäre es gerade jetzt zur Durchführung einer gesunden Agrarpolitik geboten, solche oder ähnliche Behörden zu schaffen. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß sich diese Überzeugung in neuester Zeit auch in den Kreisen der mit der Vertretung der Landwirtschaft betrauten Landwirtschaftskammern Eingang zu verschaffen anfängt. Das Zusammenwirken einiger östlichen Generalkommissionen mit den Landwirtschaftskammern läßt nichts zu wünschen übrig und berechtigt zu der Erwartung, daß die Vorurteile gegen die Generalkommissionen immer mehr schwinden werden.

Muß man hiernach entschieden gegen die — allerdings nur vereinzelt — geforderte Aufhebung oder wesentliche Umgestaltung der Generalkommissionen eintreten, so ist doch keineswegs zu verkennen, daß mancherlei Verbesserungen in ihrer Einrichtung höchst wünschenswert, ja dringlich notwendig sind. Das Ziel aller Änderungsbestrebungen kann aber nicht in einer Verbindung mit andern Staats- oder Selbstverwaltungsbehörden liegen, die zum großen Teil an einem ganz andern Strange ziehen oder Kirchturmsinteressen verfolgen. Zur Durchführung einer gesunden Agrarpolitik, besonders zur Leitung der durchaus gebotnen innern Kolonisation sind unabhängige Behörden nötig, die ihre schweren Aufgaben uneigennützig nach großen nationalen, volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Rücksichten zu erfüllen suchen. Solche Behörden können nur dadurch geschaffen werden, daß die Einrichtung der Generalkommissionen im wesentlichen beibehalten und eine geeignete, für die Begründung von Rentengütern schon angebahnte Verbindung mit den Landwirtschaftskammern hergestellt wird.

Digitized by Google

Die deutsche Geldreform

(Schluß)

Als man gleich nach der Gründung des Reichs notgedrungen an die Ordnung des Geldwesens ging, erschien zunächst die Beseitigung oder Einschränkung und Regelung des Papierumlaufs den meisten als ein die Münzfrage nicht unmittelbar berührender Zweig der Bankgesetzgebung. Erst allmählich brach sich die Erkenntnis Bahn, daß die Notenbanken nicht bloß zur Befriedigung privater Kreditbedürfnisse dienten, daß eine Zentralbank notwendig sei, die den gesamten Geldverkehr und die Beziehungen des inländischen Geldumlaufs zum ausländischen zu überwachen und zu regeln habe, und daß diese Zentralbank gerade bei der geplanten Neuordnung des Geldwesens wichtige Aufgaben zu erfüllen haben werde. Man faßte also vorläufig das Ziel der deutschen Münzeinheit ohne Rücksicht auf das Bankwesen ins Auge. Vorgearbeitet hatten namentlich der Kongreß deutscher Volkswirte und der deutsche Handelstag, die, von Soetbeer belehrt, die englische Goldwährungstheorie angenommen hatten. In England hatte zuerst Locke erkannt, daß es nur einen Wertmesser geben könne, Doppelwährung also unmöglich sei, und Lord Liverpool hatte dann weiter als Ergebnis der Erfahrung den Satz aufgestellt, daß die Völker bei fortschreitender Kultur vom weniger wertvollen zum wertvollern Münzmetall übergehn. Dieser Satz bedarf freilich, wie Helfferich bemerkt, der Korrektur, da gerade die ältesten Münzen Goldmünzen sind. Aber abgesehen von dieser allerältesten Zeit, wo das Geld noch weit mehr bloß Ware als wirkliches Geld war, ist man in der That bei fortschreitender Kultur immer von wohlfeilern zu teurern Münzmetallen übergegangen, und ein solcher Übergang findet heute noch statt. Der volkswirtschaftliche Kongreß hat von 1859 an, der deutsche Handelstag von seiner Begründung im Jahre 1861 an die Münzfrage auf die Tagesordnung gesetzt. Beide sprachen sich für die Goldwährung aus, erklärten aber die Münzeinheit für das nächste und dringendste. Bei der Frage nach der zu wählenden Münzeinheit hatte der Dritteltaler, die Mark, die Mehrheit für sich, obwohl die Süddeutschen eifrig den Gulden, den Zweidritteltaler, empfahlen, nur des Namens wegen, denn der süddeutsche Gulden, der in kein vernünftiges Münzsystem gepaßt hätte, war das ja nicht. Diese nüchternen

Digitized by Google

kaufmännischen Beratungen wurden einigermaßen durch den Rausch gestört, den 1867 der Pariser Kongreß mit seiner Idee der Weltmünze erzeugte. Die Resolutionen von 1867 und 1868 forderten den Anschluß an das Frankensystem, und selbst Soetbeer ließ sich von der allgemeinen Begeisterung fortreißen. Wenn man nun auch davon wieder zurückkam, so hatte doch der Kongreß in allen Fachmännern die Überzeugung befestigt, daß die Zukunft dem Golde gehöre, und daß sich Deutschland isolieren würde, wenn es sein Münzwesen auf einer andern Grundlage als der Goldwährung ordnen wollte; daß um dieselbe Zeit der Silberpreis zu sinken begann, konnte zum Fortschreiten auf der eingeschlagnen Bahn nur ermutigen. Sonderbarerweise, und doch ganz natürlicherweise, war es gerade die steigende Goldfülle, was nicht das Gold, sondern das Silber entwertete. Indem sich nämlich die europäischen Völker mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut machten, daß Gold das eigentliche Währungsmetall sei, hielt die Nachfrage nach Gold mit der Produktion gleichen Schritt, während die nach Silber nachließ. Unter diesen Umständen wurde das Verlangen der Handelswelt nach einer baldigen Münzreform immer dringender. Man sah den weitern Sturz des Silberpreises bei fortschreitender Demonetisierung des Silbers voraus, und daß für Deutschland der Verlust an seinem Silber um so größer sein werde, je länger es zögre und sich die andern Staaten zuvorkommen lasse. Die führende Macht im Norddeutschen Bunde, Preußen, hielt sich jedoch vorsichtig zurück. Einerseits mochte die Regierung die Kostspieligkeit der Änderung fürchten, dann aber waren die hohen Staatsbeamten mit Arbeiten so überhäuft, daß sie kaum Zeit gefunden haben können, die schwierige Materie zu studieren und Klarheit darüber zu gewinnen. Da brach der französische Krieg aus, schuf das Deutsche Reich und räumte alle Hindernisse der Münzreform hinweg.

Zunächst die der Vielstaaterei entspringenden: die Reichsverfassung erklärte das Münz-, Papiergeld- und Notenwesen für eine Angelegenheit des Reichs. Dann konnten bei dem Riß zwischen Deutschland und Frankreich die auf eine Münzeinheit gerichteten Bestrebungen nicht mehr durch die Idee einer Weltmünze auf der Grundlage des Frankensystems abgelenkt werden. Endlich und vor allem aber hatte man das Gold zur Durchführung der Währungsordnung. Auch in dieser Beziehung, wie in der Weltstellung überhaupt, hatten Deutschland und Frankreich die Rollen vertauscht. Wir können den Gang der nun beginnenden Reformarbeit nicht Schritt für Schritt verfolgen und müssen uns darauf beschränken, die wichtigsten und interessantesten Etappen anzumerken. Der erste im Reichskanzleramt ausgearbeitete Entwurf hatte noch gar nicht die durchgreifende Münzregulierung zum Gegenstande und ließ die Währungsfrage beiseite; er wollte nur dem Bedürfnis des Verkehrs nach Goldmünzen abhelfen und die neuen Goldmünzen so einrichten, daß sie in das zukünftige deutsche Münzsystem paßten. Die drei ersten Paragraphen des Entwurfs

Digitized by Google

lauteten: „Es wird eine Reichsgoldmünze ausgeprägt, von welcher aus einem Pfunde feinen Goldes $46^1/_2$ Stück ausgebracht werden. Der dreißigste Teil dieser Goldmünze wird Mark genannt und in 10 Groschen, der Groschen in 10 Pfennige eingeteilt. Außer der Reichsgoldmünze zu 30 Mark sollen ausgeprägt werden: Reichsgoldmünzen zu 15 Mark, von welchen aus einem Pfunde feinen Goldes 93 Stück, und Reichsgoldmünzen zu 20 Mark, von welchen aus einem Pfunde feinen Goldes $69^3/_4$ Stück ausgebracht werden." Dieser Entwurf rief in den Kreisen der Münzgelehrten und der Kaufleute eine heftige Opposition hervor; denn er brachte außer der Aussicht auf Goldmünzen nichts als das alte Thalersystem — Ersatz der Zehnthaler- und Fünfthalerscheine durch Goldstücke — mit einer nicht hinein passenden Konzession an das Marksystem, dem Zwanzigmarkstück, und ließ in Süddeutschland die Gulden bestehn. Man verlangte für das ganze Reich die Mark als Einheit und streng durchgeführte Stückelung nach dem Dezimalsystem, ohne Rücksicht auf die Thaler. Gerade die Thaler aber waren dem alten Kaiser ans Herz gewachsen, und das goldne Zehnthalerstück wollte er sich nicht nehmen lassen, das war die eine große Schwierigkeit unter vielen andern. Hier nun leistete der Partikularismus einmal der Reichseinheit einen Dienst: die Süddeutschen waren bereit, den Gulden zu opfern, wenn Preußen den Thaler opfre, und so mußte dieser denn zuletzt weichen — nicht körperlich, so haben wir ihn ja noch, aber als Grundlage des Münzsystems. Mehr noch als die technische Weisheit der Münzverständigen hat die frische Begeisterung der nationalliberalen Reichstagsmehrheit für die Reichseinheit unsrer braven Mark zum Siege verholfen, wie es andrerseits weniger Sachkenntnis als partikularistische und ultramontane Abneigung gegen die Reichseinheit mit der preußischen Spitze war, was die Minderheit auch in der Münzfrage zu opponieren veranlaßte. Von den Staatsmännern war der ganz in preußischen Partikularismus eingesponnene Finanzminister Camphausen sowohl bei der Münzreform wie später bei der Reichsbankgründung der Vater aller Hindernisse. Der Präsident des Reichskanzleramts, Delbrück, war zwar der Reform günstig gesinnt; er war auch „ein feiner Kopf und ein sehr geschickter Diplomat, aber keine Kraftnatur; es fehlte ihm das Pathos in Reden und Handeln. So trat er auch in der Münzfrage nichts weniger als leidenschaftlich für seine Pläne ein; wo er Widerstand fand, scheint er sich nicht allzusehr bemüht zu haben, schon in diesen ersten Stadien der Gesetzgebung seiner Auffassung Geltung zu verschaffen." Bismarck endlich wappnete sich gegen die unangenehme Sache mit dem Panzer der Wurschtigkeit; er hielt die Münzangelegenheit für eine Bagatelle, um deren willen es sich nicht lohne, es mit den Regierungen und den Landesvätern zu verderben. Nur wenn ihm die Mißstimmung einer Regierung über Beschlüsse in der Münzsache das Konzept zu verderben drohte, griff er in die Verhandlungen ein. So wies er in einer Reichstagssitzung den Grafen Münster scharf zurecht, der

Digitized by Google

dagegen protestiert hatte, daß die Reichsgoldmünzen das Bildnis des Landesherrn tragen sollten,*) was natürlich bei den bayrischen und württembergischen Abgeordneten einen Sturm erregte. Noli turbare circulos meos! rief er dem unvorsichtigen Deutschpatrioten zu. Als in der ersten Lesung die Anträge Bambergers, die die Münzhoheit des Reichs klar auszudrücken bezweckten, abgelehnt wurden, warf der Antragsteller die Büchse ins Korn und erklärte, einem Gesetz, das dieses Wichtigste unentschieden lasse, könne er seine Zustimmung nicht geben. Bei der zweiten Lesung brachte Lasker diese Anträge durch, die als § 6 des Gesetzes vom 4. Dezember 1871 lauten: „Bis zum Erlaß eines Gesetzes über die Einziehung der groben Silbermünzen erfolgt die Ausprägung der Goldmünzen auf Kosten des Reichs für sämtliche Bundesstaaten auf den Münzstätten derjenigen Bundesstaaten, welche sich dazu bereit erklärt haben. Der Reichskanzler bestimmt unter Zustimmung des Bundesrats die in Gold auszumünzenden Beträge, die Verteilung dieser Beträge auf die einzelnen Münzstätten und die den letztern für die Prägung jeder einzelnen Münzgattung gleichmäßig zu gewährende Vergütigung. Er versieht die Münzstätten mit dem Golde, welches für die ihnen überwiesenen Ausprägungen erforderlich ist." Die drei ersten Paragraphen wurden in folgender Fassung Gesetz: „Es wird eine Reichsgoldmünze ausgeprägt, von welcher aus einem Pfunde feinen Goldes 139½ Stück ausgebracht werden. Der zehnte Teil dieser Goldmünze wird Mark genannt und in 100 Pfennige eingeteilt. Außer der Reichsgoldmünze zu 10 Mark sollen ferner ausgeprägt werden Reichsgoldmünzen zu 20 Mark, von welchen aus einem Pfunde feinen Goldes 69⅜ Stück ausgebracht werden." In weitern Paragraphen wird bestimmt, daß alle Zahlungen in diesen Goldmünzen giltig geleistet werden können, und wieviel sie in der bisherigen preußischen, süddeutschen, lübischen, bremischen und Hamburger Währung gelten sollen. Der § 10 lautet: „Eine Ausprägung von andern als den durch dieses Gesetz eingeführten Goldmünzen, sowie von groben Silbermünzen, mit Ausnahme von Denkmünzen, findet bis auf weiteres nicht statt." Der § 11 endlich ordnet die Einziehung der „zur Zeit umlaufenden" Goldmünzen an und ermächtigt den Reichskanzler, „in gleicher Weise die Einziehung der bisherigen groben Silbermünzen der deutschen Bundesstaaten anzuordnen und die dazu erforderlichen Mittel aus den Beständen der Reichskasse zu entnehmen." Über die Ausführung dieser Bestimmungen solle dem Reichstag alljährlich Rechenschaft gegeben werden.

Helfferich faßt das Ergebnis in folgenden Sätzen zusammen. „Die Mark war, wie vorgeschlagen, als Rechnungseinheit angenommen, aber jeder allzu

*) Was einen ja Ausländern gegenüber auch wirklich einigermaßen in Verlegenheit bringt. Ein Brauerbursche in Mailand war hocherfreut, als er vernahm, daß er mir eine marca di Germania wechseln solle; sagte aber dann enttäuscht, da stehe ja gar nicht Germania, sondern Badenia, und wollte es nicht glauben, daß Deutschland und Baden ein Ding sei.

Digitized by Google

deutliche Anklang an das Thalersystem war konsequent beseitigt. Die Münzverfassung war zentralistisch geordnet, im Gegensatz zur Bundesvorlage. Von höchster Wichtigkeit für die Durchführung der Reform war, daß nach den Beschlüssen des Reichstags die Landesmünzen von Reichs wegen und auf Reichskosten eingezogen werden sollten, während nach der Auffassung des Bundesrats die einzelnen Landesregierungen selbständig die Beseitigung ihres Münzumlaufs hätten vornehmen müssen. Dadurch, daß der Reichstag die Leitung der Reform in die Hände der Zentralgewalt gab, ermöglichte er überhaupt erst die Durchführung der Münzreform. Der Übergang zur Goldwährung, an sich und bei einheitlicher Leitung schon schwierig genug, hätte niemals gelingen können, wenn man es den Einzelstaaten überlassen hätte, für sich und jeder nach seinen Kräften und seinem guten Willen auf die Goldwährung loszumarschieren. Schließlich that der Reichstag, über die Bundesvorlage hinaus, einen bedeutenden Schritt zur Goldwährung. Da man eingestandnermaßen allgemein die Goldwährung wollte, so mußte man alle Maßregeln ergreifen, um sich jetzt schon den Übergang zu ihr möglichst zu erleichtern. Der Bundesrat hatte in dieser Hinsicht das Gesetz gegenüber dem Präsidialantrag schon bedeutend verbessert, indem er den Goldmünzen an Stelle des vorgeschlagnen Kassenkurses gesetzlichen Kurs gegeben hatte. Aber erst der Reichstag zog aus dem Willen, zur Goldwährung überzugehn, die vollen Konsequenzen, indem er das Verbot der weitern Silberprägung und die Ermächtigung zur Einziehung von Landessilbermünzen in das Gesetz einschob, Bestimmungen, ohne welche sich die Schwierigkeiten des unvermeidlichen Währungswechsels noch erheblich vergrößert hätten. Man mag heute zur Währungsfrage stehen, wie man will, in jedem Falle wird man anerkennen müssen, daß der Reichstag das Beste an diesem grundlegenden Gesetze geleistet hat. Er setzte sich mit kühnem Schwung über die Bedächtigkeit und Engherzigkeit der Einzelregierungen und des Bundesrats hinweg und gab vor allem dem deutschen Volke eine wirklich einheitliche Münzverfassung."

Oder vielmehr erst die Grundlage für eine solche. Denn das Gesetz hatte eigentlich nur zwei neue Goldmünzen eingeführt, diese aber in den verschiednen Landesmünzen tarifiert und die Landeswährungen selbst nicht angetastet; der Norden rechnete nach wie vor nach Thalern, der Süden nach Gulden. Ebenso wenig war die Goldwährung eingeführt. Die heutige Ordnung ward erst durch das Gesetz vom 9. Juli 1873 geschaffen, dessen erster Artikel lautet: „An die Stelle der in Deutschland geltenden Landeswährungen tritt die Reichsgoldwährung. Ihre Rechnungseinheit bildet die Mark, wie solche durch § 2 des Gesetzes vom 4. Dezember 1871, betreffend die Ausprägung von Reichsgoldmünzen, festgestellt worden ist." Diesem Gesetze stand die große Schwierigkeit im Wege, daß die neue Währung nicht füglich proklamiert werden konnte, ehe der Verkehr mit den Münzen des neuen Systems ausreichend versorgt

Digitized by Google

war, daß aber das vorgeschlagne Gesetz die Prägung der außer den Goldmünzen erforderlichen Stücke erst anordnen sollte. Indes Not bricht Eisen, und so kam man durch allerlei widerspruchsvolle Zustände und Gefahren hindurch schließlich in die unabwendbare neue Währung hinein. Von den Pessimisten und den grundsätzlichen Gegnern der Goldwährung wurden die Schwierigkeiten natürlich übertrieben. Als bei der Beratung des Bankgesetzes im Spätherbst 1894 ein neuer § 14 vorgeschlagen wurde, der die Reichsbank verpflichtete, Barrengold zum Satze von 1392 Mark für das Pfund fein gegen ihre Noten umzutauschen, da erklärte der Bimetallist Schröder-Lippstadt, er widerspreche dem Paragraphen nur wegen seiner grundsätzlichen Tragweite, praktisch sei er bedeutungslos. „Die alten Parther haben einmal einen sehr habsüchtigen Römer, den Krassus, dadurch umgebracht, daß sie ihm geschmolzenes Gold in den Hals gossen. Wenn sie nicht mehr Gold gehabt hätten, als was infolge dieses Paragraphen in die deutsche Reichsbank fließen wird, so würde Krassus heute noch leben.“ Einen so weiten Rachen hat Krassus denn doch nicht gehabt; die Reichsbank hat bis 1897 für weit mehr als zwei Milliarden Gold angekauft. Aber klein war die Schwierigkeit nicht. Darin bestand sie ja nicht mehr, daß man nicht gewußt hätte, woher man das Gold nehmen sollte; das hatte man ja dank der Tapferkeit der deutschen Heere, ihrer vortrefflichen Leitung und den von Bismarck diktierten Friedensbedingungen. Die Frage war nur: Wohin mit dem Silber? Und wie soll man den Abfluß des neu gewonnenen Goldes verhüten? Dieser drohte nämlich, wenn es nicht gelang, die Silbereinziehung gleichzeitig mit der Verbreitung des Goldes zu bewirken. Ließ man das Silber weiter umlaufen, so entstand ein Geldüberfluß, der notwendigerweise zur Ausfuhr von Edelmetall führen mußte, und es war keine Frage, daß das kostbarere Metall abfließen würde. Andrerseits würde eine rasche Einziehung und Veräußerung alles Silbers den Silberpreis übermäßig gedrückt und dadurch dem Reiche bedeutende Verluste zugezogen haben. Nach Helfferichs Darstellung hat die Reichsregierung mit Hilfe der Reichsbank die schwierigen Aufgaben der Goldbeschaffung und der Silberveräußerung*) sehr gut gelöst, ist dagegen bei der Einziehung des Silbergeldes allzu lässig verfahren. Dazu kam, daß man auch das alte Papiergeld umlaufen ließ, während Goldgeld zwar reichlich vorhanden war, aber in den Juliusturm und in die

*) Die Finanzleitung hat die Silberverkäufe sehr geschickt auf Zeiten aufsteigender Konjunktur so zu verteilen verstanden, daß ein starker Druck auf den Silberpreis vermieden wurde. Das Gold kam nur zu einem kleinen Teil unmittelbar aus Frankreich. Von den fünf Milliarden wurden nur 640 Millionen Franken in Metallgeld bezahlt, der übrige Teil in Wechseln, Anweisungen und Noten, die erst realisiert werden mußten. Unter dem Metall befanden sich an Goldgeld nur 273 192 330 Franken in Münzen der Frankenwährung, 127 250 Thaler 21 Silbergroschen 5 Pfennige in Münzen der Thalerwährung und 7024 Pfund 10 Shillinge englisches Geld. Das für die Reform nötige Gold ist größtenteils der Bank von England entnommen worden.

Digitized by Google

Banken, namentlich in die Preußische Bank — die Reichsbank war noch nicht vorhanden — eingesperrt und daher unsichtbar blieb, was der Goldwährung viel Spott zuzog. Als dann das Gold endlich in den Verkehr gelangte und demnach der große Geldüberfluß zur Erscheinung kam, da beförderte dieser zunächst die Gründerei; auf diese folgte, durch den Krach eingeleitet, eine längere Depression; ein Teil des Geldes war nun überflüssig, und das Gold begann im Juli 1874 wirklich abzufließen. Indes kam man mit der Zeit über alle diese Schwierigkeiten hinweg, obgleich dem Verlangen Bambergers nach einem „Münz-Stephan" nicht entsprochen wurde, und das Reichskanzleramt unter Delbrücks Leitung neben seinen sonstigen ungeheuern Aufgaben auch noch diese wahrlich nicht kleine zu lösen hatte. Daß man die Thaler nicht allein beibehalten, sondern ihnen sogar Zahlungskraft eingeräumt hat, ist mehr ein Schönheitsfehler — unsre Währung hinkt bekanntlich — als eine Gefährdung der Goldwährung. Die noch vorhandnen Thaler machen 380 Millionen Mark aus; davon liegen 150 Millionen Mark überflüssig in der Reichsbank, die zur Regelung des Silberumlaufs nur 125 Millionen Mark an Thalern und Scheidemünzen braucht, aber 275 Millionen hat. Wie wenig übrigens die Reform planmäßig angelegt war, wie sehr man, ganz so wie früher England, unter dem Drange der Umstände auf dem Wege der Abwehr von Schädigungen hineingeriet, wird unter anderm durch die Thatsache beleuchtet, daß schon am 3. Juli 1871, ehe sich noch die Regierungen über den Entwurf eines provisorischen Münzgesetzes verständigt hatten, die Berliner Münze den Silberzufluß durch die Verweigerung weiterer Silberankäufe hemmen mußte.

Über die viel umstrittne Frage, ob und in welchem Grade die Demonetisierung des Silbers in Deutschland die Silberentwertung verschuldet habe, erhält man im zweiten Bande von Helfferichs Werk den vollständigsten und genauesten Aufschluß. Nicht bloß von Jahr zu Jahr, sondern von Vierteljahr zu Vierteljahr und beinahe von Monat zu Monat verfolgt der Verfasser die Bewegung des Silberpreises und die auf ihn einwirkenden Umstände. Aus den Thatsachen geht klar hervor, daß die deutschen Silberverkäufe unmittelbar gar keinen Einfluß geübt haben. Nur durch Fälschungen ist es Otto Arendt in seiner Schrift: „Die vertragsmäßige Doppelwährung" gelungen, einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen den deutschen Verkäufen und dem Fall des Silberpreises nachzuweisen. Helfferich führt in der Anmerkung auf Seite 345 einen Fall von Datumsfälschung an und bemerkt, daß solche Fälschungen in dieser Schrift nicht etwa Ausnahmen, sondern die Regel seien. Hätte Deutschland sein ganzes überflüssiges Silber auf einmal auf den Markt geworfen, so hätte das allerdings einen starken Preissturz zur Folge haben müssen, denn diese Masse überstieg die Silbergewinnung eines Jahres um ein mehrfaches.*)

*) Sie betrug 11 bis 13 Millionen Pfund.

Digitized by Google

Aber Deutschland verfuhr, wie schon bemerkt worden ist, in seinem eignen Interesse vorsichtig und schonend. Nicht die einzelnen Silberverkäufe, wohl aber die Demonetisierung des Silbers in Deutschland, dem andre Staaten, zunächst die skandinavischen, folgten, wirkten preisdrückend schon aus dem Grunde, weil dadurch die Minderwertigkeit des Silbers für monetarische Zwecke aller Welt offenbar wurde. Und diese Wandlung in der Schätzung des Silbers traf zusammen einerseits mit einer starken Steigerung der Silberförderung,*) andrerseits mit der Abnahme der indischen Nachfrage, wobei noch dazu die India-Council-Bills, die Anfang der siebziger Jahre in Brauch kamen, dem Silber Konkurrenz machten; es sind dies Wechsel, die vom indischen Rate in London auf die indische Finanzverwaltung gezogen werden. Aus rein psychologischen Ursachen entsprang der starke Preisrückgang im Juli 1876 (von 56 1/8 Pence für die Unze auf 46 3/4 Pence). Man hatte in London immer noch gehofft, trotz der Aufhebung der freien Silberprägung in Deutschland, Skandinavien, Holland und der lateinischen Münzunion den Silberpreis halten zu können; zu der angegebnen Zeit kam jedoch die Erkenntnis zum Durchbruch, daß dies nicht möglich sei, und das hatte eine Panik auf dem Silbermarkte zur Folge. Helfferich verfolgt a. a. O. die Wechselwirkung zwischen der deutschen Münzreform und den Bewegungen des Silberpreises nur bis zum Jahre 1878, dem letzten, in dem bedeutende Mengen deutschen Silbers verkauft worden sind. Das Schlußkapitel des ersten Bandes ist überschrieben: Die Vollendung der Geldreform durch die Thatsachen. Helfferich berichtet darin zunächst über die geradezu staunenswerte Vermehrung des deutschen Goldvorrats (von 1580 Millionen Mark im Jahre 1885 auf 2850 Millionen im Jahre 1897), über die Vermehrung der Goldgewinnung der Erde (im Jahre 1897 betrug die Ausbeute eine Milliarde Mark), die das Gerede von der zu kurzen Golddecke so gründlich abgethan hat, über die Silbergewinnung, die auf 5 Millionen Kilogramm gestiegen ist und den Silberpreis bis auf 27 Pence hinabgedrückt hat, über die bimetallistische Agitation und die münzpolitischen Maßregeln, die, den Thatsachen Rechnung tragend, dieser Agitation den Boden entziehen: die Einstellung der Silberausprägung in Indien, den Übergang Rußlands und Österreich-Ungarns zur Goldwährung und die Erfolglosigkeit der Bemühungen der nordamerikanischen Silberpartei, die europäischen Mächte für ihre Interessen einzufangen. Er schließt mit den Worten: „Je mehr sich die Erkenntnis der unbestreitbaren und großen Besserung, welche die internationalen Währungsverhältnisse in den letzten Jahren erfahren haben, Durchbruch verschafft, je mehr die ungeheuern Gefahren des von den Bimetallisten erstrebten Zieles gewürdigt werden, desto geringer wird die Kraft und werden

*) Diese betrug in der Periode 1841 bis 1850 im Jahresdurchschnitt 780000 Kilogramm, 1871 bis 1875 fast 2 Millionen Kilogramm.

Digitized by Google

die Aussichten der bimetallistischen Bestrebungen. Während die hocherfreuliche Entwicklung des deutschen Geldwesens das halb vollendete Reformwerk zu einem befriedigenden Abschluß geführt hat, nimmt die Gestaltung der gesamten internationalen Verhältnisse der gegen die Grundlage der deutschen Geldverfassung gerichteten bimetallistischen Bewegung ihre stärksten Waffen. So erscheint heute die deutsche Goldwährung, deren Durchführung während einer Reihe von Jahren ernstlich bedroht schien, nach innen vollendet und nach außen gesichert. Damit ist das Werk der Geldreform zu dem erstrebten Abschluß gebracht."

Politik und Finanzen in Rußland

(Schluß)

Als im Jahre 1891 ein Teil dieser fruchtbaren Ackerprovinzen von einer Mißernte getroffen war, verbot die russische Regierung aus Furcht vor einer Hungersnot die Ausfuhr von Brotfrüchten von einem gewissen Termin ab. Bis zu diesem Termin aber hatte man in aller Eile doch soviel Korn über die Grenze geschafft, daß am Schluß des Jahres für 136 Millionen Getreide war ausgeführt worden, wobei allerdings die vorhergegangne Ernte den Hauptposten geliefert hatte. Die Wirkung des Mißjahres auf die Handelsbilanz war, daß die Gesamtausfuhr von 721,6 Millionen Rubel im Jahre 1891 auf 489,4 Millionen Rubel im Jahre 1892 hinabsank. Seitdem hob sich die Getreideausfuhr wieder und erreichte im Jahre 1895 sogar 323 Millionen Rubel; allein schon 1897 fiel die Ernte wieder ungenügend aus, und das Jahr 1898 wird als ein vollkommnes Mißjahr angesehen werden müssen.

Die russische Regierung hat es unterlassen, wieder zur Hemmung der Brotausfuhr zu schreiten, aus leicht begreiflichen Gründen. Wer nun aber meint, die Ausfuhr müsse stark zurückgegangen sein, der würde sich bei einer Vergleichung der betreffenden Zahlen getäuscht sehen. Die Rubrik „Lebensmittel" weist im Ausfuhrhandel nach Angabe eines russischen Fachblattes*) auf für die ersten sieben Monate

von 1896: 201½ Millionen Rubel
„ 1897: 193 „ „
„ 1898: 266 „ „

*) Zeitung für Handel und Industrie.

Digitized by Google

Sonach hat die mangelhafte Ernte von 1897 und die doch in der Hauptsache schon im ersten Halbjahr vorauszusehende Mißernte von 1898 nicht verhindert, daß der Wert des gesamten russischen Exports von Lebensmitteln, in denen das Getreide den weitaus überragenden Posten einnimmt, in den ersten sieben Monaten des letzten Jahres gegen 1897 um 20 Prozent, gegen 1896 um 19½ Prozent gestiegen ist. Und wenn die Getreideausfuhr seit dem 1. August auch gegen die vorhergehenden Jahre zurückgegangen ist, so ist das doch in einem Maße geschehen, das eine so ernste Hungersnot, wie sie vor der Thür zu stehen scheint, kaum erkennen läßt. Denn die Ausfuhr betrug nach offiziellen Mitteilungen für die 4½ Monate vom 1. Juli bis 14. November (alten Stils)

für 1896: 184 Millionen Rubel
„ 1897: 194,8 „ „
„ 1898: 145,9 „ „

also einen Verlust gegen die beiden Vorjahre von 33 oder 26 Prozent. Immerhin sind von der letzten Ernte bis Ende November unsers Stils schon Getreidemassen im Werte von 146 Millionen Rubeln ins Ausland gegangen und werden noch weitere Mengen im Laufe des Winters folgen, was scheinbar im Widerspruche steht zu der offiziell statistischen Angabe, daß der russische Acker nur wenig über vier Korn in mittlern Jahren trage. Man fragt sich: Wie viel trägt er denn bei Mißwachs? Etwa drei oder zwei Korn? Und da sich der Landmann davon doch auch nähren muß, so erscheint es erstaunlich, daß er überhaupt etwas verkaufen kann. Wenn nun die statistische Angabe richtig ist, so muß man sich erinnern, einmal, daß die Masse der russischen Bauern eben nicht oder doch nur wenig verkauft, vielmehr meist selbst kauft, und daß es sich nur darum handelt, ob ein oder anderthalb oder zwei Korn, die an den durchschnittlichen vier Korn fehlen, durch Kauf zu ersetzen sind; dann aber, daß die Ernte nicht allenthalben gleich ausfällt, sondern daß es in den ungeheuern Ackerebnen Rußlands immer Striche giebt, wo die Ernte gut ausfällt. So erfuhr man auch im Mittsommer dieses Jahres von Weizenernten im südlichen Rußland, wie sie in Deutschland nie und nirgends gemacht werden. Endlich fällt ins Gewicht, daß, wenn der Großgrundbesitzer auch nur sechs Korn erntet, er dank dem billigen Raubbau leicht drei Scheffel vom Morgen verkaufen kann. Das bringt auf den großen unter Korn stehenden Flächen große Mengen, die verkauft werden können.

Wenn nun ein größerer Teil des Landes von einer Mißernte getroffen ist, so wäre bei gesunden Zuständen der Volkswirtschaft die Folge, daß das Volk seinen Bedarf aus den Überschüssen der Provinzen mit guter Ernte deckt. In Rußland jedoch steht es so, daß das aus Mangel an Geld unterbleibt. Der Bauer in den Gubernien der Mißernte, z. B. Saratow, hat kein Geld, um Brotkorn aus Charkow zu kaufen, wo Überfluß ist; er beginnt, statt erst

Digitized by Google

um Neujahr oder Ostern, wie er es gewohnt ist, zu hungern oder zu betteln oder zu tagelöhnern, schon im November sein Strohdach an die Kuh zu verfüttern, dann die Kuh zu verkaufen, endlich das letzte Pferd und geht um Weihnachten „Krumen sammeln," besten Falls auf Arbeit in eine entfernte Stadt, und im Frühling ist der Hunger da, und die Kinder und Weiber sterben, und kommt der Mann zurück, so sieht es mit der Wirtschaft für das neue Jahr schlimm aus: weder Pferd, noch Pflug, noch Brot — da muß erst außerhalb etwas erarbeitet werden, um neu die alte ausgesogne Scholle zu quälen. Und da ist auch wieder die Obrigkeit, die ihn im vorigen Herbst nötigte, die Kuh zu verkaufen und jetzt wieder Steuern fordert! Besser man überläßt die Scholle der Gemeinde und geht fort, vielleicht nach Sibirien, wo viel frisches Land von der Obrigkeit vergeben wird und Holz und Gerät und Geld obendrein — wie der Soldat Stepan in Twer erzählte. Und er geht und geht, bettelnd, und kommt endlich vielleicht in besseres Land — weiß Gott wo!

Inzwischen haben die Großbesitzer im Gubernium Charkow eine reiche Ernte gemacht; und es war die höchste Zeit, denn das schöne Gut des Herrn Stepnikow war seit Jahren auf der Liste zur Versteigerung wegen rückständiger Bankzinsen, und andre Schulden drückten außerdem, sodaß in aller Eile gedroschen, verkauft, nach Odessa verfrachtet werden mußte, bis die Ernte fort war nach England und die Scheunen so leer, daß im nächsten April der Jude Vorschüsse in Saaten wird geben müssen. So mehrten sich von vielen Seiten die Zufuhren, und Odessa konnte im Herbst 1898 wöchentlich etwa 700000 Zentner Getreide verschiffen, während Millionen von Menschen weiter im Nordosten des Reichs zu hungern anfingen. Und Herr Witte wird genötigt sein, wieder aus dem Staatssäckel dem Hunger zu wehren, und vielleicht wird es nicht viel weniger als der 154 Millionen Rubel, die 1891 dafür ausgegeben wurden, bedürfen, um die Not von 1898 zu lindern.

Raubbau, bäuerliche Dorfverfassung, Armut der Bauern, Armut des verschuldeten Großbesitzers — das sind keine festen Grundlagen für die Landwirtschaft, auch wenn sie sich bei einem Volke vorfänden, das dem Landbau mehr zugethan wäre als das russische. Dieser unsicher begründete Landbau aber ist die Grundlage für die Industrie sowohl als für die Handelsbilanz; und da die Zahlfähigkeit des Staates wieder von dieser Handelsbilanz abhängt, müßte, so scheint es, die Hauptsorge des Staates darauf gerichtet sein, jene unterste Grundlage zu festigen. Bisher hat man von ernsten Anstrengungen in dieser Richtung nicht gehört; aber der Finanzminister scheint zu meinen, daß es solcher Anstrengungen auch gar nicht bedürfe, oder daß andre Bedürfnisse wichtiger seien.

Das Reichsbudget schwebt für 1898 mit 1474 Millionen Rubeln, für 1897 mit 1414 Millionen; es betrug zehn Jahre früher, im Jahre 1887 nur 881 Millionen Rubel. Allerdings waren im Jahre 1888 an Zinsen für die

Digitized by Google

Staatsschuld 288 Millionen, heute sind nach den Konversionen, wie das Budget angiebt, 272 Millionen Rubel zu zahlen, oder wenn man privaten russischen Fachleuten Glauben schenken will, sogar mehr als vor den Konversionen. Aber dafür sind große Eisenbahnen verstaatlicht worden; bedeutende Mehrerträge liefern die Zölle, die Gewerbesteuern, die Post, das Nafta, der Zucker, die Getränke, besonders seit der Einführung des staatlichen Verkaufs des Branntweins (346 Millionen für 1898 veranschlagt). Es sind stolze Summen, mit denen Herr Witte operieren kann, und sie haben ihn ermutigt nicht nur zur Anhäufung französischen Goldes, sondern auch zur Proklamierung der Goldwährung, zur Unterstützung der Industrie mit großen Darlehen, zum Bau gewaltiger Bahnlinien, zur Vermehrung der Kriegsmacht, besonders der Flotte.

So stark die Stellung des Herrn Witte ist, so leitet er doch nicht unmittelbar die äußere Politik und mag oftmals nur sehr widerstrebend die Summen anweisen, die für die Zwecke dieser Politik von ihm gefordert werden. Andrerseits ist bekanntlich eine erfolgreiche Politik nach außen hin sehr geeignet, die Thätigkeit des Finanzministers zu erleichtern. Und es ist augenfällig, daß die äußere Politik Rußlands seit zwanzig Jahren so erfolgreich, so glänzend ist, wie sie nur in der besten Zeit des Zaren Nikolaus war. Die geographische Lage des Riesenreichs, die verhältnismäßig kleinlichen Zänkereien der europäischen Staaten unter einander, die büreaukratisch-despotische Verfassung, alles das drängt fast unwillkürlich diesen Staat zu einer Politik äußern Glanzes, in der sich diese Vorzüge gegen andre Länder verwerten lassen und zugleich innere Übel dem Bewußtsein des Volkes mehr oder minder entzogen werden. Seit Jahrhunderten ist das stetige Erobern neuer Gebiete in Rußland traditionell geworden; seit Jahrhunderten hat sich das Volk in diesen Kämpfen ein starkes nationales Bewußtsein geschaffen, wie es wenige andre Völker, am wenigsten leider das deutsche, haben. Kein andres Volk Europas, vielleicht die Türken ausgenommen, ist im Dulden so geübt wie das russische; aber wenn es auch die ärgste Not erträgt für den Glanz des Zaren und den Ruhm des Reichs, wenn die russische Schildwache auch auf dem Schipka ruhig erfriert für Zar und Volk, so wäre die Ruhe im Innern doch bald in Gefahr, sobald die äußere Politik von schweren Schlägen getroffen würde. Wenn heute ein äußerer Krieg, etwa mit England, ausbräche, so dürfte die Regierung getrost auf die größte Opferwilligkeit der Unterthanen zählen, auch wenn Hunderttausende dabei dem Hunger erlägen; ein Zurückweichen vor England oder starke Niederlagen im Kampfe könnten leicht verhängnisvoll für den Thron werden. In diesem Sinne darf man auch die Politik eine äußere nennen, die von der russischen Regierung gegenüber ihren eignen Unterthanen fremden Stammes oder Glaubens seit fünfunddreißig Jahren angewandt wird. Polen, Livland, Finnland haben den Boden liefern müssen für eine Politik des nationalen Kampfes nach außen, der so gut wie blutige Kriege das nationale Bewußtsein beschäftigt, befriedigt und ihm ohne Mühe

Digitized by Google

große Opfer entlockt für nationalen Ruhm nach außen, während daheim die nationale Armut nach Brot schreit. Welche Unsummen sind verwandt worden auf Russifikation und religiöse Bekehrung von allerlei Leuten, wieviel Kräfte an „Intelligenzen" aller Art wurden im nationalen Sinne nach außen verwandt, während daheim der Bauer hungerte, der Pope bettelte, die Schule fehlte, die guten Beamten und Richter selten waren! Es ist nicht zum Verwundern, wenn das wirtschaftliche Rußland von einem russischen Schriftsteller neulich wehklagend mit einem Kuchen verglichen wurde, der an den Rändern schön emporwächst, während das Innere immer mehr zu einer versinkenden Höhlung wird.

Extensiv wie die russische Landwirtschaft ist auch die Politik, und der Bau der großen sibirischen Bahn erinnert in etwas an einen Landmann, der einen Sumpf an der äußersten Grenze seines Besitztums mit großen Kosten zu entwässern sucht, während sein alter Acker aus Mangel an Sorgfalt und Mitteln der Versumpfung anheimfällt. Hunderte von Millionen werden für eine Bahn verausgabt, deren wirtschaftlicher Nutzen für das europäische Rußland denn doch noch sehr in fraglicher Ferne liegt. An Land, an Kolonialboden besitzt Rußland in Europa wie in Asien längst übergenug; die Landwirtschaft kann sich von dieser Bahn also keinen Vorteil versprechen, sondern eher fürchten, daß sich neue Flächen dem Raubbau öffnen und den Übergang zu intensiverer Bodenkultur in den alten Provinzen erschweren und verzögern. Es könnte sich um Absatzgebiete im chinesischen Osten für die russische Industrie handeln. Aber wenn auch der neue Weg der überlegnen westeuropäischen Industrie verlegt werden könnte, so fänden die russischen Fabrikanten an dem andern Endpunkte industrielle Konkurrenten, denen sie schwerlich gewachsen sein werden. Die Japanesen sind schon jetzt ganz in der Lage, den Abfluß russischer Fabrikate nach Japan, Korea, China zurückzudämmen; und die Chinesen werden bald hinter ihnen herkommen. Dort kann es sich nur um Fabrikate, nicht um Rohstoffe für die russische Ausfuhr handeln, sofern man von einem Nutzen für das europäische Rußland redet; für Fabrikwesen aber liegen die Verhältnisse den Japanern und Chinesen weit günstiger als den Russen an der Wolga oder in Moskau. Japaner und Chinesen sind den Russen in allem überlegen, was die Industrie erheischt, in alter Kultur, Kunstsinn, Arbeitsamkeit, Anstelligkeit, in billiger, genauer, ausdauernder Arbeit, in billigen Rohstoffen. Und was den Handel angeht, so versteht der Chinese sich darauf besser als irgend wer sonst in der Welt. Es ist demnach weit wahrscheinlicher, daß die sibirische Bahn zum Vorteil der gelben Rasse dienen, als daß sie dem russischen Handel und russischer Ausfuhr nützen werde, auch wenn man die Konkurrenz europäischer Ausfuhrländer auf dem Seewege gar nicht in Anschlag bringt.

Wenn man annehmen wollte, daß ein tiefer Plan diesem Unternehmen zum Dasein verholfen habe, so scheint es nur ein solcher gewesen zu sein, wie ihn

Digitized by Google

nicht ein Finanzminister, sondern ein Minister des Äußern faßt. Die politische Machtstellung hat hier den Ausschlag gegeben. Ohne Zweifel wird es Rußland möglich sein, nach dem Bau der Bahn eine Stellung in China und Zentralasien einzunehmen, der England unter den heutigen Verhältnissen schwerlich das Gegengewicht wird halten können. Aber ich wüßte nicht, womit die ungeheuern Kosten, die die Erwerbung und Erhaltung solcher Stellung Rußland auferlegen, gedeckt werden könnten, wenn man nicht etwa politische Macht und politischen Ruhm an sich gegen Millionen in gutem Golde in Tausch nehmen will. Der Stille Ozean ist kein günstiges Gefechtsfeld in einem Kampf mit England; die Stellung dort bietet eher einen neuen und gefährlichen Posten dem Angriffe Englands dar. Dem verwundbarsten Punkte Englands nahe zu kommen, genügte die Bahn über Merw nach Kuschk, die im Dezember 1898 eröffnet worden ist.

So gehören, wie ich glaube, die großen Erfolge, die Rußland im Osten davon getragen hat, wiederum, wie die von 1877, weit mehr in das Gebiet der rein staatlichen Machtpolitik, als in das des Nutzens für die Wirtschaft und die Kultur des russischen Volks. Diese Unternehmungen sind Tratten auf zu weite Sicht für ein Volk, das heute nach Brot und Geld verlangt, für ein Volk, dessen Eintritt in moderne industrielle Wirtschaft vielleicht etwas verfrüht war angesichts einer Landwirtschaft, die im ganzen noch auf der untersten Stufe der Technik steht, und einer Manufaktur, die nur sorgsam gepflegt zu werden brauchte, um sich reich zu entfalten und allmählich die natürliche Unterlage für den Großbetrieb zu werden. Auch die etwas gewaltsam gezüchtete Industrie gehört zu den Dingen in Rußland, die nur zum Teil von den natürlichen Kräften des Landes und Volkes, zum andern Teil von den bedenklichen Ehrenpflichten hervorgetrieben werden, die ein Staat im Bewußtsein der Großmacht sich und seinem Volke gelegentlich auferlegt. Wie so oft und mit so schlimmen Folgen, vergißt man auch in dieser Sache wieder, daß große staatliche Machtstellung den Vorzug nicht auszugleichen vermag, der sich aus der Schulung und Arbeit von Jahrhunderten zu Gunsten des einen Volkes gegenüber einem andern, wenn auch hoch begabten ergiebt, das erst im Beginn seiner Schulzeit ist.

Aus Rußland kommen böse Gerüchte herüber. Als zu Anfang des letzten Sommers die Presse von bevorstehender Not in einigen östlichen Gubernien zu erzählen begann, erklärte die Regierung, dem sei nicht so. Nachher fand sie doch, daß vier, fünf oder sechs Gubernien von einem Mißwachs bedroht seien. Jetzt will man wissen, daß viele Millionen Menschen dem Hunger entgegengehn. Das Rote Kreuz ist von der Regierung mit der Aufgabe betraut worden, den Kampf gegen den Hunger zu leiten. Diese Gesellschaft hat in neun Gubernien von ungeheurer Ausdehnung ihre Thätigkeit begonnen. In derselben Zeitungsnummer aber (Nr. 349 der St. Petersburger Zeitung), in der das Rote Kreuz seinen ersten Bericht veröffentlicht, lesen wir ein paar

Digitized by Google

Spalten weiter, daß im Gubernium Woroneſch, das nicht offiziell zu den notleidenden gehört, Summen angewieſen worden ſeien, um den Bauern, die ihre Pferde verloren haben, neue Pferde zu verſchaffen. So dehnt ſich das Notgebiet immer weiter aus. Wenn es ſo ſteht, wird Herr Witte Millionen hergeben müſſen, um dem Unheil zu wehren. Woher die Millionen aber nehmen? Schon ſeit geraumer Zeit macht ſich in der innern Verwaltung des Landes eine auffallende Sparſamkeit in kleinen und oft doch notwendigen Bedürfniſſen, z. B. für Polizei, Kanzleien, Krankenhäuſer u. dergl., bemerkbar, die nicht recht erklärlich iſt bei ſo vollen Staatskaſſen. Es hat aber den Anſchein, als wolle man an Hemd und Hoſe ſparen, um einen neuen und ſchönen Gaul vor die Kutſche zu ſpannen. Eine neue äußere Anleihe iſt kaum unterzubringen. Die Bahnbauten können nicht plötzlich abgebrochen werden. Zar Nikolaus hat freilich befohlen, daß für die nächſten Jahre — man ſagt für fünf Jahre — je 90 Millionen Rubel jährlich zum Ausbau der Flotte anzuweiſen ſeien. Aber zwiſchen Anweiſen und Verwenden liegt das Haben, und Herr Witte war lange ſchon in Zweifel, wo er die erſten 90 Millionen herbekommen ſollte. Nun las man in den Zeitungen, daß die Verwendung der erſten 90 Millionen hinausgeſchoben worden ſei. Das iſt recht ſchön, ſchafft aber noch kein Geld für den Notſtand oder für neue Kanonen, weil die 90 Millionen bisher nur ein Wunſch oder Befehl, aber keine Wirklichkeit waren. Es bleibt der angeſammelte Goldſchatz oder die Notenpreſſe als Ausweg. Die umlaufenden Banknoten haben ſich in den erſten elf Monaten vorigen Jahres um 150 Millionen Rubel vermindert, während der Notenvorrat der Staatsbank nur wenig abgenommen hat und Ende November $68^1/_4$ Millionen Rubel betrug, die dem Bedürfnis nicht genügen würden. Ein wie großer Goldvorrat dem Herrn Miniſter, der ihn vor einem Jahre mit 1470 Millionen angab, heute noch zur Verfügung ſteht, iſt mir nicht bekannt. Man darf indeſſen ſicher annehmen, daß er ſehr abgenommen hat, ob nun um 164 Millionen, wie verſichert wird, oder um mehr, bleibt dahingeſtellt. Nach Ausweis der Staatsbank belief ſich ihr Goldvorrat am 16./28. November vorigen Jahres auf mehr als 995 Millionen, ſodaß ſie nach dem Bankgeſetz oder vielmehr dem zariſchen Befehl vom 29. Auguſt 1897 in der Lage wäre, noch etwa 515 Millionen Rubel an Banknoten in Umlauf zu ſetzen, die im Lande wohl ohne Anſtand würden aufgenommen werden. Immerhin iſt es mißlich, den Goldvorrat, von dem der fremdländiſche Rubelkurs abhängt, ſo ſtark in Anſpruch zu nehmen. Zudem wird durch eine ausgedehnte Hungersnot die Sicherheit der Zahlen, mit denen das Budget des Staates prangt, einigermaßen gefährdet, auch wenn man ſie an ſich ohne Bedenken annehmen will.

Befände ſich die Volkswirtſchaft in geſunder Verfaſſung, ſo ginge vielleicht die geſamte Ernte Rußlands drauf, um jedem ſo viel Brot und Viehfutter zukommen zu laſſen, als Menſch und Vieh bis zur nächſten Ernte bedürfen.

Digitized by Google

Wie die Dinge liegen, wird zwar eine ansehnliche Menge Getreide ausgeführt werden, aber doch nicht genug, ohne starke Verminderung des Goldvorrats der Regierung die staatlichen und privaten Zahlungen auszugleichen, die ins Ausland gehn müssen. Mehrere Fachleute Rußlands (Issajew, Ohl, Golowin) fürchten einen gefährlich starken Abfluß des Goldes ins Ausland. Herr Golowin hat noch eben in der Nowoje Wrema auf die Gefahr hingewiesen, die den Goldverhältnissen Rußlands aus der gegenwärtigen Spannung auf dem Geldmarkte droht. In der That wird Herr Witte nicht nur kein frisches Geld borgen, sondern auch nicht verhindern können, daß der Zufluß an Anlagekapital für die russische Industrie bedeutend eintrocknet. Und sollte eines Tages auf der Pariser Börse der Gedanke laut werden, daß die russischen Papiere wegen Unsicherheit des Rubels abzustoßen seien, so wären die Folgen davon für Rußland verderblich, wenigstens für die neue Währung und die neue Industrie. Es ist höchst unheilvoll für den russischen Finanzminister, daß seiner kühnen, die günstigen Geldverhältnisse Europas ausnutzenden Kreditwirtschaft unmittelbar ein Umschwung in Europa gefolgt ist, der den Diskont an den Banken von England und Deutschland auf eine außerordentliche Höhe getrieben hat. Der Diskont an der Englischen Bank hat mit vier Prozent eine Höhe erreicht, die seit dem großen Baringschen Krach nicht vorgekommen ist; die deutsche Reichsbank hat mit sechs Prozent den höchsten Diskont zu verzeichnen seit ihrer Gründung. Die großen russischen Unternehmungen sind auf einen europäischen Zinsfuß von zwei bis drei Prozent gegründet und müssen es hemmend empfinden, wenn er auf fünf bis sechs Prozent steigt. Jedenfalls wird der Herr Finanzminister aber an einem Punkte seines Weges dem Minister des Auswärtigen begegnen und sich mit ihm darüber auseinandersetzen müssen, wie weit die Geldwirtschaft Rußlands seiner äußern Politik auf ihren steilen Bahnen folgen kann. Jede auch nur entfernt auftauchende Gefahr einer kriegerischen Verwicklung würde den kühnen Aufbau der russischen Finanzen wahrscheinlich sofort ins Wanken bringen; man wird kaum zu weit gehn mit der Annahme, daß England es in der Hand hat, Rußland in die größte wirtschaftliche Verwirrung zu stürzen, noch ehe seine Flotte einen Schuß auf russische Häfen gelöst hat. Eine Lage, durch die die bisher unabhängige äußere Politik Rußlands stark beeinflußt werden dürfte. Oder sollte diese Verständigung der beiden Minister schon stattgefunden haben? So scheint es in der That.

Das Rundschreiben, das die europäischen Mächte zu gemeinsamer Abrüstung oder Einschränkung ihrer Rüstungen aufrief, hat allgemeines Erstaunen und viel Kopfschütteln hervorgerufen. Man schüttelt den Kopf, weil man an die Ausführbarkeit solcher Pläne in unsrer Zeit und soweit sie bedeutende Wirkung haben sollten, nicht recht glauben will. Man erstaunt, weil sie von dem Staate ausgehen, der von jeher alle andern an Eroberungslust übertroffen und mehr als alle andern seine Kraft in den Dienst der äußern Politik

Digitized by Google

gestellt hat. Ist dies wirklich pure Humanität? Nun wird aber über die Herkunft dieses Friedensmanifestes folgendes erzählt. Es wurde, so sagt man, ersonnen von niemand anders, als dem Finanzminister selbst, und ausgearbeitet in dessen eigner Kanzlei. Das Projekt des Herrn Witte ist dann vom Minister des Äußern angenommen worden. Ungewiß bleibt, ob der Zar vorher durch Witte gewonnen worden ist, oder ob der Graf Murawjew das Projekt unmittelbar vom Finanzminister übernommen und dem Zaren vorgelegt hat. War dieses die Vorgeschichte der überraschenden Kundgebung, so wird die europäische Verwunderung sich leicht in ein verständnisvolles Lächeln verwandeln.

Etwa bis vor einem halben Jahre hatte die äußere russische Politik einen ziemlich dröhnenden Schritt. Man kümmerte sich wenig um englische Drohungen und schien ganz bereit zu sein, es auf einen Krieg ankommen zu lassen. Dazu bedurfte man neuer Schiffe, neuer Geschütze, schleunigen Ausbaus der sibirischen Bahn und andrer Mittel der Verteidigung in Europa und in Asien. Es mag Herrn Witte schwül zu Mute geworden sein, als man ihm befahl, jährlich 90 Millionen für Schiffsbauten für die fünf kommenden Jahre herbeizuschaffen; als man dann mehr als 200 Millionen für Herstellung schnellfeuernder Geschütze forderte und weitere Millionen für Hafenbauten und Befestigungen im fernen Osten. In der Not mag ihm der geniale Gedanke gekommen sein, Rußland plötzlich zum Apostel des Friedens zu machen. Indem der Zar das Rundschreiben unterzeichnete, hatte er seinem Finanzminister eine Waffe in die Hand gegeben, mit der er dem Andrang von Generalen, Kriegslustigen, wenn nötig, selbst dem Grafen Murawjew widerstehen konnte. Eben hat Rußland, hat der Zar ein Manifest des Friedens in die Welt gesandt — wie sollte man da zu neuen großen Rüstungen gerade in Rußland selbst schreiten? Wurde Herr Witte durch den Befehl überrascht, zu Flottenzwecken Hunderte von Millionen herbeizuschaffen, so wurden die Flottenschwärmer jetzt durch den Gegenhieb entwaffnet. Die Kriegslustigen haben ihren Gegner gefunden, der politische Grundton ist milder geworden. Und der Zar hat sich auf den Frieden verpflichtet.

So löst sich die rätselhafte Friedensaktion in eine Finanzaktion auf. Was auch auf der bevorstehenden Konferenz beschlossen werden mag: der eigentliche Zweck dieses Unternehmens ist erreicht, indem Herr Witte wenigstens fürs erste mit den großen Geldforderungen für kriegerische Rüstungen verschont bleibt. Ganz Rußland bewundert die erhabne Politik seines Zaren, Europa huldigt seinem idealen Humanismus, und Herr Witte hat einige hundert Millionen und seine Goldwährung vor unmittelbarster Gefahr gerettet. Er hat zugleich einen großen Sieg über kriegslustige und andre Gegner erfochten. Ist diese Darstellung des Hergangs der Sache richtig, so müssen wir bekennen, daß wohl selten auf der politischen Bühne ein geistvolleres Stück gespielt worden ist.

Digitized by Google

Ist es nicht gerade von großem Stil und tiefer Idee, so doch von geistreicher Erfindung und kühner Inszenierung. Die Moral ist, daß Rußland aus finanziellen Gründen seine großen Rüstungen, wenigstens vorläufig, einstellen will. Das ist von größter Bedeutung für die internationale Politik. Und wenn man erwägt, wie sich seit der Kundgebung die Haltung Englands geändert hat, so liegt die Annahme nahe, daß man dort den tiefern Sinn des russischen Vorgehens längst erkannt hat. Bis vor einigen Monaten war die englische Politik wie erstarrt, jetzt ist sie von einer Lebhaftigkeit, einem Selbstvertrauen, einer Aktionsfreiheit, die einen auffallenden Umschlag in der Schätzung des Gegners andeuten. Man fühlt sich in London von dem russischen Druck vorläufig befreit, und man ist Herrn Witte dafür dankbar. Und ist Herr Witte ein Mann des Friedens, so ist er sicher heute die beherrschende Potenz in der russischen Politik. Wenn irgend jemand, so hat er die Kräfte und den Geist, die russischen Finanzen und die russische Volkswirtschaft aus ihrer bedenklichen Lage zu reißen.

Wir Deutschen haben allen Grund, zu wünschen, daß ihm das gelingen möge, daß ein Nachbarvolk, das der natürliche und beste Abnehmer unsrer Waren ist, kaufkräftig bleibe, und wir sehen mit Interesse dem Ausgang der Anstrengungen zu, die ein hochbegabter und entschlossener Finanzmann auf die Befestigung dieser Kaufkraft verwendet. E. v. d. Brüggen

Gerhart Hauptmann und sein Biograph

Von Karl Kinzel

(Schluß)

Ueber „Florian Geyer," mit dem der naturalistische Dichter den Sprung vom Boden der Gegenwart in die geschichtliche Vergangenheit wagte, giebt Schlenther zunächst sechzehn Seiten historische Abhandlung, lehrreich genug dadurch, daß auch für den aufmerksamen Leser nicht ein Zug herausspringt, der für die Figur des Helden inneres dramatisches Wesen verspräche. Daß er, der Ritter, der Bauernrevolution treu war bis zum Tode, genügt doch nicht. Wie die Wahl des Stoffes mit den vertretenen Grundanschauungen des Verfassers übereinstimmt, wie er sich an die verkommenen Bauern des Erstlingswerks, an die verlumpten Bewohner des Armenhauses, an die revolutionierenden Weber reiht, ist leicht zu sehen. Aber warum wieder und wieder ein so passiver Held herauskommen muß, dem es an Thatkraft fehlt, sich in den Vordergrund zu stellen, und dem ein klares Ziel nicht vor Augen

Digitized by Google

schwebt, das ist nicht einzusehen. Man wende nicht ein, daß es solche Helden alleweile giebt und in der Dichtung gegeben hat. Wir erwarten dann doch wenigstens ein Gegenspiel treibender Kraft und klarer Gedanken. Aber auch das ist im „Florian Geyer" so wenig der Fall wie, um dies schon vorweg zu nehmen, in der „Versunkenen Glocke." Den Dichter erkennen wir doch weniger an der Wahl des Stoffes als an seiner Gestaltung. Hier mußte unsers Erachtens Hauptmann entweder zeigen, daß er es den bisherigen Größen des historischen Schauspiels gleichthun, oder daß er mit den Mitteln der neuen Kunst auch auf diesem Gebiet etwas Packendes leisten konnte. Aber sein Versuch ist mißlungen.

Das Vorspiel wagt selbst Schlenther nicht zu retten, möchte aber, obwohl er doch das Werk gedruckt vor sich hat, die Schuld am liebsten auf die Schauspieler abwälzen. Auch bei der Besprechung des übrigen Stückes kommt er auf diesen Nebenpunkt immer wieder zurück, während er in der Hauptkritik so leise wie möglich auftritt, etwa so: „Es beginnt unter Florian Geyer die Beratung. Damit treten wir endlich aus der breiten Darlegung des historischen Standes der Dinge in die eigentliche Aktion ein, von der wir nur wünschten, daß sie rascher fortschreite." Ja, wenn sie nur fortschritte, wenn wir nur endlich einen Einblick in das Wesen und Wollen des Helden erhielten, wenn er nur endlich in Aktion träte! Aber Schlenther muß selbst gestehen (S. 214): „Geyer handelt nun nicht, sondern er redet." Und am Ende des thatenlosen zweiten Aktes: „Dieser Akt, in allen Tonarten spielend, endigt mit einem elegischen Akkord. In der entscheidenden Stunde vom Orte der Entscheidung weit entfernt, hält sich Geyer damit auf, einem einzelnen Mann die Faust ins Gesicht zu schlagen und zum Fenster hinaus eine schöne Volksrede zu halten. Ist das sein Charakter oder sein Schicksal (!)? Statt frischer That Symbol und Worte!" (S. 222.) Auch im dritten Akt, wo er sich endlich aufrafft, „wieder bloß in Worten ein Strafgericht" (S. 224). Und so geht es durch bis zum Ende, überall unendliches Reden (S. 241).

Kann uns der Charakter eines Helden interessieren, den der Kritiker ganz bezeichnend so schildert: „Ziele wie Karl der Große, wie Luther, wie Bismarck kann er sich setzen, aber er wird sie nicht erreichen. Der idealistische Doktrinär ist in ihm nur eine Hand breit größer als der durchgreifende Realpolitiker. Weil er für Recht und Freiheit ist, giebt er in der Stunde seines höchsten Triumphes seinen eignen Willen auf und läßt einer unsichern, uneinigen Vielheit die Macht. Und in entscheidender Stunde der Gefahr läßt er sich zu minderwertigem Geschäft beiseite schaffen, damit die andern, die kompakte Majorität, gegen seinen Willen ihr Stück durchsetzen." Dennoch, trotz alledem, sucht Schlenther auch dies Stück zu retten, und zwar damit, daß der Dichter das Kolorit der Zeit so wunderbar getroffen, die Situationen so wahrheitsgetreu geschildert habe. Darin liege die wahre Größe der Dichtung. „Auf

Digitized by Google

sein Weberdrama — sagt er — ließ er sein Bauerndrama folgen. Wie dort, so geht auch hier, von souveräner Künstlerhand geführt, durch das ganze Stück der große Zug des sozialen Mitleids. Soziales Mitleid erweckt man nur durch Wahrhaftigkeit in der Darstellung der mitleidwürdigen Zustände. Auch im historischen Drama ist Hauptmann seinem konsequenten Realismus treu geblieben, und hier mehr als je hat er bewiesen, wie unendlich reich der konsequente Realismus sein kann."

Uns dünkt, daß Hauptmann mit seinem „Florian Geyer" etwas ganz andres bewiesen hat, nämlich daß dieser Realismus nicht imstande ist, mit den von ihm geübten Kunst- oder Handwerksmitteln ein historisches Schauspiel, ein Drama höhern Stils zu schaffen. Oder sollte der Mangel in dem Dichter selbst begründet sein? Fast scheint es so, als fehle es Hauptmann an der tiefern geistigen Durchbildung, an jenem höhern Schwung, der in der Erfassung und klaren Durcharbeitung ernster Ideen und Aufgaben liegt. Wenigstens spricht der Ideengehalt seines idealsten und reifsten Werkes, der „Versunkenen Glocke" dafür.

Wir haben das Werk in einem größern Aufsatz in dem Jahrbuch „Aus Höhen und Tiefen" (Band I 1898) zergliedert, seinen poetischen Gehalt anerkennend dargelegt und die Idee herauszuschälen und zu beleuchten versucht, an deren Gestaltung der Dichter gescheitert ist, was man auch immer sonst zum Lobe seines neuen Werkes sagen mag. Zunächst ist hervorzuheben und festzulegen, daß Hauptmann mit der „Versunkenen Glocke" die naturalistischen Sphären verlassen hat, daß er sich also vom „Biberpelz" durch den verunglückten Versuch des historischen Dramas hindurch zur idealistischen Dichtung entwickelt hat, wenn es anders eine Entwicklung und nicht nur ein versuchendes Tappen ist, was erst die Zukunft lehren wird. Schlenther gesteht es mit den Worten zu: „Der Dichter ist von seiner eigensten Domäne auf fremdes Gebiet getreten." Hierin liegt zugleich die Anerkennung, daß er hierbei nicht original gewesen ist. „Er ruft sich den Goethe des zweiten Faustteils und den schlegelisierten Shakespeare des Sommernachtstraumes zu Hilfe, und diese Muster helfen ihm nun eine Versprache schmieden. Die Versunkene Glocke ist das erste und einzige dramatische Werk G. Hauptmanns, worin er nicht mehr künstlerisch revoltiert. Er lenkt in schöne alte Traditionen ein."

Daß damit notwendig eine Vernachlässigung in der Charakterisierung der handelnden Personen verbunden sei, wird niemand behaupten wollen. Hauptmann ist hier aus einer unklaren Vermischung von Allegorie und Vermenschlichung nicht herausgekommen. Er hat statt lebendiger Einzelwesen nur Gattungswesen geschaffen, und darunter hat doch unzweifelhaft der Schein des Wirklichen schwer gelitten. Schlenther muß dies, wenn auch in der mildesten Form, zugestehen. „Mit seiner naturalistischen Kunst des Individualisierens hat der Dichter allerdings gründlich gebrochen. Die Natur liegt hier vielmehr

Digitized by Google

in den Märchengestalten (?). Aus der Welt des Menschengeistes treten in diese Natur typische Erscheinungen ein. Meister Heinrich ist keine Person für sich, sondern der hochstrebende, von Schönheit verlockte, verirrte Künstlergeist, wie er im Buche steht. Ebenso ist seine Frau Magda kein Wesen für sich, sondern der Inbegriff eines verlassenen und betrognen Frauenschicksals. Die Knaben tragen das allgemeine Zeichen der Waisenschaft. Pfarrer, Schulmeister, Barbier, deren Namen wir gar nicht einmal erfahren, sind nichts andres, als eben Pfarrer, Schulmeister und Barbier. Sie alle sind weniger Menschen, als daß sie Menschliches repräsentieren. Dadurch erst erhalten sie jene Allgemeingiltigkeit, durch die sie sich einer andern Welt gegenüber behaupten können. Das historische Drama konnte noch naturalistisch sein. Dem transcendenten Drama gelingt es nicht mehr."

„Im transcendenten gelang es Hauptmann nicht mehr," so hätte Schlenther sagen sollen. Denn daß in einer Ideendichtung oder im Märchendrama nicht wirkliche Menschen, individuelle Gestalten von Fleisch und Blut auftreten könnten, wie will man das erweisen? Und wenn es erwiesen wäre, so wäre damit unsers Erachtens das Urteil über diese Dichtungsart gesprochen, weil das Drama solche lebendigen Einzelwesen durchaus nicht entbehren kann. Hat es diese Kunst mit der Nachahmung des wirklichen Lebens zu thun, sollen wir glauben, daß die vorgeführten Personen lebende Wesen sind, so dürfen sie nicht Typen sein, sondern Individuen, d. h. also: nicht bloß Typen. Je mehr das Typische sich dem Zuschauer aufdrängt, desto mehr verlieren sie an Wahrheit, desto mehr wird die notwendige Illusion gestört. Vielleicht aber brauchte der obige Satz nur zu heißen: „Im transcendenten gelang es Hauptmann noch nicht." Denn so sehr wir in dem Werke einen Fortschritt anerkennen, so weit sind wir doch davon entfernt, in ihm ein Meisterstück zu sehen. Es ist vielmehr zu hoffen, daß es dem Dichter, der doch die Mitte der Dreißig kaum überschritten hat, noch gelingen wird, Idealismus und Realismus in besserer, in rechter Weise zu vereinen. Schiller hatte in diesem Alter auch noch keinen „Wallenstein" geschaffen, damit tröste er sich und uns. Aber — Schiller hat die zehn Jahre zwischen dem „Don Carlos" und seinem ersten Meisterwerk allerdings strengster Geistesarbeit gewidmet, um die Lücken auszufüllen, die ihm selbst eine siebenjährige Schulung der Militärakademie gelassen hatte. Erst ein eingehendes Studium der Geschichte, der Antike und der Philosophie ließ in ihm die Geistesarbeit und die Geistesschärfe reifen, die ihn zur Erfassung der höchsten Menschheitsprobleme befähigte.

Daß dies Hauptmann noch fehlt, muß man aus der Unklarheit schließen, mit der er die Idee seiner „Versunknen Glocke" erfaßt und durchgeführt hat. Es ist schon bedenklich, daß wir nicht recht erkennen, wodurch die Wandlung in dem Glockengießer Heinrich, der doch nach aller Mitmenschen Zeugnis bisher so Schönes geleistet hat, eigentlich hervorgerufen wird, und wodurch sie innerlich

Digitized by Google

vorbereitet ist. Vollständig unklar aber bleibt es, was er nun nach der merkwürdigen Umwandlung durch Rautendeleins Einfluß als sein Ziel ansieht. Werke wirken aus der Kraft der Höhen, ein wunderbares Glockenspiel gießen, das aus sich selber klingend sich bewegt; dann wieder neuen Grund hoch oben legen zu einem neuen Tempel, um die Menschen zu Sonnenkindern und Sonnenpilgern zu machen — wer kann mit solchen unfaßbaren Worten einen verständigen Sinn verbinden? Das ist doch aber in der Tragödie vor allem nötig, daß wir den Helden begreifen, daß wir sein Ziel verstehen. Wie können wir denn sonst in die volle Teilnahme für sein Geschick hineingezogen werden! Unklare Köpfe und Phantasten sehen wir ohne Erbarmen aus ihrem Himmel stürzen.

Wie findet sich nun Schlenther mit diesem größten Mangel des Stückes ab? Daß er ihn nicht erkannt haben sollte, ist bei seiner Findigkeit nicht anzunehmen. So müssen wir doch also wohl glauben, daß er ihn mit zartem Schleier zu verhüllen suchte. Was zunächst den Umschwung in dem Meister Heinrich angeht, so faßt er ihn — risum teneatis — ganz naturalistisch, indem er kurz und gut sagt: „Ein Mädchen küßt ihn gesund!“ Er sieht darin freilich auch etwas Wunderbares, aber das sind doch nur Redensarten, wenn er sagt: „Auf wunderbare Weise wird er gesund. Er wird noch einmal seinen Schritt ins Leben wenden, noch einmal wünschen, streben, hoffen, wagen — und schaffen, schaffen. Dies Wunder, das Frau Magda zunächst ach so jubelnd begrüßt, dies Wunder, an dem sie dann selber sterben soll, vollführt der junge Zauber eines fremden weiblichen Wesens.“ Armer Hauptmann! Wenn du dir wirklich nichts weiter dabei gedacht hast?! — Aber vermutlich hat Schlenther hier nur einen etwas leichtfertigen Witz machen wollen, wie er ihn in seinen Theaterkritiken liebte — weil ihm nichts Besseres einfiel, weil er einen triftigen Grund für Heinrichs Bekehrung und Heilung nicht wußte.

Allein das ist ja nur ein Nebenpunkt; die Hauptsache ist Heinrichs Ziel! Wie findet sich Schlenther damit ab? Er sieht in dem beabsichtigten Glockenspiel „das Sinnbild für Höheres, für Unbestimmtes; der Realist schwebt zum Ideal empor.“ „Auch Heinrich der Glockengießer fliegt auf zur Sonne. Er hebt sich von der Niederung, wo ihm Herd und Werkstatt maßvoll gediehen. Sein Denken sucht eine überirdische Kunst, sein Fühlen sucht eine übermenschliche Liebe. Am Übermaße dieses Doppelwollens stürzt er.“ Hier thut also Schlenther stillschweigend so, als wenn selbstverständlich der Idealismus im Unbestimmten, Unklaren bestehe. Das ist aber grundfalsch und nur ein Zeichen von der Unklarheit naturalistischer Theorien. Der Idealist weiß sehr wohl, was er will, selbst ein Karl Moor wußte es, ein Ferdinand, Posa, Wallenstein und wie sie alle heißen mögen, die an ihren Idealismus ihr Leben setzten. Aber nicht an der Unklarheit des Ziels gingen sie zu Grunde, sondern an den falschen Mitteln, die sie zu seiner Erreichung anwandten.

Digitized by Google

An andern Stellen schieben sich dann aber doch auch bei Schlenther andre Auffassungen ein, und wo es ganz unabweisbar ist, müssen doch auch einige Mängel hervorgehoben werden. So soll das Gewissen zuletzt an dem Scheitern seiner Pläne schuld sein. Und über den Märchengehalt wird so geurteilt: So fein dieser und jener Zug ist, „so spukt doch daneben allerhand Fabelkram umher, der nicht ganz lebendig geworden ist, wie die Zwerge in Meister Heinrichs Höhenwerkstatt, die Ausweitung des Glockenmotivs zum Tempelmotiv, die undurchsichtige Symbolik der drei Becher, aus denen Heinrich Licht, Kraft und dann doch den Tod trinkt. Aus all diesem Halblebendigen erklären sich bei dem starken Interesse, das die Dichtung überall erregt, die zahllosen Deutungsversuche kluger und überkluger Leute, deren Zahl schon zu einer wahren Broschürenlitteratur angewachsen ist. Ich will solche Kommentare hier nicht bereichern (ah!). Auch von diesem Märchen gilt das Goethische »Märchen noch so wunderbar, Dichterkünste machens wahr.« Aber wo die Dichterkunst nicht wahr genug geworden ist, wollen wir diese Schwäche, anstatt uns darüber den Kopf zu zerbrechen, einfach zugestehen."

Wenn Schlenther das auch mit den andern dunkeln Punkten gethan hätte, wenn er mit scharfer Kritik den Finger darauf gelegt hätte, so würde er wahrscheinlich dem jungen Dichter mehr genützt, sicher aber die allgemeine Erkenntnis mehr gefördert haben, als durch das Bestreben, Hauptmann, wo nur irgend möglich, oft auch noch mehr, zu verherrlichen. Daran aber hinderte ihn seine Freundschaft für ihn und vor allem die Schiefheit einer naturalistischen Kunstlehre und Weltauffassung. Das sollte diese Auseinandersetzung zu beleuchten versuchen.

Nachtrag. Während dieser Aufsatz in der Redaktion des Drucks harrte, ist das Erwartete oder Unerwartete eingetreten. Der „Fuhrmann Henschel" ist herausgekommen und hat der staunenden Welt verkündet, daß die Glocke wirklich aus ihrer Höhe gestürzt ist und nur noch in der Tiefe klingt. Die letzten beiden Dichtungen Hauptmanns bedeuten also bloß eine Abschweifung, nach der der Dichter wieder in die alten Geleise eingelenkt ist. Mit den gewohnten, von ihm mit Meisterschaft gehandhabten Mitteln der Kleinmalerei hat er ein Werk geschaffen, das, jeglichen idealen Wertes bar, zwischen den „Einsamen Menschen" und den „Webern" steht. An diese erinnert der Dialekt, in dem „Fuhrmann Henschel" geschrieben ist — sympathisch und besonders bühnenwirksam ist die schlesische Mundart wahrhaftig nicht!*) —, erinnert auch die ganze Heimatssphäre, in die wir versetzt werden, ohne daß uns etwa Dinge entgegenträten, die nur in Salzbrunn und Umgegend zu denken wären; erinnert

*) Beispiel: Fang mr asu a! Do huste bei mir kee Glicke ni. Ich luß mir vo dir keene Liega vierschmeißa. Und kurz unn gutt, daß a mol alle wird. Und weil du a su a dickes Laber nu emol hust und nischt ni willst annahma, do muß ich drsch halt amol deutlich san, und uf a Kupp druf: 's is aus zwischa ins!

Digitized by Google

endlich auch das Milieu des niedern Volkes, das uns vorgeführt wird. Hatte dies aber in den „Webern“ und selbst in „Vor Sonnenaufgang“ einen Zug ins Große, Allgemeine, insofern uns dort gezeigt wurde, wohin leibliches Elend und sittliche Verkommenheit die Menschen bringen können, so haben wir es hier wie in den „Einsamen Menschen“ mit einem intimen Vorgange allereinfachster Art zu thun, und zugleich allergewöhnlichster. Dort konnte doch noch der geistige Vorgang in dem jungen Gelehrten fesseln; es handelte sich gewissermaßen um höhere Dinge, um gebildete Leute, deren geistige Interessen bei uns Teilnahme und Verständnis finden. Daß ein Mensch nicht geistig ausreifen, besonders aber nicht geistig schaffen kann, wenn ihn seine Umgebung herabzieht und für seine Aufgaben keinen Sinn hat, wenn sie ihm gar das innere Gleichgewicht stört und den Flug seiner Gedanken aufhält, das begreifen wir, und weil es allgemein menschlich ist, so nehmen wir daran innigen persönlichen Anteil. Aber daß ein Fuhrmann, ein biedrer, rechtlicher und fleißiger Mensch, durch seine schlecht gewählte zweite Frau zu Grunde gerichtet wird und sich zuletzt, am Leben verzagend, aufhängt, weil er seiner ersten Frau auf dem Sterbebette versprochen hatte, das gemeine Weib nicht zu heiraten, das kann nur ganz gewöhnliches Mitgefühl erregen. Ja es würde eine dramatische Teilnahme gar nicht wecken (denn es ist ein ausschließlich epischer Stoff), wenn es nicht mit der Hauptmann eignen virtuosen Fertigkeit dargestellt wäre.

Diese zeigt das Stück in der That in höchster Vollendung. Weiter kann die Kunst nicht getrieben werden, einfache Vorgänge des täglichen Lebens in der Kellerstube Henschels und in der Fuhrmannskneipe so vorzuführen, wie man sie in Wirklichkeit schauen könnte. Darüber hinaus aber ist der Dichter auch nicht im geringsten gegangen. Es ist uns, als träten wir in einen Raum, wo die Figuren gegen das Licht gestellt sind, so flach, so silhouettenhaft erscheinen sie uns. Jede plastische Ausgestaltung, jede wirkliche Charakteristik ist meisterlich vermieden. Wir sehen nur Umrisse, während wir erwarten, daß uns der Dichter Blicke in die Tiefe des Seelenlebens thun läßt, sehen meist Handlungen, ohne über die Motive klar zu werden. Wirkliches Interesse erregt eigentlich nur Henschel, und auch dies wird dadurch abgeschwächt, daß ihn gar nicht die Schlechtigkeit seines Weibes zu drücken scheint, sondern nur eine abergläubische Furcht vor seiner ersten Frau, die wegen des von ihm gebrochnen Versprechens nicht zur Ruhe kommen kann. Dieses Motiv schiebt sich plötzlich (im fünften Akt) da in den Vordergrund, wo man folgerichtig eine Wirkung davon erwartet, daß ihm (im vierten Akt) unter einem fürchterlichen Ausbruch seines Zorns die Gemeinheit der liederlichen Hanne enthüllt wurde. Dieses Weib aber ist völlig flach gezeichnet. Auch nicht ein Blick in ihr Inneres wird uns eröffnet. Wir ahnen nicht, was in ihrer Seele vorgeht. Alle übrigen Personen sind nicht mehr als in großen Zügen geschilderte Typen, der gutmütige Gasthofsbesitzer, der charakterlose Pächter der Schankstube, sein

Digitized by Google

leichtfertiges, faules und eitles Töchterchen, der sächsisch redende Kellner, der hausierende Jude, der stupide Stallknecht u. s. f. Unter allen nicht ein einziger Mensch, mit dem wir im Leben ohne triftigen Grund länger als eine Viertelstunde zusammen sein möchten, im ganzen Stück nicht ein einziger Gedanke, der uns zu fesseln oder zu beschäftigen vermöchte, nicht eine einzige Regung der Seele, die in uns nachklänge, sobald der Vorhang gefallen ist. Und damit sollte sich das deutsche Volk beschäftigen, einen ganzen Theaterabend lang, oder gar noch länger? Das sollte wirklich echte Kunst sein?

Wenn Schlenthers Buch über Gerhart Hauptmann die zweite Auflage erlebt, so wird er sich auch darüber äußern müssen. Wir sind gespannt, ob er den Mut finden wird, auch diese Frage zu bejahen.

Der goldne Engel

Erzählung von Luise Glaß

(Fortsetzung)

Am andern Morgen verschliefen sies alle drei, aber Line war doch schon mit Kaffeetisch, Kuchen und Blumenstrauß bereit, als das Geburtstagskind endlich übernächtig, blaß in die Küche trat. Sie umfaßte Karl, küßte ihn auf die Stirn, sagte: Auf ein gutes gesegnetes Jahr! und schenkte ihm ein.

Sie hatte aber keine Festtagsruhe, stand zeitig auf, ordnete in der Vorderstube einen Tisch fürs Abendbrot, ging zurück, sagte Karl, daß er in der Werkstatt wegräumen müsse, was nicht verstauben dürfe, von wegen des Fäßchens, das da drüben getrunken werden solle, ging ab und zu, bis der Vater kam, eilte ins Schlafzimmer, da Ordnung zu machen, zog drauf ihr bestes Zeug an und ging.

Wo will sie hin? fragte Städel, und auf das: Ich weiß nicht! des Sohnes setzte er hinzu: Ist nicht leicht mit der Line, gar nicht, du kennst sie kaum. Ja ja, ich weiß schon: tüchtig, fleißig, nimmt alles ernst, auch die Fliege an der Wand und das Stäubchen in der Luft; weiß schon. Aber der Schwung fehlt, der Flügel. Fleißig sein — ja doch, die Ameise ists auch — machst du dir 'n Vorwurf, wenn du die Ameise zertrittst, die nur fleißig ist? Vom Menschen verlang ich was mehr.

Damit ging der Alte hinüber in sein Bereich, und Karl blieb zurück mit schweren Gedanken: Wer die beiden hätte zur Freude, wer die beiden hätte wieder zusammenbringen können!

Kein Mittel fiel ihm ein.

Line kam spät nach Hause, war wortkarg bei Tisch, und am Nachmittag ging sie noch einmal. Als sie zurückkam, zeigte sie übergroße Geschäftigkeit, das Versäumte einzuholen, und erst um die Zeit, wo die Gäste erwartet wurden, nahm sie

Digitized by Google

Karl beiseite und flüsterte ihm zu: Ich war bei meiner Kundschaft — sie sind alle bereit, mir die Arbeit künftig ins Haus zu geben. Ich bleibe hier und sorge für den Vater — du kannst also fort.

Blutrot stiegs in Karls Gesicht empor. Er strich wieder mit hilfloser Geberde das Haar aus der Stirn, das nicht da war, und stotterte: Es ist nicht nur das da sein, Line, es ist mehr. Du bist hart, du bist verdrossen, du bist nicht gut gegen den Vater — er muß nicht nur satt werden, er muß auch froh sein können —

Da sie nicht mit heftiger Abwehr einfiel, sondern ihn nur starr ansah, redete er mutig weiter. Sei gut mit ihm, Line. Vielleicht ginge es, wenn du nicht mehr an das dächtest, was anders sein könnte, sondern es nähmst, wie es ist? Denk ihn dir noch fünfzehn Jahre älter, fertig mit seiner Kraft: ein Greis, für den du sorgen, dem du nach der Lebensarbeit sein Spielzeug gönnen darfst.

Lebensarbeit! — wenn die ganze Lebensarbeit nur Spielerei gewesen ist, der alle Kraft und alle Wärme geopfert wurde! In Linen schrie und jammerte es, aber dabei stand sie stocksteif vor dem Bruder und rührte sich nicht. Das steigerte seine Erregung: Wahrhaftig, Line, du thust ihm nichts Liebes, das Nötigste so um Gottes willen, nicht mehr. Schon daß du mich nie Charles nennst! Du weißt doch, daß es ihm um des alten Luftschiffers willen Freude macht — wenn man einem so leicht Freude machen kann —

Leicht? sagte Line; dann wandte sie sich ab und ging nach ihrem Alkoven. Leicht! — Sie setzte sich auf die Bettkante und faltete die Hände, gerade so wie gestern, wo sie den Entschluß gefaßt hatte, zu Hause zu bleiben. Das war also noch nicht genug gewesen — sie sollte heucheln, sollte lächeln, wenn ihr bitterernst zu Mute war, sollte Anteil zeigen, wo sie lieber geflohen wäre bis ans Ende der Welt, sollte mit dem Gespenst tändeln. Charles! — als ob das eine Kleinigkeit wäre! Als ob das nicht Symbol wäre, gerade wie der Holzengel, als ob man sich mit solcher Tändelei nicht dem Teufel verschriebe!

Leicht! — das war das Schwerste von allem.

Eine zögernde Hand drückte an dem Thürschloß. Line?

Ja.

Line, komm doch! Meister Ackermann ist da, und Flörkens hör ich auch schon auf dem Gange.

Ich komme.

Sie zog den Vorhang des Alkovens zu und ging hinaus. Ackermann schüttelte ihr kräftig die Hand, aber nur nebenbei, denn Städel hatte ihn schon fest und redete vom Aluminium; was daran sei und wie sichs verarbeiten werde: er habe etwas von federleichten Hausschlüsseln gehört. — Was meinen Sie dazu?

Taxiere, einer wird sie verlieren, und der andre wird sie abdrehen, was Hausschlüsseln überhaupt manchmal passieren soll.

Da kamen Flörkes; die Mutter mit einem Schwall von schönen Reden über mündig werden und geboren worden sein — erst im allgemeinen und schließlich im besondern. Das Ding kam nicht zu Worte mit seinen Glückwünschen, lief zu Linen, faßte sie an beiden Schultern und sagte eifrig: Ich soll zur Pate! Das stand in dem großen Brief. Denken Sie, zur Pate mit dem feinen Bandladen und den allerneusten Hüten. Und Putz soll ich lernen, und alles, was dazu gehört, sobald ich groß genug sei. Bin ich wohl groß genug?

Line lächelte das Kindergesicht an, dem das Arbeitsverlangen einen lieblichen Ernst aufprägte. Gewiß, zum lernen und fleißig sein reichlich groß genug.

Digitized by Google

Da kam Frau Flörke angefegt und redete mit den Händen so eifrig wie mit dem Munde.

Nicht wahr? Groß genug, und wird ein nettes Mädchen: sie kann abreisen. Denn das mit der Pate, das lohnt sich, so was wie erben soll das Ding. Ja ja, guckt nur allezusammen.

Sie guckten aber gar nicht, kaum Meister Ackermann hörte zu; Nettchen wünschte Karl eben das Haus voll Glück, und als die beiden neben einander standen, dachte Line mit einem Gefühl wie Aufatmen: Vielleicht erbt sie wirklich etwas! und eine schnelle Folge von Bildern ging an ihr vorüber: wie es sein werde, wenn etwas Geld ins Haus käme.

Gleich darauf schob sie das beiseite; sie hatte keine Zeit zum Träumen, sie mußte ja den Bruder hinausbringen aus der schweren Luft, die ihn am Wachsen und Werden hinderte, mußte ihn lehren sein eignes Leben zu leben, gegen seinen Willen, ihr selbst zum Leid; aber sie mußte, sie hatte ihn gehegt von klein auf wie ein leibliches Kind, und der Instinkt der Mutterliebe war ihr ins Herz hineingewachsen.

Aber sie war gewöhnt, hart mit sich zu sein, mochte ihr Herz noch so viel bedrücken. Während sie den Gästen das Abendbrot bot, lächelte sie und sprach wie sonst; lachte auch ein und das andre mal leise, obgleich sie vor ihrem eignen Lachen erschrak, sagte auch Charles, obwohl ihr zu Mute war, als müsse sie dabei eigentlich allemal drei Kreuze schlagen.

Nur einmal ging ihr die Selbstbeherrschung aus. Das war in der Werkstatt, wo sie bei dem Fäßchen saßen, und plötzlich der alte Nothnagel mit seiner Jenny über den Holzgang hereinkam.

Guten Abend, sagte der Alte, die Nachbarschaft wünscht Glück — auf daß wir bald fliegen, natürlich! auf daß Sie uns ordentlich helfen, natürlich! und sonst noch was Gutes extra vom Tisch, auf dem das Leben seine Raritäten aufbaut.

Nothnagel brachte ein Lachen fertig, das den Mund beinah von Ohr zu Ohr zog, und Jenny überreichte dem Mündigen einen Rosenstrauß.

Ich wünsch dem Herrn Nachbar Glück auf eine schöne Rosenzeit. Dabei machte sie ein paar Augen, daß das Ding sie starr ansah.

Linen aber stiegs heiß ins Gesicht und bitter den Hals herauf; sie mußte schlucken und schlucken, daß sie den ungebetnen Gästen nicht ihre bittersten Worte vorsetzte, denn das durfte ja nicht sein, wenn der Karl gehn sollte.

Sie bezwang sich, sagte Guten Abend, schenkte ein, lächelte und redete wie vorher; nur das Lachen ließ sich nicht mehr erzwingen.

Am andern Morgen kam der Lohn. Karl trat in ihr Zimmer und sagte: Gieb mir den Brief noch mal, du hast doch wohl Recht, es ist gut, wenn einer sich die Welt einmal ansieht — ich hab mit dem Vater geredet.

Linen kamen die Thränen in die Augen, sie faltete die Hände und sagte leise: Gott sei Dank, du kommst dem Gespenst aus den Krallen.

Nicht mehr Gespenst sagen! bat er, kühn gemacht durch ihre Nachgiebigkeit.

Soll ichs den goldnen Engel nennen?

Er merkte die Bitterkeit gar nicht, die dies fragte. Thus, antwortete er heiter, vielleicht bringt uns der Name Glück.

Ein paar Stunden später reiste Nett lachenden Mundes und thränenden Auges mit ihrem kleinen Koffer ab. In der Rechten trug sie eine Bohnenblüte — etwas mußte man doch mitnehmen aus dem lieben alten Kegelschub.

Digitized by Google

3

Als der Brief an den Meister Wendelin beantwortet und alles in Ordnung war, kam den alten Städel etwas wie Reue an. Er setzte sich am letzten Abend zu den Kindern auf den Gang, redete nicht vom Luftschiff, sondern von seiner Lehrzeit und brummte nur ab und zu einmal dazwischen: Ja ja, ich soll auf meine alten Tage, wo andre sich eine Stütze heranholen, wieder den Packesel machen.

Als er das zum drittenmal sagte, antwortete Line: Das bin ich schon, Vater, ich trag auch für zwei, stand auf, ging hinein und schnürte des Bruders Reisekorb zusammen.

Sie ist dir gut, Vater, bat Karl leise, du mußt auch gut mit ihr sein.

Ja ja; ja doch! wenn man nur mehr Zeit zu den kleinen Dingen hätte, die den Frauenzimmern so wichtig sind. Sei nur ruhig, Charles, sie bekommt noch mal ihr großes Teil am Erfolg, damit machen wir alles wett.

Am andern Morgen ging Karl dennoch mit schwerem Herzen; zum erstenmal hatte er das sichre Gefühl, daß der Vater ihn selber vermissen werde, nicht nur die Hand, die ihm lästige Arbeit abnahm; aber der alte Kilburg sprach zum Fenster heraus: So ists recht, junges Blut muß in die Welt, damits wägen und messen lernt.

Das begleitete Karl Städel wie ein Segen und eine Sühnung. Leichtfüßiger schritt er aus, frischer sagte er in der Schmiede und bei Mutter Flörke Lebewohl, nickte noch einmal zu Vater und Schwester hinauf und ging durch die Apotheke, wo Jenny am Küchenfenster guckte, um sich einen Abschiedsgruß zu holen.

Und die Jenny! Um die Jenny bringst du ihn auch noch, brummte der Vater.

Gott gebs.

Jenny sah dem Davongehenden ärgerlich nach, etwas ausführlicher hätte er Guten Morgen und Lebewohl sagen können, wo man sich doch heiraten sollte. — Überhaupt jetzt davon zu gehn, so'n dummer Mensch, so'n hübscher Mensch — jetzt haben wir doch das Alter, reichlich. Wir hätten ab und an zu Tanze gehn dürfen, die Line könnte uns lange bemuttern — so'n dummer Mensch. — Auf der Stelle heiraten könnten wir, wenn wir nur wollten — und wenn wir uns nachher zu zweit ordentlich breit und fest hinstellten, wir würden der Vergeudung seines und der Geizerei meines Vaters schon die Spitze bieten.

Guten Morgen, Fräulein Nothnagel, guten Morgen. Immer so früh auf, und immer wie eine Rose im ersten Tau, sagte Herr Frisch, der Provisor, verbeugte sich zweimal nach der neusten Mode und strich sich den dunkeln Schnurrbart, damit man seinen Stolz und Staat auch bemerke.

Fräulein Nothnagel lächelte; wenn sie auch Karl Städel heiraten wollte, solch hübsche Wendung hörte sich von jedem gut an; einstweilen, da der hübsche Mensch, der dumme Mensch fort war auf zwei Jahre, konnte man vielleicht mit Herrn Frisch tanzen. Sie lächelte weiter, blieb im Küchenfenster stehen und ließ ihn reden. Herr Frisch aber benutzte die Gelegenheit, der Apothekerstochter und sich selber schön zu thun, auf das gründlichste.

Line, die auf dem Gang geblieben war, so lange ihr Auge dem Bruder folgen konnte, sah auch dies und freute sich dran. Das war das letzte Gute; dann begann die schwere Zeit stündlichen Kampfes gegen den Zorn über den Dämon, der ihr Haus verwüstete, und gegen den Groll über den Vater, der sich von dem Dämon

Digitized by Google

hatte unterjochen lassen. Sie sagte sich jeden Morgen, wenn sie mit der Sonne aufstand: Du mußt den Jungen ersetzen, du mußt arbeiten für drei und mußt freundlich sein.

Die Arbeit machte der Freundlichkeit das Atmen leichter als das Nichtsthun; nur allzuviel durfte es nicht werden, dann wurde die Kraft im Tagewerk verbraucht, die Line nötig hatte zum Kampfe mit Zorn und Groll.

Die Schneiderkundschaft kam wirklich ins Haus; die Line hat nun einmal Geschmack, und auch das Grobe der lithographischen Bestellungen konnte sie trefflich erledigen. Spiegelschrift hatte sie schon in der Schulzeit zum Ärger ihrer Kameradinnen glatt hingeschrieben, und wenn ihr nur des alten Nothnagel Gegenwart nicht Galle ins Wasser schüttete, blieben ihre fleißigen Tage nicht ohne Erfrischung.

Sobald sie aber den schlurfenden Schritt über den Gang schleichen hörte oder den Droguenboden entlang, dann stieg es bitter in ihr auf, und sie lief lieber mitten im Satze aus des Vaters Nähe, weil sie ihrer selbst nicht sicher war. Wußte sie doch, sobald der Alte von drüben kam, gabs einen neuen Einfall, der Geld kostete. Den Einfall brachte Nothnagel triumphierend, das Versuchsgeld durfte Städel aufbringen; so wars immer gewesen, deshalb gedieh die Apotheke, die Steindruckerei aber ging zurück.

Wenn wir den Nothnagel los wären, wenn wir fortziehen könnten, wenn das Ding der Pate Haus erbte, und wir könnten dort unsre Werkstatt errichten — fort von Senkenberg, aus dem Bereich des goldnen Engels, wieder ins Helle —

Sie wußte gar nicht, daß sie die Pate und Nothnagel totschlug und den Vater so veränderte in ihren Phantasien, daß ers überhaupt nicht mehr war. Dergleichen kam auch selten in den Kopf, der immer von jetzt auf gleich nachher denken mußte, sodaß kein Raum mehr blieb für Vergangenheit und Zukunft. In den vier Monaten aber, seit Karl und das Ding fort waren, hatte dieses Phantasiebild schon viermal gespukt.

Das war allemal an den Tagen, die Karls Briefe brachten. Heitere Briefe mit Berichten von Arbeit, Kunst, dem Leben, wie es lebendigen Menschen verläuft unter vielfachen Beziehungen, und mit Plänen, wie künftig die Arbeit im Hause Städel gethan werden solle.

Diese Briefe behielt sie für sich allein, genau so wie der Alte von den seinen nichts berichtete als einen Gruß für die Line. Auch er bekam welche, was aber der Tochter wunderbarer schien, war, daß er sie beantwortete. Ohne einen zu sehen, wußte sie, daß von nichts in diesen Briefen stand, als von dem Modell; hätte sie aber geahnt, wie lang, wie häufig und wie gründlich diese Berichte „an meinen Sohn und Erben" waren, ihr wäre angst geworden um den Bruder, nach dem die Gespensterarme sich bis in die sichre Ferne streckten.

So trug sie die Freude darüber, daß ihr Liebling im Hellen war, durch die harten Tage.

Nun lagen schon die Novembernebel über Senkenberg, und der Reif hatte sich bis gegen Mittag auf der Stadtmauer gehalten: ein Märchenbild, dem der alte Kilburg eine halbe Arbeitsstunde gönnte.

Er nickte Karolinen zu, die vor der Küchenthür hantierte. Macht Sie die Pracht auch fröhlich, oder hats sonderlich gute Nachrichten gegeben?

Sie grüßte wieder und lächelte. Beides, Herr Professor. Karl wächst zusehends, und manchmal mein ich trotz des Novembers, meine Sonne könns doch noch zum Sommer bringen.

Digitized by Google

Das ist recht, gerade das mein ich auch. Wollen Sie wieder einmal was zu lesen? Ich hab dieser Tage was für Sie in die Hände bekommen — ein Buch von der Geduld und Treue.

Sie wurde rot von dem Lobe, das in Blick und Ton des alten Herrn lag, und antwortete schnell: Ein Viertelstündchen zum Besinnen muß schon des Abends werden, wenn man sich nicht zerfasern will.

Recht. Dafür sinds auch Verse, bei denen heimst man in einer Viertelstunde mehr ein als bei einer Erzählungswasserflut. Ich schicks Ihnen. Er nickte ihr noch einmal zu und schloß dann sein Fenster.

Karoline ließ die Hand mit der Bürste sinken. Geduld und Treue — ihr war, als seien ihr da auf einmal zwei Flügel gewachsen, die sie sanft und sicher über die Steine und Dornen ihres Tages hinüber heben wollten. Der gute Professor, der alles ringsum sah und für alles ein gutes Wort fand!

Treue für den Bruder, Geduld für den Vater. Sie sah noch einmal lächelnd über den Rauchreif hin und trat dann in ihre Küche zurück.

Was für ein Buch mochte er diesmal für sie haben? Vielleicht konnte sie den beiden Lehrmädchen, die drinnen im Vorderzimmer eifrig bei ihren Nähten saßen, einen und den andern Vers vorlesen, damit sie nicht nur Tanz- und Putzgedanken in die Arbeit nähten — sie freute sich auf das Buch.

Die große Hausthürglocke klapperte; da Line den Milchmann erwartete, nahm sie eine Kanne und ging hinunter. Es war aber nicht der Milchmann; der Bote vom Lotteriekollekteur stand auf der Flur und kam nicht weiter, weil er mit Meister Ackermann einen Schwatz hielt.

Als er Line sah, schwenkte er verbindlich die Mütze. Guten Morgen, gratuliere; gratuliere ganz ergebenst; schönen Gewinn gemacht der Herr Papa, sehr schönen Gewinn gemacht.

Auch Ackermann wünschte ihr heiter Glück.

Ich hab das Geld nie für ne große Sache gehalten, Fräulein Line, denn mehr als satt werden kann keiner, aber ne hübsche Sache ists doch, wenns einer hat.

Line wurde dunkelrot. Unmöglich, stammelte sie, er spielt ja gar nicht.

I natürlich spielt er, na ob er spielt!

Er spielte — hinter ihrem Rücken, obgleich die andern es wußten — wahrscheinlich das ganze Haus. Aber ihre Empfindlichkeit wurde durch das Entzücken gemildert. Du lieber Gott, wenns tausend Thaler wären! Die häßlichsten Schulden aus der Welt schaffen, eine Schnellpresse einstellen, ein ordentliches Schild an die Thür, einen gelernten Gesellen in die Werkstatt — und das Aufatmen! — Die Erbschaft der Pate Putzmacherin verblich dagegen zum Schatten.

So langsam stieg Line im Ansturm dieser Pläne die Treppe hinauf, daß der Bote schon wieder auf dem Rückweg war, ehe sie in des Vaters Zimmer trat.

Da lag das Geld, gerade unter Pilâtre de Roziers Bild lagen die Scheine, Rollen und Geldstücke aufgereiht.

Hastig trat Line heran und zählte — es waren hunderttausend Mark. Die Röte der Erregung wurde noch dunkler; ein Gefühl wie Ersticken kam über sie, Schatten liefen ihr vor den Augen hin, sie mußte aufschreien, um nicht ohnmächtig zu werden.

Der alte Städel stand kaltblütig mitten im Zimmer; daß die Line dort nachzählte war ihm nur halb recht, aber großen Eindruck machte es ihm auch nicht. Er nickte seinem goldnen Engel mit behaglichem Lächeln zu und sagte dann zu der

Digitized by Google

Tochter: Nun was schreist du denn? Es hat lange genug gedauert, aber es mußte ja schließlich kommen, ich wußte es ganz genau. Und gerade zur rechten Zeit ist es da und ist mir zugleich ein Zeichen, daß es die rechte Zeit ist.

Spielst du denn schon lange? fragte sie hastig.

Seit zehn Jahren.

Sie rechnete blitzschnell nach, was ihn das gekostet haben möge, und schalt sich zugleich darüber, denn nun war ja alles gut, nun war ja geholfen, nun konnte sie die kräftigen Arme, die doch müde wurden vom ewigen Halten und Stützen, einmal, ein einziges kurzes mal, aufatmend sinken lassen, nun brauchte sie nicht mehr zu rechnen von früh bis spät, bis sie sich ganz erbärmlich vorkam in dem ewigen Sorgen um das Geld, nun konnte sie zum erstenmal an sich und ihr eignes Leben denken.

Sie hatte über dem Rauschen und Brausen ihres Blutes nicht gehört, daß es den Gang heranschlurfte, und erschrak bis ins Innerste, als plötzlich die Thür aufging und Nothnagel eintrat.

Ihr erster Gedanke war, das Geld zu verbergen, aber ehe sein Blick den Tisch gestreift hatte, sagte er schon: Das ist doch mal ein Glücksfall.

Schon gehört?

Natürlich, Fräulein Line; bin bei dem Gewinn doch beteiligt wie der gute Papa.

Sie?

Die Summe schrumpfte zusammen, aber es blieb ja immer noch mehr als genug zu ein paar festen Stützen für das wankende Haus Städel.

Nothnagel kam herein, schloß vorsichtig die Thür, setzte sich und rieb sich behaglich die Hände.

Jedesmal, seit das Modell spielt, hab ich auf die Ziehung gewartet wie auf die ewige Seligkeit, wir haben lange Geduld üben müssen, heut aber hat es gelohnt, und nun bauen wir die Maschine.

Line wurde blaß, die Gedanken schossen ihr durcheinander; sie konnte keinen fassen, so schnell waren sie, überstürzten sich und drehten sich im Kreis, sie stammelte nur tonlos die Worte Nothnagels nach: Nun bauen wir die Maschine.

Es ist knapp, fuhr der Apotheker fort; wir müssen noch zuschustern, aber es geht, und ich hab schon einen Mechaniker an der Hand, der kann bei mir wohnen und in irgend einer Werkstatt hier die Ausführung übernehmen. Das Modell ist gerade im richtigen Status, und haben wir nur erst die Probefahrt gemacht, dann kommen Gewinn und Ruhm mit Haufen.

Der alte Städel nickte strahlenden Angesichts zu alledem Zustimmung und streichelte das Geld, das dem Luftschloß seines Lebens Grund und Boden auf der Erde verschafft hatte.

Vater! rief Line, die Hände erhoben in einer Erregung, die all ihre knappe Schroffheit löste, Vater, dieses Geld gehört uns, den Lebendigen — Gott hat Mitleid gehabt mit unserm Verfall und streckt uns die helfende Hand entgegen — wir brauchens zur höchsten Not: die Schulden, das veraltete, abgebrauchte Werkzeug, eine Presse, ein Geselle —

Heftig fuhr Städel vom Tisch, auf dem das Geld lag, herum und wandte sich der Tochter zu: Was fällt dir ein? Das Modell hat gespielt, seit zehn Jahren spielt es, das Modell hat gewonnen.

Wenn Herr Nothnagel seinen Anteil in den Wind jagen will, so gieb ihm, gieb! Die Apotheke hat ihn nicht nötig. Aber unsre Hälfte —

Digitized by Google

Der alte Städel lachte, stellte sich mit stolzer Geberde vor die Tochter und sagte ohne Scheu: Nein, Line, so ist es nicht; bezahlt hab ich allzeit die Lose allein, mein ist das Hochgefühl, wenn wir schwergliedrigen Menschenkinder uns endlich zu Herren der Luft machen werden — ich würde es auch gar keinem andern gönnen.

Vater, schrie Line auf, du allein, du? So gieb mir nur dreitausend Mark davon — ich richte mich ein.

Was denkst du, brummte er, unsicher geworden und verdrießlich wegen seiner Unsicherheit, es langt so kaum.

Sie faßte nach seinen Händen, die er ihr hastig entzog, faßte nach seinem Rock, glitt an ihm herab, bis sie auf den Knieen vor ihm lag, trotz Nothnagels und des goldnen Engels Gegenwart.

Nur drei von hunderttausend — du sollst sehen, was ich daraus mache! Auch du sollst aufatmen, du sollst nie mehr mit den Steinen geplagt werden, es soll alles still und hell um dich sein, ich brauche nicht mehr mit dem Öl für deine Lampe zu geizen, und wenn der Bruder heimkommt, soll er es so finden, daß ihm wohl wird zu Hause — nur drei von hundert — ein Griff — dort liegts, und du merkst es kaum.

Städel sah unsicher auf die Knieende hinab — einen haltlos und bittend zu sehen, der sonst allzeit sicher und schroff durchs Leben geht, ist eine eigne Sache, dazu dieser flehende Ton, der ihn zum erstenmal an die Stimme seiner Frau erinnerte und an seine Frühlingstage in dem kleinen Häuschen vorm Thor, die Aussicht, nichts mehr mit den Steinen zu thun zu haben und all das andre, was Line versprach, die noch niemals an ihren Worten gedeutelt hatte — er wurde weich.

Aber da stand Nothnagel, der kluge Nothnagel mit dem fatalen Lachen und dem höhnischen Ton, der den harmlosesten Worten Messerschärfe zu geben vermochte. Gieb nur, sagte er, gieb! Jetzt dreitausend und über acht Tage vier und dann nochmal, und ein andermal; denn wenn ein Weiberkopf auf Verbesserungen fällt, dann nehmen sie kein Ende — wir aber bauen für die Menschheit, und wenn wir zur Hälfte fertig sind, giebts keinen Groschen mehr, und wir haben ein Schloß ohne Dach. Proste Mahlzeit! Schenkt nur dem Weibe ein Goldstück, es verzettelts in Hellern, und vergeblich sucht ihr darnach, was sie wohl damit geschaffen habe.

Städel sah von Nothnagel zur Tochter, die leider ein Weib war mit engem Sinn, unfähig, die Größe seines Unternehmens zu empfinden, und sah wieder zurück zu Nothnagel, der glücklicherweise allzeit bei Verstand blieb.

Nein, sagte er verdrießlich, nein, Line, es geht nicht; sei klug. Es brächte auch Unglück, wenn ich von ihrem Gelde wegnehmen wollte. Betrügen wir die Maschine, betrügt sie uns wieder.

Vater!

Nein nein nein; es geht nicht. Grämlich klang die Stimme, und die Hände mühten sich, den Rock von der umklammernden Tochter frei zu machen — da hatte sie ihm richtig wieder einmal Essig in den Freudenwein gegossen, statt ihn durch Mitfreude süßer zu machen.

Mühsam stand Line vom Boden auf, wie verbrannt war ihr zu Mute, ganz kahl und leer, heiß und durstig. Sie ging langsam hinaus, sie sah und hörte nichts; dumpf lags ihr über Auge und Ohr. So stand sie noch an die Gangbrüstung gelehnt, als Nothnagel aus der Werkstatt kam und, vorsichtig ihre Schulter berührend, stehen blieb.

Digitized by Google

Das fühlte sie; mit jäher Bewegung rückte sie sich aus Nothnagels Nähe.

Was wollen Sie von mir?

Nun nun; warum immer so hänflich?

Hänflich? Immer? Als ob ich es nicht vermiede, mit Ihnen zu reden.

Das auch mit, und das ist unklug, mein kluges Fräulein Städel; ich konnte und kann Ihnen manchen guten Rat geben — jetzt eben den, daß Sie dem Vater nicht mit Querelen kommen, wo er seine Gedanken zum großen Werke braucht. Aber wenn ich mit diesem freundnachbarlichen Rat —

Line that einen tiefen Atemzug: Ich danke für Ihren freundnachbarlichen Rat, ich danke. Sie sagen, ich sei hänflich — du liebe Zeit, wann hab ich denn einmal geredet? Aus dem Weg bin ich Ihnen gegangen; wenn Sie mir aber nachlaufen, nun warum nicht, dann mags einmal herunter vom Herzen. Sie haben meiner Mutter den Mann und uns Kindern den Vater gestohlen; Sie haben uns das Gespenst über die Schwelle gebracht und uns in den Schatten Ihres goldnen Engels gelockt, der ein Teufel ist, damit Sie uns auch ganz sicher in der Gewalt haben. Und findet sich doch ein Luftzug in unsern Winkel, der uns Freiheit geben will, so stehen Sie richtig da und werfen die Thür wieder zu — was thuts, wenn wir ersticken, was thuts, wenn der Karl verkümmert.

Nun nun nun — jetzt haben Sie ja wohl ausgeredet, weil Ihnen nichts weiter einfällt. Der Karl gerade wird schließlich einmal alles haben, Ehre, Ruhm, Gold, die Apotheke und mein Mädchen dazu — 'n hübsches Mädchen —, lassen Sie doch die Steine, mit denen ist kein Geschäft mehr zu machen heutzutage.

Auch noch! Die Steine, an denen seine Neigung und seine Begabung hängt, hingeben für eine Heirat mit dem Rädergespenst! Nein, was an mir liegt, gewiß nicht; was an mir liegt, soll er frei werden, ein ordentlicher Mann, dem nichts anhängt als sein Beruf.

Ein Simpel also! rief der alte Nothnagel zornig und schlurfte zwischen seinen Kamillenbündeln davon.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Adolf Wagner und die überseeische Entwicklung. Unter den kathedersozialistischen Professoren der Nationalökonomie hat sich als akademischer Lehrer und als gelehrter Schriftsteller wohl keiner größere Verdienste um die Wissenschaft erworben als Adolf Wagner. Seine Irrtümer und Einseitigkeiten werden auf diesem Gebiete reichlich aufgewogen durch seine Leistungen als Systematiker. Er erzieht durch diese die akademischen Schüler selbst zur Kritik seiner Schroffheiten und Übertreibungen. Leider begnügt er sich nicht mit seiner akademischen Wirksamkeit, sondern glaubt immer wieder, sich auch an die große Masse wenden und den Volkslehrer, um nicht zu sagen: den Agitator, in der praktischen Politik spielen zu sollen. Aber dafür ist kein Mensch weniger angelegt als er, und bei dieser Rolle kommen seine Irrtümer und Einseitigkeiten ohne jedes Gegengewicht zur Geltung. So hoch man

Digitized by Google

den Akademiker und Theoretiker Wagner schätzen mag, den Volksredner und praktischen Politiker Wagner muß man fast immer scharf bekämpfen, er richtet eben fast immer Verwirrung, Mißverständnis und Schaden an.

Kürzlich hat er sich, wohl durch eine gewisse Gutmütigkeit, verleiten lassen, die „Umfrage" eines sehr verbreiteten Berliner Lokalblatts, das vielfach als Klatschblatt verurteilt wird, aber für seinen großen Leserkreis doch die Quelle politischer Weisheit ist, durch eine ausführliche Zuschrift über die neuste Entwicklung unsrer überseeischen Wirtschaftspolitik zu beantworten, und dabei hat er insbesondre den Anteil des Deutschen Reichs an der Entwicklung der Dinge in Ostasien den Lesern in einer so einseitigen Beleuchtung und so ungünstig gefärbt dargestellt, daß schon im Interesse der Wahrheit eine Zurückweisung nötig wäre. Vor allen Dingen aber erfordert es das heutige Entwicklungsstadium der deutschen Überseepolitik dringend, daß diesem nur allzu wirksamen Schüren der Feindschaft und des Mißtrauens gegen sie im großen Publikum entgegen getreten wird. Die Person Wagners tritt dabei ganz in den Hintergrund, wenn auch sein Name der Agitation besondern Nachdruck giebt. Der Sache gilt nachstehende Kritik. Das sei allen, die die Person nicht von der Sache zu trennen vermögen, von vornherein gesagt.

Jahrhundertelang hat der deutsche Michel müßig zugesehen und ohnmächtig zusehen müssen, wie sich die andern Völker in die Erde teilten. Erst seit einem Menschenalter sind wir zu der politischen Macht gebracht worden, die uns erlaubt, im Interesse unsrer Zukunft auch draußen in der Welt ein Machtwort mit zu reden. Aber die Faulheit, das alte Behagen an der Bärenhaut liegt dem Volke noch im Blute. Nur ganz langsam und schwerfällig, fast widerwillig fängt die Masse an, sich um das zu kümmern, was die großen Führer angebahnt und ermöglicht haben. Mit beschämender Gleichgiltigkeit und pöbelhaftem Undank steht das Spießbürgertum, bis hoch hinauf in die eingebildete Intelligenz und den thatsächlichen Reichtum, namentlich in Berlin, dem unermüdlichen Ringen des deutschen Kaisers nach Sicherung unsrer wirtschaftlichen Zukunft gegenüber. Das deutsche Kapital ist immer noch viel mehr geneigt, durch verschmitzte Spekulation auf die Dummheit der eignen Landsleute, durch schwindelhafte Ausbeutung des „innern Markts" Geschäfte zu machen, als deutschen Unternehmungen jenseits des Wassers kräftig zu Hilfe zu kommen. Immer noch will man es in echt spießbürgerlichem Stumpfsinn unbeachtet lassen, daß mehr als jemals sich Engländer, Franzosen, Russen und Nordamerikaner rühren, uns wie in alter Zeit um die notwendigsten Vorbedingungen unsrer wirtschaftlichen und nationalen Selbständigkeit auch für die Zukunft zu prellen. Die alte Bärenhäuterei ist noch die herrschende Stimmung. Und da wendet sich jetzt ein preußischer Professor der Staatswissenschaft, der genau weiß, was sein Name bedeutet, an das Berliner Spießbürgertum mit einer schrullenhaft pessimistischen Kritik der überseeischen Bestrebungen des Kaisers und der Regierungen, die in ihren für den kritiklosen Spießbürger unabweisbaren Konsequenzen auf nichts andres hinausläuft als auf die Warnung: Haltet die Taschen zu! Wehrt euch eurer Haut gegen die Welthandelspolitik! Sie ist des Bürgers Ruin. Nur auf dem innern Markt finden der Bauer und der Junker, der Krämer und der Zunftmeister seine Rechnung, und außer diesen Leuten hat doch kein Mensch ein Recht, als vollwertiger Deutscher zu gelten!

Über die Aussichten in Ostasien wird den Lesern zunächst folgendes aufgetischt: Unsern Erfolgen dort stünde vor allem „die ungeheure Konkurrenz der Engländer, wohl auch der Nordamerikaner und vermutlich bald der Russen" entgegen, die der deutschen Industrie die Eroberung der neuen Marktgebiete erschweren, den Gewinn

Digitized by Google

aus den neuen Handelsbeziehungen ganz erheblich schmälern würden. Man mache in Deutschland „ganz großartige Vorbereitungen für die ostasiatische Campagne," und da sei eine „Überproduktion mit allen ihren schweren Folgen" — „durchaus nicht unmöglich!"

Selten ist naiver versucht worden, den deutschen Michel zu nasführen, als es in diesen wenigen Sätzen geschieht. Freilich auch selten mit mehr Verständnis für das, was man dem Michel bieten kann, und was ihm behagt. Wo in aller Welt haben wir denn die Konkurrenz der genannten Völker und noch mancher andrer nicht zu bestehen? Wo wird bei diesen Völkern nicht gerade so geklagt über die Konkurrenz der Deutschen, über Erschwerungen und Schmälerungen, die sie in der Ausbeutung neuerschlossener Handelsbeziehungen durch uns erfahren? Stehen die Engländer, die Nordamerikaner, die Russen von der Verfolgung ihrer Handelsinteressen ab, weil auch wir dahinter her sind, weil sie nicht ganz allein, konkurrenzlos, das Geschäft machen können? Die Oldenbergsche Balkonentheorie, dieses non plus ultra schutzzöllnerischer Übertreibung: daß niemand über die Grenzen des dermaligen politischen und polizeilichen Kontrollgebiets des Einzelstaats hinaus Geschäfte zu machen habe, daß Deutsche nur mit Deutschen konkurrieren dürften, treibt hier recht charakteristische Blüten. Wenn sich ein Professor in der Studierstube über diese unnatürlichen Gebilde freut, so haben wir nichts dagegen. Aber dem deutschen Volke mit solchen Schrullen die Welthandelspolitik des deutschen Kaisers verleiden, der Nation ihre Zukunft verderben zu lassen, dagegen Front zu machen hat jeder patriotisch denkende gebildete Mann im Reiche heute mehr als jemals das Recht und die Pflicht.

Und wie steht es denn mit der Wahrheit der so „objektiv" hingestellten Behauptung von den „ganz großartigen Vorbereitungen für die ostasiatische Campagne," die man in Deutschland mache? Das ist objektiv die reine, volle Unwahrheit. Die deutsche Industrie — und diese kann nur in Betracht kommen — denkt nicht daran, in unvorsichtigem Optimismus ihre Warenproduktion für den zu erwartenden Export nach China nennenswert zu steigern. Liegen für einen oder den andern Artikel die Chancen gerade günstig, so werden natürlich Exporteure und Fabrikanten, wie schon immer, darauf bedacht sein, rechtzeitig liefern zu können. Allein auf die letztjährigen Erfolge unsrer ostasiatischen Politik hin hat der deutsche Gewerbfleiß eine Erhöhung seiner Produktion bis jetzt kaum ernsthaft in Erwägung gezogen, viel weniger schon in einem Maße ins Werk gesetzt, daß man die Befürchtungen einer folgenschweren Überproduktion auch nur mit einem Schein von Recht mit diesen Erfolgen, oder dieser „Entwicklung" unsrer überseeischen Wirtschaftspolitik in ursächlichen Zusammenhang bringen könnte. Eine Überproduktion mit ihren in der That „schweren Folgen" droht heute vor allem aus der schwindelhaften Überschätzung der Aufnahmefähigkeit des „innern Markts" bei zurückgebliebner Entwicklung der Ausfuhr. Die Leute, die jetzt gegen die Welthandelspolitik und ihre neuste „Entwicklung" eifern, werden in Wirklichkeit für eine kommende Überproduktion verantwortlich zu machen sein, und es könnte fast so scheinen, als ob sie mit ihren überseeischen Gespenstern das Volk blind machen wollten, daß es die Schuldigen nicht sieht, wenn eine Katastrophe kommt. Es klingt ja sehr bescheiden, und es ist fast verdächtig selbstverständlich, wenn gesagt wird, eine Überproduktion sei „durchaus nicht unmöglich." Aber daß das heute in Bezug auf die angeblich durch die Entwicklung unsrer chinesischen Handelspolitik im Übermaß gesteigerte Unternehmungslust gesagt wird, hat schlechterdings keinen Sinn, wenn nicht den einer Täuschung über den möglichen Grund der Überproduktionsgefahr. Die Bemühungen,

Digitized by Google

deutsches Kapital für die Ausbeutung chinesischer Kohlenlager und für den Eisenbahnbau in China zu gewinnen, können bei der Erörterung einer möglichen Überproduktion unsrer Industrie nicht in Betracht kommen. Es konnte da höchstens von weggeworfnem Gelde die Rede sein. Aber die Engländer und die Russen sind doch jederzeit bereit, ihrerseits das Geschäft zu machen, und wir werden sehr froh sein dürfen, wenn wir nicht auch hier schließlich wieder nichtdeutsches Kapital an der Ausbeutung der von Deutschland erworbnen Konzessionen teilnehmen lassen müssen, weil sich das deutsche Kapital lieber im Schwindel auf dem „innern Markt“ — immer im weitesten Sinne genommen — und vielleicht auch in der Unterbringung exotischer Staatspapiere erschöpft. Wie nehmen sich angesichts dieser Wirklichkeit — und wir vermögen beim besten Willen keine andre zu entdecken — die Warnungen Wagners an die Berliner Weißbierphilister aus?

Wie die Spekulation auf dem „innern Markt“ zum Schwindel, der den Krach bringen muß, zu werden anfängt, das haben die Grenzboten kürzlich nachgewiesen. Heute kommen uns darüber noch folgende lehrreiche Zahlen in die Hand. Das für Aktien deutscher Industriegesellschaften aufgebrachte Kapital betrug in Millionen Mark

	1887	1888	1889	1890	1891	1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898
nominell	70,8	140,3	231,3	153,0	24,8	12,9	19,6	60,3	161,2	245,3	190,9	310,2
effektiv	92,1	194,5	337,4	200,5	29,7	14,8	25,3	79,0	223,2	333,9	318,2	520,6

Mit Recht macht der „Deutsche Ökonomist“ auf dieses erschreckende Steigen der Gründerthätigkeit und der Kurstreiberei seit 1895 aufmerksam, als den Vorboten des Krachs wie in den Jahren 1889/91. Es sollte uns gar nicht wundern, wenn man diesen Schwindel vom „Standpunkt agrarischer Schutzzölle,“ d. h. dem Wagner-Oldenbergs, mit der „Entwicklung“ unsrer Exportindustrie und Seeinteressen in Verbindung zu bringen die Dreistigkeit hätte, sobald es zu krachen anfängt. Da ist es doch wirklich an der Zeit, den Leuten die Augen darüber zu öffnen, daß unsre Industrie seit 1894 in Wirklichkeit nur auf den „innern Markt“ spekuliert und geschwindelt hat, und die Exportinteressen schon seit 1882 geradezu vernachlässigt worden sind.

Dazu käme, sagt Wagner, noch folgendes: Schon in Japan sähen wir, wie schnell sich ein intelligentes Kulturvolk die Errungenschaften europäischen Wissens in Industrie und Handel aneigne. Die Japaner rüsteten sich schon mit europäischen Maschinen und Fabrikeinrichtungen, um ihren Bedarf durch eigne Arbeit zu decken und uns womöglich in Europa selbst Konkurrenz zu machen. Ähnliches sähen wir auch in Indien auf dem Gebiete der Textilindustrie und mancher andern Industriearbeit. Es wäre thöricht und kurzsichtig, die Leistungsfähigkeit der Chinesen, die nach ihren uralten Methoden vielfach schon Ausgezeichnetes leisteten, bloß wegen der Unfähigkeit ihrer Regierung und ihrer Rückständigkeit in einzelnen Dingen zu unterschätzen. Die Chinesen seien vortreffliche Industrielle, ausgezeichnete Kaufleute und geschickte, bedürfnislose Arbeiter. Würden sie erst anfangen, europäische Konkurrenz zu spüren und den Wert der europäischen Arbeitsmethoden zu erkennen, dann würden sie gar schnell dabei sein, mit ihren reisessenden, einfach gewöhnten Arbeitern so ziemlich alles zu machen, was ihnen der Markt Europas bietet, und was sie den europäischen Konsumenten zu bieten hätten. Wie die Industrie Europas diese Konkurrenz werde bestehen können, das scheine ihm „eine sehr unheimliche“ Frage.

Wem unter den gebildeten Europäern bringen diese Betrachtungen wohl etwas Neues? Auf die Berliner Bierphilister werden sie freilich Eindruck machen, ebenso

Digitized by Google

wie Bebel und Genossen damit auf die Arbeiter vorläufig noch Eindruck machen. Wir sind von jeder Schwärmerei für die chinesische Entwicklung frei, wir hätten gar nichts dagegen gehabt, wenn man das himmliche Reich noch eine Zeit lang seiner Fäulnis ungestört überlassen hätte. Aber daß Deutschland nicht die Augen offen und die Faust bereit halten sollte, wenn gerade in diesen Riesenkessel des Verfalls und der Neubildungen von andern europäischen Kulturvölkern rücksichtslos hineingegriffen wird, das wäre doch einfach eine ungeheure Dummheit und Feigheit! Was bestimmt denn die Engländer, die Russen, die Franzosen und die Japaner dazu, sich den Eingang ins himmlische Reich jetzt zu sichern? So klar und einfach liegt das Geschäft natürlich nicht, wie wenn der Bauer einen Scheffel Erbsen nach Buxtehude zu Markt fährt, oder der Kalauer Schuster in Kremmen seine Jahrmarktbude aufschlägt. Vollends wie nach dreißig, nach fünfzig, nach hundert Jahren die Dinge in China liegen werden, weiß niemand. Aber das liegt doch auf der Hand, daß bei dem Übergang zur europäischen Kultur China für mehr oder weniger lange Zeit ein außerordentlich wichtiger Markt für die europäische Industrie werden wird. Sollen wir, die wir am dringendsten nach Absatz im Auslande suchen müssen, nicht daran teil nehmen? Was wir dabei an Gewinn erzielen, jede Erhöhung unsers Nationalreichtums macht uns doch widerstandsfähiger für kommende Zeiten und ihre Gefahren. Wer in der Politik dem Deutschen empfiehlt mit dem flotten Burschen zu singen: „Nun hab ich mein Sach auf nichts gestellt, und mein gehört die ganze Welt!“, der kann sich vielleicht dafür erwärmen, daß wir in froher Selbstgenügsamkeit uns voll Bier trinken, aber uns den Teufel um das scheren, was jenseits der Grenzen geschieht. Ein ernsthafter Politiker wird aber anzuerkennen haben, daß es sträflicher Leichtsinn gewesen wäre, wenn Deutschland nicht auch seine gewappnete Faust in die Spalte geschoben hätte, um sich die Thür offen zu halten, mag das, was im Hause zu holen ist, auch noch nicht gerichtlich inventarisiert und taxiert sein.

Wagner selbst bricht über den Wert dieser seiner Weisheit vernichtend den Stab, indem er sie durch folgende geradezu klassischen biertischpolitischen Oberflächlichkeiten krönt: Die Erschließung Chinas vollziehe sich heute verhältnismäßig leicht, weil die chinesischen Soldaten die üble Gewohnheit hätten, vor den Gewehren und Kanonen des Feindes davon zu laufen. Wie aber dann, wenn sie nicht mehr davon liefen, wenn es den europäischen Lehrern gelänge, die Chinesen militärisch zu disziplinieren, wenn dieses Volk von nahezu 400 Millionen sich so seiner Kraft bewußt würde und sich einmal anschicken sollte, das kleine Europa mit einer neuen Völkerwanderung zu überschwemmen?

Jede Kritik ist dem gegenüber überflüssig.

Aber damit hat sich Wagner noch nicht begnügt. Von der Betrachtung der chinesischen Frage ausgehend hat er im Sinne der Oldenbergschen Übertreibungen ganz allgemein gegen die deutsche Welthandelspolitik Propaganda zu machen gesucht, und er wird damit um so lautern Beifall finden, aber auch um so mehr Unheil anrichten, weil er den Kampf gegen „diese Entwicklungen,“ wie er die Pflege unsrer überseeischen Handelsbeziehungen zu nennen pflegt, ausgesprochnermaßen „vom Standpunkt der agrarischen Schutzzölle“ aus führt.

Er fährt nach dem Hinweis auf die fernweite chinesische Völkerwanderung in Bezug auf die Gegenwart fort: Man werde Eisenbahnen von vielen tausend Kilometern bauen, neue Handelsflotten würden entstehen, und ein großartiger Güteraustausch würde eingeleitet werden. „Sind dabei — fragt er — für unsern Volkswohlstand so viele dauernde Vorteile zu gewärtigen?“ Jedes Ding habe als

Digitized by Google

Naturprodukt einen gewissen Wert, der sich bei der Verwandlung zum Fabrikat um den Preis der Arbeit vermehre, die an den Gegenstand verwandt werde. Unsre ökonomische Überlegenheit beruhe auf die Dauer darauf, daß wir durch Verbesserung der Technik die Kosten des Rohprodukts und des Fabrikats verminderten. Das habe aber doch immer seine Grenzen. Dann drücke die Konkurrenz auf den Arbeitslohn und Gewinn. Hier aber drohe der Sieg dessen, der mit den niedrigsten Löhnen arbeiten könne, und das sei der Asiate. „Ist somit — heißt es wörtlich weiter — wirklich eine Besserung des Wohlstands des Bürgers von solchen Entwicklungen zu erwarten? Man verbilligt das Einzelne und vermehrt die Bedürfnisse; die Lebensbedingungen selbst werden damit nur komplizierter. Was aber die Schwierigkeiten verschärft, das ist die Steigerung der sozialen Gegensätze. In erster Linie werden ja bei solcher Ausweitung des Weltmarkts jene Kreise profitieren, die die gegebnen Konjunkturen im großen auszunützen vermögen, kaufmännische, industrielle Großunternehmen. Es wird mit der Ansammlung von großen Kapitalien in den Händen einzelner der Luxus solcher Kreise wieder einen ungeheuern Aufschwung nehmen, die Kapitalübermacht derselben noch wachsen, damit aber auch die Gefährdung großer Existenzgruppen sich steigern. Ich stehe, nebenbei bemerkt, weil ich die Stärkung des innern Markts diesen Entwicklungen vorziehe, trotz aller Bedenken, die mit Zöllen auf notwendige Lebensmittel verbunden sind, auf dem Standpunkt der agrarischen Schutzzölle. — Der äußerlich jedem erkennbare Gegensatz von reich und arm wird augenfälliger werden, und bei der stetig zunehmenden Übervölkerung Deutschlands, die ich keineswegs als eine so glückliche Erscheinung betrachte, ist die Verschärfung dieser Gegensätze gewiß nicht ungefährlich."

Also auch noch die Gefahr, daß die im überseeischen Geschäft erzielten Gewinne — sie wurden bisher als gering und unsicher hingestellt — „in erster Linie" Großindustriellen und Großkaufleuten „große Kapitalien" zuführen, muß gegen die Welthandelspolitik ins Treffen geführt werden! Und alles „zur Stärkung des innern Markts," vom Standpunkte der „agrarischen Schutzzölle." Wie der innere Markt Deutschlands durch die Absperrung „auf die Dauer" ergiebiger werden soll, wie wir die dichte und stark wachsende Bevölkerung auf diesem abgesperrten innern Markt satt machen sollen und doch ein Kulturvolk bleiben, darüber sagt Wagner kein Wort. Will er nicht lieber offen den Spießbürgern und Großbauern das Zweikindersystem empfehlen? Er würde dafür, in vielleicht ihn selbst erschreckendem Maße, ein wohl vorbereitetes Publikum finden.

Aber das ist seine Sache. Wir unsrerseits entnehmen aus dem Wagnerschen Angriff auf unsre überseeische Entwicklung nur aufs neue die Lehre, daß alles jetzt einzusetzen ist, um in dem Wirrsal der theoretischen Schrullen und Phrasen wie der praktischen Eigensucht und Sonderinteressen eine geschlossene Macht nüchterner, patriotischer Staatsbürger zu sammeln um das Panier des Kaisers, über den heutigen Parteien, kampfbereit nach rechts und links, für „diese Entwicklung," auf der unsre Zukunft beruht. β

Katholische Belletristik. Der vortreffliche Artikel im 47. Heft v. J. erinnert mich an die Anfänge der wunderlichen Erscheinung. Eifrige Pfarrer haben schon im Anfang unsers Jahrhunderts, meistens aus eignen Mitteln, kleine Jugend- und Volksbibliotheken angelegt. Darin mag sich auch manches von protestantischen Autoren befunden haben, aber vorzugsweise schaffte man natürlich katholische Jugendschriften an, an denen es seit Christoph von Schmid nicht fehlte. Doch enthielten

Digitized by Google

diese bis auf Herchenbach — das ist der letzte, den ich kennen gelernt habe — nichts bigottes und fanatisches. Erst nach 1848, als sich die Anfänge einer katholischen Publizistik mühsam Bahn brachen, war man darauf bedacht, die gebildeten Erwachsenen auch mit katholischen Unterhaltungsschriften zu versorgen; der Borromäusverein wurde gegründet, der sich durch einen Vertrag mit einigen Verlegern in den Stand setzte, seinen Mitgliedern die Bücher sehr wohlfeil abzugeben, und so die Gründung von Pfarr- und Schulbibliotheken erleichterte. Doch wurde damals das „katholisch“ eigentlich nur negativ verstanden; man wollte aus der Lektüre der Katholiken alles entfernen, was gegen die Moral verstößt, die katholische Empfindung verletzt und geeignet ist, religiöse Zweifel zu erregen; ein Streben, das, so unberechtigt es vom ästhetischen Standpunkte sein mag, doch den Seelsorgern wohl eigentlich nicht übel genommen werden kann. In der deutschen Unterhaltungslitteratur waren nun aber die Erzeugnisse, die diesen drei Anforderungen genügten, sehr spärlich gesät, und man sah sich daher auf Übersetzungen angewiesen. Als Typen der damaligen katholischen Novellistik nenne ich Hendrik Conscience, den Diepenbrock durch seine Übersetzung dreier kleiner Erzählungen in Deutschland eingeführt hatte, Fernan Caballero und eine Engländerin, die, wenn ich mich recht erinnere, Georgina Fullerton hieß. Bei solchem Mangel konnte es nicht fehlen, daß der Wunsch ausgesprochen wurde, es möchten doch Katholiken Novellen und Romane schreiben. Diesem Wunsche entsprach zuerst die Hahn-Hahn, die wenigstens eine geborne Dichterin war; aber nicht lange darauf meldete sich der erste Fabrikant, Bolanden, und da konnte denn keine andre Litteratur entstehen, als die, die man innerhalb der ultramontanen Grenzpfähle hat. Ich kenne sie gar nicht — denn Bolanden war mir nach den ersten Seiten, die ich kostete, so widerwärtig, daß ich ihn nicht weiter lesen mochte, und von dem, was nach ihm erschienen ist, habe ich keine Zeile gelesen —, kann mir aber denken, wie sie aussieht. Anschaffen mußte man den Bolanden, wenn man nicht in den Verdacht der Heterodoxie kommen wollte, denn das ebenso fromme, als nach geistiger Nahrung hungrige Frauengeschlecht — die Männer lasen außer Zeitungen gar nichts — verschlang ihn mit Entzücken. Recht naiv trat mir die neue Richtung in der Person eines adlichen Konvertiten entgegen, der mich bat, ihm Werke zur Anschaffung vorzuschlagen. Er selbst lese ja nicht viel — denn viel lesen sei nicht ritterlich —, er blättere nur in den Sachen, und das meiste bleibe unaufgeschnitten liegen, aber er kaufe grundsätzlich jedes echt und gut katholische Buch, um die katholische Litteratur zu unterstützen. Ich nannte Wisemans Fabiola. „Bleiben Sie mir vom Leibe mit den unanständigen alten Römern, die mit nackten Beinen rum laufen, die passen doch nicht in unsre Gesellschaft!“ Dann die Lady Fullerton. „Ach, mit der ists auch nichts. Bei der erfährt man ja gar nicht mal, was die Leute in ihren Romanen für eine Religion haben! Sehen Sie hier den neuesten Roman von der Hahn-Hahn! Der fängt an: Ich bin katholisch! Da weiß man doch gleich, woran man ist. Solche Bücher will ich.“ J.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Wehrwesen und Sozialdemokratie

Einige Betrachtungen von Reinhold Günther

1

Zu den dogmatischen Sätzen der internationalen Sozialdemokratie gehört die Forderung, das „stehende Heer" sei abzuschaffen und durch eine „Volkswehr" zu ersetzen. Mit dem stehenden Heere meinen sie jedoch keineswegs die Werbearmeen, die nur noch in England und in den Vereinigten Staaten als ein Überbleibsel des achtzehnten Jahrhunderts vorkommen, sondern die durch die allgemeine Dienstpflicht ergänzten Kadresheere, die seit 1866 nach dem preußischen Vorbilde in den meisten europäischen Staaten errichtet worden sind. Die deutsche Sozialdemokratie empfiehlt im allgemeinen das Milizsystem, wie es in der Schweiz besteht und dort dauernd zu großer Leistungsfähigkeit ausgebildet wird. Die schweizerische Sozialdemokratie dagegen will selbst von der heimischen Wehrordnung nichts wissen. Ihre Presse zeichnet sich durch immer wiederkehrende Angriffe gegen die eidgenössischen Offiziere aus und ist eifrig bemüht, alle Maßnahmen der obersten Militärbehörden verächtlich zu machen.

Was heißt nun „Volkswehr"? In einem demokratischen Staate ergänzt sie sich aus allen nur irgendwie waffenfähigen Bürgern; diese sollen in der Stunde der Gefahr das Vaterland verteidigen. Es liegt demnach auch hier der sonst von der Sozialdemokratie so häufig bekämpfte Zwang vor, daß sich jeder männliche Staatsangehörige zum Waffendienste stellen muß, gleichviel, ob er es gern thut, oder ob er etwa als Friedensliguist oder aus religiösen Gründen, wie z. B. die Mennoniten und die Nazarener, in jeder Kriegsleistung die ärgste Sünde sieht.

Auch die „Volkswehr," heiße sie nun Nationalgarde, Landsturm oder

Digitized by Google

amerikanische Miliz,*) bedarf doch einer Friedensschule. Es genügt nicht und hat niemals genügt, einen Mann in irgend eine Rüstung oder Uniform zu stecken, um ihn dann als Schütze, als Reiter, als Artillerist, als technischen Soldaten, als Krankenwärter, als Verpflegungsmann ins Feld zu stellen. Die alten Eidgenossen, die bis zu den Burgunderkriegen thatsächlich Landstürmer waren, exerzierten regelmäßig; der Gleichschritt, den sie seit den Römerzeiten zuerst wieder übten, sicherte ihren Gewalthaufen die Unwiderstehlichkeit.

Es genügt aber heute nicht mehr, im Tritt marschieren und seinen Spieß tragen zu können. Der Infanterist muß mit einem mechanischen Wunderwerke schießen lernen, den wahrlich nicht leichten Sicherheitsdienst verstehen und sich geschickt im Gelände zu bewegen wissen, will er nicht im Gefecht als pures Kanonenfutter dastehen. Von dem Kavalleristen wird verlangt, daß er sein Pferd in allen Gangarten und in jedem Terrain reiten könne; daneben soll er die blanke wie die Feuerwaffe gebrauchen. Der Artillerist bedarf außer seiner rein soldatischen Ausbildung einer Summe von praktischen und theoretischen Kenntnissen, die auch beim besten Willen nicht im Handumdrehen zu erlernen sind. Ganz ähnlich steht es mit dem Geniesoldaten, selbst wenn man ihn aus den technischen Handwerkern rekrutiert. Als die Minimalzeiten für eine flüchtige, ebenhin genügende militärische Ausbildung müssen in Anschlag gebracht werden: bei der Infanterie 60, bei der Kavallerie 90, bei der Artillerie und dem Genie 60 Tage; jeder Tag zu zehn- bis zwölfstündiger wirklicher Dienstarbeit gerechnet.**)

---

*) „Miliz" und „Miliz" ist übrigens zweierlei! Das schweizerische Milizheer hat eine feste Organisation und einen Stamm von Berufsoffizieren und Unteroffizieren, ja sogar eine stehende Truppe zur Bewachung der Landesbefestigungen. Die „amerikanische Miliz" ist in Friedenszeiten in den einzelnen Staaten nur nach Belieben organisiert. Ihre Ausbildung erscheint als eine militärische Spielerei, im besten Falle als eine Art von Sport. Die französischen Truppenaufgebote der nationalen Verteidigung von 1870/71 waren keine Milizen, sondern zum größten Teile völlig unausgebildete Scharen. Unter Miliz verstehen wir ein durch die allgemeine Dienstpflicht aufgebrachtes Kadresheer mit kurzer Präsenzzeit.

**) Der Verfasser darf aus eigner Praxis versichern, daß eine derartige Dienstarbeit Lehrer wie Lernende furchtbar anstrengt. Es sei gestattet, zur kurzen Illustration solcher Anstrengungen nur einen Tag aus einer schweizerischen Rekrutenschule der Infanterie zu skizzieren. Die Angaben sind dem Befehlbuche einer von mir (1897) geführten Kompagnie entnommen worden: 4 Uhr 30 Min. Tagwache (Reveille). 5 Uhr 15 Min. bis 5 Uhr 45 Min. Frühstück. (Für die Kompagnieoffiziere usw. Rapport.) 5 Uhr 45 Min. Antreten. 5 Uhr 50 Min. bis 10 Uhr 50 Min. Exerzieren. 11 Uhr Mittagessen der Truppe. 11 Uhr 15 Min. Bataillonsrapport. 12 bis 1 Uhr Freizeit; Essen der Offiziere. 1 bis 2 Uhr Reinigungsarbeiten. 2 Uhr 10 Minuten Antreten. 2 Uhr 20 Min. bis 6 Uhr 20 Min. Exerzieren. 6 Uhr 30 Min. Nachtessen. 7 bis 9 Uhr 30 Min. Freizeit für die Truppe. (Für die Offiziere und die höhern Unteroffiziere dagegen sehr häufig Rapportarbeiten, Lösen von Aufgaben usw.) 10 Uhr Lichterlöschen. Dieser beschriebne „normale zehnstündige Arbeitstag" wird jedoch in der Periode der Schieß- und Felddienstübungen, im Manöver usw. regelmäßig merklich überschritten.

Digitized by Google

Es ist ganz richtig, daß die Welt schon gesehen hat, wie völlig unausgebildete Truppen Krieg führten, aber ein „schöner Anblick" war das nicht. Die die Marseillaise brüllenden Föderierten von 1792 liefen regelmäßig auseinander, wenn der Gegner ihnen ernsthaft die Zähne wies.

Es dauerte lange, bis die Heere der ersten französischen Republik thatsächlich aguerries waren. Und dabei darf nicht vergessen werden, daß sich in ihnen noch die alten Stämme der ehemaligen stehenden Armee fanden, daß man sie seit 1796 von allen schlechten Elementen zu reinigen suchte, und daß sie endlich in allen Führerchargen zum allergrößten Teile gediente Männer hatten. Ausgenommen Lannes und Moreau, haben sämtliche französische Generale und Marschälle, die zwischen 1792 und 1815 mit Auszeichnung dienten, schon dem königlichen Heere angehört und sind von jeher Berufssoldaten gewesen. Dem von Carnot präsidierten Kriegsausschuß gehörten altgediente und bewährte Generalstabsoffiziere wie d'Arçon, Obenheim, Montalembert und Marescot an; sie verfügten über alle Hilfsmittel des Depôt de la guerre, einer Gründung des Königtums. Die Nationalgardengenerale, wie z. B. Santerre der Brauer und Hulin, der Held des Bastillensturms (1806 Gouverneur von Berlin), Henriot, der unwissende Hanswurst, die Kopfabschneider Westermann und Rossignol, hatten auch nicht das geringste militärische Verdienst aufzuweisen. Hulin wurde von Napoleon gewissermaßen als ein historisches Stück übernommen, und Santerre erhielt aus denselben Gründen das Gnadenbrot.

Während des Sezessionskrieges in Nordamerika mußte man wohl oder übel zu dem Mittel greifen, Armeen aus Freiwilligen herzustellen, denen nach ihrer überwiegenden Zahl jegliche militärische Ausbildung fehlte. Die meisten von ihnen ließen sich auch wohl weniger aus patriotischen Gründen rekrutieren, als wegen der Aussicht auf die verlockenden materiellen Vorteile, die der Dienst darbot. Aber man erinnere sich der unglaublich elenden Kriegführung, die bis ins Jahr 1863 hinein dauerte, der furchtbaren Grausamkeit, die beide Gegner entwickelten, der ungeheuern, durch keinen europäischen Feldzug je erreichten blutigen und unblutigen Verluste, sowie der nicht minder ungeheuern Kosten. Weil der Krieg erst Soldaten erziehen mußte, dauerte er vierundeinhalbes Jahr, und die Vereinigten Staaten haben dieses lange Elend genügend auskosten können. Wer da behauptet, die finanzielle Lage der Vereinigten Staaten sei darum so rosig, weil ihnen der „unersättliche Militärmoloch" fehlt, der begeht einen Irrtum. Der Black Friday von 1868, der fast einen Staatsbankerott ausbrechen ließ, der ungeheure, jährlich auszurichtende Pensionsbetrag, die gewaltigen Zollmauern finden geradezu ihren Ursprung im Sezessionskriege.

Wer wird noch heute einem lange dauernden Kriege das Wort reden wollen? Es giebt schwerlich jemand, der sich für die Periode der deutschen Geschichte begeistert, die zwischen 1618 und 1650 fällt. Je rascher ein Krieg

Digitized by Google

verläuft, desto weniger umfangreich sind seine übeln volkswirtschaftlichen Folgen. Der deutsche Krieg von 1866 bietet dafür ein schlagendes Beispiel.

Es kommt noch hinzu, daß unverhältnismäßig mehr Mittel für die Kriegführung in Anspruch genommen werden, wenn, wie nach amerikanischem Muster, keine Friedensvorbereitungen getroffen worden sind, und man erst im Augenblicke der Mobilmachung mit den notwendigen Anschaffungen beginnt. Die Lieferanten von Kriegsmaterial wissen sich solche Zwangslagen des Staates wohl zu nutze zu machen, und dabei wird das Heer noch immer schlecht bedient sein. Die Vereinigten Staaten sowie Frankreich können davon ein Lied singen. Während des Sezessionskrieges kaufte die Union alle alten europäischen Kriegshandfeuerwaffen zu übertriebnen Preisen auf, und die heimische Technik ließ sich nicht minder für ihre Leistungen bezahlen. So kostete z. B. dem Staate ein Mehrlader des Systems Spencer 40 Dollars, der wirkliche Wert betrug 10 Dollars; jede Patrone, die herzustellen etwa $1^1/_4$ Cent kostete, mußte mit 4 Cent bezahlt werden. Angekauft wurden vom Wardepartement während des Krieges 366788 glatte und 1055862 gezogne Vorderlader neben 400058 einfachen Hinterladern und Magazingewehren. Darunter waren 35 verschiedne Modelle und 8 verschiedne Kaliber. Man mag sich leicht vorstellen, welche Verwirrung oft beim Munitionsersatz herrschte. Weiterhin erhielten die Truppen nicht selten Schuhe mit Pappsohlen und Bekleidungsstücke aus Shoddystoff. Selbst die Arzneimittel wurden gefälscht. Die Franzosen waren 1870/71 unter dem Regime Gambetta-Freycinet ganz ähnlich daran. Die am 1. Februar 1871 in die Schweiz übertretende französische Armee (Bourbaki) marschierte in Lumpen gehüllt und zum guten Teil ohne Schuhe daher. Sie gab sechs verschiedne Gewehrsysteme ab, von denen jedes einer eignen Munition bedurfte.

Man hüte sich demnach, das bisherige amerikanische System des Nichtrüstens zu empfehlen. Es führt unter allen Umständen zu einer wahnsinnigen Verschleuderung der Staatsmittel, und selbst die reichste Nation wird dabei zu Schaden kommen, wenn sie sich in einen Krieg verwickelt sieht mit einer nach modernen Grundsätzen vorbereiteten Macht. Das heutige Spanien ist dies nicht, wie ja jedermann weiß. Glaubt man aber, daß die Vereinigten Staaten ebenfalls so wohlfeile Siege erringen würden, ja überhaupt Erfolge zu erzielen vermöchten, wenn sie es mit einer europäischen Großmacht zu thun hätten? Das Geld nützt nach dem Beginn der wirklichen Kriegshandlung verhältnismäßig wenig; wäre dies anders, so hätten die Truppen der französischen Nationalverteidigung 1870/71 die Deutschen rasch aus dem Lande getrieben. Das Geld schützt auch nicht vor den ersten Hauptschlägen, und deren Ausfall entscheidet heute, im Zeitalter der rasch geführten Bewegungskriege, über die ganze Angelegenheit. Ein nicht vorbereiteter Staat erliegt sicher dem schnell handelnden Gegner, und verfügte er auch über zehn Millionen wehrfähige, aber unausgebildete Männer, und schössen diese mit Kugeln von Gold und Silber.

Digitized by Google

Die zweite Periode des deutsch-französischen Krieges liefert uns noch weitere beherzigenswerte Fingerzeige. Gewiß haben sich die republikanischen Massenaufgebote häufig genug mit Bravour geschlagen, trotzdem unterlagen sie immer, selbst wenn sie fünfmal stärker als der Gegner waren. Denn der soldatische Geist fehlte ihnen; der ließ sich nicht kaufen und dem Individuum einfiltrieren. Um den Patriotismus ist es eine heilige Sache, aber er verblaßt im Regenwetter, er erstarrt in den eisigen Biwaks, und er verdorrt beim langen Marsch auf sonnendurchglühter Straße. Wo die innere soldatische Tüchtigkeit, die Mannszucht fehlen, da verpufft der Patriotismus rasch, und Mißtrauen gegen die Führung (nous sommes trahis), Unlust zum Kämpfen, zum Ertragen der Mühseligkeiten, Unbotmäßigkeit gegen die Befehle der Obern bleiben allein übrig. Ein unter solchen Umständen notwendig werdender Rückzug führt unausbleiblich zu einer Katastrophe. Die Kälte, die Marschanstrengungen, der Mangel an guter Verpflegung waren im Januar 1871 für das Werdersche Korps dieselben wie für die französische Ostarmee. Aber in welchem Zustande langte diese auf dem Gebiete der Schweiz an? Sie war physisch und moralisch völlig zu Grunde gerichtet. Die Soldaten des großen Friedrich kannten keinen Patriotismus, aber eine eiserne Mannszucht, und mit dieser blieben sie Sieger, auch wenn sie auf dem Schlachtfelde unterlegen waren.

Noch eines kommt in Betracht. Wo mehr oder minder irreguläre „Volkswehren" (Freischärler, Landstürmer, Nationalgarden) Krieg führen, nimmt dieser immer einen grausamen Charakter an; denn dann heißt es Aug um Aug, Zahn um Zahn! Frankreich hat das vor achtundzwanzig Jahren am eignen Leibe erfahren. Und welches Ergebnis brachte ihm la guerre à outrance? Die Verlängerung des Elends um volle fünf Monate, den Verlust von weitern fünfzigtausend jungen Leuten, von Lothringen, von drei Milliarden Kriegsentschädigung, von mindestens zwei Milliarden sonstiger Einbuße und den Kampf der Kommune. Nutzen zog aus alledem nur Herr Gambetta, dem ein „ungenannter Wohlthäter" für seine patriotischen Anstrengungen ein großes Vermögen schenkte. So lange das Zeitalter des ewigen Friedens nicht angebrochen ist, so lange demnach Kriege in Aussicht stehen, hat jedes Staatswesen die Verpflichtung, sich auf die ultima ratio in umfassender Weise vorzubereiten, um seine Selbständigkeit zu schützen. Dazu bedarf es einer gehörig organisierten, ausgerüsteten und ausgebildeten Armee. Keinesfalls jedoch wird das Ziel durch eine „Volkswehr" erreicht werden, wie sie die internationale Sozialdemokratie gegenwärtig im Auge hat.

2

Viele Tagesblätter, und zwar nicht nur solche, die sich zur Sozialdemokratie bekennen, feiern in allen Tonarten die Erfolge der Nordamerikaner gegenüber den Spaniern als Siege, die die „Volkswehren" über ein stehendes Heer davongetragen hätten. Betrachten wir zunächst die spanische Armee und Marine.

Digitized by Google

Ihre Mannschaften werden durch eine so ungerecht wie nur irgend möglich gehandhabte Konskription aufgebracht. Die Ausrüstung wie die Ausbildung sind über alle Maßen mangelhaft; die Verteidiger von San Jago di Cuba entbehrten bekanntlich des Proviants wie der Munition. Die spanische Oberführung ist indolent und wenig kriegserfahren; sie hat niemals das Beispiel eines modernen großen Krieges mit eignen Augen gesehen. Dagegen haben die Vereinigten Staaten eine ansehnliche Streitkraft zur See, deren Ausrüstung wie Ausbildung und Führung mit den Forderungen der Zeit, wenigstens allem Anschein nach, Schritt hielt. Die amerikanischen Seeleute sind durch Werbung aufgebracht, sie werden vortrefflich bezahlt und verpflegt; ihre höhern Führer haben ausnahmslos eine nicht zu unterschätzende Kriegserfahrung.

Die nordamerikanischen Landtruppen, die bisher ins Gefecht kamen, zählen zu dem stehenden, geworbnen Heere, für das keine Mittel gescheut werden, um es gehörig schlagfertig zu erhalten. Die höhern Führer (Generale Miles, Shafter usw.) standen schon im Sezessionskriege an der Spitze von strategischen Einheiten (Divisionen, Korps); die Subalternen sind Berufsoffiziere und auf der ausgezeichneten Militärakademie von West-Point gebildet worden. Daß sich die wirkliche Armee der Vereinigten Staaten nicht als Volkswehr fühlt, geht schon daraus hervor, daß sie den kubanischen Insurgenten, die ihrerseits Volkswehren par excellence im Sinne der Sozialdemokraten sind, mit ausgesprochner Verachtung begegnen. Und nun die amerikanischen Milizen! Sie sind von dem Augenblick an, wo sie in den wirklichen Kriegsdienst treten, „Freiwillige," also geworbne Soldaten. Die allgemeine Dienstpflicht besteht nicht in den Vereinigten Staaten. Niemand kann dort zum Waffentragen gezwungen werden. So weigerte sich denn auch ein fashionables Newyorker Regiment, in den Krieg zu ziehen, und kein Bericht meldet, daß es wegen offenbarer Meuterei zur kriegsgerichtlichen Verantwortung gezogen worden sei.

Von einem Felddienste der nordamerikanischen Freiwilligen hat man so gut wie nichts gehört, wohl aber von ihren Exzessen in den Kneipen von Tampa und von einer völlig verunglückten Parade vor dem Präsidenten. Es ergiebt sich also nach diesen Ausführungen folgendes: 1. Eine vorzügliche Marine oder ein gutes, geworbnes Heer haben über eine verfallne Seemacht und einen Teil einer vollständig hinter den Forderungen der Zeit zurückgebliebnen Konskriptionsarmee gesiegt. 2. Die Erkenntnis des bisher beobachteten fehlerhaften Verfahrens in der Heeresorganisation wird die Vereinigten Staaten zwingen, wollen sie ihre Eroberungen schützen und ihre Europa gegenüber gewonnene Machtstellung bewahren, eine ansehnliche See- und Landmacht aufzubringen. Sie werden, da dem Volke schwerlich die allgemeine Dienstpflicht gefallen wird, das bisherige geworbne Heer sehr verstärken müssen, wodurch ungeheure Kosten entstehen werden. Es dürfte ferner nach allem menschlichen Ermessen eine Zeit kommen, wo die Leute, die heute von den großen Erfolgen

Digitized by Google

der amerikanischen Volkswehren sprechen, mit Schrecken erkennen, daß der „Militarismus" auch das Land erfaßt hat, das bisher mitleidig zu dem unter der Last des bewaffneten Friedens seufzenden Europa herüberblickte.*)

3

Als im Jahre 1848 die deutsche Volksbewaffnung nach den berühmten Vorbildern der einstigen französischen Nationalgarden von 1789 bis 1794 im Vordergrunde des Interesses bei der demokratischen Partei stand, tauchte auch das Verlangen auf, die Offiziere durch die Truppe wählen zu lassen. Diese Forderung ist von der Sozialdemokratie aufgegriffen worden; vor einiger Zeit berieten die Delegierten der schweizerischen Partei darüber, ob sie die Offizierswahl nicht der eidgenössischen Wehrordnung durch ein Initiativbegehren aufnötigen könnten. Die Voraussicht, mit derlei Plänen beim Schweizervolk ein klägliches Fiasko zu machen, ließ sie davon abstehen. Bei der nordamerikanischen „Miliz" hingegen besteht die Offizierswahl wirklich, und zwar ganz im sozialdemokratischen Sinne. Dagegen werden die höhern Führer der Kriegsfreiwilligen durch die Staatsgouverneure ernannt. Übrigens ist es im englischen wie im spanischen Amerika bekanntlich sehr leicht, einen militärischen Titel, freilich ohne das dazu gehörige Kommando, zu erlangen. General, Col'nel oder mindestens Capt'n heißt dort jeder Mensch, der nur halbwegs anständige Kleider besitzt. Andrerseits gab Washington, der doch gewiß etwas vom praktischen Kriegswesen verstand, seinen Landsleuten den berühmten Rat: Wählt nur Gentlemen zu Offizieren!

Von den Führern der französischen Volkswehren in der jakobinischen Periode läßt sich nichts Rühmliches berichten. Nicht ihre militärische Befähigung, ihre Leistungen entschieden über ihre Wahl oder ihre Beförderung, sondern ihr politisches Glaubensbekenntnis und die Zungenfertigkeit, mit der sie es vor allem Volke darzulegen verstanden. Kameradschaft, Ehrgefühl, Pflichterfüllung suchte man vergebens bei diesen Nichtgentlemen; dafür fanden sich Angeberei, Roheit, Gemeinheit und Dienstvernachlässigung in überreichem Maße. Erst von 1796 ab gelang es der Armee, diese schlimmen Elemente zurückzudrängen; ganz und gar verschwanden sie niemals.

Es liegt gewiß ein demokratischer Gedanke darin, die Führer durch die Truppe wählen zu lassen, aber die ideale Theorie steht der brutalen Praxis auch hier wieder einmal so scharf gegenüber wie Feuer und Wasser. Eine Truppe, die sich beliebig als Wahlkörper aufthun darf, wird ihren Führern nur so lange folgen, wie es ihr beliebt. Das Vertrauen, das der Führer

*) Und selbst dies ist jetzt schon mit Unrecht geschehen. Man vergleiche nur die bisherigen nordamerikanischen Militärausgaben mit den europäischen, der Unterschied ist auffällig. Nebenbei sei noch bemerkt, daß die Vereinigten Staaten jährlich über 140 Millionen an Pensionen für die Kriege gegen Mexiko und für die Sezessionsfeldzüge zu bezahlen haben.

Digitized by Google

genießt und genießen muß, wenn seine Truppe überhaupt auch nur den kleinsten seiner Befehle ausführen soll, hängt aber keineswegs ab von der Einsicht der Truppe, sondern von den agitatorischen Elementen, die sich in ihr finden. Diese werden ebenso gut in der Kompagnie wie in der Parteiversammlung den Ausschlag geben; die Masse wird aber hier wie dort das sprachlose Stimmvieh sein. Die „Genossen in den vordern Reihen der Partei," die schon heute auf den Parteitagen und hinter den Kulissen des politischen Theaters so viel Gegnerschaft finden, dürften ihres Lebens nicht mehr sicher sein, wenn sie als echte Dilettanten die Volkswehren, die über geladne Gewehre verfügen, kommandieren wollten. Nicht dadurch, daß die Truppe sich ihre Offiziere wählt, wird das notwendige Vertrauen der Mannschaft in die Führung begründet, sondern allein durch die Tüchtigkeit der Offiziere. Tüchtige Führer finden sich aber nicht von heute auf morgen. Man spricht nicht umsonst von einer Kriegskunst. Kunstfertigkeit will aber errungen werden durch mühseliges Streben, und über künstlerische Leistungen gerecht zu urteilen, müssen wir doch wohl den feingebildeten Ästhetikern überlassen. Dies auf das militärische Beispiel angewandt, heißt: Die Truppe wird scharf kritisieren — wie die breite Masse des Publikums es auch thut —, aber sie wird niemals ein wirkliches Urteil abgeben können, weil ihr der gehörige Maßstab, ja selbst die Ausdrucksweise dafür fehlt. Unsre Zeit glaubt nicht mehr an die Richtigkeit des bequemen Satzes: Vox populi, vox Dei; selbst die Sozialdemokraten wollen davon nichts mehr wissen.

Es giebt zwei größere Beispiele aus der Geschichte der neuesten Zeit, die uns zeigen, was Volkswehren unter selbstgewählten, besser gesagt, ihnen durch politische Schwadroniererei aufgedrängten Führern leisten. Da ist zunächst der unselige badisch-pfälzische Aufstand von 1849. Als Truppenmaterial kamen neben Freischaren reguläre badische Regimenter in Betracht, unter den Führern fanden sich viele, die gedient und eine gewisse militärische Begabung hatten. Und was sehen wir? Intriguen, Verratsverdächtigungen, Durchkreuzen der Befehle, offnen Ungehorsam neben absoluter Unfähigkeit, Feigheit und thatsächlicher Verräterei. Ferner steht uns der über alle Maßen gräßliche Kampf der Kommune von 1871 vor Augen. Und was finden wir dort? Den noch etwas mehr verzerrten, noch leidenschaftlicher sich selbst untergrabenden Widerstand der Volkswehren. Nein, wer nur einen Funken Menschlichkeit in sich fühlt, der darf zu solchen, von einer einseitig doktrinären Politik diktierten Maßnahmen nicht raten. Wenn er es dennoch thut, nachdem er sich die kriegsgeschichtlichen Beispiele gehörig vergegenwärtigt hat, so ist er ein — Volksfeind. Denn das Volk muß schließlich die blutige Zeche bezahlen mit all dem Jammer, den jeder Krieg heraufbeschwört; die wahrhaft Schuldigen gehen meistens leer aus, und wenn sie wirklich büßen, so bleibt ihnen trotz allem die Palme des Märtyrers.

Digitized by Google

Man liebt es, von „gebornen Feldherren“ zu sprechen, und die das Kriegswesen berührenden sozialdemokratischen Schriften behaupten oft genug, daß Genies ohne weiteres die aus dem Boden gestampften Volkswehrheere zum Siege führen werden. Die Kriegsgeschichte lehrt auf jeder ihrer Seiten, daß auch im Feldherrntum kein Meister vom Himmel fällt und fallen kann. Cromwell, auf den man sich gern beruft, wenn man das Beispiel eines gebornen Feldherrn geben will, hatte für seine Zeit die genügende militärische Vorbildung, denn damals kam es noch vorzugsweise auf ein imponierendes Haudegentum an. Übrigens hatte auch Cromwell eine freilich kurze Schule als Unterführer durchgemacht, ehe er das militärische Haupt der Independenten wurde. Und kann dieser finstre, puritanische, ungekrönte König von England wirklich das Feldherrnideal einer sozialdemokratischen Volkswehr sein? Friedrich der Große so gut wie Napoleon waren theoretisch vorgebildet, als sie ihre Feldherrnlaufbahn begannen, dennoch erlebte der eine Mollwitz, der andre Arcole, und nur das unberechenbare Glück sicherte sie hier wie dort vor einer schweren Niederlage. Angesichts dieser Thatsachen, die die beiden größten Feldherren der neuern Zeit betreffen, will man kaltblütig behaupten, irgend jemand, der vielleicht bis dahin einer rein bürgerlichen Beschäftigung nachgegangen ist, könne als Deus ex machina auf dem Blachfelde erscheinen, wo die eisernen Würfel rollen. Und glaubt man ferner wirklich, der siegreiche Volkswehrfeldherr, dem alle Mittel zur Verfügung stehen, werde sich nach seinen Erfolgen noch von den daheim ratenden Genossen gängeln lassen? Man vergesse doch nicht, die Spitze der römischen Demokratie trug den Namen: Cajus Julius Cäsar. Endlich, wer würde es wagen, sagen wir z. B. einen Drechslermeister in die Oberleitung eines elektro-chemischen Unternehmens oder einen Redakteur an die Spitze einer großartigen Maschinenfabrik zu stellen? Man möchte bei derlei Experimenten doch wohl sehr trübe Erfahrungen machen. Dagegen behauptet man kaltblütig, Feldherren fänden sich zu Dutzenden, sofern man sie nur nötig hätte. Pfuschende Fabrikleiter kosten Geld, und vielleicht töten sie auch durch ihr Ungeschick einige Menschen. Unfähige Feldherren vernichten aber Hunderttausende von arbeitsamen, tüchtigen Bürgern, Milliarden an Geld und meistens auch die staatliche Selbständigkeit ihres Vaterlandes. Gewiß, pfuschende Feldherren und unfähige Fabrikdirektoren können zu allen Zeiten in jedem Staate vorkommen. Aber die Gefahr, daß sie zum Schaden der Allgemeinheit auftreten, vermindert sich doch ganz bedeutend, wenn ihre Ausbildung die mögliche Bürgschaft leistet, daß sie zu ihrem Berufe wirklich fähig sind.

Volkswehren im sozialdemokratischen Sinne, mit allen ihren Anhängseln der Offizierswahl durch die Truppe und dem ex impromptu aus dem politischen Spargelbeet aufschießenden Feldherrntum mögen dort vorzüglich sein, wo man sicher ist, keine Kriege mehr führen zu müssen. Solange jedoch republikanische Staaten bestehen, in denen es zum guten Tone auch bei den

Digitized by Google

Sozialisten gehört, auf Revanche zu hoffen, werden deren Nachbarn im Interesse der Kultur gut thun, beim alten, bewährten System der Landesverteidigung zu bleiben und es stetig auszubauen und zu stärken, trotz aller Angriffe von links und rechts.

Die Schäden des Kleinhandels

Von Ernst Kirchberg

Es läßt sich nicht hinwegleugnen, daß die riesigen Bazare oder Warenhäuser in den großen Städten, in denen man Waren der verschiedensten Art zu ungemein niedrigen Preisen zu kaufen bekommt, Geschäftshäuser wie Magasin du Louvre und Au bon marché in Paris, wie der frühere Kaiserbazar und Wertheim in Berlin, den kleinern Handel- und Gewerbetreibenden unberechenbaren Schaden zufügen. Selten kommt es vor, daß die Kaufleute in der nächsten Nähe solcher Bazare sich zu halten vermögen, sie sind über kurz oder lang zur Anmeldung des Konkurses gezwungen, und bei den guten Verkehrsverbindungen in den großen Städten, bei der Leichtigkeit des Warenversandes durch Post und Eisenbahn macht sich die erdrückende Konkurrenz der großen Warenhäuser nicht nur in ihrer Nachbarschaft, sondern im ganzen Lande auf die empfindlichste Weise geltend, und man kann es nur berechtigt finden, wenn die Kaufmannswelt die Regierung zum Schutze ihrer bedrohten Existenz anruft und die Regierung zunächst durch kommunale Besteuerung, und wenn das nichts nützen sollte, durch staatliche Maßnahmen die ärgsten der durch die Warenhäuser geschaffnen Mißstände beseitigen zu helfen gewillt ist. Ob das gelingen wird heute, wo in Handel und Industrie, im Geld- und Verkehrswesen alles auf den Großbetrieb hindrängt, ist eine Sache für sich. Die großen Bazare sind der Aufgabe des Kaufmannsgeschäfts, die Waren dem kaufenden Publikum so gut und so preiswert wie möglich zu verschaffen, im großen und ganzen eigentlich gerecht geworden. Es kommt aber auch nicht darauf an, eine natürliche Bewegung künstlich zurückzudrängen, sondern nur darauf, während der Übergangszeit die schwächern und nicht ganz so leistungsfähigen Existenzen im Kampf ums Dasein zu schützen. Sollte das auch nur während einer Reihe von Jahren erreicht werden, so ist damit alles erreicht, was erreicht werden konnte. Die durch die Warenhäuser gefährdeten Kreise der Bevölkerung haben Zeit gefunden, sich den neuen Verhältnissen anzupassen.

Digitized by Google

Aber heute, wo die Bewegung gegen die Warenhäuser, die Großbetriebe des Kleinhandels, immer weiter um sich greift, ist es vielleicht ganz angebracht, einen Blick auf die wirtschaftlichen Zustände in abgelegnen Gegenden unsers Vaterlandes zu werfen, in denen der Kleinhandel noch in vollster Blüte steht, Gegenden, die in ihrer Entwicklung stehen geblieben sind, und über die ein Jahrzehnt nach dem andern, man möchte sagen, ein Jahrhundert hinweggegangen ist, ohne daß Handel und Gewerbe in ihnen wesentliche Änderungen erfahren haben.

Der Leser folge uns in ein kleines Weberstädtchen in den Sudeten. Früher, zu Anfang unsers Jahrhunderts und bis in die fünfziger Jahre hinein, als die Webwaren bei uns in Deutschland noch zumeist auf Handstühlen hergestellt wurden, war es als Leinenfabrikationsort nicht ohne Bedeutung gewesen, es konnte sich ruhig mit den Nachbarstädten messen, und seine Bewohner erfreuten sich einer gewissen Wohlhabenheit. Das wurde anders, als die mechanische Weberei immer mehr an Bedeutung gewann, und die Eisenbahnen, mit denen man die schlesischen Gebirge überzog, rechts und links in weitem Bogen an unserm Weberstädtchen vorbeigeführt wurden. Die großen Fabriken mit Dampfbetrieb, Spinnereien und Webereien kamen in die Nachbarorte, die zugleich mit der Eisenbahn billige Kohle und billige Warentransporte erhielten. Unser Städtchen blieb nach wie vor auf die Handweberei angewiesen, in der die Arbeitslöhne infolge der erdrückenden Konkurrenz des mechanischen Betriebs ständig heruntergingen. Zuletzt verdienten die Handweber bei angestrengter Arbeit kaum das Satteſſen; wer irgend konnte, zog nach außerhalb, und die Abnahme der Bevölkerung wie die schlechte wirtschaftliche Lage der Zurückbleibenden übten auf Handel und Wandel der ganzen Stadt ihren Einfluß aus. Die Wohnungen blieben unvermietet, die Handwerker fanden nicht mehr genügende Beschäftigung, in den Kaufläden und Gasthäusern wurde der Umsatz der denkbar schlechteste, und die Folgen sind um so schlimmer, als von früher her die Konkurrenz groß war.

Der Umsatz in den einzelnen Kaufläden ist verschwindend klein geworden, bei den bescheidensten Ansprüchen wollen aber die Ladenbesitzer leben. Sie müssen deshalb die Preise für ihre Waren immer wenigstens so hoch ansetzen, daß sie ihr Durchkommen finden, also schon ein Grund, weshalb bei ihnen die Waren nicht so wohlfeil sein können, wie an andern größern Orten.

Es kommen aber noch zwei andre Gründe hinzu, die auf die Verteuerung der Kolonialwaren und Industrieerzeugnisse in unserm Städtchen von Einfluß sind. Der Umsatz ist klein, und nach dem Umsatz richtet sich die Größe des Einkaufs. Beim Einkauf aber hat man einen umso größern Vorteil, in je größern Mengen man kauft. Der kleine Krämer bezieht seine Waren schon an und für sich zu höhern Preisen als der Großkaufmann, und deshalb ist er auch nicht in der Lage, so billig zu verkaufen wie dieser. Und dann sind die

Digitized by Google

Kaufleute in unserm Städtchen einzig auf die Vermittlung der Reisenden angewiesen. Hat eine Stadt Bahnverbindung, so fährt ein Kaufmann bald einmal nach der Provinzialhauptstadt, nach der nahe gelegnen Fabrikstadt, um an Ort und Stelle auszuwählen, was ihm für seine Kunden am geeignetsten zu sein scheint. Eine Reise, die zum Teil mit Gespann zurückgelegt werden muß, ist immer teurer als eine bloße Eisenbahnfahrt und läßt sich auch selten an einem Tage abmachen, man muß schon eine Nacht von Hause fortbleiben. Und ist die Reise mit solchen Kosten und Umständen verbunden, so ist es für beide Teile vorteilhafter, daß der Kaufmann in der großen Stadt nach dem abgelegnen Platz, an dem er vier oder fünf Abnehmer hat, seinen Reisenden schickt, als daß diese vier oder fünf Geschäftsleute selbst zu ihm herüber kommen. Aber bei dieser Abwicklung der Geschäfte durch die Reisenden wird den Kaufleuten in der kleinen Stadt das Leben zu bequem gemacht. Die Reisenden bringen und schaffen ihnen alles, was sie brauchen, ins Haus, und deshalb lernen die Kaufleute nur die Geschäftshäuser kennen, von deren Vertretern sie besucht werden, und nur die Waren, die von diesen Geschäftshäusern geführt werden. Sehr zu ihrem Nachteile. Denn die Handlungen, die viel und namentlich in kleinen Städten reisen lassen, in denen wegen des geringen Absatzes die Unkosten am meisten ins Gewicht fallen, pflegen nicht gerade die preiswertesten Waren zu führen. Die Kosten, die die Reisenden verursachen, müssen doch jedenfalls herauskommen. Ist die Ware gut, so ist der Preis hoch, und scheint der Preis mäßig, so ist die Ware dafür um so schlechter.

Und schlecht sind die Kaufmannswaren in unserm kleinen schlesischen Weberstädtchen, schlecht und teuer. Die Hausfrauen, die aus der größern Stadt kommen, wissen ein Lied davon zu singen. Der Zucker süßt nicht, das Salz salzt nicht, die Streichhölzchen brennen nicht, der Kaffee hat kein Aroma und schmeckt surrogatartig. Von Wolle kommt nur das Erzeugnis der Neuzeit, die Kunstwolle vor, bei den Hemdenknöpfen reißt der leinene Überzug nach der ersten Wäsche. Von täglichen Gebrauchsartikeln, Tüchern, Decken, Bändern führt man nur Ausschußware, an Kleidungsstücken sind nur Ladenhüter größerer Geschäfte auf Lager, und will man die einfachsten Wirtschaftsgegenstände kaufen, sei es aus Porzellan oder Eisen, so muß man doppelt so hohe Preise anlegen, als in Berlin oder Breslau. Die besser gestellten Familien lassen sich Kolonialwaren und Industrieerzeugnisse fast durchgängig von außerhalb schicken, die Kleidungsstücke bringt man sich gelegentlich von einer Reise mit, zur Schneiderin und Putzmacherin fährt man, schon um für die Zuthaten mehr Auswahl zu haben, nach der nächstgelegnen Stadt herüber. Wer Geld hat, weiß sich zu helfen, nur daß er für Kleidung und Essen und Trinken eben mehr braucht als in der Großstadt. Zu beklagen bleiben nur die armen Weber, die bei ihrem kärglichen Verdienste von fünf bis sechs Mark wöchentlich für die ganze Familie die notwendigen Gebrauchsartikel so ungemein

Digitized by Google

teuer bezahlen müssen, in Bewahrheitung des alten Spruches: „Wer nicht hat, dem wird auch das er hat genommen werden."

Doch über die Preishöhe und Minderwertigkeit der Kaufmannsartikel könnte man sich noch hinwegsetzen. Man ist an die hohen Preise für gewisse Waren in unserm Städtchen gewöhnt, man kennt es nicht anders, und wenn die Sachen auch nicht so lange vorhalten oder nicht so gut munden, jedenfalls sind sie nicht gesundheitsschädlich. Der Fluch des Kleinhandels macht sich in vollem Maße erst da geltend, wo die Gesundheit ins Spiel kommt, vor allem beim Bier, beim Branntwein und bei den Cigarren.

Wenn man für die meisten Gebrauchsgegenstände in unserm Städtchen höhere Preise zahlen muß, als an andern größern Orten, so giebt es gewisse Artikel, für die man überall einen und denselben Preis anzulegen pflegt. Einer dieser Artikel ist die Cigarre. Der kleine Beamte, der bessere Handwerker, der Landmann rauchen ihre Fünfpfennigcigarre, ebenso in Berlin, wie am Rheine, wie in Oberschlesien. Erhält man aber in Berlin für fünf Pfennige zumeist eine ganz gute Cigarre, zu der vorzugsweise schon amerikanische Tabake verarbeitet werden, so kauft man in unserm Gebirgsstädtchen für diesen Preis ein jämmerliches Kraut, das vielleicht mit Ausnahme des Deckblatts auf heimischem Boden gewachsen ist. Nun ist es aber eine bekannte Thatsache, daß die in unserm kalten Norden gezognen Tabakpflanzen nahezu viermal soviel Nikotin enthalten als Havannatabak, 7 bis 8 Prozent gegen 2 Prozent, und daß sie daher um ebenso viel giftiger sind. Schon der Qualm dieser Cigarren ist, namentlich in Gaststuben, wo drei oder vier Raucher beisammen sind, so scharf und betäubend, daß man, ohne selbst zu rauchen, Kopfschmerzen bekommt, es müßte denn sein, daß man Nerven von Stahl hat, oder von Jugend auf an den Rauch gewöhnt ist. Daß diese schweren, nikotinhaltigen Cigarren bei stetem Gebrauche mit der Zeit Nervosität, Herzschwäche oder Magenübel erzeugen, liegt auf der Hand.

Noch schlimmer beinahe, als mit den Cigarren, steht es aber mit dem Bier und dem Schnaps. Die Herren Gastwirte in unserm Weberstädtchen machen es genau so wie die Kaufleute, sie beziehen ihr Bier aus den sieben oder acht Brauereien der Umgegend, die ihnen das Bier frei ins Haus schaffen, umso mehr als die Brauer von Zeit zu Zeit bei ihnen eine Zeche machen und es mit dem Gelde auch nicht so ängstlich haben. Sei es nun, daß die Herren Brauer nicht gerade viel von ihrer Kunst verstehen, sei es, daß sie ihr Anlagekapital immer schnell wieder umsetzen wollen, kurz, sie lassen ihr Bier nicht lagern und klären es dann mit künstlichen, gesundheitsschädlichen Mitteln. Und das allerjüngste, allerschlechteste Bier wandert in unser Gebirgsstädtchen herauf, da die Gastwirte dort nicht etwa immer nur aus einer und derselben Brauerei ihr Bier beziehen, sondern der Reihe nach herum aus allen sieben oder acht, und bekanntlich der Kunde immer am schlechtesten bedient wird, der

Digitized by Google

am wenigsten Bedarf hat. Ist man wegen einer Vereinsversammlung oder sonst aus irgend einem Anlaß genötigt, in unserm Städtchen ein Wirtshaus zu besuchen, so kann man zehn gegen eins wetten, daß man auch bei mäßigem Biergenuß am nächsten Tage die schönsten Kopfschmerzen hat. Ein Teil der Honoratioren, der größere, verzichtet deshalb überhaupt auf den Wirtshausbesuch, und die Leute, die der alten Sitte treu geblieben sind, es aber daneben mit ihrer Gesundheit und ihrem Beruf ernst nehmen, müssen schon beim zweiten Schoppen mit sich zu Rate geben, ob er ihnen auch noch zuträglich sein wird. Die schlechten Bierverhältnisse sind in der kleinen Stadt zur wahren Kalamität geworden. Hier, wo einem sonst so wenig Zerstreuung und Abwechslung geboten wird, muß man auf die einzige Anregung verzichten, die einem geblieben ist, die Gesellschaft, und auch in seiner Häuslichkeit kann man sich nicht einmal den von früher her gewohnten Abendschoppen leisten. Denn sind die Faßbiere nicht bekömmlich, so sind es die Flaschenbiere noch weniger. Die Leute aber, die die unabgelagerten, künstlich geklärten Biere tagaus tagein zu trinken pflegen, weil sie an nichts andres gewöhnt sind, thun das auf Kosten ihrer Gesundheit. Eine Zeit lang scheinen sie sich zu halten, aber mit einemmale fallen sie zusammen, der eine früher, der andre später.

Geht das Bier die bessern Gesellschaftsklassen an, so hat die ärmere Bevölkerung unter dem elenden, fuselhaltigen Branntwein noch mehr zu leiden. Der Genuß geringer Mengen dieses Gifts führt zu Betrunkenheit und dadurch entweder zu völliger Teilnahmlosigkeit und Schlafsucht oder zu Ruhmrederei und Händelsucht. Ziehen sich in den Kneipen die ungereimten Reden eines solchen Betrunknen, die immer auf demselben Fleck stehenbleibenden Streitigkeiten zwischen zwei Zechgenossen oft die ganze Nacht bis zum frühen Morgen hin, so hört man auch auf offner Straße bei hellem lichtem Tage des öftern ein Zeug schwatzen oder gamern, wie der Schlesier sagt, daß man die Hände über dem Kopf zusammenschlagen möchte, und bei jeder größern Festlichkeit sieht man die Abfallenden einen nach dem andern vom Festplatze in die Stadt zurückschwanken. Damit, daß die Leute zu wenig und zu schlecht essen, findet diese geringe Widerstandsfähigkeit gegen den Alkohol allein nicht ihre Erklärung. Sie ist begründet der Hauptsache nach in der Fuselhaltigkeit des Branntweins, an den man nach dem eignen Geständnis der Wirte gewöhnt sein muß, um ihn vertragen zu können. Und dieser schlechte Schnaps zerrüttet unfehlbar die Gesundheit, in kleinern Mengen genossen führt er zu Magenschwäche, in größern zum Irrsinn, in jedem Falle aber zur Entartung der kommenden Generation. Wenn in unserm Städtchen von 1950 Einwohnern deren sechs oder sieben in Irrenhäusern untergebracht und ebenso viel andre fürs Irrenhaus reif sind, die man nur ihrer Ungefährlichkeit wegen noch frei herumlaufen läßt, wenn wir es in ihm mit so vielen schwachsinnigen und geistig zurückgebliebnen Kindern zu thun haben, so ist eine Ursache der Branntwein.

Digitized by Google

Gegen die großen Bazare will der Staat einschreiten, weil sie den Ruin für viele kleine Kaufleute bilden. Gut, wir sind damit einverstanden. Aber in der gleichen Weise müßte man energischer, als das heute geschieht, auch gegen die Schäden des Kleinhandels vorgehen, wenigstens da, wo es sich um die Gesundheit handelt. Die Gesundheit des Volks, das Wohl und Wehe der kommenden Generation ist mehr wert als Hab und Gut, und wie in unserm Weberstädtchen werden die Verhältnisse im großen und ganzen an vielen andern kleinern Orten liegen, wenn ihre Schäden auch vielleicht hier und da durch die größere Wohlhabenheit der Bevölkerung etwas gemildert werden.

Zu einer strengern Beaufsichtigung des Kleinhandels und des Kleingewerbes bedarf es auch keiner neuen Gesetze. Das Gesetz vom 14. Mai 1879 betreffend den Verkehr mit Nahrungsmitteln, Genußmitteln usw. sieht alle die Fälle vor, die für uns hier in Betracht kommen. Nach den Bestimmungen des § 5 dieses Gesetzes können durch kaiserliche Verordnung Vorschriften erlassen werden, die sich auf Herstellung, Aufbewahrung, Verpackung und Feilhalten von Nahrungs- und Genußmitteln beziehen, und nach § 12 und § 13 sind gegen die Personen, die vorsätzlich gesundheitsschädliche Nahrungs- oder Genußmittel herstellen, strenge Strafen festgesetzt. Damit läßt sich vollständig auskommen. Nur müssen die in den kleinen Städten zum Verkauf kommenden Nahrungs- und Genußmittel einer schärfern Kontrolle unterzogen werden, als das bisher geschehen ist.

Die imperialistische Bewegung in England

Von Wilhelm Wetz in Gießen

(Schluß)

Zu einem Zeitpunkte, wo die Fonds der Chartered erschöpft und Rhodes eigne Kasse durch die verschiedenartigsten Unternehmungen aufs stärkste in Anspruch genommen war, brach der erste Matabelekrieg aus. Rhodes bestritt die sämtlichen Kosten des von Jameson geleiteten Feldzugs, die sich auf zwei Millionen beliefen, während sie, wenn das Reich ihn geführt hätte, vielleicht zehn- oder zwanzigmal höher gewesen wären. Rhodes hatte zu dem Zwecke unter den allerunvorteilhaftesten Bedingungen für anderthalb Millionen Aktien der Chartered zu verkaufen, die damals ihren niedrigsten Stand erreicht hatten. Nach dem Jamesonschen Einfall hatte sich Rhodes, der inzwischen von seinem

Digitized by Google

Posten als Kapminister zurückgetreten war, in London zu verantworten. Er kehrte von dort im Mai 1896 zurück, um sich ganz der innern Arbeit in dem Lande der Chartered zu widmen. Hier war Ende März, zum Teil durch Jamesons Mißgeschick, das dem Ansehen der Chartered sehr geschadet hatte, zum Teil durch die Verheerungen der Rinderpest veranlaßt, ein neuer Aufstand der Matabele, weit gefährlicher als der erste, ausgebrochen. Die kleine englische Truppe focht in mehreren Kämpfen mit großem beiderseitigen Verlust gegen die Aufständischen, aber war nicht imstande, sie zu besiegen. Ein neuer Feldzug mit einer weit stärkern Truppe schien für das Jahr 1897 unvermeidlich. Da gelang es Rhodes, den Streit friedlich beizulegen. Mit drei Begleitern folgte er unbewaffnet einer Einladung zu einer großen Beratung der Matabeles und bewog diese gegen sein Versprechen, einige ihre Beschwerden abzustellen, sich ihm wieder zu unterwerfen. Diese That, die ebenso sehr von Rhodes großem Mut wie von seiner genauen Kenntnis des Charakters der Eingebornen zeugt, war von den größten Folgen für die Chartered Company. Denn nicht nur sparte diese die Kosten eines neuen Feldzugs, sondern es konnten auch jetzt wieder die kolonisatorischen Arbeiten aufgenommen werden, die während des letzten Jahres gestockt hatten. Die angestrengte Thätigkeit in dem jungen Lande, das überall sein Eingreifen forderte, war wohl mehr nach dem Geschmack von Rhodes, als seine frühere offizielle Stellung mit ihrer Förmlichkeit. „Was mich persönlich anbetrifft, sagte er in einer Rede in Bulawayo, so bin ich ein glücklicher Mann gewesen, seit ich unter euch bin."

Es ist leicht zu verstehen, wo so Großes geschaffen wurde und überall so sichtbar zu Tage liegt, wie viel davon der persönlichen Initiative und der Voraussicht eines Einzelnen zu danken ist, daß dessen Einfluß und Ansehen bald ins Ungemessene wachsen mußte. Namen wie der „ungekrönte König von Afrika" zeugen von der Bewunderung des Weltteils, der seine Thaten gesehen hat. Keine Frage, keine Schwierigkeit konnte in Südafrika auftauchen, ohne daß sich alsbald aller Blicke auf ihn richteten, und mit einem beinahe abergläubischen Vertrauen folgte man seiner Leitung. In den zehn Jahren, die vor Jamesons Einfall liegen, hat er, wenn auch nicht dem Namen nach, so doch thatsächlich als Diktator am Kap geherrscht. Auch ist es nicht zu bezweifeln, daß England ihn in einem Atem mit den Männern nennen wird, die ihm das indische Reich schenkten, ja vielleicht noch vor diesen, wenn sich der Traum von Rhodes verwirklichen sollte, daß vermittelst Rhodesias sich ganz Südafrika südlich vom Zambesi zu einem wesentlich britischen Staatenbund zusammenschließen werde. Durch das friedliche Zusammenwirken von Engländern und den aus allen Teilen Südafrikas herbeigeströmten Holländern und durch die stetig zunehmenden Handelsbeziehungen des neuen Staates zu allen alten werden sich nach ihm die trennenden Unterschiede mehr und mehr verwischen und sich die von ihm gewünschte Vereinigung langsam anbahnen. Das soll

Digitized by Google

dann das Vorspiel zu einem engern Zusammenschluß zwischen England und seinen Kolonien und weiterhin von allen englisch redenden Völkern sein.

Das erste Ziel wird nach ihm in absehbarer Zeit erreicht werden, aber auch das Hinarbeiten auf ferne Ziele hat seinen Lohn in sich: „Ich erinnere mich — sagt er in einer seiner Reden —, daß ich in dem Ungestüm meiner Jugend mit einem Mann in vorgerückten Jahren sprach, der pflanzte — was denken Sie? Er pflanzte Eichbäume, und ich sagte zu ihm sehr artig, das Pflanzen von Eichbäumen durch einen Mann in vorgerückten Jahren schiene mir doch sehr eine Sache der Einbildung zu sein. Er ging sofort darauf ein und sagte zu mir: Sie merken, daß ich nie den Schatten genießen werde. Ich sagte: Ja! und er antwortete: Ich hatte die Einbildung und weiß, was dieser Schatten sein wird, und in jedem Falle wird niemand je diese Linien ändern. Ich weiß, daß ich nicht erwarten kann, sie höher als einen Busch zu sehen. Aber mir bleiben der Gedanke und der Schatten und der Ruhm. Und so haben auch manche von uns Gedanken, und wir dürfen sagen die rückhaltlose Überzeugung, daß in unsrer zeitlichen Existenz die Resultate nicht erkannt werden können: darum können wir aber doch langsam und Schritt vor Schritt auf diese Resultate hinarbeiten, die nach unserm zeitlichen Dasein kommen können. Und es war mir eine Genugthuung, zu wissen, daß man die Linien in derselben Weise festlegen kann, wie ich das Vergnügen dieses Mannes sah, der die Linie seiner Eichbäume bestimmte." In derselben Rede spricht er sich auch über seine Motive aus: „Meine Motive sind angegriffen worden. Ich habe viele Feinde, und diese haben mir viele Gründe untergelegt; aber sie verstehen noch nicht die volle Selbstsucht meiner Ideen; und ich will Sie ins Vertrauen ziehen und Ihnen dies sagen, daß ich eine große Idee habe, die ich auszuführen wünsche, und ich kenne sehr wohl den Lohn: der Lohn ist der höchste, den ein menschliches Wesen erhalten kann, nämlich der Kredit, das Vertrauen und die Wertschätzung meiner Mitbürger."

Über das Hochgefühl, das aus der Größe und der Natur einer Aufgabe fließt, wie sie Rhodes sich gestellt hatte, sagt er in einer Rede nach der Beschwichtigung von Matabeleland: „Einige von Ihnen haben sehr viel Mitgefühl mit mir. Ich darf sagen, daß ich das nicht brauche. Wenn Sie sich überlegten, was die größte Freude im Leben sei, so würden Sie, denke ich, finden, daß die Erschließung eines Landes so groß wie Deutschland, Frankreich und Spanien zusammengenommen eine Arbeit wäre, die für jeden eine Freude sein würde. . . . Beim Überschauen der verschiednen Wege im Leben, die ein Mann verfolgt, kann ich mir keinen erfreulichern denken, als die Erschließung eines Landes, an das die Einwohner so fest glauben." Daß wir hier thatsächlich den Schlüssel zu seiner Handlungsweise haben, und daß der ihm oft gemachte Vorwurf, sein Ziel sei bloß Bereicherung, den Mann verkennt, scheint uns offenbar. Weniger grundlos sind wohl die Vorwürfe über seine Un-

Digitized by Google

bedenklichkeit bei der Wahl seiner Mittel. Selbst einer seiner Lobredner, wie Mr. Walter Stead, gesteht zu, „daß in manchen Dingen seine ethische Entwicklung zweifellos etwas zurückgeblieben ist. Die Atmosphäre der Diamantenfelder ist nicht gerade ein Treibhaus für die schönern Gefühle und die zartern Tugenden der Zivilisation." Rhodes sagte einmal, um anzudeuten, daß der Mahdi kein Hindernis sei für die Durchführung seines großen afrikanischen Telegraphenprojekts: „Ich habe noch nie jemand getroffen, mit dem ich nicht ein Geschäft machen konnte." Daß er, um einen Widerstand aus seinem Wege zu entfernen, Bedenken getragen habe, jemand zu kaufen oder zu bestechen, wird schwerlich jemand glauben. Dennoch war er berechtigt, die „salbungsvolle Rechtschaffenheit" (unctuous righteousness) seiner Landsleute zu verhöhnen, die seinen frühern Erfolgen immer zugejubelt hatten und nun, wo der Erfolg ausgeblieben war, sich mit sittlicher Empörung von einem so verworfnen Menschen abwandten.

Auch ist wohl nur zu gewiß, daß der Zuwachs an politischer Macht und materiellem Vorteil für England nicht zugleich auch einen Zuwachs an Gesittung für das unterworfne Land bedeutete. Nach Kimberley, Johannesburg und Rhodesia strömten doch auch eine Unmenge Abenteurer, und in deren Kreisen wie in denen der von dem Fieber des Erwerbs wie des Genusses besessenen Spekulanten, in deren Mitte sich doch die afrikanische Existenz von Rhodes abspielte, herrschten nicht die höchsten sittlichen Begriffe. Mit Abscheu blickten die sittenstrengen und religiösen holländischen Bauern auf diese neu hinzukommende industrielle Bevölkerung, die Trunk, Spiel und alle Laster der Zivilisation in ihre einfachen Verhältnisse gebracht hatte. Die Abneigung der Transvaalburen, den Neuhinzugekommnen ohne Unterschied alle Rechte ihres Staates einzuräumen, hat daher ihre guten Gründe, und die Klagen der „Uitlanders,"*) die im Namen von „Freiheit" und „Gerechtigkeit" gegen die „korrupte" Burenoligarchie deklamieren, sollten nicht uneingeschränkt von denen wiederholt werden, die sehen, daß hier ein tapfres und wackres Völkchen um seine nationale Existenz und für seine Sitten kämpft. Auch auf die Eingebornen im Lande der Chartered Company haben die neuen Zustände vielfach demoralisierend gewirkt. Daß Neger, unter denen ein Mann wie der Häuptling Khama möglich war, der es mit seinem Christentum und seinen Pflichten gegen sein Volk so ernst nahm, wie dieser Fürst, sittlich auf keiner niedern Stufe stehen, wird jedermann zugeben müssen.

Von der Tugend der Bantufrauen spricht Olive Schreiner mit dem höchsten

*) Krüger, der gern in Metaphern spricht, verglich die Uitlanders, die das Wahlrecht fordern, mit einem Manne, der zu einem Fuhrmann sagte: Gieb mir die Peitsche und die Zügel; unser Kapital, unser Eigentum, unsre Interessen und unsre Wohnsitze sind auch auf diesem Wagen. Er aber antwortete: Ja, das ist alles sehr schön. Ich räume ein, eure Sachen sind auch in dem Wagen. Aber wo werdet ihr mich hinfahren? Und wie kann ich wissen, daß ihr nicht vorhabt, mich umzuwerfen?

Digitized by Google

Lobe. „Nach einem Kriege anfangs der neunziger Jahre — erzählt sie — war ein ganzes Regiment im Herzen eines unterworfnen Bantustammes während Monaten stationiert. Nicht nur war das Ergebnis der Berührung von Soldaten mit eingebornen Frauen in Beziehung auf uneheliche Geburten gleich null, sondern es war thatsächlich für die Soldaten während der ganzen Zeit unmöglich, Frauen für schändliche Zwecke zu kaufen." Hierzu macht die Schreiberin 1896 den bittern Zusatz: „Ich beziehe mich nicht auf das, was stattfindet, wenn Engländer, ungehemmt durch eine öffentliche Meinung oder durch die britische Herrschaft, unumschränkt über eine zermalmte Eingebornenrasse herrschen, wie heute in den Gebieten nördlich des Limpopo." Der einzige Segen für das unterworfne Land besteht für den Augenblick wohl darin, daß hier Friede, Sicherheit und Ordnung herrschen, während früher die friedlichen Maschonas von den kriegerischen Matabeles in jeder Weise bedrückt und mißhandelt wurden. Es ist zu hoffen, daß auch die übrigen Segnungen früher oder später eintreten werden, die niemals ganz ausgeblieben sind, wo englische Macht und englisches Gesetz die Vorbedingungen für Gesittung schufen.

4. Schlußbetrachtungen

Wir sind auf Cecil Rhodes so ausführlich eingegangen, weil die ganze Persönlichkeit des Mannes in hohem Maße zu dem Erfolg der von ihm vertretnen Ideen beigetragen hat. Diese waren durchaus nicht neu. Sir George Grey, der seinerzeit in Neuseeland durch seine Einsicht einen der größten Fehler der heimischen Regierung gut gemacht und ein andres mal durch die selbständige Entsendung von Truppen nach Indien zur Zeit des großen Militäraufstandes vermutlich Indien für England gerettet hat, Sir George Grey durfte sich rühmen, daß er ohne das Eingreifen der englischen Regierung im Jahre 1854 eine Vereinigung der südafrikanischen Staaten zu stande gebracht hätte. Auch war diese auf derselben Grundlage wie die von Rhodes geplant. Überhaupt ist dieser auf keinem Gebiete eigentlich schöpferisch. Er ist wesentlich ein praktischer Geist. Unbeirrt von Schulmeinungen übersieht er mit klarem, offnem Auge die thatsächlichen Verhältnisse und richtet darnach seine Vorschläge ein. Man wird ihn daher immer mit Nutzen und Interesse hören, sei es, daß er über die Frage der Zölle, sei es, daß er über gesetzliche Bestimmungen für die Eingebornen spricht: aber was ihn auszeichnet, ist wesentlich sein großer, nüchterner Verstand und sein praktischer Blick, nicht aber Originalität in höherm Sinne. Und für seine Zwecke genügten jene. Daneben kam ihm aber auch die Gunst der Zeit reichlich zu statten.

In den achtziger Jahren beginnt das Problem des Imperialismus erhöhte Bedeutung zu gewinnen. Die allgemeine Weltlage und die Homerulepolitik Gladstones, die auf eine Zerbröcklung des Reichs hinauszulaufen schien, zwang alle ernsten Männer der Nation, über die Zukunft des Reichs und das Verhältnis aller seiner Teile nachzudenken. In hohem Maße bezeichnend ist darum

Digitized by Google

der außerordentliche Erfolg von Seeleys Expansion of England, das wie kein Buch der letzten Jahre das politische Denken der jüngern Generation beeinflußt hat. Zu dem nun, was Seeley theoretisch entwickelte, stellte sich Rhodes Wirken als die praktische Ergänzung dar. Und es zeigte sich auch hier wieder, daß ein großes Volk auf die Dauer nicht teilnahmlos gegen das sein kann, was seine Zukunft und seinen Bestand angeht. Die beiden großen Parteien Englands machten damals eine Wandlung durch; bei der Unklarheit, die darum im Innern herrschte, mußte das öffentliche Interesse um so bereiter sein, nach neuen Gegenständen zu suchen, die es fesseln könnten. Als ein solcher bot sich Cecil Rhodes dar, der auch dem Gegner Achtung einflößen mußte durch die Größe der Opfer, die er brachte, und der Verantwortungen, die er übernahm. Seit seinem Eintritt in das Kapparlament sah man in ihm daheim den bedeutendsten Vorkämpfer der britischen Machtstellung. Auch haben seine journalistischen Freunde allen seinen Handlungen immer eine nationale Seite abzugewinnen gewußt. Überhaupt ist, seitdem es eine Presse giebt, kaum je der Ruhm eines Mannes und seiner Schöpfung so geschickt und eindringlich verkündet worden wie der von Rhodes und der Chartered Company. Mr. Stead sandte kaum eine Nummer seiner Review of Reviews in die Welt, ohne seinen Lesern von einer neuen Äußerung der politischen Weisheit des „großen Reichestifters" (Empire-builder), des Mannes, „der über Kontinente nachsinnt" (who thinks on continents), zu berichten. Achtungswerte Leistungen in Rhodesia, wie der Zug der zweihundert Wegebauer von der Küste durch schwieriges Terrain und zum Teil feindliche Stämme nach Salisbury, oder die Niederwerfung eines Negerhäuptlings durch Jameson wurden zu Thaten aufgebauscht, die in der Kolonialgeschichte nicht ihresgleichen hatten: jener Zug wurde auf eine Stufe mit dem Zuge der Zehntausend gestellt, und Jameson wurde nicht nur als ein tapfrer, entschlossener und umsichtiger Mann, sondern als einer der größten Helden und Führer aller Zeiten gefeiert: man weiß, wie schwer sich das bestraft hat.

Vielfach wurde auch der imperialistischen Idee etwas Mystisches beigemischt. Seitdem den Engländern der größte Teil des Kolonialbesitzes von Spanien, Holland und Frankreich zugefallen ist, ist es ein ihnen geläufiger und lieber Gedanke, daß eigentlich die ganze Welt ihnen gehöre — zum Herrschen und Ausbeuten. Dieser Gedanke wird nun auf einmal religiös gewandt und dadurch der breiten Masse des englischen Volkes, die auch noch heute „biblisch" ist, wie damals, als Stendhal sie so bezeichnete, erst mundgerecht gemacht. Die englische Rasse, verkündet man, vertritt Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden, sie ist darum das auserlesene Volk Gottes, berufen, die Welt zu beherrschen und zu verbessern. Bemerkenswert ist, daß durch diese Wendung des Gedankens an Stelle des englischen Volkes als politische Macht auf einmal die englische Sprachgemeinschaft tritt, die durch dieselben Gesetze, Grundsätze und Sitten verbunden ist. Es soll nicht untersucht werden, was alles noch zu der

Digitized by Google

Annäherung Englands an Amerika zusammengewirkt hat. Wir verzeichnen hier bloß die Thatsache, daß die meisten Vertreter des Imperialismus, von der ältern Generation des Sir George Grey an bis zu den heute tonangebenden wie Chamberlain, immer einem Zusammengehen mit Amerika das Wort redeten. Und wie stark das Band zwischen beiden Ländern ist, zeigte sich darin, daß das verletzende Auftreten Nordamerikas in der Venezuelafrage nur eine flüchtige Trübung in den Beziehungen bewirkte und in England alles aufgeboten wurde, um einem Bruch vorzubeugen. „Die englische Rasse darf in einem besondern Sinne als der Bannerträger des Allmächtigen gelten, und ihr Ziel ist die Verbreitung der großen Prinzipien des Friedens, der Gerechtigkeit und Freiheit über die ganze Welt. Das ist etwas von dem bloß-britischen Imperialismus weit Verschiednes, denn es ist ebensowohl ein amerikanischer als ein englischer Gedanke, und er geht die zwei großen Zweige der englischredenden Rasse an als die rechte und linke Hand der Vorsehung, die die Geschicke der Welt formt."

So wenig religiös nun auch Rhodes sein mochte: das Unglaubliche geschah, er wurde zum Propheten dieses Glaubens ausgerufen. Mr. Stead, von dem man sich schon solcher Dinge gewärtigen konnte, verkündete im Jahre 1891 der Welt die „Rhodesische Religion." Rhodes Patriotismus ist, hören wir hier, seine Religion. „Aber Rhodes glaubt nicht nur wie ein Römer an sein Land. In seiner obersten Leidenschaft ist mehr als eine Spur von der Verehrung der Hebräer für das Land der Verheißung. Sein Israel sind die englisch redenden Menschen, wo immer sie sich finden zu Land oder Wasser, und in ihnen sieht er das Volk der Vorsehung, die Erwählten Gottes, die vorausbestimmten Herrscher der Welt." Diese Überzeugung ist aber auch wissenschaftlich begründet: die Englischredenden sind die ersten unter allen Völkern nach dem Darwinischen Grundsatz, daß immer die Tauglichsten überleben. Denn überall in der ganzen Welt haben sie alle andern Völker überflügelt, auch die Völker, die einmal einen Vorsprung vor ihnen hatten. Aber sie sind auch die würdigsten. Denn sie vertreten den Industrialismus gegenüber dem Militarismus des Kontinents und haben eine tiefe, eingeborne Verehrung für Gesetz und Gerechtigkeit und Ordnung. „Darum, wenn wir vielleicht auch den Schliff des Franzosen, die Wissenschaft des Deutschen oder die Kunst des Italieners nicht haben, so sieht doch Rhodes in der Rasse, die Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit vertritt, die Instrumente der Vorsehung für die Besserung der Welt. Es ist die alte hebräische Idee. Rhodes zweifelt ebenso wenig an der göttlichen Sendung des englischen Volkes als Josua an der göttlichen Berufung des alten Israel. Keine Beweisführung wird ihn je überzeugen, daß der Lenker des Weltalls vorhatte, daß die erlesensten Teile seiner Schöpfung auf immer von Portugiesen oder Zwergen beunruhigt sein sollen. Indem daher Rhodes mit umfassendem Blicke alles überschaute, ist er zu dem Schlusse gelangt, daß, wenn es einen Gott giebt, der über die

Digitized by Google

Nationen der Menschen herrscht und sich mit den Schicksalen der Sterblichen befaßt, es unmöglich ist, ihm besser zu dienen, als wenn man so viel als möglich von der Weltkarte britisch rot färbt und, soweit es möglich ist, dazu mitwirkt, daß die Menschen, die Milton »Gottes Engländer« nannte, überleben, und die Untauglichen in Gestalt von Wilden und anderm rückständigen Auswurf der Menschheit ausgeschieden werden." In England tritt einem neben echter und tiefer Religiosität religiöse Heuchelei in allen nur denkbaren Formen gegenüber. Mir ist jedoch keine begegnet, die so widerwärtig wäre wie diese hier, wo die Religion als Deckmantel nationaler Selbstsucht dient.

Wenn es nun auch nicht möglich war, Rhodes zu einem Josua zu stempeln, der sein Volk in das Land der Verheißung führt, so ist er doch thatsächlich für die Mehrheit seines Volkes die Verkörperung und der Träger des imperialistischen Gedankens gewesen. Seine Erfolge wurden als nationale Triumphe, seine Niederlagen als nationale Mißgeschicke empfunden. Und die Mehrzahl der Schwankenden oder der Gegner trat nach dem Jamesonschen Einfall offen auf seine Seite. Einen solchen Wandel konnte man beispielsweise sehr wohl bei der Saturday Review beobachten, die vorher Rhodes meist mit den Augen der Olive Schreiner betrachtete, dann aber entschieden seine Partei nahm. Gegen diese enge Verbindung der Sache des Imperialismus mit einem Manne, dessen sittliche Grundsätze ziemlich bedenklich erschienen, und der mit Geld alles glaubte machen zu können, erfolgte damals mancher Einspruch, der aber die Thatsache bewies. „Wie zu alter Zeit durch die Welt ein Ruf erscholl: Es giebt bloß einen Gott, und Muhammed ist sein Prophet! so klingt heute in unsern Ohren der Sammelruf des neuen Islam: Es giebt nur ein Imperium, und Cecil Rhodes ist sein Prophet! Das mag manchen übertrieben erscheinen, aber es faßt in ein Wort die Gefühle vieler zusammen, die an die unermeßliche Zukunft des englisch redenden Stammes glauben." (Westminster Review, Juni 1896.)

In den letzten Jahren hat nun besonders ein Dichter das Problem des Imperialismus von seiner menschlichen und poetischen Seite betrachtet und den mächtigsten Wiederhall in dem weiten englischen Reiche gefunden. Es ist Rudyard Kipling, der „Poeta Laureatus des größern England," wie man ihn oft genannt hat. Er zeigt, daß die Kolonien nicht bloß materiell für England in Frage kommen, daß sie nicht bloß britische Waren aufnehmen und England dafür mit billigen Rohmaterialien und Nahrungsmitteln versorgen, sondern daß dort ebenfalls Menschen, Engländer, leben, deren Herz für England schlägt, während England sie vergessen hat:

We 've drunk to the Queen — God bless her!
We 've drunk to our mothers' land,
We 've drunk to our English brother
(But he does not understand).

Digitized by Google

Es seien zum Schluß noch einige Bemerkungen über neuere Vorkommnisse angefügt, die ein Licht auf den Charakter und die Stärke politischer Strömungen werfen, die mehr oder weniger imperialistisch gefärbt sind. Das Verhalten Englands in der Venezuelafrage und gegenüber der Depesche des deutschen Kaisers an den Präsidenten Krüger zeigte deutlich, daß wir nicht ebenso wie Nordamerika behandelt werden. Die Herausforderung Amerikas nahm man ruhig hin, und eine ungeheure Agitation wurde ins Leben gerufen, um das „Verbrechen" eines Blutvergießens zwischen den englisch redenden Brüdern für jetzt und in aller Zukunft durch Errichtung eines dauernden Schiedsgerichts zu verhindern. Die Depesche des deutschen Kaisers dagegen wurde mit einer unbeschreiblichen Erregung aufgenommen, und um diese zu steigern, wurden die sinnlosesten Lügen über deutsche Komplotte in Südafrika eifrig verbreitet und eifriger geglaubt. „Diese Erregung, die unmittelbar nach der unerschütterlichen Ruhe kam, mit der wir die weit direktern Drohungen von seiten des Präsidenten der Vereinigten Staaten entgegengenommen hatten, betonte so nachdrücklich, wie nichts sonst es hätte thun können, die Verschiedenheit, mit der wir Mißhelligkeiten in der englisch redenden Familie und Drohungen von fremden Mächten betrachten" — stand damals in einer politischen Monatsübersicht zu lesen. „Mit Schaudern," erklärte Chamberlain, würde er auf einen „brudermörderischen Streit" hinblicken, mit Freude erfüllte ihn dagegen der Gedanke an die „Möglichkeit, daß das Sternenbanner und der Union Jack zusammen flattern werden zur Verteidigung einer gemeinsamen Sache, die durch die Humanität und Gerechtigkeit geweiht ist," und wie, fügen wir hinzu, sie damals England gegen Transvaal, ja auch gegen Deutschland, sowie später Nordamerika gegen Spanien zu vertreten vorgab.

Bittre Empfindungen mußte bei dem Deutschen auch die Aufnahme des deutsch-englischen Abkommens in England erwecken. Die Kölnische Zeitung hatte sich damit geschmeichelt, daß England und Deutschland hierbei ihre Interessen fänden, ohne daß die der Buren deswegen verletzt würden. Die englischen Blätter belehrten ihre rheinische Kollegin darüber, daß man wohl Krüger etwas Skeptizismus zu gute halten dürfe, da das Abkommen sich gegen ihn richte. „Es ist hohe Zeit — erklärte die Morning Post vom 16. September —, daß die Seifenblase der deutschen Kolonialpartei platzt." Die deutsche Regierung wurde dann beglückwünscht, daß sie nicht länger gemeinsame Sache mache mit dieser „Gruppe von Hamburger Kaufleuten."

Für die gegenwärtige Lage in England scheint uns dies am meisten charakteristisch, daß sich das Interesse von den innern Fragen abgewandt und ganz den äußern zugekehrt hat. Damit steht in Verbindung der Zusammenbruch der liberalen Partei, deren altes Programm nichts mehr bietet, und die ein neues noch nicht gefunden hat. Ganz und gar hat sich die Stellung der liberalen Partei zu den Kolonien geändert, und mit Unbehagen sieht sie sich an ihre frühere

Digitized by Google

Haltung erinnert. Es galt früher als einer der Triumphe des Liberalismus, daß er den Aufwand für Heer und Marine vermindert hatte: heute ruft alles nach Verstärkung der nationalen Wehrkraft; man erörtert mit allem Ernst die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, und die Regierung wird durch die Volksstimmung geradezu gezwungen, ihre Forderungen für Heer und Flotte zu erhöhen. Nie ist England so willig und so bereit gewesen, Opfer für seine Machtstellung zu bringen.

Die Frage einer Vertretung der Kolonien in dem englischen Parlament wie die Frage eines Zollbundes sind im Fluß, und beide werden kaum zur Ruhe kommen, ehe sie nicht in mehr oder minder befriedigender Weise gelöst sind. Es verschlägt dabei wenig, daß die Konferenz in Ottawa im Jahre 1894 wie auch die manchen spätern Versuche wenig Positives geschaffen haben. Der Unterschied gegen die Zeit vor fünfundzwanzig Jahren ist der, daß damals die Kolonien nur an eine Lostrennung dachten und die Mittel dazu erörterten, während sie heute nur an eine Vereinigung und die Mittel dazu denken. Sehr bedeutungsvoll waren namentlich die verschiednen Äußerungen Sir Wilfried Lauriers, des Premierministers von Kanada, der, von Abstammung ein Franzose, die Anhänglichkeit der englischen wie der französischen Bevölkerung von Kanada an das britische Reich verkündete. Und doch war Kanada zu Anfang der siebziger Jahre die Kolonie gewesen, deren Abfall unabwendbar geschienen hatte.

Zwei kleine Vorkommnisse neuesten Datums genügen unsers Erachtens vollständig, den großen Umschwung in der Stellung Englands zu dem Reichsgedanken zu bezeichnen. Während der Wahl im Kapland im August vorigen Jahres brachten Blätter wie der Daily Telegraph und die Daily Mail, die am getreusten die Gesinnungen des Durchschnittspublikums in England vertreten, täglich ausführliche telegraphische Depeschen über den Wahlfeldzug. Es wurde bemerkt als das erste Beispiel, daß die Wechselfälle eines kolonialen Wahlkampfes täglich von der englischen Presse eingehend berichtet wurden. Als Sir George Grey, den vor beinahe vierzig Jahren ein liberales Ministerium wegen seiner Selbständigkeit aus dem kolonialen Dienste entlassen hatte, in diesem Sommer hochbetagt starb, wurde dem hochverdienten Mann ein Begräbnis auf Staatskosten in der Paulskirche bewilligt. Kurz darauf trat ein Komitee zur Errichtung eines Denkmals für ihn zusammen, dem die namhaftesten Vertreter kolonialer und imperialistischer Interessen zugehörten. An seiner Spitze stand der Kolonialminister Chamberlain, der ehemalige Radikale, dann kamen Earl of Roseberry, der Führer der Liberalen, Earl Grey und Mitglieder aller Parteien.

Digitized by Google

Die Irangiexpedition

Von Hans Wagner

Gerüchte von Goldfunden in Deutsch-Ostafrika sind nichts neues mehr. Neulich noch konnte der Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Generalmajor Liebert, in Leipzig einen Brief vorlesen, worin jemand wieder eine solche Entdeckung mitteilte. Bisher haben sich diese Meldungen leider immer nicht bestätigt. Wenigstens aber sind wir für alle Fälle gesichert, denn die Juristen unsrer Kolonialverwaltung haben es sich nicht nehmen lassen, schleunigst ein Schürfgesetz dem gewaltigen Kodex von Kolonialgesetzen einzuverleiben.

Als Mann der Praxis erwies sich dagegen Premierleutnant Werther, dem ebenfalls ein Gerücht von Goldfunden zu Ohren gekommen war. Bei seiner Rückkehr von der Dampferexpedition nach dem Viktoria Nyanza (1893) hielt sich Premierleutnant Waldemar Werther nämlich auf einige Zeit in der den mittlern Hochländern des nördlichen Deutsch-Ostafrika zugehörigen Landschaft Irangi auf. Dort in dem Dorfe Kondoa zeigte ihm ein befreundeter Araber zufällig einige Körnchen Gold und erzählte ihm, er habe diese in einem Bache gefunden und möchte wohl wissen, ob es sich lohne, darnach weiter zu forschen. Der Mann war angeblich Elefantenjäger und pflegte sich in den Gegenden von Umbaywa aufzuhalten. Werther fragte ihn genau aus, wo er den Fund gemacht habe, und gewann die Überzeugung, daß der Bach, der Fundort der Goldkörnchen, ein Zufluß des Kwoaiflusses sein müsse. Sofort nach seiner Rückkehr nach Deutschland machte sich Premierleutnant Werther daran, seine Entdeckung praktisch zu verwerten. Er gewann einige Hamburger für seinen Plan und begründete zur Ausbeutung der etwa im Irangigebiete vorhandnen Mineralschätze eine Gesellschaft. Diese Irangigesellschaft erhielt vom kaiserlichen Auswärtigen Amt eine Konzession, die ihr in einem größern Bezirk im mittlern Hochlandsgebiet auf längere Jahre das alleinige Schürfrecht sowie Ländereien in einem gewissen Umfange gewährte. Als Gegenverpflichtung sollte die Gesellschaft unverzüglich eine Expedition zur Erforschung der betreffenden Landschaften ausrüsten. Das that sie denn auch. Mit der Führung der Expedition wurde Werther selbst betraut und ihm als Fachleute

Digitized by Google

der Bergingenieur L. v. Tippelskirch und als Mineraloge Freiherr W. v. Fircks beigegeben.

Am 6. Mai 1896 reisten die erstgenannten beiden Herren nach Deutsch-Ostafrika ab und begannen sofort nach ihrer Ankunft mit der Bildung der Karawane. Am 12. Juli 1896 brach die Expedition von Bagamoyo auf. Herr v. Fircks mußte bald, infolge von Fieberanfällen und Ameisenbissen krank, nach Deutschland zurückkehren, während die andern beiden Herren ihrem Ziele zustrebten. Der Weg führte mit Umwegen nach Mpuapua in nordwestlicher Richtung nach Kondoa in Irangi, dann durch die prachtvollen Hochgebirgslandschaften des sogenannten ostafrikanischen Grabens und führte dann, nachdem das Salzseegebiet, der Eiassi- und Hohenlohesee durchforscht waren, wieder nach der Küste zurück. Die Ergebnisse dieser Forschungsreise sind in einem sehr beachtenswerten Werke niedergelegt, das kürzlich erschienen ist.*)

Wer das Buch zur Hand nimmt, weil er sich für Goldfunde interessiert, wird enttäuscht werden. Über das Thema „Gold" wird in dem Werke wenig und nur beiläufig gesprochen. Eine kurze Notiz des Geologen v. Tippelskirch belehrt uns, daß abbauwürdige Mineralien fast gar nicht gefunden wurden. Vielleicht wollte auch die Irangigesellschaft die ihr etwa gewordne Mitteilung von solchen Funden nicht vorzeitig preisgeben. Mehrere male hatte die Expedition aber Gelegenheit, Legenden von Goldfunden den Garaus zu machen. So wollten französische Missionare in Mpuapua im Msuërobach Gold gefunden haben, das sich aber bei näherer Untersuchung als goldglänzender Glimmer herausstellte. In Kondoa wurden später im Sarifluſſe thatsächlich Goldspuren entdeckt, die aber, wie Werther erzählt, immer nur Spuren blieben, ein Fund von wissenschaftlichem, aber nicht praktischem Werte. Obwohl nun der ursprüngliche Zweck der Expedition, Gold zu finden, nicht erreicht scheint, hat sie doch eine große Bedeutung wegen ihrer wertvollen wissenschaftlichen Resultate. Werther ist ein tüchtiger Geograph, diese seine Erforschung des abflußlosen Gebietes unsrer Kolonie sichert ihm einen Ehrenplatz in der wissenschaftlichen Welt. Die Sammlungen, die er zurückbrachte, sind von Fachgenossen verarbeitet und die Resultate in Monographien dem Reisewerke einverleibt, das sich somit aufs würdigste der stattlichen Anzahl hervorragender Werke anreiht, die im letzten Jahrfünft über unsre Kolonie erschienen sind.

Werther hat aber noch ein ganz besondres Interesse. Er war der Mann, auf den gewisse Kreise Hoffnungen für einen ausgiebigen Kolonialskandal setzten. Von der Antisklavereiexpedition her stand er in dem Rufe der Rücksichtslosigkeit

*) Die mittlern Hochländer des nördlichen Deutsch-Ostafrika. Wissenschaftliche Ergebnisse der Irangiexpedition 1896—1897, nebst kurzer Reisebeschreibung. Im Auftrage der Irangiexpedition herausgegeben von dem Führer der Expedition, Premierleutnant Waldemar Werther. Berlin, H. Paetel, 1898.

Digitized by Google

und übergroßen Schneidigkeit. Der Weltreisende des Berliner Tageblatts, E. Wolf, hat ihn sogar unerhörter Grausamkeit geziehen. Werther sollte einen kranken Askari unterwegs haben liegen lassen. Diesen Askari, der nach E. Wolfs Bericht angefault und von Hyänen angefressen worden war, traf Werther nun aber auf dieser zweiten Reise wohlgemut wieder. Wie der Askari erzählte, hätte er sich in einem Palmenwald ausgeruht. Da wäre Wolf des Wegs gekommen und hätte ihm angeboten, ihn mittragen zu lassen. Das hätte der Askari abgelehnt, weil er sich als Soldat nicht tragen lassen wollte. Darauf hätte ihn Wolf ins nächste Dorf schaffen lassen. Wie die Sache sich nun auch verhalten haben mag, jedenfalls herrschte in der Kolonie selbst gegen Werther eine ablehnende Stimmung. Denn als er auf seiner Irangiexpedition beim Gouvernement darum einkam, eine militärische Bedeckung (sechzig Magazingewehre) mitnehmen zu dürfen, wurden ihm Schwierigkeiten gemacht. Diesmal war der „grüne Tisch" nachsichtiger als die „Männer der Praxis." Denn das Auswärtige Amt erteilte ihm „schlankweg," wie Werther sagt, die Genehmigung, und nach einigem Zögern gab sie auch der Gouverneur.

An Unannehmlichkeiten wegen seiner Schneidigkeit fehlte es Werther denn auch nicht auf seiner Irangiexpedition. Die Expedition mußte bekanntlich abgebrochen werden, weil ein von Werther entlassener Feldwebel ihm beim Gouvernement harte Dinge nachgesagt hatte. Die Sache hat damals viel Staub aufgewirbelt. Es scheint aber Werther gelungen zu sein, sich zu rechtfertigen, denn man hat nichts Belastendes mehr gegen ihn vernommen. Jedenfalls gehört Werther zu den sogenannten „schneidigen Afrikanern." Er denkt nicht daran, auf dem Zuge durch die Wildnis das sieggewohnte Monocle abzulegen, dieses Rüstzeug des Ich-Menschen, dagegen verzichtet er drüben auf Europas übertünchte Höflichkeit und zieht ein kurzes Schnellfeuer einem langen Schauri vor. Blut hat denn auch auf der Irangiexpedition wieder mehr als einmal fließen müssen. Die Ansichten über Behandlung der Eingebornen sind ja, wie man weiß, geteilt. Man stelle nur Werther, Peters und Wißmann nebeneinander. Wißmann verurteilt die „Schießerei" aufs energischste und ist augenscheinlich auch kein besondrer Freund Werthers gewesen. Er hat seinen bewundernswerten Zug „durch Afrika von West nach Ost" ohne jedes Blutvergießen gemacht, er ist der ruhige und bescheidne Offizier, zugleich aber Diplomat. Werther ist der junge thatendurstige Offizier. Er hält stramme Disziplin in seinem Lager, duldet keine Ausschreitungen der Expeditionsmitglieder, aber er ahndet auch die geringste Ungezogenheit der Eingebornen sofort mit der Waffe. Er glaubt das seiner Offizierehre schuldig zu sein und ist nebenbei auch noch überzeugt, daß das die einzig richtige Art der Behandlung von Eingebornen ist. Das ist wenigstens ein Standpunkt. Werther nimmt übrigens mehrfach Gelegenheit, die Richtigkeit dieses Standpunkts an praktischen Beispielen zu erhärten.

Digitized by Google

Peters wiederum hat eine ganz andre Art von Schneidigkeit, wie man aus seinen eignen Reisewerken ersehen kann. Er läßt keine Gelegenheit vorübergehen, dem „schwarzen Gesindel“ mittels blauer Bohnen mores beizubringen. Er schildert dann diese Kämpfe mit der ganzen epischen Breite von Hintertreppenromanen und unterläßt es nie, den Effekt zu stärken, indem er an solche Schilderungen allerhand schwermütige und geistreiche Betrachtungen über Schopenhauer anknüpft. Das macht die Petersche Reiseberichterstattung unerfreulich. Werther dagegen renommiert nicht, und darum wird er aus seinen Reisewerken heraus auch dem sympathisch, der seinen Standpunkt nicht teilt. Dazu kommt noch, daß er in wissenschaftlicher Beziehung sehr ernst zu nehmen ist, was bei Peters keineswegs der Fall ist. Seinen Lesern tritt Werther sehr bald nahe. Er hat einen frischen flotten Plauderton, dem man allerdings hin und wieder die Kasinoschule anmerkt, seine Darstellung ist witzig und fesselnd, und wo es sein muß auch manchmal recht scharf und beißend. Dabei urteilt Werther über koloniale Fragen in so vorurteilsfreier vernünftiger Weise, daß man ihn auch von dieser Seite schätzen lernt. Er warnt z. B. eindringlich vor den Kolonialphantasten, die mehr schadeten als die Pessimisten. Denn infolge der Vorspiegelungen jener würden viel Menschen und viel Kapital unnütz geopfert. Er verdammt es aufs entschiedenste, daß so viele waghalsige Behauptungen in die Welt geschleudert würden, ehe durch Untersuchungen eine genaue Sachkenntnis erworben worden sei.

Zu diesen waghalsigen Behauptungen rechnet Werther z. B. die von der absoluten Fieberfreiheit in Deutsch-Ostafrika. Er leugnet es entschieden, daß irgend eine Gegend fieberfrei sei. Seiner Ansicht nach hängt das Bestehen der Malaria nicht von der Meereshöhe des betreffenden Ortes, sondern von seiner Feuchtigkeit ab. Er kommt damit also auf den Fischerschen Grundsatz zurück, daß Ostafrika da gesund sei, wo es unfruchtbar, d. h. trocken, und ungesund, wo es fruchtbar, d. h. feucht sei. Besonders der Pflanzer und der Bauer, der fruchtbare, d. h. feuchte Gebiete aufsuchen müsse, könne sich dem Fieber nie entziehen. Das klingt wenig tröstlich, Werther aber will dieses abweisende Urteil nicht so verstanden wissen, als hieße „ungesund“ tödlich. Bei vernünftiger Lebensweise könne es ein Europäer wohl einige Jahre aushalten.

Digitized by Google

Die litterarische Bildung am Rhein
im vorigen Jahrhundert

Von Joseph Joesten in Köln

In der „Täglichen Rundschau“ von 1894 (Nr. 267) finden wir das Urteil eines Kritikers, von dem wir bei der Behandlung unsers Themas ausgehn möchten, und das folgendermaßen lautet: „Es giebt in Deutschland eine ziemlich reich blühende katholische Dichtung, von der im allgemeinen die nichtkatholische Bevölkerung kaum etwas weiß; selten gelingt es einem Vertreter jener Dichtung, in die Litteraturgeschichte, die nur nach der Kunst und nicht nach der Konfession fragt, Eingang zu finden. Daran trägt nicht etwa die religiöse Absonderung als solche schuld, sondern der litterarische Charakter jener Dichtung, der freilich durch die Absonderung bedingt ist. Die meisten katholischen Dichter — ich spreche natürlich nur von den religiös schaffenden — stehn in fast gar keiner Berührung zu der allgemeinen Kunstbewegung der Zeit, in der Form und den Ausdrucksmitteln sind sie sehr konservativ, und wenn sie sich Vorbilder wählen, so kümmern sie sich im großen und ganzen mehr um die Glaubensreinheit des Vorbildes, als um seine künstlerische Bedeutung.“

Veremundus, der Verfasser der auch in den Grenzboten besprochnen Schrift: „Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?“ (im Verlage von Franz Kirchheim zu Mainz, 1898), pflichtet diesem „bittern aber wahren“ Urteil bei und sucht bei der Frage nach den Gründen der litterarischen Rückständigkeit der katholischen Schriftsteller und ihrer Abseitsstellung die Ursachen nicht in der geringern Begabung und in einem thatsächlichen Mangel an Talenten unter den Katholiken, sondern in mehr äußerlichen, vorübergehenden Zuständen. Zunächst sei es der Mangel an Interesse, die Engherzigkeit durch Hineintragen jugenderzieherischer Grundsätze, die Prüderie und endlich die mangelhaften Zustände auf dem Gebiete der Kritik, die als Gründe der im allgemeinen unbefriedigenden Litteraturverhältnisse (von wenigen ehrenvollen Ausnahmen abgesehen) bezeichnet werden müßten. Wenn schon die in Betracht kommende Kritik dieses Buches in katholischen Kreisen zugeben mußte (vgl. Kölnische Volkszeitung Nr. 731, Jahrgang 1898), „daß das Werk viel zu viel Wahrheiten enthalte, die man respektieren müsse, auch wenn sie unbequem

Digitized by Google

seien," so wird der objektive Beurteiler, der dem konfessionellen Standpunkt in Kunstfragen fern steht, diesem Urteile nur beipflichten müssen. Die beachtenswerten Ausführungen von Beremundus befassen sich nun vornehmlich mit der Frage, wie es um die katholische Belletristik in unsern Tagen steht. Beim Lesen dieser Schrift kommen wir unwillkürlich zu den Fragen: Ist das immer so gewesen, wie war insbesondre das deutsche Litteraturleben in den vorwiegend katholischen Gegenden unsrer engern Heimat in der Vergangenheit beschaffen, und in welchem Maße hat die Rheinbevölkerung an dem geistigen Umschwunge des vorigen Jahrhunderts Anteil genommen? Man hat diese Frage häufig mit Voreingenommenheit behandelt, und um so mehr dürfte es sich zur Ergänzung der Wahrheit und zur Klärung vielfach bestehender Vorurteile empfehlen, in einer kurzen Betrachtung auf völlig objektiver Grundlage die Frage endgiltig zu würdigen, auf welcher Höhe das deutsche Litteraturleben am Rhein damals gewesen ist.

Ich will mich bei der Untersuchung und Entscheidung nur an die Thatsachen und die Quellen*) halten und diese sine ira et studio abwägen und prüfen. Ich bemerke hierbei ausdrücklich, daß ich an dieser Frage von keinerlei politischem oder konfessionellem Standpunkte aus, sondern lediglich als rheinischer Schriftsteller interessiert bin, da meine Eltern und Voreltern am Rhein gelebt und gewirkt und auch an dem geistigen Leben der damaligen Zeit nach ihren Verhältnissen und Kräften teilgenommen haben. Es ist mir daher keineswegs gleichgiltig, in welcher geistigen Luft sich ihr Dasein vollzogen hat. Freie Mitteilung der Wahrheit ist nach Fichte das schönste Vereinigungsband, das die Welt der Geister zusammenhält, und so wollen auch wir die Wahrheit, wenn sie auch bitter sein sollte, nicht scheuen und sie in dieser die deutsche Litteraturgeschichte eng berührenden Frage ungeschminkt und vorurteilslos zu Worte kommen lassen, eingedenk der Worte Shakespeares:

> Die Wahrheit läßt sich nicht genug bestätigen,
> Selbst wenn der Zweifel immer schwiege.

Die rheinische Litteraturgeschichte hätte unzweifelhaft beim Beginn des achtzehnten Jahrhunderts einen andern Lauf genommen, wenn die kirchlichen und nationalen Gegensätze nicht die Zerreißung der Niederlande und die Trennung vom deutschen Reich bewirkt und sich nicht dem freien Staat der protestantischen Niederlande im Norden die katholischen Niederlande im Süden unter fremden Einflüssen, fremder Herrschaft und fremdem Geschmack gegenüber gestellt hätten. Dieser Einfluß und Geschmack, der das Fremde begünstigte, wirkte nachhaltig auch in Beziehung auf die Litteratur am Rhein bis tief in

*) Die in dieser Abhandlung aufgeführten Quellen, Urkunden und Schriften liegen sämtlich im Archiv und in der Stadtbibliothek zu Köln.

Digitized by Google

das achtzehnte Jahrhundert fort. Wie der Glanz der rheinischen Geschichte mit der Macht des geeinten Reichs zusammenhängt, so hängt die Erschlaffung des rheinischen Litteraturlebens auch mit dem Niedergang des mittelalterlich deutschen Reichs zusammen. Und dieser Niedergang fand seine Entscheidung unter den Kämpfen der Reformation, von der ab die rheinische Geschichte ihren höhern Schwung verliert. (Vgl. M. Ritter, Über rheinische Geschichte und die Aufgaben der rheinischen Geschichtsgesellschaft. Köln, 1885.)

Nachdem wir dies zum Verständnis des Zustandes, worin die rheinische Litteratur am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war, vorausgeschickt haben, wollen wir nun zu einer Prüfung der Thatsachen und der Quellen übergehn.

Einem ähnlichen Urteil wie Veremundus begegnen wir schon bei einem Zeitgenossen des achtzehnten Jahrhunderts am Rhein, mit dem wir den Leser kurz bekannt machen möchten; er ist zwar wegen seines Charakters und Lebenswandels im allgemeinen kein ganz klassischer Zeuge, ein etwas lockerer Geselle, indes immerhin eine Persönlichkeit, die auf dem Gebiete der schönen Wissenschaften ernst genommen werden muß. Es ist der Bonner Universitätsprofessor Eulogius Schneider, der frühere Franziskanermönch. Jedenfalls verdient er auf dem Gebiete unsrer Forschung unbedingten Glauben. Der aus der Hütte entsprossene, im Kloster erzogne, an den Hof, auf die Universität, zuletzt in den Kerker und aufs Blutgerüst geratne bekannte und berüchtigte Schöngeist Eulogius Schneider (vgl. Sein Leben und seine Schriften. Von Dr. Ehrhard. Straßburg, 1894) wirkte von 1789 bis 1791 an der Universität Bonn, an die ihn der Kurfürst berufen hatte. In seiner akademischen Antrittsrede verbreitete er sich eingehend: „Über den gegenwärtigen Zustand und die Hindernisse der schönen Litteratur im katholischen Deutschlande.“ Eines dieser Hindernisse, warum die Katholiken in dem, „was die Kultur der schönen Litteratur betrifft, noch weit hinter dem Ziele zurück sind, welches die Protestanten erreicht haben,“ findet Schneider in der mangelhaften und vom jesuitischen Geiste durchdrungnen Bildung und Erziehung auf den Gymnasien. Ein zweites ist in seinen Augen die „Mönchsmoral,“ die sich noch immer mit der christlichen Moral vermische und unter den guten Samen des Evangeliums ägyptisches Unkraut streue. Schneider verlangt eine Moral, die die Liebe nicht „zu einem bloß tierischen Triebe herabwürdige,“ die Gedichte erlaubt, „die zärtliche Gefühle“ atmen, und die nicht den Nationalstolz, den Patriotismus verletze. Er verdammt die Moral, die der Ehrbegierde „eine gewisse Selbsterniedrigung, eine ungerechte Wegwerfung seines eignen Wertes, die man Demut nennt, entgegensetzt, ... diejenige, welche Zärtlichkeit und Ehrliebe zu Verbrechen, Gefühllosigkeit hingegen und Niederträchtigkeit zu Tugenden macht.“ Er schloß die Rede mit folgender Aufforderung: „So, meine Herren, wollen wir Hand in Hand dem Haine der Musen zuwandeln und in ihrem Umgange jene edlern Vergnügungen aufsuchen, welche zwischen den reinen Freuden des

Digitized by Google

Himmels und den rohen Ergötzungen der tierischen Welt die Mitte halten und eben deswegen unsrer Natur vorzüglich angemessen sind."

In seinem Werke „Die ersten Grundsätze der schönen Künste überhaupt und der schönen Schreibart insbesondre," das seinen Schülern als Handbuch dienen sollte, setzte er ferner seine Ansichten über Kunst und Ästhetik auseinander: „Es soll, sagt er in der Einleitung, ein Lehrbuch der schönen Wissenschaften werden. Unter diesen versteht man die Redekunst und Dichtkunst, welche aus einigen nicht sehr wichtigen Gründen von den schönen Künsten unterschieden werden. Mein Wunsch wäre, das ganze Gebiet des Schönen zu umfassen; aber das Bedürfnis meiner Zuhörer und meine Bestimmung fordern, daß ich mich bloß auf die schönen Wissenschaften beschränke. Da aber diese, ohne die allgemeine Theorie des Schönen vorauszuschicken, nicht können erlernt werden, so wird der erste Hauptteil dieses Werkes die Ästhetik sein. Der zweite ist der Untersuchung der Sprache in Hinsicht auf schöne Wissenschaften gewidmet. Der dritte wird die Dichtkunst, der vierte und letzte die Redekunst behandeln."

Die Stellung, die die streng kirchliche Partei, deren Hauptvertreter ein großer Teil der Bürgerschaft Kölns, die Kölner Universität und das Kölner Domkapitel waren, Schneider gegenüber wegen seines Verhaltens, seiner Lehren, seiner Schriften und besonders seiner Gedichte einnahm, führten bekanntlich zur Entlassung Schneiders aus seinem Lehramte. Dessen ungeachtet hat Schneider selbst Bonn als „die aufgeklärteste Universität im katholischen Deutschlande" bezeichnet. Aus diesem Urteil geht hervor, daß nach Schneiders Meinung lediglich die Mönchsmoral und die jesuitische Bildung und Erziehung der schönen Litteratur im katholischen Deutschland als Hindernis entgegenstehen, keineswegs sagt er dies aber von dem Rhein und seinen Bewohnern. Mönche und Jesuiten gab es in damaliger Zeit überall. Aber das auffallendste ist, daß er gerade die Universität Bonn als die aufgeklärteste im katholischen Deutschlande rühmte. Es muß daher doch nicht so schlimm mit der litterarischen Bildung am Rhein beschaffen gewesen sein, es erscheint uns daher geradezu unverständlich und übertrieben, wenn man den Rheinlanden im Vergleich mit andern Gegenden unsers großen deutschen Vaterlands den Sinn und die Empfänglichkeit für unsre nationale Dichtkunst im vorigen Jahrhundert abzusprechen sich bemüht hat. Wir verweisen in dieser Beziehung unter anderm auf eine Stelle in Zarnckes Litterarischem Centralblatt (Nr. 20 vom 16. Mai 1874), worin bei der Besprechung eines Aufsatzes von Hermann Hüffer „Rheinisch-Westfälische Zustände zur Zeit der französischen Revolution" (vgl. Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, Heft 26, S. 1) von dem Verfasser der in dem Aufsatz mitgeteilten Briefe gesagt wird, „er könne als Typus des damaligen unter dem Krummstab behaglich dahinlebenden und verkommenden Geschlechts gelten, das selbst der Sturm der Revolution nicht

Digitized by Google

mehr habe umwandeln können. Dieses Geschlecht mußte verschwinden, wenn es in Deutschland besser werden sollte." Hüffer hat damals dem Kritikus gründlich heimgeleuchtet (vgl. Heft 27 a. a. O., S. 448) und betont, daß sich in Wahrheit neben den abgestorbnen staatsrechtlichen Formen ein reicher Schatz von künstlerischer Befähigung und gelehrten Kenntnissen erhalten hatte, besonders in den mittlern Ständen. Wäre es anders gewesen, so würde der gewaltige Anstoß von außen die Zerstörung, nicht die Neugestaltung und Kräftigung unsers Vaterlandes herbeigeführt haben.

Die folgenden Ausführungen werden hoffentlich genügendes Material zur Beantwortung der uns gestellten Aufgabe bringen, um auch die letzten Schatten einer voreingenommenen und geschichtsfälschenden Beurteilung des Bildungsgrades unsrer Vorväter am Rhein im achtzehnten Jahrhundert zu vertreiben und das Märchen von dem obskuranten Rhein ein für allemal energisch zurückzuweisen.

Die deutsche Litteratur erfuhr in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einen mächtigen Umschwung. Hochbegabte Männer der verschiedensten Richtung schlugen neue Bahnen ein und erreichten teils durch die Zerstörung und Bekämpfung verjährter Irrtümer, Vorurteile und falscher Ansichten, teils durch geniale Schöpfungen eine Höhe der Bildung, wie sie in der neuern Geschichte kaum ihresgleichen hatte. Den größten Aufschwung nahmen die Dichtung und der Kunstgeschmack, sodaß die poetische Bildung jeder andern den Vorrang abgewann, daß Philosophie und Religion im Bunde mit der Dichtkunst standen, daß Phantasie und Gefühl auch auf das Gebiet der Wissenschaft hinübergetragen wurde. Die größten und edelsten Geister der Nation wandten der Dichtkunst ihre Talente zu. Die litterarische Bildung war vor einem Jahrhundert weiter entwickelt und stand höher im Preise als heute, wo Politik und Naturwissenschaften mit ihren fortwährenden Überraschungen und neuen Entdeckungen das Interesse der Zeitgenossen vorwiegend beschäftigen.

Das gemeinsame Band für die geistigen Bestrebungen war damals vorwiegend die litterarische Bildung. Sprachforscher wie Wilhelm von Humboldt, Naturforscher wie Alexander von Humboldt waren mit unsern großen Dichtern aufs engste verbunden; die Vertreter der Philosophie gingen mit den Heroen der Dichtung Hand in Hand. Während Goethe auch als Naturforscher Entdeckungen machte und wissenschaftliche Theorien aufstellte, die damals, wenn auch viel umstritten, großes Aufsehen erregten, lebt Schiller nicht nur als Dichter, sondern auch als Denker in unsrer Nationallitteratur fort. Man denke ferner an den Physiker Lichtenberg, an den Philosophen Herder und andre Größen, in deren Schriften und Gedanken Wissenschaft und Dichtkunst Hand in Hand gehn. Selbst die strengern Fachmänner schlossen sich nicht von den schönwissenschaftlichen Bestrebungen der damaligen Zeit ab. Aber auch schon damals haftete dem deutschen Schriftwesen der Fluch an, daß Bücher auch solcher

Digitized by Google

Schriftsteller, die zu großem Ansehen gelangten, in der Regel von den Zeitgenossen nur einmal*) gelesen und dann für immer beiseite gelegt, von den nachfolgenden Geschlechtern aber selten wieder aufgenommen wurden. Daher haben die sinnvollsten und lehrreichsten Dichtungen nur eine geringfügige, jedenfalls eine sehr vorübergehende Wirkung auf die nationale Bildung geäußert, und die historischen Vorurteile, die Lessing vor hundert Jahren aus dem Gebiete der Geschichte hinwegzuräumen bemüht war, behaupten noch heute bei einem großen Teile der Nation, auch dem gebildeten und belesenen Publikum, ihre Geltung. Die meisten deutschen Fürsten**) erwiesen der deutschen Litteratur keine Förderung, und an dem Kaisersitze und bei den katholischen Höfen war für eine vom protestantischen Norddeutschland ausgehende Geistesregung noch weniger zu erwarten. Erst in den Tagen, wo die Existenz des Reiches am Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Spiele stand, waren Poesie und Philosophie die Zielpunkte des nationalen Strebens der Deutschen, erregten die Dichtungen, mit denen Goethe und Schiller das Jahrhundert beglückten, die humoristischen Romane des genialen Bayreuthers Jean Paul Friedrich Richter so sehr die öffentliche Teilnahme, daß selbst hervorragende politische Ereignisse in den Hintergrund traten. Was nun insbesondre das geistige Leben am Rhein im vorigen Jahrhundert anbetrifft, so ist es vielfach durch geschickte Gruppierung vereinzelter Thatsachen als ein vollständiges Nachtgemälde ohne jeden Strahl erwärmenden Lichts dargestellt worden. Es soll daher unsre Aufgabe sein, in kurzen Zügen ein objektives Bild von dem damaligen geistigen Leben aufzurollen.

Am Rhein gab es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vornehmlich vier Städte, Köln, Düsseldorf, Koblenz und Bonn, in denen die Kunst und die Wissenschaft gepflegt wurden. In der kurpfälzischen Residenz der Herzöge von Berg, in Düsseldorf, war es der Landesherr, der dort im Einvernehmen mit den Ständen die berühmte Gemäldegalerie anlegte, die noch heute der Grundstock zu der Münchner Pinakothek ist. Düsseldorf, die sinnige Kunststadt, hat uns schon im vorigen Jahrhundert eine Reihe unsrer besten Dichter gegeben, Johann Georg Jacobi, den Freund Gleims, dessen Bruder Friedrich Heinrich Jacobi, den Freund Goethes, Varnhagen von Ense, Immermann und Heinrich Heine, der sich zwar in seiner Selbstbiographie als „einen der ersten Männer des Jahrhunderts“ bezeichnet, den wir aber mit Rücksicht auf sein Geburtsjahr 1797 noch ins achtzehnte Jahrhundert nehmen müssen. Immermann stammt zwar nicht aus Düsseldorf, aber sein Name ist mit dem geistigen

*) Auch heute kann man von den Deutschen, dem Volke der Dichter und Denker, leider nur sagen, daß sie das schreibseligste aber nicht das lesefleißigste Volk sind.

**) Während Friedrich II. in Berlin den Grundsätzen Voltaires huldigte, war Kaiser Joseph II. ein Verehrer und Bewunderer Rousseaus, den er sogar in Paris in dessen Dachstübchen aufsuchte.

Digitized by Google

Leben dieser Stadt und des Rheinlandes so innig verknüpft, daß wir ihn nur von hier aus betrachten und als den „unsern" bezeichnen können. Zwei andre Düsseldorfer Poeten, Wilhelm Lindau (geb. 1774), einen fruchtbaren Romanschriftsteller, und Eduard von Schenk (geb. 1788), den nachmaligen bayrischen Minister des Innern und Günstling König Ludwigs, will ich auch noch erwähnen.*)

Unstreitig aber ist eine Glanzzeit in der deutschen Litteratur die Jacobische Zeit, die uns Goethe in „Dichtung und Wahrheit" ausführlich geschildert hat.**) Damals war der Altmeister im Jahre 1774 mit Lavater und Basedow in leichtem Kahne auf dem Rhein hinabgeschwommen von Koblenz nach Köln.

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

Im Jahre 1792 sehen wir Goethe abermals in Düsseldorf. Hier finden wir Herder, die Fürstin Gallitzin, den Denker und „Magus des Nordens" Hamann, den Reisenden Forster, und als ständigen Gast Heinse, den geistreichen Verfasser des „Ardinghello." Hier entspann sich der interessante Briefwechsel zwischen Johann Heinrich Jacobi und Wieland, dem Wandsbecker Boten Claudius, Lavater, Schiller, Fichte, Wilhelm von Humboldt und andern Größen der deutschen Litteratur. Georg Jacobi, der Dichter, sang hier seine zartesten Lieder.

Auch dem Theater hatte man in Düsseldorf früh eine Heimstätte bereitet. Im siebzehnten Jahrhundert hatte es schon eine italienische Oper (1687). Seit dem Jahre 1751 wurden regelmäßig Vorstellungen einer fahrenden Schauspielertruppe unter N. Schuchs Leitung gegeben, dann folgt 1753 bis 1755 Geovazio Sillani mit Lustspielen, 1758 Direktor Karl Theophilus Doebbelin, 1759 Pierre Jacques Ribou, 1767 Arn. Heinrich Porsch, 1775 Josephi, 1783 (19. Februar) wird Hamlet gegeben, 1788 finden wir die Truppe der Witwe Böhm. Unter Immermanns Leitung wurde später das Düsseldorfer Theater eine Musteranstalt für ganz Deutschland. (Vgl. Geschichte der Stadt Düsseldorf, herausgegeben vom Düsseldorfer Geschichtsverein. Düsseldorf, 1888, bei Kraus.) Im übrigen erschien schon 1745 die Stadt-Düsseldorfer Post-Zeitung, der 1760 das Jülich-Bergische Wochenblatt folgte.

Der Trierer Kurfürst Clemens Wenzeslaus und der Kölnische Kurfürst Maximilian Franz ließen es sich in Koblenz angelegen sein, für die geistige Hebung des Volkes thätig zu sein und hierbei die Musik zur Blüte zu entfalten.***) In der Residenz der Kölnischen Kurfürsten zu Bonn wurde ebenfalls

*) Als Dichter hat sich Schenk besonders durch sein 1826 erschienenes Trauerspiel „Belisar" bekannt gemacht. Die Sammlung seiner „Schauspiele" umfaßt drei Bände. (Stuttgart, 1829—35.)

**) Teil III, Buch 14.

***) Koblenz hatte schon um 1780 ein Theater, in dem dreimal wöchentlich deutsches Schauspiel mit Singspiel abwechselte. Vgl. von Wakkerbart, „Rheinreise," Halberstadt, 1794, dem

Digitized by Google

der Musik eine Pflanz- und Pflegestätte bereitet, die sich nur auf dem Boden eines vielseitig angeregten Lebens entwickeln konnte. Cornelius, Beethoven und Görres, deren frühe Jugend in das Ende des römischen Reichs deutscher Nation fällt, sind diesem geistigen Gebiete der Städte Düsseldorf, Bonn und Koblenz entsprossen. War der Rhein doch schon damals fast nach allen Richtungen hin die Hauptader des öffentlichen Lebens in den deutschen Landen. Selbst die Schrecken des dreißigjährigen Krieges konnten der von Natur so bevorzugten rheinischen Gegend nichts anhaben, und Kurköln hatte sich im vorigen Jahrhundert eines lange andauernden Friedens zu erfreuen. Die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln traten nicht, wie der Fürstbischof von Würzburg, als Priester unter das Volk; auch in ihrer Regierungsweise wurde nach dem Zeugnisse K. A. Menzels (vgl. Neuere Geschichte, Band 6, S. 181) nichts vermißt, was die Zeitgenossen an den großen Regenten des Jahrhunderts als Staatsweisheit und Volksbeglückungskunst rühmten. Der Erzherzog Maximilian Franz in Bonn machte es sich zur Aufgabe, dem freien Geiste in der Universität Bonn, im Gegensatz zu dem im alten Köln, eine neue Wohnstätte zu bereiten. Die Domherren und der Adel waren nicht minder als die Fürsten mit dem Gedanken der Freiheit und Aufklärung befreundet. Auf den neuerbauten Palästen sah man allegorische Bilder der Poesie und Künste, in den Gemächern der geistlichen Fürsten die Bilder und Büsten Voltaires und Rousseaus, deren Werke sogar die Dombibliothek ausleihen mußte. (Vgl. Nicol. Vogt, Rheinische Geschichten. Frankfurt, 1836. IV, S. 236.) Einige meinten schon mit dem protestantischen Professor der Geschichte Johannes von Müller, das katholische Deutschland habe den richtigen Weg ruhiger Bildung, von dem die ganze Nation vor zwei Jahrhunderten durch den Kampf der Bibelgläubigkeit gegen die Kirchgläubigkeit weggedrängt worden sei, zuerst wiedergefunden und werde mit den geretteten Mitteln leichter als das protestantische zur gedeihlichen Entwicklung gelangen. (Vgl. Johannes von Müllers Werke, Band XVI, S. 309, Brief an Friedrich Nicolai in Berlin.)

---

unter den öffentlichen Gebäuden das Komödienhaus am besten gefiel (S. 222). Vor dem Einzuge der Emigranten gab es hier kein Theater. Leider wurden darin zur Zeit der Fremdherrschaft vornehmlich französische Komödien gegeben. Wakkerbart fand hier in dem Leseinstitut, das vom Kurfürsten von Trier selbst eingerichtet war, „beinahe alle Zeitungen und Journale, welche in Deutschland herauskommen" (S. 242). Diese Lesegesellschaften bezweckten damals, ähnlich unsern heutigen Bildungsvereinen, die Vermehrung der Interessen ihrer Mitglieder auf litterarischem und politischem Gebiete. In Mainz war nach dem Zeugnis A. Klebes (Reise auf dem Rhein. Frankfurt, 1801. S. 244, Band 1) vor dem Kriege eins der vorzüglichsten Theater Deutschlands, wo Kop, Christ, Porsch, Rhigini wirkten. Während der Fremdherrschaft gab es dort eine deutsche Bühne unter Hofmann und eine französische unter Madame Dellove und 1797 (nach der Eroberung von Mainz) unter Büchner. (Vgl. auch Klebe, Reise auf dem Rhein. Frankfurt, 1802, Band 2, S. 195, der der Meinung Ausdruck giebt, „daß in Koblenz erst seit dem Kriege und der Fremdherrschaft die Musen fast völlig entwichen seien.")

Digitized by Google

Nach der Aufhebung des Jesuitenordens (in Bonn am 16. August 1774) erhob der im Jahre 1761 gewählte Kurfürst Max Friedrich die in Bonn bestehende Lehranstalt der Jesuiten im Jahre 1777 zu einer Akademie, um „reineres Licht über die Wissenschaften im Erzstifte Köln zu verbreiten." In der philologischen Fakultät wurde außer dem Unterrichte. in der deutschen Sprache nach Ramlers Einleitung in die schönen Wissenschaften, Gellerts praktische Abhandlung von dem guten Geschmacke in den Briefen in den Lehrplan aufgenommen, ferner Gottscheds deutsche Sprachkunst und Stoschs Versuch in richtiger Bestimmung gleichbedeutender Wörter, später auch die Anweisung zur deutschen Sprachkunst zum Gebrauch der Erzstiftisch-kölnischen Schulen (Bonn, 1781). Das geistige Leben am Rhein war zu dieser Zeit schon, wie wir bei einer unbefangnen Würdigung der Thatsachen finden werden, in hoher Blüte, als der Osten unsers Vaterlandes noch lange nicht die Sonne Goethes hatte aufgehn sehen.

Der bekannte Litterarhistoriker Hermann Hüffer spricht sich über die damaligen Zustände in den geistlichen Fürstentümern folgendermaßen aus: „Man kann nicht behaupten, daß in diesen geistlichen Territorien die Regierung schlechter, die wirtschaftlichen und sozialen Zustände mehr veraltet und zerrüttet gewesen, als in weltlichen Staaten von ungefähr gleicher Bedeutung. Das alte Sprichwort »Unter dem Krummstab ist gut wohnen« hatte seine Bedeutung und gerade bei denen, die es am nächsten anging, seine Anerkennung noch nicht verloren. Selten haben, soweit ich sehen kann, die Einwohner, und zwar alle Klassen der Einwohner, anderswo so zufrieden, so neidlos und in ihrer Weise behaglich neben einander gelebt." Namentlich waren zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Ereignisse auf der Weltbühne in hohem Maße geeignet, das Interesse der gebildeten Welt ganz besonders in Anspruch zu nehmen. Im Westen rangen die Amerikaner mit den Engländern in blutigen Kämpfen um ihre Unabhängigkeit, im Osten entfalteten sich die glänzenden Siege Katharinas II. und Josephs II. über die Türken, in der Nähe erwärmte den Deutschen das Bild des großen Preußenkönigs Friedrich II. Vom benachbarten Welschland drohte das Grollen der Empörung in einem unheimlichen Wetterleuchten, das einem welterschütternden Gewittersturme vorausging. Doch weder die Wirren im Auslande, noch die damals unerfreulichen Zustände in allen Gegenden unsers deutschen Vaterlandes vermochten die litterarische Bildung in unserm Volke hintanzuhalten. Die Gebildeten unsers Volkes bereicherten sich dessen ungeachtet an den Schätzen der deutschen Dichter und Denker, die sie für Mit- und Nachwelt aus ihrem Geiste gefördert hatten. In wenigen deutschen Städten mochten damals die Verhältnisse günstiger gestaltet gewesen sein, als in Bonn am Rhein. (Vgl. Hermann Deiters, Ludwig van Beethoven. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1882; Beethoven, Biographische Notizen von Wegeler und Ferdinand Ries, 1838.)

Digitized by Google

Der Verfasser der „Malerischen Reise am Niederrhein“ (Köln am Rhein, bei dem Verfasser, und Nürnberg, bei L. Weigel und A. B. Schneider, 1784) spricht sich bei der Beschreibung des kurfürstlichen Schlosses zu Bonn S. 26 dahin aus, daß man ein deutsches Schauspiel, auch bei den vorigen Regierungen, in Bonn noch nicht gehabt habe, außer was die beiden letztverstorbnen Kurfürsten Clemens August und Joseph Clemens durch ihre Musikanten und Hofbediente von Zeit zu Zeit geben ließen. Von Joseph Clemens erzählte man sogar, daß er seine Leute meist selbst, und oft sehr fühlbar, dressiert habe. Unter der letzten Regierung habe man vieles auf Franzosen und Italiener verwandt. Selbst noch unter diesem Herrn seien Gesellschaften aus jenen Nationen gewesen. Aber nun ist, sagt er, seit verschiednen Jahren alles deutsch. Sonderbarerweise hat der ungenannte Verfasser die dem Buche beigegebnen Kupfertafeln nur in französischer Sprache beschrieben.

(Fortsetzung folgt)

Senectus loquax

Plaudereien eines alten Deutschen

10

Der Rausch von 1848 war zu Ende und hatte nur den bittersten Nachgeschmack zurückgelassen. Die Schlacht von 1849 war geschlagen, ohne einen Friedensschluß herbeizuführen, nicht einmal einen Waffenstillstand. Erbitterung erfüllte die Unterlegnen, die abermals wie nach den Befreiungskriegen die Hoffnungen des deutschen Volkes und alle feierlichen Zusagen in Dunst aufgehen sahen, die Sieger wußten, daß die große Mehrheit mit dem Herzen auf seiten der Gegner stand. So beobachteten beide Parteien einander mit dem tiefsten Mißtrauen. Freunde und Anhänger außerhalb der Kreise der unbedingten Reaktion zu gewinnen, darauf konnten die Regierungen wohl nicht rechnen, vielmehr bedienten sie sich ihrer Machtmittel, um die „Übelgesinnten“ aller Art, so gut die „Revolutionäre in Schlafrock und Pantoffeln,“ wie der Minister Manteuffel die Konstitutionellen nannte, als die Demokraten und Roten unschädlich zu machen, zu unterdrücken oder doch zu ermüden. Die berüchtigte Mainzer Zentraluntersuchungskommission von 1819 ff. wurde nicht erneuert, da in den Grundsätzen der Verfolgung alle Machthaber im wesentlichen einig waren. Aber es läßt sich annehmen, daß die Akten jener Kommission aufmerksam studiert wurden, die nicht nur wegen hochverräterischer Unternehmungen, Teilnahme an gefährlichen Verbindungen, sondern auch wegen „entfernter Beihilfe“ zu solchen Verbindungen, wegen „Verdachts der Mitwissenschaft,“ „Nichtanzeige der Wissenschaft von dem Versuche der Stiftung einer solchen“ und

Digitized by Google

dergleichen mehr berichten, sondern auch Listen von „Individuen“ führen, denen kein Prozeß gemacht werden konnte, die jedoch „als offenbare Feinde der in Deutschland bestehenden Ordnung“ galten. In diesem weiten Umkreise findet man alle Stände vertreten, am zahlreichsten Studenten und Handwerksgesellen, aber auch Geistliche, Gelehrte, höhere und niedere Beamte, Frauen, die beschuldigt sind, „injuriöse Schriften“ verbreitet zu haben, Dienstmädchen, die behilflich gewesen waren, Untersuchungsgefangne zu befreien usw. Es ist interessant, sich die Namen einiger der damaligen Hochverräter ins Gedächtnis zu rufen. Wir greifen aufs geratewohl heraus. Die Professoren Eisenmann in Würzburg, der Mediziner; K. Hase in Jena, Theolog; Havemann in Göttingen, Historiker; Bensen, Geschichtschreiber des Bauernkriegs in Franken; Bercht, später Redakteur des reaktionären „Rheinischen Beobachters“; die Redakteure der Augsburger Allgemeinen Zeitung Kolb und Mebold; Wilhelm Hauff; Venedey; Ruge; G. A. Wislicenus, Gründer der freien Gemeinden; Binzer, Dichter des „Wir hatten gebauet,“ dann erster Redakteur von Pierers Universallexikon; Gustav Körner, zuletzt Gesandter der Vereinigten Staaten in Madrid; Viebahn, Statistiker; Georg Büchner, Dichter des Dramas Danton; Fritz Reuter; Kriegk, Archivar in Frankfurt; Börne; Heine. Das Verzeichnis könnte viel länger werden, wenn alle berücksichtigt würden, die in der Revolution als Politiker einen Namen gewannen. Doch ist auch so die Liste bunt genug, zu zeigen, wie anregend das Beispiel für strebsame Nachfolger der Untersuchungskommission sein mußte. Und es fiel auf um so ergiebigern Boden, als die Verhältnisse noch vielfach unklar waren. Überall hatten „gesetzgebende“ oder „vereinbarende“ Versammlungen getagt und sich bemüht, der frühern Willkür gegenüber dem Volke bürgerliche und politische Rechte zu verbürgen und in dem politisch noch unerfahrnen Bürger den Glauben erweckt, er habe diese Rechte durch die Beschlußfassung seiner Vertreter. Sie sollten vereinbaren. Mit wem? Nun, die Abgeordneten mit einander! Als das Vorparlament seine Beschlüsse verkündigte, erkannten die Radikalen wohl das Prinzip der Volkssouveränität als nun geltend an, keineswegs aber die Bestimmungen irgendwie beschränkender Art dieser ohne ein Mandat zusammengetretnen Versammlung, während sich die meisten Regierungen wenigstens unsicher gegen die „Grundrechte“ vertrösteten, auf die in Frankfurt so viel Zeit verwandt worden war. Zusammenstöße ergaben sich von selbst, da das Polizeiregiment wieder jeden für verdächtig ansah, der seine gute Gesinnung nicht beweisen konnte.

Zu den auf dem Papier stehenden aber gründlichst mißachteten Rechten gehörte namentlich die Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses. Man bediente sich daher gern der Deckadressen, gleichviel ob wirklich politische Geheimnisse oder freie Äußerungen oder auch Privatangelegenheiten vor Spürnasen gehütet werden sollten. Und Vorsicht dieser Art verschaffte mir die Ehre, in das berüchtigte Schwarze Buch eingetragen zu werden.

Ich lebte damals in Frankfurt und machte manchmal Spaziergänge mit einem Schriftsteller, den die Mainzer Untersuchungsbehörde als in Paris thätiges Mitglied des „Bundes der Geächteten“ gekannt hatte. Er erzählte gern von seiner Flüchtlingszeit, namentlich von Heine, dessen oft berichteten Witz, er werde immer noch von den Weibern auf den Händen getragen, weil Wärterinnen ihn in sein Bett zu heben pflegten, ich damals zum erstenmal hörte. Häufige Zeitungsnotizen über Heines schweres Leiden nahm er als sichere Ankündigung eines neuen Buches, und in der That erschien bald darnach der „Romanzero.“ Als ich einmal erwähnte, daß ich einen Brief unversehrt nach London zu befördern wünsche, erklärte er sich zur sichern Beförderung bereit, ich nahm dankbar das Erbieten an und glaubte

Digitized by Google

den Brief längst an Ort und Stelle, als er bei Gelegenheit einer Korrespondentenhetze bei dem gefälligen aber nachlässigen Vermittler aufgefunden wurde. Das war unangenehm, da ich mich im Gefühl der Sicherheit beim Schreiben keiner sonderlichen Vorsicht befleißigt hatte, doch meinten juristische Bekannte, die freie Stadt Frankfurt werde kein Bedenken tragen, einem unbescholtnen Privatmanne einen von ihm selbst geschriebnen Brief als sein Eigentum auszufolgen; und so entsprach ich denn in ziemlicher Ruhe der Aufforderung, mich auf dem Römer einzufinden, obschon die Aufschrift der Thür „Peinlich Verhöramt" nicht sehr einladend war. Doch wollte der Kriminalrat vor allem den Inhalt des Schreibens kennen und machte mich, als ich glaubte, meinen Wunsch als begründet behaupten zu können, nachdrücklich darauf aufmerksam, daß die „Peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Caröli(!) des Fünften" ihn mit sehr wirksamen Mitteln ausstatte, jede Unbotmäßigkeit zu brechen. Er fand den Brief sehr bedenklich, ordnete eine Haussuchung an, die kein Ergebnis hatte, und dann erhielt ich freie Wohnung in der Konstablerwacht.

Das Haus mit diesem altertümlichen Namen war zu einiger Berühmtheit gelangt durch den unglückseligen Putsch, der im Volke das Frankfurter Attentat, in den Akten die Meuterei vom 3. April 1833 genannt wird. Eine Schar Burschenschafter von den benachbarten Universitäten hatte im Vertrauen auf Unterstützung durch Frankfurter Republikaner einen Sturm auf das genannte Wachhaus versucht, um von da aus die Bundesversammlung zu sprengen. Doch auch in dieser Verschwörung hatte der Verräter nicht gefehlt, die Wache war vorbereitet und überwältigte die Angreifer, die meistens gleich eingesperrt werden konnten. Hatte das waghalsige Unternehmen keine nennenswerte Unterstützung gefunden, so gelang es doch Gesinnungsgenossen oft, die Gefängnisthüren zu öffnen, und namentlich zeigten in diesen und ähnlichen Fällen Frauen viel Mut, Geschick und Glück. Über einen ehemaligen hessischen Offizier Wilhelm Schulz, der in den vierziger Jahren den entsetzlichen Prozeß eines politischen Märtyrers, Pfarrer Weidig, veröffentlichte, ging sogar die Legende um, seine Frau habe ihn im Strickbeutel über den Rhein getragen.

Mehrere Tage lang hatte ich nun Verhöre zu bestehen und dazwischen Muße, mir auszumalen, daß auch damals beim Reinigen der Zellen durch Sträflinge eine Thür unverschlossen geblieben, und ein Gefangner in der Morgendämmerung auf den Hof geschlichen sei, wo ihm Freunde über die nicht hohe Mauer helfen konnten und dergleichen mehr. Das waren nur theoretische Studien, auf Hilfe von außen konnte ich nicht rechnen, wollte aber auch gar nicht flüchten, weil ich mich auf baldige Niederschlagung des ganzen Handels verließ. Inzwischen wurde ich zur Reise nach Berlin genötigt, unter Bedeckung natürlich. Zwei Beamte von der Berliner Kriminalpolizei waren für meine Sicherheit verantwortlich, und der obere von ihnen mahnte mich gemütlich von jedem Fluchtversuch ab, indem er mit Vorweisung eines Dolches beteuerte, lebendig werde er mich nicht entkommen lassen. Es war Mitte Novembers, in Thüringen waren die Ackerfurchen mit frischem Schnee gefüllt, bald sahen wir weiße Berge, und in Halle lagen bereits mehrere Züge, die nicht weiter konnten. Da nach mehrstündigem Harren in dem Bahnwagen immer ungünstigere Gerüchte verlauteten, blieb nichts andres übrig, als Nachtquartier zu suchen, wobei meinen Hütern begreiflicherweise nicht ganz behaglich zu Mute war. Am nächsten Tage erreichten wir nur Wittenberg, wo ein Gastwirt sein Mißvergnügen über eine so große Einquartierung sehr rückhaltlos zur Schau trug und sich bemühte, sich durch unwahre Nachrichten über Herstellung des Bahn-

Digitized by Google

verkehrs die Gäste so bald als möglich vom Halse zu schaffen. Erst am dritten Tage konnte ich mein neues Quartier in der Stadtvogtei beziehen. Durch die vielen Fahrtunterbrechungen hatte sich eine Art von Geselligkeit gebildet wie bei längerer Reise zur See, man erfuhr, daß einzelne nicht genügend mit Geldmitteln versehen waren, und half ihnen aus der Not, stellte Kadetten, die ihren Urlaub überschreiten mußten, freiwillig Leumundszeugnisse aus, und andres mehr. Natürlich war auch die Art meiner Beziehungen zu den beiden Bewaffneten kein Geheimnis geblieben, und hier und da konnte ich den guten Willen erkennen, mir behilflich zu sein. So sehe ich noch deutlich den Augenwink einer Kellnerin, der mich auf eine ins Freie führende Thür des Bahnhofbuffets aufmerksam machen sollte. Indessen ließ ich mich zu keinen Abenteuern verleiten, die ja nur mit neuerlicher Einbringung und Verschärfungen hätten endigen können.

In Berlin waltete ohnehin eine viel strengere Hausordnung als in Frankfurt. Fast ununterbrochen hörte ich behutsame Schritte auf den Matten des Ganges, und stockten einmal die Schritte, so konnte ich sicherlich ein Auge an dem Guckloche meiner Thür wahrnehmen. Ich erfuhr, daß jeder Schläfer, gleichviel ob Untersuchungs- oder Strafgefangner, sich sofort zu erheben habe, „wenn es bimmelte," und daß es verdächtig mache, über die Fensterverschalung ein Stück Himmel erspähen zu wollen. Für Beschäftigung des Geistes war durch das Neue Testament und ein Gesangbuch gesorgt, in denen ich gern alte Bekannte aufsuchte, wenn gerade kein Verhör notwendig befunden wurde. Freilich hatte ein Polizeirat ziemlich oft Sehnsucht nach mir, da er eingestandnermaßen die Absicht hatte, nicht eher zu ruhen, als bis er alle meine schwarzen Anschläge ans Licht gebracht hätte. Er drohte nicht wie sein Frankfurter Kollege mit der Folter, sondern mit seinem Scharfsinne, und zum Beweise dessen teilte er mir Lesefrüchte aus aufgefundnen Familienbriefen von mir mit, flickte jedoch gern Äußerungen ein, die ich weder gethan hatte noch gethan haben konnte, erschütterte also selbst seine Autorität. Seine Schlauheit schien auch schon bekannt zu sein: eines Tags wurde ich beim Durchschreiten eines Bureaus von einem jungen Beamten, natürlich im Flüsterton, nach dem Namen meines Inquirenten gefragt und hörte dann ebenso leise: „Dann seien Sie unbesorgt, der hat noch nie etwas herausgebracht." Das traf auch bei mir ein, aber an fruchtlosen Anstrengungen hat es der gewissenhafte Mann noch monatelang nicht fehlen lassen, wie ich noch nach dem Berliner Aufenthalte spürte.

Es wird am 3. Dezember gewesen sein, daß ich in der Bewunderung eines außerordentlich feurigen Sonnenuntergangs durch die Botschaft gestört wurde, ich habe mich zur Abreise bereit zu machen. Wohin? „Das werden Sie schon erfahren!" Der mir schon bekannte Polizeihauptmann übernahm mich wieder, doch diesmal ohne Dolch, nur mit einem Spazierstock bewaffnet. Es ging auf den Frankfurter Bahnhof, und dort elektrisierten mich die Rufe der Zeitungsträger „Die neuesten Nachrichten aus Paris!" Welche Bedeutung konnten diese Worte haben? Was konnte in den drei Wochen meiner gänzlichen Abgeschlossenheit geschehen, wie weit konnte der „Prinz-Präsident" in der Vorbereitung seiner allbekannten Pläne gediehen sein? Mir ein Zeitungsblatt zu kaufen erklärte sich mein Begleiter nicht befugt, aber ein Herr im Wartesaal überließ mir seine Kreuzzeitung. Und da las ich denn in flammenden Worten die Verurteilung Louis Napoleons und seiner Prätorianer. Noch wütete der Straßenkampf, wiewohl an dem Siege der Saint-Arnaud und Genossen kaum noch zu zweifeln war. Und nun fuhr ich wieder die Nacht durch bis Görlitz, und erst nach einigen Tagen erhielt ich Zeitungen, die über Verlauf und Ausgang der schmählichen Verschwörung berichteten.

Digitized by Google

Der Winter meines Mißvergnügens schlug zwar noch nicht in glorreichen Sommer um, ein Vierteljahr lang blieb ich auf eine enge Zelle beschränkt. Allein, daß ich längere Spaziergänge auf dem großen Hofe machen konnte; daß mir unbenommen war, einen Flügel des vergitterten Fensters zu öffnen und mit Tauben in freundschaftlichen Verkehr zu treten; daß mir verschiedne Bücher und ein primitives Schachspiel zum Zeitvertreibe zugelassen wurden — alles dies machte den Aufenthalt erträglich. Vor allem dankbar aber erinnere ich mich des Untersuchungsrichters, der, ohne seiner Amtspflicht das geringste zu vergeben, mir bei jeder Gelegenheit menschliche Teilnahme bewies, mich in freien Stunden in sein Arbeitszimmer berief um ein Weilchen mit mir zu plaudern, mitunter auch nicht verheimlichte, für wie ungerechtfertigt er die Berliner Polizeipolitik hielt, jemand, den man einmal in Händen hatte, womöglich nie wieder loszulassen. Doch zählte dieses System auch einen Bekenner in dem Gerichtsdirektor. Als nämlich das Gericht die Einstellung der Untersuchung und demgemäß das Aufhören meiner Haft beschlossen hatte, meinte der Direktor, das Obergericht werde wahrscheinlich die Sache wieder aufnehmen, und da ich unlängst seine Frage nach meinen etwaigen Wünschen verneinend beantwortet habe, werde ich mir auch nichts daraus machen, noch einige Monate lang in sicherer Verwahrung zu bleiben. Zum Glücke ließ das Kollegium sich von dieser Logik nicht überzeugen, die für mich die Lehre enthielt, daß man sichs wohl überlegen soll, bevor man sich bescheiden und mit seinem Lose zufrieden erklärt. In spätern Jahren sind mir in der That Beamte gezeigt worden, die mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit die Stufenleiter erklommen haben, weil sie grundsätzlich immer über Zurücksetzung geklagt haben sollen. Was mich anbetrifft, beschloß ich damals sofort, mich keinen fernern Mißverständnissen ähnlicher Art auszusetzen, und wartete deshalb den Ausgang des Prozesses im Auslande ab.

Im Frühjahr 1852 zwang Louis Napoleon die schwächern Nachbarländer, politische Flüchtlinge von den französischen Grenzen zu entfernen, und so strömten Scharen von Verdächtigen, die bisher in Belgien, in Holland oder in der Schweiz Zuflucht gefunden hatten, nach England. Es war ein buntes Gemisch von Nationalitäten, denn die Regierung vom 2. Dezember betrachtete jeden Politiker, der nicht Begeisterung für den Bonapartismus zur Schau trug, als Feind, und manche Staaten, wie z. B. Genf, benutzten den Anlaß, sich von allen Elementen zu befreien, die ihnen hätten Ungelegenheiten bereiten können.

Das Dampfschiff, das in der Nacht des 23. April Ostende verließ, war so übervoll, daß man die Luft in den Kajüten kaum atmen konnte, sodaß ich es vorzog, trotz Sturm und Regen auf dem Deck spazieren zu gehen, bis die Ermüdung nach mehrstündiger Bahnreise, Besteigung des Leuchtturms, der wenig Aussicht gewährt, und mancherlei Aufregungen mich endlich doch hinuntertrieben. Für die echte Kanalfahrt mit all ihren Unannehmlichkeiten entschädigte ein goldner Morgen. Den möwengleich auftauchenden Fischerkähnen folgten bald größere Fahrzeuge, dann majestätisch daherschwebende Dreimaster mit vollem Linnen, und je mehr wir uns der Küste näherten, desto dichter wurde das Gewimmel von Schiffen jeder Größe. Da noch keine Bahnverbindungen zwischen London und den Küstenplätzen bestanden, fuhren die Schiffe die Themse aufwärts bis zu den Docks. Diese Fahrt ging langsam von statten, weil das Schiffsgedränge immer dichter wurde, wie jetzt das Wagengedränge in den Hauptstraßen großer Städte; dafür erhielt man aber einen unvergleichlich großartigen Eindruck von dem Verkehr Londons.

Die Idee der ersten großen Industrieausstellung war, wie erinnerlich, in England auch Befürchtungen begegnet. Der Vertreter Lincolns im Unterhause, Miliz-

Digitized by Google

oberst Sipthorp (nicht zu verwechseln mit dem berühmten Botaniker dieses Namens), hatte unermüdlich Schilderungen der furchtbaren Gefahren entworfen, denen Gottesfurcht und gute Sitte Altenglands durch den Einbruch unerzogner, ungläubiger, schmutziger Ausländer ausgesetzt sein würden. Und wenn auch die festgewurzelte Überzeugung von der Überlegenheit alles Englischen durch ihn nicht erschüttert war, hatte man doch ein Zugeständnis durch Einführung der festländischen Paßkontrolle für nicht überflüssig gehalten. Infolgedessen erkundigte sich auf der Landungsbrücke von Catherinedocks ein Beamter nach den Legitimationen der Reisenden, nahm die Pässe in Empfang, ließ aber die meist schon durch den Bartschnitt kenntlichen Franzosen, die kurz antworteten: Refugié! ohne weiteres ihrer Wege gehen. Wir andern hatten in dem Bureau geraume Zeit zu warten, bis die angelsächsisch verunstalteten deutschen Namen aufgerufen wurden; vermutlich unterhielt es die Beamten, die deutschen Pässe mit ihren umständlichen Personbeschreibungen und sonstigen Weitläufigkeiten zu studieren. Eine gedruckte Aufforderung, beim Verlassen der Insel sich wieder zu melden, war das Ergebnis der Revision. Als wir wieder auf die Gasse kamen, waren alle Lohnfuhrwerke bereits verschwunden, und jeder hatte not, wenigstens Träger für sein Gepäck aufzutreiben, was mir besonders schwer fiel, da ich vom äußersten Osten in den damals äußersten Norden Londons, in einen neuen Anbau von Islington mußte. Der Marsch war lang und beschwerlich genug bei kräftigem Sonnenschein und in der für die Seefahrt noch unentbehrlichen Winterkleidung, und ich mußte der alten Anekdote von einem Dresdner Polizisten gedenken, der einem paßlosen Reisenden sagte, er könne froh sein, denn mit einem Passe würde er viel Schererei gehabt haben. Vorläufig gelobte ich mir, bei der Abreise von dem Passe keinen Gebrauch zu machen. Und als es mir am folgenden Morgen endlich gelungen war, den Schlaf aus den Augen zu reiben, genoß ich vor allem das Bewußtsein, der väterlichen Fürsorge der festländischen Regierer für einige Zeit entrückt zu sein.

Der goldne Engel

Erzählung von Luise Glaß

(Fortsetzung)

Eine stand still und sah ihm nach. Ihr war besser zu Mute als vorhin, sie hatte sich die Erregung, die sie erwürgen wollte, vom Halse geredet, sie hörte und sah wieder, was um sie her vorging, hörte Frau Flörke im Waschhaus hantieren und das Lachen der Ackermannschen Buben, die mit Katapulten von der Stadtmauer aus nach den letzten Kastanien schossen, die der Wind den mächtigen Vorstadtbäumen gelassen hatte.

Da stieg sie hinunter, machte straffe Ordnung unter den Knaben, daß sie halb lachend, halb beschämt von ihrem Unfug abließen, und sagte zu Ackermann, der schmunzelnd in der Hofthür stand: Nichts für ungut.

Digitized by Google

Darauf wurde sein Schmunzeln ein fröhliches Lachen, er kam heraus ins Freie, sodaß sie mitten im Hofe standen, gleich weit ab von jedem lauschenden Ohr, das Haus oder Nachbarhaus etwa auf Kundschaft schicken konnte, und da sagte er: Im Gegenteil, Fräulein Line, das freut mich! Sie haben noch niemals fehlkommandiert bei den Unnützen, und das will was heißen, das nenn ich so die richtige Mutterhand für die Jungen. Und weil doch heute einmal allerlei Veränderungen in der Luft liegen — wie wärs, wenn Sie meine Frau würden? Ich weiß schon, ein Schöner bin ich nicht, aber Sie haben mich immer meinen lassen, Sie hielten was auf mich. Und ein Ruhekissen ist der Posten auch nicht, aber das würde Ihnen am wenigsten gefallen —

Die Rede stockte ihm plötzlich, denn der Ausdruck, mit dem sie nach dem Gang hinauf blickte, machte ihn nun doch wieder irre. Als er schwieg, sah sie ihn an: das gute, kluge Gesicht, das helle Auge, der heitre Mund, die feste Gestalt — sie hatte ihre Freude an diesem Anblick, und sie schätzte den Mann sehr, und vorn in der Schmiede schien ihr trotz des rußigen Handwerks und der fünf Räder allzeit die Sonne. Sie hätte sich gern in den Sonnenschein gesetzt, aber davon konnte nun freilich gar keine Rede sein.

Sie dankte ihm so warm es aus ihrem gequälten Herzen heraus möglich war, und da sie ihm ansah, daß er nicht daran dachte, sich so einfach ihrem Nein zu geben, fügte sie hinzu: Ich darf Karl nicht zurückrufen um meinetwillen — er kann noch frei werden, mich hat das Gespenst nun schon unter.

Warum nicht gar! Eben jetzt ist am wenigsten Zeit zu Kleinmut, Sie können einen Gesellen nehmen, nicht wahr? Und nahe genug wären wir auch, um ein Auge aufs Geschäft und auf den Vater zu haben; von mir aus —

Wir könnten! fiel sie ein, aber wir können nicht — das ists noch außerdem; es war ein Irrtum, wir haben kein Geld.

Ein Befremden ging über Alwin Ackermanns Gesicht, aber nur einen Augenblick, dann waren seine guten Augen wieder hell. Das sollte mich nicht irremachen, Fräulein Line, Sie sind das Ihre wert auch ohne nen Groschen Geld; wenn der schon natürlich nicht zu verachten ist, besonders hier, wo er Sie freimachen sollte von der Überlast und beim Vater ersetzen, weshalb es mir eben heute die Zunge gelöst hat. Denken, Fräulein Line, mußt ich schon lange daran, und ich meine jetzt, es ginge auch ohne das Geld. Überlegen Sie mal, ob sich ein Geselle, den wir zwei beaufsichtigten, nicht doch selber bezahlt machte, bis der Karl draußen fertig geworden ist.

Sie schüttelte den Kopf und schlang die Finger ineinander in stummer Pein. Erst als er mit einer ausführlichen Beweisführung anrückte, fiel sie ihm ins Wort. Das ist ja gar nicht mehr so einfach, Meister, wie gestern und vorgestern, sondern viel schlimmer. Das Geld ist da, nur nicht für uns, kein roter Heller; das Modell hatte gespielt, und nun bauen sie ihr lenkbares Luftschiff — das Gespenst kommt los von der Kette.

Line mußte ein paar Minuten auf Antwort warten, ehe Ackermann dies neuste begriffen und verarbeitet hatte; endlich sagte er heiter: Also sie bauen! Je nun, Fräulein Line, wer weiß! Sie müssen nicht gar zu nachtschwarz ins Leben hinaussehen, vielleicht will uns da eben die Sonne aufgehen. Ist schon manch eine große Sache so in der Stille erwogen und ausgereift worden — auf einmal war sie da, und den Leuten draußen, die vor dem vielen Kleinkram im Tageslauf den Blick aufs Große verlernen, gingen die Augen über vor Staunen. Wer weiß, wie das noch mit unserm Luftschiff wird — merken Sie was? Da sag ich schon unserm!

Digitized by Google

Line schüttelte noch immer den Kopf, nur das krampfhafte Fingerspiel hatte sie aufgegeben. Ich glaube nicht an das Luftschiff, sagte sie traurig, überhaupt nicht. Das hätte ja längst einer erfunden, wenns möglich wäre. Und sollt ich mich irren, Herr Ackermann, flög das Gespenst in den Himmel hinein, ein gehorsamer Spielball der kleinen Menschenhand — die Thränen der Mutter und Karls trübe Jugend könnte kein Erfolg wett machen.

Alwin Ackermann, der nachdenkliche Schmied, wußte keine Antwort auf diese Anklage. Er konnte sich gut auf die junge Frau Städel besinnen, die so blaß und lieblich auf dem Bänkchen vor der Küche gesessen hatte, daß sein zwanzigjähriges Herz in schnellern Takt kam, wenn er durch den Hof lief. Eine kurze Zeit lang war er allabendlich auf die Stadtmauer geklettert, um dort oben seiner Ziehharmonika die rührendsten Lieder zu entlocken, bis die Mutter der fünf Buben seinen Weg kreuzte, worauf er seine Ziehharmonika anderswo zog. Aber daß die blasse Frau an der Sorge und dem Kummer über Städels Erfindung zu Grunde gegangen sei, das wußten alle Leute ringsum, die zwanzig Jahre zurückdenken konnten, und es fiel Ackermann keine Trostlüge ein für die Tochter an seiner Seite.

Line erwartete gar keine Antwort, sie war nur ein Veilchen still, und als sich ihre Gedanken aus jener Zeit wieder zurückgefunden hatten, begann sie selber von neuem: Also, lieber Meister, nicht wahr, wir lassens beim Alten, aber ich darf drüben in Ihrem Haushalt und bei den Jungen ein bischen zum Rechten sehen, bis — bis Sie eine andre gefunden haben.

Er wollte etwas antworten, was er nicht recht herausbrachte, weil ihm die Enttäuschung in der Kehle saß; sie ließ ihm auch gar keine Zeit dazu — sie wollte ihm ja gar kein Geschenk machen mit dem bischen Hilfe, er sollte *ihr* ja beistehen, sie wollte ja viel mehr haben von ihm, als geben.

Hastig fast berichtete sie ihm von dem Gespräch der Männer, von dem Mechaniker Nothnagels und der Absicht, hier am Ort die Maschine nach dem Modell zu bauen.

Und das muß bei Ihnen geschehen, Meister! Einem Mechaniker Nothnagels trau ich nicht ohne Aufsicht, Sie aber könnten dem Ärgsten steuern; auch wäre Vater gleich bei der Hand, den Fehlern des andern zu begegnen — ich bitte Sie darum, ich weiß, über Sie hat das Gespenst keine Gewalt, Sie stehen fest auf dem Boden, der uns angewiesen wurde zum Ausfechten unsrer Kämpfe, *Sie* kriegen das Fliegen sicherlich nicht. Sagen Sie ja, Meister! jeder andre würde ihn zu sehr übers Ohr hauen, und verdienen sollen Sie doch auch daran.

Alwin Ackermann machte ein bedenkliches Gesicht; er hatte vielerlei Widerhalt gegen diese Arbeit, seine Blattgewinde waren ihm lieber. Wenn aber Karoline Städel eine Sache so eindringlich verfocht, dann war Meister Ackermann nicht von Stein.

Nachdem die beiden alles für und wider beredet hatten, stiegen sie die Gangtreppe hinauf und verschwanden zusammen in der Hexenküche.

Der alte Städel legte sich an diesem Abend zu Bett wie ein glückliches Kind: der goldne Engel hatte gesegnet, das Geld war da; sein Traum würde lebendig werden, hier im Haus würde er Gestalt werden, und die Line zeigte endlich ein Herz für das Modell. Die Line hatte ihm den Ackermann gefügig gemacht.

Zum erstenmal redete Nothnagel in Luftschiffsachen vergeblich; Ackermanns Schmiede war zu bequem, als daß sich Städel diese Werkstatt hätte abstreiten lassen. In Ackermanns Schmiede würde die Maschine gebaut werden, Nothnagel mußte zufrieden sein, daß sein Mechaniker nicht beiseite geschoben wurde.

Digitized by Google

4

Sie waren immer fleißig gewesen im Kegelschub, doch schien erst jetzt die Zeit der Arbeit zu beginnen. Heiße Zeit, bange Zeit, verdrießliche Zeit.

Die Sonne schien nicht mehr in den Hof, es wurde dunkel in Werkstätten und Waschhaus. Das brachte der Lauf des Jahres so mit sich, aber es deuchte die fleißigen Leute in diesem Winter dunkler als sonst, und Line schalt um jeden Tropfen Petroleum, der verbrannt werden mußte. Seit das Geld im Hause war, das doch dem Hause Städel nicht zu gute kam, war sie fieberhaft sparsam geworden, als sei ihr erst jetzt zum Bewußtsein gekommen, daß auf ihrer Kraft ganz allein die Sicherheit der Wirtschaft stehe.

Aber auch als die Sonne wieder neugierig um die Ecke der Apotheke guckte, wurde es im Hof an der Stadtmauer nicht hell, denn es lief nichts Junges mehr über die saubern Pflastersteine.

Karl war in der Fremde, weit mehr als in der Soldatenzeit: gegen ein Muß ist der Mensch geduldig, aber geht einer freiwillig, so sieht das leicht aus, als werde er nie wiederkommen. Auch pflegte niemand mehr Blumen in dem dunkeln Hofe, und von selber konnten sie hier wirklich nicht wachsen: die Bohnenlaube blieb kahl.

Und Nett sang nicht mehr und huschte nicht mehr wie ein Sonnenstrahl über Hof und Gang, auf die Mauer und nach der Bleiche. Statt dessen schrieb sie steife Neujahr- und Osterbriefe, was sie lerne, und daß sie Frau Flörkes gehorsame Tochter sei.

Mutter Flörke hatte das nie bezweifelt, aber schwarz auf weiß machte es ihr besondern Eindruck. Sie strich einen solchen Brief zehnmal des Tags mit dem Handrücken glatt und zeigte ihn voller Stolz jedem, der durch den Hof ging.

Jenny Nothnagel bekam trotzdem keinen zu sehen, sie sparte sich den Weg durch die Schmiede, seit es keinen Karl mehr da drüben gab. Auch öffnete sie das Fenster nicht mehr, wenn sie ihre Modestücke auf dem Klavier abpedalte: Herr Frisch konnte sie auch ohne das bequem hören.

Nur die fünf Schmiedejungen machten manchmal Lärmversuche, aber Fräulein Line klappte sie kurz ab; Fräulein Line war jetzt immer zur Hand mit ihrer dauerhaften Elle. Und was sollten sie denn auf dem Hofe? Nicht einmal soviel Schnee fiel vom Himmel, wie fünf Buben zu einer ordentlichen Schneeballschlacht brauchten. Es war ein mißratner Winter.

Der Lenkbare ließ sich Schnee und Sonne nicht kümmern, er wuchs langsam heran. Sehr langsam, obgleich sie sich alle an ihm und um ihn atemlos arbeiteten. Der Mechaniker, der mit öligglattem Scheitel in der Apotheke eingezogen war, vergaß das Pomadisieren über den Nüssen, die er zu knacken fand, und der Gier auf Vogelkünste, die ihn ebenso unbarmherzig wie seine Arbeitgeber beim Schopf nahm.

Ackermanns Altgesellen „hatte das Unwesen auch." Der verständige Gottlieb scharwerkte und fluchte, und scharwerkte aufs neue, wenn die Sache nun doch nicht so klappte, wie bei dem kleinen Modell, oder sich im großen nicht so ausnahm und bethätigte, wie es die Herren „oben in der Schreibstube" verlangten.

Das is mitn Teufel un geht nich.

Muß, muß! schrie der Mechaniker und fuhr sich mit der rußigen Hand in die Haare, daß sie wie Stachelschweinborsten auseinander fuhren.

Muß, sagte auch Meister Ackermann, der den Grund nicht unter den Füßen und die Ruhe nicht aus dem Kopfe verlor. Aber das Herz wurde ihm schwer um der Line willen, wenn die Tausende durch die Esse flogen und er kein Ende sah.

Digitized by Google

Wie hatte er zusammenhalten, sparen und fördern wollen, und nun gings doch schon ins zweite Jahr. Der Mechaniker lag den Erfindern auf der Tasche, umsonst konnte er es mit seinen Gesellen auch nicht thun, dabei mußte immer noch dies und das auswärts gemacht werden, und kam dann solch ein kostbarer Flügel an: so leicht und fest, als Menschenkraft diese beiden Eigenschaften nur irgend zu verbinden vermochte, dann paßte er nicht mehr in das Neuste, was ausprobiert worden war, oder es erwies sich, daß man doch ein falsches Zutrauen in seine Leistungen gesetzt hatte. Mit den Flügeln wars nichts.

Karl wurde anfangs von Vater und Schwester gleichermaßen über den Stand der Arbeiten unterrichtet. Nur von der großen Enttäuschung jenes Tages, der ihnen den Gewinn ins Haus warf, schrieb Line nichts; sie hätte es nicht gekonnt, ohne Dinge zu sagen, die sie Karl am wenigsten sagen mochte. Sie meldete ihm nur: die Erfinder sind zu Geld gekommen und bauen. Darauf folgte allmonatlich ein knapper Bericht, wie weit das Werk gediehen sei.

Anfangs war ihr das eine Lust, denn nachdem sich nur erst die Verzweiflung ausgetobt hatte, keimte ein zartes Hoffnungspflänzchen in ihrem Herzen auf: dies war das Schlimmste, aber zugleich auch der Anfang der Erlösung. Los müßt ihrs werden, das Gespenst, nur erst bauen, nur erst einmal Wirklichkeit werden, fliegen lassen, dann sind die Besessenen frei, dann dürfen wir leben wie andre Menschenkinder, und am Ende bleibt von dem Gelde noch ein hübscher Rest, mit dem wir unser Lebensschiff ausbessern können.

Das Hoffnungspflänzchen keimte und wuchs geduldig ein halbes Jahr lang. Natürlich blieb Geld übrig; was der Vater da gesagt hatte von nicht reichen, war Übertreibung, so viel konnte man ja gar nicht in den Wind fliegen lassen. Und daß nichts vergeudet wurde, dafür stand Meister Ackermann da.

Ja, er stand da und streckte die Hand aus nach dem davonflatternden Gelde, aber halten konnte ers nicht; das Gespenst war ein gefräßiges Ungeheuer, und satt mußte es werden, eher stieg es nicht in den Himmel.

Das Hoffnungspflänzchen erstickte unter Sorgen, Enttäuschung und Groll; Karl bekam keine Briefe mehr von der Schwester. Nur der Vater schrieb noch welche, und wenn sie auch nicht mehr in dem überschwenglichen Triumphatorton daherrauschten wie seine ersten, die der Menschheit das große Weihnachtsgeschenk in allernächster Zeit verhießen, zuversichtlich und stolz klangen auch die spätern noch.

Dem Karl war sehr behaglich, daß daheim Freude herrschte. Auch er war froh, ihm glückte, was er angriff, und die Welt that sich vor ihm auf mit ihrem vielverzweigten und vielgestaltigen Leben, das ihn aus seinem Winkel heraus in Beziehung zu andern Menschen brachte, ihm von Stadt zu Stadt, von Land zu Land Wege bahnte; er fühlte sich lebendig, wachsend und glücklich.

Immer mehr nur ein Bild vergangner Zeiten wurden ihm der Hof im Schatten des goldnen Engels, die Hexenküche, in der der alte Vater saß, weit ab vom lebendigen Leben seine Modelle hütend, und die düstre Schmiede mit dem rotglühenden Auge, aus der das Wunder hervorgehen sollte, das die trennende Macht starrender Felsen, stürzender Wasser, kochender Lavaströme und aufgetürmter Eisberge mit leichtem Flügel wegwischen würde von Pol zu Pol.

Jetzt, wo er fern war, zeichnete Karl, was ihn zu Hause allzeit umgab und dabei spröde seinem Stift widerstanden hatte.

Meister Wendelin sah die Bildchen mit Entzücken, schickte sie aber, um seiner Sache gewiß zu sein, einem Kenner.

Starkes Talent, schrieb der zurück. Festhalten.

Digitized by Google

Von dem Tage an kam dem jungen Städel keine Schrift mehr unter die Hände, nur noch Landschaft und Schmuckwerk. Man sorgte dafür, daß ihm auch anderlei Technik geläufig wurde, und je mehr man ihm zutraute, desto reifer entfaltete er sich.

Ganz fremd wurden ihm des Vaters Pläne, aber er dachte sich gern, daß sie zu Hause froh seien in ihrem seltsamen Winkeldasein.

Als freilich Line fort und fort schwieg, auch auf seine immer bestimmtern Fragen, nistete sich die Sorge bei ihm ein und wurde von Monat zu Monat zudringlicher.

Irgend etwas mußte da drüben nicht stimmen — war es nicht seine Pflicht, einmal nach ihnen zu sehen?

Ihm graute vor Senkenberg, aber er meinte doch seine Pfingstfeiertage opfern zu müssen; da trat kurz vor dem Fest Meister Wendelin eines Nachmittags in seine Mansarde, deren vorgebautes Fenster Karls Zeichentisch voller Skizzen, Bücher und Arbeitsgerät ungebrochnes Licht gab.

Wendelin betrachtete alles begonnene, freute sich an dem und jenem, lobte etliches und kam endlich mit seinem Vorschlag heraus. Karl Städel sollte ganz und gar zu ihm kommen, solle daheim die kleine Quetsche, auf der heutzutage doch keine Seide mehr zu spinnen sei, aufgeben und sich als Zeichner bei ihm verdingen.

Karl wußte nicht, was er zu alledem sagen sollte, es warf um, was er sich bisher für die Zukunft zusammengebaut hatte, aber es wurde ihm viel versprochen, und das Vorgebaute war doch, bei Lichte besehen, jämmerlich spärlich: neun bis zehn Kunden, die Line ihm mühsam erhielt, verbrauchtes Gerät, abgeschliffne Steine und eine verkommne Werkstatt.

Während er sich das alles durch den Kopf gehen ließ, lockte Meister Wendelin weiter. Zum ersten mit gutem Gehalt — heiraten konnte man darauf, gleich auf der Stelle —, zum andern mit dem, was es zunächst zu arbeiten gab. Er hatte absichtlich lauter Aufgaben zusammengesucht, die eines Künstlers würdig waren.

Die schwere Bedingung, daß er sich auf zehn Jahre binden müsse, die Wendelin vorsichtig zuletzt vorbrachte, wog für Karl am leichtesten, vom spekulierenden Geschäftsmann hatte er nichts an sich, und gebunden sein, wo man sich wohl fühlt, ist ein gutes Ding.

Die Sonne flimmerte auf dem Flusse, der vor seinem Fenster dahinglitt, die Birken standen im ersten Anhauch des Frühlings, Stare trugen schwatzend zu Nest, alles war hell, und wie weit er auch hinaussah in die neue Zukunft: Licht überall.

Sagen Sie ja, Städel! wir werden unsre Freude aneinander haben. Möchten Sie bleiben?

Karl atmete tief auf. Gern, antwortete er, von Herzen. Und dankbar bin ich Ihnen, und was an mir ist, *will* ich auch. Aber reden mit denen zu Hause, ehe ich mich binde, das muß ich. Sie sorgen für mich nun an die dreiundzwanzig Jahre, thun meine Arbeit daheim und haben sich das Künftige anders gedacht. Ich kanns ihnen nicht anthun, daß ich einfach über mich verfüge, als wären sie nicht auf der Welt.

Meister Wendelin gab sich zufrieden. Die Schwester würde ja klug sein; hatte sie den jungen Menschen doch auch damals herausgebracht, sogar gegen seinen eignen Willen. Er gab Karl Urlaub und empfahl ihm, nur ja recht anschaulich zu schildern, wie gut es das Leben hier mit ihm meine.

Digitized by Google

Einen heißen Pfingstsonnabend lang hatte sich Senkenberg für die Feiertage geschmückt, dreitönig läuteten die Glocken von Sankt Barthelmä den heiligen Geist ein und läuteten über ein wunderliches Getier hin, das im Kegelschub hinter Ackermanns Schmiede stand. Mächtige Reifen drohten aus einer Gondel von starkem Rohrgeflecht zum Himmel empor, in der Gondel lag ein öligblankes Räderwerk, Stricke und Drähte liefen zu dem Reifen hinauf, und das ganze Gebäu umkreisten die Männer von hüben und drüben.

Aber das Ding muß dran, sagte Nothnagels heisere Stimme, muß! so gut wie das Sinnbild an die Schiffsgallion; jedes anständige Luftschiff hat seinen Namen, und von Pappe wirds ja wohl leicht genug sein. Die Jenny kommt, sowie es der Buchbinder schickt.

Jenny kam und brachte einen goldnen Pappengel, den bronzenen hatte der Mechaniker als unnütze Last verworfen. Da ist er, sagte sie mit süßer Stimme, und beim Glockenläuten müßt ihr ihn festmachen, das ist so romantisch. Herr Frisch sagt es auch.

Herr Frisch, der hinter Jenny drein lief, wiederholte eifrig das „romantisch," wozu die beiden alten Erfinder etwas weniges knurrten.

Da nun aber doch einmal ein Frauenzimmer in den würdevollen Kreis getreten war, klappte auch Mutter Flörke mit ihren Holzpantoffeln heran.

Der goldne Engel? Na, ich sags ja! nur immer fein überlegt; denn warum? Engel gehören in den Himmel, und der da fliegt ganz gewiß gleich bis oben hinauf. Man muß nur immer alles ordentlich bedenken, dann fällt einem das Rechte von selber ein.

Da machte auch noch der Professor sein Fenster auf, um nach dem Läuten zu hören. E—g—c— schwebte es über den Täufling hin, und Kilburg nickte denen, die den goldnen Engel an der Gondel befestigten, freundlich zu und sprach ein Segenswort auf das Räderwerk hinab.

So bethätigten sich alle bei der wichtigen Handlung, nur Line stand abseits unten hinter der Hausthür, sah durch die Spalte und hatte die Hände inbrünstig gefaltet. Laß es zum guten sein, Herr Gott, du weißt, was das Gute ist! Laß es endlich gut bei uns werden.

Da legten sich zwei Arme um ihre Schultern, und ihr Schreckensruf wurde durch einen Kuß erstickt.

Altes Mädel, dein Junge ist da!

Sie konnte nicht gleich antworten, sie faßte den Karl an den Händen, ob ers wirklich sei, sie zog ihn ins Licht, das von dem Schmiedefeuer in die Flur fiel, und sah ihn glückselig an.

Junge, Junge! so braun! so kräftig! so männlich! Sogar einen Bart hast du! Einen dicken Schnurrbart wie ein Feldwebel.

Sie lachte sich selber aus und fing doch wieder von neuem an, ihn mit Worten abzumalen, bis er ein Ende machte.

Was meinst du, ob ich Hunger hab?

Ob du Hunger hast? Natürlich hast du! Und gleich sollst du satt werden. Sag nur dem Vater guten Tag — sie taufen das Unwesen — einstweilen schaff ich dir zu essen.

Damit ließ sie ihn stehen, und Karl schaute nun durch dieselbe Thürspalte auf das Luftschiff hinaus und auf die Männer ringsum.

Da ragte es ja gen Himmel, und sie schienen mit ihm zufrieden zu sein, der Vater versuchte ein paar Handgriffe, die leicht und sicher die Weite des obern

Digitized by Google

Reifens veränderten. Schmied und Geselle, Mechaniker und Apotheker machten den Griff nach und nickten sich zu.

In bester Ordnung.

Aber Karl hatte keine Lust da hinaus zu gehen, wo Jenny Nothnagel die Augen schweifen ließ und Frau Flörke wahrscheinlich verlangt hätte, er solle gleich auf dem Flecke Rede stehen über das, was er doch erst zur Entscheidung bringen wollte.

Lieber ging er die Treppe hinauf durch die Küche, wo Line Eierkuchen buk, schritt von da über das Gangeckchen ins Schlafzimmer und packte sein Felleisen aus. Hier war alles unverändert; stünde das Luftschiff nicht im Hofe, so hätte er denken können, er sei gar nicht weggekommen. Und als er kurz darauf den Vater herauftrappen hörte und hinüberging ihn zu begrüßen, fand er auch den unverändert.

Karl merkte erst jetzt, daß er der Meinung gewesen war, der zu früh gealterte Mann müsse durch die Erfüllung seines Lebenswunsches verjüngt werden. Davon spürte man nichts.

Im ersten Augenblick sah Städel den Sohn verblüfft an, als ob er ihn nicht erkennte. Dann leuchtete es in seinen Augen auf.

Aber er sagte nicht: Woher? weshalb? oder: sei mir willkommen! Der Gedanke an das Werk unten im Hofe verschlang jeden andern, ehe er recht lebendig werden konnte.

Städel faßte des Sohnes Arm, sah sich vorsichtig um und sagte dann: Draußen steht es, nun fliegen wir. Aber es war eine heiße Arbeit, Charles, und ist es noch. Tausenderlei störte und quälte einen dazwischen. Widerwärtiges, Widerspenstiges, das Geld, das nur mühsam bis zur ersten Füllung reicht, Line, die bei jedem Groschen, den wir ausgeben, ein Gesicht zieht wie beim Essigschlucken. Als wir anfingen, dacht ich: Endlich begreift sie! Das Große hat sie gepackt! Das dauerte ein paar Monate, und jetzt haben wir wieder das kleinliche Getriebe, das immer zwackt und halten will und einen am Aufschwunge hindern. Aber mich hindert keiner, weder am innerlichen, noch an dem draußen.

Ja, Vater, sagte Karl, wann ists denn so weit?

Wann? Bald. In drei Wochen oder in sechsen; ich muß nur noch ausprobieren, ob der Reifen in dem Gasball ebenso sicher arbeitet wie in der freien Hand. Jetzt kommt das Gestell in ein Schutzhaus, heute nacht wird es über die Mauer gehoben. Wir haben auf Ackermanns Wiese einen Schuppen gebaut, dort kann es stehen, und Gesell und Mechaniker werden als Wächter draußen schlafen. Hier wurde es zu groß, und die Jungen sind ihm auch aufsässig, weil es sie vom Hofe vertreibt. Nur der Respekt vor der Line — alles, was wahr ist, Charles — hält sie davon ab, dem Lenkbaren etwas zu Leide zu thun. Wir haben ihn vorhin getauft, Charles: der goldne Engel soll er heißen — ich denke, das wird ihm Glück bringen.

Karl lief ein widerwärtiges Gefühl über den Rücken. Line würde sagen: Der Name bringt Unglück. Aber das war natürlich Kinderei, mit der man fertig werden mußte und auch fertig werden konnte, wenn man aus dem Hellen kam, mit einem Herzen voll Erfolgsfreude und Arbeitskraft.

Städel schickte den Sohn hinunter, die Maschine anzusehen, er selbst hatte noch in sein Arbeitsbuch einzutragen, was heute an dem Werke geschehen war.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Lippische Handel im Reichstage. Die Entscheidung des Bundesrats vom 5. Januar d. J. in dem beklagenswerten Lippischen Streitfall hat in der Reichstagsverhandlung vom 17. Januar und seitdem fortgesetzt, namentlich in der liberalen, ultramontanen und sozialdemokratischen Presse eine so leichtfertige, ungerechte und über alles Maß gehässige Kritik erfahren, daß es uns nötig erscheint, heute nochmals auf die Sache zurückzukommen, nachdem in Heft 3 der Grenzboten einer der Ratgeber des Schaumburg-Lippischen Hauses, Kekule von Stradonitz, in anerkennenswerter Objektivität die Rechtslage aufgeklärt und damit die Berechtigung und Notwendigkeit des Urteilspruchs des Bundesrats nachgewiesen hat. Nicht am wenigsten veranlaßt uns zu einer Besprechung der Reichstagsverhandlung vom 17. Januar der Umstand, daß weder aus den konservativen Parteien heraus noch von seiten der Nationalliberalen dem unerhörten Mißbrauch der parlamentarischen Redefreiheit, der sich die Kritiker der Entscheidung vom 5. Januar schuldig gemacht haben, auch nur mit einem Wort, geschweige denn gebührend entgegen getreten worden ist. Gerade diese Haltung der konservativen und nationalliberalen Reichstagsabgeordneten hat die Hetzpresse zu der skandalösen Ausbeutung der Verhandlungen vom 17. Januar angeregt und — wie wir uns persönlich zu überzeugen hinreichend Gelegenheit gehabt haben — viel mehr als jene Hetzereien selbst zur Verwirrung des Urteils und — das muß leider ausgesprochen werden — zur weitern Korruption der politischen Gesinnung in den gebildeten Kreisen beigetragen. Dieses Anzeichen einer tiefgehenden Zerrüttung des patriotischen Pflichtgefühls in den Parteien und Gesellschaftskreisen, die sich beständig vor allen andern rühmen, die „staatserhaltenden“ und die „nationalen“ zu sein, mahnt uns an die Unfertigkeit und Unhaltbarkeit der heutigen politischen Zustände, es beweist, daß Deutschland, vor einem Menschenalter aufs Pferd gesetzt, noch heute unfähig ist zu reiten, und es zeigt vor allem den deutschen Fürsten, welche Verantwortung ihnen auch im neuen Deutschen Reiche noch obliegt, und daß die Volksvertreter von heute ihnen nichts davon abzunehmen fähig sind.

Die vom Reichskanzler im Reichstag am 17. Januar verlesene Erklärung bot ganz natürlich durch ihre in dem verwickelten — teils veralteten, teils unfertigen — Rechtszustande begründeten Schwerverständlichkeit eine willkommne Zielscheibe billigen Spottes und bissiger Hetzereien allen denen, die die Grundlage ihrer öffentlichen Bedeutung in dem mangelhaften Verständnis der Massen suchen. Nach dem unzweifelhaft geltenden Recht steht eigentlich nur eins fest: der Bundesrat war der zuständige Gerichtshof in dem dadurch gegebnen und damit fest begrenzten Streitfall, daß immerfort die Regierung und der Landtag von Lippe es versucht haben, durch einen Akt der Landesgesetzgebung die etwa nach dem deutschen Privatfürstenrecht bestehenden Erbfolgeansprüche der Schaumburger und andrer Agnaten einseitig und einfach zu beseitigen, und daß andrerseits die Regierung von Schaumburg-Lippe dagegen Einspruch beim Bundesrat erhoben hat. Diese Streitfrage konnte nicht nur, sondern mußte unsers Erachtens der Bundesrat als eine „Streitigkeit zwischen verschiednen Bundesstaaten“ auffassen und sich deshalb in Bezug auf sie nach Artikel 76 Absatz 1 der Reichsverfassung für zuständig erklären. Sowohl der Reichskanzler wie der Staatssekretär des Innern haben diesen Standpunkt als

Digitized by Google

den der großen Mehrheit des Bundesrats bezeichnet und vertreten. Daß der Reichskanzler als Vorsitzender des Bundesrats es dabei ablehnte, sich in eine Diskussion des verfassungsgemäß vom Bundesrat gesprochnen Urteils einzulassen, war völlig berechtigt und wird auch wohl von keinem verständigen Politiker angefochten, wenn nicht eben der Zweck zu hetzen jede andre Rücksicht überwiegt. Die Erklärung des Fürsten Hohenlohe war in allen ihren Teilen durchaus korrekt und wird bei allen, an deren Urteil überhaupt etwas liegt, ihre volle Würdigung finden.

Gewiß wäre es nicht nur für die Verhältnisse in Lippe, sondern für die im ganzen Reiche dringend zu wünschen gewesen, daß der Lippische Handel überhaupt aus der Welt geschafft worden wäre, d. h. eine endgiltige Entscheidung dahin hätte getroffen werden können, daß entweder die Erbfolgefähigkeit der verschiednen Prätendenten und ihrer Angehörigen festgestellt, oder die Berechtigung der lippischen Landesgesetzgebung zur einseitigen Aufhebung etwa nach dem deutschen Privatfürstenrecht bestehender Ansprüche aller sonstigen Agnaten zu Gunsten der Biesterfelder Linie, überhaupt zur völligen Annullierung des Privatfürstenrechts, anerkannt worden wäre. Es beweist aber große Gedankenlosigkeit bei der großen Masse und noch mehr bösen Willen bei den größern liberalen Zeitungen, daß die Behauptung, der Bundesrat hätte ohne weiteres in dieser Weise die Sache abthun *können*, oder sich einfach für unzuständig zu jeder Entscheidung, auch zu der über die Kompetenzfrage nach Artikel 76 der Reichsverfassung, erklären *müssen*, so allgemeine Zustimmung findenen konnte. Der Wortlaut des Gesetzes schloß nach der Überzeugung der großen Mehrheit des Bundesrats die Erklärung der Inkompetenz aus. Politisch wäre sie — so wenig rechtliche Wirkung die Kompetenz in diesem Falle noch zu haben scheint — ein großer Fehler gewesen, da in dem heutigen unfertigen Stadium des deutschen Reichsstaatsrechts die einzige organisierte Körperschaft der Souveräne im Reich unter keinen Umständen auf eine kompetente Mitwirkung und Entscheidung in derartigen Streitfällen ein für allemal verzichten durfte, vor allem in der Frage des Verhältnisses der Landesgesetzgebung zu dem aus der Zeit vor 1871 stammenden aber teilweise nun einmal geltenden Privatfürstenrecht. Aber der Bundesrat hat — in gewissenhafter Berücksichtigung der Unfertigkeit des deutschen Reichsstaatsrechts gerade auf diesem Gebiet — es auch vermieden, über das Verhältnis von Landesgesetzgebung zum Privatfürstenrecht in Erbfolgefragen in anderm Sinne ein Präjudiz zu schaffen, indem er ausdrücklich dahin erkannt hat: „daß durch diesen Beschluß einer spätern Entscheidung über die Wirksamkeit der Akte der lippischen Landesgesetzgebung gegenüber den von Schaumburg-Lippe erhobnen Thronfolge- und Regentschaftsansprüchen nicht vorgegriffen werde.“ Er hat dann natürlich in keiner Weise das Recht der Landesgesetzgebung anerkannt, die aus dem Privatfürstenrecht hergeleiteten Rechtsansprüche einfach zu brechen. Und endlich hat der Bundesrat gar nicht anders gekonnt, als jede Entscheidung der Erbfolgefrage selbst als zur Zeit nicht in Frage stehend abzulehnen.

Der Bundesrat hat damit freilich — ob bewußt oder unbewußt, können wir nicht entscheiden — in lapidarem Stil die klaffende Lücke im deutschen Reichsstaatsrecht allen Regierungen und vor allem den deutschen Fürsten und Fürstenhäusern vor Augen geführt. Klagen wir über die Gedankenlosigkeit der Massen, so müßten wir wahrhaftig noch weit mehr über die Gedankenlosigkeit der Regierungen, Fürsten und fürstlichen Familien klagen, wenn sie jetzt nicht sofort daran gingen, diese Lücke auszufüllen und auf der Grundlage ergänzender Verträge unter Zustimmung der sonstigen verfassungsmäßigen Faktoren endgiltige Normen zu schaffen, um ein für allemal solchen die skandalöse Ausbeutung geradezu herausfordernden

Digitized by Google

Erbfolgestreitigkeiten vorzubeugen. Der Staatssekretär des Innern hatte zwar in gewissem Sinne Recht, es im Reichstag am 17. Januar als „beruhigend" zu bezeichnen, daß man von keiner Seite auch nur entfernt daran gedacht habe, daß der Bundesrat selbst „in der Sache" entscheiden sollte, daß vielmehr, wenn diese Entscheidung einmal notwendig sei, sie entweder in der Form eines „Austrägalgerichts" oder durch ein schiedsgerichtliches Verfahren gewonnen werden würde. Aber damit wird doch nicht der Wiederholung der antimonarchischen Hetzereien und reichsfeindlichen Treibereien, die sich nur zu leicht an alle einzelnen derartigen Fälle knüpfen können, ein Riegel vorgeschoben. Die alte „Austrägalinstanz" kläglichen Andenkens besteht nicht mehr, es würde sich immer nur um Schiedsgerichte im einzelnen handeln können. Die Aufregung, der Streit, die Verbitterung wird damit fast in Permanenz erklärt. Die deutschen Fürsten und Einzelstaaten müssen sich zur Festsetzung bestimmter Grundsätze und zur Schaffung bestimmter Organe für die Dauer einigen. Das verlangt freilich Patriotismus von Fürsten und „Völkern" und wird auf alle Fälle ein schweres Stück Arbeit sein. Aber sind die Fürsten und Völker unfähig dazu, so wird die Geschichte sie auslöschen wie wertlose Nullen, und sie werden es nicht besser verdient haben.

Angesichts dieses traurigen Zustands im deutschen Reichsstaatsrecht ist es wahrhaftig keine Kunst, dem großen Haufen das gewissenhafte Verhalten des Bundesrats als „konfus," widerspruchsvoll usw. darzustellen, aber es kann dies, wenn es von Sachverständigen geschieht, unter Umständen zur Lüge und zur Perfidie werden. Schlimm genug, daß das Staatsrecht des Reichs noch recht viel „Konfuses" enthält. Man könnte es angesichts der eifrigen Ausnützung seiner konfusen Parteien fast bedauern, daß die Schärfe des Schwerts 1866 und 1870 die Knoten und Verworrenheiten nicht radikaler beseitigt hat. Wir unsrerseits freuen uns aus mancherlei Gründen der Zurückhaltung, die damals geübt worden ist, aber wir möchten den Herren Lenzmann und Lieber und ihrer Gefolgschaft doch raten, nicht gar zu sehr die übrig gebliebnen „Konfusionen" auszuspielen, wenn sie die Einigkeit Deutschlands aufrecht erhalten wissen wollen. Sie können ja andrer Ansicht auch über diese selbst sein, wir aber hoffen, daß es der weisen Mäßigung der Regenten und Regierungen, wie sie in der Lippischen Affaire der Bundesrat bewiesen hat, gelingen werde, sich um die Klippen und Strudel, die noch bestehen, herumzuwinden — dem Himmel seis geklagt, daß man so sagen muß —, bis endlich auf friedlichem Wege das Fahrwasser des Reichsstaatsrechts gereinigt ist. Der Jurist Lenzmann hat sich als Reichstagsabgeordneter herausgenommen, nicht nur den Urteilsspruch des Bundesrats sachlich zu kritisieren, sondern die persönliche Integrität der Richter anzutasten. Er hat am 17. Januar im Reichstage nicht nur gesagt, der Bundesrat bestehe nicht aus Richtern, die aus Uberzeugung entscheiden, sondern aus Gesandten, die so stimmen müßten, wie ihnen die Regierung vorschreibt — den daraus etwa zu ziehenden Konsequenzen, die die rechtliche Kompetenz des Bundesrats an sich in keiner Weise alterieren konnten, hat der Gerichtshof in diesem Falle durch die Vermeidung einer Entscheidung in der Sache taktvoll Rechnung getragen. Der Jurist Lenzmann hat vielmehr noch die Bemerkung hinzugefügt: „In dieser Sache hatte die eine der Parteien einen mächtigen Fürsprecher, die andre keinen, da kann der Bundesrat nicht gegen den Willen des Volks aufkommen." Der gewandte Advokat wußte, als er das sagte, und alle deutschen Juristen wissen, was er damit sagen wollte, nämlich das: der deutsche Kaiser und König von Preußen habe seinen Einfluß auf die Richter — mögen diese nun in den Bundesratsmitgliedern oder in den ihre Abstimmung regelnden Fürsten gesehen

Digitized by Google

werden — zu Gunsten der Schaumburger und zu Ungunsten der Biesterfelder mit Erfolg gemißbraucht.

Selbst in einem republikanischen Staat wie Frankreich hätte sich Lenzmann durch eine solche Unterstellung auf das Niveau des Herrn Quesnay de Beaurepaire begeben, im Deutschen Reiche ist das ein Skandal, der nur dadurch noch überboten wird, daß weder im deutschen Reichstage noch unter den deutschen Juristen diese sich objektiv als schwere Verunglimpfung des Kaisers darstellende Bemerkung die Behandlung findet, die sie in einem ähnlich schweren Fall in den Parlamenten und der Juristenschaft aller andern europäischen Kulturstaaten mit weniger kaltblütiger Bevölkerung gefunden hätte. Der heutige Reichstagspräsident hat vor langen Jahren Bismarck gegenüber einmal einen wenig parlamentarischen Zwischenruf hören lassen. Der heutige Reichstag hat sich dem Abgeordneten Lenzmann gegenüber nicht so unparlamentarisch benommen, vielmehr durch Stillschweigen sein Benehmen geduldet, aber es hieße an der Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe des deutschen Volks verzweifeln, wenn nicht über kurz oder lang diese strafrechtlich nicht zu erfassenden Hetzereien gegen den Kaiser mit einem durch das ganze Reich schallenden Ausdruck des Ekels gerichtet würden. β

Philosophische Schriften. Ein neues Buch über Kant — das reizt nicht sonderlich zum lesen; aber wenn es von Paulsen ist,*) so greift man doch darnach, und siehe da, man findet seine Erwartung übertroffen! Es ist ein Buch, das man mit Andacht und Genuß liest, und am Schluß behält man als Frucht das Bewußtsein: nun endlich habe ich Kant verstanden! Paulsen macht es nicht wie andre Kanterklärer, die an jeden wie Galimathias klingenden Satz Kants einen wirklichen Galimathias hängen, den sie für eine Erklärung ausgeben; sondern er schält aus jeder der Kantischen Untersuchungen das Ergebnis heraus und legt es dem Leser in gutem, klarem, verständlichem Deutsch vor. Und das Hauptergebnis ist höchst erfreulich: Kant ist viel positiver, als man gewöhnlich meint. Seine Kritik der praktischen Vernunft ist keineswegs so zu verstehen, wie sie Heine spottend erklärt hat, daß er unsern Herrgott tot geschlagen, aber aus Mitleid mit seinem treuen alten Lampe, der einen Herrgott braucht, wieder lebendig gemacht habe. Sondern er hat nur die alten Beweismethoden abgethan, weil sie allesamt die Kritik herausfordern und dadurch zum Unglauben führen. Seine Kritik hat keinen andern Zweck, als sowohl die Physik wie die Metaphysik felsenfest zu begründen und gegen jeden Zweifel sicher zu stellen. Und die beiden so begründeten Gebiete der wissenschaftlichen Erkenntnis vereinigt er in der Weise zu einer harmonischen Weltanschauung, daß er lehrt: „Die Welt, die den Gegenstand der mathematisch-naturwissenschaftlichen Erkenntnis ausmacht, ist nicht die Wirklichkeit an sich, sondern bloße Erscheinung in unsrer Sinnlichkeit; die Welt des religiösen Glaubens dagegen ist die übersinnliche Wirklichkeit selbst.“ Auch die Persönlichkeit Kants tritt in Paulsens Darstellung, obgleich er sparsam mit Anekdoten ist, klarer hervor als in irgend einer frühern; wie an ihm selbst, so erkennen wir deutlich an seiner Philosophie den kleinbürgerlich-demokratischen und schulmeisterlichen Charakter, der sie in scharfen Gegensatz stellt einerseits zur liederlichen Geniephilosophie der höfischen Philosophen Frankreichs, andrerseits zum modernen Über-

*) Immanuel Kant. Sein Leben und seine Lehre von Friedrich Paulsen. Mit Bildnis und einem Briefe Kants aus dem Jahre 1792. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff), 1898. Band VII von Frommanns Klassikern der Philosophie.

Digitized by Google

menschentum. Und Paulsen lehrt die Studenten Kant lesen; er sagt ihnen, daß sie sich nicht aus übertriebner Gewissenhaftigkeit in die unverständlichsten Sätze verbohren und darin steckenbleiben sollen; gerade solche sind es, von denen Kant in einem Briefe (an Beck) bekannt hat, daß er sich da selbst nicht hinreichend verstanden habe. — Man denke sich von allem, was wir zum Lobe Paulsens gesagt haben, ungefähr das Gegenteil, so hat man unsre Kritik der Schrift: Kant und Helmholtz. Populär-wissenschaftliche Studie von Dr. phil. Ludwig Goldschmidt, mathematischem Revisor der Lebensversicherungsbank für Deutschland in Gotha. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1878. Die Schrift ist gegen die Ansicht gerichtet, daß unsre alte, euklidische Mathematik nur für unsern Raum gelte, daß es auch andre, ein-, zwei-, vierdimensionale Räume geben könne, für die eine andre Mathematik gelten würde, ja daß auch unser Raum möglicherweise anders sei, als wir ihn uns bisher vorgestellt haben, z. B. gekrümmt, sodaß eine gerade Linie bei gehöriger Verlängerung in sich selbst zurückkehren, also gar keine gerade Linie, sondern ein Kreis sein würde. Je mehr sich auch so bedeutende und solide Forscher wie Helmholtz durch ihren Überscharfsinn in dieses phantastische Labyrinth haben verlocken lassen, desto verdienstlicher ist die Bekämpfung dieser Träumereien, denn auf die großen Gelehrten berufen sich die kleinen Narren, und in der vierten Dimension wohnen die Gespenster. Aber so anerkennenswert auch Goldschmidts ehrliches Bemühen um die Sicherstellung der Mathematik und damit der Wissenschaft überhaupt und des Lebens gegen die Angriffe der Schwärmer ist, seine Leistung bleibt hinter dem guten Willen weit zurück; seine verworrene und unverständliche Darstellung ist sogar geeignet, die Narren vollends toll zu machen. Hätte er das, was er sagen wollte, in einfacher, verständlicher Sprache auf zwanzig Seiten gesagt und sich die übrigen 115 Seiten erspart, so hätte er sich Dank verdient. Das aussprechen zu müssen thut uns um so mehr leid, als an einer frühern Schrift von ihm, die wir nicht gelesen haben, über die Wahrscheinlichkeitsrechnung, die Rezensenten rühmen, daß sie wissenschaftliche Gründlichkeit mit dem Vorzuge klarer, gemeinverständlicher Darstellung verbinde.

Dagegen haben wir an Dr. Richard Falckenberg, ordentlichem Professor zu Erlangen, der soeben seine Geschichte der neuern Philosophie von Nikolaus von Kues bis zur Gegenwart bei Veit u. Comp. in Leipzig in dritter, verbesserter und vermehrter Auflage herausgegeben hat, wieder einen Klassiker von Paulsens Art. Die Klarheit und Schönheit seiner Darstellung ist über jedes Lob erhaben, und der Reichtum des in einem mäßigen Bande zusammengedrängten Stoffes bewundrungswürdig. Nach zwei Seiten hin hat er seinem Werke einen Grad von Vollständigkeit verliehen, den unsers Wissens kein andres Kompendium erreicht; er hat nicht bloß die Philosophen vom Fach aufgenommen, sondern alle Denker, die auf das Geistesleben Europas bestimmend eingewirkt haben, z. B. die großen Astronomen (die Dichter jedoch, bis auf einige philosophierende, ausgelassen), und er hat alle Fachphilosophen aller Kulturvölker wenigstens genannt; wenn solchergestalt hie und da, z. B. bei den polnischen Denkern, ein bloßes Namensverzeichnis daraus geworden ist, so läßt sich das durch den Zweck des Buches, das zunächst den Studenten dienen soll, entschuldigen. Höchste Beachtung verdient in der glänzend geschriebnen Einleitung die Abweisung der Vorstellung, als ob die ältern philosophischen Systeme durch die spätern „widerlegt“ wären und in die Rumpelkammer gehörten. Keines der philosophischen Systeme ist widerlegt; jedes bedeutet eine Weltanschauung, die in aller Zukunft Anhänger haben wird; Aristotelismus und Platonismus, Rationalismus und Empirismus, Materialismus und Idealismus,

Digitized by Google

Pessimismus und Optimismus bleiben, sobald sie da sind, für alle Zeiten lebendig. Nicht von der Logik, sondern von der Gemütsanlage hängt es ab, für welches System sich der Einzelne entscheidet. In einer Zeitschrift lasen wir neulich: Plato und Aristoteles seien doch nur Bilder im Ahnensaal; bei Darwin nnd Häckel fühle man sich unter lebendigen Menschen. Uns geht es gerade umgekehrt; wenn wir den Phädon lesen, finden wir uns unter Menschen, die fühlen wie wir, und die die höchsten Interessen mit uns gemein haben. Darwin, der den Sinn für Musik verloren hatte und dem Shakespeare nichts als Unsinn zu sagen schien, könnten wir höchstens um Würmer und Affen befragen, die uns wenig am Herzen liegen, und die wir auch im Konversationslexikon finden. Es freut uns, daß Falckenberg auch Eduard von Hartmann, den die Zünftigen sonst immer noch zu ignorieren versuchen, mit vier Seiten gerecht wird; noch mehr aber freut es uns, daß er Lotze, den Hartmann so tief verachtet, für den Philosophen erklärt, dessen System unter den nachhegelschen das bedeutendste sei und die lebenskräftigsten Zukunftskeime enthalte. — Einen, wie Paulsen hervorhebt, echt kantischen Gedanken, daß gerade die mechanische Weltbetrachtung zu Gott führt, hat Professor Dr. Günther Thiele in Berlin sehr schön in seiner Antrittsvorlesung ausgesponnen, die er unter dem Titel: Kosmogenie und Religion (Berlin, Konrad Skopnik, 1898) herausgegeben hat. — Die Psychologie der Veränderungsauffassung von L. William Stern (Breslau, Preuß und Jünger, 1898) enthält Untersuchungen der Art, die man als Feinmechanik der Seelenkunde bezeichnen könnte. S. 164—165 wird u. a. gelehrt, daß warm und kalt nicht qualitativ, sondern nur quantitativ verschieden seien; wie es nun dennoch kommt, daß wir bei einer unter Null sinkenden Temperatur nicht immer schwächer sondern stärker empfinden, das glauben wir in einem der Nietzscheartikel (Jahrgang 1898 der Grenzboten, 2. Band, S. 479) befriedigender erklärt zu haben als Stern.

Berichtigung. In dem Artikel: „Die Deportationsfrage vor dem deutschen Juristentage in Posen“ habe ich (1898, IV, S. 571) Herrn Rechtsanwalt Dr. Scherer (Leipzig) auf Grund der dort zitierten ihm in den Zeitungsberichten in den Mund gelegten Äußerungen als Gegner der Deportation bezeichnet. Nachdem nunmehr die offiziellen Verhandlungen des deutschen Juristentages (Berlin, Guttentag, 1898) erschienen sind, habe ich mich überzeugt, daß Herr Scherer gerade das Gegenteil gesagt hat.

Im übrigen muß ich mein Urteil über die Behandlung der Deportationsfrage auch nach Kenntnisnahme der offiziellen Protokolle leider aufrecht erhalten.

Breslau, Januar 1899 Prof. Felix Friedrich Bruck

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Fabel vom Untergang des Handwerks

Trotz der Statistik an allen Ecken und Enden haben sich die letzten Jahrzehnte durch ein ganz besonders großes Maß von Übertreibungen und Illusionen auf volkswirtschaftlichem und sozialem Gebiet ausgezeichnet. Bis heutigen tags scheint man vielfach die Thatsachen vor Zahlen nicht zu sehen.

Es sind jetzt über zwanzig Jahre her, daß ein Berliner Handwerkerverein das „sachverständige“ Gutachten abgab: „In Erwägung, daß die normale Produktionsweise die der Großindustrie ist, daß die großindustrielle Organisation sich mehr und mehr über alle Gebiete der Warenerzeugung ausdehnt, daß also dem Kleingewerbe an und für sich nicht mehr geholfen werden kann, erklärt der Verein, in der Veranstaltung von Gewerbeausstellungen kein Mittel zur Hebung des Handwerks zu erblicken.“ Das war damals in Berlin — die Gewerbeausstellungen und der Ausstellungsschwindel, zu dem sie seitdem ausgeartet sind, interessieren hier nicht — nicht etwa katheder-sozialistische Weisheit, sondern ein Dogma des deutschen Manchestertums, wie es von der „Volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin“ dem Spießbürgertum gepredigt und vom deutschen Liberalismus geglaubt wurde. Ich habe schon damals vor dem Sachverstande der Berliner und überhaupt der altpreußischen Handwerker- und Gewerbevereine — im schärfsten Gegensatze zu den süddeutschen — in der Handwerkerfrage keinen großen Respekt gehabt, denn sie kümmerten sich schon damals um alles andre, nur nicht um das Handwerk. Soweit sie sich überhaupt mit volkswirtschaftlichen Fragen — für die sozialen hatten sie gar kein Interesse — befaßten, thaten sie es eben nur als Agitationsorgane der manchesterlichen Wortführer. Im übrigen dienten sie dem politischen Parteiliberalismus und staffierten sich nur nebenher mit einigen naturwissenschaftlichen, historischen und prähistorischen Vorträgen aus. Die deutsche Statistik

Digitized by Google

hatte ihre Zählungen auch noch nicht auf das Handwerk ausgedehnt. Für die Gewerbezählung von 1875 fing der Gewerbebetrieb überhaupt erst bei den Betrieben mit fünf Gehilfen an. Aber auch ohne Zählung lag es für den, der in Stadt und Land mit offnen Augen die Dinge betrachtete, doch auf der Hand, daß der Liberalismus damals eine große Dummheit und Leichtfertigkeit beging, wenn er in dieser Weise über eine gewerbliche Betriebsform den Stab brach, in der sich ersichtlich die große Mehrzahl nicht nur der selbständigen Gewerbtreibenden, sondern der gewerbthätigen Personen überhaupt nährte, und damit über einen Stand, der nicht etwa nur mit berechtigtem Stolz auf eine blühende Vorzeit zurücksah, sondern auch im Bürgertum der heutigen Städte noch thatsächlich der ausschlaggebende Bestandteil war und an dem, was unsre Stadtgemeinden an Rühmenswertem leisteten, seinen vollen Anteil beanspruchen durfte. Ist es zu verwundern, daß dadurch auf der einen Seite die anfangs zu schönen Hoffnungen berechtigende Innungsbewegung der ausgesprochnen wirtschaftlichen Reaktion, dem Zünftlertum, in die Arme getrieben wurde und auf der andern Seite der Sozialdemokratie zahlreiche sehr brauchbare Rekruten geworben wurden, ganz abgesehen davon, daß jener mancheſterliche Irrtum sich mit der Irrlehre von der Proletarisierung der Massen im modernen Gewerbe vollkommen deckte?

Dann kam die erste umfassende gewerbliche Betriebszählung von 1882. Sie brachte zahlenmäßig den Beweis für die hohe Bedeutung, die das Handwerk neben und trotz der „normalen“ Produktionsweise der Großindustrie im deutschen Gewerbfleiß behauptet hatte. Es waren gezählt worden in der Industrie (einschließlich Gewerbe und Bauwesen):

mit 1 bis 10 Personen . .	2225068	Betriebe
mit 11 und mehr Personen	45271	„
zusammen	2270339	Betriebe

und in den Betrieben

mit 1 bis 10 Personen . .	3628861	Personen
mit 11 und mehr Personen	2304802	„
zusammen	5933663	Personen

Im Jahre 1882 war die Innungsbewegung schon ganz in das reaktionäre und zünftlerische Fahrwasser geraten, und die Zahlen wurden nun ausschließlich in diesem Sinne ausgebeutet. Wenn die liberalen Volkswirte überhaupt davon sprachen, bestritten sie ihre Beweiskraft, und die jetzt in den Vordergrund getretnen Kathedersozialisten und Sozialdemokraten spielten die Zahl der Personen gegen die der Betriebe aus, erklärten nun erst recht den Fortbestand des Handwerks neben den „modernen Unternehmungsformen“ der „kapitalistischen Wirtschaft“ für ganz unmöglich, widmeten die Arbeit ihrer Phantasie ausschließlich dem „vierten Stande“ und sahen hohnlächelnd auf den

Digitized by Google

herab, der überhaupt noch vom Handwerk sprach. Es würde viel zu weit führen, hier von dem Wirrsal irrtümlicher und übertriebner Vorstellungen auch nur ein annäherndes Bild zu geben, die sich die phantasievollen Jünger der in Preußen allmächtig gewordnen nationalökonomischen Schule bis auf den heutigen Tag von der Lage und Entwicklung des Handwerks machten und in unzähligen „Werken" der staunenden Mitwelt vorsetzten. Auch die Massenveröffentlichungen des Vereins für Sozialpolitik über die Lage des Handwerks haben neben einzelnen vortrefflichen Darstellungen der Wirklichkeit — unter denen sich vor allem die Arbeit über das Kleingewerbe in Karlsruhe durch nüchterne, vorurteilsfreie Forschung auszeichnet — und neben einer Menge wertvoller Einzelbeobachtungen im großen und ganzen den Bann doktrinärer Voreingenommenheit, unter der die kathedersozialistische und die sozialdemokratische Behandlung der Handwerkerfrage leiden, mehr zum Ausdruck gebracht als gebrochen.

Unter diesen Umständen gewinnen natürlich die Ergebnisse der mit der Berufszählung vom Juni 1895 verbundnen gewerblichen Betriebszählung eine ganz besonders hohe Bedeutung. Es wäre vielleicht verständiger gewesen, wenn der Verein für Sozialpolitik sie abgewartet hätte, ehe er seine Forscher losließ. Solch eine Zählung ist denn doch ein wirtschafts- und sozialwissenschaftliches Ereignis allerersten Ranges. Die Zählungen von 1895 kosten über drei Millionen Mark, sie werden also sobald nicht wiederholt werden. Bis jetzt liegen — abgesehen von der landwirtschaftlichen Betriebsstatistik und einigen kleinern Mitteilungen — nur die reinen Tabellenbände vor; die wissenschaftliche Zusammenfassung des Thatbestands, der sich aus dem Zahlenerwerb ergeben wird, steht noch aus. Sie erst wird die Probe auf das Exempel machen und den Beweis bringen, inwieweit sich unsre Doktrinäre bei der Beurteilung der Handwerkerfrage mit der Wirklichkeit abgegeben haben oder mit Wahnvorstellungen. Immerhin läßt sich doch auch jetzt schon aus den veröffentlichten Zahlen ein Urteil darüber gewinnen, ob die Veränderungen seit 1882 die Lehre von dem Untergang des Handwerks bestätigen oder nicht.

Wenn hier daran gegangen wird, dies zu untersuchen, statt die amtliche Erschließung des Zahlenwerks abzuwarten, so ist der Grund dazu, daß man sich in neuerer Zeit bemüht hat, durch statistische Arbeiten den ausgesprochnen Übertreibungen, die oben gekennzeichnet sind, noch in der letzten Stunde den Schein der Berechtigung zu wahren. Gerade aus der Berliner kathedersozialistischen Schule heraus ist kürzlich eine Arbeit — bemerkenswerterweise mit finanzieller Unterstützung des im allgemeinen der manchesterlichen Orthodoxie treugebliebnen Ältestenkollegiums der Berliner Kaufmannschaft — erschienen,*)

*) Statistische Studien zur Entwicklungsgeschichte der Berliner Industrie von 1720 bis 1890. Von Otto Wiedtfeld (Leipzig, 1897, Duncker und Humblot).

Digitized by Google

worin die vor zwanzig Jahren von dem Berliner Handwerkerverein angestimmte Melodie wieder aufgenommen und fortgesungen wird, und der Verfasser bewiesen zu haben glaubt, „daß für Berlin der Konkurrenzkampf zwischen der modernen Unternehmung und dem alten Handwerk in der Hauptsache bereits zu Ende ist," oder mit andern Worten: „daß die Umbildung des Berliner Gewerbes aus der Produktionsform des Handwerks in die der modernen Großunternehmung" nunmehr als statistisch erkennbare Thatsache zu gelten habe.

Das ist so falsch, wie nur etwas falsch sein kann, und daß sich der Verfasser darüber zu täuschen vermag, trotz seiner statistischen Schulung und seines statistischen Fleißes, beweist so recht deutlich, wie sehr die Einseitigkeit der herrschenden katheder-sozialistischen Schule den Blick ihrer Jünger für die praktische Wirklichkeit getrübt hat. Es verdient Beachtung, daß die Arbeit nicht nur in den Schmollerschen Forschungen erschienen ist, sondern auch von Schmoller in seinem Seminar angeregt und dem Ältestenkollegium der Berliner Kaufmannschaft zur finanziellen Unterstützung empfohlen worden ist. Eine kurze Darlegung der angeblichen Beweisführung des Verfassers für die in Berlin endgiltig besiegelte Niederlage des Handwerks und den ausgesprochnen Sieg der modernen Großunternehmung erscheint deshalb am Platze. Es ist dabei von vornherein im Interesse einer klaren litis contestatio daran zu erinnern, daß in der von niemand bestrittnen Thatsache, daß sich der Großbetrieb im Laufe der Zeit blühend entwickelt hat, niemals der Beweis gefunden werden kann, es bestehe neben ihm nicht auch ein blühendes Handwerk. Kann die riesige Zunahme der mechanischen Pferdekräfte in der Industrie bei nüchterner Beurteilung noch als Beweis für die endgiltige Verdrängung der Menschenkräfte ausgespielt werden? Hat nicht gerade in Deutschland neben ihr allein in der Zeit von 1882 bis 1895 eine nie erhörte, nie für möglich gehaltene Zunahme der Personen im Gewerbe stattgefunden?

Schulgerecht sieht der Verfasser das Hauptunterscheidungsmerkmal zwischen Handwerk und „moderner Großunternehmung" in der Arbeitsteilung, die darin bestehe, „daß der Arbeitsprozeß in mehrere einzelne Operationen zerlegt wird, von denen je eine einem besondern Arbeiter übertragen wird." Das ist im Licht der praktischen Wirklichkeit schon unhaltbar, aber was soll man zu der Kühnheit der Forschung erst sagen, wenn es in unmittelbarem Anschluß daran heißt: „Sie (die Arbeitsteilung) kommt somit(!) in der Zahl der in einem Betriebe beschäftigten Arbeiter zu einem deutlichen, statistisch erkennbaren Ausdruck." Wenn ein Bäckermeister, ein Schmiedemeister, ein Schreinermeister heute mit einem Gesellen und dem Lehrjungen auskommt und übers Jahr vier Gesellen braucht, so ist die Zunahme der Personenzahl von drei auf sechs als Maßstab für die Beurteilung einer zunehmenden Arbeitsteilung absolut nicht zu brauchen. Verwendet man ihn

Digitized by Google

dazu, so wird die Forschung zur Spielerei und die Statistik zum Unfug. Die Arbeitsteilung ist überhaupt nicht in dem Grade als Merkmal für die Grenze zwischen Handwerk und „moderner Großunternehmung“ oder Fabrik, wie das vielfach geschieht, anzuerkennen. Auch im unzweifelhaften Handwerk kommt sie vor und geschah sie schon zu Hans Sachsens Zeiten. Es hat immer geschickte und ungeschickte Gesellen gegeben, und die ungeschickten haben beim Meister Sachs ebenso wie heute bei jedem Schuhmachermeister das Besohlen und andre Flickarbeiten mit den Lehrlingen besorgt, gerade in der Maßarbeit, aber das „Zwicken,“ das ist das besonders wichtige Aufspannen des Oberleders auf den Leisten, hat der Meister immer selbst besorgt oder doch nur dem besten Gesellen anvertraut. Und nun gar erst das Zuschneiden. Es ist höchst ergötzlich, es in manchen neuern Forschungen als ein Zeichen des Verfalls des Handwerks entdeckt zu sehen, daß der Schneider- und der Schusterlehrling nicht auch im Zuschneiden vollkommen ausgebildet werde. Als ob jemals jeder Schneider- und Schustergeselle zugeschnitten hätte! Und nicht anders liegen die Dinge im Handwerksbetrieb andrer Gewerbzweige. Wenn auch die Polizei geglaubt hat, die Arbeitsteilung als Merkmal für die Unterscheidung von Handwerks- und Fabrikbetrieb in Bezug auf die Anwendung mancher Bestimmungen der Arbeiterschutzgesetzgebung brauchen zu können, so ist das nur ein Beweis, daß man sich überhaupt keinen Rat weiß. Dem Zweck des Arbeiterschutzes entspricht diese unbrauchbare Schablone ebenso wenig, wie irgend einer vernünftigen Grenzlinie zwischen Handwerk und Fabrik. Der Doktrinarismus ist hier bedenklich in die Praxis eingedrungen, aber die gesunde Willkür der Polizei hilft Gott sei Dank über manche Unverständlichkeit hinweg, zu der der Verstand der Überverständigen geführt hat oder führen muß.

Wenn auf solcher Grundlage nun gar Statistik gemacht wird, was kann da nicht alles bewiesen werden? Würden — so fährt unser Totengräber des Handwerks fort — in einem Gewerbe die Abhängigen den Selbständigen gegenüber gestellt, so ergäbe die Verhältniszahl, wie weit durchschnittlich in den Betriebsstätten dieses Gewerbes die Produktionszerlegung Eingang gefunden habe. Im Jahre 1729 hätte beispielsweise ein selbständiger Meister in Berlin 0,9 Abhängige, 1890 dagegen 3,7, also die vierfache Zahl beschäftigt: „ein Anzeichen, daß, im großen angesehen, die Überführung der ganzen Industrie (d. h. immer: einschließlich des Handwerks) aus der handwerksmäßigen in die fabrikmäßige Betriebsweise sehr fortgeschritten ist.“ Was ist damit in der Sache, um die es sich handelt, bewiesen? Im Jahre 1729 war von Großindustrie in Berlin überhaupt keine Rede. Wenn aber im Handwerk von damals, wie alte Zunftstatuten beweisen, ein Meister bis drei Gesellen und einen Lehrling, unter Umständen auch noch mehr Personal halten durfte, so wäre unter Umständen die Arbeitsteilung ohne Großindustrie fortgeschrittner gewesen als 1890 mit ihr. Und wenn, wie der Verfasser angiebt, im Jahre 1801 auf

Digitized by Google

einen Selbständigen 2,7 Abhängige kamen, so wäre von 1729 bis 1801 der Fortschritt vom Handwerk zur sogenannten modernen Großunternehmung wie 0,9 : 2,7 = 1,8 zu schätzen, von 1801 bis 1890 aber nur wie 2,7 : 3,7 = 1,0. Das würde „statistisch" eine starke Verlangsamung des Fortschritts zu einem „deutlich erkennbaren Ausdruck" bringen, wenn es überhaupt statistisch oder sonstwie ernsthaften Sinn hätte. Es ist doch wirklich die reine Phantasterei, wenn jemand aus diesen Durchschnittszahlen und den weitern, daß 1801 auf einen Gewerbtreibenden (Selbständige und Abhängige zusammen) 4,180 Einwohner gekommen sind, im Jahre 1890 aber 3,9327 zu dem schon erwähnten Satze begeistert wird: „daß für Berlin der Konkurrenzkampf zwischen der modernen (Groß-)Unternehmung und dem alten Handwerk in der Hauptsache bereits zu Ende ist," um zu dem freilich sehr verschwommnen Schlußsatz zu gelangen: „Es giebt kein Berliner Gewerbe, wo sich das alte Vollhandwerk erhalten hätte, ohne in seinem Produktionsgebiet, in seinen Absatzverhältnissen oder sonst irgendwie geschmälert zu sein; das Handwerk ist also(!) überall im Weichen, ja teils schon ganz verschwunden."

Für die Gegenwart wird vom Verfasser ferner folgender mehr als willkürliche Grundsatz aufgestellt: „Bei zwei bis drei Personen (d. h. einschließlich des Betriebsinhabers) kann es fraglich sein, ob ein arbeitsteiliges Ineinanderarbeiten rentabel ist, bei fünf bis sechs Personen ist dieser Zweifel kaum mehr haltbar. Die Zahl fünf würde sonach als hochgegriffne Durchschnittsgrenze anzusehen sein." Das sind die Füße, auf denen das ganze Werk, der ganze massenhafte Zahlenbau, die ganze statistische Beweisführung beruht. Sie sind nicht einmal von Thon, sie sind Luft und Nebel, aber sie stehen leider auch nicht allein. Die Unterlagen, auf denen die Katheder-sozialisten und Sozialdemokraten ihre statistischen Bauten aufführen, sind vielfach um nichts besser bestellt. Der Verfasser wagt es sogar, von der Höhe seines phantastischen Aufbaus herab, die im Sommer 1895 im Deutschen Reiche veranstaltete amtliche Enquete über Verhältnisse im Handwerk deshalb als tendenziös zu kennzeichnen, weil sie angenommen habe, daß auch Betriebe mit mehr als fünf Personen zum Handwerk gerechnet werden könnten, obwohl doch diese sehr vorsichtig veranstaltete und besonders gründlich und kritisch verarbeitete Enquete schlagend ergeben hat, wie sehr man mit dieser Annahme im Recht war. Obwohl in den als „handwerksmäßige" bezeichneten etwa siebzig Gewerbszweigen Betriebe mit mehr als fünf Personen mit gezählt wurden, sind in dem Erhebungsgebiet — es waren nur einige sogenannte „typische" Bezirke ausgewählt worden — neben etwa 1600 weiblichen Betriebsinhabern, meist Meisterwitwen, überhaupt 57666 Meister gezählt wurden, von denen nicht weniger als 96,8 Prozent eine regelrechte Lehrzeit durchgemacht hatten, und zwar 96,1 Prozent bei einem Handwerksmeister und nur 0,7 Prozent in einer Fabrik. Der kleine Rest (3,2 Prozent) hatte seine Ausbildung beim Militär, in Lehrwerkstätten, in Fach-

Digitized by Google

schulen, auch in Blinden- und Taubstummenanstalten u. dergl. erhalten. Alle bezeichneten sich selbst und wurden von der Ortsbehörde als Handwerker im gemeinüblichen Sinne bezeichnet. Die handwerksmäßige Vorbildung der Betriebsinhaber — im Unterschiede zur kaufmännischen und wissenschaftlich-technischen — tritt hier als besonders wichtiges Kriterium hervor; neben manchem andern freilich, so auch neben der Zahl der Personen, für die aber nicht die Zahl fünf sondern zehn als die nicht hoch, sondern niedrig gegriffne Durchschnittsgrenze anzusehen sein würde, selbst wenn man das nächstwichtige Kriterium, die regelmäßige handwerksmäßige Mitthätigkeit des Betriebsinhabers, streng berücksichtigt. Es mag ja unter den Betrieben der handwerksmäßigen Gewerbe, wie sie für die Enquete vom Sommer 1895 aufgezählt werden,*) solche mit zehn Personen und auch weniger geben, die von gelernten Kaufleuten und andern Nichthandwerkern geleitet werden, vielleicht auch einige, die von gelernten Handwerkern ausgesprochen fabrikmäßig organisiert waren, was immer schwer, niemals aus der Verwendung von Motoren allein festzustellen sein wird, aber ihre Zahl wird wahrscheinlich mehr als aufgewogen durch die von gelernten Handwerkern handwerksmäßig betriebnen Werkstätten oder Geschäfte mit mehr als zehn Personen, deren Inhaber man mit Fug und Recht nach ihrer ganzen wirtschaftlichen, sozialen und technischen Stellung als Handwerker anzusprechen hat. Die einzelnen handwerksmäßigen Gewerbe verhalten sich in dieser Beziehung sehr verschieden. Aber wer nur den guten Willen hat, sich in seinem Kreise unbefangen umzusehen, der wird sich bald überzeugen, daß in der Regel die Inhaber von Betrieben handwerksmäßiger Gewerbe mit zehn und weniger Personen nach ihrer Vorbildung und ihrer Thätigkeit Handwerker sind und nicht zu einem vom Handwerkerstande zu unterscheidenden Fabrikantenstande gehören.

Noch eins ist hier zu erwähnen und abzufertigen. Der Verfasser der besprochnen statistischen Arbeit hält auch das Überhandnehmen der Frauenarbeit für ein vollwertiges Anzeichen des Untergangs des Handwerks. Nun ist aber auf keinem Gebiet so mit der Statistik gespielt und sind so arge Übertreibungen aus ihr heraus konstruiert worden, wie auf dem der Frauenarbeit. Das Meisterstück in dieser Beziehung hat ein Dr. Robert Wuttke in einem 1897 in der Gehestiftung zu Leipzig gehaltnen Vortrage: „Die erwerbsthätigen

*) Es sind dies in der Hauptsache folgende: Barbiere, Friseure, Perückenmacher, Bäcker, Bandagisten, Böttcher, Brauer, Buchbinder, Bürsten- und Pinselmacher, Konditoren, Dachdecker, Drechsler, Drucker (Buch-, Steindrucker usw.), Färber, Gas- und Wasserleitungsinstallateure, Gerber, Zinn- usw. Gießer (nicht Eisengießereien), Glaser, Gold- und Silberarbeiter, Graveure, Hutmacher, Klempner, Korbmacher, Kürschner, Kupferschmiede, Maler und Lackierer, Maurer, Metzger, Müller, Musikinstrumentenmacher, Nagelschmiede, Sattler und Riemer, Schiffbauer, Schleifer, Schlosser, Schmiede, Schneider, Schornsteinfeger, Schreiner, Schuhmacher, Seiler, Sporen- und Büchsenmacher, Steinmetze, Stricker und Wirker, Stuckateure, Tapezierer, Töpfer, Tuchmacher, Uhrmacher, Vergolder, Wagner (Stellmacher), Weber, Zimmerer.

Digitized by Google

Frauen im Deutschen Reiche“ geleistet. Es ist hier nicht der Raum, auf die Sache näher einzugehen. Der ganze sensationelle Rummel zerfällt in sich selbst angesichts der auch Wuttke wohlbekannten Thatsache, daß in der gesamten Industrie (einschließlich des Kleingewerbes) der Anteil des weiblichen Geschlechts an der Erwerbsthätigkeit im Hauptberuf nur um winzige 0,75 Prozent von 1882 bis 1893 zugenommen hat. In Preußen hat er sogar abgenommen. Dabei ist immer zu bedenken, daß es sich um eine Periode handelt, in der der Übergang von der hauswirtschaftlichen Produktion zur gewerblichen ganz besonders starke Fortschritte gemacht hat, also eine ganz besonders große Menge weiblicher Arbeitskraft für das Gewerbe freigeworden ist, und daß die Periode sich überhaupt durch eine bisher unerhörte Vermehrung der erwerbsthätigen Personen in der Industrie auszeichnet. Was die Zunahme der Weiberarbeit im Handwerk im besondern betrifft, so fallen hier die im handwerksmäßigen Warenverkauf thätigen Frauen — meist Familienangehörige — sehr stark ins Gewicht, namentlich in der Bäckerei und Fleischerei und dergleichen. Es beruht gerade bei diesen Personen die Zunahme zum Teil auch auf genauerer Zählung.

Für Berlin hatte die gewerbliche Betriebszählung vom Juni 1882 ergeben, daß an industriellen Betrieben (also ohne die Gärtnerei, nichtlandwirtschaftliche Tierzucht, Fischerei, Handel und Verkehr, aber einschließlich des Kleinbetriebs) vorhanden waren:

1882

Alleinbetriebe ohne Motoren sowie Mitinhaber- und Motorenbetriebe ohne Gehilfen	64615	= 70,42	Prozent
Betriebe mit 1 bis 10 Gehilfen	23275	= 25,37	„
„ „ 11 „ 50 „	3352	= 3,65	„
„ „ über 50 „	515	= 0,56	„
Betriebe überhaupt	91757	= 100,00	Prozent

Soweit die Ergebnisse der gewerblichen Betriebszählung vom Juni 1895 bis jetzt vorliegen, fehlen allerdings zahlenmäßig ohne weiteres vergleichbare Daten, schon weil für 1895 die Betriebsgrößen nach der Zahl der beschäftigten Personen (einschließlich der Inhaber) gebildet sind, während sie für 1882 nach der Zahl der Gehilfen (ohne die Inhaber) abgegrenzt waren. Trotzdem ist eine Gegenüberstellung beider Ergebnisse für die Frage, um die es sich hier handelt, durchaus zulässig und beweisend. Es sind nämlich in Berlin gezählt worden:

1895

Betriebe mit 1 Person	54376	= 62,53	Prozent
„ „ 2 bis 10 Personen	27325	= 31,43	„
„ „ 11 „ 20 „	2789	= 3,21	„
„ „ 21 „ 50 „	1641	= 1,88	„
„ „ über 50 „	817	= 0,95	„
Betriebe überhaupt	86948	= 100,00	Prozent

Digitized by Google

Es haben also die Betriebe mit zehn und weniger Personen im Jahre 1882 nicht weniger als 95,79 Prozent und im Jahre 1895 noch immer 93,96 Prozent aller Betriebe ausgemacht. Trotz des ungeheuern Zuflusses von Arbeitskräften zur Industrie überhaupt und trotz der den Großbetrieb zweifellos begünstigenden mächtigen Entwicklung des Kraft- und Arbeitsmaschinenwesens hat der Anteil des Handwerks nur um 1,83 abgenommen. Dabei ist aber — und das ist ganz besonders zu beachten — der Anteil der Handwerksbetriebe von zwei bis zehn Personen um mehr als 6 Prozent größer geworden. Nur die Alleinbetriebe sind zurückgegangen: von 64615 auf 54376, also um 10239. Von diesem Rückgang kommen aber fast 8000 allein auf die (in der Statistik von den Schneiderinnen unterschiednen) Näherinnen, der Rest fast ganz auf die Textilindustrie. Von einer bedauernswerten Abnahme des Handwerks ist in diesen Fällen natürlich ganz und gar nicht zu reden, wahrscheinlich von einer durchaus gesunden sozialen Erscheinung. Für sehr bemerkenswert in nicht ungünstigem Sinne erscheint es mir, daß — bei näherm Eingehen auf die einzelnen Gewerbsarten — z. B. schon die Schneiderei eine ganz beträchtliche Zunahme der Alleinbetriebe erkennen läßt, obgleich es sich hier auch teilweise um Schneiderinnen, die im Hause der Kunden, und um Schneider und Schneiderinnen, die für fremde Konfektions- und Maßgeschäfte entweder hauptsächlich oder nur nebenher arbeiten, handeln wird. Das Arbeiten „auf der Stör“ raubt dem Handwerker ebenso wenig seine Handwerksqualität, wie dies ohne weiteres die Arbeit „fürs Geschäft“ thut. Aber abgesehen davon, auch die Alleinbetriebe der Steinmetzen, der Gold- und Silberschmiede, der Klempner, der Schlosser, der Büchsenmacher, der Uhrmacher, der Mechaniker, der Buchbinder, der Gerber, der Sattler, der Riemer und Tapezierer, der Drechsler, der Fleischer, der Hutmacher, der Kürschner, der Schuhmacher, der Barbiere, der Maurer und Zimmerleute, der Glaser, der Stubenmaler, der Ofensetzer usw. zeigen mehr oder weniger eine so erfreuliche Zunahme, daß man die Entwicklung des Handwerks in dieser der Unselbständigkeit am nächsten kommenden Schicht von Unternehmern nur günstig beurteilen kann.

Für das ganze Reich stellten sich die oben für Berlin mitgeteilten Hauptzahlen 1895 wie folgt:

Betriebe mit 1 Person . .	1308846 =	60,96	Prozent
„ „ 2 bis 10 Personen .	758600 =	35,85	„
„ „ 11 „ 20 „ . . .	35774 =	1,66	„
„ „ über 20 „ . . .	42752 =	2,03	„
Betriebe überhaupt . . .	2146972 =	100,00	Prozent

Die Zahlen bedürfen keiner weitern Erläuterung. Die Entwicklung seit 1882 ist im Reich für das Handwerk nicht ungünstiger als in Berlin. Es kann hier auf ein näheres Eingehen auf sie verzichtet werden. Die noch ausstehenden

Digitized by Google

amtlichen Veröffentlichungen werden den Vergleich der Zahlen von 1895 und 1882 hoffentlich auch im einzelnen wesentlich erleichtern.

Daran ist schon nach dem, was jetzt vorliegt, nicht zu zweifeln, daß die Verkündiger der Lehre vom Untergang des Handwerks nicht weniger wie all die sensationslustigen Apostel des Dogmas von der völligen Umwälzung der sozialen Struktur des modernen Erwerbslebens in den Ergebnissen der Berufs- und Gewerbezählung von 1895 ein eiskaltes Sturzbad erhalten haben, das eine starke Hypnose zu brechen, arge Phantasten zu ernüchtern imstande sein sollte. Ob es die Träumer selbst aufwecken wird, wer kann das wissen? Aber es genügt schon, wenn der Nimbus, der sie bisher vor der kritiklosen Masse der Gebildeten unsrer Tage umgab, abgestreift wird. Das aber gebe der Himmel!

Vor zwanzig Jahren ist die Innungsbewegung verdorben worden durch die wirtschaftliche Reaktion mit der Parole, man könne dem Handwerksmeister nicht zumuten, seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit gegen Lehrling, Gesellen, das Handwerk und die Kundschaft zu thun, wenn man ihm nicht durch nutzbringende Privilegien Geschäftsgewinne wenigstens vorgaukle. Zu dieser Zeit hoffte ich, beim deutschen Handwerk werde das damals wieder auflebende Verständnis von Bestand sein, daß die Rückkehr des Einzelnen zu seiner persönlichen Pflichterfüllung das Hauptstück sei, auf das es ankomme, wenn dem Handwerk im ganzen geholfen werden solle, und daß ohne Rückkehr des Einzelnen zur Pflicht alle Zwangsorganisationen und nutzbringenden Privilegien keinen Pfifferling wert seien. Nichts hat das Wiedererwachen des Pflichtbewußtseins bei den Handwerksmeistern mehr vereitelt, als die unglückselige Lehre: Laßt alle Hoffnung fahren, die moderne Wirtschaftsordnung hat keinen Platz mehr für euch! Möchte auch in dieser Beziehung die Statistik mit ihrem kalten Wasserstrahl die giftigen Nebel zerstreuen. Aber die sündhafte Übertreibung der unüberwindbaren Macht der neuen Verhältnisse hat mehr als alles andre auch die Rückkehr zur sozialen Pflichterfüllung bei den Einzelnen überhaupt verhindert, den Wahn, daß der Staat, das organisierte Ganze, jetzt die Pflichten des Einzelnen zu übernehmen habe, erzeugt und großgezogen. Das ist die Lüge, an der unsre Entwicklung krankt, die unsre Zukunft bedroht. Die Wahrheit führt nicht zum Umsturz, wenn man sie nur sprechen läßt. Und die Statistik ist die Wahrheit über unser gesellschaftliches Leben. Sie mundtot machen ist die größte staatsmännische Sünde und Dummheit. β

Digitized by Google

Zwei Artikel zur Arbeiterwohnungsfrage

1

Zu den Hauptaufgaben, die sich der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege gestellt hat, gehört die Beschaffung guter und gesunder Arbeiterwohnungen. In seiner Tagung vom Jahre 1889 stellte er die Grundzüge auf, die hierbei gelten sollen. Als vornehmste und unabweisbare Bedingungen forderte er, daß bei der Gründung neuer Ansiedlungen nicht nur für Straßen und Plätze, vielmehr auch für öffentliche Gärten ein entsprechender Teil des Baugrundes als unbebaubar erklärt werde, die Höhe eines Gebäudes nicht größer sei als sein Abstand von der gegenüberliegenden Baufluchtlinie, die Höhe der Hoffronten das anderthalbfache des mittlern Abstands von der gegenüberliegenden Begrenzung des unbebauten Raumes nicht übersteige, die mittlere Breite eines Hofes nicht unter vier Metern zu bemessen sei, Aborte möglichst für jede Wohnung einzurichten und mit einem ins Freie gehenden Fenster zu versehen seien. Ferner verlangt der Verein, daß Räume, die zu längerm Aufenthalte von Menschen dienen, eine lichte Höhe mindestens von 2,5 Metern haben und nicht höher als im vierten Stockwerke liegen sollen; die lichtgebende Gesamtfläche der Fenster soll mindestens ein Zwölftel der Grundfläche betragen, der Fußboden aller Räume über dem höchsten Grundwasserstande, im Überschwemmungsgebiete über Hochwasser liegen und gegen Bodenfeuchtigkeit gesichert sein. Wohnungen in Kellern sind unbedingt unzulässig, bei Geschäftsräumen darin soll der Fußboden höchstens einen Meter unter, der Fenstersturz mindestens einen Meter über der Erdoberfläche liegen. Vor der Benutzung soll jede Wohnung behördlich geprüft werden. Vermietete, als Schlafräume benutzte Gelasse sollen für jedes Kind unter zehn Jahren mindestens fünf Kubikmeter, für jede ältere Person mindestens zehn Kubikmeter Luftraum enthalten, und auf jedes Kind sollen mindestens 0,1 Quadratmeter, auf jede ältere Person mindestens 0,2 Quadratmeter lichtgebende Fensterfläche entfallen. Diese von ihm gutgeheißenen Wünsche unterbreitete er in einer Vorstellung dem Reichstage als Vorschläge für ein zu erlassendes Reichswohnungsgesetz. Im Laufe der Zeiten scheint der Verein Bedenken gegen die Durchführbarkeit seiner philanthropischen Ideen gefaßt zu haben. Denn bei seiner vorjährigen Tagung nahm er am 16. September v. J. eine Resolution an, wonach er zwar eine

Digitized by Google

durchgreifende Wohnungsbeaufsichtigung für ein dringendes Bedürfnis erachtet, jedoch zur Zeit Anträge auf reichsgesetzliche Regelung für erfolglos hält und daher den Erlaß von Landesgesetzen oder eine ortspolizeiliche Regelung oder allgemeine polizeiliche Verordnungen empfiehlt. Inzwischen hat der Abgeordnete Bassermann im Reichstage am 13. Dezember v. J. den Erlaß eines Reichswohngesetzes befürwortet.

Bevor dieser letzte Beschluß gefaßt wurde, hatte schon das königlich sächsische Ministerium den Versuch gewagt, die Arbeiterwohnungsfrage im Wege des Ortsstatuts ortspolizeilich zu regeln, indem es Normativbestimmungen für eine Ortsbauordnung ausarbeitete, die als Grundlage für die Beschlüsse der Gemeindeverwaltung zu gelten hat. Die hier aufgestellten Grundzüge zerfallen in vierzehn Abschnitte mit einundachtzig Paragraphen, von denen die sechs ersten die Erfordernisse einer Straßenbauordnung, d. h. die Eigenschaften der zum Anbau fertigen Straßen und die Beschaffung des hierfür erforderlichen Grund und Bodens behandeln. Diese haben schon in der Straßenbauordnung für die Stadt Dresden vom 30. März 1897 und in der Bauordnung für die Stadt Leipzig vom 27. Oktober 1897 sinnentsprechende Berücksichtigung gefunden. Ihnen schließen sich in den Abschnitten 7, 9, 10, 11, 12 die bei der Bauausführung zu beobachtenden Grundsätze an, während Abschnitt 8 die Eigenschaften der Bewohnbarkeit von Familienwohnungen aufstellt; die Abschnitte 13 und 14 enthalten Übergangsbestimmungen. In diesem Normalstatut wird den vorangestellten Grundzügen im weitesten Maße Rechnung getragen. Unter den Bebauungsvorschriften wird im § 49 angeregt, den Bezirk der Gemeinde hinsichtlich der baulichen Ausnutzung des Grund und Bodens in zwei oder drei Zonen zu zerlegen, von denen die letzte das neuerschlossene Baugelände zu umfassen habe. Für diese äußerste Zone sieht § 50 als Regel vor, daß von jeder Baustelle nur vier Zehntel mit Gebäuden überbaut werden dürfen, in Landgemeinden die offne Bauweise die Regel sein solle, aber auch in Städten das Außengelände möglichst weiträumig zu bebauen sei, die Gebäudehöhe, abgesehen von öffentlichen Gebäuden in Städten, möglichst auf drei, in Landgemeinden auf zwei Geschoß einschließlich des Erdgeschosses festzusetzen sei, für Straßen, auf denen ein größerer Geschäftsverkehr nicht zu erwarten steht, eine hinter die Straßenflucht zurücktretende Bauflucht und das zwischen beiden liegende Gelände als Vorgarten vorzusehen sei. Unmittelbar hinter jedem Vorderhause muß in voller Länge ein unbebauter Raum als Hof oder Garten vorhanden sein, dessen Tiefe der Hauptsimshöhe des Vordergebäudes wenigstens gleichkommt. Der Erdgeschoßfußboden soll (§ 52) in der Regel wenigstens 0,50 Meter über der Oberfläche der Straße oder des Vorgartenlandes liegen und die Außenwand durch Isolierschichten vor dem Eindringen des Grundwassers geschützt werden. Auch ist nach § 70 für jede Familienwohnung ein besondrer Abort vorzusehen.

Digitized by Google

Als Erfordernisse einer Familienwohnung stellt § 58 einen gut heizbaren Wohnraum, einen Schlafraum und eine Küche nebst dem erforderlichen Nebengelaß zur Aufbewahrung von Gerätschaften, Holz usw. auf. Wohn- und Schlafräume müssen zusammen wenigstens dreißig Quadratmeter Grundfläche haben, mit beweglichen unmittelbar ins Freie führenden Fenstern, deren Gesamtfläche nicht unter einem Zwölftel der Grundfläche des betreffenden Raumes betragen darf, versehen sein, auch in der Regel zwei sich gegenüber liegende Fenster haben, um eine gründliche Lüftung der Räume zu ermöglichen. Der Einbau von Alkoven ist unstatthaft. Es untersagt § 59 die Einrichtung von selbständigen Wohnungen und von Werkstätten im Kellergeschoß, läßt ihn zwar ausnahmsweise für Hausmanns-, Kutscher-, Gärtnerwohnungen in freistehenden Häusern zu; doch muß dann das Grundstück in einem Gebiete liegen, wo die Möglichkeit einer Überschwemmung ausgeschlossen erscheint; ferner dürfen die Wohnräume nur nach Süden, Osten oder Westen straßenwärts so angelegt sein, daß der Zugang des Sonnenlichts in einem Winkel von wenigstens fünfundvierzig Grad gesichert ist, auch soll die Sohle des Fußbodens wenigstens einen Meter über den mutmaßlich höchsten Stand des Grundwassers angelegt, sowie der Fußboden in einer Dicke wenigstens von 0,15 Meter betoniert und gegen das Eindringen der Erdfeuchtigkeit geschützt sein. Endlich ist der Einbau von Wohnräumen im Dachgeschoß zufolge § 60 nur in Vorderhäusern gestattet, wenn das Dach als Mansarde ausgebaut ist und eine Neigung von sechzig bis siebzig Grad erhält, die äußern Umfassungen doppelwandig, gegen Eindringen von Feuchtigkeit sowie gegen die Sonnenhitze und Kälte verwahrt sind, sämtliche Wohn-, Schlaf- und Arbeitsräume stehende zum Öffnen eingerichtete Fenster erhalten, deren lichtgebende Fläche wenigstens ein Zehntel der Bodenfläche des betreffenden Raumes betragen soll. Dieser Raum muß wenigstens für die Hälfte der Deckenfläche eine lichte Höhe von 2,85 Metern haben und in keinem Teile unter 0,80 Meter hinabgehen. Abgesehen von Eckhäusern und solchen Gebäuden, die von öffentlichen Behörden, gemeinnützigen Vereinen oder Stiftungen verwaltet werden, läßt endlich § 61 den Einbau nur von zwei selbständigen Wohnungen in einem Stockwerke zu.

Als überfüllt ist nach § 58 eine Wohnung anzusehen, wenn sie nicht für jede erwachsene Person wenigstens zwanzig Kubikmeter, sowie für jedes Kind wenigstens zehn Kubikmeter Luftraum bietet. Im Einvernehmen mit dem königlichen Bezirksarzte hat die Baupolizeibehörde nach Befinden die Räumung von Wohnungen anzuordnen, die diesen Bestimmungen nicht genügen; Zuwiderhandlungen werden nach § 79 bestraft.

Eine Gegenüberstellung der vorangeschickten Vorschläge, die übrigens im allgemeinen auf das hinauskommen, was von Mangoldt in Heft 1 der Schriften des Vereins „Reichswohnungsgesetz“ (Frankfurt a. M., Johannes Alt, 1898) als Grundzüge hinstellt, mit den sächsischen Normativbestimmungen läßt eine voll-

Digitized by Google

kommne Übereinstimmung beider in dem Bestreben erkennen, dem erwerbthätigen Teile der Bevölkerung zu Wohnungen zu verhelfen, denen die zur Gesundung unentbehrliche Menge von Luft und Licht zugeführt werden. Insoweit wird von einer Prüfung der einzelnen vom Verein aufgestellten Sätze um so mehr Abstand genommen werden können, als er mit Fachkenntnis uneigennützig, vorurteilsfrei, unbefangen die einschlägigen Verhältnisse geprüft und reiflich erwogen hat, bevor eine Entscheidung getroffen wurde. Dennoch erscheint die Festsetzung dieses geringsten Raumgehalts und Lichtzuflusses für die einzelne Person als unabweisbare Voraussetzung der Bewohnbarkeit von Räumen bedenklich. Man will doch ein Gesetz schaffen, das dem Wohle der arbeitenden Bevölkerung dienen soll, und da müßte man zunächst verhüten, daß das Dargebotne zum Danaergeschenk werden kann. Und gerade dies ist mit Wahrscheinlichkeit zu befürchten. Wird nämlich die Thatsache berücksichtigt, daß das Streben der arbeitenden Bevölkerung nach einem Normalarbeitstag und nach einem Normalarbeitsverdienst zu dem Endergebnis führen muß, daß alle Berufsarbeiter desselben Industriezweigs unter sich ein ziemlich gleiches Einkommen haben müssen, daß also die Einkünfte eines Mannes mit großer Familie dieselben wie die eines Arbeiters mit kleiner sind, so kann „der kinderreiche Arbeiter nicht mehr, eher weniger auf Mietzins verwenden, als sein kinderarmer Berufsgenosse." Die Aussichten, eine geräumige, gute Wohnung zu bekommen, sind für kinderreiche Arbeiter natürlich schwächer und ungünstiger als für den kinderarmen. Aber gerade hierin liegt der Schwerpunkt der Bedenken gegen das vorgeschlagne Prinzip, also der Widerspruch zwischen dem theoretischen Gedanken und seiner praktischen Verwertung. Überwinden läßt sich diese Schwierigkeit nur, wenn das Reich, der Staat, die Gemeinde oder Vereine Mietgelasse herrichten, die den gesetzlichen Voraussetzungen entsprechen und kinderreichen Familien zu einem niedrigen Mietzinse überlassen werden, womit man auf das hinauskommt, was Ferdinand Lassalle und Karl Marx als Aufgaben des Zukunftsstaats bezeichnen, auch Hertzka sich als Ziel seiner Freilandträume vorstellt.

Abgesehen von diesem volkswirtschaftlichen Bedenken ist der Grundsatz im § 58 über die Räumung unzulänglicher Wohnungen schwer durchzuführen. Zunächst pflegt erfahrungsgemäß das kinderreiche Familienoberhaupt beim Mieten der Wohnung die Zahl seiner Kinder geringer anzugeben, um nicht von vornherein den Vermieter abzuschrecken. Würde der geplante Grundsatz gesetzliche Anerkennung finden, dann würde eine derartige wahrheitswidrige Angabe ein strafbarer Betrug sein. Es müßten dem Mieter die gemieteten Räume versagt, er also von vornherein obdachlos gemacht werden. Auch kann in der Zeit, wo der Mietvertrag abgeschlossen wird, die Wohnung noch ausreichend sein, was nicht mehr zuträfe, wenn sich durch Neugeburten die Zahl der Familie vergrößert, oder eines der Kinder allmählich den Raumgehalt Er-

Digitized by Google

wachsener beansprucht. Wer soll dies überwachen und die Strafen aus § 79 erleiden, der Mieter oder der Vermieter? In solchen Fällen die Räumung zu erzwingen, wäre eine Härte, die dem Arbeiter nicht zum Wohle, sondern zum Unheil gereichte. Man könnte dies zwar in der Weise mildern, daß nicht die ganze Familie hinausgesetzt und obdachlos gemacht wird, vielmehr bloß die überschießenden Glieder, die dem Asyle für Obdachlose oder dem Waisenhause zuzuführen wären. Aber dieses Mittel wäre hart und grausam. Ganz konsequent würde sich aus dieser Raumbestimmung auch das Verbot ergeben, den Luftraum durch aufgenommne Gäste oder durch gehaltne Haustiere zu verkümmern, d. h. dem kinderreichen Arbeiter eine Freude versagen, die dem kinderarmen Berufsgenossen unbeanstandet erlaubt wird. Unter keinen Umständen darf es dem Ermessen der Polizei überlassen werden, über die Wohnungen endgiltige Entscheidungen zu treffen, soll nicht eine besondre Gefahr geschaffen werden; vielmehr müßte die Entscheidung der Polizei im geordneten Verfahren anfechtbar sein, wie der Verein „Reichswohnungsgesetz" sich die Organisation dreigliedrig als Bau- und Wohnungsrat, Wohnungsinspektor, Reichswohnungsamt denkt, damit das Verwaltungsrecht auch hier Schutz gegen Mißbrauch und Willkür bietet. H.

2

Zu der Frage der Wohnungsnot und Wohnungsreform liegt ein neues Aktenstück vor, das zunächst zwar nur die Verhältnisse einer einzelnen Stadt behandelt, aber eine weit darüber hinausgehende allgemeine Bedeutung beansprucht: die Flugschrift des Frankfurter Mietervereins über „Das Wohnungselend und seine Abhilfe in Frankfurt a. M."*)

Dieser Verein hat im Herbste des vorigen Jahres eine Untersuchung der Wohnungen in den ältesten Stadtteilen veranstaltet und legt nun das dabei gewonnene Material über 215 Wohnungen, das nach den hauptsächlichsten Gesichtspunkten statistisch verarbeitet worden ist, in dieser Schrift vor. Beigefügt sind im letzten Abschnitt praktische Vorschläge zur Abhilfe der Wohnungsnot, die aus der Feder des auf diesem Gebiete sehr verdienten Dr. Karl von Mangoldt stammen, und die wegen ihrer klaren und besonnenen Fassung ganz besondre Beachtung verdienen.

Schon das Material an sich ist durch den Einblick, den es wieder einmal in das Wohnungselend einer Großstadt thun läßt, von großem Interesse, freilich auch betrübender Art. Mancher wird, wenn er die Schrift liest, staunen, welche Zustände selbst in einer so reichen Stadt wie Frankfurt möglich sind, einer Stadt überdies, die wegen ihrer öffentlichen und privaten sozialen Für-

*) Flugschriften des Frankfurter Mietervereins, Nr. 2. Das Wohnungselend und seine Abhilfe in Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Druck von Benno Schmidt, 1898. 60 Pfg.

Digitized by Google

sorge nicht mit Unrecht gerühmt wird. Leider hat aber der Magistrat gerade für seine weitschauende Bodenpolitik, die die Grundlage jeder durchgreifenden und nachhaltigen Wohnungsreform ist, bei den Stadtverordneten keine Zustimmung gefunden. Mit den „kleinen Mitteln" aber, über die man bisher nie recht gewagt hat hinauszugehn, ist es den immer größer werdenden Mißständen gegenüber nicht mehr gethan. Dies hat gerade die Frankfurter Enquete wieder klar gezeigt. Ich will hier nur auf einen Punkt, der mir der wichtigste scheint, aufmerksam machen.

Daß es auch in Frankfurt an kleinen Wohnungen fehlt, war vorauszusehen. Was aber jetzt besonders erschreckend zu Tage getreten ist und oft in seiner gesonderten Bedeutung nicht genug gewürdigt wird, ist der Mangel an allerkleinsten Wohnungen für die allerärmste Bevölkerungsschicht. Daß hieran die private Bauthätigkeit etwas ändert, muß nach den bisherigen Erfahrungen als ausgeschlossen gelten. Ebenso wenig darf man aber hier auf baugenossenschaftliche „Selbsthilfe" rechnen. Denn die Leute, um die es sich dabei handelt, sind, wie Mangoldt mit Recht betont, viel zu hilf- und mittellos, um sich zu Baugenossenschaften zusammen schließen zu können. Es ist deshalb notwendig, daß die Stadt und die gemeinnützigen Gesellschaften endlich hier eingreifen und Abhilfe schaffen. Dazu muß aber vor allem Klarheit darüber bestehen, wie dies geschehen kann.

W. H. Riehl stellte einst in seiner „Familie" an die gemeinnützigen Baugesellschaften die Forderung, sie möchten beherzigen, „daß es im Geiste ihrer Mission als einer sozialen liegt, nicht Wohnungskasernen herzustellen, und seien dieselben noch so trefflich eingerichtet, sondern wirkliche Familienhäuser." Dieser Wunsch ist nicht ganz unerfüllt geblieben: noch heute schwebt den Baugenossenschaften und Baugesellschaften mehr oder weniger bei ihrer Thätigkeit das Ideal des Familienhauses, wenn auch nicht gerade des Einfamilienhauses vor. So gut das gemeint ist, so wenig wird es den realen Verhältnissen gerecht. Eine einigermaßen freundliche und gute Wohnung läßt sich nun einmal nicht unter einem gewissen Preise, zumal in einer Großstadt, herstellen und deshalb auch nicht unter einem gewissen Preise vermieten, selbst wenn eine noch so mäßige Verzinsung*) gefordert wird. So mag also der Mietpreis verhältnismäßig noch so billig sein, ein großer Teil unsrer untersten Bevölkerungsklassen wird nicht imstande sein, ihn zu zahlen. Auch die gemeinnützigen Baugesellschaften haben bisher in der Regel auf die geringe Leistungsfähigkeit dieser ärmsten Schichten zu wenig Rücksicht genommen und selbst da, wo sie die ausgesprochne Absicht hatten, ihnen zu helfen,**) dadurch ihren Zweck

*) Daß an einer mäßigen Verzinsung festgehalten werden muß, darüber kann unter Leuten, die die Frage praktisch ansehen, kein Zweifel bestehn.

**) z. B. die berühmte Peabody-Stiftung in London.

Digitized by Google

verfehlt, daß sie sich das Ziel zu hoch steckten und zu gute Wohnungen bauten. Ich scheue absichtlich nicht das Wort „zu gut“; denn hier ist es wirklich so, daß nicht nur das Bessere der Feind des Guten, sondern auch das Gute der Feind des zuerst und durchaus Notwendigen sein kann.

Auch sonst hat ja auf diesem Gebiet ein gewisser hygienischer Übereifer nur geschadet. So stellt sich jetzt auch in Frankfurt heraus, daß die rigorosen Bauverordnungen, die man vor zwei Jahren in bester Absicht erlassen hat, direkt ungünstig gewirkt haben, insofern sie den Neubau von kleinen Wohnungen erschweren und so dazu beitragen, die ärmsten Leute in den schlechten alten Häusern zusammenzudrängen. Es ist überhaupt Einbildung, zu glauben, daß man in absehbarer Zeit für die Majorität auch nur der mittelgut gestellten Arbeiter wirklich ganz den gesundheitlichen Anforderungen entsprechende Wohnungen ermöglichen könne; denn einer der Hauptmißstände, die Überfüllung, läßt sich gar nicht ganz beseitigen. Man mag noch so genau das Minimum von Luftraum, das in einer Wohnung für die Person vorhanden sein muß, berechnen: in Hunderten von Fällen wird die Kinderzahl einen dicken Strich durch die Rechnung machen. Denn der „kleine Mann“ kann ja nicht entsprechend seiner wachsenden Kinderzahl auch größere Wohnungen mieten; hierin ist er eben an ein gewisses Maximum gebunden, das durch den Betrag, den er für Wohnung ausgeben kann, bestimmt ist, und dieser wird selbst bei dem besser gestellten Arbeiter kaum 25 Mark pro Monat übersteigen; dafür erhält er, je nach den Umständen in besserer oder schlechterer Beschaffenheit, zwei Zimmer nebst Küche, was vom streng hygienischen Standpunkt für eine zahlreiche Familie nicht genügt.

Wie viel Hunderte von Existenzen giebt es aber, die nicht entfernt soviel für ihre Wohnung zu verwenden imstande sind, Familien z. B., wo der Mann gestorben oder krank und arbeitsunfähig ist und nun die Frau, so gut sie kann, den Unterhalt für sich und ihre Kinder zu gewinnen sucht. Gerade solche Fälle sind viel häufiger, als man denkt, und hier steckt ein Stück Frauenfrage, das viel wichtiger ist als die meisten der in der Öffentlichkeit sich so breit machenden Forderungen. Wenn man diesen Ärmsten der Armen helfen will, darf man sich von vornherein das Ziel nicht zu hoch stecken, sondern muß zufrieden sein, wenn man ihnen wenigstens einigermaßen erträgliche Wohnungen verschafft, die dafür auch wirklich von ihnen benutzt werden können. Dies geschieht aber nur durch den Bau von großen Mietkasernen, und zwar nicht nur mit Zweizimmerwohnungen, sondern auch mit Wohnungen, die aus einem Zimmer nebst Küche, ja solchen, die aus einem einzigen Raum bestehen, der aber von vornherein als selbständige Wohnung eingerichtet ist.*) Gewiß

*) Denn hier liegt ja die Wurzel vieler Übel, daß heute Räume als Wohnungen dienen, die ursprünglich nicht dazu bestimmt waren. Es ist deshalb mehr als naiv, wenn bei den

Digitized by Google

werden derartige Wohnungen nicht allen hygienischen Forderungen an Luftraum usw. entsprechen, aber sie werden wenigstens gesund und trocken gebaut sein und dadurch, daß man den Bauplan gleich auf solche allerkleinsten Wohnungen berechnet, auch frei von den Mißständen in der Wasserversorgung und vor allem in den Aborten, die in den alten, ursprünglich auf ein oder zwei Familien berechneten Häusern oft so unerträglich sind. Entweder hilft man jenen ärmsten Volksschichten in dieser begrenzten Weise, oder man hilft ihnen gar nicht, und es ist ein großes Verdienst Mangoldts, daß er dies nachdrücklich betont und den Einwand, man dürfe doch nicht Wohnungen errichten, die nach dem für sie geforderten Preis nur hygienisch mangelhaft sein können, scharf zurückweist: „Gegenüber den elenden Löchern der Innenstadt und gegenüber der Not und Plage der Aftervermietung wären solche Wohnungen immer noch ein sehr großer Fortschritt, und man hüte sich, diesen Fortschritt unter dem Deckmantel hygienischer Einwände verhindern zu wollen.“ Daß der Ausdruck Löcher auch für Frankfurt keineswegs zu stark ist, dafür sei es mir gestattet, einen Beweis aus den Erfahrungen, die ich persönlich als Teilnehmer an der Erhebung gemacht habe, anzuführen.

Im dritten Stock eines alten Hauses, das schon von außen einen baufälligen, ungesunden Eindruck machte, hatte sich die Familie eines Schuhmachers eingemietet, der wegen einer Augenkrankheit schon seit längerer Zeit arbeitsunfähig war und damals gerade im Spital lag. Als Wohnraum, Küche und Schlafraum für die Eltern und ein Kind diente ein kleines Zimmer, das ursprünglich ohne Zweifel einmal als Mansarde verwandt wurde, jetzt aber als selbständige Wohnung vermietet wird. Es faßte 23 Kubikmeter Luftraum und empfing Licht und Luft durch ein einziges kleines Fenster (68×59 Centimeter) aus einem ganz engen schmutzigen Hof oder vielmehr Lichtschacht, der Hinter- und Vorderhaus trennte und unten großenteils durch die Abortsanlage eingenommen wurde. Die beiden andern Kinder schliefen in einem direkt unter dem Dach liegenden Gelaß, für das der Name Dachstübchen zu gut wäre; es hatte 7 Kubikmeter Luftinhalt, für jedes Kind also $3\frac{1}{2}$ Kubikmeter, und in der Decke waren mehrere Risse, durch die es nach der Aussage des ältesten Töchterchens durchregnete und durchschneite: „Wenn ich morgens aufwache, ist manchmal das Bett davon ganz naß!“

Noch schlimmer sah es aber in einer Parterrewohnung im Hinterhaus aus, die aus zwei Räumen bestand. Der „bessere“ der beiden, der zugleich als Wohn- und Schlafraum und Küche diente, war ein kleines, total feuchtes

Verhandlungen der Stadtverordneten über das Wohnungselend ein Herr erklärte: es könne doch nicht so schlimm sein, denn in den jetzt so geschmähten Häusern hätten unsre Vorfahren doch ganz behaglich gewohnt! Freilich — nur daß in Häusern, wo damals ein oder zwei Familien wohnten, sich heute acht bis zehn Familien zusammendrängen, und ein Raum, der damals z. B. als Mansarde oder Boden diente, heute einer ganzen Familie genügen muß.

Digitized by Google

Zimmer, das auf den oben erwähnten engen Hof ging. Schon an und für sich waren die unten im Parterre gelegnen Wohnungen, die mit Luft und Licht auf diesen dunkeln und dumpfigen Hof angewiesen waren, schlecht daran; nun aber lagen noch obendrein die Aborte direkt vor den Fenstern jenes Zimmers; der Leser kann sich denken, wie es da mit Luft und Licht im Zimmer bestellt war. Hier schlief die Mutter und eine Tochter von sechzehn Jahren; Vater und Sohn schliefen in einem zweiten Raum, der kaum anders als eine Höhle bezeichnet werden konnte und früher offenbar einmal zum Aufbewahren von Waren oder als Keller für Holz und Kohlen gedient hatte. Ein ins Freie führendes Fenster hatte er überhaupt nicht, Luft und Licht bekam er einzig und allein aus dem andern, selbst schon muffigen und dunkeln Zimmer durch die Thür und durch ein kleines schmales Fenster in der Zwischenwand. Die Frau hatte uns gleich gesagt, daß in diesem Raum das Ungeziefer „schwadronenweise" sei, und in der That sahen wir, nachdem wir wegen der völligen Dunkelheit um $10^1/_2$ Uhr vormittags ein Lämpchen hatten anzünden müssen, daß die Wände teilweise geradezu schwarz davon waren — ein derartiger Raum mit feuchten, zum Teil halb verfaulten Wänden mußte ja auch geradezu ein Züchtungsherd für Ungeziefer sein, wogegen selbst der beste Wille der Einwohner wehrlos ist.

Hier fragt man sich denn doch, wo eigentlich die Polizei bleibt. Aber diese, die sonst so überaus empfindlich ist, scheint diesen Wohnungsverhältnissen gegenüber merkwürdig starke Nerven zu haben. Es wäre sonst doch wohl nicht möglich, daß solche Fälle vorkommen, wie sie jetzt in Frankfurt aufgedeckt sind, wo z. B. sich in einem Hause ein Abtritt fand, der von fünfzehn Parteien mit fünfzig Personen und außerdem von den Wirtsgästen im Parterre benutzt wird, in einem andern Hause ein einziger Abort für acht Parteien mit sechzig Personen vorhanden ist, Fälle, die geradezu eine öffentliche Gefahr sind und bei Ausbruch einer Seuche verhängnisvoll werden müssen.

Die einzige Entschuldigung, die es für das Verhalten der Polizei giebt, liegt darin, daß es für die Bevölkerungsklasse, die heute in jenen Löchern ihr Dasein fristet, eben noch keine andre Wohnungsgelegenheit giebt, und man jene Leute doch nicht einfach auf die Straße setzen kann. Eben deshalb aber ist es Pflicht der Stadt, hier einzugreifen und den Bau allerkleinster Wohnungen endlich selbst in die Hand zu nehmen. Vorbedingung ist dafür eine vernünftige kommunale Bodenpolitik, die das freie Bauterrain der Spekulation entzieht und dadurch zugleich der Steigerung der Mietpreise steuert. Denn die Höhe dieser ist ja oft gar nicht durch ein natürliches Wachsen des Bodenwerts veranlaßt, sondern durch eine unerhörte Bodenspekulation, die auf Kosten der Gesamtheit ihre Profite einsteckt.

Auch dafür hat in jüngster Zeit Frankfurt ein Beispiel geliefert, das zu denken giebt. Vor einiger Zeit hatte der Magistrat den Ankauf eines größern,

Digitized by Google

vor der Stadt gelegnen Baugeländes beantragt; die Stadtverordneten hatten es aber abgelehnt, und so war das betreffende Gelände von einem Konsortium einiger Privatleute für zwei Millionen Mark gekauft worden. Heute, nach Ablauf eines Jahres, hat dieses Konsortium dasselbe Gelände für — drei Millionen Mark weiter verkauft. Eine Million Mark Profit in einem Jahre an einem Grundstück — man braucht sich wirklich nicht zu wundern, wenn ein Arbeiter, der wegen der hohen Mietpreise gezwungen ist, in jenen alten, ungesunden Wohnungen zu leben, und nun von solchen Spekulationen und Profiten liest, die Fäuste ballt und die Gesellschaftsordnung, die solches zuläßt, zum Teufel wünscht. L. Z.

Die Fürsorge für entlassene Strafgefangne

Er kommt aus dem Zuchthaus! Gemieden, geächtet — losgerissen von Freundschaft und Verwandtschaft, von allen Mitteln entblößt, so steht er da in der Welt, die ihm inzwischen fremd geworden ist. Wohl schaut er sich um nach einem Rettungsanker; er sucht Arbeit: aber wer giebt sie ihm? Wo waren Sie zuletzt in Stellung? Die Frage kehrt überall wieder, und wenn er beschämt die Augen niederschlägt, dann zuckt der vorsichtige Arbeitgeber bedauernd die Achseln. So kommt es, daß selbst der reuige Verbrecher, der mit den besten Vorsätzen die Strafanstalt verlassen hat, doch nach kurzer Zeit wieder dahin zurückkehrt, weil er das nicht gefunden hat, was ihn einzig und allein wieder zu einem nützlichen Mitgliede der bürgerlichen Gesellschaft hätte machen können: nämlich ehrliche Arbeit, die ihn redlich nährte. — Das ist gewöhnlich der Grundton, worauf alle die Artikel gestimmt sind, die von den Vereinen zur Fürsorge für entlassene Strafgefangne in die Blätter gebracht werden, damit sie für ihre Sache Propaganda machen.

Es ist gewiß etwas Schönes um die edeln Bestrebungen warmherziger Menschenfreunde, durch die man dem Armen und Elenden in seiner Not beizuspringen gedenkt, aber es giebt auch ganz ebenso gewiß kein kläglicheres Schauspiel, als wenn solche Bestrebungen von Leuten ausgehen, die von den thatsächlichen Verhältnissen auf diesem Gebiete gar keine Ahnung haben, und die nun, lediglich vom krankhaften Humanitätsdusel getrieben, nicht eine nützliche Wohlfahrtseinrichtung, sondern ein häßliches Zerrbild zustande bringen. Zu diesen Mißgeburten unsrer mit fragwürdigen Wohlthätigkeitsanstalten aller Art schon mehr als überreich gesegneten Zeit gehören zweifellos auch die

Digitized by Google

Vereine zur Fürsorge für entlassene Strafgefangne, wie sie im Laufe der Jahre in sehr vielen deutschen Großstädten von übereifrigen Menschenfreunden ins Leben gerufen worden sind. Ihre Entstehung verdanken sie wohl insgesamt den Berichten und Erzählungen der Sträflinge, die gewöhnlich bei ihrer Rückkehr ins Gefängnis mit großer Geläufigkeit ein aus solchen Phrasen, wie sie oben angeführt worden sind, gewobnes Märchen als Entschuldigung vorzubringen pflegen. Auf Grund so unzuverlässiger Angaben aber gleich ein philanthropisches Rettungswerk aufzuführen, ist doch mindestens ein gewagtes Unternehmen. Daß sich jeder, den sein Geschick auf die Anklagebank oder ins Gefängnis geführt hat, gewöhnlich nach Möglichkeit weiß zu brennen sucht, wird gewiß niemand überraschen; befremdender ist es schon, wenn jemand die unglaubliche Naivität hat, alle diese faulen Ausreden für bare Münze zu nehmen. Soviel ist gewiß: wenn wir aus unsern Strafanstalten die notorischen Gewohnheitsverbrecher, sowie alle die herausnehmen, die thatsächlich nur durch ihren Leichtsinn hinter Schloß und Riegel gekommen sind, dann werden wahrscheinlich nur sehr wenige bleiben, bei denen wirkliche Not die Ursache gewesen ist, und selbst unter diesen wenigen wird sich höchst wahrscheinlich nur selten einer finden, dessen Notlage durch eine frühere Bestrafung hervorgerufen worden war.

In moralischen Erzählungen macht es sich ja gewöhnlich sehr gut, wenn uns geschildert wird, wie so ein armer Wurm zum erstenmal aus irgend einer harmlosen Ursache ins Gefängnis kommt, nach seiner Entlassung aber allen Anstrengungen zum Trotz wegen dieser Bestrafung keine Arbeit mehr bekommen kann, den alten, bösen Bekannten aus dem Gefängnis wieder in die Hände fällt und nun aus purer Verzweiflung aufs neue zum Verbrechen greift und ins Gefängnis kommt. In Wahrheit erfolgt aber gewöhnlich die zweite und dritte Rückkehr ins Gefängnis aus keinen andern Gründen, als der erste Besuch auch. Wer wirklich an das alberne Märchen glaubt, daß die Bestrafung eines Menschen schon ein unüberwindliches Hindernis sei, wieder ehrliche Arbeit zu bekommen, der kennt das praktische Leben nur sehr wenig und würde jedenfalls besser thun, sich erst etwas darin umzusehen, ehe er sich mit solchen Fragen beschäftigt, zu deren Lösung schließlich doch noch etwas mehr gehört als bloßer guter Wille.

Für die Vereine zur Fürsorge für entlassene Strafgefangne ist es nun aber in der That Voraussetzung, daß ein bestrafter Mensch gar nicht in der Lage sei, durch eigne Kraft wieder ehrliche Arbeit zu finden, sondern daß er hierzu meist der thätigen Hilfe edler Menschenfreunde bedürfe, dies ist die Grundlage ihres Daseins; wer ihnen also den Nachweis liefert, daß das einfach eine haltlose Phrase ist, der versetzt ihnen eigentlich schon den Todesstreich. Dieser Beweis liegt nun aber schon darin, daß doch immer nur ein sehr kleiner Prozentsatz der aus den Strafanstalten Entlassenen die Hilfe solcher Vereine in Anspruch nimmt, der weitaus größere Teil aber auch ohne ihre Vermittlung wieder

Digitized by Google

in Lohn und Brot kommt. Das wird ja auch niemand überraschen, der unser modernes Wirtschaftsleben kennt. Wenn heutzutage an den Anschlagsäulen zweihundert Erdarbeiter verlangt werden, so giebt der Schachtmeister einfach jedem, der sich meldet, eine Schippe und läßt ihn in Gottes Namen buddeln, ohne erst lange zu fragen, „woher er kam der Fahrt, noch wie sein Nam und Art.“ Ebenso im Baugewerbe! Wenn ein Haus abgerissen oder aufgeführt werden soll, so stellt der Polier einfach soviel Leute ein, wie er braucht, und wenn er dabei vielleicht überflüssige Fragen thun wollte, so würden ihn die Arbeiter wahrscheinlich sofort in eine Kiste packen und als Kuriosität ans städtische Museum schicken. Und wie auf diesem, so auch auf allen anderen Gebieten, wo große Arbeitermassen beschäftigt werden. Da fragt keine Seele nach der Vergangenheit des Arbeitsuchenden; da heißt es einfach: Hier die Arbeit, da das Geld. Nichts ist ja verkehrter als die Annahme, daß schon die jedesmalige Frage des Arbeitgebers: „Wo haben Sie zuletzt in Arbeit gestanden?“ immer gleich das Todesurteil für den entlassenen Sträfling bedeute. In den weitaus meisten Fällen, wo die Frage gestellt wird, ist es eine reine Gewohnheitsfrage, und wenn der Mann nur aufs Geratewohl ein paar Namen nennt, so ist die Sache gewöhnlich erledigt. Zeugnisse und Referenzen kommen doch heutzutage überhaupt nur noch für Vertrauensstellungen in Frage, und diese seinen Schützlingen zu verschaffen ist auch ein solcher Verein niemals in der Lage. Übrigens ist aber auch gerade die Zeugnisfrage für jeden, der Gefängnisluft geschluckt hat, gewöhnlich ohne jede ernste Bedeutung. Jeder praktische Polizeimann weiß, daß in der Gaunerwelt nichts so schwunghaft betrieben wird als der Handel und die Fabrikation falscher Arbeitsatteste. Durchschnittlich für 20 bis 30 Pfennige bekommt man in allen Herbergen von den „Flebbenmelochnern“ schon Certifikate, mit denen man sich getrost um einen Kassiererposten in der Reichsbank bewerben könnte.

Die wunderschönen Zeugnisse, über die jeder gewiegte Gauner verfügt, bieten denn auch gewöhnlich die einfachste Erklärung für die sonderbare Thatsache, daß sich gerade Leute dieses Schlages gewöhnlich in überraschend kurzer Zeit die schönsten, bequemsten und lohnendsten Arbeitsgelegenheiten zu verschaffen wissen. Es giebt kaum einen größern Hohn auf die Phrase, daß ein bestrafter Mensch nur durch Vermittlung edler Menschenfreunde wieder in Lohn und Brot kommen könne, als die einfache Thatsache, daß ergraute Verbrecher, wenn sie sich endlich genötigt sehen, ihr Handwerk an den Nagel zu hängen, mit Vorliebe Stellenvermittlungsbureaus eröffnen. Wir haben in Berlin ein ganzes Rudel solcher Agenten; „Plattenschieber“ nennt sie die Gaunersprache, weil sie namentlich die Besorgung landwirtschaftlicher Arbeiter schwunghaft betreiben. Für den Kenner des Verbrecherlebens liegt auch in dieser Erscheinung nichts Auffallendes; es war in diesen Kreisen immer ein eifrig gepflegter Sport, Gesinnungsgenossen als Dienstboten oder Arbeiter in vornehmen Häusern und Geschäften zum Aus-

Digitized by Google

kundschaften einzuschmuggeln, und es kann also nicht weiter wunder nehmen, wenn sie auch heute noch bei einer Stellenjagd gewöhnlich jedem andern Bewerber den Rang ablaufen. Wir sehen also, daß die Bestrafung selbst, wenn jemand wirklich die Strafanstalt mit dem festen Vorsatz verläßt, sich durch ehrliche Arbeit eine neue Existenz zu gründen, noch kein besonders großes Hindernis dafür ist. Er wird sich freilich im Anfang bescheiden müssen und nach dem greifen, was sich ihm gerade bietet; aber das müssen heutzutage auch tausend und abertausend andre thun, auf deren Vergangenheit nicht der leiseste Makel ruht. Daß ein solcher Makel, wenn er bekannt geworden ist, den Kampf ums Dasein etwas erschwert, soll gewiß nicht in Abrede gestellt werden, aber er braucht eben in den weitaus meisten Fällen gar nicht bekannt zu werden, denn die ewigen Lohnkämpfe unsrer Tage haben schon längst dahin geführt, daß sich die Arbeitgeber im großen und ganzen alle überflüssigen Fragen nach der moralischen Beschaffenheit der von ihnen beschäftigten Arbeiter abgewöhnt haben und oft froh sind, wenn sie nur überhaupt Leute bekommen.

Ebenso wenig wie die Unternehmer kümmern sich aber auch die Kollegen um die Vergangenheit des Arbeitsuchenden. Die tendenziösen Erzählungen von menschenfreundlichen Fabrikanten, die es wirklich einmal mit einem Zuchthäusler versuchten, aber bald von ihren übrigen Arbeitern gezwungen wurden, ihn wieder zu entlassen, weil sie sich in moralischer Entrüstung weigerten, mit einem solchen Menschen zusammen zu arbeiten, können eben nur solche Leute glauben, die das Arbeiterleben gar nicht kennen. Das Gefängnis ist heutzutage in der großstädtischen Arbeiterbevölkerung geradezu populär geworden; dafür haben namentlich die zahlreichen Sozialistenprozesse mit ihrer zweischneidigen Wirkung gesorgt. Jeder Gefängnisbeamte weiß, wie bei der demonstrativen Abholung dieser Duodezverschwörer oftmals Taschendiebe und Paletotmarder von Hunderten ganz rechtlicher Arbeiter in einer Weise gefeiert worden sind, als wären sie die edelsten Märtyrer der Freiheit gewesen, während doch ihr ganzes Verdienst nur darin bestand, daß sie zufällig mit dem „Genossen“ zugleich entlassen wurden.

Die Vereine zur Fürsorge für entlassene Strafgefangne sind also mindestens überflüssig, denn wer wirklich das Gefängnis mit dem festen Vorsatz verläßt, sich wieder ehrliche Arbeit zu suchen, der wird doch nicht so dumm sein, sich an einen solchen Verein zu wenden, dessen Vermittlung seine Vergangenheit an die große Glocke hängt, während er sie andrerseits weder seinem Arbeitgeber noch seinen Kollegen auf die Nase zu binden braucht. Denn daß eine solche offizielle Brandmarkung das Einleben in neue Verhältnisse nicht gerade besonders erleichtert, ist klar. Dazu kommt nun noch, daß die Stellen, über die ein solcher Verein gewöhnlich verfügt, für einen tüchtigen Arbeiter durchaus nichts Verlockendes haben. Meist sind es ländliche Arbeitsgelegenheiten. Um solche Stellen zu erhalten, braucht man sich aber wahrlich nicht erst an die

Digitized by Google

Vereine zu wenden, denn sie sind, allem Gerede von Arbeitsnot zum Trotz, jeden Tag und jede Stunde zu haben. Man braucht sich nur auf eins der stereotypen Inserate „50 Knechte aufs Land ꝛc.“ zu melden, so kauft einem der betreffende Agent sofort ein Eisenbahnbillet und ist froh, daß er seine Provision einstecken kann; und auch der Gutsbesitzer schert sich heutzutage den Teufel darum, ob die Leute, die man ihm schickt, schon was auf dem Kerbholz haben oder nicht; er ist froh, wenn er nur welche bekommt. Die ungeheure Arbeiterkalamität in der Landwirtschaft und die daraus entspringende Gleichgiltigkeit gegen die sittlichen Zustände der Arbeiter wird ja durch nichts besser illustriert als durch die köstliche Anekdote von dem mecklenburgischen Gutsinspektor, der sich von seinem Agenten ein Rudel Arbeiter für die Ernte hatte schicken lassen, worunter zufällig ein schon lange steckbrieflich gesuchter Raubmörder war und nun, als dieser plötzlich auf dem Gutshofe verhaftet wurde, den Gendarmen zutraulich fragte, ob er ihm den Kerl nicht noch acht Tage lassen könnte, bis wenigstens der Roggen herein wäre.

Diese Arbeitsstellen sind nun aber noch die besten, über die gewöhnlich die Vereine verfügen können, denn wenn die Löhne hier natürlich auch nur sehr niedrig sind, so werden sie doch wenigstens gleichmäßig gezahlt und nicht denen, die einen Makel haben, auch noch verkürzt. Das ist aber fast bei allen andern von diesen Vereinen vermittelten Arbeitsgelegenheiten der Fall, und wenn man sich nicht von der in den Jahresberichten angegebnen Anzahl der vermittelten Stellen verblüffen läßt, so wird man von der eigentümlichen „segensreichen“ Thätigkeit dieser Vereine sehr sonderbare Begriffe bekommen. In ihren Aufrufen wenden sich zwar alle diese Vereine immer nur an edle Menschenfreunde, und es fehlt ja auch selbstverständlich niemals an solchen, die für den guten Zweck den Geldbeutel ziehen und ein mehr oder weniger großes Scherflein opfern. Weiter aber als bis zur Leistung eines kleinen Geldbeitrags pflegt sich ihr Interesse niemals zu erstrecken. An die Hauptsache, nämlich sich der vom Verein angebotnen Arbeitskräfte zu bedienen, denken weder sie noch — und das ist gewiß charakteristisch für diese Schöpfungen — die Herren vom Vereinsvorstand selbst. Das ist ja auch durchaus erklärlich! Man wird es noch verstehen können, wenn ein Arbeitgeber — vorausgesetzt, daß er nicht in einer Notlage ist — einen Angestellten auch dann noch ruhig weiter beschäftigt, wenn er vielleicht nachträglich erfährt, daß der Betreffende schon einmal bestraft worden ist; daß aber jemand die Menschenliebe soweit treiben soll, sein gesamtes Dienst- oder Arbeitspersonal aus dem Zuchthaus zu beziehen, das ist doch wohl ein etwas starkes Verlangen. Ein solcher Mensch wäre entweder ein Narr oder ein gewissenloser Blutsauger, der sich nur deshalb an diese Vereine wendete, weil er bei ihnen die billigsten Arbeitskräfte nachgewiesen erhält.

Daß in der That die von den Vereinen zur Fürsorge für entlassene Strafgefangne vermittelten Arbeitsgelegenheiten das äußerste an Lohndrückerei leisten,

Digitized by Google

ist ein von allen einsichtigen Gefängnisbeamten erkannter Übelstand und wird von ihnen lebhaft bekämpft; denn gerade dieser Methode, den Leuten einfach wegen ihrer Bestrafung einen weit niedrigern Lohn zu zahlen als andern Arbeitern, hat man es wohl zu verdanken, daß Menschen, die thatsächlich den besten Willen hatten, ein andres Leben anzufangen, doch bald wieder ins Gefängnis zurückkehren; in ihrem Unverstand hatten sie sich bethören lassen, sich an derartige Vereine zu wenden, von denen sie dann noch einmal mit beispielloser Gewissenlosigkeit in Arbeitsverhältnisse gebracht wurden, wo ihnen gar keine andre Wahl blieb als entweder zu verhungern oder neue Verbrechen zu begehen. Man glaube nicht etwa, daß ich hierbei übertreibe, derartige Fälle könnten nötigenfalls mit Gerichtsakten belegt werden. So kam z. B. vor einer Reihe von Jahren vor dem Berliner Amtsgericht ein Prozeß wegen Unterschlagung gegen einen jungen kräftigen Hausdiener zur Verhandlung, der von dem dortigen Verein an einen biedern Geschäftsmann für einen Wochenlohn von drei Mark verkuppelt worden war — anders kann man diese Art Stellenvermittlung nicht nennen. Davon konnte er aber unmöglich Nahrung, Kleidung und Wohnung bestreiten, und so ging er eines Tages vom nagenden Hunger getrieben in ein Lokal, um sich wieder einmal satt zu essen, und bezahlte die kleine Zeche von dem Gelde, das er für seinen edeln Prinzipal erhalten hatte, und der Patron trieb nun seine unerhörte Gewissenlosigkeit — so nannte es nämlich der Präsident selbst — so weit, daß er den Menschen zur Anzeige brachte. Damit hatte er nun allerdings kein Glück, denn der arme Teufel wurde unter diesen Umständen freigesprochen und bekam sogar noch im Gerichtssaal in einem der Schöffen einen neuen Brotherrn. Der geringste Lohn für eine solche Stelle betrug nach übereinstimmendem Urteil der Sachverständigen auf dem Berliner Arbeitsmarkt fünfzehn Mark; was soll man nun zu einem Vereine sagen, der mit einer so philanthropischen Devise im Wappen die sich ihm im guten Glauben anvertrauenden Menschen wissentlich solchen Ehrenmännern zur schrankenlosen Ausnutzung in die Hände liefert? Man mag über die manchmal rücksichtslosen Lohnkämpfe der Arbeiter denken, wie man will, so glänzend sind sie jedenfalls alle nicht gestellt, daß sie ihren Lebensunterhalt noch auf ehrliche Weise bestreiten könnten, wenn man ihren Lohn plötzlich auch nur auf die Hälfte, geschweige denn gar auf ein Fünftel herabsetzen wollte. Und wenn man nun ganz und gar im gedankenlosen Unverstand derartige Experimente gerade an solchen Personen vornehmen läßt, deren sittliche Grundsätze an und für sich schon nicht sehr fest sind, so kann dieser frivole Leichtsinn nicht hart genug verdammt werden.

Das hätte man sich sagen können, daß die moralischen Begriffe solcher Menschen, die schon einmal der Versuchung erlegen sind, nicht dadurch gebessert werden können, daß man sie in die Hände gewerblicher Halsabschneider und Bauernfänger liefert, die sittlich noch tief unter ihnen stehen. Allen guten

Digitized by Google

Vorsätzen zum Trotz müssen sie doch dahin kommen, durch kleine Veruntreuungen wieder einzubringen, was man ihnen von ihrem wohlverdienten Lohn unterschlägt. Aus diesen Mißbräuchen heraus erklärt es sich denn auch wohl ganz einfach, daß gerade unter den Gefangnen, die sich bei ihrer Entlassung an solche Vereine gewandt haben, der Prozentsatz der Rückfälligen weit größer ist als unter den übrigen. Diese sonderbare Thatsache zeigt aber auch andrerseits, daß die Bildung solcher Vereine gerade das Gegenteil von dem bewirkt, was man eigentlich von ihnen erwartet. Anstatt das Verbrechertum einzudämmen, züchten sie es immer neu.

Das liegt nun freilich nicht allein an der famosen Art und Weise ihrer Stellenvermittlung, sondern wohl noch mehr an den eigentümlichen Privilegien, mit denen man sie von den Behörden in einer übel angebrachten Anwandlung von Humanität glaubte ausstatten zu müssen. So wird in einigen Städten kein Landstreicher, der beim Betteln abgefaßt worden ist, dem Arbeitshaus überwiesen, wenn er nachweist, daß er sich wenigstens beim Verein zur Fürsorge für entlassene Strafgefangne um Arbeit bemüht hat. Das kommt natürlich einem Freibrief auf Betteln völlig gleich, denn jeder Stromer läßt sich nun selbstverständlich in das Register dieses Arbeitsnachweises eintragen, um dann dreist und gottesfürchtig loszubetteln, da ihm ja, wenn er dabei ertappt werden sollte, nun nicht mehr allzu viel geschehen kann. In Berlin war es sogar früher Sitte, daß der Beamte des Vereins die Angaben des Vagabunden jedesmal beschwören mußte, doch ist man wenigstens von dieser unwürdigen Komödie wieder abgekommen und läßt es bei dem bloßen Zeugnis bewenden. Natürlich denken diese Kerle gar nicht daran, den Arbeitsnachweis dieses Vereins jemals ernstlich in Anspruch zu nehmen. Sie nehmen einfach die materiellen Vorteile ebenso mit, wie die aller andern ähnlichen Schöpfungen, die lediglich ins Leben gerufen zu sein scheinen, um sie in ihrer Faulheit zu bestärken. Wenn so ein Bursche im Winter, wo es ihm draußen zu kalt wird, aus Mutwillen ein Ladenfenster zertrümmert hat, läßt er sich bei seiner Entlassung von dem Anstaltsgeistlichen noch eine Empfehlung an diesen Verein geben und erhält darauf für einen Monat Schlafstelle und Kaffee; das bischen tägliche Essen ist bald zusammengefochten, und für die nötige Anfeuchtung hat er ja in seinem mitgebrachten Anstaltsverdienst das genügende Anschaffungskapital, sodaß er es im Notfall schon ohne Arbeit aushält und sich keineswegs die Hacken so danach abzulaufen braucht wie der ehrliche, rechtschaffne Arbeiter. Wenn dieser plötzlich seine Arbeit verliert — und wie oft passiert ihm das —, dann ist er thatsächlich mit dem entlassenen Strafgefangnen in derselben Lage. Während nun aber dieser durch den zwangsweis ersparten Arbeitsverdienst vor der ersten Not geschützt ist, steht der gewöhnlich nur von der Hand in den Mund lebende freie Arbeiter gleich von Anfang an dem Nichts gegenüber, und dieser Umstand dürfte wahrscheinlich der Überlegenheit, die ihm seine Unbescholtenheit im Kampf ums Dasein vor seinem Rivalen verschafft, vollständig die Wage halten, sodaß

Digitized by Google

es dem unbescholtnen Arbeiter immer nur als eine herbe Ungerechtigkeit erscheinen muß, wenn er sieht, daß man in der That mehr Eifer darauf verwendet, dem Lumpen wieder Arbeit zu verschaffen als ihm.

Ist es nicht ein Hohn auf den gesunden Menschenverstand, wenn ein rechtlicher, stellenloser Arbeiter, dessen Frau und Kinder zu Hause auf Brot lauern, bei seiner eifrigen Suche nach Arbeit auch in den Stellennachweis eines solchen Vereins tritt und man ihm nun dort ganz unbefangen eröffnet — wie es thatsächlich schon geschehen ist —, daß man ihm leider keine der angemeldeten Stellen geben könne, weil er noch nicht bestraft worden sei? Es ist gewiß richtig, daß ein Verein nur dann ersprießlich zu wirken vermag, wenn er sich bestimmte Grenzen steckt, aber er soll nicht erwarten, daß man seine Thätigkeit für verdienstlich hält, wenn solcher Unsinn zu stande kommt. Etwas andres als Absonderlichkeiten haben aber die Vereine zur Fürsorge für entlassene Strafgefangne überhaupt noch nicht zu Tage gefördert und werden es wohl auch in Zukunft nicht thun. Am allerwenigsten werden sie jemals etwas dazu beitragen, daß sich die rückfälligen Verbrecher vermindern. Das gewohnheitsmäßige Gaunertum „spuckt“ auf diese Vereine; die aus Leichtsinn Entgleisten haben aber fast immer Angehörige, und wenn es diesen nicht gelingt, sie auf die rechte Bahn zu bringen — dem büreaukratischen Schematismus eines solchen Vereins gelingt es doch erst recht nicht. Es bleiben somit nur die wirtschaftlich Schwachen, die nur deswegen nicht aus dem Gefängnis herauskommen, weil sie außer stande sind, den Kampf mit dem Dasein aufzunehmen. Gerade für solche Menschen werden sich aber die Arbeiterkolonien weit segensreicher erweisen als die Vereine zur Fürsorge für entlassene Strafgefangne in ihrer heutigen Verfassung. Würde man ihnen die Mittel zuwenden, die man jetzt aus völliger Unkenntnis der Verhältnisse diesen opfert, so würde man wahrscheinlich auch bald andre Früchte sehen.

Ein deutscher Jesuitenpater als Kolonisator in Südbrasilien

Von E. Kapff (Cannstatt)

Schon seit einer Reihe von Jahren haben berufne Kenner des Binnenlandes von Rio Grande do Sul, dem südlichsten Staate der brasilischen Union, immer wieder ihre Stimme für die Erschließung der für gewöhnlich unter der sehr dehnbaren Bezeichnung der „sieben Missionen“ zusammengefaßten Ländereien erhoben und diesen Gebieten eine Zukunft prophezeit, die alles bisher in den blühenden

Digitized by Google

deutschen Kolonien des Landes erreichte weit hinter sich lassen werde. Das Areal des eigentlichen Kernlandes dieser Mission, des bis heute nur an vereinzelten Stellen dünn besiedelten Waldgebiets des Rio Uruguay, schätzt Max Beschoren, den eine achtzehnjährige Thätigkeit als Feldmesser in Rio Grande vielfach gerade in diese Landesteile geführt hat, auf etwa 16000 Quadratkilometer, also eine Ausdehnung etwa von der Größe der preußischen Provinz Hessen-Nassau. Da nun diese Ländereien zum großen Teile Regierungsland sind, so hängen alle auf deren Erschließung gerichteten Bestrebungen vor allem von dem guten Willen der gerade am Staatsruder sitzenden regierenden Herren ab, die sich bis in die neueste Zeit nicht veranlaßt gesehen haben, die Kolonisation des Gebiets in großem Stile in Angriff zu nehmen. Endlich gelang es aber vor wenigen Monaten einem deutschen Kaufmann in Porto Alegre, eine Konzession zu erlangen, die ihm erlaubt, eine etwa tausend Kilometer lange, meist dem Rio Uruguay entlang laufende Bahn zu bauen, und ihm die Staatsländereien zu beiden Seiten der Bahnstrecke in einer Breite von je zehn Kilometern für Besiedlungszwecke zu einem sehr niedrigen Preise sichert. Ob es dem mutigen Manne gelingen wird, in Deutschland die nötigen Kapitalien zum Ausbau der ganzen Bahn zusammenzubringen, bleibt freilich noch abzuwarten, auch erlauben wir uns selbstverständlich kein Urteil über die mutmaßliche Rentabilität des Unternehmens. Jedenfalls aber ist die Erschließung des Uruguaygebiets, die von den deutschen Kolonisten der Serra Geral schon lange sehnsüchtig erwartet wird, nur noch eine Frage der Zeit. Ist sie aber erfolgt, so eröffnet sich eine unermeßliche Aussicht für die weitere Kolonisationsthätigkeit, da dann ein fester Stützpunkt gewonnen ist, von dem aus sich den Pionieren der Kulturarbeit ein großes, vielversprechendes Arbeitsfeld erschließt, und zwar in den Ländergebieten des südlichen Matto Grosso, dem Hinterland von Parana mit dem vielgerühmten Iguassuthal, den rechts vom Uruguay liegenden argentinischen Missionen und endlich in dem immer noch nicht in größerm Maßstab kolonisierten Paraguay.

Bei diesem neuen Aufschwung nun, der den einst von den Jesuiten zuerst kolonisierten Uruguayländereien bevorsteht, erscheint es angebracht, über die Erfahrungen, die von den Vätern der Gesellschaft Jesu bei ihrer wertvollen Arbeit in diesen Ländern gemacht wurden, die vorhandne Litteratur zu befragen, zumal da die sonstigen Quellen nur recht dürftige Anhaltspunkte ergeben. Da ist es denn besonders ein in den Bibliotheken selten gewordnes Büchlein, das uns manche schätzbare Auskunft zu erteilen vermag. Der Deutschtiroler Pater Anton Sepp, einer der rührigsten unter den Heidenmissionaren in Paraquaria, berichtete über seine Reise nach diesem Lande und seine dortige Thätigkeit in mehreren Briefen, die von seinem in Europa zurückgebliebnen Bruder zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Buchform herausgegeben wurden. Im zweiten Teile dieser Mitteilungen, der „Kontinuation

Digitized by Google

oder Fortsetzung der Beschreibung" (Ingolstadt, 1710), erhalten wir über die einstige Kolonisation in den uns hier beschäftigenden Landesteilen des nordwestlichen Rio Grande wertvolle Angaben, denen wir die nachstehende Schilderung entnehmen.

In der zweiten Hälfte der neunziger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts treffen wir Pater Sepp als Pfarrherrn zu S. Michael, dem heutigen S. Miguel, einer Reduktion, die er schon in fertigem Zustande übernommen hatte. Um jene Zeit aber beschloß sein vorgesetzter Provinzial, von hier aus eine neue Reduktion ins Leben zu rufen. Die Dorfschaft, unter allen Reduktionen am linken Ufer des Uruguay die ansehnlichste, hatte dermaßen an Bevölkerung zugenommen, daß es dringend notwendig erschien, diese in zwei Teile zu trennen und mit der einen Hälfte eine neue Kolonie zu begründen. Dies auszuführen war Pater Antonius bestimmt. Man kann sich recht wohl in die Stimmung des wackern Mannes versetzen, an den mit einemmal ein solches Ansinnen gestellt wurde. „Sage her, ruft er dem Leser seiner Beschreibung zu, der du dieses Blatt in der Hand hast und liesest oder ablesen höreſt: wenn dir gesagt wird: Nun wolan mein Freund! Ich hab ein Dorffschafft, in welcher mehrer denn 6000 Seelen gezehlet werden, es ist hoch vonnöthen selbe abzuthailen, ein neues Dorff aufzurichten und zu bauen, und zwar an einem Orth, allwo gantz und gar nichts bißhero gefunden worden als daß griene unfruchtbare Graß, keine in schöner langer Ordnung gepflanzte Weingärten, keine mit Waitzen und anderen Getraidt zum Schnitt zeitige Felder: keine mit feißten Oliven reiche Ölberg, keine mit fruchtbaren Bäumen versetzte Aenger oder Zwinger. Mit einem Wort, dise neue Coloniam mußt du führen und aufbauen auf einem Feld, allwo du so gar kein Strohhütlein eines Schaffhirtens antreffen solteſt. Was sageſt du zu diſen? Liebster Leſer! was Hertz hätteſt du darzue?" Aber sein starkes Gottvertrauen verläßt ihn nicht. Er ruft die Kaziken des Dorfes zusammen und teilt ihnen den Befehl mit, der von seinen Obern an ihn ergangen ist. Er stellt ihnen vor, wie die Bevölkerung so angewachsen sei, daß sie von einem oder zwei Patribus Missionariis nicht mehr regiert werden könne. Die das Dorf umgebenden Äcker seien infolge des immerwährenden Gebrauchs nicht mehr imstande, dem Ackersmann den gewohnten hundertfältigen Ertrag zu geben. Zudem hätten sich die gefräßigen Ameisen — auch heutzutage noch ein schlimmer Feind der Pflanzungen in Rio Grande do Sul — außerordentlich vermehrt und arbeiteten bei Tag und Nacht, den trägen und hinlässigen Sämann an den Bettelstab zu bringen. Deshalb würde es ihnen nicht allzu schwer fallen, diese Stätte zu verlassen, zumal wenn sie bedächten, wie er selbst aus Liebe zu ihnen, seinen indianischen Kindern, seine eigne Mutter, Brüder und Schwestern, Haus und Hof, sein liebes Vaterland Tirol und ganz Europa verlassen hätte.

Diese Anrede verfehlte ihre Wirkung nicht. Einundzwanzig Kaziken mit

Digitized by Google

750 Familien, zusammen mehr als 3000 Seelen, erklärten ihre Bereitwilligkeit, sich seiner Führung anzuvertrauen. Am 13. September 1697 erfolgte der Auszug in das unbekannte Land, das der Schar eine neue Heimat bieten sollte. Voran ritt Sepp mit zwei andern Vätern von der nächstgelegnen Reduktion auf schön gezierten Pferden. Ihnen folgten die vornehmsten und ältesten Kaziken zu Fuß, mit Stäben als Zeichen ihrer Würde in der Hand. Ebenso trug der Corregidor oder Schultheiß einen Handstock. Die Schalmeien, Fagotte und Pfeifen der Musikanten weckten mit ihrem hellen Schall, in den sich das tiefe Brummen der Trommeln mischte, das Echo der Urwälder ringsum, die noch nie der Fuß eines Europäers betreten hatte. Zuerst gelangten sie gegen Sonnenaufgang auf eine große Grasebne, bis diese von sanften Höhenzügen, heutzutage Cochillas genannt, unterbrochen wurde, in die freundliche, mit Baumwuchs bedeckte Thäler eingebettet waren. Gegen Abend näherte sich der Zug einem allmählich in die Höhe steigenden Hügel, den rings kleine Wäldchen mit stattlichen Baumgruppen umgaben. Vier krystallklare Brünnlein entsprangen unter dem dichten Schatten dieser Bäume. Nachdem sich die Führer der Schar überzeugt hatten, daß hier alle natürlichen Bedingungen für eine neue Siedlung erfüllt waren, denn auch von allen vier Hauptwinden konnte die Anhöhe bestrichen werden, da entschlossen sie sich kurzer Hand mit Zustimmung der vornehmsten Häuptlinge und verkündeten alsbald der harrenden Menge: dies sei der Ort, den der allmächtige gütige Gott schon von Ewigkeit her für sie vorausbestimmt, und von dem er beschlossen habe, er solle nach so vielen tausend Jahren seiner Erschaffung aus einer Wildnis und Einöde der Barbaren zu einer christlichen Wohnung und Dorfschaft der katholischen Paraquarier werden. Dann schlug man am Fuß des Hügels die Zelte auf und legte sich zur Nachtruhe nieder. Am andern Morgen wurde in aller Frühe die Anhöhe bestiegen und das heilige Kreuz aufgepflanzt. Pater Antonius warf sich vor ihm auf die Kniee nieder, betete es an und umfing es mit beiden Armen. Darauf warfen sich alle Indianer gleichfalls zu Boden und beteten, während die Musikanten den Ambrosianischen Lobgesang Te Deum laudamus anstimmten. Und die Vorsehung selbst schien ein Zeichen geben zu wollen, daß sie dieser Stätte hold sei. In dem Zelte eines der Väter hatte unter dem Lager, auf dem dieser schlummerte, die ganze Nacht hindurch eine abscheuliche Giftschlange gelegen, ohne daß sie dem Manne Gottes einen Schaden zugefügt hätte. Am andern Morgen wurde sie von Indianern entdeckt und getötet.

Nun ging es an die Gründung der neuen Ortschaft, die nach Johannes dem Täufer Sancti Joannis Baptistae heißen sollte (das heutige São João). Die Kaziken samt ihren Unterthanen wurden angewiesen, ihre Jochochsen für den Feldbau in Bereitschaft zu setzen, was allerdings in vielen Fällen leichter gesagt als gethan war. Denn es kam oft genug vor, daß die gefräßigen

Digitized by Google

Indianer die Zugochsen, die man ihnen anvertraut hatte, ohne weiteres brieten und aufzehrten und das hölzerne Joch dazu als Brennholz benutzten. Sodann ging es in die Wälder, um durch deren Ausrodung neuen Boden für den Ackerbau zu gewinnen. Das Verfahren war etwa dasselbe, wie es heutzutage die Siedler im ersten Stadium der Bebauung anzuwenden pflegen. Bäume und Gesträuch wurden niedergehauen, zum Teil mit den Steinbeilen, die die Indianer noch führten, und das Holz wurde, nachdem es dürr geworden war, angezündet und verbrannt. Nun nahm der Indianer oder sein Weib den nächsten besten Stecken oder die Rippe eines zuvor verzehrten Stückes Rindvieh zur Hand, rührte damit die Asche ein wenig auf, machte ein kleines Loch und warf zwei oder drei Weizenkerne, Erbsen oder Bohnen hinein, worauf sie es wieder mit Asche zudeckten. Wenn dann der Morgentau drei- oder viermal darauf gefallen war, oder ein kleiner Regen die Erde befeuchtet hatte, so sproßte alsbald die Saat hervor, die mit der Zeit das hundertfältige gab, was, wie Pater Sepp meint, „der faule Indianer durchaus nicht verdienet." Immerhin blieb noch genug Wald übrig, um das nötige Brenn- und Bauholz zu liefern und als Reserveland für die einzelnen Acker- und Wiesenlose zu dienen, deren Vermessung und Zuteilung an die Kaziken und deren Unterthanen nunmehr in Angriff genommen wurde.

Bald zeigten überall aufgepflanzte Kreuze, die als Marksteine dienten, die Flurgrenzen an. Nun mußte aber auch für die Bekleidung der künftigen Bürger dieses Landes gesorgt werden. Daher ließ Sepp die geschicktern unter den Indianern lange Seile in die Länge und Quere ausspannen, und wo diese sich schnitten, was immer in einem Abstand von sechs bis acht Schuh zu geschehen pflegte, steckte er sieben oder acht Kerne des Baumwollstrauchs, für dessen Gedeihen das Klima sich besonders eignete. Nachdem so das Nötigste für des Leibes Notdurft vorgesehen war, galt es die provisorisch errichteten Zelte und Hütten durch dauernde, solide Behausungen zu ersetzen. Nun war ja unser Pater kein gelernter Baumeister, aber er war ein Mann, der sich, weil er nicht an Überstudiertheit litt, in allen Lebenslagen zu helfen wußte.

Bei seinen vielen Reisen in Europa hatte er wohl beobachtet, daß so viele Dörfer und Städte in ihrer Anlage einen festen Plan vermissen ließen, daß die engen und krummen Gäßlein die eine da, die andre dort überzwerch hinaus liefen, und die einzelnen Häuser bald hoch, bald niedrig erbaut waren. Neben der Unbequemlichkeit war bei dieser Bauart die Feuersgefahr sehr groß. Den Pfarrhof und die Kirche aber hatten die Baumeister vielfach, wie Sepp aus Mangel an historischen Kenntnissen irrtümlich annahm, ohne weiteres Nachdenken willkürlich statt in die Mitte von Stadt oder Dorf an deren Ende hinausgestellt. Um diese Fehler zu vermeiden, nahm er zuvor gründliche Messungen mit der Richtschnur vor und ließ in der Mitte einen geräumigen Platz frei, der jene beiden wichtigsten Gebäude aufnehmen sollte, und von dem

Digitized by Google

aus alle Gassen in gleicher Entfernung von einander schnurgerade ausliefen.*) Und als mit dem Bau begonnen wurde, da kam von überall her erwünschter Sukkurs: die eine Reduktion schickte fünfzig Indianer mit hundert Ochsen, eine andre dreißig mit ebenso viel Zugtieren. Andre sandten Maultiere und seine getreue frühere Dorfschaft Yapeyu hundert starke Pferde.

So wurden denn gewaltige Cedern aus den Wäldern herbeigeführt, Ziegel gebrannt, schwere Steinquadern zurechtgehauen, alles unter lustigem Trommel- und Pfeifenklang. Im Laufe eines Jahres gelang es, die Kirche nebst Pfarrhof zu errichten, und auch der Bau der Indianerhütten ging rüstig vorwärts. Da trifft abermals ein Erlaß des Provinzials ein, der Sepp außer seinem neuen Dorf die Seelsorge auch für seinen frühern Sitz St. Michael überträgt, das einen Tagmarsch vom erstern entfernt liegt. Aber der geduldige Mann nimmt gehorsam auch die neue Bürde auf sich. Mit unermüdlichem Eifer waltet er des doppelten Amtes, bis es ihm schließlich vergönnt wird, sich ganz seiner neuen Kolonie zu widmen. Besonders die Ausschmückung der neu erbauten Kirche ist es, der er nun seine Sorgfalt zuwendet. Nach einem in Madrid befindlichen Vorbild wird das Tabernakel des Hochaltars aus Cedernholz angefertigt und mit Perlmutter, Halbedelsteinen, an denen das Uruguaygebiet besonders reich ist, und kleinen Spiegelgläsern kunstvoll verziert. Denselben Schmuck weist die reich vergoldete Kanzel auf. Die Nebenaltäre sind, wie die ganze Kirche, mit Gemälden geschmückt, einer davon, der von einer andern Reduktion stammt, wo die Indianer sich besonders in der Bildhauerkunst auszeichnen, kam auf tausend Reichsthaler zu stehen. Dieselbe Summe kosteten fünf Statuen aus Cedernholz. Vor dem Hochaltar hängt ein übersilberter Leuchter von der Decke herab, der dreißig Kerzenstöcke trägt. In dem an die Kirche sich anschließenden Gottesacker erhebt sich eine gleichfalls nach europäischem Muster angelegte steinerne Kapelle mit Kuppelbau.

Aber neben dieser künstlerischen Thätigkeit verabsäumt unser Pater seine Pflichten als Landwirt nicht. Drei Tage braucht er, wenn er um alle seine Weiden und Felder reiten will, fast so viel, als wenn er von Trient nach Innsbruck reisen sollte. Allein das Gebiet, das der Schafweide dient, ist nach seiner Angabe länger und breiter und dabei fruchtbarer, als das berühmte Lechfeld bei Augsburg. Als er einst, mehrere Jahre nach der Gründung der neuen Kolonie, seinen Prokurator zur Zählung des Rindviehs ausschickte, zählte dieser über 60000 Kühe und 20000 junge Kälber, die allein in einem Sommer von ihren Müttern gefallen waren. Auch der Ertrag seiner Baum-

*) Ob hier bei Pater Sepp nicht eine kleine Selbsttäuschung mit unterlief? Neben seinen eignen schöpferischen Ideen mochte für ihn bei Anlage der Ortschaft in oben geschilderter Weise vor allem die Erinnerung an die früher in Paraquaria gesehenen Reduktionsanlagen vorbildlich wirken.

Digitized by Google

wollfelder ist recht erfreulich. Im dritten Jahre nach der Erbauung der Dorfschaft weisen die Pflanzungen über 300000 Baumwollstöcke auf, die in einem fruchtbaren Jahre mehr als 4000 Zentner der geschätzten Faser einbringen. Die Arbeit des „Klaubens" der Baumwolle besorgen die Mädchen, die hernach zur Belohnung jede ein „schneeweißes langes Hemmetlein" erhalten. In derselben Zeit haben ihm seine „obwohlen träge" Indianerinnen mehr als 20000 Ellen baumwollne Leinwand gesponnen, wovon 14000 an die nähenden Pfarrkinder ausgeteilt werden. Die übrige Masse wird nach Buenos Aires geschickt, wo die Elle einen Preis nahezu von einem halben Reichsthaler erzielt. Den größten Triumph aber feiert Pater Sepp, als es ihm gelingt, ganz nahe bei seiner Reduktion ein Metall zu entdecken, dessen Mangel sich immer in der empfindlichsten Weise fühlbar gemacht hatte.

Über sieben Jahre waren verflossen, seit das letzte Schiff aus Spanien in Buenos Aires eingelaufen war, und Eisen und Stahl, die man nur aus dem Mutterlande beziehen konnte, waren höchst selten geworden. Da in der größten Not, nachdem er vielfach zu Gott und den Heiligen gebetet, entdeckte Pater Sepp ein ergiebiges Lager von Eisenerzen, wie es scheint, Raseneisenstein. Ob dieses an ein Wunder grenzende Ereignis der Fürbitte der allezeit wunderthätigen Mutter Gottes von Alten-Öttingen und seines Patrons, des heiligen Antonius von Padua, zu verdanken sei, oder aber der Beihilfe der armen Seelen im Fegefeuer, denen er zu diesem Behuf etliche heilige Messen gelesen hatte, wagt Sepp nicht zu entscheiden. Zur Ausnutzung dieser Gottesgabe werden sogleich Schmelzöfen erbaut und durch ein sinnreiches Verfahren lange eiserne Stangen hergestellt, aus denen dann die verschiedensten Werkzeuge geformt werden können. Aber auch Waffen muß die neue Entdeckung liefern, denn die Reduktion ist die der brasilischen, also portugiesischen Grenze am nächsten gelegne Ortschaft. Darum ist auch die Bevölkerung immer bereit, mit gewaffneter Hand jedem Friedensstörer entgegenzutreten. Die Infanterie, unter dem Befehl von Kriegsobersten und Kapitänen, bestand aus Pikenierern, sowie Pfeilschützen und Schlingenwerfern, auch Musketiere gab es, nur waren sie so feuerscheu, daß man sie kaum zum Losbrennen der Musketen zu bringen vermochte. Die Reiter werden wohl neben Pfeil und Bogen vor allem die Wurfschlinge, das Lasso, als Waffe geführt haben. Aber auch mit den bürgerlichen Einrichtungen war es wohl bestellt: Bürgermeister und Ratsherren, Richter, Zunft- und Rentmeister gab es genau so, wie in einer wohlbestellten Bürgerschaft des damaligen heiligen römischen Reiches deutscher Nation, und alle waren sie rein indianischer Abstammung, da ja außer den Patres kein Europäer in dem „Gottesstaat" geduldet wurde.

Dies mag genügen, uns ungefähr einen Begriff von der Art und Weise zu geben, wie die Jesuiten kolonisierten, und welche Erfolge sie erzielten. An der Wahrhaftigkeit Sepps zu zweifeln haben wir umso weniger Grund, als er

Digitized by Google

auch sonst in seinen Angaben einen zuverlässigen Eindruck macht und daher selbst den ausgesprochnen Gegnern der Jesuiten und ihres Missionswerks Achtung abnötigt. Die Ordensbrüder, die jede Lüge, wenn sie nur zum Vorteil des Ordens diente, gleisnerisch entschuldigten, waren eher an den Fürstenhöfen Europas, als in den Urwäldern der Neuen Welt zu finden. Und gewiß ist auch das Urteil durchaus ehrlich gemeint, das er über die Vorzüge Paraquarias — wozu das ganze von dem Netz der Jesuitenmissionen umspannte Territorium des Laplatastromsystems gehört — gegenüber der Alten Welt fällt. „Ich lasse das Wälschland einen Lustgarten Europae sein, heißt es, Teutschland ein irdisches Paradeiß, Frankreich eine Zierde aller Gärten: so bin ich doch gäntzlicher Mainung, daß Paraquaria dise alle in Schön- und Lustbarkeit weit übertreffe, weilen jene mehr von der Kunst als Natur, dises aber alleinig ihre völlige Schönheit von der Natur her entlehnet. Solte Amerika wie Europa bewohnet sein und dise zwen Theil der Welt der große Oceanus nicht also weit von einander entschiden hätte; würde Amerika in ein volckreiches Europam, Europa aber in ein Amerikanische Einöde verkehret zu sehen sein.“ Das Land der Missionen etwa als Auswanderungsziel anzupreisen, konnte ihm nicht in den Sinn kommen, da ja die Jesuiten ängstlich darauf bedacht waren, alle Europäer von ihren Reduktionen fern zu halten. Übrigens liest sich heutzutage die Stelle fast wie eine Prophezeiung, die teilweise schon in Erfüllung gegangen ist. Man denke nur an die von ihren fleißigen Bebauern entblößten Hochflächen Schottlands oder an manche entvölkerten Landstriche Italiens, deren Bewohner die Alte Welt mit der Neuen vertauscht haben! Wo aber einst die Jesuiten ein Reich aufzurichten trachteten, das sich von den Gestaden des Atlantischen bis zu denen des Stillen Ozeans und von den Urwäldern des Amazonasgebiets bis zu den Steppen Patagoniens erstrecken sollte, werden, wenn noch Tausende und Abertausende von Einwandrern ihren Weg dorthin gefunden haben werden, neue Staatengebilde entstehen, und wo die Ruinen der alten Jesuitenkollegien heutzutage der schweigenden Landschaft eine gewisse historische Staffage geben und den Geist zu wehmütiger Betrachtung stimmen, wird emsige menschliche Thätigkeit wiederum neues Leben und neues Gedeihen schaffen.

Digitized by Google

Die litterarische Bildung am Rhein
im vorigen Jahrhundert

Von Joseph Joesten in Köln

(Fortsetzung)

Außer der geistlichen Musik nahm das Theater die Interessen der Bonner Gesellschaft in Anspruch. Unter Max Friedrich erfuhr die deutsche Bühne einen allgemeinen Aufschwung. Fürsten und Höfe begannen allenthalben in Deutschland das deutsche Drama zu unterstützen, und die Bemühungen Gotthold Ephraim Lessings fanden auch am Rhein Beifall und führten dort einen gänzlichen Umschwung des Geschmacks herbei. Was in Gotha der Herzog, in Mannheim der pfälzische Kurfürst auf diesem Gebiete ins Werk setzte, dasselbe unternahm Max Friedrich mit gleichem Geschick und gleichem Verständnisse. Die in Bonn gebildete Schauspielergesellschaft (Direktoren: Reicha und Steiger) sollte nach seinen eignen Worten dazu führen, „daß die deutsche Schauspielkunst zu einer Sittenschule für sein Volk erhoben werden möchte." Das Theater wurde am 26. November 1778 eröffnet.*) Auf dem ständigen Repertoire fanden sich Lessings Dramen: Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, außerdem übersetzte Stücke von Garrick, Beaumarchais, Goldoni und Molière. Ferner kamen Dramen von Shakespeare, Schillers „Räuber" und „Fiesko" neben Opern von Gluck, Piccini, Grétry, Sacchini, Hiller, Salieri, Cimarosa und Mozarts „Entführung aus dem Serail" zur Aufführung.

In Köln bestand schon im Anfange des Jahres 1782 eine nicht unbedeutende Theatergesellschaft, die später im Bonner Hoftheater aufging „zur

*) Die deutsche Nationalschaubühne zu Mannheim wurde im Jahre 1799 errichtet. Vgl. auch den Vortrag Leopold Kaufmanns, des frühern Oberbürgermeisters der Stadt Bonn, abgedruckt in der Kölnischen Volkszeitung vom 30. Januar, 6. und 13. Februar 1884: Die Pflege der Musik an dem Hofe der letzten Kölnischen Kurfürsten. Kaufmann hält es für die Pflicht der rheinischen Historiker, gegen die einseitige und befangne Auffassung über den damaligen geistigen Zustand anzukämpfen. Er meint, „daß sie mit Erfolg das Gebiet der Kulturgeschichte betreten könnten, um in ebenso wahrheitsgetreuen als glänzenden Bildern zu zeigen, daß am Rhein das geistige Leben sich schon einer hohen Blüte zu erfreuen hatte, als der Osten unsers deutschen Vaterlandes noch in der tiefen Nacht des Heidentums gebunden lag."

Digitized by Google

Wiederbelebung des Nationaltheaters." Leopold Kaufmann, der Verfasser der „Bilder aus dem Rheinland," führt als ein wichtiges Zeugnis für die damaligen geistigen Bestrebungen den Schriftwechsel des Hoforganisten und Musikdirektors Neefe an, der auch ein gebildeter Schriftsteller war. Danach wurden in der ersten Wintersaison vom 3. Januar bis 23. Mai 1789 dreizehn Opern aufgeführt von Benda, Paësiello, Desaides, Mozart, Salieri, Grétry und Cimarosa. In der zweiten Saison blieb dieselbe Zahl von Opern, darunter aber zwei von Mozart, und zwar Don Juan und die Hochzeit des Figaro. Von der Aufführung der letzten berichtet Neefe: „Sie gefiel ungemein; Sänger und Orchester wetteiferten miteinander, dieser schönen Oper Genüge zu thun. Auch waren die Kleider prächtig und geschmackvoll." Figaros Hochzeit wurde viermal, Don Juan dreimal, der Barbier von Sevilla von Paësiello zweimal gegeben. In dem Zeitraum von vier Jahren, von 1788 bis 1792, hat Ludwig van Beethoven hier als thätiges Mitglied des Opernorchesters gewirkt. Die Mitteilungen aus dem Verzeichnisse der aufgeführten Opern zeigen, daß die besten Schulen der Zeit vollständig von ihm in ihrer ganzen Stärke und Schwäche bemeistert worden sein müssen. Bekannt ist, daß Beethoven in dem Hause der Witwe des kurkölnischen Hofkammerrats Joseph von Breuning, Helene von Kerich, die erste Bekanntschaft mit der deutschen Litteratur machte, vorzüglich mit den Dichtern Lessing, Klopstock, Herder und Goethe. Wir verweisen dieserhalb auf die „Erzählungen eines rheinischen Chronisten" von Wolfgang Müller von Königswinter (Furioso, Seite 158), der als freier und objektiver Mann über jeden Verdacht erhaben ist, daß er die Geschichte einseitig gefärbt hat.

Das frische, regsame, vor allem sich auf Wissenschaft und Kunst richtende Leben in Bonn mußte auf die Bildung des Geistes und Charakters Beethovens den nachhaltigsten Einfluß ausüben. Wie wir „bei ihm eine gewisse Vielseitigkeit der Interessen sein ganzes Leben hindurch beobachteten und zweifelsohne auf die geselligen Einflüsse zurückzuführen haben, unter denen er sich entwickelte" (vgl. Thayer, Ludwig van Beethovens Leben, bearbeitet von H. Deiters, I, S. 131 und 133), so müssen wir dieselbe vorteilhafte Einwirkung auf die litterarische Bildung der damaligen Bonner Kreise gleichfalls annehmen. Der mainzische Bibliothekar, Hofrat Johann Georg Forster, der wie kein andrer Schriftsteller das achtzehnte mit dem neunzehnten Jahrhundert, das Zeitalter ausschließlich schöngeistigen und wissenschaftlichen Strebens mit dem Zeitalter staatlicher und gesellschaftlicher Kämpfe vermittelt, sagt in seinen „Ansichten vom Niederrhein" (1790) bei Besichtigung der Bibliothek des kurfürstlichen Schlosses in Bonn, daß er „in den reichvergoldeten Schränken die besten Schriftsteller unsrer Nation in jedem Fache der Litteratur, ganz ohne Vorurteil, gesammelt" gefunden habe. Ferner meint er, „daß je reicher die Ausbildung unsers Zeitalters, desto umfassender unser Denk- und Wirkungskreis

Digitized by Google

sei, und daß wir uns auf diesem Punkte der Geistesbildung befinden, das beweist der gegenwärtige Zustand der Erziehungsanstalten, der Universitäten und der belletristischen Litteratur."

Ferner dürfte hier das Ergebnis der Untersuchungen Dr. Paul Kaufmanns in seiner „Geschichte der Familie Kaufmann aus Bonn und von Pelzer aus Köln" (Bonn, 1897) hervorzuheben sein: „Man hat, sagt er, in jüngerer Zeit öfter behauptet, im damaligen Bonn habe gar kein Sinn für die aufwachende deutsche Litteratur geherrscht. Dies ist jedoch nur mit großer Einschränkung zuzugeben. Unser Großvater*) schaffte alle damaligen Novitäten an: Hagedorn, Gellert, Rabener usw. Sein vertrautester Freund, der Hofkammerrat Boosfeld, beschäftigte sich sogar sehr lebhaft mit allen neuen Erscheinungen dieser Art; mit gleicher Lebendigkeit verfolgte sie unsers Großvaters Nichte, Amalie von Mastiaux, die spätere Frau von Grub. Ein großer Freund der Litteratur war endlich der damalige Professor Fischenich, später Staatsrat und Präsident in Berlin, der als Jenenser Student im Schillerschen Hause gelebt hatte und mit Charlotte von Schiller fortwährend in Briefwechsel blieb. Unsre Mutter erzählte, Fischenich habe, als Frau von Schiller ihm das Lied von der Glocke zugeschickt, seine juristischen Vorträge für eine Stunde sistiert und statt dessen zu größtem Entzücken seiner Zuhörer das Schillersche Meistergedicht vorgelesen. Wie sehr Oper, Schauspiel und Musik in dem damaligen Bonn blühten, ist zu bekannt, als daß man darüber noch zu sprechen brauchte, und die Einrichtung der kurfürstlichen Universität ist ein hinlänglicher Beweis, daß der Sinn für Bildung und Wissenschaft in den höhern Kreisen der Gesellschaft nicht mangelte. An dem Professor Eulogius Schneider besaß die Stadt auch einen später freilich sehr berüchtigt gewordnen Dichter. Boosfeld dichtete gleichfalls, und auch unser Großvater Pelzer hat sich in Versen versucht. Geistige Lethargie trat erst in der unglücklichen französischen Periode ein, und dies war ganz natürlich, da der größte Teil des gebildeten Publikums die Stadt verlassen hatte. Die wenigen Zurückgebliebnen, wie Boosfeld, der Geheimrat von Gerold, Frau von Grub, ihre Freundin, die schöne Gräfin Belderbusch u. a. konnten dagegen nicht in die Wagschale fallen. Auch des kunstsinnigen Kanonikus Pick (geb. 1750 zu Bonn), des »heitern, geistreichen Mannes«, dessen Sammlungen Goethe (Kunst und Altertum am Rhein und Main, Erstes Heft, Stuttgart, Cottasche Buchhandlung, 1816, S. 31 ff.) eingehend beschreibt, ist hier zu gedenken. — Eine ins Absurde gehende Übertreibung ist es, wenn Adolph Freimund in seiner 1845 erschienenen Schrift: »Die historisch-politische Schule und Böhmers geschichtliche Ansichten« behauptet, in der ganzen verarmten und

*) Der Verfasser dieser Studie fand in der Bibliothek seines Großvaters, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts geboren wurde und Richter des bergischen Amtes Windeck an der Sieg war, auch einen großen Schatz von litterarischen klassischen Werken vor.

Digitized by Google

verdummten Stadt Bonn habe sich nicht eher ein Buchbinder befunden, als bis in Königswinter Dr. Augusti einen gemietet."

Die im vorigen Jahrhundert (am 1. Dezember 1787) in Bonn gegründete „Lesegesellschaft" vereinigte die Liebhaber der schönen Litteratur und Wissenschaften (weit über hundert Mitglieder) zu einer litterarischen Vereinigung, deren Bedeutung bei unsrer Frage nicht unterschätzt werden kann. Jedem Litteraturfreund stand damals der Besuch frei. In dieser Gesellschaft wurde auch die Aufstellung des Bildnisses des Kurfürsten durch den Vortrag einer schwungvollen Ode von Professor Eulogius Schneider*) begleitet (2. Dezember 1789). Der Sekretär der Gesellschaft von Mastiaux hob in seiner Rede hervor, „daß dieses Institut durch gemeinschaftliche Kräfte unterstützt, Litteratur, nützliche Kenntnisse unter den Gliedern verbreite und seinen wohlthätigen Einfluß durch Geselligkeit und wissenschaftliche Kultur auf das Wohl des ganzen Landes ausgieße." Professor von der Schüren hob hervor: „Um den Fortschritt der Wissenschaften in unserm Vaterlande bewirken zu können, haben sich hier die Litteraturfreunde verbrüdert." Im Laufe der Zeit wurde die Gesellschaft denn auch von den größern Geistern der Zeit gelegentlich besucht, so u. a. von Haydn, Humboldt, Wallraf, Sulpiz Boisserée usw. Führen wir endlich noch an, daß der Kurfürst Clemens August für das Theater in Bonn allein jährlich über fünfzigtausend Reichsthaler ausgab, so kann man sich ungefähr einen Begriff von dem damaligen geistigen Leben machen. (Vgl. Ennen, Geschichte von Stadt und Kurstaat Köln. 1856, II. Band, S. 364.)

Auch Hermann Hüffer betont in seiner Abhandlung über „P. J. Boosfeld und die Stadt Bonn unter französischer Herrschaft" (Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, Heft 13, 1863, S. 145), daß sich die Form der von Boosfeld geschriebnen Briefe vor den meisten auszeichne, die damals in der Rheinprovinz geschrieben wurden. Dadurch solle aber gewiß nicht angedeutet werden, als sei die Bildung dort im Verhältnis zum übrigen Deutschland ungewöhnlich niedrig gewesen, die erst fremder Einwirkung alles verdanken mußte. Schon damals lebte in den Rheinlanden eine große Zahl von geistig bedeutenden, hochgebildeten Männern, die, auch der litterarischen Bewegung nahestehend, der Sprache in ausgezeichneter Weise Meister waren. Den besten Beweis dafür giebt der kürzlich veröffentlichte Briefwechsel der Boisserées, dem sich aber noch manches anreihen ließe. Im Besitze Hermann Hüffers ist noch ein Exemplar der Vossischen Übersetzung der Odyssee von 1781, das mit Anmerkungen von Boosfelds Hand reichlich ausgestattet ist. Peter Joseph Maria Boosfeld, 1750 in Bonn geboren, war 1772 Advokat bei der Hofrats-

*) Das Verzeichnis der 146 Subskribenten für dessen Gedichte beweist, daß in den weitesten Kreisen Bonns wohl einiges Interesse für die poetische Litteratur vorhanden war. Vgl. Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, 61. Heft (1895), S. 3.

Digitized by Google

kanzlei, 1784 Hofkammerrat, 1786 Mitglied des Bonner Magistrats, später Maire der neuen Stadtverwaltung.

Der Bonner geistigen Luft entstammte, wie schon vorher bemerkt worden ist, der dort am 2. August 1768 geborne, mit zweiundzwanzig Jahren (1791) zum Professor der Rechte an der dortigen Universität ernannte, spätere Staatsrat und Präsident in Berlin Bartholomäus Ludwig Fischenich, dem der Kurfürst Urlaub zu seiner weitern Ausbildung an der Universität Jena erteilte. Schillers Ruf war es, der ihn dahin zog; mit diesem wurde er bald zu innigster Freundschaft verbunden, und Schiller war mit ihm tagtäglich in wissenschaftlichem Verkehr. Fischenichs Briefwechsel mit Charlotte von Schiller (vgl. Fischenich und Charlotte von Schiller von Dr. J. H. Hennes, Frankfurt a. M., 1875, und Andenken an Bartholomäus Fischenich von demselben Verfasser, Stuttgart und Tübingen, Cottas Verlag, 1841) giebt ein beredtes Zeugnis über dessen vielseitige litterarische Bildung. In dem Buche „Schillers Sohn Ernst. Eine Briefsammlung von Dr. Karl Schmidt, Oberlandesgerichtsrat zu Kolmar, Paderborn, 1893" finden wir die Urteile über ihn und wie Schillers Gattin über diesen Bonner denkt. Am 19. Dezember 1818 schreibt sie an ihren Sohn Karl: „Ein solcher Umgang und ein Mann von einem solchen Charakter könnte von der größten Wichtigkeit für Ernst sein."

Gehen wir nun weiter den Rhein abwärts nach Köln, das schon 1388 die älteste, vom Papste Urban IV. mit Privilegien und Freiheiten ausgerüstete Universität hatte. Trotz seiner Universität, trotz seiner vielen Gymnasien (schon seit 1222) und Kollegien und Institute war Köln auf litterarischem Gebiete nicht das, was es wirklich hätte sein können. Der Verfasser der „Reise auf dem Rhein" (II. Band, S. 296) beklagt, „daß in den niedern Schulen noch der alte Schlendrian herrsche und hundert Hindernisse, die der Kölner aus anklebenden alten Vorurteilen nicht heben will und mag, das Ganze, das man doch in den benachbarten Städten so gut und glücklich wirken sieht, in seiner Schwungkraft hemmen." Auch Gercken (S. 273) meint, daß es mit dem Ruhm der Kölnischen Universität nicht recht fort wolle, obgleich sie eine Tochter der Pariser und eine Mutter der zu Löwen in Brabant sei. Es herrsche noch bei ihr viel alter Schlendrian, der die Wissenschaften nicht aufkommen ließe.

Dr. C. Varrentrapp führt in seinen „Beiträgen zur Gründung der Kurkölnischen Universität Bonn" (Bonn, 1868) ein an Meusel aus Bonn gerichtetes Schreiben vom 28. September 1784 an, worin es heißt: „Von der kläglichen Beschaffenheit der Dorfschulen muß ich Ihnen doch einige besondre Beispiele mitteilen. Zu Herzogsfreude ist eine Kapelle, die von einem Mönche bedient wird und der auch die Schule besorgen soll, aber herzlich schlecht katechisiert. Im Dörfchen Uckesdorf ist bei der dortigen Kapelle ein Benefiziat, der Messe liest, übrigens aber ein Stallausfeger, Buttermacher und Holzhacker ist. In Ippendorf wurde vor einigen Jahren durch den wahrhaft patriotisch denkenden

Digitized by Google

Herrn Pfarrer Schlösser in Langsdorff eine Schule eröffnet und ein armer, aber ziemlich geschickter Schulmeister dabei angestellt: er konnte aber wegen der großen Armut der Leute nicht lange daselbst bleiben." (Meusel, Histor. Litt. f. 1784, Band 2, 363.)

Wenn wir nun auf den Stand der Litteratur in der mächtigen Handelsstadt Köln übergehn, so darf an diese wohl nicht derselbe Maßstab gelegt werden, wie an die übrigen rheinischen Städte. Wir müssen zunächst zugeben, daß der Gebrauch der Volkssprache wenig gepflegt und zu Gunsten der lateinischen Sprache verdrängt wurde, da man besorgte, daß durch die deutsche Sprache auch der verflachende Geist in die katholische Theologie eindringen werde. (Vgl. K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, alte Ausgabe 11, S. 185.) Die alten Pedanten haßten die deutsche Sprache förmlich. In Köln wollte man, als man schon in andern deutschen Städten lateinische Grammatiken gebrauchte, die in deutscher Sprache geschrieben waren, nichts von einer solchen wissen. Bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein dauerte es, ehe die deutsche Sprache Gemeingut der rheinischen Bevölkerung auf den Gymnasien und Universitäten wurde. Außer den Laurentianern waren es die Jesuiten in Köln, die anfingen, „die Jugend von der ersten Klasse an zu gewöhnen, ihre Muttersprache nach den Regeln gut und rein zu reden und zu schreiben." In dem „handschriftlichen Bericht des Jesuitengymnasiums an den Magistrat der Stadt Köln" wird darauf hingewiesen, „daß der echte Geschmack in Poesien ohnehin aus den Alten erlernt werden muß. Wird man diese wohl inne haben, so wird sich das Genie, so vielleicht einer zur Dichtkunst in sich fühlet, in der Muttersprache, die uns geläufiger ist, gar leicht entwickeln und zur Vollendung können gebracht werden." Die klügern Väter der Jesuiten sahen nun ein, daß sie mit der bloß griechischen und lateinischen Litteratur neben den immer mehr vorschreitenden Protestanten nicht bestehen würden. Sie hatten daher gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts ihre Zöglinge mit den Musterwerken der deutschen Litteratur bekannt gemacht und sie in einem reinen Stile ihrer Muttersprache geübt. Von dieser Zeit an war es üblich, daß die Studenten nebst ihren lateinischen Aufsätzen und Versen auch deutsche anfertigen mußten. Ihre bei der Austeilung der Zeugnisse aufgeführten Schau- uud Lustspiele wurden in deutscher Sprache vorgetragen und die Schönheiten der Werke Gellerts, Hagedorns und Klopstocks in dem Unterrichte dargelegt. Von Koblenz berichtet Joseph Gregor Lang 1789 (Seite 187, Bd. 1): „Die deutsche Muttersprache, die man ehedem fast gar nicht berührte, wird nun nach den bestimmten Regeln gelehrt."

Wie die deutsche Sprache auf der damaligen kurfürstlichen Universität zu Bonn behandelt wurde, dafür ist uns ein klassisches Zeugnis des Theobald Knöll, der als Pfarrer zu Meckenheim bei Bonn gestorben ist, erhalten. Er hat mit eignen Ohren den damaligen Professor der Rechte Dr. Gottfried Daniels

Digitized by Google

die dortigen Professoren mit folgenden Worten anreden hören: „Meine Herren, es ist eine wahre Schande, daß die öffentlichen Lehrer der Universität nicht imstande sind, einen fehlerfreien deutschen Aufsatz zu liefern; es ist durchaus nötig, daß Sie die Regeln der deutschen Sprache lernen!“ (Vgl. Lersch, Niederrheinisches Jahrbuch für Geschichte, Jahrgang 1844, S. 104. Meuser, Zur Geschichte der kurfürstlichen Universität Bonn.) Und der das sagte, war ein Rheinländer von Geburt! Eines weitern Kommentars bedarf es daher unsers Dafürhaltens nicht. Difficile est, satiram non scribere, wenn man hierbei an das schöne Deutsch der Juristen in unsrer heutigen Zeit denkt, das von Zeit zu Zeit in den bekannt gewordnen Urteilen des Reichsgerichts von berufner Seite beleuchtet und gewürdigt worden ist. Auch heute könnte es nicht schaden, wenn ein Professor Daniels*) am Reichsgericht und an den andern Rechtsburgen unsers großen Vaterlandes gleiche Musterung hielte!

Gehen wir nunmehr auf die Litteratur in Köln näher ein.

In Köln war nicht der Boden für eine Litteratur, wie sie sich allmählich im Norden Deutschlands entwickelt hatte. Die Zensur der Universität hatte durch eine Bulle des Papstes Sixtus IV. vom 17. März 1479 das Recht, „den zum Verkauf bestimmten Büchern die Approbation zu erteilen oder zu versagen, die Buchhandlungen und Buchdruckereien zu kontrollieren usw.“ Mit dieser Zensur konkurrierte das erzbischöfliche Offizialat und der päpstliche Nuntius. So war in Köln die Litteratur durch ein dreifaches Band geschnürt. Unter diesen Umständen war auch der Buchhandel gehindert, sich frei und selbständig zu entwickeln. Man wandte der einheimischen Litteratur den Rücken und suchte in der französischen Litteratur Befriedigung für die geistigen Bedürfnisse, wo man feinern Geschmack, mehr polierte Sitten und weniger Prüderie zu finden glaubte. Obgleich Köln eine der ersten Städte gewesen war, die die neuerfundne Buchdruckerkunst in ihren Mauern sorgsam gepflegt hatte, war der Kölner Buchhandel, der auf der Frankfurter Messe eine so bedeutende Rolle bis dahin gespielt hatte, immer mehr hinabgesunken. Solange die lateinische Sprache fast ausschließlich die Sprache der Gelehrten und der Weltmänner war, behauptete die Frankfurter Messe ihren Vorrang vor den übrigen Messen; als auch die deutsche Sprache in ihre Rechte eintrat und den ihr gebührenden Platz in der deutschen Litteratur einnahm, blieben die fremden Buchhändler weg. Auf diese Weise wurde Leipzig, die gefährlichste Rivalin Frankfurts, der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels. Wie es mit der Versorgung der damaligen wissenschaftlichen Welt im Rheinlande mit den Erzeugnissen der Litte-

*) H. G. W. Daniels, geb. 25. November 1754 zu Köln, seit 16. November 1776 als Advokat bei dem kurkölnischen Hofratsdikasterium zu Bonn immatrikuliert, wurde von Kurfürst Maximilian Friedrich 1783 zum öffentlichen Lehrer der Rechtswissenschaften an der damaligen Akademie zu Bonn ernannt. Später war er erster Präsident des Rheinischen Appellationsgerichtshofes zu Köln.

Digitized by Google

ratur aussah, das beweist folgende Anzeige eines Kölner Buchhändlers aus dem Jahre 1785: „Joh. Arnold Imhof, aus Köln a. Rh., hat die Ere, den Herrn Liebhabern der Litteratur und schönen Wissenschaften hiemit bekannt zu machen, daß er bei seiner Durchreise nach Koblenz gesonnen sei, sich dahier zu Bonn bis den 12. April laufenden Jahres aufzuhalten. Er fürt ein starkes und schönes Sortiment der neuesten und auserlesensten Bücher aus allen Teilen der Wissenschaften bei sich, worunter viele prächtige Berliner, Leipziger, Dresdener, Hamburger usw. Originalausgaben usw., die er aus den Leipziger Messen gezogen, und in hiesigen Gegenden gar nicht wohl zu haben sind. Sein Laden ist bei Hofe dahier."

Der Verfasser der „Reise auf dem Rhein," Joseph Gregor Lang (Koblenz, 1789—1890) berichtet, daß ein Koblenzer Buchhändler ihm im Gespräche mitgeteilt habe, „obschon viele denkende Köpfe in Koblenz sich vorfänden, so wäre doch verhältnismäßig wenig Hang zur Schriftstellerei." Er begrüßte daher des Verfassers Absicht, ein Buch über den Rhein zu schreiben, mit um so größerer Freude, als er bisher keinen Schriftsteller dazu hätte ausfindig machen können (S. 174 ff., I. Band). Von den Benediktinern in der Abtei Laach rühmte er dagegen, „daß sie eine ausgebreitete Litteraturkenntnis besäßen, und in deren Privatbibliotheken auch die neuere deutsche Litteratur durch ihre deutschen Dichter vertreten wären." Dabei bemerkt er: „Welch ein auffallender Abstich zwischen der ersten und zwoten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts im Mönchtum, in welcher erstern, wenn man zurückblickt, der Mönch nebst seinem Brevier nichts andres kannte, als eine oft höchst widersinnige Dogmatik oder fabelhafte Legende" (Band II, S. 98 ff.). Der Verfasser ist, wie man sieht, ein freidenkender Mann. Wir vermögen daher auch seine Betrachtungen (Band I, S. 196) über die damalige Reform des Schulwesens nur als berechtigt anzuerkennen, wenn er seine Freude über den geistigen Umschwung in folgenden Worten ausdrückt: „Glückliches Zeitalter für jeden Freund der Menschheit — wo man alle Zweige nützlicher und angenehmer Kenntnisse nicht nur für den gelehrten Stand, sondern für jeden Freund des Guten und Schönen überhaupt bearbeitet, und den Menschen durch zweckmäßigere Bildung seiner geistigen und körperlichen Kräfte stets mehr zu jenem Grade der Vollkommenheit vorzubereiten sucht, den er ungehindert in kommenden Zeitaltern unter dem Schutze weiser und thätiger Fürsten ersteigen kann und wird!"

Er nimmt daher auch S. 258 kein Blatt vor den Mund, wenn er von Köln sagt, daß „Haß gegen Neuerungen, Intoleranz, mißverstandne Freiheit, womit sie ihre verjährten Privilegien durchsetzen wollen, und die keine Polizei ahnden darf, die Hindernisse sind, warum es nicht recht Tag werden will; und wenn, wie hier, Steifsinn und Vorurteil die Zerstreuung des Nebels verbaut, da weiß man schon, wie schwer es der Philosophie wird, mit ihren

Digitized by Google

Strahlen durchzudringen. Überhaupt ist Köln in der Kultur wenigstens noch ein Jahrhundert hinter dem ganzen übrigen Deutschland zurück. Wenn man das fünf Stunden nur davon entlegne Bonn und das benachbarte Düsseldorf, das nur sieben Stunden davon abliegt, damit in Vergleich stellt, so weiß man gar nicht, was man sagen soll. Doch ist keine Regel ohne Ausnahme. Man trifft hier Gesellschaften an, in denen ein sehr feiner Ton herrschet, die sich durch Geschmack auszeichnen usw."

Über die höchste Bildungsanstalt des Landes, die Kölner Universität, äußerte 1777 ein Kölner Professor Dr. Menn: „Es waren Zeiten, wo sich unsre Vaterstadt das Athen am Rhein nennen durfte. Aber warum mußte doch unser Athen dem alten auch darin gleich werden, daß die Wissenschaften von ihm auswanderten und dieser ihr Wohnsitz in gänzlichen Verfall geriet? Seit anderthalb Jahrhunderten zog sich ein immer trüberer Nebel um uns her, der auch sogar von dem im übrigen Europa mehr und mehr aufgehenden Licht keinen Strahl zu uns durchließ. Es verscheuchten wohl innerliche Unruhen oder Kriegsläufe die Musen eine Zeit lang von ihrem geliebten Wohnsitz; aber ist es nicht eine unverzeihliche Sache, daß hier statt einer vernünftigen Gelehrsamkeit die Sphinx jener rätselhaften abgezognen und leeren Schulweisheit unter der Larve einer systematischen Philosophie sich vor das feiernde Heiligtum lagerte und es bisher gegen die Ansprüche der zurückkehrenden Wahrheit mit Vorurteilen behauptete?" (Vgl. Bianco, Die alte Universität Köln I, S. 590.)

(Schluß folgt)

Der goldne Engel

Erzählung von Luise Glaß

(Fortsetzung)

Also stieg Karl allein die Gangtreppe hinunter uud beschaute das Gestell. Aber sehr obenhin, die Augen glitten immer wieder ab, den Hof entlang, der jetzt völlig leer war, schweiften nach dem leeren Fenster der Wäscherin, nach der kahlen Lattenlaube, nach der dunkeln Rückwand der Apotheke. Die Spatzen lärmten in den Kastanien hinter der Stadtmauer, und Jenny spielte bei offnem Fenster: „Du, du liegst mir im Herzen." Sie hatte den dummen Karl über den Hof gehen sehen, er war wahrhaftig noch hübscher geworden.

Nun sah auch Frau Flörke den Heimgekehrten, stellte das heiße Eisen zum zweitenmal an diesem ereignisreichen Abend beiseite, trotz der stattlichen Reihe Feiertagshemden, die es noch zu bügeln galt, und kam heraus.

Digitized by Google

Nein, so was! nein aber! Da ist der Herr Scharls! Schon wieder zu Hause? Nur auf Urlaub? Nun ja, das ist auch ganz hübsch, aber das hat meine Tochter nich nötig, sie kriegt dort ihre Feiertage. Statiös, mit Tanz und Landpartien. 'S geht ihr mächtig gut, un sie wird ästimiert als 'n hübsches Mädchen, was sie ist. Was ich ganz gut sagen kann, obwohl ich die Mutter bin. Un sie is hölllisch gescheit im Laden; sie hat mirn Hut geschickt zum Fest: piekfeiner Geschmack! so schön, daß er einem beinah nich gefällt. Ja. Un da is en Verwandter im Geschäft, der is was Rechtes: gelernter Kaufmann. Der steckt die ganze Stadt in die Tasche, un wenn die Nett was geerbt hat, nimmt er sie zur Frau, un dann wirds ne große Sache, denn die Pate hat immer noch son bischen altmodsche Ansichten. Fährt lieber Schiebekarrn wie Eisenbahn.

So, antwortete Karl verdrießlich, und das hat Ihnen Nett alles geschrieben?

Warum nich gar — Nett! Nein, die Brendeln. Was eine hiesige is, die hat dorthin geheiratet, und die hats so von den Leuten, un von was einer hört, da is immer was dran, und sie is hingegangen in den Laden un hat sich fürn Groschen Band gekauft, und dabei hat sie gesehen, wie scharmant der junge Mann mit meiner Nett umgegangen is. Ja! Wenn einer nur erst mal naus kommt, dann sieht er, was er wert is — zu Hause gehts in der lieben Gewohnheit weiter, bis die letzten Schuh durchgelaufen sind.

Karl ärgerte sich über Frau Flörkes Geschwätz und ärgerte sich über die kahle Bohnenlaube. Vorhin hatte er beschlossen, in seinen Urlaubstagen Bohnen zu pflanzen. Nun Nett aber doch nicht wiederkam, wärs unnütze Tändelei gewesen.

Ist doch ganz gut, wenn ich wegbleibe, dachte er, bin hier herausgewachsen.

Da setzte Sankt Barthelmä zum dritten Läuten ein, und Line rief zum Abendbrot.

Sogar den Vater lockten Ruf und Geläute aus seiner Stube, er hatte noch nicht wieder vergessen, daß der Sohn zu Hause war. Er wartete vor der Werkstatttthür auf Karl, schob die Hand in seinen Arm, drückte ihn ein wenig und fragte leise: Du bleibst, nicht wahr? du hast nun genug gelernt. Du mußt doch dabei sein, wenn wirs probieren, mußt zuschauen, mußt den Kritiker machen. Wir gehen nicht gleich vors große Publikum, nur ein paar Sachverständige laden wir ein: zwei, höchstens drei, und lassens auch nicht vorher in die Zeitungen. Ich habs gegen Nothnagel durchgesetzt, man weiß doch nicht — so beim erstenmal kann eine Kleinigkeit versagen, und das unvernünftige Volk meint dann gleich, die ganze Sache sei faul. War ne Arbeit, das durchzusetzen: der Nothnagel ist doch ein banausischer Gefährte. Aber freilich, freilich, besser so einer als gar keiner; die Menschenstimme will ein Echo haben. — Du bleibst da, unterbrach er sich plötzlich mitten in seinen rückwärtsschauenden Gedanken, du mußt zusehen.

Ja Vater, antwortete Karl, wieder völlig im Banne seiner alten Abhängigkeit.

Drinnen, beim Eierkucheneſſen, fragte ihn Line ab, wie es in der Fremde sei, und was ihn heimführe. Da sagte er alles.

Der Alte schalt, nannte Meister Wendelin einen Sklavenhändler, der von andrer Leute Herz und Hirn zu leben denke, und Line saß schweigend da in bitterschwerem Kampf. Selbständigkeit war eine schöne Sache, aber hier unter Spinnweb und Gespenstern, eingeengt durch Schulden und Vorurteile, war das noch Selbständigkeit? Nein, sie brachte den Mut nicht auf, den Bruder ums Bleiben zu bitten, so sehr sie sich nach seiner Gegenwart sehnte.

Mir scheint das sehr günstig, sagte sie leise und sah auf den Teller, damit Karl nur nicht in ihren Augen läse, wie schwer ihr die Zustimmung wurde.

Digitized by Google

Karl sah von Linen auf den Vater, vom Vater auf Linen, sah zur offnen Küchenthür hinaus, durch die man den Ballonreifen gegen den Abendhimmel sehen konnte.

Freilich wars günstig, aber da draußen stand seines Vaters Lebenswerk. Mußte er nicht dabei sein, wenn das zum Abschluß kam?

Ja Line, sagte er schnell, um den Zwiespalt los zu werden. Aber — ich denke, es läuft mir nicht davon.

Du könntest zum Aufstieg auf einen Urlaub herkommen, redete Line weiter zu, aber matt, es wurde ihr gar zu schwer. Herr Wendelin würde dirs nicht verweigern.

Der Vater brummte, Karl sagte: Natürlich nicht. Aber ein Urlaub hat Anfang und Ende, es könnte sich mit dem Aufstieg etwas verschieben, ich müßte um mehr schreiben, und sie hätten sich mit der Arbeit so eingerichtet, daß das nicht ginge. Nein nein. Es ist auch keine Gefahr dabei, Line, was ich heute kann, kann ich auch übers Jahr. Ich habe das Zutrauen, daß ich so einen Platz wie den gebotnen jederzeit fände; ja ich meine sogar, einen Teil der Entwürfe ließe mich Wendelin hier machen, wenn er nur merkt, 's ist mir ernst mit dem zu Hause bleiben. Wir wärs, wenn ich am dritten Feiertag zurückführe und mich so schnell als möglich freimachte.

Bravo, rief der Vater, bravo! das heißt wie ein Sohn gesprochen! Und du wirst dabei sein, wenn wir zum erstenmal steigen, du wirst! Sollte auch Wendelin deine Abreise hinauszögern, wir warten auf dich.

Lines stumme, das ganze Gesicht erleuchtende Freude rührte den Bruder am meisten.

5

Ackermanns Schmiede hatte wieder ihr gewöhnliches Aussehen: im Hof flatterte Wäsche, die fünf Jungen verführten ihren Bubenlärm — Fräulein Line hörte ihn kaum. Seit das Gespenst, Gestalt geworden, in der großen Scheuer stand, konnte sie nichts andres mehr denken als den Aufstieg.

Würde er glücken, würde der goldne Engel gehorchen, wie noch niemals einer seinesgleichen gehorcht hatte?

Die Gudrun des alten Professors, „das Lied der Geduld und Treue," lag vernachlässigt neben Bibel und Bilderfaust. Was kümmerte Linen jetzt Glück und Leid dieser allzeit jungen Menschenkinder, die sich so gesund und kräftig mit ihrem Schicksal herumschlugen, mochte es auch sieben und aber sieben Jahre währen. Sie holte sich heimlich Buch für Buch aus des Vaters Sammlung und las in die Nächte hinein von den schauerlichen Fahrten, die fast allesamt mit Sturz und Tod geendet hatten, las von Wind und Wetter, Feuer und Wasser, die dem Menschen gleichermaßen Verderben sannen, sowie er den schützenden Grund seiner heimischen Erde verließ. Auch quälte sie, daß der Ballon ihrer Aufsicht entrückt war, daß sie nicht mehr rechnen konnte, was neues „in den Wind gejagt" wurde; sie schätzte nur so ungefähr, daß die Hunderttausend verbraucht sein müßten. Der Lotteriebote kam wieder ins Haus — aber um Geld zu holen. Der alte Städel konnte einen neuen Gewinn brauchen.

Nur mit Karl ging alles nach Wunsch; in der sichern Erwartung, der junge Mann werde den Kleinkram zu Hause bald satt haben, ließ Meister Wendelin ihn schon um Johanni frei. Kopf und Herz voll von den auszuführenden Arbeiten, kam Karl an und wurde vom Vater sofort eingesponnen in das, wofür man im Bereiche des goldnen Engels allein leben durfte.

Digitized by Google

Morgen, Charles, morgen! Heute zeig ich ihn dir. Aber sag der Line nichts, sie ist ganz verdreht, sie thäte was, ums zu hindern. Doch nicht, widersprach er sich selber und sah dem Sohne nachdenklich ins Gesicht. Doch nicht. Etwas Schlechtes würde sie nicht gerade thun, sie kann sich nur nicht aufschwingen und glaubt nicht an andrer Leute Flügel; weder an die der Seele, noch an meine sichtbaren draußen auf der Wiese. Klein ist sie, dafür kann sie nichts, ist ein Weib. Mein Junge, nimm dich vor den Weibern in acht, sobald du etwas Großes auf die Füße stellen willst. Entweder spinnen sie dich ein mit ihrem kleinen Behagen wie die Elfen den Ritter im Mondschein, bis du dich nicht mehr rühren kannst und unthätig hinträumst, was sie ein glückliches Leben nennen; oder sie zerstören dir mit Quengeln und Jammern den Arbeitsfrieden, werfen dir Erbsen in den Weg, auf daß du ausgleitest, und hängen sich an deine Schwingen, bis sie gebrochen sind. Sie können nichts dafür, es ist ihre Art.

Karl wollte das nicht glauben; wie er aber dann von Frau Flörke zur Rede gestellt wurde über das Wo und Wie seiner Rückkehr, wie er Linen blaß und erregt beim Vesperbrot hantieren sah, da standen des Vaters Worte lebendig vor ihm mit hinweisender Hand, und die andern, die lieblichen, wie die Meisterstochter draußen, oder Nett, das Ding, die mochten einen nachher wohl einspinnen zu willenloser Traumseligkeit.

Gleich nach der Vesper gingen die beiden Städels hinaus zum Luftschiff; der Vater besuchte es jeden Tag, und daß ers dem Sohne zeigte, war selbstverständlich, dennoch faßte Linen eine unbestimmte Angst, das Gefürchtete könne heute geschehen. Sie lauerte dem Mechaniker auf und fragte ihn: Steigt er heute?

I wo, antwortete der erschrocken, sie so nahe bei der Wahrheit zu finden. Denkt nicht dran, Fräulein Line, liegt noch bleifest im Schuppen.

Sie sollen mir nichts weismachen: es geht etwas vor; mein Bruder ist da, und in der Zeitung steht, daß man mit der Füllung begönne.

Der Teufel hole die Zeitungen. Nein, Fräulein Line, so was geht langsam, heute nicht und morgen nicht.

Also übermorgen? fragte sie, als er innehielt.

Übermorgen? antwortete er, in die Enge getrieben, das könnte schon eher sein, da wärs vielleicht möglich.

Also übermorgen, sagte sie noch einmal, und der Mechaniker machte sich aus dem Staube.

Die Lehrmädchen waren entlassen, das Vorderzimmer gelüftet und aufgeräumt; dann prüfte Line die Werkstatt noch einmal. Sie hatte dort nach Kräften geschafft, um Karl den Raum behaglich zu machen, nun war er ja wohl überhaupt noch nicht drin gewesen.

Herr Gott, behüt uns in Gnaden, daß ihn das Unwesen nicht auch zu fassen kriegt, sagte sie leise, den alten Senefelder auf dem Arbeitstisch noch etwas näher an den Willkommstrauß rückend, als ob diese Blumennähe die ganze Steinschreiberei lieblicher machen könnte.

Da sah sie endlich, daß Karl doch schon hier gewesen war; seine Mappe lag auf dem Ständer neben dem Arbeitstisch, und als sie die aufschlug, schauten ihr seine Entwürfe entgegen. Ein tiefer Atemzug hob ihre Brust. Gut, flüsterte sie, gut, und wischte sich einen Hauch Feuchtigkeit aus den Augen.

Unten im Hofe nahm Frau Flörke die letzte Wäsche ab. Ackermann stand in der Thür und redete ein Wort zwischen den Leinen durch, Frau Flörke fings auf und spann eine lange Antwort daraus; inzwischen schaute der Meister den Schwalben zu, entdeckte dabei Line auf dem Gange und rief sie herunter.

Digitized by Google

Feierabend!

Sie folgte dem Ruf, gesellte sich zur Flörke und griff beim Wäscheabnehmen zu. Solange einer hantierte, konnte Line nicht stillsitzen.

Sie sehen ja so vergnügt aus, als obs schon flöge, sagte Frau Flörke plötzlich, während sie das letzte Stück vom Laubentisch nahm und in den Korb drückte.

Sofort schwand die Heiterkeit aus Linens Gesicht, aber Ackermanns fragendem Blick antwortete sie doch. Ich sah Karls Arbeiten oben liegen; man begreift, daß Wendelin ihn halten wollte, und da kamen mir so allerlei Zukunftshoffnungen.

Hoffnung läßt nicht zu schanden werden, sagte Frau Flörke breit und behaglich und kam sich vor wie ein denkender Mensch.

Linen aber überflog die Erinnerung an all die zärtlich gepflegten Hoffnungen, die ihr lebenslang zu schanden geworden waren. Sie saß jetzt in der kahlen Lattenlaube und hatte die Hände ums Knie geschlungen.

Hoffen, sagte sie, wenn einer etwas erhoffen könnte, mir glückte es gewiß, so heiß wies in mir ist, aber es nützt alles nichts; alles Wünschen, Bitten und Warten, alle Kraft und alle Arbeit sind vergeblich. Maikäfer am Faden sind wir, die sich abzappeln mögen, weils possierlich aussieht für irgend wen, der da zuguckt.

Das sollten Sie nun doch nicht sagen, Fräulein Line.

Sie sah zu Ackermann auf, der an die Latten getreten war, und es stieg ihr dunkel in die Augen. Daß der sie tadelte, der sonst allzeit zufrieden mit ihr war, that ihr weh; sie wurde aber auch dadurch nicht mit der unfaßbaren Bangigkeit fertig, die ihre Adern und Gedanken mit Unruhe füllte.

Ich hab es Gott anbefohlen, er soll thun, was gut ist, sagte sie leise mit einer fast zornigen Eindringlichkeit.

Ackermann schüttelte den Kopf. Thut er das nicht immer, Fräulein Line? Wir aber verwirren es mit täppischen Fingern. Oder er giebt uns seinen Rat, wir aber wollen sein Wort nicht hören —

Ich horche, sagte das Mädchen mit erstickter Stimme, aber ich höre nichts. Plötzlich stand sie auf und trat dichter an Ackermann hinan, denn die Flörke kam wieder heraus, um die Leinen abzunehmen.

Ist es wahr, was heute in der Zeitung stand? Das mit der Füllung?

Was?

Daß jedes einzige mal füllen des Ungeheuers so viel kostet.

Ja.

Tausende?

Er hätte ihr gern diese Sorge weggelogen, aber was konnte das helfen. Ja, antwortete er noch einmal langsam.

Ja, wiederholte sie matt. Aber wie denn? Woher denn? Das Geld ist ja alle.

Nun, das ist noch nicht schlimm. Lassen Sie ihn nur erst mal seinen Kreis geflogen sein —

Wenn!

Thut er, thut er schon, er läßt sich lenken! Bedenken Sie doch, wie gut das Modell seine Wasserprobe bestand! Und dann kommen die andern: das Militär und die Sachverständigen, die Fachpresse und die überholten Erfinder; dann bieten uns offne Hände Geld und wieder Geld, denn jeder will bei einer Sache sein, die so viel verspricht.

Und wenn ein Unglück geschieht?

Ackermann schüttelte den Kopf, sie aber fuhr dringender fort: Es ist doch möglich! selbst wenn alles geglückt wäre, wenn die Maschine thäte, was ihr erwartet,

Digitized by Google

was kann da alles noch vom blinden Zufall verdorben werden, und dann? Dann stehen wir wieder am Anfang.

Ja, dann würden wir noch einmal bauen müssen, sagte Ackermann ernst und ruhig, wie man von einer unabweisbaren Pflicht spricht.

Auch er! Das ganze Herz voll warnender, beschwörender Worte drängte sich zu Linens Lippen empor, aber was nützte es denn zu reden und zu klagen, die Männer ließen sich von ihrem Gespenste doch weiter treiben und foppen; und jetzt hatte es auch den tüchtigen Alwin Ackermann gepackt, dessen nüchterner Ruhe sie so sicher gewesen war. Sie konnte nichts mehr sagen und nichts mehr hören, einzig vermochte sie noch das häßliche Lachen zu ersticken, das ihr in die Kehle stieg. Sie nickte dem Schmied stumm zu, ging eilig hinauf, schloß ihre Thüre ab und setzte sich noch einmal an die Schneiderarbeit.

Als Vater und Sohn von der Buschwiese kamen, fanden sie einen Imbiß in der Küche stehn, im übrigen mußten sie sich selber helfen.

Am andern Morgen trat Line beizeiten auf den Gang. Es hing Nebel in der Luft, die Sonne, die dahinter stand, färbte ihn gelbrot und zerriß ihn; aber er kam nicht herab, er löste sich in flatternde Fetzen, schwang sich an Sankt Barthelmäs breitem Turm empor, hob sich von dem hohen Dach des goldnen Engels in phantastischen Gestalten, hing sich auf kurze Zeit als flimmernder Dunst über die ganze Breite des Himmels und verschwand dann bis zu gelegner Rückkehr.

Line hatte keine Zeit für den Nebel, sie meinte heute noch gehetzter zu sein als sonst. Sie versorgte ihre Wirtschaft, sie stellte die Lehrmädchen an, die jung, hübsch und redelustig das Vorderzimmer füllten und allemal froh waren, wenn das gestrenge Fräulein ein Viertelstündchen draußen zu schaffen hatte.

Heute redeten sie nicht von Nachbars Fritz und dem hübschen Ladendiener des Kleiderhändlers, heute redeten sie von dem Lenkbaren draußen auf Ackermanns Wiese.

Nun wirds, sagte die große Schwarze, ob Fräulein Line nachher bessere Laune kriegt?

Mein Vater sagt auch, es sei Unsinn, mit so viel Geld könne man Gescheiteres anfangen.

Jawohl, pflichtete die Kleinste bei und rümpfte das Stumpfnäschen unter dem blonden Stirngelock. Zumal wenn man Schulden hat! Und wir müssen auch nur so schauderhaft fleißig sein, weil Fräulein Line mit unsern Stichen diese Schulden abbezahlen will.

Eine Antwort verbot sich, da Line Städel ins Zimmer kam und sich ans Vorrichten machte. Als sie aber eine Stunde später draußen nach dem Essen sah, fragte die kleine Blonde: Habt ihrs gesehen? und alle wußten gleich, was sie gesehen haben sollten, und antworteten eifrig: Ja! ja!

Ich gestern; die ganze Seitenwand der Scheune ist offen, damit sies herausschieben können, und Vater sagt, das fliegt ganz gewiß morgen zum Sonntag, weils natürlich recht viele Leute sehen sollen. Ich gehe aber nicht hin, wenn sie nachher etwa mit der Büchse kommen, wie auf dem Jahrmarkt.

Die Schwarze lachte, und die Vierte, mit dem spitzen Gesicht und der spitzen Stimme, sagte: Wir werdens doch frei haben, als die Lehrmädchen! das wäre doch wirklich eine Schande.

Na, ich laufe naus, und wenns auch was kostet, gewissermaßen gehört man doch auch mit dazu. —

Digitized by Google

So nach und nach hatte sich ganz Senkenbergs ein angenehmes Interesse für Städels Lenkbaren bemächtigt; in den Kneipen sprachen sie von ihm, in den Kaffeegesellschaften schüttelten sie die Köpfe und bedauerten die arme Person, die Schneiderin, die soviel Last mit ihrem verdrehten Mannsvolk habe. Ackermanns Wiese lag zwar weit draußen, aber für einen Feierabendspaziergang immerhin noch erreichbar. Wer seiner Gesundheit Bewegung gönnte, lief heuer auf die Buschwiese hinaus.

Es wird natürlich wieder nichts, sprach Hinz zu Kunz, denn die Naturgesetze kann man nicht weglöschen wie falsche Exempel von der Schiefertafel, aber die Zunft der Narren ist groß, seitdem sich der erste die Schellenkappe über die Ohren gezogen hat.

Und Kunz rechnete Hinz vor, was seit hundert Jahren für reale Werte, Stücke unersetzlichen Volksvermögens verprobiert und in die Luft gejagt worden seien. Seine Wahrscheinlichkeitsrechnung brachte eine abenteuerliche Summe zusammen, und je größer die wurde, desto lustiger wuchs auch die Narrenkappe, die auf dem Haupte der Städels und Nothnagels saß.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das russische Budget für 1899 und die russische Dorfverfassung. Herr Witte hat schon oft und viele Leute in Erstaunen gesetzt; er übertrifft sich aber selbst in dem am 1. Januar a. St. publizierten Budget für 1899 und dem daran geknüpften Rechenschaftsbericht.

Das Budget schwebt mit rund 1572 Millionen Rubeln in Einnahme und Ausgabe, um 97 Millionen mehr als im Vorjahre. Um diese Höhe der Einnahme zu erreichen, bedarf der Minister keiner neuen Anleihen; vielmehr hat er im vorigen Jahre über die budgetmäßigen Anschläge hinaus noch der Reichsbank 75 Millionen übergeben können, hat für das Gebiet des Notstands 35 Millionen ausgesetzt, hat 90 Millionen für Schiffsbauten gefunden, hat 88 Millionen verwandt für Schuldentilgung, Darlehen an Eisenbahnen u. a. m., und hat doch am 1. Januar 1899 einen Einnahmerest von 115 Millionen in der Hand behalten, mit dem die außerordentlichen Ausgaben des laufenden Jahres voll gedeckt werden sollen. Woher sind diese Summen nun geflossen? Am 1. Januar 1898 befand sich in der Reichsrentei ein verfügbarer Barbestand von 214,7 Millionen; in den ersten elf Monaten 1898 überstiegen die ordentlichen Einnahmen die Anschläge des Budgets um 212,5 Millionen; dazu kamen 83 Millionen unvorhergesehene Eingänge, 10 Millionen an veranschlagten, aber nicht aufgebrauchten Ausgabeposten früherer Jahre. Das macht zusammen 522,5 Millionen Rubel, die über das Budget hinaus in die Hand des Ministers geflossen sind und mit Ausnahme von 98 Millionen, die in außerordentlichen Einnahmen für 1899 gebucht sind, unter dem Namen freier Barbestände außerhalb des Budgets auch verwandt wurden oder werden zu außerordentlichen Ausgaben. Budgetmäßig sind an außerordentlichen Ausgaben eingestellt 109 Millionen. Für 1898 ist also aus jenen Barbeständen zu außerordentlichen

Digitized by Google

Ausgaben außerhalb des Budgets verfügt worden über 424,5 Millionen, und da innerhalb des Budgets 1898 noch 124 Millionen verausgabt wurden, so stellt sich heraus, daß die gesamten außerordentlichen Ausgaben für 1898 — 548 Millionen betragen haben, d. h. etwa zwei Fünftel der ordentlichen Ausgaben. Ich glaube nicht, daß ein andres Budget in der Welt so Außerordentliches in seinen Ausgaben leistet.

Die für 1899 veranschlagten außerordentlichen Ausgaben kommen fast gänzlich dem Bau von Eisenbahnen und der Anschaffung von Bahnmaterial zu gute. Von Beschaffung neuer Geschütze ist nicht die Rede, und wenn Herr Witte auch 90 Millionen, wie er sagt, bereit hat zu Schiffsbauten, so sind für diese Pläne im Budget doch vorläufig nur 34 Millionen, d. h. kaum 15 Millionen mehr als 1898, ausgeworfen. Der Goldvorrat betrug zu Ende 1898: 1591 Millionen, gegen 1897 um 121 Millionen mehr; die Notenmenge 725 Millionen, gegen 1897 um 274 Millionen weniger. Die Einnahmen aus Zöllen, Eisenbahnen, Accise steigen, kurz, es ist das Idealbild eines blühenden Finanzwesens, das wir da vor uns sehen. Zu ideal, fürchte ich, für ein Land, dessen Volkswirtschaft so sehr unter dem Mangel sowohl an Kapital als an intensiver Arbeitskraft leidet; zu ideal für ein Volk, das dem Sparen so abgeneigt ist, und das zu 90 Prozent einer Klasse angehört, deren elende Lage Herr Witte offen anerkennt.

Als ich vor kurzem in dieser Zeitschrift (1899, Heft 1) mein Vertrauen in die Kraft des Herrn Witte, die volkswirtschaftlichen Zustände Rußlands aus ihrer elenden Lage zu reißen, äußerte, ahnte ich nicht, daß er sich schon an das Werk gemacht habe. Man mag von den Zahlen dieses Budgets nun denken, was man will, man mag auch die Darlegungen des Berichts für noch so idealisiert halten: das Bedeutendste und hoffentlich Realste in dieser ministeriellen Kundgebung liegt in der darin enthaltnen Verheißung einer gründlichen Reform der bäuerlichen Agrarverfassung.

Nachdem der Minister auf die wiederkehrenden Mißernten und die Unfähigkeit des russischen Bauern, sie aus eigner Kraft zu überwinden, hingewiesen hat, erörtert er die Thatsache, daß der russische Bauer es bisher noch nicht so weit gebracht hat, eine gesicherte wirtschaftliche Lage zu erringen, die ihn in den Stand setzen könnte, den natürlichen Wechsel von guten und schlechten Ernten auszugleichen, wie es in Westeuropa längst geschehen sei. Wo steckt die Wurzel des Übels? fragt der Minister. Die tiefen Kornpreise sind es nicht, denn die Bauernwirtschaft ist fast reine Naturalwirtschaft und als solche unabhängig von den Kornpreisen. Die Besteuerung ist es nicht, denn der Gesamtbetrag der direkten Staats-, Landschafts- und Gemeindeabgaben beträgt 2 Rubel 20 Kopeken auf den Kopf, die Regierung hat seit Jahren diese Steuern vermindert oder abgeschafft, nie aber angespannt. Die Rückstände, besonders aus den Zahlungen für die Landablösung von 1861, sind es nicht, denn hierin werden die weitestgehenden Erleichterungen gewährt. Die indirekten Steuern sind es nicht, denn sie treffen nicht die zum Leben des Bauern notwendigen Gegenstände. Die mangelnde Bildung ist es nicht, denn in andern Ländern hat der Bauer in einer Zeit, wo er ebenso wenig gebildet war, wie heute der russische, doch verstanden, sich wirtschaftlich zu sichern. Es muß eine andre, „in der Organisation des Wirtschaftslebens, in der Tiefe der Volkswirtschaft selbst wurzelnde Ursache wirksam sein." Diese Ursache meint Herr Witte zu erkennen in der „Unbestimmtheit der vermögensrechtlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse des Bauernstands." Indem er weiter diese Mängel rechtlicher und sozialer Natur erörtert, vermeidet er doch mit Absicht, das Kind beim Namen zu

Digitized by Google

nennen, spricht von unzeitgemäßem Gewohnheitsrecht, von der Unsicherheit der Rechtsverhältnisse, von den Lücken und Mängeln der Gesetzgebung von 1861 her, die nur durch „Lösung der allgemeinen Prinzipienfragen des Agrarwesens“ beseitigt werden könne. Wenn der Minister sich nicht entschließt, diese Prinzipienfragen zu nennen, so wird die Presse nicht zögern, es zu thun, indem sie diesen Bericht des Herrn Witte für den ersten offnen und offiziellen Angriff auf die russische Dorfverfassung erklärt. Nur hierum kann es sich handeln: diese Verfassung, die vor Jahrhunderten überall in Europa bestanden hat, die aber Herr von Haxthausen vor fünfzig Jahren in übertriebner Höflichkeit auf seinen Reisen in Rußland für etwas ureigentümlich Slawisches und für ein soziales Ideal erklärte, was zur Folge hatte, daß die Russen auf diesen groben Leim gingen und seitdem glaubten, im Besitz dieses slawischen Heiligtums dem faulen Westen sehr überlegen zu sein. Diese Verfassung mit ihren Gewannen in Form von Schnurländereien, mit dem Recht jedes Bauern auf einen Anteil an ihnen, mit den Umteilungen der Äcker, mit der Unsicherheit des Besitzes und daraus hauptsächlich folgend mit der elenden, aus Ruriks Zeiten her gleich gebliebnen Art der Bodenkultur. Und die andre faule Stelle an dieser Dorfverfassung deutet Herr Witte ebenfalls an, indem er sagt: „Die Gesetzesbestimmungen über die Steuer- und Abgabenerhebung dürfen nicht den Verordnungen über die bäuerlichen Lebenseinrichtungen zu Grunde gelegt werden.“ Das eben war die bisherige Lage: die Dorfgemeinde ist ein Steuerkörper mit gegenseitiger Haftpflicht der Gemeindeglieder. Das ist ein höchst bequemes Institut für die Steuerbehörde und ein höchst verderbliches für den Bauer. Diese Steuerordnung und jene Agrarordnung — sie sind von 1861 bis jetzt das Thema endloser Kämpfe gewesen, die zwischen slawischen Eiferern und ihren Gegnern geführt wurden; sie sind so offenbar verderbliche Institutionen, daß mit ihnen belastet das begabteste Kulturvolk zu Grunde gehen müßte; sie sind die hauptsächliche Ursache der bäuerlichen Armut, und wer sie beseitigt, wer diese eiserne Fessel der agraren Entwicklung bricht, der wird mehr geleistet haben, als die Gesetzgeber der Bauernemanzipation von 1861. Hoffen wir, daß Herr Witte dieser Reformator wird. Seine Kritik der agraren Lage atmet ein Verständnis, eine Freiheit von Vorurteil und einen Mut, die das Beste erwarten lassen.

E. v. d. Brüggen

Sozialpolitische Schriften. Ein sehr gutes Buch ist: Die soziale Lage der arbeitenden Klassen in Berlin von Dr. E. Hirschberg, Direktorial-Assistenten am statistischen Amt der Stadt Berlin, Leiter des statistischen Amts der Stadt Charlottenburg. Nebst mehreren graphischen Darstellungen. Berlin, Otto Liebmann, 1897. Der Verfasser behandelt mit stetem Rückblick auf die frühern Verhältnisse bis zum Anfang unsers Jahrhunderts: die Zahl der Arbeiter nach Beruf, Alter, Konfession, die Wohnungsverhältnisse, Erkrankungen und Sterblichkeit, die Arbeiterversicherung, das Schulwesen, die soziale Fürsorge der Behörden, die Organisationen der Selbsthilfe, die Arbeiterbewegung, die Arbeitslosigkeit, den Arbeitsnachweis, Arbeitslohn und Arbeitszeit. Er kommt zu dem richtigen Ergebnis, daß man die heutigen Berliner Arbeiterverhältnisse weder gut noch schlecht nennen könne, weil gut und schlecht relative Begriffe sind und es einen absoluten Maßstab für die Beurteilung nicht giebt. In vielen Beziehungen ist gegen früher eine entschiedne Besserung anzuerkennen, dafür sind dann wieder andre neue Übelstände hervorgetreten. Im einzelnen wollen wir nur zwei Punkte hervorheben. Hirschberg bemerkt, daß die jungen Arbeiter, die nur eine Schlafstelle haben, zum Wirts-

Digitized by Google

hausbesuch geradezu gezwungen seien, weil sie außerhalb der Schlafenszeit bei ihren Quartiergebern höchstens geduldet sind, und weil, wenn man sie duldet, der dortige Aufenthalt nichts weniger als angenehm zu sein pflegt; der zweite Umstand treibt bekanntlich auch die Inhaber dieser Wohnungen ins Wirtshaus. Es ist schon unzähligemal gesagt worden, muß aber bei jeder Gelegenheit aufs neue wiederholt werden, daß, solange nicht allgemein für behagliche Wohnungen und alkoholfreie Erholungsstätten gesorgt wird, der Kampf gegen den Trunk vergebens ist. Sogar die Arbeitsnachweise von Innungen befinden sich im Wirtshause. Wenn es ein Maurer damit entschuldigt, daß er im Jahre 440 Mark im Wirtshause ausgiebt (bei einer Ausgabe von 625 Mark für Essen und Trinken im Haushalt), so ist die angebliche Nötigung natürlich nur ein Vorwand, aber solche Vorwände sollte es doch nicht geben. Außerdem möchten wir ein paar Worte über das Kapitel Arbeitslosigkeit verlieren. Im 38. Hefte der Grenzboten von 1898, Seite 534, ist gesagt worden, in Wirklichkeit fehle es an Arbeitern, und die Arbeitslosigkeit sei nichts andres als die zeitweilige Unterstandslosigkeit der Kinder bei dem Spiel: Kämmerchen vermieten. Das würde bei den Dienstboten zutreffen, wenn es diesen beliebte, bei jedem Stellenwechsel ein paar Tage zu feiern; nötig haben sie es nicht, da die Nachfrage nach Jetten und Justen jederzeit das Angebot übersteigt. Fürs große und ganze aber ist zunächst zu bemerken, daß sich die relative Übervölkerung keineswegs bloß im Überangebot von Handarbeitern kund giebt. Wir haben genug andre Klassen, die teils nichts oder nicht genug zu thun haben, teils Dinge thun, die besser ungethan blieben. Die Not der Krämer z. B., die jetzt als mittelständliche Staatsstützen gerettet werden wollen, besteht darin, daß ihrer viel zu viele sind. Und in dem viel dünner bevölkerten Frankreich hat vor einigen Monaten Méline gesagt: Avec la baisse du taux de l'intérêt, toutes les fortunes diminuent et tout le monde est obligé de travailler; le rêve socialiste se réalise de lui-même; la conséquence, c'est que toutes les carrières libérales sont encombrées, regorgent de candidats qui refluent, mécontents et aigris, sur la société qu'ils accusent. Dieselbe Nummer der Réforme Economique,*) die die zu Remiremont gehaltene Rede des frühern Ackerbauministers enthält, bringt einen Artikel über die Kolonisation, worin es heißt, die Söhne der ehemals vermögenden Familien seien heute genötigt, sich eine Position zu schaffen. Ja, aber wo denn? Les professions libérales, le fonctionarisme, le commerce même sont encombrés. Was nun die Lohnarbeiter anlangt, so ist ihre periodische Arbeitslosigkeit das Ergebnis von zwei Gezeiten, die einander bald verstärken, bald aufheben, und deren jede wieder aus vielen verschieden verlaufenden Wellenbewegungen besteht. Die eine ist die Flut und Ebbe der Saisongewerbe, die andre entsteht durch die Gesamtkonjunktur, die Arbeitermassen bald anzieht bald abstößt. Die bloß einige Tage dauernde Arbeitslosigkeit wegen Stellenwechsels berücksichtigt Hirschberg auch, aber von den im Jahre 1895 in Berlin gezählten männlichen Arbeitslosen (am 14. Juli 26592, am 2. Dezember 41451) war der vierte Teil schon ein Vierteljahr lang arbeitslos. Und die beiden Zählungstermine waren schlecht gewählt, weil, wie Hirschberg sagt, im Baugewerbe die Sommerarbeit am 14. Juni noch nicht lange begonnen, am 2. Dezember noch nicht völlig aufgehört hat (in vielen Gewerben, muß außerdem bemerkt werden, steht gerade vor Weihnachten die Saison auf ihrer Höhe), „hätten

*) Diese in Paris erscheinende Wochenschrift enthält außer volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Aufsätzen und Berichten auch Handelsnachrichten und namentlich viel Handelsstatistik.

Digitized by Google

die Zählungen einige Monate später stattgefunden, so würde vermutlich im Sommer eine kleinere, im Winter eine größere Zahl Arbeitsloser konstatiert worden sein." Überdies hatte gerade im Sommer 1895 die aufsteigende Konjunktur eben begonnen, die heute noch fortdauert. Wahrscheinlich würde die Zahl der längere Zeit Arbeitslosen geringer sein, als sie jetzt ist, wenn wir einen gut organisierten Arbeitsnachweis hätten, der Angebot und Nachfrage rasch und sicher zusammenbrächte. Jetzt laufen Unzählige auf der Arbeitsuche ins Blaue hinein, und es ist reiner Zufall, wenn sie einen Platz finden. „Wer den kolossalen Andrang vor dem Hause des Berliner Lokalanzeigers in den Nachmittagsstunden sieht, und wie jeder sich bemüht, das Blatt zu durchfliegen, um möglichst zuerst an Ort und Stelle nachzufragen, wird erkennen, daß die Nachfrage nach Arbeit zu allen Zeiten in Berlin nicht gering ist." Aber selbst ein vollkommen organisierter Arbeitsnachweis würde die periodische Arbeitslosigkeit vieler nicht beseitigen, weil ein verheirateter Arbeiter nicht in jedem beliebigen Augenblick von Berlin nach Mannheim oder umgekehrt übersiedeln kann, und weil Bebels Ansicht falsch ist, daß jeder zu jedem tauge. Wenn plötzlich die Ausdehnung des Fahrradsports mehr Metallarbeiter fordert, dagegen die Riemerei und Sattlerei einschränkt, so können sich die überzähligen Lederarbeiter nicht sofort in Metallarbeiter verwandeln, und selbst zum Schneeschippen taugt mancher in seinem Fach — z. B. als Uhrmacher, Feinmechaniker oder Bogenschreiber — ganz tüchtige nicht viel. Wirklicher Arbeitermangel herrscht übrigens auch in dieser Zeit aufsteigender Konjunktur nur in einem Gewerbe, in der Landwirtschaft. Abgesehen nun aber auch von der ungesunden Agrarverfassung Ostelbiens, die diesen Mangel schon seit langem verschuldet hat, kann es nicht als ein gesunder volkswirtschaftlicher Zustand bezeichnet werden, wenn die vom Erntewagen fortgelaufnen Bauernknechte deswegen in der Stadt Arbeit finden, weil ein hochzeitsreisendes Ehepaar auf der Fahrt von München nach Bozen für dreißig Gulden Ansichtskarten verbraucht, und wenn die Berliner Bäcker in jedem Frühjahr auf den oberschlesischen Dörfern ein paar hundert Jungen kaufen, das Stück zu zehn bis zwanzig Mark,*) die sie nach beendigter „Lehrzeit" auf die Straße setzen. Denn nur die wenigsten von diesen „Lehrlingen" bringen es zu einer kümmerlichen Selbständigkeit im Bäckergewerbe, und über dreißig Jahre alte Bäckergesellen finden keine Arbeit mehr, ein Teil sucht und findet Arbeit in einem andern Beruf, ein Teil wandert aus, „London wimmelt von deutschen Bäckern" (a. a. O.), ein Teil geht an den Folgen der Überanstrengung körperlich zu Grunde, und ein Teil verfällt der Vagabondage. Die Zahl der deutschen Vagabunden ist viel größer, als sie in den amtlichen Nachweisungen erscheint. Die Strenge der Polizei treibt viele über die Grenze; vor ein paar Jahren klagte man in Italien, heute klagt man schon in Palästina über deutsche Strolche. Nehmen wir noch ein andres Handwerk! Der „Zimmerer" sagt in der vorjährigen Nr. 8: „Das übermäßige Angebot hat u. a. die Folge, daß eine säuberliche Auslese gehalten wird. Die Großstädte konsumieren nur die Blüte der männlichen Kraft und stoßen die ausgemergelten Kräfte schnell wieder ab; hat einer das vierzigste Lebensjahr überschritten, dann ist er ein alter Mann, den niemand mehr mag. Entweder er muß in ein andres Gewerbe eintreten, oder zurück in die Heimat, oder untergehen." Wir entnehmen dieses Zitat der ersten Abteilung des zweiten Teiles von Schmöles Werk: Die sozialdemokratischen Gewerkschaften in Deutschland (Jena, Gustav Fischer, 1898), dessen ersten, allgemeinen

*) Die schwächern zehn, die stärkern fünfzehn, die stärksten zwanzig Mark; Soziale Praxis vom 13. Oktober 1898.

Digitized by Google

Teil wir im zweiten vorjährigen Bande Seite 198 angezeigt haben. Es droht zu einer ganzen Bibliothek anzuschwellen, denn der vorliegende Band (300 S. groß 8°) behandelt nur die Zimmerer, nach seiner Vollendung wird es aber auch eine sehr wichtige und vollständige Informationsquelle sein. — Das Handbuch des gewerblichen Arbeiterschutzes vom Regierungsrat Georg Evert (Berlin, Karl Heymann, 1897) ist ein reines Nachschlagebuch; es enthält die gesetzlichen Bestimmungen mit erläuternden Anmerkungen. — Mit einem einzelnen Zweige des Arbeiterschutzes beschäftigt sich Dr. Arthur Dodd in dem Buche: Die Wirkung der Schutzbestimmungen für die jugendlichen und weiblichen Fabrikarbeiter und die Verhältnisse im Konfektionsbetriebe in Deutschland. (Jena, Gustav Fischer, 1898.) Der Verfasser findet, daß die Schutzbestimmungen die Lage der Frauen und der „Jugendlichen" bedeutend verbessert und der Kinderarbeit in Fabriken ein Ende gemacht haben; ob die Kinder dafür nicht anderwärts desto ärger geplagt werden, das bleibt eine offne Frage. Die Statistik ist stellenweise unklar. Über die Konfektionsarbeiter erfahren wir nichts neues, doch verdient die Schilderung der Wohnungshöhlen in Hamburg, Berlin, Breslau, die der Verfasser besucht hat, besonders der in der Hamburger Steinstraße, Seite 199, gelesen zu werden. Zwar weiß vor der Hand niemand, wie diesem Elend abgeholfen werden könnte — der Verfasser will zunächst die Konfektion der Gewerbeaufsicht unterworfen wissen, aber wie diese Maßregel wirken würde, ist zweifelhaft —, dennoch ist es notwendig, daß solche Zustände allgemein bekannt werden. Sie haben Wirkungen, die in die Augen fallen, und kennen die Gesetzgeber die Ursache nicht, so lassen sie sich zu einer falschen Kur auf Symptome verleiten, die die Übel erster wie zweiter Ordnung nur verschlimmert. — Wie der englische Arbeiter lebt, vom Bergarbeiter Ernst Dückershoff (Dresden, O. V. Böhmert, 1898) ist ein Schriftchen, das jedermann lesen muß. Der Verfasser schildert deutsche und englische Arbeiterzustände, wie er sie mit seinen klaren Augen gesehen und in seinem Herzen empfunden hat, schlicht und trocken; er spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, ohne zu posen, ohne sich als Schriftsteller aufzuspielen und sich zu zieren. Wir wollen nur etwas von dem anführen, was er über den Trunk sagt. Die englische Arbeiterschaft trinkt seiner Schätzung nach im ganzen ungefähr ebenso viel wie die deutsche; aber der Spiritus verteilt sich dort anders als bei uns; der anständige und mäßige Suff, der bei uns so hoch in Ehren steht, ist dort selten; der anständige Arbeiter trinkt fast gar nicht, der Lump desto mehr. Der ordentliche Arbeiter erholt sich zu Hause oder im Freien; seine Versammlungen hält er in Sälen ab, in denen es nichts zu trinken giebt, und versammelt man sich einmal in einem Gasthause, so bleibt die Thür zum Schanklokal geschlossen. Desto zahlreicher sind die Trunkenbolde, und diese ruinieren ihre Familie unfehlbar, denn Tabak und Alkohol sind viermal so teuer als in Deutschland; die Trinker und Raucher, meint Dückershoff, trügen die Steuer für die ganze Arbeiterschaft, die nüchternen und nicht rauchenden Arbeiter seien so gut wie steuerfrei. Der Trunkenbold endet meistens im Arbeitshaus, und der Familie nimmt sich eine der zahlreichen Wohlthätigkeitsgesellschaften an. Die Sekten, meint er, seien nicht sowohl Gebets- und Bekenntnisgemeinschaften, als Vereine für die Ausübung der christlichen Nächstenliebe; deshalb stehe der englische Arbeiter dem Christentum nicht feindlich gegenüber. — Die unermüdlichen Webbs haben das Jubiläumsjahr nicht vorübergehen lassen, ohne das Fazit des Viktoriazeitalters für die Arbeiterschaft zu ziehen. Ihr Schriftchen ist unter dem Titel Englands Arbeiterschaft 1837 und 1897 bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen deutsch erschienen. Die oder vielmehr der Verfasser — Herr Sidney Webb scheint diesmal allein, ohne die Gattin, zu sprechen — meint, wer den Fort-

Digitized by Google

schritt seit 1837 rühme, der lege einen sehr niedrigen Maßstab an, denn das Jahr 1837 bezeichne eben den Tiefstand, 1737 hätten sich die Handwerker und Lohnarbeiter in einer weit bessern Lage befunden. Seit 1837 sei die Zahl der ganz Elenden relativ zwar gefallen — sie mache einen kleinern Prozentsatz der Arbeiterschaft aus —, absolut aber gestiegen. Außerdem hätten bedeutende Verschiebungen stattgefunden. Die Kohlengräber von Northumberland z. B. seien vor sechzig Jahren elende Sklaven gewesen, heute stünden sie an der Spitze der Arbeiteraristokratie. Dafür hätten sich neue Arten von geplagten Arbeitern gebildet. Während vor sechzig Jahren noch jedermann zwischen acht und neun Uhr zu Bett gegangen sei, werde heute bis tief in die Nacht hinein verkauft und gekneipt und die Nacht hindurch gereist; das hätten die in Läden und Gasthäusern, die auf der Eisenbahn und bei der Pferdebahn Angestellten zu empfinden. Die beigegebne kleine Arbeitslosenstatistik beweist, daß es sich auch in England dabei um kein bloßes Spiel handelt; die Parlamentskommissionen, die sich damit zu beschäftigen haben, nehmen die Sache sehr ernst, wie wir vor zwei Jahren bei der Besprechung eines Blaubuchs gesehen haben. — Der Gerichtsassessor Dr. W. Lohmann kritisiert in seiner Schrift: Das Arbeitslohngesetz (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1897) die Lehren Ricardos, die er der Hauptsache nach als richtig anerkennt, sowie die von Marx und Henry George. Da sich die ungeheure Mannigfaltigkeit des Lebens in die Formel: Verhältnis zwischem konstantem und variablem Kapital, nicht einzwängen läßt, so werden sich kritische Köpfe weder durch die darauf gebaute marxische Rechnung noch durch Lohmanns Gegenrechnung überzeugen lassen; besser wirkt dessen weniger formelhafte Widerlegung des amerikanischen Agrarsozialisten. Seinem Endergebnis stimmen wir mit Vorbehalt bei: „Die Chancen für den Arbeiter sind dann am günstigsten, wenn mit großen Verbesserungen in der Organisation und in der Technik der Güterproduktion zugleich eine Ära sinkender Rente eintritt; das wird bei uns seltner und in geringerm Maße durch Meliorationen in der heimischen Landwirtschaft geschehen, als durch die Erschließung von Ländern mit jungfräulichem Boden. Wenn diese Chancen erschöpft sind, und wenn die Rentensteigerung schneller vor sich geht, als daß ihre Wirkung durch Einführung arbeitsparender Methoden ausgeglichen werden kann, dann werden wir das Malthusische Gesetz in Thätigkeit sehen; ein Zeitpunkt, von dem wir, wie ich hoffe, noch weit genug entfernt sind." — Dr. Emanuel Adler hat in seiner Schrift Über die Lage des Handwerks in Österreich eine dankenswerte Ergänzung zu den „Untersuchungen" und dem Werke von Waentig geliefert. Was vom Handwerk zu retten ist, und dessen sei nicht wenig, das ist seiner Ansicht nach nur auf dem Wege der genossenschaftlichen Selbsthilfe und durch bessere Ausbildung der Handwerker zu retten; für die Reorganisation des Lehrlingswesens werden ausführliche Vorschläge gemacht. Adler steht unserm eignen Standpunkte sehr nahe.

Eine physiologische Bemerkung zu dem Artikel: „Tastbare Malerei" in Nr. 45 (10. November 1898) der Grenzboten. Die vortreffliche kleine Abhandlung: „Tastbare Malerei" über Bernhard Berensons florentinische Maler der Renaissance sieht — neben ihrem Hauptzweck, der Kritik der Berensonschen Charakteristiken der großen Florentiner Maler — das Neue der Berensonschen Betrachtung gewiß mit Recht „nicht in einer von der bisherigen abweichenden Erkenntnis der Sache, sondern in einer etwas ungewöhnlichen Terminologie," und drückt gleichsam zum Belege dieser Auffassung Berensons Hauptschlagwort: die „Taktilität" der Gemälde einfach durch „Rundung, Körperlichkeit, perspektivische Vertiefung, Greifbarkeit" aus. Berensons physiologische Deutung dieser „Taktilität"

Digitized by Google

hat sie nicht weiter berücksichtigt. Eine dahin gerichtete Kritik lag eben außerhalb des Zwecks der Abhandlung. Aber es ist doch wohl nicht ohne Interesse, zu zeigen, wie Berenson mit einer physiologisch durchaus irrigen Vorstellung operiert.

Übertragen wir das Fremdwort: „Taktilität" ins Deutsche: Betastbarkeit, so wird sofort klar, eine wie unbestimmte Eigenschaft von Gemälden Berenson statt der bestimmten Qualitäten (wie Rundung, Körperlichkeit u. dgl.), die durch das Tasten (wenn es überhaupt ein solches wäre) erkannt werden, angiebt — so unbestimmt, daß sie ohne nähere Bezeichnung gar nicht verständlich ist. Aber — abgesehen davon — ist „Taktilität," Betastbarkeit, vor allem darum verfehlt, weil es eine falsche Vorstellung des innern physiologischen Vorganges erweckt, durch den wir der Dimensionen nicht nur gemalter Gegenstände, sondern aller körperlichen Dinge inne werden. Und diese irrige Vorstellung war es auch, die Berenson zu seiner Taktilität verleitet hat. Es ist nicht der Tastsinn, der uns die Vorstellung von den Dimensionen der Dinge vermittelt, der hat nichts damit zu thun, sein Bereich ist — ganz allgemein ausgedrückt — der Widerstand des Körperlichen (die Kohäsion, der Aggregatszustand), sowie die Beschaffenheit der Oberfläche (Rauhigkeit, Glätte); es ist vielmehr lediglich der Muskelsinn, der uns durch das Maß der Bewegung, das eine bestimmte Muskelgruppe ausführen muß, um einen Gegenstand in seinen Dimensionen, d. h. in der gegenseitigen Entfernung seiner verschiednen Grenzen zu erfassen, seine Höhe, Breite und Tiefe kennen lehrt, indem dieses Bewegungsmaß nach dem Muskelzentrum gemeldet wird. Dieser Muskelsinn ist allen Muskeln eigen, je nach der Übung verschiednen Gruppen in verschiednem Grade, also auch den Augenmuskeln, und zwar diesen sowie den Handmuskeln am meisten.

Es ist also unrichtig, wenn Berenson behauptet: „Die Empfindung von der dritten Dimension (der Tiefe) giebt uns als Kindern nicht das Auge, sondern der Tastsinn; später vergessen wir den Ursprung und sehen auch mit den Augen dreidimensional. Diese großen florentinischen Figurenmaler regen also unsre Tastvorstellung an, sie veranlassen uns, unsern Netzhautempfindungen »Taktilwerte« zu geben, wir erkennen Greifbares, also Wirklichkeit." Weder das Auge noch der Tastsinn giebt uns diese Empfindung, sondern eben der Muskelsinn der Augenmuskeln, wir vergessen den Ursprung der Empfindung der dritten Dimension aus dem Tastsinn nicht, weil sie nie darin ihren Ursprung hatte, und wir verlegen diese Empfindung nicht in die Netzhaut, sondern ins Muskelzentrum. Und endlich ist es nicht nur die dritte Dimension, die die Berensonsche Taktilität, alias der Muskelsinn, vermittelt, sondern es sind alle drei Dimensionen. Dabei ist es für den physiologischen Vorgang gleichgiltig, ob die Dimensionen wirklich sind oder nur scheinbar, durch die Kunst hervorgebracht.

Wollte man also statt der speziellen Bezeichnungen der Dimensionsempfindungen als hoch, breit, tief ein diese drei zusammenfassendes Wort, der Berensonschen Taktilität entsprechend, schaffen, so würde es etwa Mensurabilität lauten, womit, was ja thatsächlich der Fall ist, wenn auch wieder zu allgemein, ausgedrückt würde, daß ein Gemälde auch in seiner dritten, der Tiefendimension (mittels der Augenmuskeln), „gemessen" werden kann. Aber wozu das? Körperlichkeit, perspektivische Vertiefung u. dgl. sind viel bezeichnender.

Halle M. B. Freund

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Zukunft Deutsch-Südwestafrikas

Von Felix Friedrich Bruck (in Breslau)

In unserm Kolonialbestande ist Deutsch-Südwestafrika die wertvollste Kolonie, weil sie die einzige ist, die sich in klimatischer Hinsicht zu einer Masseneinwanderung von Deutschen eignet. Handelsfaktoreien und tropische Plantagenwirtschaft allein werden ein Volk wie das deutsche niemals zu befriedigen vermögen. Sie sind gewiß nicht von der Hand zu weisende wertvolle Förderungsmittel unsers nationalen Wohlstands; aber allein sind sie unzureichend, um die von Jahr zu Jahr zunehmende Übervölkerung — im Jahre 1897 betrug der Überschuß der Geburten über die Sterbefälle 784634 — und als Folge davon die fortschreitende Proletarisierung breiter Schichten unsrer Bevölkerung zu verhindern.

Hierzu bedürfen wir eines Stückes Erde, auf dem sich die wirtschaftlich Schwachen ansiedeln können, und in Deutsch-Südwestafrika haben wir glücklicherweise ein solches Land in mehr als ausreichendem Umfange gefunden. Gegen die vereinzelten Stimmen einiger weniger, die dies bestreiten, wie Graf Joachim Pfeil, Freiherr von Bülow und Dove, haben sich bedeutende Kenner südafrikanischer Agrikulturverhältnisse, wie Hindorf,*) Kurt von François,**) Dr. Max Esser***) und neustens ganz besonders der Regierungsbaumeister Rehbock erhoben, der Deutsch-Südwestafrika im Auftrage des Syndikats für Bewässerungsanlagen im Schutzgebiete ein Jahr lang bereist hat. Rehbock schließt seinen ausführlichen Bericht mit den Worten: „Daß das Land imstande

*) Bericht in den Denkschriften über die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete im Jahre 1894/95.

**) Grenzboten 1897, Nr. 41.

***) „An der Westküste Afrikas" (1897) S. 216 ff.

Digitized by Google

ist, eine ansehnliche Anzahl von Europäern in behaglicher Weise zu ernähren, daran kann nicht gezweifelt werden, das beweisen die Erfahrungen aus den von der Natur nicht mehr begünstigten Nachbarländern in Südafrika, das zeigen eine Reihe von im Namalande seit Jahrzehnten lebenden Farmern und eine größere Zahl in den letzten Jahren eingewanderter Buren, die sich im Lande wohlfühlen."

Und ebenso wird in der dem Reichstage jüngst zugegangnen amtlichen Denkschrift über Deutsch-Südwestafrika (S. 130) berichtet, daß sich zur Zeit unter den Weißen eine starke Neigung zeige, sich seßhaft zu machen und den landwirtschaftlichen Beruf zu ergreifen, eine Neigung, die im Interesse des Schutzgebietes nur mit Freuden begrüßt werden könne. Also Ackerbau und Gartenkulturen (besonders Weinbau), nicht nur Großviehzucht können, wenn auch nicht überall, so doch an vielen Punkten des Schutzgebiets mit gutem Erfolge betrieben werden. Fast jede Post aus Deutsch-Südwestafrika bringt neue Belege für diese Thatsache. Die Rinderpest, die bis vor kurzem die Herden in Deutsch-Südwestafrika dezimierte, beweist am besten den großen Irrtum, in dem Graf Pfeil, Freiherr von Bülow und Dove befangen sind, wenn sie aus dieser Kolonie lediglich eine Riesenweide für ein paar Millionen Rinder machen wollen.

Freilich gehört zu einer Besiedlung mit Kleinbauern eine rationelle Vorbereitung des Landes. Mit dem Bau der Eisenbahn von Swakopmund nach Windhoek und der in Aussicht gestellten Verbesserung des Hafens allein ist das nicht gethan. Ich habe in verschiednen Abhandlungen*) in eingehender Weise ausgeführt, welche Vorteile uns gerade dieses Land in kriminal-, kolonial- und sozialpolitischer Beziehung zu bieten vermöchte, wenn sich nur das Reich entschlösse, unsre Sträflinge zu deportieren. Ich habe insbesondre darauf hingewiesen, was von der Regierung zur Ableitung des deutschen Auswandrerstroms nach Südwestafrika, das zur Zeit noch wenig Verlockendes bietet, geschehen müßte. Hierzu gehört, wie alle Sachverständigen übereinstimmend erklären, außer billigen Transportmitteln und Verkehrswegen vor allem die Ausführung von Berieselungsanlagen in großem Stile. Daß dann das Land für die Besiedlung mit Ackerbauern, besonders mit kleinen Leuten sofort geeignet wäre, wagt auch heute Graf Pfeil**) (Kolonial. Jahrb. IX,

*) Fort mit den Zuchthäusern! (Breslau, 1894), Neu-Deutschland und seine Pioniere (Breslau, 1896), Die gesetzliche Einführung der Deportation im Deutschen Reiche (Breslau, 1897).

**) Auch der Klimatologe Dove, der sich in seiner Abhandlung „Deutsch-Südwestafrika" (1896, S. 90) noch völlig auf die landwirtschaftlichen Erfahrungen des Grafen Pfeil verläßt, bezeichnet meinen ihm unbequemen Vorschlag als einen aus der Anschauung eines in kolonialen Angelegenheiten gänzlich unerfahrnen Stubengelehrten hervorgegangnen. In einem im Oktober 1898 in der Kolonialabteilung Zweibrücken gehaltnen Vortrag über Südwestafrika (Kolonialzeitung 1898, S. 432) drückt sich Dove schon weit vorsichtiger aus. Er verneint nicht mehr die Be-

Digitized by Google

S. 273) nicht mehr zu bestreiten. Er meint nur, daß die Kosten solcher Anlagen zu groß seien, und in der vorerwähnten Denkschrift, Seite 130, heißt es: „daß es außer Zweifel stehe, daß in Deutsch-Südwestafrika genügender Grund und Boden von so guter Qualität vorhanden sei, daß sich bei hinreichender Bewässerung der Anbau von Hafer, Weizen, Mais, Kafferkorn, sowie von Gemüsen aller Art lohnen würde."

Richtig ist wohl, daß der Reichstag in seiner jetzigen Zusammensetzung diese einen nachhaltigen Erfolg versprechenden Mittel nicht bewilligen wird; ja es ist sogar unwahrscheinlich, daß die Regierung in den nächsten Jahren im Reichstage für diese Zwecke eine Majorität erreichen wird. Da nun die Verhältnisse bei uns so liegen, so ist es nur zu verwundern, weshalb die Regierung nicht das von uns empfohlne Projekt der Deportation mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln durchzuführen bestrebt ist. In unsern heimischen Strafanstalten liegen nach Tausenden zählende intelligente Arbeitskräfte brach, die nur ihrer rationellen Ausnutzung harren. Und die ungezählten Millionen, die wir jetzt im Reich in einem vergeblichen Kampfe gegen das Verbrechertum vergeuden, könnten zum Wohle der Kolonie verwandt werden. Die Gegner des Deportationsprojekts aus kolonialen Kreisen, selbst Graf Pfeil und Bülow, sind durchweg für die Verwendung unsrer Sträflinge bei den Kulturarbeiten in Deutsch-Südwestafrika, nur die dauernde Ansiedlung der Sträflinge in der Kolonie nach ihrer Entlassung verabscheuen sie, einerseits, weil sie fürchten, dieses schöne Land könnte mit dem Giftstoff verbrecherischer Elemente infiziert werden, andrerseits, weil sie besorgen, daß der ehrliche Mann das Land meiden würde, worin sich gewesene Sträflinge in größerer Zahl anzusiedeln berechtigt wären. Allein wir haben, wie wir glauben, überzeugend nachgewiesen, daß die von uns projektierte Ansiedlung entlassener Sträflinge bei sachgemäßer Wahl des Ortes die Ansiedlung freier Einwandrer nicht im geringsten zu stören vermag.

Wird das Ansiedlungsgebiet der Deportierten, wie Esser u. a. vorgeschlagen hat, nach dem Norden des Schutzgebietes südlich des Kunene oder, wie François vorschlägt, in das Thal des Okavango gelegt, so liegt es ganz außerhalb der Sphäre des Ansiedlungsgebiets freier Einwandrer. Das Thal des Okavango insbesondre ist von dem übrigen Schutzgebiet „durch eine etwa hundertzwanzig Kilometer breite, während des größten Teils des Jahres wasserlose, parkähnliche Landschaft völlig getrennt" (François). Und dieses

siedlungsfähigkeit dieses Schutzgebietes mit deutschen Kleinbauern schlechthin, sondern er macht sie nur von der Bewässerungsfrage abhängig. Gerade zur Lösung dieser Frage empfahlen wir, unsre Sträflinge heranzuziehen. Die Erschließung des Landes ist überhaupt aufs engste mit der Wasserfrage verknüpft. Sie kommt für die Ausübung aller Erwerbszweige in Südwestafrika in Betracht, nicht nur für die Landwirtschaft, sondern auch für die Viehzucht und für den Bergbau. (Vergl. Rehbock, „Deutsch-Südwestafrika," Berlin, Dietrich Reimer, 1898.)

Digitized by Google

in einem abgeschiednen Winkel des Schutzgebietes gelegne, für die Deportation ausreichende Stück bedeutet nur einen verschwindend kleinen Bruchteil des südafrikanischen Schutzgebiets. Es verbleibt mithin dieses ungeheure, zur Zeit noch so gut wie menschenleere Gebiet, das für Millionen ehrlicher Deutscher ausreicht, der freien Einwanderung zur ausschließlichen Benutzung offen. Die freien Ansiedler hätten von den Deportierten nur den Vorteil, sich in einer schon für den Landbau vorbereiteten Gegend niederzulassen und sich zugleich der Sträflinge als billiger Arbeitskräfte zu bedienen.

Ginge die Regierung auf unser Projekt ein, so würde sie Deutsch-Südwestafrika ohne große Kosten und schnell seiner Bestimmung entgegenführen. „Das Okavangothal, sagt Kurt von François (a. a. O.), würde dann die Kornkammer des Schutzgebiets werden und ihm die Bedürfnisse zuführen, die zur Zeit, wie Mehl, Reis, Kaffee, Zucker, über Kapstadt hingelangen. Dies würde eine noch größere Unabhängigkeit von der Kapkolonie zur Folge haben, in die noch immer ein großer Teil der vom Reiche jährlich für Deutsch-Südwestafrika ausgegebnen Gelder fließt; der englische Einfluß würde mehr und mehr schwinden und die Kolonie zu dem werden, was sie sein soll: ein Abfluß- und Absatzgebiet für Deutschland.“ Dann werden die Söhne unsrer deutschen Bauern, die auf der väterlichen Scholle überflüssig sind und keine Mittel haben, sich im alten Vaterlande anzukaufen, nicht mehr das städtische Fabrikproletariat zu vergrößern brauchen, sondern sie werden sich in ihrem neuen deutschen Vaterlande auf jungfräulichem und schuldenfreiem Boden als selbständige Wirte niederlassen und eine Familie begründen können. Und mit dem Gedeihen der Ackerbaukolonie werden dort zugleich unsre deutschen Handwerker, deren so manche durch den modernen Fabrikbetrieb und durch die Großindustrie zu unzufriednen, weil hoffnungslosen Proletariern hinabgesunken sind, Beschäftigung und Nahrung finden. Auch sie werden bald in der Lage sein, eine eigne Heimstätte zu begründen und damit des Segens eines sorgenlosen Familienlebens teilhaft werden. Aus stumpfsinnigen, unzufriednen und vaterlandslosen Proletariern werden arbeitsfreudige, glückliche Menschen mit patriotischer Gesinnung werden. Mit dem reichlichen Zuzug von Landsleuten werden auch bald im neuen Vaterlande größere städtische Gemeinwesen entstehn, in denen mit dem Anwachsen des Wohlstandes ihrer ansässigen Bevölkerung auch höhere Berufsarten lohnende Beschäftigung finden werden. Ärzte, Lehrer, Techniker, Gewerbetreibende aller Art, die infolge der durch die Übervölkerung in der Heimat hervorgerufnen Konkurrenz in Not geraten und aus Verzweiflung Sozialdemokraten geworden sind, sie werden im neuen Vaterlande mit ihren Familien gleichfalls ihr Auskommen haben. In solcher Weise ließe sich ein Teil der sozialen Frage auf friedlichem Wege lösen.

Wie kleinlich erscheinen diesem großen Ziele gegenüber die bisherigen Maßnahmen zur Besiedlung des Schutzgebiets. Zu der ablehnenden Haltung

Digitized by Google

der Reichsregierung gegen unser Projekt trägt auch viel bei, daß sich die Regierung bei ihren Maßnahmen viel zu sehr von Leuten bestimmen läßt, die sich teils aus selbstsüchtigen, teils aus ganz haltlosen Gründen gegen die Kleinsiedlung und die sie vorbereitende und unterstützende Deportation unsrer Sträflinge erklären. Zu der ersten Kategorie gehören die Vertreter der großen südwestafrikanischen Erwerbsgesellschaften; sie sind Bodenspekulanten, die für die Rentabilität ihrer Unternehmungen fürchten; zu der andern Kategorie gehören die Kolonialfreunde, denen der Gedanke einer Strafkolonie an sich nicht sympathisch ist. Sie halten eine Strafkolonie für einen Schönheitsfehler und möchten deshalb Deutsch-Südwestafrika davor bewahren. Aber diese Gegner übersehen darüber das unverhältnismäßig größere Anrecht des Reichs auf eine Verwendung des Schutzgebiets, die den Interessen der Allgemeinheit dient.

Wenn feststeht, daß Deutsch-Südwestafrika imstande ist, den Bevölkerungsüberschuß aufzunehmen, der bei weiterm Anwachsen eine ernste soziale Gefahr für unser Vaterland in sich birgt, wenn ferner feststeht, daß Deutsch-Südwestafrika durch die Pionierarbeiten unsrer Sträflinge auf die billigste und schnellste Weise der deutschen Einwanderung erschlossen werden kann, wenn endlich feststeht, daß dieses Land geeignet ist, uns einen großen Teil unsrer Sträflinge abzunehmen, sie zu erhalten, zu bessern und sie wieder dauernd zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft zu machen, dann überwiegen die Vorteile der Deportation hundertfach die angeblichen Nachteile, die die Gegner prophezeien, und es dürfte nicht mehr zweifelhaft sein, in welcher Richtung sich die Regierung zu entscheiden hat. Weder der einseitige Interessenstandpunkt der Erwerbsgesellschaften, noch die mehr aus ästhetischen Gründen hervorgehende Abneigung einiger einflußreicher Kolonialfreunde darf bestimmend sein.*)

Man beklagt sich über das mangelhafte Verständnis der großen Massen unsers Volks für die Bedeutung unsrer Kolonie. Es ist richtig, der deutsche Philister hat die unermeßliche Bedeutung von Deutsch-Südwestafrika für das Reich bisher nicht erfaßt. Hierzu fehlt ihm der weite Blick. Er sieht nur die großen Opfer, die solche Unternehmungen, bevor sie sich rentieren, natürlich

*) Herr Staatssekretär Nieberding wußte in der Sitzung des Reichstags vom 31. Januar 1898 auch nicht einen einzigen haltbaren Grund gegen die Tauglichkeit dieses Schutzgebiets zur Einführung der Deportation anzuführen. Seine ablehnende Haltung stützte er lediglich auf einige ganz allgemein gehaltne Äußerungen des Gouverneurs Herrn Leutwein. Zur Richtigstellung dieses angeblichen Gutachtens verweise ich auf den Artikel in den Grenzboten 1898, IV, S. 565. Die Debatten im Reichstage und in der Budgetkommission über die Deportation ließen wie die des deutschen Juristentages in Posen die zur Klärung dieser wichtigen Frage erforderliche Gründlichkeit durchaus vermissen, was auch im Reichstage wiederholt von den Rednern anerkannt wurde. Gleichwohl werden die dort abgegebnen Voten von gewissen der Deportation feindlichen Kolonialinteressenten in der Tagespresse kritiklosen Zeitungslesern als gewichtige Thatsachen gegen die Deportation aufgetischt.

Digitized by Google

erfordern, und einzelne Mißgriffe der Verwaltung. Und weil das so ist, so hätte die Regierung schon längst eine volkstümliche Kolonialpolitik treiben müssen. Sie hätte deutlich ihre Absicht kundthun müssen, daß es ihr mit der Kleinsiedlung wirklich ernst sei. Statt dessen wurde gerade die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen. Leider wurde schon unter dem verflossenen Kolonialregiment dadurch arg gefehlt, daß ein großer Teil besiedlungsfähigen Landes an eine kleine Zahl von Erwerbsgesellschaften ohne jede nennenswerte Gegenleistung vergeben wurde. Einige dieser Gesellschaften besitzen ein Areal, das dem von Fürstentümern gleichkommt. So erreicht zum Beispiel das an die South West Africa Company vergebne Land den Umfang des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin, das Areal der Siedlungsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika übersteigt das des Königreichs Württemberg noch um 500 Quadratkilometer. Die Konzessionen der South Africa Territories Limited bestehn aus Minengerechtsamen, die sich über ein Gebiet von etwa 38 Millionen englischen Acres erstrecken (d. i. den ganzen Süden unsers Schutzgebiets) und in der Berechtigung, ein Siedlungsgebiet im Gesamtumfange von etwa 11 Millionen englischen Acres (im Gebiete der Bondelzwarts Zwartmodder und Veldschöndragers) auszuwählen. Diese Gesellschaft ist rein englisch.

Und diese alles andre als Humanität und rein deutsche Interessen vertretenden Gesellschaften suchen die ihnen en gros geschenkten Ländereien entweder gleich wieder durch Verkauf ihrer Konzessionen im ganzen los zu werden oder so bald wie möglich lieber an einzelne wenige aber zahlbare Großviehzüchter weiter zu verkaufen, als an arme kleine Leute, die nur ein Stück Scholle zur Feldarbeit für sich und ihre Familien suchen. Das Siedlungsgeschäft setzt überdies gewisse wirtschaftliche Vorbereitungen voraus, die Geld kosten. Das und der Verkehr mit vielen kleinen, unbemittelten Leuten ist den Gesellschaften unbequem und vor allem nicht lohnend genug. Deshalb lassen sie durch ihre Agenten verbreiten, daß sich Deutsch-Südwestafrika nur zur Einwanderung von Viehzüchtern in großem Stile eigne, die mindestens 15 bis 20000 Mark mitbringen. Im Deutschen Kolonialkalender für 1899 (S. 221) wird sogar ein Vermögen von 30 bis 40000 Mark für deutsche Ansiedler in Südwestafrika als erforderlich erklärt, was freilich einer Absperrung unsrer an Landnot leidenden Volksgenossen von Deutsch-Südwestafrika gleichkommt.

Für eine Kolonie, die bestimmt ist, ausschließlich dem materiellen Wohle einiger englischen Erwerbsgesellschaften zu dienen, vermag sich das deutsche Volk nicht zu erwärmen. Für solche Zwecke sind ihm die Opfer zu groß, die von Reichs wegen verlangt werden. Seit 1884, dem Jahre, in dem Deutsch-Südwestafrika in den Besitz des Reichs gelangt ist, haben wir viele Millionen auf die Verwaltung der Kolonie verwandt. Aus den in den letzten Jahren dem Reichstage zugegangnen Denkschriften über die Entwicklung unsrer Schutzgebiete ersehen wir nur, wie sich alljährlich unser Verwaltungsapparat in

Digitized by Google

Deutsch-Südwestafrika vergrößert hat, und wie kostspielig er dadurch geworden ist. Aber diese komplizierte Verwaltung arbeitet in einem menschenleeren Lande. Sie ist reiner Selbstzweck. Sicher haben die bisher aufgewandten großen Opfer dem Reich noch nicht den geringsten Nutzen gebracht.*) Die Thätigkeit der großen Land- und Minengesellschaften ist gleich Null.**) Verhältnismäßig geringfügige Dinge werden in der den Erwerbsgesellschaften ergebnen Tagespresse zu erfreulichen, das Aufblühen der jungen Kolonie beweisenden Erfolgen aufgebauscht. Wie oft haben wir nicht schon gelesen, daß in der Lüderitzbucht ein Dampfkondenser aufgestellt werden wird und endlich aufgestellt worden ist zur Freude der Zugochsen. In Spitzkopje hat die Kolonialgesellschaft eine Farm für Viehwirtschaft eingerichtet, eine Viehtränke in Gestalt einer kleinen Stauanlage errichtet und an vier Stellen mit Erfolg nach Wasser gegraben. In der Nähe von Windhoek hat die Siedlungsgesellschaft eine Musterfarm gegründet. Schon ist eine Anzahl aus Deutschland stammender Schafe, Puten, Hühner und Gänse angesiedelt worden, sodaß, wie die Zeitungsberichte melden, „eine erfreuliche Nachzucht zu erwarten steht, die nur bei den Gänsen durch den Tod des Gänserichs mehr als in Frage gestellt ist."

Das Gouvernement beschränkt sich darauf, das Schutzgebiet fast ausschließlich mit einem Teile der alljährlich zur Entlassung kommenden Mannschaften der Schutztruppe zu besiedeln, und dabei ist nicht einmal ein deutscher Nachwuchs gesichert, denn es ist unmöglich, diese Art Ansiedler mit weißen, geschweige denn deutschen Frauen zu versorgen. Aber dreizehn deutsche Mädchen sind ja schon auf dem Wege nach Swakopmund. Freue dich, Neu-Deutschland! Deine Zukunft ist nun gesichert. Im nächsten Jahre werden wir wieder von dergleichen Nachschüben aus Deutschland lesen. Ich sehe schon, das viel ersehnte Maskulinum, den Nachfolger des leider zu früh verstorbnen Gänserichs, in Swakopmund landen und dann einsam durch das menschenleere ungeheure Land in der Richtung auf Windhoek zu marschieren in dem erhebenden Bewußtsein seiner großen Mission. Als Nachtrab erscheint dann vielleicht wieder ein Dutzend ehrsamer deutscher Jungfrauen, die Hoffnung der deutschen Reiter unsrer Schutztruppe. Wie viele Jahrhunderte müßte wohl Deutschland warten, wenn in solcher Weise die Besiedlung von Deutsch-Südwestafrika vor sich gehen soll?

Es tragen eben alle Maßnahmen der Gesellschaften und auch der Regie-

*) Zur Zeit betragen die Kosten der Verwaltung fünfmal soviel als die Einnahmen, und diese Einnahmen setzen sich zum großen Teil aus den Zöllen zusammen, die von den Schutztruppen und Beamten aufgebracht werden.

**) Das giebt auch der Berichterstatter über den diesjährigen Etat für Südwestafrika im Ausschuß der deutschen Kolonialgesellschaft, Geheimrat Simon, mit den Worten zu: „Die englischen Gesellschaften hätten für die Entwicklung des Schutzgebiets durchaus noch nichts Erkennbares gethan." Deutsche Kolonialzeitung 1899, S. 18.

Digitized by Google

rung in diesem Schutzgebiete den Charakter des Kleinlichen. Trotz aller Schönfärbereien besteht die Thatsache, daß die europäische Einwanderung in Deutsch-Südwestafrika zur Zeit gleich Null ist. So betrug am 1. Januar 1898 die gesamte weiße Bevölkerung nur 1532 Personen, darunter nur 1242 Deutsche, von denen allein der Schutztruppe und der Verwaltung 801 Personen angehörten, in einem Lande, dessen Flächeninhalt 835100 Quadratkilometer beträgt, mithin den Flächeninhalt des Deutschen Reichs beinahe um drei Viertele übersteigt; und im Deutschen Reiche wohnten 52 Millionen Menschen, während die Bevölkerung der Eingeborenen in Deutsch-Südwestafrika nach neuern Schätzungen kaum 150000 Seelen beträgt. Das ungeheure, an die Privatgesellschaften verschenkte Terrain ist heute noch so wertlos, wie es vor Jahren war, wo es in den Besitz dieser Gesellschaften überging, und in diesem Zustande der Lethargie wird das südwestafrikanische Schutzgebiet verharren, solange sich nicht das Reich zu einschneidenden Maßregeln verstehen wird.

Die Hoffnung, daß mit dem Wechsel an leitender Stelle auch endlich ein Wandel in der Verwendung dieses kostbaren Kolonialbesitzes eintreten werde, hat sich leider nicht erfüllt, und wir sind jetzt auf dem Punkte angelangt, wo das Reich fast jeden Einfluß auf die weitere wirtschaftliche Entwicklung Deutsch-Südwestafrikas verloren hat. So lesen wir in den „Berliner Neusten Nachrichten" vom 29. November vorigen Jahres:

„In Bezug auf Deutsch-Südwestafrika hat sich im November vorigen Jahres eine Veränderung vollzogen, die die ganze wirtschaftliche und wohl auch die politische Lage des Schutzgebiets auf eine neue Grundlage stellt. In einem Berichte über die Hauptversammlung der South West Africa Co. in London am 24. August unter Vorsitz von Mr. Cawston wurde mitgeteilt, daß der Vorstand auch eine Beteiligung an der South Africa Territories Co. beschlossen habe. Daß solche Verhandlungen im Gange waren, verlautete schon seit langer Zeit. Thatsächlich hat nunmehr die South West Africa Co. den Hauptbestand der Anteile der South Africa Territories erworben, und im November vorigen Jahres hat sich in einer Sitzung im Bristolhotel zu Berlin die Direktion der South Africa Territories aufgelöst; nur ein deutsches Mitglied ist darin geblieben, da die Verwaltung ein möglichst deutsches Ansehen erhalten soll. Die South West Africa Co., bezw. deren führendes Mitglied Dr. Scharlach, hat nun auch die Leitung dieser Gesellschaft übernommen. (Nach einer Mitteilung des Vorsitzenden der South West Africa Company, George Cawston, befinden sich 66 Prozent der Anteilscheine in England, 28 Prozent in Frankreich, Belgien und andern Ländern und ungefähr —'6 Prozent in Deutschland.) Da die South West Africa Co. auch Teilhaberin und Leiterin nicht nur der Kaokoland-Minen-Gesellschaft, sondern auch der hanseatischen Land-, Minen- und Handelsgesellschaft ist, so befindet sich faktisch fast das ganze Schutzgebiet zunächst wirtschaftlich in ihren Händen.*)

*) So fassen die Engländer wahrscheinlich die Politik der „offnen Thür" in den deutschen Kolonien auf. Wenigstens hatte Chamberlain den Mut, in seiner am 18. Januar in Wolverhampton (Staffordshire) gehaltnen Rede zu sagen: „Er glaube, daß die Annahme der Politik der offnen Thür in den deutschen Kolonien zu deren Gedeihen beitragen werde. England werde

Digitized by Google

Damit ist der alte Plan zur Ausführung gekommen, den schon die sogenannte englisch-holländische Gesellschaft (Groll u. Co.) 1889 hegte. Einige weitere Hinweise werden die Bedeutung dieses Vorgangs besser beleuchten. Der Vorsitzende des Verwaltungsrats der South West Africa Co., Mr. Cawston, war von Anfang an bis zum August Mitglied des Vorstands der Rhodesschen Charter-Gesellschaft, er gehört zu den nähern Freunden von C. Rhodes, und dieser ist auch Anteilhaber der South West Africa Co. Auf diese Weise hat nun C. Rhodes jetzt eine gewisse Herrschaft über ganz Südwestafrika erhalten; da auch das Barotheland an unsrer Nordostgrenze vor einigen Monaten dem Lande der Charter-Gesellschaft zugeteilt worden ist, so ist das deutsche Schutzgebiet in eine Lage gekommen, die sich mehr fühlen als aussprechen läßt. Von kundiger Seite wird angedeutet, daß alle diese Vorgänge in innerm Zusammenhange mit dem deutsch-englischen Abkommen stünden. Doch hat sich die South West Africa Co. nicht mit den Erwerbungen in Deutsch-Südwestafrika begnügt, sondern hat auch noch das Gebiet der South Africa Co. im portugiesischen Angola in ihren Besitz gebracht, das 30000 englische Geviertmeilen umfassen soll. Nach englischen Angaben soll durch das neue Abkommen auch das Gebiet nördlich vom Kunene an Deutschland übergehen. Somit würde die South West Africa Co. schon im voraus sich die Herrschaft in wirtschaftlicher Beziehung über Landstriche gesichert haben, die später an Deutsch-Südwestafrika angeschlossen werden sollen.

Welcher deutsche Patriot vermag von dieser Auslieferung unsers wertvollsten Kolonialbesitzes an England ohne Beschämung und Empörung Kenntnis zu nehmen! Wäre diese bisher unwiderlegte Nachricht wirklich wahr, so hätte das Deutsche Reich allerdings nur noch die Geschäfte der englischen Kaufleute zu besorgen, ihnen durch die Erhaltung und Vermehrung unsrer Schutztruppe die Sicherheit ihres Eigentums zu verbürgen und dadurch und durch die Erbauung von Eisenbahnen und Berieselungsanlagen in großem Stile die Rentabilität ihres ihnen von Reichs wegen geschenkten Areals zu erhöhen.

Kaum drei Jahre sind verflossen, als wir in unsrer Abhandlung: „Neu-Deutschland und seine Pioniere“ (S. 62) auf die Folgen der Verschleuderung des besten Landes unsers Schutzgebiets mit den Worten hinwiesen: „Also unsre wirtschaftlich Schwachen, die eine Heimstätte, eine Scholle für ihre und ihrer Familie Ernährung suchen, sollen warten, bis das Land unter einige wenige Erwerbsgesellschaften und Latifundienbesitzer verteilt sein wird, damit diese dann bei regerer Nachfrage nach Boden mit dem geschenkten und im Wert erheblich gestiegnen Areal Schacher zu treiben vermögen.“ Und schon heute ist dieser Zeitpunkt eingetreten. Von der Gnade englischer Kaufleute hängt es nun ab, ob sie in Deutsch-Südwestafrika überhaupt unser überschüssiges Menschenmaterial

die Ausdehnung dieser Kolonien (sc. wenn die Engländer in wirtschaftlicher Hinsicht die Herren derselben geworden sein werden) ohne Eifersucht betrachten.“ Und die Times vom 25. November vorigen Jahres wagen im Hinblick auf das geheimnisvolle deutsch-englische Abkommen es offen auszusprechen: „daß Deutschland durch dauernde freundschaftliche Haltung gegenüber dem britischen Weltreich in Wahrheit seinen überseeischen Interessen besser dienen werde als durch eigne Kolonien.“ Wahrlich es gehört die ganze deutsche Lammesgeduld dazu, den Hohn zu ertragen, der in solcher Sprache liegt.

Digitized by Google

aufnehmen wollen, von ihnen hängt es ab, ob und unter welchen Bedingungen sie deutschen Staatsangehörigen gestatten wollen, an der Förderung der Mineralschätze unsers Schutzgebiets teil zu nehmen. Mußte nicht der Hinblick auf die großartige wirtschaftliche Entwicklung der südafrikanischen Nachbarstaaten unsre Regierung bei der Vergebung unsers Landbesitzes zur größten Vorsicht mahnen? — wenn man bedenkt, welche Entwicklung z. B. der Oranjefreistaat in den letzten fünfzig Jahren gewonnen hat. Dieser Staat, der nach einer Schilderung unsers Experten Rehbock eine auffallende Ähnlichkeit mit großen Teilen des Schutzgebiets hat, stand im Jahre 1845 etwa auf der jetzigen Kulturstufe des deutschen Schutzgebiets. Im Jahre 1890 hatte das Land schon einen Bodenwert von 800 Millionen Mark und einen Viehbestand von 900000 Stück Großvieh, 7500000 Stück Kleinvieh und 270000 Pferden und Maultieren. Es erzeugte im Jahre 39 Millionen Kilo Getreide und 11 Millionen Kilo Wolle und konnte 17400 waffenfähige Bürger zur Verteidigung seiner Grenzen stellen. Findet in Deutsch-Südwestafrika auch nur eine ähnliche Entwicklung statt, so können nach Rehbock die Ausfuhrwerte die zur Erhaltung selbst einer großen weißen Bevölkerung erforderliche Einfuhr reichlich decken. Eine deutsche Bevölkerung kann dort leben und gedeihen, sie kann sich ohne Unterstützung vom Mutterlande erhalten und schützen und wird berufen sein, bei der weitern Gestaltung der südafrikanischen Verhältnisse eine wichtige Rolle zu spielen.

Hätte die Regierung von vornherein die Ansiedlung kleiner Leute begünstigt und ihnen das — im Verhältnis zu den von den Gesellschaften projektierten Riesenfarmen von 20000 Morgen für den Kopf — verschwindend kleine Stück Land geschenkt, dessen sie zur Begründung ihrer Existenz bedürfen, hätte die Regierung, wie ich wiederholt vorgeschlagen habe, diese Parzellen für ihre zukünftige landwirtschaftliche Bestimmung durch deportierte Sträflinge vorbereiten lassen, so würde sie heute von den Erwerbsgesellschaften unabhängig sein und, was nicht zu unterschätzen ist, auch bei den breiten Schichten der Bevölkerung mehr Verständnis, Liebe, ja sogar Begeisterung für ihre kolonialen Bestrebungen finden.

Mußte nicht die Thatsache, daß in den Nachbarstaaten reiche Mineralschätze aufgedeckt wurden (wie die Goldfunde in Transvaal, die Diamantfelder bei Kimberley) für die Regierung ein Beweggrund mehr sein, vor der Vergebung der Minengerechtigkeiten über das ganze ungeheure Land an einige wenige englische Gesellschaften erst die weitere Entwicklung abzuwarten? Fehlte es doch nie an Anzeichen für ein gleiches Vorkommen im Schutzgebiete. Und welche Perspektive eröffnete sich dem Reich in finanzieller Hinsicht, wenn es sich, belehrt durch die Entwicklung in Transvaal, die ausschließliche Förderung dieser Schätze vorbehalten hätte!

Nach jahrhundertelangem Warten ist die deutsche Nation jetzt zum erstenmale in den Besitz eines Koloniallandes gelangt, das wie kein andres

Digitized by Google

in der Welt zum Ackerbau und zur Besiedelung mit kleinen Leuten geeignet ist, und dabei hat dieses Land einen Umfang, der den des Deutschen Reichs um drei Vierteile übertrifft, ein Land, das mithin viele Millionen Deutscher aufzunehmen vermag. In Deutsch-Südwestafrika glaubten wir das ersehnte Land gefunden zu haben, das bei weiser Ausnutzung noch nach Jahrhunderten Raum für unsre überschüssige Bevölkerung zu bieten vermag. Dort könnten sich alljährlich Tausende unsrer Stammesgenossen, für die unser Vaterland zu eng ist, ein neues Heim gründen, statt daß sie wie bisher übers Meer ziehen und dem Vaterlande völlig verloren gehen. Die deutschen Einwandrer in Deutsch-Südwestafrika sollten Deutsche sein und Deutsche bleiben. In Deutsch-Südwestafrika sollte ein Neu-Deutschland entstehen.

Und das alles sollte nur ein Traum gewesen sein! Wir hätten bisher nur für England gearbeitet, und die Reichsregierung hätte ohne einzuschreiten eine solche Entwicklung zugelassen? Das ist schwer begreiflich, ja schier unglaublich. Deutscher Michel, wann wirst du dich auf deine Kraft besinnen und dich endlich einmal deiner ehrlichen Haut wehren?

Zur Reform des Personentarifs der preußischen Eisenbahnen

Die preußische Eisenbahnverwaltung bereitet, wie die Zeitungen melden, eine Reform des Personentarifs vor. Daß ein Bedürfnis dazu vorhanden ist, wird niemand bestreiten; aber über die Richtung, in der die Reform vor sich gehen muß, wenn eine gesunde Entwicklung angebahnt werden soll, werden die Meinungen verschieden sein. Kürzlich wurde in einer Zeitung die Maßregel der sächsischen Eisenbahnverwaltung zur Nachahmung empfohlen, die die Giltigkeit der Rückfahrkarten auf die Dauer von zehn Tagen ausgedehnt hat. Wollte die preußische Verwaltung diesem Beispiele folgen, so würde sie damit allerdings ihrem alten System treu bleiben, dem System der Ausnahmen. Dieses besteht in der fortgesetzten Erweiterung und Vermehrung der sogenannten Erleichterungen des Reiseverkehrs in der Form von Preisermäßigungen unter gewissen Voraussetzungen und Beschränkungen. Aber ein Weitergehen auf diesem Wege würde die notwendige Reform für lange Zeit ausschließen. Und es ist wahrlich an der Zeit, daß mit dem System der Ausnahmen endlich gebrochen wird; denn die sogenannten Reiseerleichterungen haben in

Digitized by Google

dem Maße zugenommen, daß die Ausnahmen zur Regel geworden sind, sodaß sich kein Mensch mehr in dem Wirrsal von Ausnahmen zurechtfindet. Klarheit, Einfachheit, allgemeine Giltigkeit muß für die Reform des Personentarifs die Parole sein.

Den Gedanken eines Einheitsfahrpreises für alle Fahrstrecken innerhalb des preußischen Eisenbahnnetzes, der bei früherer Gelegenheit in Preßstimmen einen schüchternen Ausdruck gefunden hat, wird man freilich für die nächsten hundert Jahre noch zurückstellen müssen, so verlockend auch die Aussicht sein mag, gegen Zahlung eines kleinen Betrags, etwa einer Mark, von Berlin nach jedem Orte in den Provinzen und umgekehrt, und von Köln am Rhein nach Königsberg am Pregel fahren zu können, etwa wie ein gewöhnlicher Brief mit einer Zehnpfennigmarke durch ganz Deutschland befördert wird. Und auch der andre Wunsch, der seinerzeit schon weniger schüchtern laut geworden ist, nach der Einführung eines Zonentarifs nach österreichisch-ungarischem Muster wird im Bereiche der preußischen Staatsbahnen fürs erste schwerlich auf Erfüllung rechnen können. Einheitspreis und Zonentarif sind für den Eisenbahnbetrieb zu neue Grundsätze, als daß eine Verwaltung wie die der preußischen Eisenbahnen, die darauf angewiesen ist, durch eine ruhige und stetige Entwicklung ihres Betriebs dem Staate die Einnahmequelle unversehrt zu erhalten, die er in seinen Eisenbahnen hat, sie zur Richtschnur einer Reform nehmen könnte. Wir verlangen daher einen Einheitsfahrpreis weder für das ganze Staatsgebiet, noch für einzelne Zonen, aber wir verlangen ihn für das Kilometer mit keiner andern Unterscheidung als der der Wagenklassen. Das würde dem Tarife die Einfachheit und die Einheit geben, die wir jetzt vergeblich in ihm suchen. Man kann sich nicht leicht etwas Komplizierteres oder, um einen deutschen Ausdruck zu gebrauchen, etwas mehr Getüfteltes denken als den Personentarif der Eisenbahnen, nicht bloß der preußischen; und die preußische Verwaltung könnte sich kein größeres Verdienst um das gesamte Eisenbahnwesen erwerben, als wenn sie mit einer gründlichen Vereinfachung des Personentarifs voranginge. Eine allgemeine Verbilligung der Fahrpreise ist lange nicht so wünschenswert, als eine Vereinfachung des Tarifs nach dem Grundsatze: Gleiches Recht für alle.

Sehen wir uns die Sache einmal näher an. Wohl giebt es einen Einheitsfahrpreis für das Kilometer, wie wir ihn verlangen. Er soll betragen in der vierten Wagenklasse 2 Pfennige, in der dritten 4 Pfennige, in der zweiten 6 Pfennige, in der ersten 8 Pfennige. Aber von dieser Regel giebt es so viel Ausnahmen, daß die Regel dahinter zurücktritt. Nur für die vierte Wagenklasse ist das Prinzip streng durchgeführt, wenn man von den sogenannten Arbeiterkarten und den Gesellschaftsreisen absieht, die gleich erwähnt werden sollen. Für die andern Wagenklassen findet nach der einen Richtung eine Erhöhung der Normalfahrgeldsätze statt für alle Schnellzüge um 0,67 und um einen Pfennig für das Kilometer, außerdem für die Durchgangszüge noch in

Digitized by Google

der Form der Platzkarten und für die Luxuszüge in der Form besondrer Zuschläge. Auf der andern Seite giebt es aber schier zahllose Ermäßigungen dieser Fahrpreise. Da sind zunächst die allgemein giltigen Rückfahrkarten mit verschiedner Giltigkeitsdauer je nach der Entfernung des Reiseziels. Dann kommen die sogenannten Sommerkarten, Rückfahrkarten von mehrtägiger oder mehrwöchiger Giltigkeit zum Besuche von bestimmten Gegenden oder Kurorten während der Sommermonate. Ihnen schließen sich an die sogenannten zusammenstellbaren Fahrscheinhefte mit einer Giltigkeitsdauer von 45 Tagen, wenn wenigstens 600 Kilometer, von 60 Tagen, wenn wenigstens 1000 Kilometer zurückgelegt werden. Eine Abart davon sind die Rundreisehefte für feste Rundreisen. Dann folgen die verschiednen Arten von Zeitkarten, als Monatskarten und Nebenmonatskarten für jedermann, Schülerkarten zum Schulbesuche und zum Besuche von Schwimmanstalten und Arbeiterkarten. Weitere Fahrpreisermäßigungen werden gewährt für Gesellschaftsfahrten, und zwar für gemeinschaftliche Reisen von mindestens dreißig Personen, für akademische Ausflüge, sowie für Schulfahrten und Ferienkolonien auch bei geringerer Teilnehmerzahl, und endlich können Ermäßigungen des Fahrpreises auch zu milden Zwecken aller Art bewilligt werden. Damit ist aber die Mannigfaltigkeit der Ausnahmen noch nicht erschöpft. Nicht nur werden Kinder und Soldaten allgemein zu billigern Sätzen befördert, sondern die Eisenbahnverwaltung pflegt auch aus besondern Anlässen, z. B. bei Ausstellungen und großen Versammlungen Rückfahrkarten mit verlängerter Giltigkeitsdauer zu ermäßigten Preisen auszugeben. Eine sehr wesentliche Vergünstigung darf schließlich nicht unerwähnt bleiben, die sogenannten Sonntagskarten, die gegen Zahlung des Preises für die Hinfahrt zur Hin- und Rückfahrt berechtigen. Sie sollen die sonntäglichen Ausflüge der Großstädter erleichtern.

Die Ermäßigung beträgt für die gewöhnlichen Rückfahrkarten, die Sommerkarten und die Fahrscheinhefte etwa 25 Prozent des vollen Preises. Für Gesellschaftsreisen wird in der Regel ein Nachlaß von 50 Prozent gewährt, für Schulfahrten und für Reisen Unbemittelter zu Ausbildungs- und Heilungszwecken ist der Satz von einem Pfennige für das Kilometer in dritter Wagenklasse gewöhnlich, derselbe Satz, zu dem Militärpersonen befördert werden. Für Kinder bis zu zehn Jahren wird der halbe Fahrpreis gezahlt, Kinder unter vier Jahren sind jedoch ganz frei, sofern für sie kein besondrer Platz beansprucht wird. Alle Arten von Zeitkarten und die Arbeiterfahrkarten werden zu noch viel niedrigern Preisen ausgegeben. Zu dieser Verschiedenheit der Fahrpreise treten nun noch die besondern Bestimmungen über die Gewährung von Freigepäck und über die Benutzung der Schnellzüge und der Wagenklassen, alles in allem eine recht reichhaltige und bunte Speisekarte, in der sich zurechtzufinden ein bedeutendes Maß von Findigkeit erfordert. Der Durchschnittsmensch steht der Aufgabe, aus dem Vielerlei von sogenannten Reiseerleichterungen das

Digitized by Google

für seinen Fall Passende herauszufinden, meist ratlos gegenüber. Dieser Umstand allein wäre Grund genug, eine Vereinfachung anzustreben, auch wenn in dem bestehenden System nicht eine Quelle mannigfacher Unbilligkeit und Ungerechtigkeit steckte.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist nun allerdings gegen eine ganze Reihe der angeführten Ausnahmen von den Normalfahrgeldsätzen nichts einzuwenden. Vor allem nicht gegen die erhöhten Fahrpreise für Schnellzüge und gegen die besondern Zuschläge für die Benutzung der D- und L-Züge. Denn hier liegen besondre Leistungen der Eisenbahn vor, die die Forderung einer besondern Zahlung rechtfertigen. Wem daran gelegen ist, schneller zu reisen, als die auf allen Stationen haltenden Personenzüge befördern können, wer Wert darauf legt, auf einem numerierten Platze zu sitzen und sich während der Fahrt in dem engen Gange hin und her zu bewegen, oder sich in seinem Abteil mit Speise und Trank bewirten zu lassen, wer sich des Nachts zu entkleiden und seine Glieder auf einem mehr oder minder bequemen Lager auszustrecken begehrt, wer während der Fahrt im Speisesalon die Freuden der Table d'hôte zu genießen wünscht, nun, der möge in den Beutel greifen und der Eisenbahnverwaltung für ihre Mehrleistungen auch mehr zahlen. Die Inkonsequenz, daß für die Benutzung der Schnellzüge die Zuschläge von 0,67 Pfennig in der dritten und zweiten und von einem Pfennig für das Kilometer in der ersten Wagenklasse nur bei einfachen, nur in einer Richtung geltenden Karten erhoben werden, während bei Rückfahrkarten ein Preisunterschied in der Benutzung von Personen- und Schnellzügen nicht gemacht wird, diese Inkonsequenz ist freilich von dem Standpunkte des gleichen Rechts für alle und eines angemessenen Verhältnisses von Leistung und Gegenleistung nicht zu rechtfertigen; sie entspricht aber durchaus der auch sonst in dem Personentarife hervortretenden ungünstigen und ungerechten Behandlung der Reisenden, die nicht in der Lage sind, Rückfahrkarten oder Fahrscheinhefte zu benutzen. Gegen den Zuschlag für die Benutzung der gewöhnlichen Schnellzüge spricht nur der Umstand, daß der Reisende, der nur einen Teil seiner Reise mit einem Schnellzuge machen kann, doch für die ganze Strecke den Schnellzugspreis zahlen muß, wenn er sich nicht der Unbequemlichkeit eines wiederholten Kartenkaufs aussetzen will.

Was die vielerlei Fahrpreisermäßigungen betrifft, so sind die „zu milden Zwecken," die nur auf besondern Antrag an unbemittelte Personen gewährt werden, eben des milden Zweckes wegen am wenigsten zu beanstanden. Aus ähnlichem Grunde mögen sich die billigen Arbeiterkarten rechtfertigen lassen. Daß vom volkswirtschaftlichen Standpunkte gegen diese Vergünstigungen manche Bedenken geltend gemacht werden können, ebenso wie gegen die Monatskarten, die beispielsweise in großem Umfange von Arbeitgebern benutzt werden, die ihren Familienwohnsitz nicht an dem Orte ihres Gewerbebetriebes haben, soll hier nur beiläufig erwähnt werden. Bei diesen Fahrpreisermäßigungen, zu denen

Digitized by Google

auch die Schülerkarten zu zählen sind, mag für die Verwaltung auch der kaufmännische Grundsatz maßgebend sein, daß bei regelmäßiger und dauernder Benutzung der angebotnen Leistungen eine Preisermäßigung gewährt werden kann. Ähnlich liegt die Sache bei den Gesellschafts- und Studienreisen, weil hier die größere Zahl der Teilnehmer und die volle Ausnutzung der im voraus bestellten Plätze der Eisenbahn eine angemessene Einnahme auch bei niedrigern Preisen sichert. Bei den Studienreisen tritt außerdem noch das nobile officium des Staates hinzu, das Bildungsstreben nach Möglichkeit zu unterstützen. Von allen diesen Ausnahmen, auch von den Kinder- und Soldatenkarten, von den Sonntagsausflugkarten, von den außerordentlichen Ermäßigungen zum Besuche von Ausstellungen und „Tagen“ aller Art soll hier nicht weiter die Rede sein. Sie lassen sich alle mit diesem oder jenem Grunde rechtfertigen und spielen auf dem Gebiete des eigentlichen Reiseverkehrs für einzelne Personen und Familien keine besondre Rolle, haben auch mehr oder weniger Beziehung zu dem Berufs- und Erwerbsleben und sind somit mehr als bloße Eigentümlichkeiten hiervon und weniger als besondre Erscheinungen des gewöhnlichen Reiseverkehrs zu betrachten. Alle diese Ausnahmen von der Regel sind zu ertragen, wenn nur im übrigen die Einfachheit und die allgemeine Giltigkeit des Tarifs herbeigeführt wird, die in dem geltenden System fehlt.

Die gewöhnliche Rückfahrkarte hat Giltigkeit nur für drei Kalendertage, sofern das Reiseziel von dem Ausgangspunkte nicht mehr als zweihundert Kilometer entfernt ist. Weiß ich beim Beginn der Reise nicht gewiß, ob ich die Rückreise vor dem Ablauf des dritten Tages antreten werde, so setzt mich die Frage, ob ich eine Rückfahrkarte lösen soll oder nicht, in Verlegenheit. Nehme ich z. B. zur Reise nach einem fünfzig Kilometer entfernten Orte eine einfache Karte zweiter Klasse für 3 Mark, und erlauben meine Geschäfte nachher, daß ich die Rückfahrt vor Ablauf des dritten Kalendertages antreten kann, so kostet mich die Reise, da ich für die Rückfahrt auch 3 Mark bezahlen muß, 1,50 Mark mehr, als wenn ich eine Rückfahrkarte für 4,50 Mark genommen hätte. Löse ich dagegen bei Antritt der Reise eine Rückfahrkarte für 4,50 Mark, und nötigen mich meine Geschäfte länger als drei Tage wegzubleiben, so wird die Karte für die Rückfahrt ungiltig, und ich muß eine neue Karte für 3 Mark lösen, die Reise kostet also 7,50 Mark, d. h. wieder 1,50 Mark mehr, als wenn ich für die Hinfahrt eine einfache Karte genommen hätte. Die gleiche Schwierigkeit entsteht, wenn ich zwar sicher bin, die Reise innerhalb dreier Tage vollenden zu können, aber nicht bestimmt weiß, ob ich die Rückfahrt auf dem für die Rückfahrkarte zulässigen Wege werde ausführen können. Die Verwaltung verlangt zwar nicht immer, daß die Rückfahrt auf demselben Wege stattfinde wie die Hinfahrt, sondern sie erlaubt überall da, wo mehr oder weniger parallel laufende Nebenstrecken vorhanden sind, die Wahl zwischen diesen Strecken. Trotz dieser Vergünstigung kann es doch vor-

Digitized by Google

kommen, daß ich während der Reise genötigt werde, für die Rückfahrt irgend eine andre Strecke zu nehmen, für die meine Rückfahrkarte nicht gilt. Eine dritte Schwierigkeit bei der Entscheidung, ob Rückfahrkarte oder einfache Karte, bereitet der Umstand, daß die Unterbrechung der Fahrt auf Zwischenstationen nur je einmal bei der Hin- und Rückfahrt erlaubt ist. Muß ich mich unterwegs entschließen, auf der Hin- oder auf der Rückfahrt mehr als einmal den Zug zu verlassen, so wird meine Fahrkarte nach der zweiten Fahrtunterbrechung für den Rest der Hin- oder Rückfahrt ungiltig.

Ich kann also eine Rückfahrkarte nur dann ohne die Gefahr einer Verteuerung benutzen, wenn vor dem Antritt der Reise feststeht: 1. daß die Rückreise vor Ablauf des dritten Kalendertages angetreten wird, 2. daß die Rückreise auf einer der hierfür zugelassenen Strecken stattfinden, 3. daß weder auf der Hin- noch auf der Rückfahrt die Fahrt mehr als einmal unterbrochen werden wird. Trifft eine dieser drei Voraussetzungen nicht zu, so liegt es in meinem Vorteil, wenigstens insoweit Rückfahrkarten zu benutzen, als meine Reisedisposition zuläßt. Zu diesem Zwecke muß ich an der Hand des Fahrplans und der Karte mühsam zu ermitteln suchen, für welche Strecken ich Rückfahrkarten, für welche einfache lösen muß, wobei sorgfältig darauf zu achten ist, ob der Aufenthalt auf den einzelnen Stationen zur Lösung neuer Fahrkarten Zeit läßt. Nun kann es aber auch leicht vorkommen, daß ich vorteilhaft handle, wenn ich eine Rückfahrkarte nach einem Orte löse, den ich gar nicht besuchen will, weil sich von diesem Orte aus die Möglichkeit bietet, die Rückfahrt auf einer Strecke zu nehmen, die zu benutzen ich Veranlassung habe. Voraussetzung ist dabei, daß ich den Weg von dem Orte, wo ich auf der Hinfahrt den Zug verlasse, zu dem Orte, von wo ich die Rückfahrt antrete, mit einem andern Verkehrsmittel, z. B. der Straßenbahn oder einer Kleinbahn oder auch zu Fuß zurücklege, wie das namentlich auf Vergnügungsreisen, aber auch auf Geschäftsreisen leicht vorkommt. Auch darauf muß ich also bei der Reisevorbereitung mein Augenmerk richten. Dabei ist nur der Übelstand zu beklagen, daß die Kursbücher keine erschöpfende Auskunft darüber geben, welche Rückfahrkarten zur Fahrt auf verschiednen Strecken berechtigen. Es kann also vorkommen, daß ich aus Unkenntnis der Bestimmungen von den Vorteilen, die die Eisenbahn bietet, keinen Gebrauch mache.

Man sieht, es liegen auf den Wegen der Fahrpreisermäßigungen durch Rückfahrkarten viele Fußangeln, in denen man gefangen werden und statt der Ermäßigung eine Erhöhung der Ausgabe finden kann. Um diesen Fußangeln zu entgehen, bedarf es eines mühevollen und zeitraubenden Überlegens und Studierens der Fahrpläne und mancher Erkundigung an den Auskunftsstellen, Umstände, die das Aufstellen des einfachsten Reiseplans sehr erschweren können. Und doch will die Eisenbahnverwaltung durch die Rückfahrkarten das Reisen nicht erschweren, sondern erleichtern! Zu dieser Erschwerung des Reiseplan-

Digitized by Google

entwurfs kommt dann noch oft der Verdruß darüber, daß man die Vorteile der Rückfahrkarten nicht genießen kann, weil gewisse Voraussetzungen nicht zutreffen, oder weil man die Möglichkeit ihrer Benutzung nicht vorher gekannt hat.

So viel über die gewöhnlichen Rückfahrkarten auf kürzern Strecken bis zu 200 Kilometern. Beträgt die Entfernung 300 Kilometer, so gelten die Karten vier Tage und für je 100 Kilometer weiterer Entfernung einen Tag länger. Hierbei sei zunächst nur nebenher die Ausnahme gestreift, die für Berlin gilt. Die Rückfahrkarten nach Berlin gelten von 50 Kilometern Entfernung an je einen Tag länger als nach andern Orten. Warum diese Bevorzugung von Berlin, die doch mit der Forderung desselben Rechts für alle nicht vereinbar ist? Den Rückfahrkarten mit viertägiger — und wenn sie für Berlin gelten, mit fünftägiger Giltigkeit macht eine andre Einrichtung den Rang streitig, die ebenfalls zur Erleichterung des Reiseverkehrs ersonnen ist, aber, von dem zweifelhaften Vorteile der Preisermäßigung abgesehen, die entgegengesetzte Wirkung erzielt, die der „zusammenstellbaren Fahrscheinhefte." Sie werden ausgegeben, wenn auf der Hin- und Rückreise, die über beliebige Strecken erfolgen kann, zusammen wenigstens 600 Kilometer zurückgelegt werden. Da gilt es nun, wenn man die Wahl hat zwischen Rückfahrkarte und Fahrscheinheft, jedesmal Vor- und Nachteile der einen und der andern Art der Verkehrserleichterung gegen einander abzuwägen.

Die Rückfahrkarte wird wie die gewöhnliche Fahrkarte am Kartenschalter gelöst. Das Fahrscheinheft muß mindestens sechs Stunden vor der Abreise, meistens aber schon einige Tage zuvor schriftlich bestellt und kann nicht immer unmittelbar vor der Abreise in Empfang genommen werden. Die Rückfahrkarte gilt nur eine beschränkte Zahl von Tagen, das Fahrscheinheft wenigstens 45 Tage. Die Rückfahrkarte berechtigt zur unentgeltlichen Mitnahme von 25 Kilogramm Gepäck im Packwagen, das Fahrscheinheft gewährt kein Freigepäck. Die Rückfahrkarte gestattet eine Unterbrechung der Reise nur einmal bei der Hin- und einmal bei der Rückfahrt, das Fahrscheinheft auf jeder Station. Für das Heft spricht die längere Giltigkeitsdauer und die Möglichkeit, an jedem beliebigen Orte, der auf der Reise berührt wird, Aufenthalt zu nehmen; dagegen die Unbequemlichkeit der Lösung des Heftes und die Nichtgewähr von Freigepäck. Und diese beiden Erwägungen geben oft genug den Ausschlag für die Rückfahrkarte. Zu einer Reise von Köln nach Berlin nimmst du, da die achttägige Giltigkeitsdauer zur Erledigung deiner Geschäfte ausreichend Zeit gewährt, eine Rückfahrkarte. Nun braucht in Berlin nur ein Ereignis einzutreten, das eine Verlängerung deines Aufenthalts erwünscht macht, und du hast Gelegenheit und Anlaß zum Ärger über die Buntscheckigkeit unsers Personentarifs, denn du begreifst nicht, warum Rückfahrkarten nicht ebenso lange gelten wie Fahrscheinhefte, und weshalb

Digitized by Google

diese kein Freigepäck gewähren. Diese Thatsache ist noch befremdlicher, weil man bei einer 45tägigen Reisedauer an Kleidung, Wäsche und sonstigem Reisebedarf mehr mitzuführen pflegt, als wenn man nur auf einige Tage von Hause weggeht.

Ja, hinsichtlich der zusammenstellbaren Fahrscheinhefte ist manches unbegreiflich. Vor allem der amtliche Name. Was ist zusammenstellbar, die Fahrscheine oder die Hefte? Ich habe vor dem seit Jahren an den Tag gelegten Streben der Eisenbahnverwaltung nach Sprachreinheit und Sprachrichtigkeit eine zu hohe Achtung, als daß ich ihr eine sprachliche Bildung nach dem Muster der reitenden Artilleriekaserne und des baumwollnen Regenschirmfabrikanten zutrauen könnte. Ich kann also nur annehmen, daß die Hefte als zusammenstellbar bezeichnet werden sollen. Dieser Ausdruck ist aber logisch falsch. Er wäre richtig, wenn der Sinn wäre, daß die Fahrscheinhefte mit einander zu größern Einheiten zusammengestellt werden können, aber nicht in dem Sinne, daß das einzelne Heft aus Fahrscheinen zusammengestellt werden kann. In diesem Sinne ist das Fahrscheinheft ebenso wenig zusammenstellbar, wie ein Verein gründbar, ein Brot backbar, ein Urteil fällbar ist. Das Heft ist zusammengestellt, der Verein ist gegründet, das Brot ist gebacken, das Urteil ist gefällt und kann es nicht noch einmal werden, so wenig wie ein Ding zum zweitenmale entstehen kann. Die Verwaltung will durch die Bezeichnung zusammenstellbar einen Unterschied machen zwischen den Fahrscheinheften, die erst auf Bestellung aus beliebigen Fahrscheinen zusammengestellt werden, und denen, die aus bestimmten Fahrscheinen fertig zusammengestellt sind und vorrätig gehalten werden. Aber diese letzten führen ja den amtlichen Namen Rundreisehefte für feste Rundreisen. Warum genügt da für jene Art nicht die Bezeichnung Fahrscheinheft?

Die Unterscheidung zwischen zusammenstellbaren Fahrscheinheften und fertigen Rundreiseheften hat aber auch eine sehr sachliche Bedeutung. Die fertigen Rundreisehefte berechtigen innerhalb des Gebiets der preußischen Staatseisenbahnverwaltung nämlich zur Mitnahme von 25 Kilogramm Freigepäck und sind somit eine neue Nuance in der bunten Mannigfaltigkeit der Reisegelegenheiten und der Fahrtausweise — wie der Gattungsbegriff für alle Arten von Fahrkarten, Fahrscheinheften und sonstigen ein Anrecht auf die Benutzung der Bahn gebenden Papiere lautet — und damit eine neue Schwierigkeit für den Entwurf des Reiseplans. Schwierigkeiten und lästige Umstände an allen Ecken — und das alles „zur Erleichterung des Reiseverkehrs." Mit diesen Worten werden nämlich die amtlichen Bestimmungen über die Ausgabe von zusammenstellbaren Fahrscheinheften und von Rundreiseheften für feste Rundreisen eingeleitet. Wer jemals in der Lage gewesen ist, an der Hand dieser Bestimmungen einen Reiseplan zusammenzustellen und ein zusammenstellbares Fahrscheinheft zu kaufen und zu benutzen, der muß in diesen Worten eine arge

Digitized by Google

Ironie finden. Denn die Erleichterung iſt in Wirklichkeit eine Erſchwerung. Für den aber, der von der angeblichen Erleichterung des Reiſeverkehrs noch keinen Gebrauch gemacht hat, bedarf es noch eines längern Verweilens bei den zuſammenſtellbaren Fahrſcheinheften, um die mit ihrer Benutzung verbundnen Schwierigkeiten in das rechte Licht zu ſtellen.

(Schluß folgt)

Islam und Ziviliſation

Die wichtigſte Frage für alle ehrlichen und ernſten Reformbeſtrebungen in der Türkei iſt immer geweſen: Iſt die muhammedaniſche Religion ſchlechthin unvereinbar mit europäiſcher Ziviliſation, oder iſt eine Anpaſſung und ein Zuſammenwirken beider trotz ihres anſcheinenden Gegenſatzes möglich? Daß die Zukunft der Türkenherrſchaft und des Osmanentums in Europa von der Beantwortung dieſer Frage abhängt, iſt ohne weiteres klar. Die Antwort kann ſich nur aus einem geſchichtlichen Rückblick ergeben.

Da iſt denn zunächſt die Thatſache feſtzuſtellen, daß Chriſtentum und Islam nicht immer in feindlichem Gegenſatz zu einander geſtanden haben. Nachdem der erſte muhammedaniſche Fanatismus verflogen war, haben die Beherrſcher des Abendlandes und des Morgenlandes, Karl der Große und der Kalif Harun, in freundlichem Verkehr miteinander geſtanden, und der Kampf iſt erſt wieder entbrannt, als das Papſttum daran ging, ſeine Anſprüche auf die geiſtliche und weltliche Oberherrſchaft über die bewohnte Erde zu verwirklichen. Nicht der feindliche Gegenſatz der Religionen iſt die Urſache der Kreuzzüge geweſen, ſondern erſt aus dem langjährigen blutigen Ringen um den Beſitz Paläſtinas und Syriens iſt die Jahrhunderte überdauernde Feindſchaft und der bis heute unausgeglichne Gegenſatz hervorgegangen. Die Grenzregionen der drei alten Kontinente ſind Gefilde, auf denen ſich ſeit den älteſten Zeiten entſcheidende Völkerkämpfe und in ihrem Gefolge der Ausgleich verſchiedner Kulturen vollzogen haben. Einbrüche und Wanderungen der Völker der Steppe in die Kulturwelt des Weſtens haben auch ohne religiöſen Gegenſatz während der ganzen erſten Hälfte des Mittelalters ſtattgefunden; die eigentliche Urſache der Kreuzzüge lag darin, daß der griechiſche Kaiſer im Jahre 1095 durch den Papſt die Hilfe des Abendlandes gegen das Vordringen der ſeldſchukiſchen Türken anrief, und der Papſt dieſes Geſuch in der wirtſchaftlichen, ſozialen,

Digitized by Google

politischen und kirchlichen Krisis, in der Europa während des Investiturstreits stand, zu einem Hebel seiner Weltherrschaftspläne zu machen dachte. Für den griechischen Kaiser war der nun auf dem Kriegsschauplatz auftretende Bundesgenosse aber viel zu stark*) und damit eine größere Gefahr als die von Osten drohende. Da auch die muhammedanische Welt in die sich feindlich gegenüberstehenden Ägypter unter den Fatimiden und die Asiaten unter den Abbassiden geschieden war, so ergab sich daraus eine wunderbar verworrne politische Lage. Nachdem die verschiedensten Kombinationen versucht worden waren, alle sich als unhaltbar erwiesen und die Kräfte sich in dem großen Ringen erschöpft hatten, konnten die neu auftretenden osmanischen Türken als Sieger die Trümmerstätte dieser Kämpfe behaupten. Den Deutschen hatte sich zeitweise eine große Aussicht in diesen Völkerkämpfen eröffnet. Bei dem dritten Kreuzzuge waren die Serben, Walachen und Bulgaren bereit, sich dem deutschen Reiche anzuschließen, und es hing nur von dem Kaiser Barbarossa ab, seinen Kreuzzug mit der Eroberung Konstantinopels und damit des griechischen Kaiserreichs zu beginnen. „Es war eine der größten Fragen, die jemals einem deutschen Kaiser vorgelegen haben. Friedrich wies das Anerbieten ab, er wollte Jerusalem sehen. Er handelte moralisch groß, aber politisch thöricht. Eine Herrschaft unter deutscher Oberhoheit hätte der Nation unendliche Aussichten eröffnet.“ **) Der Sohn und Nachfolger Barbarossas, Heinrich VI., hat den Gedanken der Eroberung Konstantinopels ernstlich erwogen, aber sein Tod machte diesen Entwürfen und Deutschlands Größe 1197 ein Ende. Die Eroberung Konstantinopels im Jahre 1204 durch die Kreuzfahrer unter venetianischer Leitung führte nicht mehr zu heilsamen und dauernden Erfolgen, denn den Eroberern fehlte die Kraft zu lebensvollen Neugestaltungen; 1261 wurde es durch die Griechen mit geringer Mühe zurückerobert. Ein Jahrhundert später setzten die Osmanen über den Hellespont und begründeten in den Ländern des durch und durch zerrütteten byzantinischen Reiches die Türkenherrschaft in Europa, zunächst mit dem Sitz in Adrianopel.

1

Um die Fragen zu entscheiden, inwiefern und aus welchen Gründen der Islam kulturfeindlich ist, müssen wir den Blick auf die Zeit vor den Kreuzzügen richten. In dieser Zeit sind die muhammedanischen Völker ganz unstreitig die Träger höherer Zivilisation und religiöser Toleranz, während größere Roheit und Religionsfanatismus auf seiten der Christen sind. Insbesondre die Deutschen sind bis zum Jahre 1050 ein reines Ackerbauvolk, erst seit 1100, also seit dem Beginn der Kreuzzüge, scheidet sich der Krieger vom Bauern: die

*) Dazu kam, daß die Normannen, die Todfeinde der Griechen, einen wesentlichen Bestandteil des Kreuzheeres ausmachten.

**) Ranke, Weltgeschichte, Bd. VIII.

Digitized by Google

erſte große nationale Arbeitsteilung; wieder ein halbes Jahrhundert ſpäter vervollſtändigt der Stadtbürger in dem Beruf als Kaufmann oder Handwerker die urſprüngliche ſtändiſche Gliederung. Hierarchiſcher Gehorſam und Aſkeſe beherrſchen die Geiſter bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts. Dieſem Zuſtande gegenüber erſcheint die Kultur des muhammedaniſchen Orients und des mauriſchen Spaniens um das Jahr 1000 als viel höher. Die Völker des Islam ſtehen zu dieſer Zeit noch an der Spitze der Ziviliſation: noch der Geſchichtſchreiber des Kreuzzuges von Richard Löwenherz bewundert die kriegeriſchen Tugenden der Muhammedaner; er nennt dieſe reich an jeder Art von Tüchtigkeit und meint, ſie entbehrten nur des wahren Glaubens, um das erſte Volk der Welt zu ſein. In der Religion lag damals alſo keinesfalls ein feindſeliger Gegenſatz zur Kultur, und ſo entſteht die Frage: Woher ſtammte die frühe Blüte, und wie kam es, daß ſich das Verhältnis von Morgenland und Abendland ſpäter völlig umkehrte?

Bei der Schilderung der arabiſchen Kultur folgen wir im weſentlichen der Kulturgeſchichte der Kreuzzüge von Prutz. Die Lehre Muhammeds iſt vor allen Dingen reiner Monotheismus und nur darin völlig originell, daß ſie allein von allen Religionen urſprünglich kein Wunder kennt. Dogmatiſch iſt der Islam in der Hauptſache eine Miſchung jüdiſcher und chriſtlicher Lehren; namentlich zeigt er eine große Verwandtſchaft mit dem chriſtlichen Arianismus. Peter, der Abt von Cluny, bekennt in einem Briefe an Bernhard von Clairvaux, er wiſſe nicht, ob er den Islam als eine chriſtliche Häreſie oder einen Götzendienſt bezeichnen ſolle, und giebt zu, daß er viel Wahres enthalte. Noch Dante faßt Muhammed auf als den Urheber eines Schisma in der Chriſtenheit und den Islam als eine orientaliſche Sekte. Als der Arianismus im Abendlande dem Bunde des römiſchen Biſchofs mit den katholiſchen Franken erlag, erhob er ſich in morgenländiſcher Färbung unter der Fahne Muhammeds in verjüngter Geſtalt und eroberte in raſchem Siegeszuge die halbe Welt.*) Merkwürdigerweiſe iſt von katholiſchen Heißſpornen die Reformation häufig als eine Tochter Muhammeds bezeichnet, die Prädeſtinationslehre mit dem Fatalismus, die Bilderfeindlichkeit der Proteſtanten mit der des Islam verglichen worden. Gegen Chriſtentum und Judentum ſtellte ſich der Muhammedanismus verſöhnlich, auch Chriſtus und Moſes waren ihm wahre Propheten; gegen den Polytheismus und den Pantheismus führte er überall einen Vernichtungskrieg. In Damaskus, dem Sitze der Ommaijadiſchen Kalifen von 661 bis 750, blühte gleichzeitig eine islamitiſche und eine chriſtliche Theologenſchule; die Verwandtſchaft mehrerer der zahlreichen muhammedaniſchen und chriſtlichen Sekten dieſer

*) Alle andern bedeutenden germaniſchen Völker waren Arianer, ſo die Goten, Burgunder, Vandalen, Sueven und Langobarden. Die Parteinahme Chlodwigs und Juſtinians entſchied gegen den Arianismus.

Digitized by Google

Zeit iſt darauf zurückzuführen. Auch der Bilderſtreit, der die morgenländiſche chriſtliche Kirche ein Jahrhundert lang auf das tiefſte bewegte, ſcheint aus dieſen Anregungen hervorgegangen zu ſein und hat wahrſcheinlich eine Vereinigung der beiden Religionen zum Zweck gehabt. Die Duldung, die die Anhänger des Propheten den Chriſten gewährten, und die Verwandtſchaft der Lehre führten viele Chriſten zur Annahme des Islam. Eine ganz irrige Vorſtellung iſt die, daß ſich der Islam allein auf dem Wege blutiger Eroberung ſo ſchnell über die Welt verbreitet habe. Das griechiſche Reich war beim Auftreten des Muhammedanismus ſchon in Verfall und Entartung. Seine Unterthanen unterlagen zu Gunſten des Militärs, der Beamten, des Hofes und der Hauptſtadt einem entſetzlichen Steuerdruck; religiöſe Sektierer wurden mit großer Härte unterdrückt und verfolgt. So kam es, daß die Errichtung der muhammedaniſchen Herrſchaft meiſt als Erleichterung empfunden und dankbar begrüßt wurde. Die arabiſche Herrſchaft wurde der griechiſchen nicht ſelten geradezu vorgezogen, ganze Provinzen drängten ſich zu dem Wechſel der Herrſchaft, dem häufig genug die Annahme der neuen Religion folgte.

Gewiß kann die religiöſe Leidenſchaft auch bei den Muhammedanern nicht geleugnet werden, denn Begeiſterung wird nur allzuleicht zur Leidenſchaft; alle Eroberungszüge der Araber ſind glühender religiöſer Begeiſterung entſprungen. Aber man kann daraus den Bekennern des Islam gewiß keinen ſchwerern Vorwurf machen, als denen andrer Religionen, und zumal katholiſche über Fanatismus und Unduldſamkeit klagende Schriftſteller erinnern nur an die über Aufruhr ſchreienden Gracchen. Wohl keine Religion hat ſo viel Blut vergoſſen und Grauſamkeiten verübt wie das Chriſtentum, man denke an die Sachſenkriege Karls des Großen und an den Kampf gegen die Slawen und Preußen in den deutſchen Oſtmarken; man denke an Spanien und die Niederlande,*) an die Albigenſer und die Hugenotten. In Beziehung auf die Toleranz der jüdiſchen Religion ſehe man Jeremias 48, 10. In dem Kampf der beiden Religionen um die Weltherrſchaft eilten tauſende und aber tauſende von Muhammedanern und Chriſten mit gleicher Freudigkeit im Namen Gottes in den Tod. Die großen und guten Thaten, zu denen der Islam ſeine Gläubigen begeiſtert hat, legen Zeugnis ab, daß auch dieſe Religion geeignet war, in den Seelen ihrer Bekenner die edelſten Kräfte zu entfeſſeln, die Menſchen von kleinlicher Selbſtſucht zu befreien und im Dienſt einer großen Idee über ſich ſelbſt zu erheben. Das muhammedaniſche Kriegsrecht war dem beſiegten Feinde gegenüber menſchlich und gerecht. Das gegebne Wort ſoll auch dem Ungläubigen gegenüber gehalten, und im Kampfe ſelbſt ſollen keine betrügeriſchen Mittel angewandt werden. Die Inſtruktion,

*) In den Niederlanden wurden allein unter Karl V. nach Sarpi 50000, nach Grotius 100000 Menſchen ihrer Religion halber hingerichtet, in Spanien durch die Inquiſition 31000 verbrannt, 290000 anders beſtraft.

Digitized by Google

die der erſte Kalif ſeinen Feldherren mitgab, beſagt: „Kämpfet tapfer, aber geſetzmäßig, begeht keine Treuloſigkeit gegen eure Feinde, verſtümmelt die Beſiegten nicht, tötet weder Greiſe, noch Kinder, noch Frauen. Haut nicht fruchttragende Bäume um, ſchont namentlich die Palmen und brennt die Ernte nicht nieder. Erwürget auch kein Vieh, mit Ausnahme deſſen, was ihr zu eurer Nahrung bedürft. Ihr werdet auf euerm Marſche Menſchen antreffen, die in der Einſamkeit frommer Betrachtung leben, in die Anbetung Gottes verſenkt; thut ihnen nichts zu Leide. Dagegen werdet ihr auch ſolche finden, deren geſchorner Kopf einen Kranz von Haaren trägt — die ſchlagt nieder und gebt ihnen keine Gnade.“

Bis zu den Kreuzzügen haben im Morgenlande Chriſten und Muhammedaner friedlich neben einander gelebt; die Chriſten waren im Reiche der Kalifen weder unterdrückt noch rechtlos, hatten ſelbſt am Hofe Zutritt und nahmen nicht ſelten hohe Ämter und wichtige Vertrauensposten ein. In den Gebieten, in denen ſich die Araber dauernd behaupten wollten, wurden die chriſtlichen Kirchen geſchont und erhalten. Harun al Raſchid erklärte aus Courtoiſie ſogar Jeruſalem für eine Karl dem Großen unterthänige Stadt. Die Chriſten befanden ſich nicht ſchlecht unter der mauriſchen Herrſchaft, die ſizilianiſchen weit beſſer als z. B. die italiſchen Bewohner unter den Lombarden oder Franken. Als die Normannen die Inſel eroberten, fanden ſie trotz der dreihundertjährigen mauriſchen Herrſchaft große Mengen von Chriſten, die unbedrückt und ruhig ihrem Glauben lebten.

Sehr ungünſtig ſticht gegen dieſe Toleranz das Verhalten der Abendländer ab. Zumal in den ſpätern Zeiten der Kreuzzüge waren die Chriſten grundſätzlich der Meinung, daß ein Chriſt dem Ungläubigen ſein Wort zu halten nicht verbunden ſei. Die Berichte beſagen übereinſtimmend, daß Wortbrüchigkeit, Habgier, Wolluſt, Spiel und ſchlechte Leidenſchaften aller Art von ihnen geübt worden ſeien, ſchon weil ſie ſich als auserwählte Streiter Gottes gegenüber den Ungläubigen zu allem für befugt gehalten hätten; dieſe galten als Verdammte für rechtlos. Die ſchlimmſten Frevel wurden durch dieſe Auffaſſung gedeckt; Nachbarn und Einheimiſchen kamen die Franken wie ein Volk von Räubern vor, ſodaß man nicht ſelten an das Verhalten der ſpaniſchen Konquiſtadoren in Amerika erinnert wird.

Wie die Ausgeſtaltung der muhammedaniſchen Dogmatik unter chriſtlichem Einfluß erfolgt iſt, ſo ſind namentlich auch die politiſchen und militäriſchen Inſtitutionen des Kalifats in Abhängigkeit von der byzantiniſchen Kultur geſtaltet worden, und das byzantiniſche Reich iſt zweifellos als der Aufbewahrer und Übermittler der antiken Kultur während der erſten Jahrhunderte des Mittelalters anzuſehen. Von den Byzantinern übernahmen die Araber zugleich mit den eroberten Provinzen die politiſche Einteilung und die adminiſtrative Ordnung. Byzantiniſch war das Beſteuerungsſyſtem mit ſeiner Kopf- und

Digitized by Google

Grundſteuer. Byzantiniſch war und blieb das Münzweſen. Außerordentliche Ähnlichkeit mit den Einrichtungen des Abendlandes zeigt die Entwicklung des Lehnsweſens, ſodaß die Franken von der Ähnlichkeit der Verhältniſſe ihrer Heimat mit denen in Syrien überraſcht waren. Der Sold der Truppen, der Gehalt der Beamten wurde aus den Einkünften beſtimmter Grundſtücke beſtritten, die als Entſchädigung für die zu leiſtenden Dienſte überwieſen wurden. Nach dem Koran ſtammt alles Eigentum von Gott; der Kalif, ſein irdiſcher Stellvertreter, iſt daher der Grundherr, ſeine Emire und Beamten gelten als ſeine Stellvertreter, nur der Nießbrauch wird denen eingeräumt, die ſie bebauen und beſitzen. Das Kalifat war viele Menſchenalter hindurch der am zweckmäßigſten geordnete und am beſten regierte Staat des frühen Mittelalters. Die ſizilianiſchen Sarazenen waren auch die Lehrmeiſter Kaiſer Friedrichs II. Erſt im verfallenden Kalifat entartete die Verwaltung und Beſteuerung, beſonders ſeit der Despotismus zunahm und unabhängige Teilſtaaten entſtanden. Der Handelsverkehr zwiſchen Chriſten und Muhammedanern war bis zu den Kreuzzügen äußerſt lebhaft, obgleich die Kirche heftig dagegen eiferte. Auch in wirtſchaftlicher, künſtleriſcher und wiſſenſchaftlicher Beziehung ſtand die arabiſche Kultur vor den Kreuzzügen zweifellos über der chriſtlichen. Von Spanien, von Sizilien und Unteritalien aus machten ſich vielfache Förderungen der Kultur, zumal auf das übrige Italien und auf das ſüdliche Frankreich geltend. Noch in die Gegenwart reichen die Spuren dieſer Wirkungen in gewiſſen Induſtriezweigen, in landwirtſchaftlichen Gebräuchen, in Maſchinen zum Waſſerſchöpfen und zum Bewäſſern der Felder.

Ganz bedeutende Summen wurden auf die Errichtung milder Stiftungen und Krankenhäuſer, zur Gründung von Bibliotheken, Schulen und wiſſenſchaftlichen Akademien verwandt. Die frommen Stiftungen Nureddins warfen noch zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts jährlich die Summe von 120000 Franken ab. Dem Landbau haben die Araber da, wo ſich der Anbau lohnte, eine beſondre Sorgfalt zugewandt; ihre Waſſerleitungen ſind allbekannt und viel zweckmäßiger angelegt als die römiſchen. In der Weberei und Färberei, in Metallarbeiten, namentlich der Goldſchmiedekunſt, waren ſie früh als Meiſter anerkannt. Als die Kreuzzüge begannen, war in der Entwicklung der arabiſchen Kultur ſchon ein Stillſtand eingetreten, aber noch waren kaum zwei Menſchenalter vergangen, ſeit der Orient der Sitz der vollendetſten Kultur geweſen war, die das Mittelalter gehabt hat. Bagdad war nicht nur die Hauptſtadt des großen Reichs der Abbaſſiden, ſondern der Brennpunkt aller wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen. Während in den Klöſtern des Abendlandes dürftige Gelehrſamkeit ein kümmerliches und unfruchtbares Daſein friſtete, vertieften ſich die Araber in das Studium des Ariſtoteles, trieben im Anſchluß an die Griechen Aſtronomie und Mathematik, entwickelten die Heilkunde in wiſſenſchaftlichem Geiſte und begannen in die Geheimniſſe der Natur einzudringen. Auch die Juris-

Digitized by Google

prudenz und Politik wurden in Bagdad schon wissenschaftlich behandelt; die Werke der dortigen Gelehrten zeigen humane und aufgeklärte Anschauungen, die erst in spätern Jahrhunderten in das Abendland gedrungen sind; die Bibliothek in Bagdad führte den Namen: Haus der Weisheit. Nach der Eroberung Jerusalems 1187 war eine der ersten Maßregeln Saladins die Errichtung einer Akademie in der heiligen Stadt; ebenso wurde in Accon im Jahre darauf der Palast des Hospitaliterordens zu einer Akademie bestimmt.

Auch in Spanien bezeichnet das zehnte Jahrhundert die höchste Blüte der arabischen Kultur, die Alhambra und die berühmte Bibliothek von Cordova sprechen deutlich von ihrer Höhe. Cordova nennt die christliche Nonne Hroswitha von Gandersheim: die helle Zierde der Welt, die junge herrliche Stadt, stolz auf ihre Wehrkraft, berühmt durch die Wonnen, die sie umschließt, strahlend im Vollbesitz aller Dinge. Nebenbei sei hier bemerkt, daß diese Bibliothek auf Befehl des Kardinals Ximenez zur größern Ehre Gottes verbrannt wurde, während die Erzählung von der Verbrennung der Bibliothek von Alexandrien durch die Araber als unwahr nachgewiesen ist. Auf arabische Wissenschaft gründeten sich die berühmten Universitäten Italiens. Die Summe des Vergleichs bezeichnet Prutz: Im Morgenlande ordnete sich der Einzelne weit mehr als im Abendlande der Gesamtheit unter. Die wirtschaftliche Kultur ist ausgezeichnet durch Mannigfaltigkeit, verständige Arbeitsteilung und hohe Technik. Das geistige Leben entwickelt sich ebenso vielseitig wie tief: ungehindert durch kirchliche Rücksichten führt es zum erstenmale seit dem Untergang der antiken Welt zu ernstem und erfolgreichem, wirklich wissenschaftlichem Streben, das der Menschheit neue Gebiete erobert und einen ersten großen Fortschritt im Leben herbeiführt. Und ein andrer Kenner (G. Diercks) zieht die Summe: die Araber in ihrem Einfluß auf Europa gleichen der Frühlingssonne, die überall die ersten Keime hervorlockt.*) Für den religiösen Geist ist es bezeichnend, daß, als Saladin 1192 den christlichen Pilgern den ungehinderten Besuch der heiligen Stätten erlaubte und ihnen sicheres Geleit gewährte, der Erzbischof von Tyrus unter Androhung des Bannes verbot, davon Gebrauch zu machen: denn niemand solle unter dem Geleite der Ungläubigen nach Jerusalem pilgern.

So lagen die Verhältnisse, als der große Kampf die mannigfachste Berührung und Wechselwirkung der beiden Kulturen herbeiführte. Und was war das Resultat? Im Abendlande erlitt das Papsttum, dessen Machtstellung er vollenden sollte, durch den Mißerfolg eine Erschütterung und Schwächung, von der es sich nicht wieder erholt hat: die Vereinigung der geistlichen und welt-

*) Im Abendlande begründete Ludwig IX. von Frankreich in der Sainte Chapelle die erste öffentliche Büchersammlung zur Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen. Die Anregung dazu hatte er im Morgenlande empfangen, dessen Bildung er staunend bewunderte.

Digitized by Google

lichen Macht erwies sich hier als unausführbar. Das eigentliche hierarchische Mittelalter wurde durch die Ideen einer neuen Zeit und einer neuen Kultur befruchtet und der Renaissance entgegengeführt. Im Laufe des Kampfes entsprang aber zwischen Islam und Christentum ein unversöhnlicher Haß und eine wachsende Verbitterung, die um so tiefer und grimmiger wurde, als der große Kampf, der immer mehr zum Religionskampf wurde, ohne eine eigentliche Entscheidung zu Ende ging. Im Gegensatz zu den friedlichen Beziehungen der Vergangenheit schienen Christentum und Islam nicht mehr friedlich mit einander leben zu können. Die Leidenschaften hatten sich auf beiden Seiten entzündet, eine lange Reihe blutiger Thaten hatte einen unversöhnlichen Haß erzeugt, der immer von neuem sein trauriges Recht gefordert, bis in unsre Tage hinein die Entwicklung ganzer Nationen beherrscht und den Frieden Europas gefährdet hat.

(Schluß folgt)

Die litterarische Bildung am Rhein
im vorigen Jahrhundert

Von Joseph Joesten in Köln

(Schluß)

In dem alten Köln war viel Lesen nicht Sache des damaligen Kölners, wie viele Schulen er auch besucht hatte. Hier und da las man den „Kölnischen Diogenes," noch mehr die in Volkskreisen beliebte „Pafeporzer Bibliothek, gedruckt in diesem Jahre." Nur die Musik war die Lieblingskunst des Kölners damals, wie heute. Auch das Theater war des Kölners Hochgenuß. Hatte schon in der reichsstädtischen Zeit (1770 bis 1794) das Jesuitenkollegium ein Theater, das alljährlich seine actiones aufführte, so erfreute sich Köln schon 1782 eines stehenden Theaters. Uns vorliegende Theaterzettel unter den Direktoren von Kurz, Böhm, Klos und Koberwein melden u. a. von folgenden Aufführungen — die Opern wollen wir hier übergehen: Am 13. Januar 1782 das Drama „Johann Faust," zweite Vorstellung; dann Lessings „Minna von Barnhelm"; „Macbeth" von Shakespeare; „Die Jäger," „Der Spieler," „Verbrechen aus Ehrsucht," „Die Mündel" von Iffland, Fiesko, Hamlet, Romeo und Julie (Direktion Böhm). Am 19. Oktober 1786 wurde unter der Direktion von Klos dem Andenken Lessings eine Trauerkantate gewidmet; die Bühne stellte

Digitized by Google

einen Hain mit Lessings Grabmal im Hintergrunde dar. Zwei Musen standen klagend angelehnt, der Genius der Unsterblichkeit vollendete mit dem Griffel die Inschrift: Ad astra. Im Jahre 1788 übernahm Karl August Dobler mit der „hochfürstlich Fürstenbergischen Hofschauspielergesellschaft" das Kölner Theater. Ihre erste Vorstellung war Lessings Miß Sara Sampson. Schon zehn Jahre vorher machte die Metternichsche Buchhandlung*) bekannt, daß der Theater-Kalender von Gotha bei ihr zu kaufen sei, ein Beweis, daß sich die Bewohner Kölns für das Theater sehr interessiert haben, und das künstlerische Leben dort nicht so trostlos gewesen sein muß, wie man bei den bewegten politischen Zeiten vermuten sollte. Das ständige Schauspielrepertoire brachte Stücke von Schiller, Goethe und Lessing. Es ist also damals in Köln so ganz dunkel nicht gewesen.

Sehen wir uns nun auf dem Gebiete der schöpferischen litterarischen Thätigkeit der Kölner um.

Unter den etwa 200 Schriften,**) die zwischen 1700 und 1750 in Köln gedruckt wurden, waren in deutscher Sprache nur einige Gelegenheitsgedichte, darunter der „Kölnische Diogenes." Nach 1753 finden wir die ersten in deutscher Sprache geschriebnen Schulbücher, die erste biblische Geschichte, 1761 eine kleine Weltgeschichte usw. Im Jahre 1742 erschien bei G. A. Schauberg der „Kölnische Diogenes" des Liederdichters und Satirikers Heinrich Lindenborn,***) ein Buch, dem man bei objektiver Würdigung einen ehrenvollen Platz in der deutschen Litteraturgeschichte nicht wird versagen können. Man hatte sich damals in die Ansicht hineingelebt, daß der katholischen Welt jede Berechtigung auf dem Gebiete der erwachenden deutschen Litteratur abgesprochen werden müsse. Die Leipziger Messe hatte den ganzen Norden Deutschlands für sich in Beschlag genommen und dadurch den Schriften Lindenborns die Verbreitung im Norden abgeschnitten. Sein Name ist daher über die Mauern seiner Vaterstadt hinaus unbekannt geblieben. Er steckt noch teilweise in dem Schmutze der schlechten satirischen Schriften des siebzehnten Jahrhunderts, die Sprache ist mitunter rauh und holprig. Wir müssen geradezu die große Belesenheit dieses Schriftstellers in den griechischen und römischen Klassikern bewundern. Seine Prosa gewann auf die damalige Schreibart großen Einfluß. Er war ein Schriftsteller, der aus dem Stegreif schaffte; es wird von ihm berichtet, daß er sogar nicht selten sein von ihm redigiertes Wochenblatt „Der Kölnische

*) Köln hatte 1770 schon vier Buchhandlungen mit eignen Druckereien, außerdem noch zehn Druckereien.

**) Während der Mainzer Revolution 1790—93 zur Zeit der Klubbisten erschienen in Mainz in zwei Jahren (1792 und 1793) mehr als 120 Flugschriften und Abhandlungen politischer Natur. Ein Beweis, daß man dort litterarisch sehr rege gewesen ist, wenn auch nicht gerade auf schöngeistigem Gebiete.

***) Doktor der Philosophie, geb. 6. Juni 1712.

Digitized by Google

Staatsbote" bei seinem Verleger eigenhändig und aus dem Kopfe für den folgenden Tag setzte. In Bonn gab er 1748 die erste Zeitschrift heraus unter dem Titel: „Auszug europäischer Geschichten." Auch war er der Verfasser eines Lustspiels, das der Kurfürst Clemens August im Schlosse zu Poppelsdorf bei Bonn hatte aufführen lassen. Die besten Kapitel aus dem Kölnischen Diogenes sind unstreitig: Über verliebte Narren, die Grabschriften, Madame Friede, Altkölnische Leichenrede auf die verstorbene Jungfer Daphne. Vergleicht man damit die formlosen Arbeiten der meisten seiner Zeitgenossen, so kann man einen bedeutenden Vorsprung zum bessern nicht verkennen. Er fühlte vor allen Dingen die Schmach seiner Zeit, in der man deutsche Sprache und deutsche Sitte fast ganz vergessen hatte. Seine satirische Geißel hätte allerdings mehr Einfluß auf die betreffenden Kreise gehabt, wenn er in der glatten Sprache eines Rabener, Zacharia oder Gärtner geredet hätte. In Beziehung auf innern Gehalt aber übertrifft er Rabener bei weitem. Er züchtigte die Thorheiten der vornehmen Welt und des gewöhnlichen Bürgers mit scharfer Satire und zog das ganze litterarische Leben der damaligen Zeit vor das Forum seiner schonungslosen Kritik. Mit einer umfassenden Welt- und Menschenkenntnis schlägt er scharf und kräftig nach allen Richtungen um sich. Seine philisterhafte Vaterstadt ist ihm ein Dorn im Auge, und er greift sie an, unbekümmert darum, ob er für seine Wahrheiten bittern Haß erntet.

Die Bestrebungen Lindenborns im Verein mit der damaligen Zeitungspresse vermochten indes noch nicht der Stadt Köln eine ebenbürtige Stellung unter den litterarisch thätigen Städten des protestantischen Nordens zu sichern. Die Vorliebe des Kölners für das Fremde fand auch in der Schauspielkunst seinen beredten Ausdruck, da sich der vornehme und gebildete Kölner lediglich durch die französische Kunst angezogen fühlte und daher auch französische Schauspielertruppen ein leichtes Spiel hatten, einheimische Komödianten zu vertreiben. Als aber die deutsche Litteratur ihre schönsten Blüten entfaltet hatte, wuchs auch für Köln ein Mann heran, der sich von der Engherzigkeit und Abseitsstellung mit kühnem Wagemut losriß und seine Vaterstadt auf eine Stellung erhob, die jeglichen Vorwurf des Obskurantismus verstummen machte; und dieser echt deutsche, rheinische Mann war Ferdinand Franz Wallraf.*) In seinen Reformbestrebungen kam es ihm vor allem darauf an, die deutsche Sprache wieder in ihre Rechte einzusetzen; die deutsche Sprache wollte er um ihrer selbst willen in sorgsame Pflege genommen wissen, sie sollte der niedrigen Stellung entrückt werden, in der sie bis dahin nur Mägdedienste im Interesse ihrer lateinischen Schwester verrichtet hatte.

In der „Denkschrift in Bezug auf die Gründung einer Rhein-Universität," die Wallraf im Jahre 1815 als oratio pro domo veröffentlichte, wird unter V be-

*) Geboren 20. Juli 1748, gestorben 18. März 1824.

Digitized by Google

tont, „daß der Ruhm in Wissenschaften und Kunst bis ins achtzehnte Jahrhundert in Köln fortgestrahlt habe und das meiste damals in Köln so Bewunderte auch aus dem siebzehnten in das achtzehnte Jahrhundert übergegangen sei. Die Liebe für Kunst und Wissenschaft war bei der bessern Klasse der Einwohner Kölns noch gar nicht erloschen; denn nur nach dem Geist und Geschmack dieser Klasse, nicht nach dem Pöbel im Wirtshause, nicht nach der Miene der Gassentreter, nicht nach einem oder anderm an seinem gesetzmäßigen Pedantismus zu lange klebenden Lehr- oder Ordenshause, muß der Verstand sein Gericht über Sittlichkeit, Schönheit und Geistesbildung einer großen Stadt aussprechen. Aber es ward endlich auch Mode und ein Gewinnlos der Skribler, mit der Feder, in Geifer getaucht, flugs über die Ehre oder Schande eines Ortes abzuurteilen. Das Böse ward am liebsten gelesen und geglaubt. Ausgestreute Vorurteile sind noch jetzt ein halber Triumph über die Wahrheit.*) Mehr als fünfzig Jahre lang hat sich nun die Schmähsucht an Köln gerieben. Vom reisenden Franzosen an (man kennt sein Vaterland) bis zum französierenden Klebe und zum französischen Lügner Camus,**) mit Einschluß einer ganzen Folge von

*) Der Verfasser der „Reisen durch Schwaben ꝛc., die Rheinischen Provinzen ꝛc." in den Jahren 1779—1785 Philipp Wilhelm Gercken (III. Teil, Stendal, 1786) hebt auch hervor (S. 257 und 258), daß sich Köln in Bezug auf seine Lebensart gar nicht so auszeichne, wie man fast allgemein ausgebe. Einer schreibe es dem andern ohne genaue Prüfung nach, und dies geschehe vorzüglich von den Verfassern der Reisebeschreibungen. Vgl. dagegen von Wackerbart, a. a. O. 333, der in Köln als litterarisch bedeutende Persönlichkeiten unter andern den Baron von Hüpsch und Hardi schätzen lernte. Im übrigen meint er allerdings, daß, diese wenigen und noch einige andre Männer ausgenommen, Köln in Rücksicht auf die Kultur vielleicht noch um ein Jahrtausend zurück sei (sic!). Die Buchhandlungen dürften mit keinen Büchern handeln, die auch nur einen Schein von Aufklärung hätten. Es sei daher kein Wunder, daß der menschliche Geist hier in der undurchdringlichsten Finsternis erhalten werde. In Düsseldorf habe er (S. 337) jedoch mehr aufgeklärte Leute, als er anfänglich vermutet hatte, angetroffen. — Zu einem wesentlich andern Ergebnisse gelangt der überaus frei gesinnte und gegen den damaligen Aberglauben kämpfende Reiseschriftsteller A. Klebe (Reise auf dem Rhein, II. Band, S. 307). Nach diesem hatte Köln am Ende des vorigen Jahrhunderts mehrere Gelehrte von Verdienst, die, „wenn sie auch nicht Schriftsteller seien, es doch mit gutem Fug sein könnten." Er zählt eine Reihe von Namen auf, darunter Wallraf, Hardi, Schophofen, v. Hüpsch, Joseph Hoffmann u. a. Bei dem Mangel an Schriftstellern in dieser Stadt und Gegend verlegten sich die Buchhändler auf den Nachdruck der deutschen Lieblingsdichter, wie v. Salis, Hölty, Gellert, Matthisson und Bürger (S. 389). In der Bibliothek der Zentralschule findet er die deutschen Schriften von Kant und die schönen Wissenschaften gut vertreten (S. 385). Der Aufseher der Bibliothek, der ein Franzose gewesen sei, habe sogar einen vorteilhaften Begriff von der deutschen Litteratur gehabt (S. 386).

**) Vgl. A. G. Camus, Mitglied des Nationalinstituts und Staatsarchivar, Reise in die Departements des linken Rheinufers ꝛc. Übersetzt von A. C. Borheck, Bd. 1, 2. Köln, bei Rommerskirchen, 1803. S. 30, 42, 72 ff. Camus, dessen Buch wenig scharfe Beobachtungen und den ungründlich arbeitenden Franzosen verrät, versteigt sich sogar zu der Phrase: „Prometheus hat seine Fackel noch nicht über die Rheinufer geschwungen." Im Munde dieses seichten Franzosen nimmt sich dieses geflügelte Wort wahrhaft komisch aus. — Vgl. auch „Freie Be-

Digitized by Google

Nachschreibern und vielleicht auch gedungnen Verleumdern, deren viele keine vernünftige Seele in Köln besucht haben, ist diese gute Stadt von mehr als einer Seite her in jenes für das Los ihrer Zukunft sehr unvorteilhafte Licht versetzt worden; Köln sei die abscheulichste Stadt von der Welt, ein Bettelort, ein Asyl der Dummheit, des Betrugs, der Heuchelei, eine Bierschenke; es lohne sich nicht, daß man sich länger als einen Tag darin aufhalte. Man weiß auch die Quellen, woher dergleichen Unrat schon in Tageblätter, in Flugschriften und kritische Zeitungen des Auslands geflossen ist."

Kein Geringerer als Ernst Moritz Arndt war es, der damals diesem leichthin gesprochnen Urteil über Kölns geistiges Leben entgegentrat. In seiner bekannten Reisebeschreibung hatte er als Norddeutscher infolge gleicher Eingebung des vorhin angedeuteten Zeitgeistes gegen diese Stadt ebenso grimmig ins Horn geblasen. Er ist indes bald von seinem Irrtum abgekommen und hat in der Kölnischen Zeitung darüber eine Palinodie bekannt gemacht, die allen Geschichtsbaumeistern zu heilsamer Lehre dienen mag. Wallraf stand mit den größten Gelehrten und Kunstkritikern der damaligen Zeit in lebhafter geistiger Beziehung. Sein Briefwechsel mit Agricola in Erfurt, Beneke in Heidelberg, Blumenbach in Göttingen, den Gebrüdern Boisserée, Chézy in Berlin, Dalberg, Gercken, Aretin in München, Bleibtreu, Pick in Bonn, Fiedler in Wesel, Fiorilla in Göttingen, Goethe, Humboldt, Hufeland, Dorothea Schlegel zeugen von dem hohen Bildungsgrade, dem Kunst- und poetischen Sinne des Verfassers.

Dr. Fr. Hubert Leonhard Ennen, der Historiker und Kölner Stadtarchivar, berichtet in seiner Biographie Wallrafs (S. 384), daß dieser bei den mannigfachen zerstreuenden Beschäftigungen mit Gegenständen der Kunst und schönen Litteratur keinen Augenblick vergessen habe, daß er katholischer Priester sei. Diese Eigenschaft hat ihn wenigstens nicht gehindert, auf dem Gebiete der Kunst Großes und Unvergeßliches zu leisten und die deutsche Sprache in seiner Vaterstadt wieder in ihre Rechte einzusetzen. Wallraf versammelte in Köln eine litterarische Gemeinde um sich, deren schönwissenschaftliche Unterhaltungen in der sogenannten „olympischen Gesellschaft" regelmäßig stattfanden.

Diese im Jahre 1766 gegründete Gesellschaft (bis 1813) war eine Art von Sprachgesellschaft, wie sie das siebzehnte Jahrhundert kennt. Sie bestand aus Gelehrten und Künstlern und solchen Bürgern, die Interesse an Kunst und Litteratur und ein Herz für das Wohl ihrer Vaterstadt hatten. (Vgl. Hubert Ennen, Die Olympische Gesellschaft zu Köln. Würzburg, Stuber, 1880.) Das beste uns in der Wallrafschen Manuskriptensammlung im städtischen Archiv zu Köln erhaltne volkstümliche Stück ist die Fastnachtsposse: „Der

merkungen auf einer Reise in die Rheingegenden" (1790), Leipzig, Linke, 1797 (S. 399 ff.) und Voyage sur le Rhin depuis Mayence jusqu'à Dusseldorf. Neuwied, 1791 und A. Klebe, Reise auf dem Rhein ꝛc. Frankfurt, 1801.

Digitized by Google

verlorne Sohn," die aus der Feder De Noëls stammt.*) Diese Gesellschaft war demnach der Ausdruck des kölnischen Litteraturlebens zur Belebung des Witzes und der Satire. Aber auch sie vermochte die litterarische Unfruchtbarkeit der Kölner, die in der politischen Sonderstellung, in der peinlichen Überwachung jeder litterarischen Bewegung, in dem Bestreben Napoleons, die deutsche Sprache zu verdrängen, ihren Grund hatte, nicht zu beseitigen. Der Stadt war es nur vorbehalten, das eigne individuelle litterarische Leben zu retten. Im übrigen haben sich in Köln litterarisch hochgebildete Männer wie Schug, Cassel, Du Mont, De Noël um die Pflege der schönen Künste unvergeßliche Verdienste erworben. Namentlich hat der letztgenannte in unzähligen Epigrammen, Sprüchen, Gedichten (teilweise in kölnischer Mundart), Lokalpossen, Lustspielen usw. bewiesen, daß auch in dem finstern Köln die Musen nicht ganz fremd waren.

Der damalige Eigentümer der Kölnischen Zeitung, Markus Theodor Du Mont,**) stand von Jugend auf zu Wallraf und De Noël in den engsten Beziehungen, und er hat es verstanden, seinem Blatte, dem Organe der in Köln wirkenden Litteraturfreunde, auch in den weitesten Kreisen Anerkennung und Achtung zu verschaffen. Der Kunstsinn, die Kunstkenntnis und die Kunstkritik, die infolge Wallrafs Wirken mit Friedrich von Schlegel seit dem Anfang dieses Jahrhunderts unstreitig von Köln ausgegangen ist, haben ihre Quelle nicht zum wenigsten in den Bestrebungen der Väter dieser Zeit auf dem Gebiete der schönen Litteratur gehabt.

Am Ende unsrer Untersuchung angelangt, wollen wir es nicht unterlassen, zu erwähnen, daß gleich zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts (wahrscheinlich 1620) die Stadt Köln eine wöchentliche Zeitung besaß, die ein gewisser Bilrebeck herausgab, während die ältesten Nummern von Berliner Blättern, die wir kennen, aus dem Jahre 1617 stammen. Die Stadt Wien erhielt erst

---

*) Ernst Weyden (vgl. Köln vor fünfzig Jahren, 1862) erinnert sich noch einer in der olympischen Gesellschaft ausgearbeiteten Travestie des Goethischen Faust, die in ihrer Art ein Meisterstück voll schlagenden Witzes und Humors gewesen sein soll.

**) Ph. W. Gercken berichtet in seinen schon angeführten „Reisen usw." (1779) von dem Hofrat Du Mont, „daß er in deutscher und französischer Litteratur arbeite usw." Merkwürdigerweise äußert Schillers Sohn Ernst, der Appellationsgerichtsrat in Köln war, in einem Briefe an seine Mutter vom 12. Juli 1819: „Eine feine, höhere Bildung [vielleicht im Sinne der weimarischen Gesellschaft?!] ist hier ganz fremd; selbst in den höhern Ständen. Es sind auch wenig Vereinigungspunkte da. Die Frauen und Mädchen sind fast durchgängig wohlgebildet, beinahe schön." Dies hindert ihn nicht, in einem Briefe vom 3. Juli 1819 an seine Mutter zu sagen: „Die Kölner sind doch gute Menschen und nicht so, wie man sie geschildert, das sagt auch der Vetter Karl. Es ist doch schön, an so einem Orte zu wohnen, wo man den Geist an das Edle und Erhabne gewöhnt. Alle Sinne für Kunst und Natur, für das Göttliche und für die rege Thätigkeit im Leben, die dem Menschen einen Wert giebt, sind in mir lebendig geworden." (Vgl. Schillers Sohn Ernst, a. a. O. S. 158 und 161.)

Digitized by Google

1623, Magdeburg 1626, Augsburg 1627, München 1628, Leipzig 1630, Hamburg 1631, Königsberg 1648 eine Wochenzeitung. Man sieht, daß der Rhein auch in dieser Beziehung den Vergleich mit andern Gegenden des deutschen Vaterlands wohl aushalten kann. Heute hat die Rheinprovinz die meisten Zeitungen in Preußen.

Wir stellen nun als Endergebnis unsrer Untersuchung folgendes fest:

1. Litterarische Bildung und litterarisches Leben, Sinn und Empfänglichkeit für die Litteratur kann nur nach dem Geiste und Geschmacke eines Zeitalters beurteilt werden. Sie waren am Rhein zu keiner Zeit, auch nicht im Mittelstande erloschen.

2. Da die rheinischen Städte zur Zeit der französischen Fremdherrschaft von dem größten Teil ihrer gebildeten Bevölkerung verlassen waren, so trat auch nur während dieser Zeit ein litterarischer Stillstand ein.

3. Im achtzehnten Jahrhundert ist in Stadt und Kurstaat Köln die deutsche Sprache zu Gunsten der lateinischen Sprache und während der französischen Fremdherrschaft zu Gunsten der französischen Sprache verdrängt worden.

4. In diesem Zeitalter ist wenigstens Bonn eine aufgeklärte Universität im Gegensatz zu Köln gewesen.

5. Die litterarische Rückständigkeit der schönen Litteratur im katholischen Deutschland ist zum Teil auf die mangelhafte Bildung und Erziehung auf den damaligen Volksschulen, Lyceen und Gymnasien, zum Teil auf die damals bestehende Zensur, zum Teil auf die Prüderie der Bevölkerung zurückzuführen. Überall und zu allen Zeiten war die herbe Aſketik eine geborne Gegnerin der Poesie; zu dieser prüden Dame hat sich in unsern Tagen auch der süßliche Pietist gesellt, der sich eine kräftige Sinnenwelt allenfalls gefallen lassen will, aber aus Furcht vor der Sünde die Lust neutralisieren möchte.*)

6. Am Rhein war man im achtzehnten Jahrhundert sowohl in katholischen wie in protestantischen Kreisen nur in beschränktem Maße in der schönen Litteratur schöpferisch thätig. Dessen ungeachtet haben die Bewohner der Städte am Rhein denselben offnen Sinn und dieselbe Empfänglichkeit für die wiedererwachende deutsche Nationallitteratur an den Tag gelegt, wie auch die Bewohner andrer Gegenden unsers großen Vaterlandes.

7. Am Rhein hat sich ein reicher Schatz künstlerischer und litterarischer Befähigung, besonders in den mittlern Ständen erhalten, der bei der Neugestaltung und Kräftigung unsers Vaterlands nicht gering bewertet werden darf. Rheinische Männer, deren Wiege im vorigen Jahrhundert am Rhein stand, waren es, die das schlummernde Feuer der deutschen Kunst und Poesie treu bewacht und in diesem Jahrhundert zu der gewaltigen Flamme des Wiedererwachens deutschen Nationalgefühls, deutschen Kunstsinnes und deutscher Dichtkunst nach besten Kräften entfacht haben.

*) Vgl. Veremundus a. a. O., Seite 60, 61.

Digitized by Google

Wir haben im Verlaufe unsrer Untersuchung aber auch zu unserm Leidwesen wahrnehmen müssen, wie Deutschland zum Tummelplatz der Fremden geworden war und sich an dieses schmähliche Verhältnis geradezu gewöhnt hatte. Schon der Westfälische Friede, der die Ordnung des alten Reichs fast auflöste, beförderte das völlige Auseinanderfallen der Nation, die sich geistig aufzugeben schien. Schon damals entstand und befestigte sich jene Herrschaft Frankreichs über Deutschland, die nahezu zwei Jahrhunderte dauerte, und der erst Lessing und Goethe, Scharnhorst und Blücher ein Ende machen sollten.

Auf dem Gebiete der Vernachlässigung der Sprache und Litteratur hat daher das ganze Deutschland mit dem Rhein gesündigt. Dank der Gesundheit und Kraft des deutschen Volkes ist es ihm gelungen, deutsches Wesen und deutsche Empfindungs- und Gestaltungskraft in der Litteratur wieder zur Geltung zu bringen.

Wer mit unbefangnem Auge die Geschichte der litterarischen Bildung am Rhein betrachtet, muß aber auch zu dem Ergebnis gelangen, daß erst die Vereinigung der Rheinlande mit Preußen ihren Bewohnern das Beste gab, was das Schicksal zur Hebung des geistigen Wohlstands zu verleihen vermochte. Ohne Staat und unmittelbares Vaterland gilt auch der Beste wenig, durch sie auch der Einfältige viel. Schatten und Licht waren im achtzehnten Jahrhundert, wie wir gesehen haben, in allen Teilen unsers großen deutschen Vaterlandes gleichmäßig verteilt gewesen. Die Sonne Goethes war nicht weit vom Niederrhein aufgegangen, die Sonne Schillers war über Mannheim auch an den Rhein gekommen, und beide Sonnen haben, wie wir gesehen haben, auf die rheinischen Städte ihre Strahlen ergossen. Der Genius unsrer deutschen Dichtkunst fand hier ebenso begeisterte als verständnisvolle Aufnahme. Wir erinnern nur an Goethes Besuch bei den Gebrüdern Jacobi in Düsseldorf und bei Jung-Stilling in Elberfeld (1774) und bei dem Kanonikus Pick in Bonn (1815). Auch in der Heimat Schillers hatten die Ideen der religiösen Aufklärung und politischen Freiheit später als anderswo Wurzel geschlagen, auch dort huldigte der Illuminatenorden und der Wielandsche Kreis den durch die französische Litteratur verbreiteten Ansichten, unter deren Eindrücken Schiller aufwuchs.

Die rheinischen Städte Bonn und Düsseldorf waren zwar kein Weimar und kein Jena; aber auch die andern deutschen Städte waren es zu damaliger Zeit ebensowenig: es gab nur einen Schiller und einen Goethe. Selbst in der preußischen Hauptstadt war das litterarische Leben sehr mangelhaft. Die Akademie in Berlin hatte zwar das Glück, durch ihre Preisaufgaben einige vortreffliche Schriften Herders anzuregen, aber die deutsche Schriftstellerwelt war nur durch Männer zweiten Ranges vertreten, die im Gefolge großer Männer sehr wertvoll waren, aber die fehlenden großen Männer nicht ersetzen konnten. Mit den „Sulzer, Ramler, Engel, Gedike, Biester“ war nicht

Digitized by Google

viel Staat zu machen.*) Die Stärke der deutschen Aufklärung ging nicht von Berlin, sondern von Wolfenbüttel und Königsberg aus; und ihre bevorzugten Träger hießen nicht Mendelssohn und Nicolai, sondern Lessing und Kant. An deren Vermächtnis, an Herders, Goethes und Schillers Erbschaft ist mit der ganzen deutschen Nation auch der Rhein beteiligt gewesen. Die nachfolgende Poetengeneration am Rhein hat seit dem Wiedererwachen des deutschen Nationalgefühls nicht geruht, nach den nationalen Zielen zu fragen und ihnen zuzustreben. Sie konnte mit berechtigtem Stolze von sich sagen, daß sie die alte Spannkraft in der Entfaltung ihres freien Geistes und ihrer künstlerischen Phantasie neu bewährt, und daß gerade das reine Licht und Leben des Rheines die köstlichsten Blüten der deutschen Dichtkunst gezeitigt haben.

Die den verschiedensten Glaubensbekenntnissen entstammenden rheinischen Dichter Heinrich Heine, Gottfried Kinkel, Karl Simrock, Gustav Pfarrius, Christian Joseph Matzerath, Alexander Kaufmann, Wolfgang Müller von Königswinter und Emil Rittershaus brauchen sich über die Rheinluft, die ihre Väter und Großväter geatmet haben, nicht zu beklagen. Auch wir nicht. Was sie ererbt von ihren Vätern haben — um mit Goethes Worten zu schließen —, haben sie wirklich erworben, um es zu besitzen.

Senectus loquax

Plaudereien eines alten Deutschen

11

Laß mich der neuen Freiheit genießen! Das war gewiß zuerst die Losung aller, die 1848 und in den nächstfolgenden Jahren „von des Zeitendranges Sturm“ an die Kreideküste verschlagen worden waren. Als sich 1840 die Festungsthore den „Demagogen“ öffneten, zogen aus Silberberg Studenten ins schlesische Gebirge, weil sie das Bedürfnis hatten, sich auszutoben, bevor sie in die bürgerlichen Verhältnisse zurückkehrten. Und in England mußte das Gefühl, nicht mehr verfolgt oder doch auf Schritt und Tritt argwöhnisch beobachtet zu werden, um so mächtiger wirken, als ebenso auf Schritt und Tritt die Verträglichkeit von Ordnung und Freiheit beobachtet werden konnte. Polizei, damals auf dem ganzen Kontinent ein

*) Die Rezensenten der „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ Merck und Goethe erklärten, „daß der selige Gellert von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, welche die einzige ist, keinen Begriff hatte,“ und forderten vom Dichter „deutschen Geschmack und deutsches Gefühl.“

Digitized by Google

verhaßter Begriff, zwang jedermann zur Achtung, ja Bewundrung. Der Policeman in London kümmerte sich nicht um die politischen Ansichten seiner Nebenmenschen, kümmerte sich nicht darum, ob die Sprache der Zeitungen der hohen Obrigkeit angenehm oder unangenehm sei, glaubte nicht fortwährend den Staat retten zu müssen, erfüllte dafür jedoch um so gewissenhafter seine Pflicht, in der volkreichen Stadt Ordnung zu erhalten, ohne Anmaßung, ohne Ansehen der Person oder der galonierten Livree, ohne Lärm. Die Ruhe, Umsicht, Höflichkeit der Policemen ist unzähligemal gerühmt worden, verdient dies aber immer aufs neue im Vergleich mit den in manchen andern großen Städten beliebten Polizeimanieren. Namentlich auch der Takt der englischen Konstabler im Verkehr mit Fremden ist mir bei jeder Anwesenheit jenseits des Kanals angenehm aufgefallen. Auf die Erkundigung nach der Grosvenor-Galerie beschrieb mir einer nicht allein den Weg, sondern machte mich durch einfache Wiederholung dieses Namens darauf aufmerksam, daß das s nicht ausgesprochen wird. Dergleichen Züge könnte ich in Menge erwähnen, z. B. wie sich ein Wachmann, der mir den für mich passenden Omnibus genau bezeichnet hatte, die Mühe nicht verdrießen ließ, den Kutscher zu instruieren, wo er mich aussteigen lassen solle, oder wie Bettler, die ihre Jammermiene in Worte übersetzen wollten, sogleich ruhig in ihre Schranken gewiesen wurden, und dergleichen mehr. Diese Art der Wahrung der Freiheit des Verkehrs hat bekanntlich zur Folge, daß man ohne Scheu mitten durch das Wagengedränge der City gehen kann, keine Weitläufigkeiten mit Kutschern zu besorgen hat u. s. f. Als im Jahre 1886 im Norden Londons verwegne Einbruchsdiebstähle versucht worden waren, und die Policemen mit Schußwaffen ausgestattet werden sollten, lehnten die meisten dies ab, da ihr Totschläger vollkommen genüge.

Natürlich glaubten manche Deutschen nicht allein die guten Einrichtungen, sondern überhaupt alle englischen Gebräuche und Schrullen bewundern und nachmachen zu müssen. So erinnere ich mich, daß ein junger Kaufmann von seiner Anglomanie erst geheilt wurde, als er am Eingange eines Theaters zurückgewiesen wurde wegen der (damals modischen) Amarantstreifen in seinen übrigens tadellosen schwarzen Beinkleidern. Andre fanden hingegen alles Englische philisterhaft, reaktionär, insbesondre den Abscheu vor Vollbärten, der erst mit dem Krimkriege wich. Von einem bekannten Revolutionsoffizier erzählte man, daß er von einer Woche zur andern den schmerzlichen Entschluß, sich zu rasieren und eine bürgerliche Beschäftigung zu suchen, verschöbe. Waren doch die meisten überzeugt, daß das Exil unmöglich lange Zeit währen könne, das befreite Vaterland sie vielmehr baldigst zurückrufen werde. Solchen Täuschungen sind ja politische Flüchtlinge immer ausgesetzt gewesen, und neben den Emigranten von Koblenz spielen die deutschen durchaus keine schlechte Rolle. Sie lernten, schnitten sich die Bärte ab und lebten sich in englische Verhältnisse ein, schriftstellernd, in kaufmännischer oder Lehrthätigkeit, ohne, wie so viele Italiener, ihre Landsleute in der Heimat zu kopflosen Unternehmungen aufzuhetzen.

Eine schlimme deutsche Eigenschaft freilich überwanden viele auch in der Fremde nicht, die Parteileidenschaft. Die gemeinsame Bedrängnis brachte die Fraktionen einander nicht näher, verwischte die kleinen Abweichungen der Programme nicht. Hartnäckig wurde an unbedeutenden Zwisten festgehalten, jede Partei gab der andern den traurigen Ausgang der politischen Bewegung schuld, und je radikaler einer sich fühlte, desto gründlicher verachtete er alle Gemäßigten; vor allem schürten die Kommunisten den Haß gegen die bürgerlichen Parteien, die „Kleinbürger," der dann bei den Arbeitern so unerfreulich gewuchert hat.

Digitized by Google

Herrliches Frühlingswetter erlaubte die schönen Umgebungen stromauf- und abwärts zu genießen und die Punkte aufzusuchen, die als geschichtliche Erinnerungen auch uns Deutschen, vornehmlich durch Shakespeare, geläufig sind. Ich aber durfte nach einigen Wochen ein Hamburger Schiff besteigen, um nach Deutschland heimzukehren, wo mich keine Schwierigkeiten mehr erwarteten, nachdem mein Prozeß mit einem Freispruch geendet hatte. So stellte ich mir wenigstens die Sache vor, die sich jedoch anders anließ, als ich wieder vaterländischen Boden betreten hatte. Vermutlich war mein Erscheinen schon in Hamburg nicht unbemerkt geblieben, denn in Leipzig, wohin ich mich zuerst wandte, wurde ich schon erwartet und nach genauer Untersuchung meines Reisegepäcks aufgefordert, das Königreich Sachsen noch an demselben Tage von meiner Gegenwart zu befreien. Meine Frage, ob ich mich nicht an eine höhere Instanz wenden könne, wurde bejaht, doch mit dem Zusatz, daß ich den Bescheid in Polizeihaft abzuwarten hätte. Hierzu wenig geneigt, fuhr ich noch an demselben Abend dem nächsten preußischen Orte, Schkeuditz, zu, nachdem Leipziger Polizeibeamte mich bis an das Coupee geleitet hatten. Hier konnte ich doch nicht mehr als Ausländer behandelt werden. Doch erklärte der Bürgermeister von Schkeuditz, mich auch dort nicht dulden zu können, weil sich die sächsische Regierung wiederholt beklagt habe, daß ihr das ganze Ausweisungsvergnügen illusorisch gemacht werde, wenn sich die Ausgewiesenen hart an der Grenze aufhalten dürften. Die Thatsache war nicht zu bestreiten, denn ein mäßiger Spaziergang konnte die Ausgewiesenen in das Herz Leipzigs führen, wie ich denn selbst am nächsten Tage von einem gastlichen Landgute aus einige Bekannte in Leipzig zu besuchen imstande war.

Ich wich nun Schritt für Schritt von der sächsischen Grenze zurück, immer auf preußischem Boden, jedoch überall als Fremder behandelt. Es schien die Absicht vorzuliegen, mich in meiner Vaterstadt zu internieren. In Halle, Torgau und verschiednen kleinern Orten wurde meine Anwesenheit überflüssig gefunden, weil mein kurzer Aufenthalt in London mich aufs neue verdächtig gemacht hatte, bis endlich der Bürgermeister von Luckenwalde, wo Verwandte mir Aufnahme gewährten, so mutig war, mich zu ignorieren. So gewann ich Zeit, Erkundigungen darüber einzuziehen, wo ich etwa ungestört meinen Geschäften nachgehen könne. Die Auskünfte waren untröstlich genug, denn so wenig freundschaftliche Gesinnungen damals, nach der Unterdrückung der preußischen Unionsbestrebungen, zwischen den verschiednen Bundesstaaten bestanden, in dem einen Punkte hielten sie treu an der alten Bundestradition, sich jeden in dem einen Staate Verdächtigten ebenfalls vom Halse zu schaffen. Am ehesten sei noch zu erwarten, daß Dänemark und Österreich in solchen Fällen nur fragen würden, ob sich der Verdächtigte gegen die Regierungen dieser Länder vergangen hätte. So machte ich denn einen Versuch mit Holstein.

Aber dahin zu gelangen war auch nicht so einfach. Über Berlin mußte ich den Weg nehmen. Und als ich dort spät abends von einer befreundeten Familie in den Gasthof zurückkehrte, empfing mich der Oberkellner mit besorgtem Gesicht und den Worten: „Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie einer von denen sind? Dann hätte ich Sie gar nicht gemeldet.“ Ein Schutzmann hatte wiederholt ausgerichtet, daß ich mich auf die Polizeidirektion zu verfügen hätte. Um der Sache ein Ende zu machen, hatte der gute Kellner mich für abgereist ausgegeben, und zwar nach Dresden. Er mußte mit dem Schutzmann auf den Bahnhof, wo er mich natürlich nicht auffinden konnte. Und nun war er überzeugt, daß ich am nächsten Morgen auf irgend einem Bahnhof werde festgehalten werden, und daß er selbst dann seine unwahren Aussagen zu büßen habe. Ich sicherte ihm zu, daß

Digitized by Google

ich ihn nicht bloßstellen, sondern angeben werde, ich hätte meinen Reiseplan nachträglich geändert. Auf alles gefaßt kam ich am nächsten Morgen an der Kasse des Hamburger Bahnhofs an, vor der auch die bekannte Pickelhaube nicht fehlte. Aber zu meinem Glücke wurde ihres Trägers Aufmerksamkeit ganz in Anspruch genommen durch einige Auswandrer, und so konnte ich buchstäblich hinter seinem Rücken den Bahnzug besteigen, der mich nach Altona brachte. Ein roter Dragoner bewachte zwar die Grenze des dänischen Staates, schien jedoch nur die Stelle eines Grenzpfahls einzunehmen.

Überhaupt habe ich die Bekanntschaft der holsteinischen Polizei nur in einem Falle gemacht und unter nicht lästigen Umständen. Ich fuhr für einige Tage nach Kopenhagen, vorschriftsmäßig mit einer Legitimation, meinem Heimatsschein, versehen. Auf dem Kieler Dampfboot wurde das Dokument genügend befunden, der dänische Kapitän aber auf der Rückfahrt erklärte ziemlich barsch, das Papier sei kein Paß, er werde es dem Polizeimeister in Kiel abliefern, und der möge weiter verfügen. Ich mußte in der That froh sein, daß man mich nicht auf irgend einer Insel ausschiffte. In Kiel nahm man die Sache weniger tragisch. Wozu ich denn das Dokument dahin gegeben habe? Nach meiner Erklärung des Sachverhalts brummte der Beamte etwas von Unsinn und warf mir meinen Heimatsschein hin. In den holsteinischen Beamten lebte noch die Tradition von den Jahren der Unabhängigkeit, und Dänemark nahm von Holstein, für das der König Angehöriger des Deutschen Bundes war, so wenig als möglich Notiz, während nördlich von der Eider ein strenges Regiment über „Süd-Jütland“ waltete. Den Begriff Schleswig-Holstein hatte man niemals anerkannt, und die Postbeamten durchstrichen die Bezeichnung auf jedem Briefe. Im Schleswigschen wurde auch konsequent das Deutschtum in Schule und Kirche bedrängt, worüber es noch kurz vor dem 1864er Kriege zu Erörterungen zwischen Dänemark und den deutschen Mächten kam.

Längere Dauer konnte indessen mein Aufenthalt weder in Dänemark noch in Holstein haben. Und da mir von Prag aus ein Anerbieten zuging, entschloß ich mich, mein Heil in Österreich zu versuchen. Freunde und Gönner fanden das sehr bedenklich, erinnerten mich daran, daß man in Österreich mit ungebetnen Gästen wenig Federlesens mache, an Robert Blum und andre. Aber ich wußte mein Gewissen rein, was die österreichische Regierung anbetraf, und kam auch unbehelligt bis Dresden. Hier aber verweigerte man mir auf der österreichischen Gesandtschaft das unentbehrliche Paßvisum. Als Preuße hätte ich es mir in Berlin besorgen müssen, und daß ich Berlin nicht berührt hatte, gehe sie nichts an. Nun war es zweifelhaft, ob ich die schwarzgelben Grenzschranken werde überschreiten können. Ein Zufall entschied günstig. Ein Freund in Berlin, den ich um Vermittlung anging, hatte in dienstlichem Verkehr die Bekanntschaft eines Beamten der österreichischen Gesandtschaft gemacht, verbürgte sich ihm gegenüber für meine Ungefährlichkeit und konnte mir schon nach wenigen Tagen den vervollständigten Paß zuschicken.

Recht behaglich war die Fahrt selbst nach den Revisionen in Bodenbach nicht. Weil Prag noch im Belagerungszustande war, wurden auf einer der letzten Stationen alle Reisedokumente abverlangt und die Wagen verschlossen, damit nicht etwa jemand den Zug heimlich verlassen und auf Landwegen die Hauptstadt erreichen könne. Auch schien dem Beamten in Prag, von dem ich eine Aufenthaltskarte erhielt, meine Biographie nicht gänzlich fremd zu sein. Die Karte galt nur für kurze Zeit, wurde jedoch mehrmals für immer längere Dauer erneuert, bis zu allgemeinem Staunen Österreich mit der Aufhebung der aus der französischen Revolutionszeit stammenden

Digitized by Google

Fremdenbeaufsichtigung voranging. Der Beamte, der mir meine Papiere wieder einhändigte, war auch mit einer so revolutionären Maßregel durchaus nicht einverstanden. Als ob ich sie verschuldet hätte, knurrte er mich an: Wird bald wieder eingeführt werden. Im allgemeinen jedoch kann ich bestätigen, daß die Beamten der öffentlichen Sicherheit in Österreich ihre Verordnungen nicht so kleinlich büreaukratisch handhabten wie ihre preußischen Kollegen, wogegen sich das untere Personal, meistens durch tschechisches Deutsch ausgezeichnet, einer Kurzangebundenheit befleißigte, die gar nicht „zum Entzücken" war.

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Neue Folge

12. Der alte Gottlieb

Daß der alte Gottlieb auch einmal jung gewesen sei, dessen konnte sich keiner erinnern mit Ausnahme der alten Brand-Rose, die ihn in ihrer Jugend gut genug gekannt hat. Später geborne Geschlechter kennen ihn nur unter dem Namen „der alte Gottlieb" und wissen von ihm aus der Zeit, ehe er der alte Gottlieb wurde, soviel wie nichts. Aber er ist auch einmal jung gewesen. Da war er ein hübscher rotbäckiger Junge mit weißblondem, krausem Haar. Und sein Spielgenosse war Kuhhirts Röschen. Die beiden Kinder pflegten neben einander auf dem alten Brunnenrohre vor der Schmiede zu sitzen, sich Geschichten zu erzählen und Vater und Mutter zu spielen. Gottlieb gab als ein guter Vater seinem Röschen die Hälfte seines Wurstbrotes, und es reichte ja für beide, denn Gottliebs Mutter pflegte ihren Einzigen mit sehr großen Wurstbroten auszurüsten.

Du Dummerjan, sagte seine Mutter, als sie einmal dazu kam, wie Gottlieb die Hälfte seines Frühstücks weggab, das kannst du doch selber essen.

Gottlieb sah seine Mutter verwundert an. Warum sollte er denn das ganze Frühstück selber essen, wenn er satt war? Aber er hütete sich wohl, es die Mutter sehen zu lassen, wenn er seinem Röschen etwas abgab. Als die Mutter ihn doch einmal bei seiner Mildherzigkeit überraschte, schlug sie Röschen das schöne Wurstbrot aus der Hand und rief zornig: Du Dummerjan, wer weggiebt, was er selber essen kann, der wird ein Bettelmann. Das machte Eindruck. Nach einiger Zeit machte er die Erfahrung, daß man immer noch etwas essen könne, wenn man auch schon satt sei, und daraus ergab sich die Lebensregel, niemals etwas wegzugeben, wenn man nicht ganz satt sei. Und darin hat es Gottlieb mit Hilfe seiner lieben Mutter — sein Vater war eine alte Schlafmütze, die nicht weiter in Betracht kam — zu einer erstaunlichen Meisterschaft gebracht. Als er erst in die Schule gekommen war, hat es sich nie wieder ereignet, daß er sein Frühstück weggegeben hätte.

Digitized by Google

Er war ein kleiner kluger Junge. Der Lehrer hat ihn immer vor den andern gelobt, und er ist mehrere Jahre lang Erster in der Schule gewesen. Rechnen war seine besondre Gabe, aber auch in Lesen und Religion leistete er seine Sache. Als er konfirmiert und mit einem besonders schönen Spruche entlassen wurde, sah sich Gottlieb den Thaler, den er für den Herrn Pastor auf den Teller legen sollte, mit nachdenklicher Miene an. Er kam ihm vor wie eine Scheibe Leberwurst, und die alte Lebensregel tauchte in seinem Gedächtnisse auf: Du Dummerjan, das kannst du doch selber essen. Worauf er den Thaler in die Tasche steckte und ein Fünfgroschenstück auf den Teller legte.

Als er erwachsen war, war er der schmuckste Bursche im Dorfe, er hatte die dickste Pelzmütze, die schönste Pfeife und immer Geld in der Tasche, mit dem er gern klimperte, das er aber auch nicht sparte, wenn er sich selbst etwas Gutes erweisen wollte. Aber bei den Mädchen war er nicht wohl gelitten, wenigstens nicht bei denen, an deren Wohlwollen ihm gelegen gewesen wäre. Und die andern, die sich an ihn heranmachten des schönen Hofes wegen, die mochte er nicht. So dumm! sagte er zu sich, die wollen doch bloß mit essen.

Die Freundschaft mit Kuhhirts Röschen war nicht gänzlich gelöst. Vielmehr lebte sie, als Röschen ein hübsches, großes Mädchen geworden war, wieder auf, nahm eine sehr ernste Gestalt an und hätte beinahe dahin geführt, daß Gottlieb Röschen heiratete. Aber seine kluge Mutter wollte es durchaus nicht. Sie rechnete ihrem Gottlieb vor, wenn er die Röse jetzt mit ein paar hundert Thalern abfinde, so mache er immer noch ein gutes Geschäft, denn er bleibe frei und könne ganz gut ein Mädchen mit fünfzig Morgen Land kriegen. Das leuchtete Gottlieben ein. Er ließ sein Röschen sitzen, zahlte zweihundert Thaler und blieb frei. Röschen schrie zum Erbarmen, aber ins Wasser ist sie nicht gegangen, sondern hat trotz alledem noch einen braven Mann gekriegt. Und ihr Enkelsohn ist sogar Schulmeister geworden. Das sieht sie mit gerührtem Herzen als eine Entschädigung an, die ihr der liebe Gott dafür zahlt, daß sie von ihrem Gottlieb so schlecht behandelt worden ist.

Gottlieb also war frei geblieben und stolzierte, die Hände in den Taschen, manches Jahr umher und beschaute sich die Mädchen, die gut genug für ihn sein konnten, und machte mehr wie einmal Anstalt, einen Goldfisch für sich zu ergattern. Aber die Sache kam nicht über die Anfänge hinaus, denn die Goldfische dachten genau so wie er, und Gottliebs Hof mit dreißig Morgen Land war ihnen zu wenig. Nun, er hatte es ja auch nicht eilig. Seine Mutter besorgte ihm die Wirtschaft, er begnügte sich mit flüchtigen Neigungen, die keine Konsequenzen hatten, und dünkte sich als Unverheirateter unmenschlich klug, wenn er sah, wie sich andre für Weib und Kinder plagen mußten, während ihm nichts abging. Sein Nachbar, der Rote-Hof-Bauer mit seinen sieben Kindern, was mußte der sich das ganze Jahr hindurch abrackern, und wie viel blieb von seinem Verdienste für ihn selbst übrig?

Du Dummerjan, sagte Gottlieb zu ihm, wenn du wärst wie ich, dann könntest du es gut haben. Was hast du nun mit deinen sieben Kindern?

Gottlieb, antwortete der Rote-Hof-Bauer, du redest, wie du es verstehst. Der Herr Pastor, als er mein siebentes taufte, sagte, Otto, sagte er, der Mensch lebt nicht von Brot allein.

Na ja, meinte Gottlieb, man will doch auch seinen Zacken Wurst dazu haben.

So redest du, ich bin aber schon mit dem Brote allein zufrieden, wenns nur

Digitized by Google

für die sieben reicht. Nicht wahr, Dorchen? Damit strich er seinem kleinen Mädchen, das neben ihm stand, über das Strohdach.

Mm, sagte Dorchen und biß vergnügt in ihr Stück Salzbrot.

Na ja, meinte Gottlieb, als er über die Sache weiter nachdachte, jeder, wie ers haben will. Da ist zum Beispiel Schlenker-Karl. Wie der seine Karoline heiratete, da stellten sie sich alle an, als sollte jetzt das Paradies auf Erden losgehn. Was hat er nun? Die Frau krank, die Kinder krank, den Doktor im Hause das ganze Jahr lang, und die Base im Hause, und außerdem noch die Maiern zur Pflege. Das kommt und geht, und keinen Tag ist Ruhe. Und was kostet das alles! Bei mir geht kein Mensch aus und ein, und der Doktor und der Apotheker könnten meinetwegen verhungern. Und Schwalber-August, wie weit wird ders bringen? Den kennt man kaum noch. Wenn die Kinder halbwegs ran sind, dann ist er fertig. Dann sitzt er als alter Mann hinter dem Ofen, oder sie tragen ihn hinaus auf den Gottesacker. So dumm! Da habe ichs doch besser. — Und wirklich, unserm Gottlieb ging nichts ab, er hatte immer einen Thaler Geld in der Tasche, wofür er sich eine Güte thun konnte, er machte sich keine Sorgen, that seine Arbeit und hatte abends die schönste Zeit, Bücher zu lesen und zu erfahren, wie es in der Welt aussieht, und was sie in die Bücher schreiben.

So vergingen viele Jahre. Die Mutter war gestorben; Gottlieb wirtschaftete mit fremden Leuten und erlebte manchen Ärger. Wo er die Augen nicht hatte, und er konnte sie doch nicht überall haben, wurde gebummelt oder gestohlen. Es war auf keinen Menschen Verlaß. So dumm! sagte Gottlieb zu sich selbst, was soll ich mich denn ärgern? Ich verpachte meinen Acker, dann bringt er mir immer noch so viel, daß ich davon leben kann, und ich brauche nichts zu thun, als was mir Spaß macht.

Gut, Gottlieb verpachtete seinen Acker und wurde Rentier. Er trug von jetzt an einen städtischen Hut und städtischen Rock, ging spazieren, wenn andre Leute arbeiteten, und reiste in der Welt umher. Wo irgend etwas los war, ein Viehmarkt, eine Auktion, ein Schützenfest, da war auch Gottlieb zu sehen. Sogar in Berlin und Hamburg ist er gewesen. Dabei wurde er immer klüger. Wenn er des Abends in der Schenke unter seinesgleichen saß, so langweilte es ihn, wenn diese ihre endlosen Geschichten spannen, die darauf hinausliefen, daß dieser der Vetter von jenem, und jener der Schwager von noch einem andern sei, und daß dieses Paar Pferde so und so viel gekostet habe, und daß damals der Hammel oder das Kalb so und so viel wert gewesen sei. Wenn er nun seinerseits von Berlin oder Hamburg zu sprechen anfing, so ging niemand darauf ein, und es dauerte nicht lange, so war man wieder bei dem bewußten Hammel. Und hinter seinem Rücken sagten sie — er merkte es wohl —, bei Gottlieben sitzt eine Schraube falsch; aber das kommt davon, wenn man nichts thut. Gottlieb suchte also gebildete Unterhaltung beim Herrn Pastor und dem Herrn Kantor. Besonders mußte der Herr Pastor herhalten. Gottlieb kam mit der langen Pfeife und setzte sich ein paar Stunden hin, er hatte ja Zeit genug, und führte ein gebildetes Gespräch. Wenn eins der Kinder kam und die Kunde brachte, Gottlieb stehe am Hofthore, so entrüstete sich die Frau Pastorin über diesen gräßlichen Kerl von Gottlieb, der dem lieben Gott reinweg die Zeit stehle, und die Kinder ließen die Ohren hängen, denn jetzt galt es, ein paar Stunden Ruhe halten, bis die gebildete Unterhaltung vorüber war. Und der Herr Pastor schlug seufzend die Kirchenzeitung zu, in der er gerade las. Hinterher war der Herr Pastor allemal halb tot vor Ungeduld und Langerweile.

Digitized by Google

Gottlieb sagte sich, daß er, wenn er des Herrn Pastor Zeit so stark in Anspruch nehme, auch seinerseits etwas leisten müßte. Und so brachte er für die Kinder kleine Geschenke mit, Figürchen aus Porzellan, Pfauen und Hirsche aus Glas geblasen und sonstige Kuriositäten, die er auf seinen Reisen in den Nachbarstädten zusammengekauft hatte, oder er ging mit den Kindern in den Garten und schüttelte die Bäume und ließ Bonbons und andre schöne Sachen herabfallen. Das war denn doch etwas, und die Kinder lernten sich mit Vetter Gottlieb befreunden. Nach einiger Zeit hörten die Spenden auf, sei es, daß Gottlieb vergessen hatte, Geschenke mitzubringen, sei es, daß er mißtrauisch besorgte, es könnte aus den Gaben eine Gerechtsame werden. Das nahm aber Pastors Jüngster sehr übel, und da er nicht gerade an Schüchternheit litt, so stellte er sich, als Vetter Gottlieb einmal wieder schon um Glocke drei angerückt kam, ihm breitbeinig gegenüber und sagte: Du kannst wieder nach Hause gehn. Vater liegt auf dem Sofa und ist für dich krank. Und Bäume geschüttelt hast du auch lange nicht. — Da keiner dem Vetter Gottlieb zu Hilfe kam, so mußte er richtig wieder abziehn, worauf drei Kinderköpfe ihm triumphierend nachschauten. Gottlieb aber stand draußen vor dem Hofthore, strich sich nachdenklich über die Bartstoppel und sagte zu sich: Es ist doch merkwürdig, daß man nichts in der Welt ohne Bezahlung haben kann, nicht einmal eine gebildete Unterhaltung. — Daß man das beste in der Welt überhaupt nicht für Geld haben kann, zu dieser Erkenntnis war er noch nicht gekommen, so klug er auch war.

Wieder verging eine Reihe von Jahren. Aus dem Vetter Gottlieb war der alte Gottlieb geworden, und dabei war er immer noch klüger geworden. Er sagte sich, daß seine Pacht doch nur knapp zureiche, und wenn er stürbe, dann bliebe das schöne Gut für andre übrig. Das wäre doch gerade so, als wenn er die Suppe löffle und das Fleisch weiter gebe. Das Fleisch könnte er doch auch bei seinen Lebzeiten verzehren. Und das ließ sich ja ganz leicht machen. Er brauchte ja nur seinen Hof wegzugeben und sich ein gutes Leibgedinge auszumachen, Wohnung, Verpflegung und einen hübschen Thaler Geld, dann hatte er alles, was er brauchte, er saß bis an sein Lebensende hübsch warm, und wenn er starb, so hatte er seinen Besitz aufgezehrt, und war auch nicht ein Krümchen mehr übrig. Dieser letzte Gedanke erfreute ihn ganz besonders. Wenn dann die lieben Verwandten kämen und erben wollten, und es sei auch nicht ein Groschen mehr da, die Gesichter hätte er sehen mögen. Diesen Gedanken also erwog er reichlich, sagte aber keinem Menschen etwas davon, am wenigsten dem Herrn Pastor, denn er hatte das Gefühl, daß man ihm abreden werde, und er wollte sich die Sache nicht abreden lassen. Nach einiger Zeit hatte er auch jemand gefunden, der das Geschäft machen wollte, den Riedmüller, der seine Pacht aufgeben mußte und so die Möglichkeit hatte, nicht allein unterzukommen, sondern auch ein Eigentum zu erwerben. Man ging in die Stadt zum Advokaten und aufs Gericht und machte die Sache richtig. Es wurde aufs genauste festgestellt, was der Riedmüller bis zum achtzigsten Jahre Gottliebs zu leisten habe, und das wurde in aller Form als Last auf das Grundstück eingetragen. Eines schönen Tags war alles fix und fertig, und das erstaunte Dorf hatte sich mit der verblüffenden Thatsache abzufinden, daß Gottlieb in die Oberstube und der Riedmüller mit seiner Familie und seinem Kram in Gottliebs Hof zog.

Beide Teile glaubten ein ausgezeichnetes Geschäft gemacht zu haben. Gottlieb konnte in aller Bequemlichkeit seinen Hof verzehren, und der Riedmüller, der freilich eine schwere Last übernommen hatte, mehr als der Hof leisten konnte, sagte: Wie lange wirds denn dauern, dann stirbt Gottlieb, und der Hof ist mein! Aber Gott-

Digitized by Google

lieb starb nicht, wenn er sich auch mit Vorliebe mit seinem Tode und seinem Begräbnis beschäftigte. Dieses Begräbnis sollte ein Ereignis werden. Die Träger und alle Leidtragenden sollten einen Leichenschmaus erster Klasse haben. Den Kostenanschlag brachte er zu Papier, und den Betrag legte er in der Sparkasse an. Für den Sarg, die Leichenfrau, das Bahrtuch, den Totengräber, das Geläute, den Herrn Pastor zu seiner Rede, für Kuchen, der im Dorfe verschickt werden sollte, für das Denkmal wurden die Kosten erwogen und berechnet, und das Geld wurde in der Sparkasse hinterlegt. Auch ein Lebensbaum sollte aufs Grab gepflanzt werden. Er kaufte einen kleinen Lebensbaum und bat den Herrn Pastor, ob er den Baum nicht einstweilen in seinen Garten pflanzen wollte. Wenn er tot sei, sollte der Baum auf sein Grab gepflanzt werden. Aber Gottlieb starb nicht, und der Lebensbaum wurde ein mächtig großer Baum. Da der Baum nun nicht mehr zu verpflanzen war, so mußte ein neuer angeschafft werden, aber auch der wuchs in die Höhe, und Gottlieb starb nicht.

Inzwischen ging dem Riedmüller die Luft aus. Um seinen Verpflichtungen nachzukommen, mußte er Schulden machen, denn der Hof brachte nicht soviel, als der Riedmüller für sich und Gottlieb brauchte, und die Schulden wuchsen ihm über den Kopf. Der Hof mußte verkauft werden, und da keiner aus dem Dorfe den Mut hatte, gegen die Lebenskraft Gottliebs zu spekulieren, so kam ein wildfremder Mensch hinein, ein gewisser Grashoff aus Landern.

Zuerst war es eine wahre Herrlichkeit mit dem lieben Gottlieb. Man wollte ihm alles zu Liebe thun und alles an den Augen absehen. Gottlieb ließ sichs gefallen, aber er starb nicht. Allmählich wurden die Mienen Grashoffs und seiner Frau unfreundlich. Man leistete, was man mußte, aber unpünktlich und mürrisch, zuletzt gönnte man ihm kein gutes Wort mehr. Gottlieb beklagte sich, es half nichts. Wer hätte ihm auch helfen können? Gottlieb wurde fünfundsiebzig, er wurde achtzig Jahre alt und starb nicht.

Was nun? Mit dem achtzigsten Jahre erlosch die Verpflichtung, ihn zu unterhalten. Der kluge Gottlieb hatte sehr klug gerechnet und doch einen Fehler gemacht, der nun nicht mehr zu bessern war; er hatte nicht daran gedacht, daß er älter als achtzig Jahre werden könnte. Grashoff hätte ihn nun auf die Straße setzen können, aber er hatte doch nicht den Mut dazu. Und außerdem hatte ja Gottlieb noch ein Sparkassenbuch in Händen, dessen Inhalt vom Gerüchte weit überschätzt wurde. Aus diesen Gründen behielt er Gottlieb im Hause. Lange konnte es ja nicht mehr dauern. Aber Gottlieb starb nicht; vielmehr fing er an, sein Begräbnis zu verzehren, erst den Leichenstein, dann das Bahrtuch und dann den Leichenschmaus. Nach Jahr und Tag war alles verbraucht, selbst die Rede des Herrn Pastors, die Gottlieb in der Erwartung, daß sie besonders erhebend und ehrend ausfallen werde, bis zuletzt aufgehoben hatte. Jetzt bekam Gottlieb nur soviel von Grashoff, daß er nicht verhungerte. Etwas viel besseres, als was die Schweine erhielten, war es nicht. Um Licht, Heizung, Wohnung und Bett kümmerte sich keine Seele. Seine Stube wurde ihm genommen, er mußte in eine kalte Kammer ziehen. Der Winter kam. Wenn Gottlieb nicht frieren wollte, mußte er im Bette bleiben. Als es wieder Sommer wurde, und er aufstehen wollte, zeigte sichs, daß die Mäuse seine Hosen zerfressen hatten. Geld hatte er nicht, um sich neue zu kaufen, Grashoff fiel es nicht ein, ihm ein Paar zu schenken, und im Dorfe kümmerte sich kein Mensch um ihn. Es fiel nicht einmal auf, daß er mehr als ein halbes Jahr nicht gesehen worden war. Nur der Herr Pastor, der sich damals pensionieren ließ und im Dorfe seine Abschiedsbesuche machte, erinnerte sich des

Digitized by Google

alten Gottlieb und stieg die Hühnerleiter zu seiner Kammer in die Höhe. Er fand ihn im Bette liegend, nicht krank, aber stumpf. Ein Gespräch wollte nicht in Gang kommen. Gottlieb schüttelte nur mit dem Kopfe und murmelte: So dumm! so dumm! Alles aufgegessen, alles aufgegessen. Nur das kam noch zu Tage, daß er nicht aufstehen könne, weil die Mäuse seine Hosen aufgefressen hätten. Der Herr Pastor ging eiligst nach Hause und schickte dem alten Gottlieb eins von seinen alten schwarzen Beinkleidern. Nun konnte Gottlieb in des Herrn Pastors Hosen wenigstens in der Sonne sitzen und sich wärmen — solange als sie hielten, und das dauerte nicht allzulange. Denn alte Pastorenhosen pflegen einigermaßen lebensmüde zu sein.

Wieder vergingen Jahre. Der alte Goltlieb gehörte schon der Sage an, aber er lebte noch immer. Da kam dem Schulzen, als er seine neue Bevölkerungsliste aufstellte, der Gedanke: Du sollst doch einmal nach dem alten Gottlieb sehen. Denn dem Grashoff traute er nicht viel Gutes zu. Das that denn auch der Schulze, und er fand den alten Mann in einem furchtbaren Zustande, in einer übelriechenden, gänzlich verwahrlosten Kammer, hungernd und frierend unter einem Haufen von Lumpen. So hatte sich der kluge Gottlieb gebettet, der niemand etwas gegönnt und zuletzt den Hof weggegeben hatte, um sich nur ja recht weich zu betten. Der Schulze schlug Lärm. Das sei ja unmenschlich, das sei ja unverantwortlich, und wenn er das dem Staatsanwalte anzeigte, so käme Grashoff ohne Gnade ins Zuchthaus. Grashoff erwiderte, daß er gar nicht die Verpflichtung habe, den alten Gottlieb zu unterhalten. Die Gemeinde müßte ihn übernehmen. Der Schulze antwortete: Jawohl, wenn er es vor fünf Jahren beantragt hätte, aber jetzt müßte er Gottlieben behalten. Und das bitte er sich aus, daß der alte Mann ordentlich besorgt werde, daß er sein Essen und seine Reinlichkeit habe, sonst mache er Anzeige, und dann sollte Grashoff einmal sehen, was komme. — Der Schulze hatte keineswegs das Recht, die Pflege Gottliebs Grashoff aufzuladen, das wußte er auch ganz gut. Aber welcher Schulze versuchte es nicht, seiner Gemeinde zu Recht oder zu Unrecht eine Last abzuwälzen? Die Grashoffs räsonnierten furchtbar. Wenn sie das gewußt hätten, hätten sie sich mit dem alten Kerl nicht eingelassen. Was so ein Mensch überhaupt noch auf der Erde wolle. Ein Strick sei für so einen das allerbeste.

Acht Tage darauf hieß es, der alte Gottlieb habe sich aufgehängt. In der Scheune hänge er an einem Balken. Sogleich lief die liebe Jugend herzu und belagerte das Scheunenthor. Die Mutigsten ließen sich von den andern in die Tenne drängen und sahen da mit innerm Schauder im Dämmerlichte eine Leiter und die unbestimmten Umrisse von zwei Beinen vor einer halb geschlossenen Luke. Ab und zu kam der Gemeindediener und jagte die Kinder weg, es dauerte aber nicht lange, so waren sie alle wieder da. Im Hintergrunde standen die Nachbarinnen und „weissagten." In der That, wenn es weibliche Prophetenschulen gäbe oder gegeben hätte, so würde man diese Versammlung eine weibliche Prophetenschule haben nennen können. An der Ecke standen die Nachbarn, schoben bedächtig die Pfeifen aus einem Mundwinkel in den andern und sahen sich die Geschichte mit großem Mißtrauen an. Von den Grashoffs war niemand zu erblicken.

Wie ist denn eigentlich der alte Gottlieb die Leiter in die Höhe gekommen? fragte einer von den Nachbarn.

Dazu hatte er ja gar keine Kräfte mehr.

Er muß doch wohl. Ich habe sagen hören, wenn sich die Leute das Leben nehmen wollten, dann setzten sie eine große Forsche dahinter.

Digitized by Google

Wenn der sich das Leben hätte nehmen wollen, meinte der erste, dann hätte ers schon lange thun können.

Aber wer hätte ihn denn sonst auf die Leiter und an den Balken gebracht? Achselzucken; bedeutsame Blicke nach dem Grashoffschen Hofe, wo gerade der Herr Gendarm eintrat. Sagen durfte man ja nichts. Die Sache ist auch nie aufgeklärt worden. Aber der Gottliebshof, der so lange ein totes Stück in der Gemeinde gewesen war, kam nun in Verruf. Die Grashoffs wurden von jedermann gemieden. Später haben sie den Hof verkauft und sind weggezogen. Kein Mensch weiß, wohin.

Gottlieb, der mit so vieler Liebe für sein Begräbnis gesorgt hatte, und der es gar nicht großartig genug hatte kriegen können, wurde als Selbstmörder in aller Stille beigescharrt. Kein Mensch geleitete den Sarg, keiner sprach ein Wort. Nur die Träger schauten nach beendigtem Begräbnis in ihre Hüte, was das Vaterunser vorstellen sollte. Auch seinen Lebensbaum würde er nicht aufs Grab bekommen haben, wenn nicht die alte Rose an ihrem Krückstocke zum Herrn Pastor geschlichen wäre und ihn darauf aufmerksam gemacht hätte, der Lebensbaum im Pfarrgarten gehöre Gottlieb und sei für sein Grab bestimmt. So wurde denn der Lebensbaum mit einiger Mühe ausgegraben und auf Gottliebs Grab gepflanzt. Aber angegangen ist er nicht. Er war schon viel zu alt.

Der goldne Engel

Erzählung von Luise Glaß

(Fortsetzung)

Der alte Städel schlief an diesem Sonnabendmorgen lange und gut; nicht der leiseste Zweifel beunruhigte ihn. Das war alles wohl berechnet und wohl ausgeführt: sein Ballon würde die Luft durchkreuzen, so sicher wie die Schiffe das Meer.

Hatte er die Probe abgelegt, dann wollte ihn Städel an einen verständigen Unternehmer verkaufen und mit dem Gelde das Neue fördern, das sich in der letzten Zeit, wo die Arbeit am Luftschiff immer mehr aus seinen Händen in die der Arbeiter geglitten war, in seinem Kopf eingenistet hatte: das Flügelpaar, das dem einzelnen Erdenkind Heimatsrecht zwischen den Wolken geben würde.

Dreimal schon war Karl in das Schlafzimmer gekommen und hatte sich nicht entschließen können, des Vaters Kinderschlaf zu stören. Endlich mußte ers doch thun. Herr Frisch brachte schon zum zweitenmal die Meldung, es seien Fremde in der Apotheke.

Karl wußte, wer die Fremden waren: ein Offizier von der Luftschifferabteilung, ein Erfinder, der schon ein paarmal um das Modell gehandelt hatte, und der Redakteur einer technischen Zeitung — die drei Einzigen, die man zur Probefahrt eingeladen hatte.

Digitized by Google

Städel blieb in seiner Heiterkeit, wie in einer schützenden Wolke; er ließ sich von Karl helfen, trank stehend den gewärmten Kaffee und eilte über den Gang, um die Fremden zur Besichtigung hinaus zu begleiten.

Karl ging nicht mit, er setzte sich sogar an die Arbeit, als er aber eben mühsam seine Gedanken von der Wiese herein hatte zu dem gotischen Prachtbau seines Architekturbildchens, kam Line und führte sie wieder hinauf in die Luft.

Sie sah blaß und erregt aus; die Liebe zum Vater, die im Laufe der Jahre von der Last ihrer Sorgen so zusammengedrückt worden war, daß sie manchmal gar nichts mehr von ihr gemerkt hatte, wurde durch die Angst befreit, regte sich und wuchs wieder empor.

Morgen soll euer goldner Engel steigen, sagte sie und stützte sich auf das Fensterbrett, widersprich mir nicht, ich weiß es, und sag auch nichts dagegen, nach allem was geopfert ist, muß es ja sein; aber, Karl, der Vater darf nicht mit hinauf.

Karl, der sich an seiner Arbeit zu schaffen gemacht hatte, sah erstaunt in die Höhe; der Gedanke wäre ihm nie gekommen. — Nicht hinauf? Aber Line, wie sollte er sich das nehmen lassen?

Vater ist ein alter Mann; das Alter muß sich allerlei nehmen lassen.

Vater ist eben erst in die Fünfzig hinein, das ist kein Alter.

Nicht bei andern, aber das Gespenst hat ihn ausgesogen und für alles Lebendige vertrocknet: er ist ein alter Mann. Wie sollte er nun etwas thun, was Kraft und Gewandtheit verlangt und Jünglingstollkühnheit?

Das ist gar nicht so schlimm, Line, in solcher Gondel ists ganz behaglich, ich habs kürzlich mal versucht, weil ichs doch kennen wollte, unsers goldnen Engels wegen. Und wie könnten die andern Zutrauen haben, wenn die Erfinder sich nicht hinaufwagten?

So mag doch Nothnagel steigen. Vater gab den Geist, Vater gab das Geld, der andre immer nur Worte und Quengeleien — mag er jetzt sein Leben in die Schanze schlagen.

Das wird er wohl auch.

Das wird er wohl nicht. Als ob ich den Nothnagel nicht kennte! Immer klug, wie der Fuchs. Im letzten Augenblick fällt ihm ein Grund ein, weshalb er unten bleiben müsse, da verwett ich meine Seele. Karl, laß den Vater nicht hinauf!

Karl sah die Schwester immer noch voller Staunen an; ihre Angst, die sich doch eigentlich laut zu werden schämte, rührte ihn, obgleich er sie thöricht fand. Er streckte ihr die Hand über den Tisch hinüber. Ja doch, Linchen, ich will ihn zu bereden suchen, obgleich ich selber die Sache gar nicht für gefährlich halte; wenn ich im geringsten damit umzugehen wüßte, würde ich —

Gott sei Dank, daß du nicht damit umzugehen weißt, sagte sie und eilte aus der Werkstatt.

Es wurde heiß; Karl meinte, seine Hand gehorche ihm nicht wegen der Glut, die selbst aus dem schattigen Hofe herauf stieg, und je weiter sich die Junisonne über das Apothekendach erhob, desto weniger glückte ihm, was er begann.

Mittags kam der Vater von der Wiese zurück, heiß und müde, die klare Freudigkeit des Morgens war verloren.

Er ging auch nicht in sein Allerheiligstes, um sich an seinen Helden zu freuen, denen er sich heute an die Seite zu stellen hoffte — Professor Charles und Pilâtre de Rozier trugen Festtagskränze —, sondern geradewegs zu dem Sohne.

Digitized by Google

Als der aber aufsprang, um ihm einen Stuhl zu holen, wehrte er lebhaft ab; er lehnte sich an dasselbe Fensterbrett, an dem vorhin Line gestanden hatte, und da er schwieg, schien es Karl eine günstige Gelegenheit, der Schwester Wunsch und Sorge vorzubringen.

Der Alte ließ ihn ausreden, schüttelte aber den Kopf, sobald er merkte, worauf Karls Rede hinauslief.

Das ist ganz gut gemeint, sagte er endlich, aber Unsinn ists natürlich auch. Ich habe das stärkste Interesse daran, wer anders also sollte das Kommando übernehmen? Gottlieb und der Mechaniker sind brav, sie werden ihren Mann stehn und sicher ausführen, was ich befehle. Aber zum Befehlen brauchts einen, der die ganze Sache im Kopf hat mit allen Schräubchen und Haken, mit allen Möglichkeiten und Hilfsmitteln. Das habe nur ich; das soll gar kein andrer haben.

Nothnagel, warf Karl ein.

Nothnagel?

Der Alte ging ein paar mal in der Werkstatt hin und her. Nothnagel! sagte er noch einmal mit verächtlicher Betonung, dann blieb er vor dem Sohne stehen.

Ich will dir Bescheid sagen; besser, du weißt es, denn man kann auch im Augenblicke des Sieges fallen; mit Nothnagel bin ich fertig, Nothnagel ist ein Lump. Sieh mich nicht an, als sei ich verrückt, ich weiß es erst seit einer Stunde, aber ich weiß es bestimmt; es hätte mir beinah die Freude am heutigen Tage verdorben. Das soll es nun nicht, ich hab mich schon so ziemlich wieder beisammen, das aber steht fest bei mir, mit hinauf darf er nicht, der Verräter.

Nicht mit hinauf?

Nein. Es wäre Entweihung. Schwer kanns ja nicht halten, ihn abzubringen, ich weiß, wie es im vorigen Jahre in L. war, wo wir zur Messe hinüberfuhren, um wieder mal mit hinauf zu steigen — er blieb fein unten. Und so wird er auch heute im letzten Augenblicke zurückzucken. Dann, Karl, mach keine Rederei, dann machs ihm nicht sauer, dann bau ihm goldne Brücken.

Ich begreife nicht, Vater, was du gegen Nothnagel haben kannst. Bis gestern noch —

Bis gestern, bis heute morgen noch hab ich ihn für einen ehrlichen Kerl gehalten, obgleich ich schon lange gemerkt habe, daß seine geistigen Fähigkeiten ihn ganz gewiß nicht in die Lüfte heben. Aber ich habe gemeint, wie er rede, so sei seine Meinung, und er liebe unsern Lenkbaren, wie ich ihn liebe; hab gedacht, sein Herz hänge an dem Versuch, wie meins. Hab gedacht, ich kenne seine Absichten und Pläne so gut wie die eignen; und heute kommt da ein Mensch, ein sogenannter Erfinder, der nichts erfinden kann und deshalb herumstreicht, wo andre mit ihrem Herzblut Räderwerk lebendig machen, kommt, weil er sich aus allerlei verlornen Zeitungsanzeigen zusammengetüftelt hat, wir wären so weit, und überhäuft uns mit Vorwürfen.

Vorwürfen?

Ja doch, ja doch; und hat nicht mal Unrecht. Nein, der Nothnagel darf nicht mit hinauf, 's wär eine Entweihung. Also red ihm nicht zu, wenn die Angst kommt und ihn am Rockschoße festhält.

Aber dann seid ihr nur drei, Vater, dann mußt du mich mitnehmen.

Dich! rief Städel heftig. Dich? Nein, du bleibst unten, du bist der Erbe. Es könnte doch etwas geschehn. Und eben drum muß ich dir auch die häßliche Geschichte erzählen, daß du dich mit ihrer Hilfe des Nothnagels erwehren kannst.

Digitized by Google

Also, dieser Amrei, ist in frühern Zeiten bei mir gewesen, hat geschnüffelt, geredet, gefragt und gescheit gethan, bis ich grob wurde und ihm die Thüre wies. Was sollt ich mit dergleichen Leuten? Zeit zum Schulmeistern hatt ich nicht, und seine paar windigen Einfälle braucht ich erst recht nicht, ich hab meine eignen. Nun hör ich nichts wieder von ihm bis heute; da kommt er und wirft uns vor, wir hätten falsch an ihm gehandelt, wir hätten ihm doch die Idee verkauft und hätten dann trotzdem weiter gearbeitet, und falsch wäre die Idee noch überdem gewesen. Ich denke, der Mensch redet irre, aber nichts da. Von mir war der Unglücksbursche damals zu Nothnagel gelaufen, und nachdem er da auch geraume Zeit das Laboratorium unsicher gemacht hat, verkauft ihm der einen Einfall, den wir längst als unausführbar erkannt haben, für sechstausend Mark. Pfui, pfui — der doppelte Betrüger.

Und steckte das Geld ein?

Ins Wasser wird ers nicht geworfen haben; ich frag nicht danach, ich bin fertig mit ihm. Er hat mir auf dem Heimweg eine lange Geschichte erzählt über das Weshalb und Wozu — ich habe nicht drauf gehört, ich bin fertig mit ihm. Und du bist mirs auch, falls mir etwas geschehn sollte. Seine Rechte am Luftschiff sind gleich Null: mein sind die Gedanken, von meinem Geld ists ausgeführt, mein sind die Schulden, die noch daran hängen. Was er etwa beigesteuert hat im Laboratorium und an der Kost des Mechanikers, das ist mit dem Lügengeld reichlich bezahlt. So — und nun bin ich auch mit dem Ärger fertig, Charles, nun wollen wir uns wieder freuen.

Er war heiter bei Tisch und schlief am Nachmittag noch einmal seinen Kinderschlaf. Um vier Uhr weckte ihn Karl, und kurze Zeit darauf gingen sie zusammen nach der Wiese. Aber sie gingen nicht durch den goldnen Engel, sondern zur Schmiede hinaus, wo Ackermann mit dem Lehrjungen hantierte.

Ackermann nickte den beiden Städels zu. Gleich bin ich fertig, dann wasch ich den Ruß ab, dieser junge Mann da versorgt mir die Kundschaft.

Der „junge Mann" lachte übers ganze Gesicht vor Vergnügen über diesen neuen Titel, und Städels lachten mit. Draußen fragte der Alte plötzlich: Wo sind denn die fünf Jungen? Werden die uns nicht nachlaufen?

Sind über Land. Von heute auf morgen bei einer Base in den Kirschen. Es ist alles bedacht.

Schnell und schweigend gingen die beiden über das wellige Land, Sankt Barthelmä hatte noch nicht fünf geschlagen, da bogen sie um den kleinen Busch und sahen die Schutzhütte vor sich liegen.

Die Ostseite war in ihrer ganzen Breite geöffnet, der Ballon war herausgeschoben und gefüllt, er drängte und schob nach oben, unwillig an den angepflöckten Seilen zerrend: ich bin bereit.

Mechaniker und Schlosser kamen ihnen entgegen: Alles in Ordnung.

Die Soldaten, die auf Veranlassung des Herrn von der Luftschifferabteilung zum Stricke halten kommandiert waren, standen bereit, die drei Fremden warteten in der Schutzhütte.

Nur Herr Nothnagel fehlt noch. Er wird doch nicht erwarten, daß Sie ihn abholen?

Nein, das erwartet er nicht.

Ja so, von wegen, damit die guten Senkenberger nicht zu früh Witterung bekommen. Na aber morgen, Herr Städel, morgen zum Sonntag darf ich ihnen das Vergnügen machen? Die Füllung langt schon.

Digitized by Google

Städel nickte dem Mechaniker freundlich zu. Warum nicht, wenn alles klappt? Machen wir ihnen das Vergnügen.

Einige Senkenberger haben auch schon heute ihre Nase gebraucht.

Der Alte schickte einen flüchtigen Blick hinüber nach dem Buschberg, wo sich ein Trüppchen Neugieriger angesammelt hatte. Mochten sie doch, jetzt war er seiner Sache so sicher, daß außer Linen und der klugen Frau Flörke die ganze Welt hätte zuschauen können.

Aber heiß war ihm, dem der Himmel sonst nicht leicht warm genug machte — nur daß er sich dessen kaum bewußt wurde, obgleich ihm der Schweiß auf der Stirn stand, und er den Hut beiseite warf, ehe er an das Luftschiff trat, um nach dem Rechten zu sehen.

Die drei Fremden traten inzwischen zu Karl heran, und der Offizier sagte: Es droht ein Wetter, werden die Herren sich einem Gewittersturm aussetzen wollen? Mir scheint, beim ersten Versuch sollte man diese Möglichkeit billig vermeiden.

In dem Augenblick trat Nothnagel mit seinem Provisor in den Schuppen, heiß, atemlos und sehr eifrig. Er sah sich kurz nach dem alten Städel um, und da der an der Gondel stand, antwortete er großartig: Wind stört uns nicht, im Gegenteil, mit dem Wind wollen wir ja eben umspringen, wie mit dem Gewedel eines Damenfächers.

Gewiß, pflichtete der Warner höflich bei, wenn Sie Ihrer Maschine sicher sind, können Sie ja auch den Sturm versuchen, aber dies ist eine Probe, die meines Erachtens zunächst unter den günstigsten Umständen vorgenommen werden sollte.

Nothnagel erklärte in starken Worten, der goldne Engel sei allem gewachsen. Etwas ruhiger, aber um so bestimmter sagte Städel dasselbe; er hatte keinen Blick für den Himmel.

Der Mechaniker fand jedes Wort überflüssig, er pflöckte Strick um Strick ab und übergab sie den Soldaten. Der Schmiedegesell sah nach Westen, wo sich eine dunkle Wand langsam, mit kaum sichtbarer Bewegung emporhob, und lachte.

Fürchten? Vor son bischen Wetter? Is schon mancher Ballon glatt durch die Blitze gesegelt, ich freu mich auf den Lebtag.

Der goldne Engel hob sich schon, Mechaniker und Schlosser waren eingestiegen, Städel wollte ihnen nach, da faßte ihn Nothnagel am Arm.

Höre, sagte er leise und strich sich über die Augen. Vielleicht ließest dus doch heute noch. Ich glaube, ich kann nicht mit, ich hatte von früh an den Schwindel; eben kommt er mir wieder — ich würde euch Ungelegenheiten machen —

Schon gut, fiel ihm Städel in die Rede und strich seine Hand ab wie ein ekles Insekt. Vorwärts, Kinder!

Er war eben eingestiegen, der Mechaniker griff schon nach der Maschine, da trat Ackermann heran: Soll ich den Nothnagel ersetzen?

Aber sie wollten keinen Trollgast; sie hätten überhaupt nur auf dreie gerechnet und seien gerade genug, ihren Engel zu bedienen.

Lieber gar noch Ackermann, brummte Städel.

Anfangs hob der goldne Engel sich ruckweis, Sandsäcke flogen herab, die Soldaten ließen Strick um Strick fahren, der Mechaniker bediente seine Maschine, die Beobachter schraubten ihre Krimstecher auf.

Die Bewegung war tadellos. Jetzt schien er die rechte Höhe erreicht zu haben und zu stehen, Städel faßte nach dem „Klingelzug," wie der Geselle die

Digitized by Google

Verbindung zwischen der Gondel und dem Reifenwerk nannte, durch die gesteuert werden sollte; langsam schien der Gasball seine Form zu verändern, gleich darauf bewegte er sich gerade aus durch die Luft.

Wie war das Programm? fragte Herr Frisch, der sich außerordentlich wichtig vorkam.

Im Halbkreis bis zu dem Wasserturm dort, und dann im entgegengesetzten Halbkreis zurück.

Halte ich für unmöglich.

Scheint doch zu gelingen.

Natürlich gelingt es, knurrte Nothnagel, mein goldner Engel ist groß.

Der goldne Engel schoß in der dumpfen Gewitterschwüle stetig in einem sanften Bogen am Himmel hin, dem Wasserturme zu; er schien dem kleinen, verwitterten Kapitän, der sich wie ein schwarzes Pünktchen von dem grellblauen Himmel abhob, willenlos zu gehorchen. Jetzt war der Turm erreicht, langsam senkte sich der Ballon bis zu der Fahne, die dort auf der Zinne emporragte, kam etwas zu tief, hob sich wieder, schien zu stehen.

Der eine versucht sie zu fassen, sagte der Offizier, der das Glas nicht von den Augen ließ.

Mein Geselle, bestätigte Ackermann, der nichts weiter mehr zu sehen vermochte, als einen beweglichen Punkt.

Er reißt sie los.

Jetzt steigen sie wieder. Bravo! War das vorbereitet?

Die Fahne ist unsertwegen aufgezogen worden.

Allerliebst. Bis jetzt hatten wir vollständige Windstille, aber auch dafür fast unglaublich.

Wie seltsam verändert sich eigentlich der Gasball — mal scheint er hoch, mal breit, jetzt senkt er die eine Seite, sodaß er schief zur Gondel steht, jetzt fehlt ihm die Kuppel, jetzt wölbt er sich wieder —

Das ist ja eben das Neue. Durch diesen Wechsel wird das Fahrzeug gelenkt, durch Ineinanderarbeiten der Ventile und der beweglichen Reifen, der Netze und kleiner Reservebälle geschiehts. Wir arbeiten nun seit Jahr und Tag daran, so recht im Kopfe hats aber glaub ich nur der Alte.

Hm. Die Rückfahrt wird schwieriger.

Die Vorläufer des Wetters sind da.

Aber er manövriert prächtig. Ist der alte Herr oft in der Luft gewesen?

In jungen Jahren, als er anfing sich mit dem Luftschiff zu beschäftigen, sehr oft; jetzt kürzlich wieder einmal, um zu sehen, ob er noch gut zu Hause da oben sei.

Sehr gut. Hui, da faßt ihn ein Windstoß!

Mit scharfem Prall fuhr der Gewitterwind dem goldnen Engel in die Seite, aber die Fläche, die der breitgezogne Ballon dem Feinde bot, war gering: er schwankte wohl, wurde aber nur wenig aus der Bahn gerissen. Wie sie oben dem Anprall begegneten war von unten nicht mehr zu beobachten, Wolkenfetzen wurden über ihn hingerissen, und den Zuschauern flogen Staub, Blätter und Astwerk in die Augen. Noch einmal hielt der Wind den Atem an, langsam und grollend kamen die Wolken und umringten den tollkühnen Erfinder.

Sie sollten sich sofort herablassen, sagte der Redakteur unruhig, dort am Busch ließe sich landen; ich dächte, einstweilen hätten sie genug von ihren Künsten gezeigt.

Die oben aber verfolgten eigensinnig ihre Bahn. Seitwärts gedrängt, den

Digitized by Google

alten Weg zurückgewinnend, schwankend jetzt von der Gewalt des Kampfes zwischen Wetterkraft und Menschenwillen, glatt vorwärts während der kurzen Frist, da der Sturm Atem schöpfte zu neuem Stoß, so näherten sie sich ihrem Ausgangspunkt.

Da hätten wirs ja, sagte der Offizier und ließ das Glas sinken, sie setzen es durch. Noch zwei Minuten, und wir haben sie unten. Achtung, Leute! greift zu, wenn sie landen.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Arbeitsnachweis und die Landarbeiterfrage. Am 27. September vorigen Jahres hat der Verband Deutscher Arbeitsnachweise in München seine erste Versammlung abgehalten. Aus der Eröffnungsrede des Dr. jur. Freund aus Berlin führen wir nur an, daß der Anspruch mancher Unternehmerverbände, den Arbeitsnachweis ohne Mitwirkung der Arbeiter und unparteiischer Behörden leiten und beherrschen zu dürfen, mit dem Grundsatze der Unparteilichkeit unvereinbar sei, zu dem sich der Verband bekenne. Zwei Punkte der Tagesordnung: Arbeitsnachweisstatistik und Gebührenfreiheit des Arbeitsnachweises, lassen wir als reine Fachangelegenheiten beiseite. Dagegen beansprucht der Gegenstand, der an erster Stelle behandelt wurde, das allgemeine Interesse. Es wurde da die Frage beantwortet: Wie können die Arbeitsnachweise dazu beitragen, der Landwirtschaft Arbeitskräfte zu erhalten und zuzuführen? Der erste Referent, Rat Dr. Naumann aus Hamburg, legte dar, wie die Arbeitsnachweise gerade durch die städtischen Verhältnisse dazu gekommen seien, das Land in ihre Thätigkeit hineinzuziehen. Der Arbeitsnachweis könne natürlich keine neue Arbeit schaffen, sondern nur Angebot und Nachfrage zusammenbringen. Man habe das zunächst dadurch versucht, daß mehrere Städte mit einander in Verbindung getreten seien. Das habe hie und da etwas, im ganzen aber wenig geholfen, denn in einem und demselben Gewerbe bestünden meistens an verschiednen Orten dieselben Konjunkturen. Da sei es denn natürlich, daß man ans Land gedacht habe, wo jetzt ständiger Arbeitermangel herrsche. Die Arbeitsverfassung auf dem Lande werde durch drei Wanderzüge über den Haufen geworfen. Der erste, die Sachsengängerei, sei von den Landwirten der Rübengegenden hervorgerufen worden, und man könnte demnach sagen, die Landwirte des Ostens möchten selbst und allein die Sache mit denen des Westens ausmachen, wenn nur nicht dadurch die Arbeiterbevölkerung überhaupt in Bewegung geraten wäre. Die Arbeiterschaft des Ostens habe mit der des Westens Fühlung gewonnen, und so füllten sich jetzt auch die westlichen Industriebezirke mit polnischen Arbeitern aus dem Osten. Und ein großer Teil der in Bewegung geratnen Arbeitermassen ströme den Städten zu. Mit dieser dritten Bewegung habe es nun der städtische Arbeitsnachweis zu thun. Welche Beweggründe auch für die Landflucht der Arbeiter angegeben werden möchten, die Hauptsache bleibe doch, daß die Industrie im allgemeinen höhere Löhne zu zahlen in der Lage sei. Dagegen lasse sich nichts thun, und man würde der Bewegung ihren Lauf lassen müssen, wenn die Industrie

Digitized by Google

der Landwirtschaft nicht mehr Leute entzöge, als sie braucht. Aber es wanderten weit mehr Arbeiter in die Stadt, als diese beschäftigen könne. Die höhern Löhne wirkten wie Lotteriegewinne; die Zuziehenden sähen nur die Treffer und nicht die Nieten. Er wisse das sehr genau, weil er an der Untersuchung teilgenommen habe, die der Hamburger Hafenstreik veranlaßt hat. Bei der dortigen Hafenarbeit fänden mindestens sechstausend und höchstens zehntausend Arbeiter Beschäftigung. Während des Streiks aber hätten zwölftausend Mann Arbeit gesucht. Daran sei nun nicht zu denken, daß städtische Arbeiter aufs Land geschickt werden könnten. Es gebe nur wenige landwirtschaftliche Arbeiten, für die städtische Arbeiter taugten. Vielmehr müsse man sich darauf beschränken, dem Zuzug vom Lande dadurch entgegenzuwirken, daß man so lange keine zugezognen Arbeiter anstelle, als noch einheimische Arbeit suchten. Die Vorliebe der Unternehmer für auswärtige und namentlich ländliche Arbeiter sei ja in einzelnen Fällen berechtigt, aber im allgemeinen müsse man sie bekämpfen. Um den Ausgleich zwischen Stadt und Land und zwischen den verschiednen Gegenden herbeiführen zu können, müßten allerdings die Arbeitsnachweise bedeutend stärker sein, als sie vorläufig sind: sie müßten zunächst den städtischen Arbeitsmarkt wirklich beherrschen. Vor allem müsse man nach genauer Kenntnis des Arbeitsmarkts streben, damit die Lage an jedem Ort und in jedem Gewerbe öffentlich bekannt gemacht werden könne. Wenn die Landleute erführen, daß in der nächsten Stadt dreißig bis vierzig Bäckergesellen überschüssig seien, so würden sie kaum ihre Kinder zu dortigen Bäckern in die Lehre geben. Freilich hätten die Unternehmer ein Interesse daran, Arbeitermassen in die Stadt zu locken, denn je stärker die Ware „Arbeit“ angeboten werde, desto wohlfeiler sei sie. Sie möchten aber auch daran denken, daß ein Überangebot Streiks nicht verhindre, und daß gerade die Überschüssigen gegen die Wiederaufnahme der Arbeit stimmten, Leute, die sich bei Streikunterstützung besser stehen als sonst, wo sie gar nichts haben. Liege es also schon nicht im wohlverstandnen Interesse der Unternehmer, daß sich in den Städten ein wirkliches Proletariat anhäufe, so noch weit weniger in dem des Staates. Sollten aber die Bemühungen der städtischen Arbeitsnachweise den Landwirten etwas nützen, so müßten sich diese in der Behandlung der Leute den Anforderungen der Zeit anbequemen; ihm sei es vorgekommen, daß Leute, die Landarbeit zu übernehmen bereit gewesen seien, bloß deshalb in die Stadt zurückgekehrt seien, weil sie der Herr geduzt habe.

Der zweite Referent, Bürgermeister Dr. Thoma aus Freiburg i. Br., führt unter anderm aus, daß sich der Mangel an ländlichen Arbeitern keineswegs auf die Latifundiengegenden des Ostens beschränke, sondern sich dem bäuerlichen Kleinbesitz im Südwesten ebenso fühlbar mache, und daß namentlich das weibliche Geschlecht auf dem Lande nicht festzuhalten sei. In Pforzheim und Freiburg habe man die Erfahrung gemacht, daß auf hundert männliche Dienstboten, die der Arbeitsnachweis beim Bauer unterbringe, kaum zwei bis drei weibliche kommen, die sich aufs Land schicken lassen, und dieses, trotzdem in Baden sogar der Nominallohn auf dem Lande dem städtischen beinahe gleich stehe. Belehrung, nicht allein der Arbeiter, sondern auch der Landwirte, hält er für das notwendigste und wirksamste Mittel. Mit der Heranziehung italienischer Arbeiter sei in Baden den Landwirten nicht geholfen; denn diese seien durchweg kleinere Bauern, die den Dienstboten oder Arbeiter in die Familiengemeinschaft aufnehmen müßten, und das mit einem Ausländer zu thun widerstrebe ihnen. [Aus demselben Grunde finden die russisch-polnischen Arbeiter im Osten nur auf den Rittergütern, nicht beim Bauer Verwendung.]

Digitized by Google

Der Assessor Dr. Treuter aus Halle, Vertreter der Landwirtschaftskammer der Provinz Sachsen, legt dar, daß die städtischen Arbeitsnachweise den Landwirten nichts nützen können. Diese müßten ihre eignen Arbeitsnachweise haben. In der Provinz Sachsen habe vor sieben Jahren der landwirtschaftliche Zentralverein einen begründet, und die Rechtsnachfolgerin des Vereins, die Landwirtschaftskammer, habe ihn vor drei Jahren übernommen und ausgebaut. Ein Arbeitsnachweis, der nicht von Landwirten geleitet werde, könne die Landwirte nicht gut bedienen. Denn es gehöre die genauste Sachkenntnis dazu, zu beurteilen, ob ein Arbeiter für eine bestimmte Stelle geeignet sei. Zur Landarbeit werde weit größere Geschicklichkeit erfordert, als zu den meisten industriellen Arbeiten, und außerdem größere Körperkraft; städtische Arbeitslose seien, schon weil ihnen die Körperkraft fehle, auf dem Lande schlechterdings gar nicht zu gebrauchen. Zudem seien die Erfordernisse für die verschiednen Verrichtungen und für verschiedne Wirtschaften so verschieden, daß manchmal ein Arbeiter, der sich in dem einen Dienste ganz gut bewährt habe, für einen andern nichts tauge. Die Gründe, die in der Industrie gegen einen bloß aus Unternehmern bestehenden Arbeitsnachweis sprächen, seien auf dem Lande nicht vorhanden.

Aus der langen und interessanten Debatte können wir nur wenige Äußerungen anführen. Der Gewerkvereinsanwalt, Dr. Max Hirsch, hebt hervor, daß das Interesse der Landwirte mit dem der städtischen Arbeiter zusammenfalle, denen ja daran liegen müsse, Lohndrücker fern zu halten, und empfiehlt Belehrung der Jugend über das furchtbare Elend, das den städtischen Arbeitern in vielen Industriezweigen beschieden sei. Baron von Cetto, Vertreter des deutschen Landwirtschaftsrats, meint, die Belehrung sei namentlich Aufgabe des Geistlichen, der auch herausfinden müsse, welche von seinen Feiertagsschülern fürs Gewerbe, welche für die Landwirtschaft sich besser eigneten. Professor Dr. Poeschel berichtet über die Sachsenstiftung als ihr Vertreter. Diese hat es sich zur Aufgabe gemacht, „gedienten Soldaten, die ohne Verschulden stellenlos geworden, und besonders den alljährlich im Herbst nach vorwurfsfrei erfüllter Dienstpflicht zur Reserve entlassenen Mannschaften unentgeltlich Arbeit zu vermitteln.“ Es kann die Thatsache nicht verschwiegen werden, sagt Herr Poeschel, „daß der Landwirtschaft ein großer Teil ihrer Arbeiter durch den Militärdienst nicht nur vorübergehend entzogen, sondern dauernd entfremdet wird (Rufe: Sehr richtig!). Es liegt mir fern, hieraus gegen die militärischen Einrichtungen selbst einen Vorwurf abzuleiten; aber da die Truppen aus taktischen Gründen auf die Städte konzentriert sein müssen, so lernen die jungen Leute das Leben in der Stadt mit seinen Genüssen und Verführungen kennen, und das eben entfremdet sie dem Lande. Ich spreche da keine Theorie aus, denn ich stehe seit vier Jahren in der Praxis und habe mir viel Mühe gegeben, dem entgegen zu wirken. Wer vom Pfluge und Stalle weg zum Militärdienst gekommen ist und dort zwei bis drei Jahre gedient hat, mag in der Regel aus der Stadt nicht wieder hinaus. Am auffallendsten zeigt sich dies bei den Reservisten der Kavallerieregimenter. Wenn einer mehrere Jahre hoch zu Roß gesessen hat, so wünscht er bei seiner Entlassung allenfalls eine Stelle als herrschaftlicher Diener, am liebsten aber einen »Vertrauensposten«, ohne eine klare Vorstellung von einem solchen zu haben, nur um keine schwere Arbeit mehr verrichten zu dürfen. Können sie nicht gleich eine solche Stellung erhalten, so thun sie lieber monatelang gar nichts, als daß sie eine der vielen freien landwirtschaftlichen Stellen annähmen.“ Die Sachsenstiftung arbeite nur darauf hin, die dem Lande entstammenden Burschen wieder aufs Land zurückzuführen, und sie habe schon manchen Erfolg erzielt. Zwei

Digitized by Google

Arbeitersekretäre, Karl Schirmer und der Tischler Raith, teilen mit, daß sie vom Lande seien und sehr gern auf dem Lande geblieben wären, daß aber ihre Eltern in der Meinung, es sei in der Stadt leichter, sich eine Existenz zu begründen, sie ein Gewerbe hätten lernen lassen, wie denn überhaupt die Bauern ihre Kinder in die Stadt zu bringen pflegten, weil das schmale Erbe zur Versorgung der Kinder auf dem Lande nicht hinreiche. Grandke, der Vertreter der Landwirtschaftskammer für die Provinz Brandenburg, sprach das große Wort gelassen aus: „Einmal haben wir den sich stetig verringernden Rest ständiger Arbeiter und ihnen gegenüber die immer zunehmende Summe von Wanderarbeitern, die der moderne landwirtschaftliche Betrieb nicht mehr entbehren kann, und auf die er je länger je mehr seine ganze Wirtschaftsführung zuzuschneiden gezwungen war, mit denen wir jetzt als mit einem ständigen Bedürfnis zu rechnen haben.“ Wenn das der Fall ist, dann muß auch der Staat neu zugeschnitten werden, denn Nomaden, namentlich ausländische, sind in der bestehenden Staatsverfassung nicht vorgesehen. — Gelöst hat der Verbandstag die ländliche Arbeiterfrage freilich nicht, aber daß er sie von allen Seiten beleuchtet hat, verdient immerhin einigen Dank.

Die Brotfrage. Man hat heutzutage medizinische, chemische, technische Versuchsstationen aller Art, aber staatswirtschaftliche Versuchsstationen, wo die zahllosen volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Vorschläge durchprobiert werden könnten, werden wir leider niemals haben, denn auf diesem Gebiete gilt der Satz, daß sich das, was im kleinen ganz gut möglich ist, im großen gewöhnlich als undurchführbar erweist, und die modernen Staaten sind sehr groß. Zur Lösung der Brotfrage schlägt der in den Zeitungen öfter genannte Freiherr Dr. Friedrich zu Weichs-Glon,*) ein warmherziger, menschenfreundlicher Tiroler, nicht die Verstaatlichung des Getreidehandels vor wie Kanitz, nicht die Verstaatlichung des Getreidehandels und der Brotbereitung wie der Müller Till in Bruck a. d. Mur, sondern die Kommunalisierung der Brotbereitung; die Gemeinden sollen — mit einer durch eine große Anleihe aufzubringenden Staatshilfe — die Brotbereitung übernehmen und sollen ausschließlich Mehl verwenden, das aus inländischem Getreide hergestellt ist; dadurch sollen „stabile hohe Getreidepreise bei billigem Brote“ gesichert werden. Wir wollen uns nicht mit der agrarischen Einbildung herumschlagen, in der auch der übrigens keineswegs einseitig agrarische Weichs-Glon befangen ist, daß „wucherische Spekulation“ die Getreidepreise drücke und dadurch die Landwirtschaft zu Grunde richte. Wir wollen auch nicht bei dem ausführlichen Lobe der mittelalterlichen Obrigkeiten verweilen, die sich mit Brottaxen und zahllosen andern Maßregeln um die Versorgung des Volkes mit gutem Brote bemüht hätten; das Löbliche an diesen Bemühungen sind der gute Wille, das Pflichtgefühl und die gesunden sozialen Grundsätze, die sich in solchen Maßregeln aussprechen, und wovon man allerdings so mancher der modernen Regierungen ein gleich großes Maß wünschen möchte; um den Erfolg ist es immer und überall recht schlecht bestellt gewesen. Dagegen müssen wir hervorheben, daß die Brotfrage im ersten der drei Sinne, die er ihr beilegt, gar nicht mehr vorhanden ist. Die Menschheit kann heute jederzeit soviel Brot haben, wie sie braucht und haben will; dafür haben die moderne Technik, die durch sie ins unbegrenzte gesteigerte Produktivität der Arbeit und der Welthandel gesorgt. Weichs-Glon führt gegen die Wahrheit, daß diese modernen Kräfte die Hungersnöte — wenigstens für die Kulturvölker — beseitigt

*) Die Brotfrage und ihre Lösung. Leipzig, Duncker und Humblot, 1898.

Digitized by Google

haben, die Sizilianer an, von denen ein großer Teil nur Gras und Wurzeln zur Nahrung habe. Er hätte sich nicht auf Sizilien zu beschränken brauchen, sondern die ärmere Bevölkerung von ganz Italien anführen können. Zur Charakteristik von deren Lage mag folgendes Geschichtchen dienen, das der dem jungen Königreich sehr günstig gesinnte römische Korrespondent des Berliner Tageblatts vor ein paar Jahren erzählt hat. Er berichtet über den Tod eines Pfarrers in der Lombardei. Dieser vortreffliche Mann hatte, weil ihm das Volk leid that, eine Bäckerei errichtet, und verkaufte das darin bereitete gute Brot zu dem nämlichen Preise, wie das elende Brot verkauft wird, das die Leute dort gewöhnlich haben. Seine Bäckerei ist nach kurzem Bestand eingegangen; sie verlor sehr bald alle ihre Kunden. Warum? Die Leute erklärten: Dieses Brot schmeckt so gut, daß wir und unsre Kinder zu viel davon essen; unser Tagelohn reicht nicht so weit, daß wir so viel Brot kaufen könnten. Der Posthornkorrespondent würde dieses Geschichtchen wohl nicht erzählt haben, wenn er seine jedem Denkenden einleuchtende Tragweite erkannt hätte; man könnte ein ganzes Buch drüber schreiben. Und ähnlich stehts in Rußland. Über die Hungersnot dieses Sommers hat Tolstoi in Nr. 217 und 218 der Wiener Zeit berichtet. Er hat die davon betroffnen Gegenden bereist und an einigen Orten „Speisetische“ eingerichtet, aber die Polizei hat seine Thätigkeit unterbrochen, sodaß er sich genötigt gesehen hat, von dem für den Zweck gesammelten Gelde über 3500 Rubel den Spendern zurück zu geben. In Italien wie in Rußland könnte das Brot bergehoch daliegen und halb so viel kosten wie im wohlfeilsten der letzten Jahre, die Leute würden trotzdem hungern müssen. Dafür, daß Brot vorhanden sei, hat die „wucherische Spekulation“ im Verein mit dem technischen Fortschritt gesorgt; woran es nun liegt, daß das Brot trotzdem nicht zu den Hungernden gelangt, das können wir hier bei dieser Gelegenheit nicht noch einmal breit treten.

Was Deutschland und wohl auch Österreich betrifft, so ist es da, wenigstens in allen größern Städten, um die Luftbeschaffung weit schlechter bestellt als um die Brotbeschaffung, und wenn auch in diesen Ländern hie und da zu wenig Geld auf Brot übrig bleibt, so liegt es daran, daß die Luft zu viel kostet; für eine Wohnung mit atembarer Luft muß mancher Arbeiter, mancher kleine Beamte, mancher kleine Handwerker den vierten, den dritten Teil seines Einkommens opfern. Ja dieses Opfer wird manchmal gebracht für eine Wohnung ohne Luft und Licht. Haarsträubende Geschichten erzählt Lieber, Oberinspektor des Vereins „Arbeiterheim,“ aus Stettin (siehe Nr. 12 der Sozialen Praxis, Spalte 317). Und mit abhängigen Personen macht man gar keine Umstände. Man stopft sie in luftlose Löcher, und können sie darin nicht atmen, so mögen sie kr—. Damit kommen wir auf den zweiten Sinn der Brotfrage: wie unser Brot ohne Schmutz und Menschenschinderei hergestellt werden könnte, und in diesem Sinne ist die Brotfrage allerdings vorhanden. Weichs-Glon entwirft teils nach den Berichten österreichischer Gewerbeinspektoren, teils nach eignen Wahrnehmungen „Backstubenbilder,“ die noch über die Bilder in der Schrift Bebels gehn. Das Ärgste erzählt er nicht, weil sich das nach unsern Sitten nur in geschlossenen Gerichtsstuben und in medizinischen Zeitschriften erzählen läßt. Besonders schön sind die „Wohnungen“ der Gesellen und Lehrlinge in Triest. In zwei Bäckereien müssen die Lehrlinge, um in ihr Schlafloch zu gelangen, auf einer Leiter in einen Bodenraum hinaufsteigen und von dort durch eine Mauerluke kriechen, die in dem einen Falle 1,2 Meter hoch und 80 Centimeter breit, im andern 95 Centimeter hoch und 68 Centimeter breit ist. In einer andern Bäckerei hatte die Sanitätskommission, um zu den drei fensterlosen „Wohnräumen“ zu gelangen, eine nicht bloß an sich, sondern auch

Digitized by Google

wegen der unmittelbaren Berührung mit dem Backofen gefährliche Treppe hinaufzuklettern; in einer dritten mußte man, um die übrigen Betten zu erreichen, entweder über das vorderste Bett hinüberklettern, oder neben diesem Bett auf die Brüstung des offnen Fensters treten, unter dem ein ungedeckter Brunnenschlund gähnte. An drei Orten war ein Teil des Kohlenloches durch hineingelegte Strohsäcke zur Schlafstelle hergerichtet. Daß, wo überhaupt Betten vorhanden sind, jedes für zwei oder drei Leute dient, und daß sie von Schmutz starren, versteht sich von selbst. Weichs-Glon ist der Ansicht, daß diesen Augiasstall auszuräumen weder die Kirche noch die Polizei die Macht habe, und nachdem sich sogar der Magen der vornehmen Leute ohnmächtig erwiesen hat — sie haben den ersten Ekel überwunden und lesen nun nichts mehr von solchen Sachen, um sich den Appetit nicht zu verderben —, muß man ihm wohl recht geben; es giebt nur ein Mittel dagegen: durch Großbäckereien — mögen sie von Kapitalisten oder von Gemeinden oder von Genossenschaften errichtet werden — die Sudelbäcker entweder bankrott machen oder sie durch Konkurrenzdruck zur Reinlichkeit und Ordnung zwingen. Indes einiges vermag die Polizei schon, und was sie vermag, das soll sie auch leisten; bei uns zunächst für strenge Durchführung der Bäckereiverordnung sorgen, der hoffentlich bald eine zweite, schärfere folgen wird. Weichs-Glon, der überhaupt viel nützliches Material beibringt, stellt die Verordnungen andrer Staaten zusammen, die viel weiter gehn. In der Schweiz z. B. ist die Nachtarbeit nur solchen Bäckereien erlaubt, die keine jungen Personen beschäftigen, und jedem erwachsenen Arbeiter muß nach der Nachtarbeit eine ununterbrochne Ruhezeit von dreizehn Stunden gewährt werden; in Norwegen aber ist die Nachtarbeit unbedingt und allgemein verboten, und allen Bäckereiarbeitern ist der zwölfstündige Maximalarbeitstag und eine dreißigstündige Sonntagsruhe gesichert.

Noch einen dritten Sinn legt Weichs-Glon der Brotfrage bei; es soll die Aufgabe gelöst werden, wie ein Brot hergestellt werden könne, das mit Wohlgeschmack und Leichtverdaulichkeit den höchsten erreichbaren Nährwert verbindet. Das dürfen wir, meine ich, der freien Thätigkeit der Wissenschaft, der Volksaufklärungsvereine und der großen Brotfabriken überlassen. Um noch einmal auf die ewigen Klagen über unrechtmäßige Bäckergewinne zurückzukommen, so könnte wenigstens der eine, auch von Weichs-Glon beklagte Übelstand gehoben werden, daß bei der heutigen Art des Brotverkaufs, wo der Preis gleich bleibt und nur das Gewicht sich ändert, jede Kontrolle unmöglich ist, wenn nicht für jede Stadt von 10000 Einwohnern ein Dutzend Polizeibeamte expreß zum Berechnen des Brotgewichts und zum täglichen Nachwiegen angestellt werden soll. Rezensent hat wiederholt in den Grenzboten und anderwärts darauf hingewiesen, daß die allein vernünftige, für alle andern Waren geltende Verkaufsweise auch für das Brot schon durchgeführt worden ist,*) sich ganz leicht durchführen läßt und für den Bäcker, sofern dieser nicht auf unrechtmäßigen Gewinn spekuliert, weit bequemer ist. Das Brot wird immer gleich schwer verkauft (z. B. ein sechspfündiges oder fünfpfündiges und ein drei- oder zweieinhalbpfündiges Brot), der Preis aber wechselt täglich nach dem Getreidemarktpreise; mit jeder Mark, die der Doppelzentner Roggen auf- oder abschlägt, schlägt das Pfund Brot einen halben Pfennig auf oder ab. Die Dummheit, Gleichgiltigkeit und Schlamperei, mit der sich das beständig nörgelnde und klagende Publikum die hergebrachte unvernünftige Verkaufsweise gefallen läßt, da

*) 1849 und in den folgenden Jahren in der Knappschaftsbäckerei zu Waldenburg und in der Kolbeschen Bäckerei zu Landeshut in Schlesien. Ob diese Bäckereien noch bestehen, und ob dieselbe Einrichtung auch noch anderwärts eingeführt worden ist, weiß ich nicht.

Digitized by Google

es doch, wenn es wollte, die Änderung augenblicklich erzwingen könnte, gehört zu den Entschuldigungsgründen, die jede Regierung für sich anführen kann, wenn man sie beschuldigt, daß sie etwas Unvernünftiges thue oder dulde oder etwas Vernünftiges unterlasse.

Das Wachstum der Sozialdemokratie. Die Ergebnisse der Statistik, die Dr. Adolf Neumann-Hofer in seinem Schriftchen: „Die Entwicklung der Sozialdemokratie bei den Wahlen zum deutschen Reichstage“ (zweite Ausgabe, Berlin, Konrad Skopnik, 1898) aufgestellt hat, kennen die Leser aus den Zeitungen. Die Zeitungen sind Fraktionsorgane, und für die Fraktionspolitik kommt bei der Sache nichts in Betracht als die Frage, wie der Sozialdemokratie Wähler abgewonnen werden könnten zu Gunsten einer andern Fraktion. Man ist nun auf den Gedanken gekommen: da nur in zwei Wahlbezirken, Altona und Leipzig-Land, die Zahl der sozialdemokratischen Wähler 50 Prozent der Wahlberechtigten um eine Kleinigkeit übersteigt (sie betrug in diesen beiden Kreisen 50,79 und 50,37 Prozent), so sei es leicht, den Sozialdemokraten alle Mandate zu nehmen bis auf diese zwei; man brauche ja bloß alle Philister, die bei den Wahlen daheim bleiben, durch ein Gesetz zur Stimmabgabe zu zwingen. Wir lassen es dahingestellt sein, ob die Rechnung stimmen, und welchen Parteien die Zwangsvota zufallen würden. Der Staatsmann hat andre Sorgen. Er fragt sich, wie es komme, daß die befriedigten Parteien, wenn man das Zentrum dazu rechnet, nur 3753073, die unbefriedigten aber, von denen die Sozialdemokraten doch nur eine, wenn auch die stärkste, sind, 4005672 Stimmen abgegeben haben, und daß die Zahl der Stimmen der Unbefriedigten stetig wächst. Er fragt sich ferner, ob sich die Ursachen der Unzufriedenheit nicht heben ließen. Er fragt sich drittens, ob es möglich sein würde, mit dem Kartell allein ohne das Zentrum zu regieren, dessen Wähler also der Partei der Unzufriednen zuwachsen würden, und ob es eine Verminderung der Schwierigkeit bedeuten würde, wenn es gelänge, durch die Abschaffung des allgemeinen Wahlrechts der Bekundung der Unzufriedenheit ein Ende zu machen. Und er fragt sich viertens, ob die Kartellparteien wirklich als befriedigte und sozusagen als Regierungsparteien anzusehen seien, da doch die Agrarier dazu gehören, und wie es unter diesen Umständen um die Einigkeit und innere Gleichförmigkeit der herrschenden Partei stehen würde.

Zarte Fürsorge für städtische Kostkinder. Der Berliner Magistrat hat das Baronsche Vermächtnis abgelehnt, weil die ärztlichen Autoritäten erklären, es sei bedenklich, Kinder bloß mit Brot, Gemüse, Obst, Milch und Eiern zu ernähren. Ich werde mich hüten, als gänzlich Unsachverständiger in den Streit über den Vegetarismus hineinzureden (der übrigens, wo Milch und Eier zugelassen werden, gar keiner mehr ist). Aber ich finde, daß in der ganzen Debatte eine sehr wichtige Frage nicht gestellt worden ist: Wie viel Fleisch, und was für Fleisch kriegen denn die Ziehkinder, die vom Magistrat gegen ein paar Mark monatlich armen Familien in Pflege gegeben werden; und kriegen diese Ziehkinder auch nur so viel Milch und Eier, wie sie in dem von Baron geplanten Waisenhause bekommen würden? In Schriften von Ärzten, die keine Naturärzte sind, habe ich wiederholt gelesen, daß eine Butterschnitte mit Obst dazu eine bedeutend wertvollere Nahrung sei als ein Stückchen ausgekochtes Rindfleisch, das nur aus unverdaulichen Fasern besteht.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Hanseſtädte und Kolonialpolitik

Es iſt ein unausrottbarer Irrtum, daß ſich jeder für das, was ihm anſcheinend am nächſten liegt, auch am ſtärkſten intereſſieren müſſe; die tägliche Erfahrung beweiſt das Gegenteil. Wäre die Meinung richtig, dann müßte es z. B. keine leidenſchaftlichern Alpentouriſten geben als die Schweizer, aber die Liſte ruhmvoll abgeſtürzter „Kraxler“ weiſt, von berufsmäßigen Führern natürlich abgeſehen, unerwartet wenig helvetiſche Namen auf. Über die Kunſtſchätze und ſonſtigen Genüſſe Berlins weiß der Eingeborne ſicher weniger Beſcheid, als der ſeit drei Tagen anweſende Vetter aus Meſeritz, und wer ſich über fremde Länder unterrichten will, ſoll um Himmels willen keinen Seemann fragen — von dem erfährt er zuverläſſig nichts oder wenigſtens nichts Gutes.

In der Politik iſt es nicht anders. So oft die Flotte verſtärkt oder eine neue Kolonie mit der deutſchen Flagge beglückt wurde, dachte der harmloſe Binnenländer: Wie werden ſich die Küſtenbewohner, wie werden ſich vor allem die lieben Hanſeſtädte freuen! Und wenn man ihm dann ſagt, daß nirgends der koloniale Gedanke kühler aufgenommen worden iſt als in Hamburg und Bremen, daß ſich in beiden Städten lange Zeit nicht einmal die beſcheidenſte Gruppe der Deutſchen Kolonialgeſellſchaft halten konnte, daß der Spott über Kolonialbeſtrebungen dort faſt zum guten Ton gehörte, dann ſteht er vor einem Rätſel, das ihm unlösbar ſcheint. Und doch handelt es ſich zum guten Teil um nichts andres als um die alltägliche Erfahrung, mit der ich dieſe kleine Betrachtung eröffnet habe. Dem Hanſeaten mißfällt die Kolonialpolitik, gerade weil ſie ihm zu nahe gerückt iſt, weil ihr der verlockende blaue Duft der Ferne fehlt, und vielleicht auch, weil er ihre großen und hoffnungsvollen Züge über den ſtörenden Einzelheiten überſieht.

Digitized by Google

Das bedarf natürlich einer genauern Erklärung, und vielleicht iſt gerade jetzt, wo ſich eine gewiſſe Wendung anzubahnen ſcheint, die Zeit dazu gekommen. In Hamburg iſt die Kolonialgeſellſchaft ſchon vor einiger Zeit geräuſchvoll wieder erſtanden, in Bremen gegen Ende des vorigen Jahres ebenfalls. Lübeck, die kleinſte und vom großen Weltverkehr entlegenſte der Hanſeſtädte, hat ſich, charakteriſtiſch genug, von Anfang an freundlicher zur Kolonialpolitik geſtellt, obwohl auch dort der Kaufmannsſtand im allgemeinen eine abwartende Haltung einnimmt. Was insbeſondre Bremen anlangt, ſo hat hier die Beſetzung von Kiautſchou eine ſtarke Wirkung hervorgebracht und die Stimmung geändert. Von wirklicher Kolonialbegeiſterung iſt deshalb aber noch lange keine Rede, und die Anſprache, mit der Senator Achelis die neubegründete Abteilung der Kolonialgeſellſchaft eröffnete, konnte kaum kühler und vorſichtiger gehalten ſein.

Es iſt eine Reihe verſchiedner, aber eng miteinander zuſammenhängender Urſachen, die die abweiſende Haltung der Hanſeſtädte bewirkt hat. Man muß ſich zunächſt erinnern, daß Hamburg und Bremen große Mittelpunkte des Handels ſind, in denen der Kaufmann mit ſeiner eignen kühl-praktiſchen Lebensanſchauung den Ton angiebt; alles, was an die Hanſeaten herantritt, muß ſich wohl oder übel darauf anſehen laſſen, ob es für die Geſchäfte günſtig iſt oder nicht, ob es ſichern Ertrag verſpricht, oder ob den unvermeidlichen Koſten nur zweifelhafte Zukunftshoffnungen gegenüberſtehen. Natürlich beſtanden die neuerworbnen Kolonien das Examen ſchlecht: ihr Nutzen war vorerſt gering, die Notwendigkeit, gerade in ihnen Handel zu treiben, lag nicht vor, und zum Überfluß begann ſich die Büreaukratie dort breit zu machen, die mit ihren Verordnungen und Schreibereien dem auf freie Bewegung angewieſenen Großkaufmann ein Greuel iſt. Daß man aber die Vorteile des Kolonialbeſitzes für die Zukunft und den Einfluß des Reichsſchutzes auf die weitere Entwicklung wenig achtete, liegt abgeſehen von der eben erwähnten Scheu vor allem büreaukratiſchen Weſen in dem herkömmlichen Gedankengang der ältern Generation hanſeatiſcher Kaufleute begründet, die lange vor der Errichtung des Reichs ſchon erfolgreich ihre Geſchäfte im Auslande trieben. Und hier liegt ein zweiter wichtiger Punkt: der Nutzen des bewaffneten Schutzes, den die deutſche Flotte jetzt allen im Auslande lebenden Deutſchen angedeihen läßt, iſt gerade in den Hanſeſtädten nicht ſo lebhaft und dankbar empfunden worden, wie ſich erwarten ließe. Flotte und Kolonialpolitik aber ſtehen ja neuerdings im engſten Zuſammenhang.

Es iſt von wohlmeinenden Enthuſiaſten der Gegenſatz zwiſchen Einſt und Jetzt, zwiſchen der frühern völligen Schutzloſigkeit des Handels und dem heutigen allgemeinen Reſpekt vor Deutſchland ſo oft und ſo glühend geſchildert worden, daß man leicht überſehen konnte, ein wie geringes Echo dieſe Erörterungen in den Hanſeſtädten fanden, ja wie gelegentlich einmal von der hanſeatiſchen Preſſe ein kleiner Waſſerſtrahl gegen dieſe Begeiſterung gerichtet wurde. In

Digitized by Google

Wahrheit erſcheint dem Hamburger oder Bremer Kaufmann die ſchutzloſe, die ſchreckliche Zeit gar nicht in ſo grauſigem Lichte, ja ſie hatte neben manchem Unerquicklichen ihre Vorzüge, an die er vielleicht mit einer gewiſſen Sehnſucht zurückdenkt. Man kann ſeine damalige beſcheidne, aber nicht unangenehme Lage am beſten mit der gegenwärtigen der zahlreichen Schweizer Kaufleute vergleichen, die an allen möglichen Punkten des Erdballs ebenſo munter und erfolgreich ihre Geſchäfte treiben wie ihre engliſchen oder deutſchen Berufsgenoſſen. Die Schweiz hat keine Flotte und kann nie eine haben, und doch hat es den Schweizern niemals an Schutz gefehlt, und gerade die Kleinheit und Harmloſigkeit ihres Landes ſchafft ihnen Freunde. Ähnlich verhält es ſich mit Belgien. Solange Deutſchland ein geographiſcher Begriff war, erfreuten ſich die kleinen, im ganzen wohlgelittnen hanſeatiſchen Republiken gleich günſtiger Umſtände. Seit der Gründung des Reichs iſt es natürlich damit aus — noblesse oblige —, aber in rein materieller Hinſicht iſt der Tauſch gar nicht ſo unendlich vorteilhaft, und man darf es dem Kaufmann, der immer zunächſt mit materiellem Gewinn und Verluſt zu rechnen hat, nicht ganz verdenken, wenn er nicht ſonderlich warm dabei wird. Er ſteht eben der Sache zu nahe. Der Binnenländer dagegen neigt viel mehr zur Kolonial- und Flottenbegeiſterung; er wird ſich vielleicht in tauſend Einzelheiten irren und verrechnen, aber er ſieht klarer das große Ziel des Ganzen, das weit über den Bereich nüchterner Rechenkunſt hinausfällt.

Ein weiterer Umſtand trägt dazu bei, den Hanſeaten gegen die anfangs etwas ſchülerhaften Verſuche der deutſchen Kolonialpolitik mißtrauiſch und kritiſch zu machen; das iſt ſeine Bewunderung für England. Bei dem wilden deutſch-engliſchen Zeitungskampfe nach dem Jameſonſchen Einfalle war es auffällig, wie gerade von der hanſeatiſchen Preſſe Mäßigung und Verſöhnung gepredigt wurde, zuweilen und beſonders in Bremen in einem Maße, das hart an die Grenze deſſen ging, was mit nationalem Selbſtgefühl vereinbar war. Das war nicht einfach ein Ausfluß der Abneigung gegen kriegeriſche Wirren, wie er allen Handelsſtädten natürlich eigen iſt, das beruhte auf einem tiefern freundſchaftlichen Gefühle gegen England, das in früherer Zeit ſo oft den Schutz hanſeatiſcher Intereſſen bereitwillig übernommen hatte. England iſt das Land des Großhandels, der als Herrſcher auftritt und dem Volke und allen ſtaatlichen Einrichtungen ſeinen Stempel aufprägt; nirgends fühlt ſich denn auch der Kaufmann, mag er Brite ſein oder nicht, ſo wohl und ungeſtört wie in den engliſchen Beſitzungen mit ihrem Freihandel, ihrer bürgerlichen Freiheit und ihrem Mangel an militäriſchen und büreaukratiſchen Eingriffen. Wenn man ſich in den unermeßlichen engliſchen Kolonien frei bewegen und ſeine herkömmlichen Handelsbeziehungen pflegen konnte, wozu brauchte man da auf ein paar vernachläſſigten und anſcheinend geringwertigen Küſtenſtrecken Afrikas und Ozeaniens deutſche Grenzpfähle aufzuſtellen und eine

Digitized by Google

Anzahl Leutnants und Aſſeſſoren hinauszuſchicken, die mit ihren ſchneidigen Verordnungen das bischen Handel noch vollends zu zerſtören drohten? Das ſind Anſchauungen, die auch heute noch in den Hanſeſtädten ſehr mächtig ſind.

Es kommt noch dazu, daß dem Kaufmann mit der großen Aufmerkſamkeit, die man ihm in den Kolonialgeſellſchaften zuwendet, gar nicht ſehr gedient iſt. Das iſt eine ganz natürliche Folge des Konkurrenzkampfs. Über Art und Ertrag ſeiner Geſchäfte Rechenſchaft abzulegen, ſeine Handelsbeziehungen aufzudecken, den Betrieb ſeiner Faktoreien zu ſchildern, dazu findet er ſich ſehr ungern bereit, und von ſeinem Standpunkte mit Recht; es iſt ihm manchmal lieber, ſich mit irgend einem Negerpotentaten ſchlecht und recht auseinanderzuſetzen, als ſich von den deutſchen Beamten in den Topf gucken und jeden ein- oder ausgehenden Warenballen ſorgfältig zählen und aufzeichnen zu laſſen. Daher iſt auch bei den Firmen, die in deutſchen Beſitzungen arbeiten, die Begeiſterung für die neue Lage nicht ſo groß und allgemein, wie ſich erwarten ließe; wo ſie an der kolonialpolitiſchen Bewegung in der Heimat teilnehmen, geſchieht es mehr aus wohlverſtandner Klugheit — es iſt immer beſſer, mit der Regierung auf gutem Fuß zu bleiben, die ſchon über allerlei Mittel verfügt, den Kaufleuten das Daſein zu erleichtern oder zu erſchweren.

Das Verhältnis würde herzlicher ſein, wenn ſich das hanſeatiſche Kapital eifriger an dem aufblühenden Plantagenbau beteiligen würde; aber auch in dieſem Falle ſind es zuerſt die induſtriellen Kreiſe des Binnenlandes geweſen, die aus ihrer Zurückhaltung herausgetreten ſind, abgeſehen von einigen wenigen Ausnahmen. Das hanſeatiſche Kapital ſucht eben nach alter Gewohnheit Anlage im Handelsverkehr, wie er nur in kultivierten Gebieten gedeihen kann, und daher auch die Freude über den Erwerb von Kiautſchou. Hier wird ſich eine wirkliche Handelskolonie entwickeln, wie ſie die Hanſeaten wünſchen und brauchen.

Das Verhalten der beiden Hanſeſtädte an der Nordſee iſt gegenüber der Kolonialpolitik nicht ganz dasſelbe geweſen. Hamburg hat unbedingt von Anfang an mehr Verſtändnis für die Sache gezeigt und bethätigt, während ſich Bremen äußerſt zugeknöpft verhielt; es ändert daran nichts, daß der erſte Anſtoß zur Erwerbung von Kolonien von dem Bremer Kaufmann Lüderitz ausging, denn Lüderitz nahm keine hervorragende Stellung ein und iſt bis zuletzt vereinzelt geblieben. Die Urſachen der Verſchiedenheit liegen hauptſächlich darin, daß in Hamburg der Ausfuhrhandel vorwaltet, in Bremen dagegen der Import, und zwar der Import einiger weniger Güter, wie Tabak, Baumwolle, Wolle, Reis, Petroleum uſw. Der Bremer Handel hat alſo ſeine ganz beſtimmten Bahnen, an die er ſich gewöhnt hat, und demnach wenig Intereſſe für neue Produktionsgebiete; die Hamburger Ausfuhr dagegen muß mit der beſtändigen Vermehrung der Abſatzländer rechnen und läßt ſich die Aufſchließung der deutſchen Kolonien nicht ungern gefallen. Die deutſche Regierung fand

Digitized by Google

denn auch faſt ausſchließlich Hamburger Faktoreien in den neuerworbnen Gebieten vor. In Deutſch-Weſtafrika treibt nur eine größere Bremer Firma Handel, und dieſe eine ſteht in enger Beziehung zur norddeutſchen Miſſion, was ihre Freude an der deutſchen Beſitzergreifung ſicher nicht vermehrt hat. Iſt es doch der Leiter dieſer Miſſion, der in der Bremer Preſſe oft in ſehr ſcharfer und einſeitiger Weiſe die Pläne der Regierung, das Schutzgebiet von Togo zu erweitern, bekämpft und verurteilt hat!

So iſt es denn auch gekommen, daß die Wendung zu Gunſten der Kolonialpolitik in Hamburg früher und ſtärker eingetreten iſt als in Bremen, wo die Kolonialfreudigkeit auch jetzt noch etwas Künſtliches hat und mehr dem Beſtreben entſpringt, nach obenhin guten Willen zu zeigen, als herzlicher Teilnahme. Auch der ſchwerfälligere, obgleich zähe und gediegne Charakter des Bremers kommt hier zur Geltung, daneben auch ein gut Stück berechtigten hanſeatiſchen Selbſtgefühls, das ſich nicht gern von andern ins Schlepptau nehmen läßt. Man beginnt wohl einzuſehen, daß die lange ironiſche Zurückhaltung ein Fehler war, daß es hohe Zeit iſt einzulenken, wenn man noch am gedeckten Tiſche Platz finden will, aber ein gewiſſer Trotz hindert noch daran, das offen einzugeſtehen. Übrigens werden die Hanſeſtädte, wenn ſie einmal warm geworden ſind, auch in andrer Weiſe eingreifen, als durch Vereinsmeierei, die in ſolchen Fällen dem kaufmänniſchen Weſen nicht entſpricht.

Was man in den Hanſeſtädten zu ſehr überſehen hat, iſt die unermeßliche ideale Bedeutung des machtvollen Hinausgreifens über den engen Raum der Heimat. Das friedliche Bild des Welthandels mit der offenſtehenden engliſchen Thür kann ſich einmal verhängnisvoll ändern, und wohl dem, der dann ſeinen „Platz an der Sonne“ hat! Die neue, für Deutſchland ungünſtige Zollpolitik Kanadas iſt das erſte Grollen eines aufſteigenden Gewitters, das Einſichtige längſt prophezeit haben. Und auch die geiſtigen Intereſſen Deutſchlands fordern es, daß es nicht in ſeinen engen europäiſchen Grenzen verkümmert und verknöchert. Das ſind Anſchauungen, die in der ältern Generation der Hanſeaten noch wenig Boden finden, für die aber in der Jugend das Verſtändnis zu dämmern beginnt. Die Hanſeſtädte müſſen und werden ſich mit den Kolonien und der Weltpolitik befreunden, dafür bürgt die Geſinnung des heranwachſenden Geſchlechts.

Dann aber wird man in dieſen Städten vielleicht auch einſehen, daß die kalte Zurückhaltung ein ſchweres Unrecht gegen das übrige deutſche Volk und gegen die Regierung geweſen iſt. Es war freilich leicht, kinderleicht, über mißlungne Verwaltungsmaßregeln und fragwürdige Beamtengeſtalten zu ſpotten, der Bitte aber: Helft uns, daß wir es beſſer machen! ein kühles Achſelzucken entgegenzuſetzen. Es genügt da wahrhaftig nicht, in der Frühſtückspauſe vor der Börſe einige zerſchmetternde Bemerkungen fallen zu laſſen, oder durch die Preſſe ein paar weiſe Lehren zu erteilen; hier handelt es ſich um das gute

Digitized by Google

Beispiel, um ehrliche Mitarbeit an einer großen Aufgabe, mag sie auch nicht gleich riesenhafte Gewinne verheißen. Daran aber hat es nur zu sehr gefehlt. Das ist eine Schuld, und — alle Schuld rächt sich auf Erden. Wenn sich jetzt der Hanseat den Kolonien zuwendet und sie nicht nach seinem Sinne eingerichtet findet, so lasse er nicht nur seinen Groll an denen aus, die dort gearbeitet und sich geopfert haben, sondern schlage auch einmal an seine eigne Brust!

Aber die Zeit der Mißverständnisse ist im Schwinden und möge niemals wiederkehren. Küstenbewohner und Binnenländer werden sich in Zukunft nicht mehr bekämpfen, sondern sich, wie es den Söhnen einer gewaltigen Mutter zukommt, gegenseitig fördern und ergänzen, beiden zum Heile und dem Reiche zur Ehre!

Reinhold

Von Carl Jentsch

Der Jurist, dessen Berufung auf einen Lehrstuhl der Nationalökonomie im Sommer 1897 so großes Aufsehen erregt hat, legt uns in einem Bande von 632 und XVI klein gedruckten Seiten groß 8° das Gesamtergebnis seiner bisherigen Studien vor unter dem Titel: Die bewegenden Kräfte der Volkswirtschaft (Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1898). Das Buch enthält außer Volkswirtschaft auch Philosophie, Politik und verschiednes andre, ist also eine Art Encyklopädie. Da nicht viele die Geduld haben werden, sich durchzuarbeiten, könnte man es unberücksichtigt lassen; aber der Verfasser ist Lehrer der akademischen Jugend, und da halte ich es doch für eine Pflicht, auf die eigentümliche Lebensweisheit, die Karl Theodor Reinhold jedenfalls auch seinen Studenten verkündigt, hinzuweisen. Nicht in denunziatorischer Absicht; ich bin ganz ebenso wie Reinhold (S. 443) davon überzeugt, daß es eine „große Verkehrtheit“ ist, „der Lehrfreiheit auf den Universitäten, der Wirksamkeit der Geistlichen und Beamten Schranken anzuweisen und der vielleicht irrenden, aber redlichen Überzeugung den Mund zu verbinden“; sondern weil eben doch der gebildete Teil des Volkes ein Interesse daran hat, es zu erfahren, daß auf der Universität Lehren vorgetragen werden, die gewissen, allgemein als selbstverständlich angenommnen Glaubensmeinungen und Grundsätzen widersprechen. Ich kann hier natürlich nicht das ganze Buch kritisieren, sondern muß mich auf einige Hauptpunkte beschränken.

Digitized by Google

Die Grundlage seiner Lebensansicht hat Reinhold von Schopenhauer bezogen. Der menschliche Wille ist ein Bruchteil des Weltwillens, und dieser Weltwille ist nicht allein dumm, wie Schopenhauer und Hartmann wollen, sondern böse. „Daß der Mensch in seinem Verhalten zu seinen Mitgeschöpfen selbstsüchtig und böse ist von Jugend auf, steht an der Pforte jeder wahren Erkenntnis“ (S. V). „Der Mensch erscheint der wahren Selbsterkenntnis zwar als bewundrungswürdiger Idealist im gebräuchlichen Sinne dieses Wortes, zugleich aber als grausamer Egoist“ (S. 24). So unablösbar haftet das Böse dem Willen an, „daß wir den Willen selbst treffen, wenn wir seinen bösen Dämon töten“ (S. 89). Von einigen besondern Fällen abgesehen, „handelt der Mensch als wirtschaftlicher Egoist mit einer Unbedenklichkeit und Bestimmtheit, die sein Verfahren eben als einen praktischen Prozeß des Vernunftlebens, also als notwendig zeigen. Kein Idealismus im gewöhnlichen Sinne des Wortes, keine Liebe, keine Blutsverwandtschaft, keine Freundschaft und Anstandspflicht — kurz, nichts auf der Welt wird in solchen Fällen, wo die Aneignung und Festhaltung von wirtschaftlichen Gütern als Existenzbedingung in Betracht kommt und der sinnliche Lebensdrang unmittelbar wirkt, den edelsten, »selbstlosesten« Menschen abhalten, als Selbstsüchtling sein eignes Interesse, sein Selbst zu wahren“ (S. 138). Daher sind alle Versuche einer Sozialreform Thorheit. Da die Güter nicht für alle reichen, und da jederzeit jedermann entschlossen ist, das Wohl des Nächsten seinem eignen Wohl zum Opfer zu bringen, so muß die Mehrzahl elend sein. Daran läßt sich schlechterdings nichts ändern; die Welt ist, wie sie ist, und bleibt so. In freien Ländern, wie in England, hat ja das Volk die Gewalt; warum beseitigt es das Elend nicht? Weil es nicht will. „Jeder hat gerade genug mit sich selbst zu thun; das Mitleid mit dem Elend der Mitmenschen allein hat noch niemand dahin gebracht, sein Vermögen mit den Armen zu teilen“ (S. 317). Wenn die über die Unvernunft des sozialen Zustands erstaunte und entrüstete Welt den bösen Willen der Reichen und der Staatslenker dafür verantwortlich mache, so habe sie zwar die Schuldigen richtig bezeichnet, aber nicht vollständig genannt, denn alle Menschen, die Leidenden eingeschlossen, seien gleich böse und in gleichem Grade schuldig. „Stahlhart ist das Herz, unbarmherzig vor der furchtbaren Not und unerbittlich dem heißesten Flehen. Sein Besitz scheint ihm nie groß genug oder gar zu groß. Der Mensch sieht absolut keinen Grund ein, weshalb er etwas aufopfern soll, was er hat, wenn ihm nicht ein Gegenwert geboten wird; ehe er etwas opfert, ein Gut unentgeltlich abgiebt, zerstört er es lieber“ (S. 405 bis 406). Christentum und Kirche, meint er, griffen das Problem an der rechten Stelle an, indem sie den sündigen Willen für den Feind erklärten, der bekämpft werden müsse, aber leider lasse sich der Wille nicht kreuzigen, und überdies — sei es sein gutes Recht, sich den Forderungen des Christentums gegenüber zu behaupten (S. 422).

Digitized by Google

Reinhold kennt den Menschen nicht. Dieser ist kein so bösartiges Tier. Du lieber Gott! Was doch der Mensch für ein armes, gutes Tier ist! ruft Goethe einmal. Leute, die ohne Entgelt schenken und helfen (wenn man nicht etwa schon die damit verbundne Befriedigung eines Herzensdranges als Entgelt bezeichnen will), habe ich in meinem Leben genug kennen gelernt, und wenn sie heute seltner geworden sein sollten, so ließe sich das aus gewissen Umständen leicht erklären. Da es sich hier nicht bloß um eine, sondern um die Kardinalfrage des Daseins handelt, so wird man mir wohl erlauben, meine Ansicht darüber noch einmal kurz auszusprechen.

Es sind bekanntlich die Schrecken erregenden und die dem Menschen Leid zufügenden Naturerscheinungen gewesen, was die Vorstellung von bösen Göttern erzeugt hat. Im Parsismus, den der Manichäismus beerbt hat, ist der Versuch gemacht worden, die guten und die schlimmen Wirkungen in zwei von einander gesonderte Kategorien zu bringen und jede dieser beiden Kategorien auf ein Urwesen zurückzuführen. Die kirchliche Teufelslehre ist zaghaft abgeschwächter Manichäismus. Auf die Weisheit der Inder zurückgehend, hat Schopenhauer einen neuen Versuch der Schematisierung unternommen, indem er den Willen als die Quelle alles Übels, die Vorstellung oder Idee oder den Intellekt als das Mittel der Erlösung vom Übel darstellt. Alle solche Schematisierungsversuche scheitern an der täglichen Erfahrung, daß jedes Ding, es mag heißen Geist oder Fleisch, Wille oder Verstand, Armut oder Reichtum oder sonstwie, je nach Umständen bald Gutes und bald Böses wirkt. Was sittlich gut und was sittlich böse sei, darüber gehn ja die Meinungen sehr weit aus einander, aber darin dürften die meisten übereinstimmen, daß sie Schädigungen des Nächsten aus Selbstsucht böse nennen. Nun bin ich mit den Hellenen überzeugt, daß niemand von Natur die Neigung zu solchem Bösen hat. Den Teufel oder sonst ein böses Wesen für den Urheber der Welt halten, das kann nur ein Fieberkranker. Ist aber die Welt Geschöpf oder Selbstoffenbarung eines guten Gottes, dann ist auch der Weltwille gut, sowohl in seinem Grunde wie in seinen einzelnen Äußerungen, und das Böse kann nur eine Wirkung der Schranken und der Konflikte sein, die der Individuationsprozeß mit sich bringt. Dieser Ansicht ist auch der große Augustinus gewesen, ehe ihn der Kampf gegen Pelagius in die krasse Erbsündlehre hineintrieb. So lange er den Manichäismus bekämpfte, war er überzeugt, daß der Mensch nur das Gute wolle, das sittlich Böse daher nichts sei, als ein durch täuschende Erscheinungen verschuldetes Vergreifen im Objekt. Und der Kirchenvater Basilius, der Große genannt, schreibt (ein befreundeter Theologe hatte mir zufällig gerade, ehe ich Reinhold zur Hand nahm, die Stelle in lateinischer Übersetzung mitgeteilt): „So werden die Menschenseelen durch ihre eigne Natur angetrieben, das Schöne zu begehren. Wahrhaft und im eigentlichen Sinne schön, daher begehrens- und liebenswürdig, ist aber nur das Gute, und das

Digitized by Google

Gute ist Gott; da nun das Gute von allen begehrt wird, so streben alle zu Gott hin.“ *)

Unter den Mächten aber, die den von Natur auf das Gute gerichteten Willen irre führen, steht obenan der religiöse Aberglaube, der den Fanatismus erzeugt. In der Christenheit hat die von Henkerphantasien ausgemalte Hölle eine krankhafte Begier erzeugt, einmal durch Selbstpeinigung der vermeintlichen ewigen Pein zu entgehn, andrerseits den Nächsten durch Peinigung seines sterblichen Leibes der ewigen Qual zu entreißen. Dadurch hat man sich an Grausamkeit gewöhnt, hat die ganze Justiz vergiftet und barbarisch gemacht, und ist endlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert auf die Stufe jener asiatischen Länder hinabgesunken, wohin der Lichtgott Apollo die Furien verweisen will, dahin, wie Äschylus ihn sagen läßt, wo mörderköpfendes, augauswühlendes Gericht wütet, wo Gemetzel, frevle Fehlgeburt, Entmannung, Schändung an der Tagesordnung sind, wo Aufgespießte jammerlaut, Gesteinigte verröchelnd wimmern; auf eine Stufe, die das Griechenvolk in der homerischen Zeit beinah, in der des Perikles vollständig überwunden hatte, wofern es sich überhaupt einmal darauf befunden haben sollte. Polybius erzählt in seinem ersten Buch die in dem Kriege der Karthager gegen ihre aufständischen Mietsoldaten verübten Greuel mit dem bei einem Hellenen selbstverständlichen Abscheu. Guichard aber, ein von Friedrich dem Großen hochgeschätzter Militärschriftsteller, meint in einer seiner Abhandlungen zu dieser Erzählung, die Anführer jener afrikanischen Horden seien nur Stümper in der Grausamkeit gewesen, verglichen mit dem päpstlichen Feldherrn Serbelloni, wie er sich bei der Einnahme von Orange bewiesen habe, und dem Kalvinistenführer Baron des Adrets, der für die Unthaten dieses Mannes Vergeltung geübt habe. Und das ist nur ein Fall unter unzähligen andern, weit bekanntern und weit ärgern Fällen. Nur ein geistiger Kampf, der das Christentum selbst in seinen Grundfesten erschütterte, war imstande, den Greueln ein Ende zu machen, für die das gotteslästerlich gemißbrauchte Evangelium hatte den Vorwand**) abgeben müssen, und die verschüttete Humanität wieder auszugraben. Solchen Verirrungen gegenüber hat die sokratische Lehre recht, daß das Böse aus Irrtümern des Verstandes hervorgehe und durch Belehrung gehoben werden könne. Natürlich gilt das nicht bloß von den großen welt-

*) Sic igitur, duce natura, sua sponte hominum animi ad rerum pulchrarum expetitionem excitantur. Illud autem proprie vereque pulchrum est atque expetendum et amabile, quidquid est bonum; at bonus est Deus; quod autem bonum est, id ab omnibus expetitur: ergo Deum expetunt omnia.

**) Nachdem den Europäern grausames Wüten Bedürfnis geworden war, bedurfte es nicht mehr des Antriebes durch irrige religiöse Vorstellungen; diese gaben fortan nur noch den Vorwand ab für die Unthaten, die man um ihrer selbst willen wollte.

Digitized by Google

geschichtlichen Verirrungen, sondern auch von den unzähligen kleinen Individualirrtümern, wie sie das Alltagsleben mit sich bringt.

Allerdings aber reicht der Sokratismus zur Bekämpfung der Übel nicht hin, weil es außer Unwissenheit und Irrtum noch eine zweite große welthistorische Unheilquelle giebt: die sozialen und wirtschaftlichen Interessenkonflikte. Daß jedes Wesen sich selbst zu erhalten streben muß, versteht sich von selbst; das ist nichts Böses, das ist nur die immerwährende Offenbarung des Schöpferwillens, der durch die allgemeine Verzichtleistung aufs Dasein, wie Schopenhauer und Hartmann sie ihren Mitgeschöpfen gütigst empfehlen, aufgehoben werden würde. Und dieser Wille der Selbsterhaltung und Selbstbehauptung bedeutet keineswegs, wie sich Reinhold einbildet, die Verneinung,*) sondern gerade die Bejahung der andern. Stellen wir uns einmal vor, es wäre möglich, daß ein Mensch allein auf Erden leben könnte, und fragen wir einen beliebigen nicht gar zu Dummen, ob er dieser eine Mensch sein möchte, so wird er ohne Zögern antworten, daß er lieber gar nicht als allein auf der Welt sein wolle; ein jeder bejaht sich selbst nur unter der Bedingung, daß auch andre da seien; und die Stärke und Weite des Bedürfnisses, an der Förderung des Lebens andrer thätig zu sein, giebt eben einen der Maßstäbe für die Moralität des Menschen ab. Selbstbejahung und Bejahung der andern schließen einander gegenseitig so ein, daß sie gar nicht von einander getrennt gedacht werden können, und der theoretische Egoismus ist eben solcher Unsinn wie der theoretische Altruismus. Was Christus als Gebot ausspricht: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, ist nichts andres als der natürliche Zustand und die natürliche Stimmung des Menschen und braucht gar nicht geboten zu werden; jeder thuts, so gut oder so schlecht es die Umstände erlauben. Aber sie erlauben es leider meistens nur in sehr beschränktem Maße; die Einheit von ego und alter wird durch die Interessenkonflikte vielfach gestört und zuweilen ganz aufgelöst und in einen feindseligen Gegensatz verkehrt. Am schärfsten tritt dieser Gegensatz hervor in einer Panik, wo sich auch die edelsten und sanftmütigsten Menschen wie wilde Tiere benehmen. Nun giebt es soziale und wirtschaftliche Zustände, die keine scharfen Interessenkonflikte hervorbringen, ein solcher ist der des reinen Bauernstaats; in ihm kommt es gar nicht vor, daß des einen Gedeihen oder gar des einen Dasein vom Untergange des andern abhinge; dem Bauern schadet es gar nichts, wenn seines Nachbars Weizen und Vieh gedeiht. Dagegen schadet es dem Krämer, dem Schuster sehr viel, wenn seine Kunden zum Nachbar laufen, und seitdem sich alle Produzenten in Warenverkäufer verwandelt haben, trägt der Konkurrenzkampf der Kulturstaaten vielfach das Gepräge einer Panik, wo jeder der Pflicht der

*) „Die Bejahung des Willens im Ich ist eine Verneinung des Lebens aller andern," S. 607. Wer einen solchen Unsinn im Ernste zu behaupten fähig ist, der gehört nicht auf einen Lehrstuhl, sondern in eine Nervenheilanstalt.

Digitized by Google

Selbsterhaltung nur dadurch nachkommen kann, daß er den Nächsten zu Boden trampelt. Da liegt es denn doch nahe zu fragen: Muß denn das so sein? Wenn es nie und nirgends anders gewesen wäre, dann könnte man es für den natürlichen Zustand und für unvermeidlich halten. Aber da es zu Zeiten auch anders gewesen ist und stellenweise heute noch ist, so erscheint die Möglichkeit eines Zustandes nicht ausgeschlossen, wo nicht der Satz von Hobbes gilt: homo homini lupus, sondern der Satz von Spinoza: homo homini deus. Der Konkurrenzkampf ist gut, soweit er die Völker vor Erschlaffung und Erstarrung bewahrt, den Fortschritt der Technik im Fluß erhält und dem Einzelnen Gelegenheit bietet, durch Opfer seine sittliche Natur zu bewähren; dieser Kampf wird ein Übel und verwerflich, sobald er zum Bösen zwingt und das Gute unmöglich macht. Das mag noch an einem besondern Falle verdeutlicht werden. Reinhold malt die Fabrikgreuel, namentlich die englischen, nicht weniger schwarz wie ich und hebt namentlich auch hervor, daß die Kinderausbeutung etwas unsrer Zeit eigentümliches sei.*) Es wäre nun gewiß thöricht, zu glauben, die Menschennatur habe eine Verschlechterung erlitten, und es sei namentlich die natürliche Mutterliebe geschwunden. Die Wendung ist aus dem sehr einfachen Grunde eingetreten, weil in den ältern Wirtschaftssystemen und in denen der Naturvölker die Verwendung der Kinder für den Erwerb weder notwendig noch möglich war und ist, während in der heutigen Wirtschaftsordnung ganz allgemein die Möglichkeit und vielfach auch die Notwendigkeit gegeben ist. Behaupten, daß der Staat und die Gesellschaft das nicht zu ändern vermöchten, das heißt, die materialistische Geschichtsauffassung proklamieren, derzufolge die Technik allein ohne Mitwirkung der Vernunft den jeweiligen Zustand der Gesellschaft bestimmt.

Im vorstehenden hat man zugleich meine Ansicht von Erbsünde und Erlösung. Allgemeine Irrtümer und gesellschaftliche Übelstände erzeugen schlechte Gewohnheiten und böse Neigungen. Wenn religiöser Aberglaube blutige Opfer vorschreibt, so wird dadurch dem ganzen Volke der Blutdurst anerzogen. Die Wollust der Grausamkeit wird geweckt und treibt zu Verbrechen, die mit grausamen Strafen bekämpft werden, und so vollendet die Justiz die „Volkserziehung“ nach dieser Seite hin. Kindermißhandlungen, die anfänglich bloß zur Erzielung von Geldgewinn verübt werden,**) stumpfen die natürliche

*) Den Gedanken, den ich so oft ausgesprochen habe, daß die Kinderausbeutung ein Schandfleck ist, der ausschließlich an unserm industriellen Zeitalter und an unserm Kulturzustande haftet und an keinem andern, wird auch in der Saturday Review sehr häufig variiert.

**) In Breslau giebt es zwei Kinder von neun bis zehn Jahren, die täglich aus der Schule auf den Bahnhof eilen, in einem Wagen vierter Klasse ihre Kleider abwerfen und gymnastische Künste zum besten geben. Das Mädchen fährt nach Oppeln und zurück, der Knabe nach Liegnitz. Wenn sie nicht genug Geld nach Hause bringen, kriegen sie Haue, wie sie sagen. Der Vater mag ein faulenzender Säufer sein. Wenn auf diese Veröffentlichung hin die Polizei dem Unfug ein Ende macht, verschlimmert sie natürlich die Lage der Kinder; diese kriegen desto mehr Haue und werden zu noch ärgerm gemißbraucht.

Digitized by Google

Empfindung ab und verleiten zu andern Mißhandlungen, die nicht durch jenen Zweck veranlaßt und einigermaßen entschuldigt werden; es bildet sich bei rohen Eltern die Gewohnheit aus, an einem wehrlosen Kinde den Unmut über ihre Leiden und Entbehrungen und den Zorn über sein als Last empfundnes Dasein auszulassen, und wenn sich dann vollends die Grausamkeit mit der Wollust verbindet, gebiert sie Ruchlosigkeiten, von denen die heidnischen Griechen nichts gewußt haben. In einem Konkurrenzkampf endlich, der jeden in einen Interessenkonflikt mit jedem verwickelt, entschwindet die Thatsache, daß die Menschen von Natur einer des andern Ergänzung und Helfer und einander unentbehrlich sind, mit der Zeit vollständig den Blicken; die Wahrheit, daß das höchste Glück in der Sorge für andre besteht, wird vergessen, man gewöhnt sich daran, in allen Menschen Feinde zu sehen, und die natürliche Sympathie, wofern sie nicht ganz verloren geht, schrumpft dermaßen ein, daß sie nur die allernächsten Verwandten umfaßt. Alle diese schlechten Gewohnheiten und Neigungen werden nun durch Vererbung und Erziehung fortgepflanzt und durch Summierung verstärkt, und eben darin besteht die Erbsünde.

Die Erlösung aber ist durch Christus gegeben, nicht im theologischen Sinne und nicht als etwas Fertiges, sondern als eine Offenbarung, die das Heilmittel aufweist und dazu treibt, es immer wieder aufs neue anzuwenden. Gott ist als Kind erschienen, und der Mensch gewordne Gott hat in die Mitte seiner Jünger ein Kind gestellt und gesagt: Wenn ihr nicht werdet wie dieses Kind, werdet ihr nicht ins Himmelreich eingehn. Nicht ein getauftes Kind war es, nicht ein Wunderkind, das schon in frühen Jahren die Weltweisheit eingesogen hätte, sondern ein ungetauftes, nach dem theologischen Sprachgebrauch „unerlöstes“ und ein durch keine Philosophie und keinen Drill „vergeistigtes“ Judenbüblein; ein Büblein, nicht besser und nicht schlechter als die übrigen Büblein, die herumstanden, ein Büblein mit einem Worte, wie es Gott der Herr geschaffen hat. Denn eben darauf kommt es an. Was aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen ist, das ist gut. Das Schlechte an der Gottesschöpfung haben Unwissenheit, Irrtümer und gesellschaftliche Verhältnisse, hat die Kultur verschuldet. Nicht daß ich die Kultur verachtete oder die Rückkehr zur Natur im Sinne Rousseaus predigte. Aber jeder Kulturfortschritt erzeugt Irrtümer, Verwicklungen und Übel, die seinen Wohlthaten das Gleichgewicht halten, wenn der Mensch nicht aufpaßt, sie sogar überwiegen und die gesunde Natur, das Göttliche im Menschen, verschütten. Darum bleibt es Aufgabe jedes Zeitalters, jedes Volkes und jedes Einzelnen, dieses Göttliche, das immerfort verschüttet wird, immerfort wieder auszugraben und dafür zu sorgen, daß der Kulturfortschritt die Entfaltung und nicht die Verhunzung der Natur bedeute. Darin also besteht die Erlösung, von der selbstverständlich nicht die Rede sein könnte, wenn der Wille, oder was dasselbe ist, die Natur böse wäre.

Digitized by Google

Reinhold will aber nicht bloß seine Weltanschauung darlegen, sein Buch hat eine polemische Tendenz; diese richtet sich, wie man sich denken kann, gegen die Sozialisten und gegen die Sozialreformer, da diese ja etwas unternehmen, was nach seiner Ansicht aussichtslos und thöricht ist. Von den Sozialisten wollen wir nicht weiter reden; da die Zeit des Glaubens an Utopien vorüber ist, und selbst Bebel vom großen Kladderadatsch und von dem daraus hervorgehenden Zukunftsstaat nichts mehr wissen mag, so hat sich Reinhold mit der Polemik gegen deren Phantasien eine ganz überflüssige Mühe gemacht. Etwas anders steht es mit den Sozialreformern, die Reinhold nach einem schlechten Brauch Kathedersozialisten nennt. Zwar sind diese Herren Manns genug, sich selbst zu wehren, wenn sie es der Mühe für wert halten, und einer von ihnen, Schäffle, hat schon den Kritiker gründlich abgefertigt; aber da auch mancher andre Mann, der gar keinen Lehrstuhl inne hat und in keinem Sinne Sozialist ist, dieser über die bekannten Professoren verhängten Verdammnis verfällt, so liegt es im allgemeinen Interesse, die Methode des gestrengen Richters ein wenig zu beleuchten.

Zunächst ist es durchaus illoyal, daß er diese Männer Sozialisten nennt. Er zeigt selber, daß sie keine sind, daß sie weder das Privateigentum noch die Vermögensungleichheit anfechten; aber weit entfernt davon, daraus den Schluß zu ziehn, daß die Bezeichnung Kathedersozialisten unwahr und ungerecht ist, macht er ihnen vielmehr einen Vorwurf daraus: sie seien inkonsequent; wenn sie richtige Sozialisten sein wollten (was sie eben nicht wollen und niemals gewollt haben), so müßten sie für alle das gleiche Einkommen fordern. Warum sollen sie nun schlechterdings Sozialisten sein? Weil sie in der Kritik des gegenwärtigen Gesellschaftszustandes mit den Sozialisten übereinstimmen. Das ist geradeso, wie wenn einer, der das schlesische 120-Millionenprojekt für Flußregulierung mißbilligt, die Hochwasserschäden leugnen und jedem, der davon spricht, sagen wollte: Wenn du die Hochwasserschäden anerkennst, mußt du auch die Ausführung dieses von mir für verwerflich erklärten Projekts fordern. Übrigens leugnet Reinhold die wirtschaftlichen Übelstände keineswegs; er entwirft, wie schon erwähnt worden ist, die düstersten Schilderungen davon; aber er fordert, daß man sich dadurch nicht rühren und zu Reformen bewegen lasse, sondern das Elend als eine unabänderliche Notwendigkeit hinnehme.

Dann macht er den Professoren — man höre und staune — ihre Unparteilichkeit zum Vorwurf. „Der Sozialismus der Gelehrten ist von seiner räumlichen Stellungnahme aus von vornherein anfechtbar. Sein Standpunkt liegt außerhalb des Kampffeldes und kann in einer gegebnen Welt nicht richtig sein, weil er durch Interesselosigkeit unbefangen ist. In einem notwendigen Kampf um die Weide ist jeder Unbeteiligte inkompetent, wenn er bestimmen will, ob und wie dieser Kampf geführt werden soll.“ Es handle sich nicht um ein Urteil darüber, was Rechtens sei; im wirtschaftlichen Kampfe sei die

Digitized by Google

Daseinsfrage gestellt. Die Männer des gelehrten Sozialismus „stehen abseits vom Strom und schauen von der olympischen Höhe der Betrachtung den mit den Fluten ringenden zu. Sie kennen weder den furchtbaren Ernst dieses Kampfes, noch seine Technik. Die weit überwiegende Mehrheit der sozialistischen Gelehrten ist mit einem auskömmlichen Gehalt angestellt und der Sorge um das tägliche und weitere Brot entrückt. An festen Kalendertagen erhalten sie aus öffentlichen Kassen eine namhafte Geldsumme, die gerade den an innerlichem Leben reichen Angehörigen der Geistesrepublik genügt und einen beruhigenden Wirtschaftsplan für die ganze Lebenszeit ermöglicht. Staat und Gemeinde, das ganze Volk erscheinen als Garanten ihres Lebens. Keine Handels- und Gewerbekrisis, keine Konkurrenz, keine Bankrotte oder böswillige Schuldner, keine Revolutionen in Technik, Ökonomie, Markt und Mode gefährden ihr Einkommen oder gar ihre Existenz, selbst ein Krieg wird sie selten außer Brot setzen, alle die erwähnten Gefahren, die wie Nachtgespenster den kämpfenden Fabrikanten, Kaufmann und Handwerker durchs Leben begleiten, bleiben dem Gelehrten abstrakte Möglichkeiten für andre, die seinen Gedankenkreis nicht stören. So mag er mit Behagen in dem sanften Strome seines materiell anspruchslosen, aber gesicherten Lebens dahinschwimmen. Er hat die Muße, die geistige Anregung und den amtlichen oder vermeintlichen Beruf, sich der Schaffung einer Theorie hinzugeben, deren praktische Durchführung auf seine eigne Rechnung er nie zu besorgen hat." Damit solle natürlich nicht gesagt sein, daß die Aufstellung eines idealen Maßstabs für das richtige Verfahren im wirtschaftlichen Leben unzulässig und prinzipiell zu verwerfen sei. Nur solle der Gesetzgeber eines solchen kategorischen Imperativs anerkennen, daß sein Standpunkt theoretisch ist. Wie weit seine Forderungen durchzusetzen seien, das habe nicht der Moralprediger zu bestimmen, der das Geld aus fremden Taschen an die Armen verteile, sondern der das Opfer zu bringen habe, müsse gefragt werden. Und ungezwungen werde dieser niemals ja sagen. „Das Opfer muß also durch den vereinigten Willen der Ausgebeuteten erzwungen werden. Auf das mögliche Maß aber wirkt der Gegenzwang auf der andern Seite, der verzweifelte Widerstand der Besitzer, Unternehmer und Fabrikanten, die jeden Zoll ihrer Herrschaft verteidigen" (S. 444 bis 446). Entscheidend für das Maß der möglichen Zugeständnisse sei allemal der Zwang der Verhältnisse. „Kein Koalitionsrecht mit der Folge von Lohnsteigerung und Freiheit, keine Erhöhung des standard of life mit und ohne Eingreifen der Staatsgewalt kann die Wirkungen der Konjunktur und die Bewegung des Weltmarkts ändern. Wie dauernd fallende Konjunkturen große Vermögen zerstören können, so werden sie auch das Verderben der vom Lohnfonds Lebenden" (S. 467). „So führt die Untersuchung immer wieder auf den allerdings harten, ja trostlosen Satz zurück, daß der Kampf ums Dasein, der die organische Welt beherrscht, auch vor der eingebildeten Herrlichkeit und der bean-

Digitized by Google

spruchten Unsterblichkeit des Menschen nicht Halt macht. Die Konkurrenz um die beschränkte Weide erneuert sich immer wieder und wird eher heftiger als schwächer. Der Wille übt daher hier nahezu mit der Gewalt eines physischen Naturgesetzes seine ausschließliche Herrschaft, und die Vernunft, die Idee hat gar nicht mitzureden. Sie wird in diesem entfesselten Willenskampf nur als hausbackner, praktischer Verstand zugelassen, also nur als Werkzeug eben des Willens, der bekämpft werden soll" (S. 473 bis 474).

Wenn die Regierung Herrn Bebel beauftragt hätte, den fraglichen Lehrstuhl zu besetzen, die Wahl hätte nicht schöner ausfallen können. Denn was wird denn ein sozialdemokratischer Arbeiter Herrn Reinhold antworten? Bravo! wird er rufen, „das eben ists ja, was wir immer sagen! Ihr Professoren und überhaupt ihr Staatsbeamten, Pfaffen und sonstige Pfründner habt uns gar nicht drein zu reden und uns mit euerm überflüssigen bezahlten Kohl in unserm harten Kampfe ums Dasein zu stören und zu beirren. Und darum schweigen auch Sie gefälligst, verehrter Herr Reinhold! Wie kommen Sie dazu, sich nicht allein in unsre Angelegenheiten einzumischen, sondern noch dazu für die Unternehmer Partei zu nehmen? Empfangen nicht auch Sie an jedem Ersten Ihr hübsches Sümmchen? Sind nicht auch Sie auf Lebenszeit gesichert? Was wissen denn Sie von den Unternehmersorgen, was wissen Sie gar erst vom Arbeiterelend? Das ists ja, was uns so erbittert, wenn ihr Beamten gegen uns Partei nehmt, die ihr genau das habt, was wir erstreben: eine auskömmliche Besoldung und Existenzsicherheit. Sind etwa unsre Dienste weniger wert als die euern? Im Gegenteil! Ohne euer Geschreibsel, mag es gelehrtes oder büreaukratisches sein, könnten Volk und Vaterland ganz gut vier Jahre lang fortbestehn, ohne unsre Arbeit nicht vier Wochen. Also lassen Sie uns gefälligst ungeschoren mit Ihrer Weisheit! Was wir bei unserm Kampfe erreichen, das hängt, wie Sie ganz richtig sagen, nicht vom Moralprediger ab und auch nicht vom Prediger der Immoral, wie Sie einer sind, sondern allein vom Zwange der Verhältnisse. Wir wollen mehr haben, die Unternehmer wollen festhalten, was sie haben. Lediglich darauf kommt es an, wer von uns beiden auf die Dauer der Stärkere sein wird. Und wenn wir unsre Stärke unverständig mißbrauchen und mit den Unternehmern uns selbst zu Grunde richten, was geht das Sie an? Einen — geht Sie das an! Wir tragen nicht Ihre, sondern unsre Haut zu Markte. Lehren Sie ja doch selbst, daß die Vernunft in dem Kampf ums Dasein, der nun einmal Alleinherrscher sei in der Gesellschaft, nichts zu sagen habe. Und da nach Ihrer Ansicht das Elend unausrottbar ist, so kann es Ihnen doch wahrhaftig gleichgiltig sein, ob wir auf diese oder auf jene Weise elend sind. Und wenn wir außer uns selbst auch noch die Unternehmer elend machen und uns damit den elenden Trost verschaffen, daß keiner mehr lebt, den wir zu beneiden hätten, was berechtigt Sie, dagegen Einspruch zu er-

Digitized by Google

heben? Einem Pessimisten kann es ja nur recht sein, wenn nichts mehr auf Erden vorhanden ist, was seinen philosophischen Glauben zu widerlegen scheint. Oder sollen wir etwa gar die zu Grunde gerichteten Unternehmer bemitleiden? Fällt uns nicht ein! Das eine Stück Menschenfleisch ist auch nach Ihrer Philosophie und gerade nach der Ihren nicht mehr wert als das andre! Alle sind wir ja nur nichtige Blasen, die der dumme, böse Urwille zwecklos aufwirft und zwecklos zerplatzen läßt. Übrigens lassen Sie sich sagen, daß Sie von der Wissenschaft, die Sie angeblich zu lehren berufen sind, noch nicht einmal die allerersten Anfangsgründe gelernt haben. Die Teilung des Einkommens zwischen Unternehmern und Arbeitern ist keineswegs der hauptsächlichste von den Gegenständen, die die Nationalökonomik zu behandeln hat, und noch weniger der einzige, wie Sie zu glauben scheinen. Das Hauptverdienst der Nationalökonomie unsrer Zeit ist, klar gemacht zu haben, daß es Zeiten gegeben hat, wo die Gütererzeugung und Verteilung ohne Konkurrenzkampf vor sich gegangen ist, woraus ganz von selbst folgt, daß auch in Zukunft wieder eine Wirtschaftsordnung möglich ist, wo das wirtschaftliche Schicksal des Einzelnen nicht von Konjunkturen und von einem Lohnfonds abhängt. Ein glänzendes Zeugnis für Ihre Unwissenheit ist u. a. der Satz auf Seite 506, mit dem Sie eine Ihrer Tiraden beginnen: »Wie der schlechteste Boden keine Rente abwirft usw.« Sie wissen also nicht, daß Ricardos Grundrententheorie längst widerlegt ist. Vielleicht haben Sie dieser Tage in den Zeitungen gelesen, wie der eben verstorbne Schulz-Lupitz ganz schlechtem Boden hohen Ertrag abgewonnen hat. Kaum noch aus Unwissenheit ist es zu erklären, wenn Sie den Nationalökonomen, der Änderungsvorschläge macht, als Moralprediger verspotten. Gerade der eine unter den Gelehrten der bürgerlichen Klasse, den Sie zu kritisieren sich wohl gehütet haben, der zwar keine Kathedra eingenommen hat, der aber dafür wirklicher und entschiedner Sozialist gewesen ist, Rodbertus, hat die Moralpredigt auf das entschiedenste aus der Nationalökonomie verbannt. Die Vernunft freilich nicht, wie Sie es thun; von dieser hat er allerdings gefordert, daß sie, wie in allen übrigen menschlichen Dingen, so auch im Wirtschaftsleben herrschen solle. Und noch eins, Verehrtester! Wie kommen denn Sie dazu, sich so oft über den demagogischen Ton zu beschweren, den manche bürgerlichen Ökonomen anschlügen? Niemand hat jemals entschiedner und unbedingter als Sie das Wirtschaftsleben als einen reinen Machtkampf dargestellt, in einem solchen aber ist jedes Mittel nicht allein erlaubt, sondern geboten, wie ja auch im Kriege alles, was den Zweck des Kriegführenden fördert, für erlaubt und nur unnützes Wüsten und Morden für unerlaubt gilt. In einem politischen Kampfe aber — und eines solchen Gestalt nimmt jeder wirtschaftliche und soziale Kampf mit Notwendigkeit an — kann der Endzweck ohne Demagogie schlechterdings nicht erreicht werden; denn da jeder politische Kampf ein Massenkampf ist, die Massen aber nicht, wie ein Kriegsheer, nach

Digitized by Google

dem Staatsgesetze von der Obrigkeit zusammengebracht und zusammengehalten werden, so ist ihre Organisation anders als durch die Verwendung zugkräftiger Schlagwörter und durch die Erregung von Leidenschaften nicht möglich. In der That hat es denn auch noch nie eine erfolgreiche politische Partei gegeben, der nicht von den Gegnern Demagogie vorgeworfen worden wäre. Mit Recht, sofern sie in der That demagogisch verfährt; mit Unrecht, sofern es eben ein Vorwurf sein soll; auf Demagogie verzichten, heißt auf die Teilnahme am öffentlichen Leben verzichten und sich auf den Standpunkt des theoretischen Beobachters zurückziehn, der, wenn er über politische Dinge schreibt und spricht, nur der Wissenschaft wegen oder zum Zeitvertreib und nicht zu einem praktischen Zwecke schreibt und spricht. Ausdrücke wie »empörend« und »gehässig«, die Sie Seite 474 bis 475 von einigen Wendungen Fr. Albert Langes gebrauchen, haben in dem Munde eines grundsätzlichen »Struggleforlifeurs« gar keinen Sinn und sind noch dazu im vorliegenden Falle illoyal, denn im Grunde genommen sagt Lange mit seinen Ihnen so mißfälligen Ausführungen nichts andres, als was Sie selbst 393 ff. und sonst öfter sagen, daß in England der Sozialismus ungefährlich sei, weil sich dort die Arbeiter unbeschränkter Rede- und Organisationsfreiheit erfreuen, daß er dagegen in Deutschland revolutionär sei und gefährlich werden könne, weil diese Freiheit fehle."

So ungefähr würde in dem unwahrscheinlichen Falle, daß ein „Genosse" Reinholds Buch läse, dieser Genosse sprechen. Dem habe ich nur noch weniges beizufügen. Reinhold wirft den „Kathedersozialisten," namentlich aber Adolf Wagner vor, daß sie Illusionen genährt und unerfüllbare Hoffnungen erregt hätten. Bei wem denn? Bei den Arbeitern nicht; denn denen werden von ihren Führern die „bürgerlichen" Ökonomen als unfähige Schwachköpfe, Faselhänse und Wirrköpfe dargestellt. Wenn sie aber bei Beamten, bei Geistlichen, bei wohlwollenden Unternehmern die Hoffnung erregt haben, daß sich zur Besserung der Lage der Lohnarbeiter, zur Ausgleichung der Gegensätze und zur Herbeiführung einer gesündern Einkommenverteilung etwas thun lasse, so verdienen sie hohes Lob. Hegt man eine übertriebne Vorstellung von dem Erreichbaren, schadet das gar nichts. Reinhold weiß nicht, was er thut, wenn er über die Geringfügigkeit des bisher, z. B. in der Bekämpfung der Wohnungsnot, wirklich Erreichten spottet. Daß Illusionen notwendig sind, übertriebne Erwartungen auf großartige Erfolge, wie sie der sanguinische Optimismus erzeugt, wenn überhaupt etwas geschehen und auch nur ein weniges erreicht werden soll, das wird denn doch schon seit langem von allen Lebenserfahrnen anerkannt. Wohl treibt still auf gerettetem Kahn in den Hafen der Greis, aber hätte er als Jüngling nicht tausend Hoffnungsmasten aufzustecken gehabt, so würde er überhaupt nicht hinausgefahren sein. Daß die Beschränkung auf das Erreichbare den Erfolg sichere, gilt nur vom einzelnen Falle in der praktischen Politik: von einem Gesetzentwurf, einem

Digitized by Google

Eroberungskriege, nicht aber von allgemeinen Kulturbestrebungen; hier schon darum nicht, weil niemand im voraus wissen kann, was in Zukunft möglich sein wird. Der fatalistische Satz: Die Welt ist, wie sie ist, und kann nicht geändert werden, mag er auf Allah oder auf den Pessimismus gestützt werden, führt in türkische Wirtschaft hinein; wenn wir unsern Zustand mit dem türkischen vergleichen, so erkennen wir, daß die vielen kleinen Verbesserungen zusammen genommen doch eine große Wirkung darstellen. Einen Wegebaumeister hörte ich einmal entrüstet rufen: „Diese Menschen, er meinte einige Kollegen, haben kein Herz für die Straße!“ Das klang mir sehr lächerlich, später aber sagte ich mir, daß es gut um Staat und Gesellschaft stehen würde, wenn alle, vom Könige bis zum Maschinenputzer und zum Kloakenreiniger, ihr Amt so ernst nähmen und für das allerwichtigste hielten. Ein Amt aber, zu dem es gehört, die ersprießlichsten Formen für das Verhältnis zwischen Unternehmern und Arbeitern, für die Regelung des Geld- und Kreditverkehrs, für die Bebauung städtischer Grundstücke, für die Verteilung des ländlichen Grundbesitzes usw. ausfindig zu machen, scheint mir denn doch noch wichtiger zu sein als das eines Wegebaumeisters. Wenn die Professoren ihre Amtsthätigkeit nicht hoch anschlagen, meinetwegen überschätzen, werden sie nichts ordentliches leisten, und wenn sie nichts leisten, wird der Regierung im entscheidenden Augenblick die Grundlage für ihre Entschließungen fehlen. Hätte vielleicht die preußische Regierung nach 1806 auf das Ergebnis des Machtkampfes warten, d. h. darauf warten sollen, daß die Bauern und Bürger die Edelleute totschlagen würden wie in Frankreich? Und hätte sie Reformgesetze ausarbeiten lassen können, wenn es keine Theoretiker gegeben hätte, die die Agrarverhältnisse studiert hatten?

(Schluß folgt)

Zur Reform des Personentarifs der preußischen Eisenbahnen

(Schluß)

Will jemand, um ein beliebiges Beispiel herauszugreifen, von Geldern nach Berlin fahren und dort einige Wochen bleiben, so darf er nicht glauben, er könne eine halbe Stunde vor Abgang seines Zuges an der Fahrkartenausgabe des Bahnhofs Geldern ein Fahrscheinheft nach Berlin über Krefeld, Duisburg, Hannover fordern. So einfach ist die Sache nicht. Es muß ein schriftlicher

Digitized by Google

Antrag, am besten nach vorgeschriebnem Formular, an die nächste Ausgabestelle für Fahrscheinhefte gestellt werden. Diese ist nicht in Geldern, sondern in Krefeld. Das ausgefüllte Formular muß enthalten: die Fahrscheinstrecken des amtlichen Verzeichnisses, die auf der Reise befahren werden sollen, ihre Ordnungsnummer in dem amtlichen Verzeichnisse, ferner die sogenannte Reihenzahl, die Kilometerzahl und das Fahrgeld, alles nach dem amtlichen Verzeichnisse, das man sich zu diesem Zwecke für 60 Pfennige — mit der unentbehrlichen Übersichtskarte für 75 Pfennige — kaufen muß. Die Verwaltung gestattet zwar auch ein weniger förmliches Verfahren. Man kann das Fahrscheinheft auch brieflich ohne Formular bestellen, aber in dem Briefe muß der Reiseweg genau angegeben werden, und wer in dieser Beziehung sicher gehn will, der thut in seinem eignen Interesse gut, das Formular zu benutzen und in allen Punkten genau auszufüllen. Dabei kann er merkwürdige Entdeckungen machen. In unserm Falle z. B. die, daß der Name Geldern in dem Fahrscheinverzeichnisse gar nicht vorkommt. Eine von Geldern ausgehende Fahrscheinstrecke giebt es nicht. Der Reisende muß von Krefeld ausgehn und hat folgende Strecken zu verzeichnen: Krefeld-Duisburg, Duisburg-Hamm, Hamm-Hannover, Hannover-Berlin, Berlin-Hannover, Hannover-Hamm, Hamm-Duisburg, Duisburg-Krefeld. Von Geldern nach Krefeld und von Krefeld nach Geldern muß er auf einfache Karte fahren. Die Zahl der zusammenzustellenden Fahrscheine ist in diesem Falle noch verhältnismäßig klein, weil zwischen Hannover und Berlin ein Fahrschein genügt.

Vergegenwärtigen wir uns nun, was man zu thun hat, um ein zusammenstellbares Fahrscheinheft für eine Reise von Geldern nach Berlin zu erhalten. Mindestens acht Tage vor dem Antritt der Reise besorgt man sich das amtliche Verzeichnis der Fahrscheinstrecken mit der Übersichtskarte für 75 Pfennige. Man muß so zeitig daran gehn, weil die Station Geldern möglicherweise das Verzeichnis nicht vorrätig hat, sondern erst kommen lassen muß. Ist man im Besitze des Verzeichnisses, so sucht man die oben angegebnen Fahrscheinstrecken auf, trägt sie nebst Ordnungsnummer, Reihenzahl, Kilometerzahl und Fahrpreis in das Formular ein, summiert am Schlusse die Zahlen und sendet oder trägt das auch sonst säuberlich ausgefüllte Formular an die Fahrkartenausgabe in Geldern. Diese kann zwar das Fahrscheinheft nicht zusammenstellen, sondern muß den Antrag nach Krefeld weiter geben; aber die Ordnung will es so. Da aber der Ausgabenstelle in Krefeld mindestens sechs Stunden Zeit gelassen werden muß — sie wird ja das Heft in der Regel schneller zusammenstellen, ist aber dazu nicht verpflichtet und bei großem Andrange vielleicht nicht imstande —, so thut der Reiselustige gut, wenn er seine Reise am 10. Juli in aller Frühe antreten will, den Antrag schon am 7. Juli der Fahrkartenausgabe Geldern einzureichen, denn nur dann kann er sicher sein, daß der Antrag am 8. Juli nach Krefeld gelangt, und daß das bestellte Fahrscheinheft

Digitized by Google

am 9. Juli in Geldern wieder eintrifft. Nachdem er es an diesem Tage in Empfang genommen hat, versäume der Besteller ja nicht, seinen Namen eigenhändig mit Tinte darauf zu schreiben, sonst werden ihm am folgenden Tage beim Betreten der Bahnsperre noch zeitraubende Weiterungen verursacht. Die eigenhändige Namensunterschrift soll der Eisenbahnverwaltung eine Sicherheit dafür bieten, daß das Heft nicht an eine andre Person weiter gegeben wird. Wie Kinder über vier Jahr, die doch schon eigne Fahrscheinhefte brauchen, eigenhändig ihren Namen darauf schreiben sollen, falls sie noch nicht schreiben gelernt haben, darüber sagen die Bestimmungen nichts.

Und alle diese Umstände muß der Reisende sich gefallen lassen, weil die zusammenstellbaren Fahrscheinhefte den Reiseverkehr erleichtern sollen. Wie schon erwähnt, ist die Sache im vorliegenden Falle noch ziemlich einfach, weil es sich um eine Reise nach Berlin handelt. Reisen nach Berlin werden in den geltenden Bestimmungen ganz besonders begünstigt. Wehe aber dem Reiselustigen, der in einer längern Reise eine Anzahl von Orten besuchen will, die nicht an der großen Heerstraße des gewöhnlichen Vergnügungsreiseverkehrs liegen. Der braucht ganze Tage, um seinen Plan zusammenzubringen, und wird viel Anlaß zum Ärger darüber haben, daß manche dieser Orte in keiner der in dem amtlichen Verzeichnis aufgeführten Fahrscheinstrecken vorkommen. Er wird deshalb häufig entweder Strecken in sein Fahrscheinheft hereinziehen müssen, die er gar nicht zu befahren beabsichtigt, oder einzelne Strecken, die nicht hereingezogen werden können, aber doch befahren werden sollen, mit dem vollen Preise bezahlen müssen. Und wenn schließlich die aufgenommnen Strecken zusammen nicht ganz 600 Kilometer ausmachen, sondern nur 500 oder 550, dann steht er vor der Frage, ob er, um die 600 Kilometer voll zu machen, noch weitere Strecken aufnehmen, oder auf die Preisermäßigung verzichten und einfache Fahrkarten lösen soll, und ob im letzten Falle soviel an Gepäckfracht gespart, wie an Fahrgeld zugesetzt wird. Eine umständliche und mühsame Überlegung und Berechnung ist in jedem Falle notwendig, und dazu kommt das verdrießliche Nichtbegreifenkönnen, warum man gerade 600 Kilometer fahren muß, um ein zusammenstellbares Fahrscheinheft zu erhalten.

Da es auf ein solches kein Freigepäck giebt, so sucht man seinen Bedarf an Wäsche, Kleidungstücken und sonstigem Reisegut als Handgepäck zu verpacken und hat dann seine liebe Not mit dessen Unterbringung, muß den Ärger der Mitreisenden über die vielen Gepäckstücke ertragen und bei jedem Zugwechsel im Schweiße seines Angesichts das Gepäck von einem Zuge zum andern schleppen, oft durch Unterführungen treppab treppauf, oft von einem Ende des langgestreckten Bahnhofs zum andern, jeden Augenblick mit andern gepäcktragenden Leidensgefährten karambolierend, oder man muß jedesmal die Dienste eines Gepäckträgers in Anspruch nehmen und bezahlen, wenn man eines solchen habhaft wird, was oft genug nicht gelingt. Will der Reisende von einer

Digitized by Google

Station aus einen Abstecher zu Fuß unternehmen oder einen Freund besuchen und zu diesem Zwecke einen Zug überspringen, so muß er die Handgepäckstücke in Verwahrung geben, was wieder kleine Beträge kostet, die im Laufe der Reise zu ganz erklecklichen Summen anwachsen, während er aufgegebnes Freigepäck ruhig bis an die Station voraus gehen lassen könnte, wo er Aufenthalt nehmen will. Auch auf diese Ausgaben muß bei der Prüfung der Frage, ob Fahrscheinheft oder nicht, Rücksicht genommen werden.

Besser daran ist mit der Gepäckbeförderung, wer auf ein „Rundreiseheft für bestimmte feste Rundreisen" reist; dem kommt die gewöhnliche Gepäckfreiheit zu gute. Warum nicht auch dem Inhaber eines zusammenstellbaren Fahrscheinheftes? Auch hinsichtlich der Lösung sind die Rundreisehefte etwas bequemer, denn sie liegen bei gewissen Stationen zum Verkauf aus; aber ihr Fehler ist, daß sie den Reiseweg von vornherein vorschreiben und deshalb nur in gewisser Einschränkung benutzt werden können, nämlich nur von denen, denen gerade mit einer der feststehenden Rundreisen gedient ist. Mit den zusammenstellbaren Fahrscheinheften haben sie den Mangel gemein, daß eine Änderung des Reiseplans nicht erlaubt ist. Man trifft unterwegs irgendwo gute Bekannte, die nahezu dieselbe Reise machen, nur in andrer Reihenfolge der einzelnen Fahrscheinstrecken; man möchte, um ihre Gesellschaft zu genießen, seinen Reiseplan ein wenig ändern, einen Ort vor dem andern aufsuchen — Freunde oder Verwandte, bei denen man sich einige Tage aufhalten will, schreiben einem, daß sie in der angegebnen Zeit selber verreist sind oder andern Besuch haben, und bitten, man möchte vierzehn Tage später kommen: es geht nicht, dein Reiseweg ist dir vorgeschrieben, und jede Abweichung macht wenigstens einen deiner Fahrscheine ungiltig.

Am günstigsten ist noch die Benutzung der sogenannten Sommerkarten nach Badeorten, die die Bedeutung von Rückfahrkarten mit mehrwöchiger Giltigkeit haben und meistens zur Mitnahme von Freigepäck berechtigen. Auch verdient Anerkennung, daß zu den Ausgangsstationen sowohl der festen Rundreisehefte als auch der Sommerkarten sogenannte Anschlußrückfahrkarten mit gleicher Giltigkeitsdauer ausgegeben werden. Aber man sieht nicht ein, warum man die Sommerkarten nicht von jeder Station aus erhalten kann, was für den Reisenden unter allen Umständen bequemer wäre. Auch die zeitliche Beschränkung der Giltigkeitsdauer der Sommerkarten wie der Rundreise- und der andern Fahrscheinhefte ist oft eine Quelle von Verdruß. Wie oft mögen solche Fahrtausweise verfallen, weil unbesiegbare Hindernisse, z. B. schwere Erkrankung, den Inhaber zwingen, den Reiseaufenthalt über den Verfalltag hinaus auszudehnen? Nun ist es mir wohl bekannt, daß die Eisenbahnverwaltung für nicht benutzte Rückfahrkarten ausnahmsweise aus Billigkeitsgründen den Schaden vergütet. Ob auch für andre Karten und Hefte, weiß ich nicht. Kann sie es auf Antrag ohne Schaden thun, warum dann überhaupt

Digitized by Google

die zeitliche Beschränkung der Giltigkeit? — Der Vollständigkeit wegen sei übrigens noch erwähnt, daß es für gewisse Reisegebiete, z. B. den Harz, auch Sommerkarten mit kürzerer Giltigkeit giebt, teils mit, teils ohne Freigepäckgewährung. Und wenn man in dem großen Kursbuche aus dem Verzeichnis der Rundreisehefte und Sommerkarten eine passende Reisekombination heraussuchen will, so hat man mit der Wahl eine unsägliche Qual, und man fragt sich immer wieder: Warum denn alle diese Umstände? Wenn man von der Regel der Normalfahrpreise so viele Ausnahmen macht, warum ändert man da nicht lieber gleich die ganze Regel?

Ja, warum? Immer wieder drängt sich diese Frage auf. Warum giebt es Fahrpreisermäßigungen nur bei Rückfahrten und Rundreisen? Warum haben die Rückfahrkarten eine beschränkte Giltigkeitsdauer? Warum ist die Giltigkeitsdauer verschieden? Warum giebt es bei zusammengestellten Fahrscheinheften kein Freigepäck? Warum kann nicht jede beliebige Eisenbahnstrecke als Teilstrecke in ein solches Heft aufgenommen werden? Warum dürfen die Fahrscheine in zusammengestellten und in festen Rundreisehesten nur in der gegebnen Reihenfolge vor- oder rückwärts abgefahren werden? Warum giebt es Sommerkarten mit verschiedner Giltigkeitsdauer, mit und ohne Freigepäck? Warum werden Sommerkarten nur von bestimmten Stationen, nicht von jeder Station aus ausgegeben? Warum sind Unterbrechungen der Fahrt bei Benutzung von Fahrscheinheften jeder Art auf jeder Station, bei andern Fahrtausweisen nur je einmal auf der Hin- und auf der Rückreise zulässig? Warum? Warum? Warum? Ja, wer darauf zu antworten wüßte! Ich meine, weil bei der allmählichen Entwicklung der Bestimmungen über die Personenbeförderung der weite Gesichtskreis gefehlt hat. Ein Eisenbahnsachverständiger würde vielleicht betriebstechnische Gründe anführen, und sie mögen für viele der angefochtnen Bestimmungen maßgebend sein; für alle sind sie es gewiß nicht, und für das Prinzip, das all den zahlreichen Ausnahmebestimmungen zu Grunde liegt, wenn ein Prinzip überhaupt vorhanden ist, am allerwenigsten. Ich sage, wenn ein solches überhaupt vorhanden ist, denn ich vermag in der That trotz jahrelangen Nachdenkens kein Prinzip zu erkennen, wenigstens keins, das auf einem vernünftigen Grunde ruhte.

Es scheint ja allerdings, daß Fahrpreisermäßigungen grundsätzlich gewährt werden, wenn der Reisende innerhalb einer gewissen Frist an den Ausgangsort der Reise zurückkehrt. Aber warum das? Giebt es dafür einen betriebstechnischen Grund? Der Umstand, daß die Rückfahrkarte den Beamten der Kartenausgabe nur einmal in Anspruch nimmt, während sonst mindestens zwei, vielleicht auch mehr Fahrkarten gekauft werden müßten, kann doch unmöglich so schwer wiegen, daß man daraufhin 25 Prozent Rabatt gewährt. Und macht die Zusammenstellung der Fahrscheinhefte, das Herstellen und Bereithalten der verschiednen Rückfahrkarten, der Sommerkarten, die Kontrolle

Digitized by Google

der Giltigkeit der Karten durch die Schaffner, überhaupt das durch diese Abweichungen von der Regel verursachte Vielerlei den Beamten nicht mindestens soviel Mehrarbeit, als durch die nur einmalige Kartenausgabe etwa erspart wird?

Und warum erschwert sich die Verwaltung die Arbeit durch die Beschränkung der Giltigkeitsdauer und durch die Festsetzung einer verschiednen Giltigkeitsdauer der einzelnen Fahrtausweise? Man macht vielleicht geltend, bei Rückfahrkarten werden die Transportmittel sicherer ausgenutzt, als wenn die Reise nur in einer Richtung geschieht. Ja wenn für die Rückreise ein bestimmter Zug, ein bestimmter Wagen vorgeschrieben wäre! Ich kann es mir wohl erklären, wenn ein Fuhrwerkvermieter, mit dem ich über eine Fahrt von A nach B verhandle, mir sagt: Die Fahrt kostet zehn Mark, wenn Sie aber mit dem Fuhrwerk zurückkommen, berechne ich für den Rückweg nur fünf Mark, für Hin- und Rückfahrt zusammen also fünfzehn Mark. Der Fuhrwerkbesitzer kann nicht darauf rechnen, in B für die Rückfahrt seines Wagens einen andern Fahrgast zu bekommen. Anstatt den Wagen leer zurückgehn zu lassen, bewilligt er mir für die Rückfahrt einen Preisnachlaß. Dieser Gedanke mag ursprünglich auch bei der Ausgabe billiger Rückfahrkarten für Eisenbahnfahrten maßgebend gewesen sein und eine Berechtigung gehabt haben, als noch verschiedne Eisenbahngesellschaften einander Konkurrenz machten. Aber heute liegt die Sache doch ganz anders, die Konkurrenz hat aufgehört. Es kann der Eisenbahnverwaltung gleichgiltig sein, auf welcher Strecke die Rückfahrt erfolgt, sie erlaubt auch überall, wo zwei oder mehr Strecken nebeneinander herlaufen, die Rückfahrt nach Wahl, ja bei den sogenannten Rundreisen ist anfänglich sogar die Benutzung eines andern Weges für die Rückfahrt ausdrücklich verlangt worden. Die Fahrpreisermäßigung kann auch nicht den Zweck haben, zu verhüten, daß die Rückreise mit einem andern Verkehrsmittel (Wagen, Schiff) oder zu Fuß bewirkt werde. Wird doch vielfach, wenigstens bei Rundreisen die Benutzung von Dampfschiffahrtstrecken ausdrücklich erlaubt, und daß jemand den Rückweg zu Fuß oder mit Fuhrwerk macht, kann doch nur bei ganz kurzen Entfernungen vorkommen, die für die Eisenbahn finanziell wenig ins Gewicht fallen.

Auch die Erwägung, wer denselben Weg zweimal mache, hin und zurück, dem gebühre eine Preisermäßigung, weil er der Eisenbahn mehr zu verdienen gebe, als wenn er den Weg nur in einer Richtung mache, kann als ein Grund für die Fahrpreisermäßigungen bei Rückfahrkarten nicht anerkannt werden. Denn damit würde es sich schlechterdings nicht vertragen, daß man in einer Richtung noch so weit fahren kann, ohne eine Ermäßigung zu erhalten. Wer 1000 Kilometer fährt, giebt der Eisenbahn mehr zu verdienen, als wer nur 10 Kilometer zurücklegt; er erhält aber keinen Pfennig Nachlaß, sofern er den Weg nur in einer Richtung macht, wogegen jemand, der eine Strecke von

Digitized by Google

5 Kilometern hin und zurück fährt, nur drei Viertel des normalen Fahrpreises zu zahlen braucht. Wo bleibt da die Konsequenz und die Gerechtigkeit? Also auch hier kein zureichender Grund.

Eine Möglichkeit ist noch vorhanden, aber nicht denkbar. Sollte die Eisenbahnverwaltung grundsätzlich von denen höhere Preise nehmen, die nicht aus freien Stücken, sondern nur unter einem gewissen Zwange reisen? Wer seinen Wohnort auf Tage oder wenige Wochen verläßt, mit der Absicht wieder zurückzukehren, der — so könnte man annehmen — hat es in der Hand, ob er reisen will oder nicht. Er reist nur, wenn er die Mittel dazu hat, und nur so lange und so weit als seine Mittel reichen. Wer aber seinen Wohnort verläßt, um gar nicht oder erst nach langer Zeit zurückzukehren, der thut es nicht zum Vergnügen, nicht um Erholung zu suchen, sondern einem gewissen Zwange gehorchend, er ist in einer Notlage, die ihm keine Wahl läßt, er darf nicht fragen, was es kostet, sondern er muß bezahlen, was man fordert. Aber es ist nicht denkbar, daß sich die Eisenbahnverwaltung von dem Grundsatze leiten ließe: Wir ermäßigen die Preise denen, die das Reisen nicht nötig haben, damit sie uns kommen, wir fordern aber volle Preise von denen, die unter allen Umständen reisen müssen, die uns also kommen müssen, sie mögen wollen oder nicht. Dies wäre eine Ausbeutung der Notlage zur Gewinnung eines Vermögensvorteils für den Eisenbahnfiskus, ein Grundsatz, der einer Behörde, wie die staatliche Eisenbahnverwaltung, so unwürdig wäre, daß man im Ernste nicht daran denken kann, in ihm das Prinzip der Fahrpreisermäßigungen zu suchen, ganz abgesehen davon, daß das bestehende System die konsequente Anwendung dieses Grundsatzes vermissen lassen würde. Denn von den Reisenden, die in der Ausübung ihres Berufs oder Gewerbes reisen, die also der Eisenbahnverwaltung gegenüber ebenfalls in der Notlage sind, daß sie sich allen Bedingungen fügen müssen, benutzen wohl die meisten die Fahrpreisermäßigungen, die mit Rückfahrkarten oder Fahrscheinheften verbunden sind.

Wir sehen also, das einzige konsequent durchgeführte Prinzip für Fahrpreisermäßigungen ist: sie werden gewährt, wenn der Reisende innerhalb einer bestimmten Frist an den Ausgangspunkt der Reise zurückkehrt. Aber ein vernünftiger Grund hierfür ist nicht zu entdecken, und in der Ausführung giebt es eine Menge von Verschiedenheiten hinsichtlich der Giltigkeitsdauer der Fahrtausweise, der Vergünstigung des Freigepäcks u. a., für die wieder ein rechter Grund nicht einzusehen ist. Die Sache hat, weil man sich immer vor neuen Auffassungen gescheut hat und immer in den alten Geleisen geblieben ist, nur von Zeit zu Zeit hier und da etwas anflickend, eine Entwicklung genommen, daß das, was jetzt als Personentarif gilt, als Ausfluß reiner Willkür erscheint, und daß die Einzelheiten die ihnen ursprünglich vielleicht zukommende Berechtigung verloren haben. Ist dies aber der Fall, so muß das ungerechte Prinzip bei einer Reform der Tarife verschwinden und ein andres an seine Stelle

Digitized by Google

treten, das einzige, dem man unter allen Umständen eine Berechtigung zugestehen kann, und das ist: Leistung und Gegenleistung müssen im richtigen Verhältnis zu einander stehn.

Mit diesem Grundsatz läßt sich wohl ohne Verletzung der Gleichheit des Einzelnen vor dem Eisenbahnfiskus eine verschiedne Festsetzung der Grundpreise für Personen- und Schnellzüge und für die verschiednen Wagenklassen, für Einzelreisen und für Gesellschaftsfahrten und vielleicht noch manches andre rechtfertigen, aber nimmermehr die Bevorzugung der Rückfahrkarten vor den „einfachen" Karten. Diese Bevorzugung muß also aufhören, und Gleichheit der Fahrpreise für alle Reisen mit den anfangs genannten Ausnahmen muß eintreten. Die Gleichheit braucht aber nicht dadurch hergestellt zu werden, daß die Normalsätze von 2, 4, 6 und 8 Pfennigen für den Kilometer allgemein angewandt werden. Das würde wohl auf allgemeinen Unwillen stoßen. Es wird wahrscheinlich ohne großen Einnahmeausfall möglich sein, die bisher für Rückfahrten üblichen Sätze auch auf einfache Fahrten auszudehnen, sodaß an Stelle der Normalsätze von 4, 6 und 8 Pfennigen für die dritte, zweite und erste Klasse die Sätze von 3, $4^1/_2$ und 6 Pfennigen treten. Die vierte Klasse hat bisher keinerlei Ermäßigungen bei Rückfahrten gekannt, weil die Eisenbahn, wie die Verwaltung erklärt hat, in dieser Wagenklasse nicht zu billigern Sätzen befördern kann. Leistung und Gegenleistung sollen in richtigem Verhältnisse zu einander stehn. Ob das bisher bei den andern Wagenklassen der Fall war, ob es in der bisherigen Behandlung der vierten Klasse wirklich zutrifft, ob nicht die erste Klasse bei ihrer geringen Benutzung selbst bei 8 Pfennigen für das Kilometer zu billig befördert wird, darüber erlaube ich mir kein Urteil. Die Eisenbahnverwaltung selber dürfte kaum imstande sein, dies statistisch-rechnerisch genau zu ermitteln. Welche Einheitssätze sie für die einzelnen Wagenklassen festsetzen muß, um auf die Kosten zu kommen und den zur Erhaltung des Gleichgewichts im Staatshaushalte erforderlichen Überschuß zu erzielen, darüber muß sich die Verwaltung selbst klar werden. Aber die einmal angenommnen Sätze müssen dann ohne Ausnahme festgehalten werden, die Unterscheidung zwischen Rückfahrten, Rundreisen usw. und einfachen Fahrten muß aufhören. Eine Reform, die dieser Forderung genügt, werden wir mit Freuden begrüßen, auch wenn sie sonst nichts weiter bringt; eine Neuordnung, die dieser Forderung nicht Rechnung trüge, würde keine Reform sein, sondern den alten widersinnigen und ungerechten Zustand nur dauernd machen.

Mit der verschiedenartigen Behandlung der Rückfahrten fallen alle besondern Arten von Fahrtausweisen: Rückfahrkarten, Sommerkarten, zusammenstellbare Fahrscheinhefte, Rundreisehefte für feste Rundreisen. Damit fällt der ganze Irrgarten von sogenannten Reiseerleichterungen, bei denen zwar die Fahrpreisermäßigung willkommen war, aber durch die damit zusammenhängenden Erschwerungen aller Art aufgewogen wurde. Die Ermäßigung des Fahrpreises

Digitized by Google

kann bleiben; alles andre schwindet. Es giebt nur noch einfache Fahrkarten, man löst immer nur eine Karte bis zu dem nächsten Reiseziele, an dem man die Eisenbahn zu verlassen beabsichtigt. Es giebt keine Rückfahrkarten mehr, darum kann auch die nur bei diesen wichtige Nichtübertragbarkeit der Fahrkarten und die verschiedne Bemessung ihrer Giltigkeitsdauer wegfallen. Eine beliebige Fahrkarte bedeutet die Verpflichtung der Eisenbahnverwaltung zur Beförderung einer Person in der angegebnen Wagenklasse auf der angegebnen Strecke. Welche Person diese Verpflichtung in Anspruch nimmt, und wann sie es thut, kann der Verwaltung gleich sein. Da mit den Fahrkarten kein Mißbrauch getrieben werden kann, so können sie unbeschränkte, oder wenn die Verwaltung aus triftigen Gründen hiergegen Bedenken haben sollte, für eine bestimmte lange Frist Giltigkeit behalten, etwa in der Weise, daß alle in einem Kalenderjahre gekauften Karten bis zum 30. Juni des folgenden Kalenderjahres in Kraft bleiben. Der Aufdruck der Jahreszahl, den jede Fahrkarte erhält, würde zugleich die Giltigkeitsdauer kenntlich machen.

Fahrtunterbrechungen werden nur noch ausnahmsweise vorkommen und können ohne weiteres und beliebig oft gestattet werden. Zur Bescheinigung der Fahrtunterbrechung brauchte kein Beamter in Anspruch genommen zu werden. Jeder Reisende könnte sie sich automatisch, umsonst oder durch Einwurf eines Geldstücks, selber besorgen. Will jemand beim Antritt der Reise der Kürze halber gleich die Karte zur Rückfahrt lösen, so nimmt er keine besondre Rückfahrkarte — die Rückfahrkarten werden ganz abgeschafft —, sondern zwei gleichlautende Karten, von denen die eine bei der Hinfahrt, die andre bei der Rückfahrt gelocht wird — wenn man will, nachdem sie bei der Ankunft am Reiseziele mit einem Stempel versehen ist, der sie als Rückfahrkarte bezeichnet. Auch diese Abstemplung könnte durch einen Automaten geschehen. Gegen die Erhebung einer Gebühr für solche Stempelungen in Form eines einzuwerfenden Fünfers oder Zehners läßt sich kein Billigkeitsgrund geltend machen. Ebenso wenig gegen die Erhebung einer kleinen Gebühr für jede Lösung einer Fahrkarte, falls die Verwaltung Wert darauf legt, einen Ersatz für den Ausfall zu erhalten, der ihr aus der allgemeinen Preisherabsetzung um 25 Prozent erwachsen würde. Aus demselben Grunde könnte auch für jedes Stück Gepäck, das als Freigepäck aufgegeben wird, eine Expeditionsgebühr erhoben werden.

Die Verwaltung wird allerdings geneigt sein, die 25 Kilogramm Freigepäck für alle Reisen abzuschaffen; aber das Publikum wird sich diese Vergünstigung nicht so leicht nehmen lassen. Wohl mag sie für die Eisenbahnverwaltung eine große Last sein; aber welcher Zweig des Eisenbahnbetriebs wäre dies nicht? Es kommt doch immer nur darauf an, ob die Leistungen der Eisenbahn durch die Einnahmen bezahlt werden; ob aber die Gepäckbeförderung in dem Preise der Fahrkarte mitbezahlt, oder ob eine besondre Gebühr dafür erhoben wird, das kann dem Eisenbahnfiskus im Grunde einerlei sein. Nicht einerlei ist es aber dem Publikum. Wir haben uns an die

Digitized by Google

50 Pfund Freigepäck zu ſehr gewöhnt, als daß wir ſie leichten Kaufs aufgeben möchten, jedenfalls nicht ohne eine weitere Herabſetzung des Fahrpreiſes. Aber mag die Entſcheidung in dieſem Punkte ſo oder ſo fallen: wenn nur keine Ausnahmen zugelaſſen werden, wenn nur Gleichmäßigkeit auch in dieſem Punkte zur Herrſchaft gelangt, dann ſoll es uns recht ſein.

Und nun vergleiche man den jetzigen Zuſtand unſers Perſonentarifs mit dem, den wir als Ziel der Reform empfehlen. Jetzt ein ſchier unüberſehbares und undurchdringliches Durcheinander von Beſtimmungen von ſolcher Buntſcheckigkeit und Mannigfaltigkeit, daß kein Eiſenbahnbeamter darin Beſcheid weiß. Künftig ein unveränderlicher Fahrpreis für alle Reiſen, nur eine einzige Form des Fahrtausweiſes, die gewöhnliche Fahrkarte mit langer Giltigkeit, auf jeden übertragbar, entweder Freigepäck für jede Fahrkarte, oder gar keins. Keine Sorge mehr, ob eine Rückfahrkarte genommen werden kann oder nicht, kein mühſames Zuſammenſuchen von Fahrſcheinſtrecken zur Beſtellung eines Fahrſcheinheftes, kein Suchen in den endloſen Verzeichniſſen der feſten Rundreiſen oder der Sommerkarten. Man macht ſeinen Reiſeplan an der Hand der Überſichtskarte und des Fahrplans und löſt Fahrkarten von Ort zu Ort, wo man die Eiſenbahn verlaſſen, oder wohin man ſein Gepäck vorausſenden will. Auf den Stationen, wo man zum Zwecke eines Abſtechers oder Beſuchs die Fahrt unterbricht, während das Gepäck weiter geht, begiebt man ſich zu dem Automaten, der als Zeichen der Fahrtunterbrechung den Namen der Station auf die Fahrkarte druckt oder eine Zuſatzkarte mit dem Namen der Station ausgiebt, die als Ausweis dient — alles einfach, klar, gleichmäßig, eine wahre Idylle gegenüber dem jetzigen Chaos. Eine ſolche Reform würde in der That eine Erleichterung des Reiſeverkehrs bieten; die bisherigen Erleichterungen bewirkten thatſächlich nur das Gegenteil.

Islam und Ziviliſation

(Schluß)

2

Nach dem glänzenden Bilde, das wir im vorigen Abſchnitt von der vergangnen Größe arabiſcher Kultur gegeben haben, erſcheint ihr ſpäterer dauernder Verfall um ſo rätſelhafter; wir haben alſo nun die Urſachen anzugeben, die dieſen Verfall herbeigeführt haben. Sie liegen neben der Einwirkung der barbariſchen Steppenvölker Aſiens kurz geſagt darin, daß eine feſte Thronfolgeordnung

Digitized by Google

fehlte, und daß alle weltliche und geiſtliche Macht in der Perſon des Kalifen, des „Beherrſchers der Gläubigen“ vereinigt war.

Nachdem Muhammed die arabiſchen Stämme geeint hatte, beſiegte ſchon ſein zweiter Nachfolger Omar (634 bis 644) Oſtrom und Perſien. Nach einem Eroberungszuge, wie er ſeit Alexander nicht mehr geſehen worden war, dehnte ſich ſein Reich vom Oxus bis zum afrikaniſchen Tripolis aus. Ihm folgen in der Kalifenwürde die beiden Schwiegerſöhne des Propheten, von denen der ältere, Osman, durch den jüngern, Ali, ermordet wird. Moawija, der Statthalter von Syrien, rächt den Ermordeten an dem Mörder und macht ſich im Jahre 661 ſelbſt zum Kalifen. Er iſt der Begründer der Omaijadendynaſtie, die nach ihrem Urſprung der Legitimität entbehrt. Wir haben erwähnt, daß der Islam in ſeinem Weſen reiner Monotheismus iſt. Natürlich vollzog ſich der Übergang zu einer geläuterten Religion hierbei ebenſo wenig wie beim Judentum und Chriſtentum ohne heftige Kämpfe und mannigfache Rückſchläge. Von dieſem Standpunkte aus kann man das Kalifat der Omaijaden als eine Reaktion des heidniſchen Arabertums gegen den Islam und ſeine aſketiſche Ausbildung anſehen, während zugleich in Perſien durch die Beimiſchung perſiſcher und indiſcher Religionsvorſtellungen die Sekte der Schiiten entſteht. Der Weltſinn ſiegt über die ſtrenge Frömmigkeit; am Hofe der Omaijaden zu Damaskus ging es ſo ausgelaſſen zu, daß die altgläubige Richtung an dieſem Treiben ernſten Anſtoß nahm. Die Eroberungen wurden fortgeſetzt — Spanien wurde 711 erobert —, aber Unordnungen und Beſtechungen nahmen zu, und um die Mitte des achten Jahrhunderts war das Reich mit Empörung, Bürgerkrieg und Abfall erfüllt.

Da trat als Wiederherſteller der beleidigten Religion und als Rächer des verletzten Nationalgefühls Abul Abbas auf, der Nachkomme eines Oheims des Propheten Namens Abbas, und bemächtigte ſich 750 der Herrſchaft. Sein Beiname: As-Saffah, der Blutvergießer, zeigt, wie er gegen die Mitglieder der geſtürzten Dynaſtie verfuhr, und welcher Mittel er ſich zur Befeſtigung ſeiner Herrſchaft bediente. Sein Bruder und Nachfolger, Al-Manſſur (754 bis 775), iſt als der Organiſator des abbaſſidiſchen Reichs anzuſehen. Er verlegte die Reſidenz nach Bagdad, an den mächtigen Strom an der Grenze Perſiens und Arabiens; es iſt die Stätte, von der aus Vorderaſien im älteſten Altertum regiert worden iſt, an der Seleucia in der Diadochenzeit und ſpäter Kteſiphon, die Hauptſtadt der Saſſaniden, ſtanden, die Gegend, in „der ſich die wichtigſten Straßen der Vergangenheit kreuzten, wie ſich dort einſt wieder die Straßen der Zukunft kreuzen werden.“*) Die höchſte Blüte erreicht das Reich der Abbaſſiden unter den Kalifen Harun al Raſchid, dem Zeitgenoſſen Karls des Großen, und Mamun (814 bis 833). Dieſer iſt der Begründer der

*) Aug. Müller, Die Beherrſcher der Gläubigen, in der Virchow-Holtzendorffſchen Sammlung wiſſenſchaftlicher Vorträge, 1882.

Digitized by Google

großen Bibliothek von Bagdad. Hier vollzog sich die Verbindung zwischen syrisch-christlicher Gelehrsamkeit, persischer Phantasie und arabischer Beobachtungsschärfe, hier flossen die Einkünfte aller Provinzen zusammen. Aber nur unter den ersten Abbassiden, die sich auf die Gemäßigten aller Parteien stützten, scheint eine geordnete und gute Finanzverwaltung bestanden zu haben; bald entwickelte sich das Regierungssystem zu einem großartigen Raubbau. Die Einnahmen auch der reichsten Provinzen konnten auf die Dauer dem Übermut der aus berberischen und türkischen Söldnern bestehenden Soldateska, der Gewissenlosigkeit und Raubsucht der Beamten und der Verschwendung des Hofes nicht genügen. Da die Herrscher die fremden Söldnerscharen zwar nicht entbehren, ihnen aber auch nicht völlig vertrauen konnten, so suchte der dritte Nachfolger Mamuns, Mutawakkil — um 850 —, in der orthodoxen Geistlichkeit und in den von dieser geleiteten Volksmassen seine Stütze und ging völlig zur Orthodoxie über. Die bis dahin herrschende freisinnige Richtung ward endgiltig verlassen, und der in der dialektischen Schule der Rationalisten aufgewachsene Dogmatiker Al-Aschari ist es gewesen, der, wie A. Müller sagt, das „scholastische Netz um die muhammedanischen Völker geknüpft hat, das bis zum heutigen Tage jede selbständige Regung des Geistes hindert." Die Knebelung des geistigen Lebens eines Volkes hat aber bisher immer nur verderbliche Folgen gehabt. Nur die islamitische Geistlichkeit hatte zunächst den Gewinn. Die seldschukischen Soldtruppen wurden trotzdem bald zu Prätorianern und Herren; Palast- und Militärrevolutionen folgten sich schnell auf einander, und seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts ist der Kalif nur noch ein Schattenherrscher in den Händen des obersten Truppenbefehlshabers.

Zu diesem Zeitpunkt bestanden drei Kalifen neben einander. Der einzige den Abbassiden entkommne Abkömmling der Omaijaden war 755 nach Spanien gekommen und dort der Begründer einer neuen Dynastie geworden, die 929 den Kalifentitel annahm und die maurisch-spanische Größe herbeiführte. Unter den gequälten und ausgeraubten Unterthanen der Abbassiden hatte zu Beginn des zehnten Jahrhunderts die atheistische und anarchistische Verbindung der Ismaeliten Verbreitung gefunden. Ein Ismaelit, Namens Obeidallah, kam nach Tunis; indem er sich für einen Abkömmling von Ali (dem dritten Kalifen) und Fatme, der Tochter des Propheten, ausgab, gelang es ihm im Jahre 910, die Herrschaft an sich zu reißen und sich zum rechtmäßigen Kalifen zu erklären. Von ihm stammt die schiitische Dynastie der Fatimiden, die noch im zehnten Jahrhundert Ägypten und auch Syrien eroberte. Zwei Jahrhunderte herrschten die Fatimiden im ganzen segensreich; die spätern Herrscher zeigten sich als schwache Persönlichkeiten und kamen bei ihrer feindseligen Stellung zu den Abbassiden ins Gedränge zwischen ihren Vezieren, den Kreuzfahrern und den von Nordsyrien her vordringenden türkischen und kurdischen Emiren. Der letzte mußte die Leitung des Staates dem kurdischen Heerführer Schirkuh als Vezier

Digitized by Google

überlaſſen. Der Neffe Schirkuhs und ſein Nachfolger iſt der große Saladin, der 1171 den Kalifen beſeitigte und ſich ſelbſt zum Herrn machte.

Bei dem fortſchreitenden Verfall des abbaſſidiſchen Kalifats machen ſich die aſiatiſchen Gebiete mehr und mehr unabhängig; die Statthalter bemächtigen ſich der Herrſchaft und erkennen den Kalifen nur noch nominell als Oberhaupt an. Die Bujiden, eine der perſiſchen Lokaldynaſtien, entkleideten den Kalifen ſchließlich ganz der weltlichen Macht, ihre Häupter regierten als erbliche Fürſten unter Annahme des Titels von Sultanen weiter, während den Kalifen nur die Würde des geiſtlichen Oberhauptes blieb. In dieſer Stellung lebten die Kalifen drei Jahrhunderte hindurch unter der wechſelnden Herrſchaft perſiſcher und türkiſcher Emire; als die Mongolen 1258 Bagdad eroberten, wurde der letzte Kalif hingerichtet. Einige abbaſſidiſche Prinzen entkamen nach Ägypten, wo der Mamelukenſultan den einen zum Kalifen machte, um der eignen Herrſchaft die Weihe der Legitimität zu geben. Als dann 1517 die Osmanen Ägypten eroberten, nahmen ſie den Kalifen nach Konſtantinopel mit. Seitdem führen die türkiſchen Sultane den Kalifentitel und vereinen als ſolche die geiſtliche und weltliche Macht wieder in ihrer Hand.

Dies iſt in kürzeſten Zügen die Geſchichte des Kalifats — nicht nur einer hiſtoriſchen Erſcheinung, ſondern einer Idee — bis zu ſeinem Übergang von den Arabern zu den Türken; es bleiben noch einige Bemerkungen über die Geſchichte der Türken hinzuzufügen.

Wir haben ſie ſchon erwähnt; im zehnten Jahrhundert treten ſie in Bagdad in der Rolle auf, wie die Prätorianer und die germaniſchen Söldnerſcharen in der ſpäteſten Kaiſerzeit zu Rom. Ihr Oberbefehlshaber — der Emir al Omara — gewinnt mit der Zeit dem Kalifen gegenüber eine Stellung ähnlich der des Hausmeiers im Reiche der Merowinger. Auf die Analogie mit dem Auftreten der occidentaliſchen Normannen hat ſchon L. von Ranke aufmerkſam gemacht. Aber die Normannen gehen in den ältern Nationalitäten auf, während die Türken ſchließlich die Herrſchaft ergreifen und behaupten, wie die Germanen in Rom. Im Jahre 1055 wird der ſeldſchukiſche Oberbefehlshaber Thogrilbeg von dem Kalifen zum König des Oſtens und Weſtens ernannt und nennt ſich von da an Sultan; ſein Reich erſtreckt ſich vom Euphrat bis zum Aralſee. Unter ihm und ſeinen nächſten tüchtigen Nachfolgern machte ſich in dem verfallenden Kalifate die friſche und kriegeriſche Nationalität der türkiſchen Stämme bald geltend und verlieh dem Islam Aſiens die Kraft, dem griechiſchen Kaiſertum und den ägyptiſchen Fatimiden angriffsweiſe entgegenzutreten. Im byzantiniſchen Reiche hatte im Jahre 1057 die feudale Ariſtokratie über das zentraliſierende abſolutiſtiſche Kaiſertum geſiegt; unaufhörliche Thronſtreitigkeiten haben ſeitdem mehr als alles andre die Macht des Reiches untergraben und ſchließlich zu ſeinem Untergange geführt. Das Jahr 1071 iſt der Zeitpunkt der entſcheidenden Umwälzung in Kleinaſien und Syrien, die dieſe Länder unter die Herrſchaft der Seldſchuken bringt, und von da an beginnt die Vernichtung

Digitized by Google

ihrer uralten Kulturblüte. Es ist die Schlacht bei Manzikert in der Gegend des Wansees zwischen Seldschuken und Griechen, die die Völkergeschicke des Orients entscheidet. Schon 1074 wird ein Vertrag zwischen dem Kaiser und den Türken geschlossen, wonach diese die Regierung über die von ihnen besetzten Provinzen behalten, dagegen dem Kaiser gegen die Normannen und gegen einen Thronprätendenten Hilfe leisten sollen. In dieselbe Zeit fallen die normannischen Eroberungen in Sizilien und Unteritalien. So sehen wir, wie sich Rom zu dem bevorstehenden Entscheidungskampfe die Normannen, Bagdad die Türken fast gleichzeitig einverleibt. Der 1081 beginnende Angriff der Normannen auf Byzanz bringt das griechische Reich nun in die mißlichste Lage und zwingt es zum Lavieren zwischen den beiden großen Parteien, während wiederum die Feindschaft zwischen den Kalifaten von Bagdad und Kairo es den abendländischen Kreuzfahrern ermöglicht, in Syrien Fuß zu fassen.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Kreuzzüge näher einzugehen, wir haben es nur mit ihren Resultaten für die morgenländischen Entwicklungen zu thun. Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ist die Seldschukenherrschaft in Kleinasien schon im Verfall; in Ägypten und Syrien herrschen die Nachkommen Saladins, in sieben Zweige geteilt. Der ägyptische Sultan bricht 1244 mit zahlreichen asiatischen Soldtruppen in Palästina ein und macht nach einem Siege bei Askalon der christlichen Herrschaft ein Ende. Seitdem steht Syrien unter ägyptischer Herrschaft. Ein furchtbares Unheil brach in demselben Jahre mit den Mongolen über Vorderasien herein. Die Seldschuken wurden von ihnen niedergeworfen und Bagdad 1258 erobert; seitdem bestehen in Kleinasien nur noch eine Menge seldschukischer Kleinstaaten, und nach dem Ebben der Mongolenflut ist Raum gegeben für das Emporkommen und Vordringen der Osmanen. Der größte der Mongolenherrscher, Usbeck (ein Zeitgenosse Ludwigs des Bayern), wendet sich mit seinem Volke dem Islam zu, und von nun an erst nehmen Morgenland und Abendland entgegengesetzte Formen und Entwicklungen an. Im Morgenlande bleibt das Papstkönigtum als Prinzip bestehen; im Abendlande ist das Papsttum zwar noch überwiegend, aber selbst auf geistigem Gebiete zeigt sich innerhalb der Kirche beständig eine Opposition, während die weltlichen Gewalten mehr und mehr erstarken und sich auf die Nationalitäten zurückziehen. Die Mongolen zerstören den Islam an der Zentralstelle zu Bagdad; so sammeln sich alle Kräfte in Syrien und Ägypten und machen der dortigen Christenherrschaft ein Ende (Ptolemäis fällt 1291). In dem Islam gewinnen seitdem die rohsten Elemente das Übergewicht, und es befestigt sich eine fortschreitender Entwicklung äußerst ungünstige Herrschaftsform, denn „es ist fast zu schwer für den Menschen, den Besitz der Gewaltfülle mit der Anerkennung fremder Freiheit und Selbstbestimmung zu verbinden.“*) Nun erst entfremdete sich der Islam völlig der Entwicklung der übrigen Welt.

*) Ranke, Weltgeschichte, Bd. 8, S. 410.

Digitized by Google

Durch die mongoliſche Invaſion ſind auch die osmaniſchen Türken weſtwärts in Bewegung geſetzt worden. Im Dienſte der letzten Seldſchukenfürſten kommen ſie zwiſchen Mongolen und Griechen in Kleinaſien auf; ihr Führer Ertoghrul gewinnt zunächſt ein kleines Gebiet um Doryläum. Sein Sohn Osman, nach dem dieſe Türken benannt ſind, ein eifriger Muhammedaner, begründet um 1300 die türkiſche Herrſchaft an den Grenzen Aſiens, wo es ſeiner Zeit eine geordnete Macht überhaupt nicht mehr gab. In zunehmender Menge finden ſich ſeitdem türkiſche Söldnerſcharen in byzantiniſchen Dienſten, und bei den unaufhörlichen Thronſtreitigkeiten und Bürgerkriegen wächſt ihre Bedeutung. Bei der Einfachheit ihrer Sitten und der Abhärtung des Feldlebens gelingt es ihren klugen und thatkräftigen Führern bald, innerhalb des verfallenden griechiſchen Reichs ihre Macht ſelbſtändig zu machen und weiter auszudehnen. Im Jahre 1330 fällt Nicäa in ihre Hände, 1354 ſetzen ſie ſich in den Beſitz von Gallipoli auf dem europäiſchen Ufer. Türkiſche Maſſen drängen als Anſiedler über den Hellespont nach, 1363 wird Philippopel erobert, 1365 Adrianopel, die Reſidenz des Osmanenreichs. Die griechiſchen Kaiſer erkennen dieſe Eroberungen an, ihre Macht iſt ſeitdem auf Konſtantinopel und ſeine Umgebung beſchränkt. Sultan Orchan, der Schwiegerſohn des griechiſchen Kaiſers, und ſein Bruder Alaeddin — der erſte Vezier — ſind in dieſer Zeit als die Organiſatoren des Osmanenreichs anzuſehen. In die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts fällt auch die Errichtung der Janitſcharen, eines Söldnerfußvolks aus chriſtlichen, in der muhammedaniſchen Religion auferzognen Knaben. Gleichzeitig gewinnt auch im abendländiſchen Kriegsweſen das Fußvolk zunächſt in den Schweizern ſeine erhöhte Bedeutung.

Auch in Europa werden die von den Osmanen eroberten Ländereien zu Lehen ausgethan, deren Träger zu Kriegsdienſt und Heeresfolge verpflichtet ſind. Gegen den zweiten Nachfolger Orchans, Bajazid I., erhebt ſich das Abendland und die Mongolenmacht. Sigismund, der König von Ungarn und ſpätere deutſche Kaiſer, unterſtützt namentlich von der franzöſiſchen und deutſchen Ritterſchaft, erliegt 1396 bei Nikopolis; der Mongole Timur bricht 1400 von Samarkand her in Kleinaſien ein und vernichtet 1402 das osmaniſche Heer in der Schlacht von Angora. Nach ſeinem Tode 1405 zerfällt das Reich ſchnell wieder; die Söhne Bajazids geraten in Krieg mit einander, aber ſchon 1413 gelingt es dem thatkräftigſten, Mohammed, das Reich mit Hilfe der Griechen und Serben wieder zu vereinigen und innerlich zu befeſtigen. Noch einmal erheben ſich Ungarn und Polen, um die Osmanen aus Europa zu vertreiben. Mit der Niederlage von Varna 1444 erloſch jede Ausſicht hierzu, und nun hatte die Todesſtunde Oſtroms geſchlagen. 9000 Verteidiger widerſtanden länger als ſieben Wochen den 165000 Angreifern; am 29. Mai 1453 fiel das Bollwerk der Ziviliſation des Weſtens, das die Nachfolger Konſtantins ein Jahrtauſend lang gegen eine Welt von Feinden behauptet hatten.

Digitized by Google

Sultan Mohammed II., der Eroberer der Hauptſtadt des Oſtens, hat ſein Reich von der Save bis zum Euphrat ausgedehnt und deſſen Organiſation in den Grundzügen vollendet; auch als Geſetzgeber nimmt er eine ausgezeichnete Stellung ein. In der politiſchen Verfaſſung wird vieles von den Griechen einfach übernommen, nur daß ſich die Osmanen durch ihre größere Schlichtheit und Redlichkeit auszeichnen. Einteilung und Provinzialverwaltung hingen durch das Lehnsweſen eng mit den Kriegseinrichtungen zuſammen; urſprünglich ſind die Lehen nicht erblich, vielmehr muß jeder Lehnsträger mit einem einfachen Lehen ſeine Laufbahn beginnen. Über den Bevölkerungen der eroberten Länder richten ſich die Osmanen als eine wehrhafte Maſſenariſtokratie ein, nicht unähnlich der ſarmatiſchen Slachta in Polen. Bei der eigentümlichen Stellung der muhammedaniſchen Ulemas, die geiſtliches und weltliches Recht ſprechen, lag die Auskunft nahe, auch der griechiſchen Geiſtlichkeit Regierung und Rechtspflege ihrer Glaubensgenoſſen zu übertragen und nur die Beſteuerung in türkiſchen Händen zu laſſen. Der Patriarch von Konſtantinopel vertrat die Stelle eines politiſchen Oberhauptes der Griechen. Freilich herrſchten von Haus aus ſchwere Übelſtände, unter denen die Verpachtung der Steuern und deren Eintreibung durch die Pächter, ſowie die ungemeſſenen und willkürlichen Naturaldienſte als hauptſächlichſte zu nennen ſind. Das ganze Syſtem zielt weniger auf Verwaltung und Erziehung als auf Beherrſchung und Ausbeutung, ſteht indeſſen in all dieſen Beziehungen noch nicht weſentlich hinter den gleichzeitigen abendländiſchen Regierungsſyſtemen zurück. Erſt dadurch, daß die Reformen im Orient unterblieben, iſt das daraus entſpringende Unheil mehr und mehr unerträglich geworden. Ein religiöſer Druck iſt von den Osmanen niemals auf die Unterworfnen geübt worden, doch fand auch in Europa, namentlich in Albanien und Bosnien, häufig der Übertritt zur Religion der politiſchen Herrſcher ſtatt.

Unter Suleiman II. dem Großen,*) 1520 bis 1566, erreicht die türkiſche Macht ihren Höhepunkt mit der Einnahme von Wan und Bagdad, mit der Beſiegung von Venedig und der Eroberung Ungarns, nachdem ſein Vater Selim 1517 Ägypten erobert und die Kalifenwürde angenommen hatte. Es iſt ſehr merkwürdig, wie mit der irdiſchen Allmacht dieſer unheilvollen Doppelwürde auch das Verhängnis über das Osmanenreich und ſeine Dynaſtie hereinbricht. Der noch in andern Anſchauungen erzogne Suleiman wird als eine groß angelegte, urſprünglich milde und liebenswürdige Natur geſchildert, verliert ſich aber gegen Ende ſeiner Regierung in Willkür, Mißtrauen und Frevelthaten; ſein Nachfolger Selim II. iſt der erſte Schwächling auf dem Throne, mit ihm beginnt der Niedergang. Die Sultane geben den unedeln Eingebungen nach

*) Suleiman nennt ſich: Kaiſer der Kaiſer, Fürſt der Fürſten, Verteiler der Kronen der Welt, Schatten Gottes über beide Erdteile, Beherrſcher des Schwarzen und des Weißen Meeres, von Aſien und Europa.

Digitized by Google

und laſſen dieſe allmählich zu ihrer andern Natur werden; die nun in den Vordergrund tretenden Veziere können nicht den Staatswagen im Geleiſe halten, da ſie von der Laune des Herrn zu abhängig ſind. Aber die allmächtige Selbſtherrlichkeit der Sultane iſt eine Täuſchung; innerhalb der Mauern des Serails bildet ſich ein ſelbſtändiges Intereſſe, das weder mit dem des Staates noch mit dem des Sultans oder gar des Veziers zuſammenfällt: es iſt das Intereſſe der Günſtlinge, der Weiber und der mit vielen andern Entartungen aus dem griechiſchen Byzanz überkommnen Eunuchen. Nur zu häufig iſt der allmächtige Despot von dieſem Einfluß beherrſcht, und dieſer zeigt ſich bis heute als einer der tiefſten Krebsſchäden des türkiſchen Reichs.

Nur ſelten noch zieht ein Sultan an der Spitze des Heeres zu Felde, immer mehr ſchließen ſich die Großherren in ihrem Harem ab. Durch die Verheiratung von Schweſtern, Töchtern und Sklavinnen an die Großen des Reichs bringen die Sitten und der Aufwand des Serails auch in die Privathäuſer. Die Gerechtigkeit und die Ämter werden käuflich; weil alles aber von den Launen des Herrſchers abhing und jederzeit verloren gehen konnte, ſo erfolgte allenthalben Tyrannei und Erpreſſung. Stambul wuchs an, aber es wurde zum Waſſerkopf des Reiches, wie es Konſtantinopel im oſtrömiſchen, Rom im weſtrömiſchen Reiche geweſen war, während die Provinzen verfielen.

Im erſten Drittel des ſiebzehnten Jahrhunderts ſind die Lehnseinrichtungen in der Türkei wie im weſtlichen Europa gänzlich entartet; gleichzeitig bricht der innere Kampf mit den zu zuchtloſen Prätorianern gewordnen Janitſcharen um die höchſte Gewalt im Staate aus. Dieſer Kampf hat im osmaniſchen Reiche mehr als zwei Jahrhunderte gedauert und iſt erſt 1826 durch die Vernichtung der Janitſcharen beendet worden. Mehr als ein andrer Vorgang hat dieſer lange innere Kampf zum Niedergang des Reiches beigetragen. Während des haben die Deutſchen und die Perſer von Weſten und Oſten her die Angriffskraft der Türken gebrochen. Nachdem 1622 und 1648 zwei Sultane den Janitſcharen zum Opfer gefallen waren, folgt die Zeit der mächtigſten Veziere. Der Zug auf Wien 1683 und deſſen Eroberung war beſtimmt, die wichtigſten innern Reformen einzuleiten; das Mißlingen der Unternehmung ſtürzte das Vezierat in ſeiner Bedeutung und beſchleunigte den Verfall. Nach weitern dreizehnjährigen Kämpfen beſiegelt die entſcheidende Schlacht bei Zenta an der Theiß die Niederlage der Türken. Infolge der Schlacht wird das türkiſche Hauptlager von Belgrad nach Adrianopel zurückverlegt, der Diwan erkennt die Notwendigkeit, Frieden zu ſchließen, und nimmt die Vermittlung Englands und Hollands an.

Der Friede von Karlowitz 1699 bezeichnet einen großen Wendepunkt der Geſchichte. Die Osmanen hören auf, von Tributen zu reden, unterwerfen ſich regelmäßiger Unterhandlung und erkennen zum erſtenmale ein für alle gleichmäßiges Recht an. Die abendländiſche Geſittung beginnt in der Türkei ein-

Digitized by Google

zubringen. Zunächſt freilich kommen nun erſt alle Kräfte der Zerſetzung und des Unheils zur Geltung. Die Macht des Harems wächſt, ebenſo die Selbſtherrlichkeit und Willkür des Paſchas. Die innere Verwaltung verfällt, die Ziviliſation ſtockt, der Wohlſtand nimmt ab. Statt Strenge herrſcht Willkür und Erpreſſung. Janitſcharen und Ulemas ſind die eigentlichen Herren des Staats. Sehr bezeichnend ſchildert Ranke*) den Zuſtand im achtzehnten Jahrhundert: „Denn das war nun gleichſam die bewußte Verfaſſung des türkiſchen Reichs, daß dem Sultan zur Seite ein unabhängiger, thronfähiger Sproſſe des Geſchlechts erhalten ward; wenn der regierende Fürſt den beiden Körperſchaften nicht mehr genügte, ward er vom Throne geworfen und durch ſeinen nächſten Verwandten erſetzt. In dieſer Monarchie, die als die abſoluteſte von allen erſchien, war doch die höchſte Gewalt nur auf Zeit, mit Vorbehalt der Zurücknahme übertragen. Und auch in der Leitung der Staatsgeſchäfte hatten die Großherren keineswegs freie Hand. Bei der Unterhandlung über den Frieden von Belgrad (1739) haben die osmaniſchen Geſandten ihr Feſthalten an den einmal ausgeſprochnen Bedingungen damit motiviert, daß es andern Fürſten eher freiſtehe, einen Schritt zurückzuthun, als dem Großherrn, der an das Dafürhalten ſeiner Ratsverſammlungen geknüpft ſei.“

Öſterreich hat nach dem Tode des Prinzen Eugen deſſen Orientpolitik aufgegeben, ſeine äußere Politik iſt in innern deutſchen Fragen aufgegangen. Anſtatt ſeiner iſt Rußland ſeit Peter dem Großen immer wieder angriffsweiſe gegen die Türken vorgedrungen. Es war der Lieblingsplan Peters und der zweiten Katharina, auf den Trümmern der Türkei das griechiſche Kaiſerreich unter dem Szepter eines ruſſiſchen Prinzen wieder herzuſtellen mit der Hauptſtadt in Konſtantinopel. Im Frieden von Kuſtſchuk-Kainardſche erhielt Rußland Kertſch, Jenikale, Aſow und die freie Schiffahrt zugeſtanden. Von dieſem Frieden datiert der vorwiegende Einfluß Rußlands auf die Pforte.

Seit dem Beginn dieſes Jahrhunderts iſt die Einführung der europäiſchen Ziviliſation in der Türkei ernſtlich verſucht worden; nachdem zwei reformfreundliche Sultane dem Fanatismus der Ulemas und der Janitſcharen zum Opfer gefallen waren, iſt Mahmud II. der erſte entſcheidende Schritt gelungen. Nach achtzehnjähriger ſtiller Vorbereitung konnte er im Bunde mit den Ulemas 1826 die Janitſcharen vernichten und damit die Militärmacht der Staatsgewalt wieder bedingungslos unterordnen. Den gegenwärtigen Stand der Dinge haben wir kürzlich in einem andern Aufſatze an dieſer Stelle geſchildert. Wir begnügen uns hier mit der Schlußbemerkung, daß die Frage über die Zukunft der Türkei davon abhängt, ob es gelingt, die Osmanen zur wahren Teilnahme an dem hiſtoriſchen Leben des Menſchengeſchlechts und an der europäiſchen Ziviliſation heranzuziehen. Daß die muhammedaniſche Religion an ſich kein Hindernis

*) Die Osmanen und die ſpaniſche Monarchie, Band 35 der Geſamtausgabe, S. 81.

Digitized by Google

hierbei ist, glauben wir in Vorstehendem nachgewiesen zu haben. Einschränkung des Einflusses der Ulemas und des großherrlichen Serails scheinen in erster Linie notwendig; nach dem Urteil von guten Beobachtern ist die Polygamie in der Türkei nur noch ein geduldeter Mißbrauch und im Verschwinden. Der Prophet sagt: „Der ist zu loben, der nur ein Weib heiratet.“ Nur auf diesem Wege ist eine Versöhnung der nationalen und religiösen Gegensätze in der Türkei zu hoffen. Mißglückt die Reform, so ist die Liquidierung der Erbschaft nicht zu vermeiden.

Ein ähnliches Schicksal wie das Polens hat im letzten halben Jahrhundert schon mehrfach vernehmlich auch an die „hohe“ Pforte gepocht. Seiner Vollendung würde das Deutsche Reich ähnlich gegenüberstehen wie einst Friedrich der Große der Teilung Polens. Das für unsre Lebensinteressen Wichtige können wir nicht den Händen einer fremden Großmacht überlassen.

Poesie und Erziehung

Von Wilhelm Münch

Herakles im Dienste des Eurystheus, der halbgöttliche Held Knecht des viel schlechtern Mannes: das ist nicht einmal so dagewesen oder so gedichtet worden. Die Menschengeschichte hätte dasselbe Verhältnis tausendfach aufzuweisen, namentlich die stille und versteckte Geschichte, die nicht geschrieben wird. Doch hier soll nicht die Rede sein von all dem geheimen Elend unwürdiger persönlicher Dienstbarkeit, das keine Riesenfortschritte unsrer Kultur hinwegnehmen. Es giebt auch eine ärgerliche Indienststellung der Sachen: in seinem Werke noch kann man den edeln Menschengeist herabwürdigen. Dies geschieht noch nicht dadurch, daß das vollendete Kunstwerk dem lernpflichtigen Stümper zur Übung in der Form dient; denn das Kunstwerk verliert durch den von unten zu ihm aufschauenden Blick nichts von seiner Höhe. Es giebt aber andre Spielarten dieses übeln Verhältnisses. Gemeine Betriebsamkeit findet hundert Formen, das, was an sich hoch ist, zu niedern Zwecken zu nützen. Und auch ein ehrenwerter Wille kann auf einen ähnlichen Weg geraten, kann zum Gegenstande werktäglichen Gebrauchs machen, was für festliche Wirkung geschaffen ist. Die Kärrner haben zu thun, wenn die Könige bauen, und wenn die Arbeit der Kärrner sehr ehrlich und schätzbar sein kann, sofern sie eben irgendwie mit zu der Ausführung des Königsbaus gehört, so kann sie doch auch — und im

Digitized by Google

übertragnen Sinne tritt dieses Verhältnis oft ein, woran das dichterische Bild nicht eigentlich denken läßt — den Königsbau durch Schutt verunzieren, verdecken, verderben.

Sollte auch die Poesie im Dienste der Erziehung unter dieses Urteil fallen können? Daran zu denken kann dem nicht nahe liegen, der von der einen und der andern reine Begriffe hat und für beide die Schätzung, die ihnen gebührt. Ist nicht vielmehr eine Wahlverwandtschaft da? Welche Aufgabe darf edler heißen, als die Hinbildung des reifenden Geschlechts zu den höchsten Werten, die das gereifte zu gewinnen und zu fühlen vermochte? und wo anders ist das reinste Gold dieses Empfindens niedergelegt, als in der Poesie? Wir wollen es uns nur von vornherein klar machen und es uns auch hinterher nicht ausreden lassen, daß die beiden Begriffe (deren unerläuterte Zusammenstellung in unserm Thema immerhin ein wenig befremden mag) einander nicht innerlich fremd sind, sondern viel mit einander zu thun haben, viel für einander bedeuten. Fühlen wird das übrigens jeder, der sich überhaupt zum Fühlen der Dinge erhebt.

Aber eine andre Frage ist es, ob hier nicht oft die Wirklichkeit das Bild einer mangelhaften Beziehung, einer bedauernswerten Art der Dienstbarmachung darbietet, ob sie nicht in allen vergangnen Zeiten reichlich oft dergleichen dargeboten hat. In allen vergangnen Zeiten — das nun freilich nicht wörtlich. Sicherlich lag ein Fehlgehen dieser Art nicht immer gleich nahe. Was aus einer Begeisterung geboren ist, die nicht bloß den Einzelnen in gewissen Stunden emporträgt, sondern die mit ihm viele erfüllt und durchdringt, sein Volk, die Genossen seiner Sprache und die Teilnehmer seiner Gefühle, das wirkt auch eine Zeit lang mindestens, vielleicht eine geraume Periode nationalen Lebens hindurch, so unmittelbar und voll, daß keine klügelnde Beleuchtung und bedachte Ausnutzung sich regt und aufkommt. Dem Zeitalter des thatenfrohen Heldentums folgt unmittelbar immer noch ein solches der vollen und unmittelbaren Resonanz. Homers Gesänge standen in Griechenland jahrhundertelang im Mittelpunkt der gesamten Jugendbildung; jedes neu aufwachsende Geschlecht nahm sie in sich auf, hörend oder lesend, einprägend, übend, rezitierend. Seine Dichtung wird mit Recht als Jungbrunnen bezeichnet, aus dem griechisches Fühlen sich immer neu erzeugte. Auch anderswo tönt selbstverständlich der Sang von Großthaten der Väter vor allem stark an die Sinne und Herzen des jungen Geschlechts: hier muß die Empfänglichkeit am größten sein, hier ist das Bedürfnis des Nachempfindens am lebendigsten. Das war so beim germanischen Heldengesang wie bei denen so mancher andern Völker. Noch zur ritterlichen und also nicht etwa naiven, sondern wohlbedachten und geregelten Erziehung gehörte auch das Kennenlernen von allerlei Aventiuren; mit Saitenspiel und Gesang selber auch dichten zu lernen war bekanntlich ein besonders schönes Ziel. Von einem so allgemeinen aktiven Triebe hören wir bei den Griechen kaum; wohl geht, wer sich zum Dichter berufen fühlt, hin zu trinken

Digitized by Google

an dem großen Urquell Homer, entnimmt dort Anregung oder Stoff, Bild, Schilderung, Einzelgegenstand; aber im ganzen steht diese Dichtung zu hoch, zu sehr geweiht und geheiligt da, man bleibt, das ganze große Volk bleibt ihr gegenüber empfangend und empfänglich. Formgefühl und Inhaltsfreude, Bildung und Begeisterung werden in gleicher Weise daraus gewonnen. Den Begriff des rechten „Lehrguts" (den unter den Pädagogen Otto Willmann besonders hervorhebt), eines Lehrguts, das seinen Wert in sich selber hat, von den Erwachsenen in ihrer Lehrzeit empfangen und dann bewahrt wurde, um den Nachwachsenden immer wieder überliefert zu werden, diesen Begriff verwirklicht jene Dichtung in idealer Weise.

Dennoch haben auch dort die Hände nicht unterlassen, das Gut vielfach hin und her zu wenden, und kleine Geister wie auch größere haben schon zeitig daran gedeutet, haben hineingedeutet, was ihre Weisheit war. So unmittelbar bleibt das Empfinden einer längern Reihe von Generationen nicht, daß nicht die Reflexion sich zerteilend hineindrängte, die Wirkung sich abschwächte und auch fremde und feindliche Strömungen ihre Kraft übten. Die großen Lehrer der Weltweisheit haben nicht immer die großen Dichter gelten lassen, Plato hat nicht nur für geringere Poeten, sondern auch für Homer schweren Tadel; Heraklit muß ihm noch weniger freundlich gewesen sein. Und wo doziert und geschult werden soll, sei das Ziel der Schulung und Bildung ein noch so schönes, da wird allenthalben leicht geschulmeistert, es werden nicht bloß die Zöglinge gemeistert, sondern irgendwie auch die Meister, an denen sie sich erheben und bilden sollen. So wurde auch dort umschrieben und beurteilt, erläutert und ausgenutzt, und eine alexandrinische Periode folgte der atheniſchen gewissermaßen so notwendig oder doch so natürlich wie im Jahreslauf der Natur die Zeit der Astern und Georginen auf die der Veilchen und Rosen folgt. In eine Schule rhetorischer Kunst mündet vielfach das ein, was als Hinbildung zum Nachempfinden des Schönen begann. Aber daß solche Bildung eins der großen Ziele griechischer Jugenderziehung war und lange blieb, das ist doch einer der schönen und vorbildlichen Züge in dem Lebensbilde des hellenischen Volkes. Insbesondre auch das nationale Drama mit vollem und feinem Verständnis aufführen zu sehen, galt als ein Ziel der Erziehung, und das zuweilen zitierte Wort Aristipps, daß der junge Grieche dahin kommen müsse, auf den Steinsitzen des Theaters — nicht selber ein Stein — zu sitzen, können auch andre Zeiten sich zu eigen machen, auf deren hölzernen Schauspielhaussitzen Zuhörer von Holz nicht weniger unerwünscht sind.

Rom nannte keinen Homer sein eigen, aber es durfte sich den griechischen Homer zu eigen machen, und wiederum ist das Anschauen und Einprägen edler griechischer Dichtung ein Stück der höhern Jugenderziehung in der Periode römischer Humanität. Doch auch die Dichter der eignen Zunge werden zu demselben Zweck ernstlich und bewußt herbeigezogen: Ennius mit seinen vater-

Digitized by Google

ländischen Annalen und schon sehr frühzeitig Vergil werden in den Schulen gelesen; noch viel früher schon muß Einfacheres in poetischer Form allgemein eingeprägt worden sein. Später durfte sich Horaz das schöne Schicksal ausmalen, dem kommenden Geschlecht wackre Thaten im Lied zu übermitteln und ihm Sinn und Herz mit schön gestalteter Rede zu bilden.*) Zum Lernen kam die Übung im Vortrag allerwärts hinzu, und weit in die spätern Jahrhunderte hinein trägt die Überlieferung — zusammen mit der Sprache — die Ziele und Künste römischer Schulen fort. Freilich eben auch die Künste, und daß diese inmitten der andersartigen Welt des Mittelalters nur roher geübt und verwaltet oder nur äußerlicher gehandhabt wurden, ist die natürliche Entwicklung der Dinge.

Die Schulen des Mittelalters — von der nicht schulmäßigen und sich auf ganz andern Linien bewegenden Ausbildung der jungen Sprossen des Ritterstandes ist vorhin schon die Rede gewesen — bieten uns kein Bild, an dem sich ein pädagogisches Auge erfreuen könnte. Und so sehr die Freude an dem Studium und der Eifer des Lehrens in der Humanistenzeit gestiegen ist, hier fast ebenso wenig wie dort weiß man der edeln Dichtung gerecht zu werden. Seltsam willkürliche Ausdeutung, einseitiges Aufmerken auf die äußere Form, unfruchtbare Versuche in der Nachahmung: eins von diesen Dingen ist für uns nicht anmutender als das andre. Daß es — bei uns Deutschen wenigstens — nur fremde, ferne, jenseitige Poesie war, die man der Beschäftigung würdig fand, mag als eine Art von Durchgangsstadium erträglich erscheinen, zumal da es ja nicht beliebig fremde Dichtung war, sondern die aus ihrer Höhe herniederleuchtende der Alten. Aber bis man sie als Poesie eigentlich und voll empfinden lernte, sie würdigen nach ihrem innersten Wesen, das währte lange, und bis dieses innere Verständnis und Interesse in Schulen das für die Form, für Metrum und Versfüße, Tropen und Figuren, Normen und Lizenzen ablöste, dauerte es noch länger, ja man wird wohl fragen dürfen, ob diese Periode jetzt wirklich und allgemein eingetreten sei, ob nicht immer wieder der Geist der kleinen Gelehrsamkeit siegreich ringe mit der warmen Nachempfindung und die scholastische Routine mit der erzieherischen Kunst. Freilich, sofern es der Schule nun einmal obliegt, zu schulen, die Form zu deuten neben dem Inhalt, auch begrifflich erkennen zu lassen, damit man weiterhin selbständig unterscheiden und würdigen könne, Maßstäbe, Kategorien, Typen zu übermitteln, ist kein Zweifel, daß das in leichterer und natürlicherer Weise an den Dichtungen in fremder Sprache geschieht, seien sie auch die edelsten, als an denen der Muttersprache, wo sich das Herz viel eher verstimmt fühlt, wenn sich das Auge beobachtend der Form zuwenden soll, wenigstens bei solchen Naturen, die nicht vor allem

*) Ep. II, 1, 126 ff.: Os tenerum pueri balbumque poeta figurat, Torquet ab obscoenis iam nunc sermonibus aurem, Mox etiam pectus praeceptis format amicis, Asperitatis et invidiae corrector et irae. Recte facta refert, orientia tempora notis Instruit exemplis.

Digitized by Google

zur Verstandesfreude an Maß und Formel und Kategorie erzogen oder dafür geboren sind. Darum aber sollen doch die Werke auch der fremden Dichter minder ausdauernd unter das Objektiv des Mikroskops gelegt, denn als Sterne durch eine Art von geistigem Teleskop angeschaut werden.

Die Wendung der Dinge, die sich mit Herders Predigt von der Poesie als der Muttersprache des menschlichen Geschlechts vollzog, ist eine der tiefgreifendsten für das geistige Leben unsrer deutschen — und nicht bloß unsrer deutschen — Menschheit. Wer möchte jenseits dieser Entdeckung gelebt haben! Wenn die Gedankenreihen Lessings im Laokoon bewirkten, daß es Goethe und seinen Genossen wie Schuppen von den Augen fiel, so müssen Herders begeisterte Zurufe bewirkt haben, daß es wie eine neue Sonne am Himmel aufging; man muß sich mit einemmale außerordentlich viel jünger gefühlt haben, verjüngt gewissermaßen für immer, kindlich zugleich und reif, beschenkt mit einer unvergänglichen Freude an dem, was früher nur als freundliche Zierde guter Stunden galt. Doch freilich, die neue Lehre an sich konnte es nicht thun; das Emporquellen, das leuchtende Aufgehen der neuen Dichtung selbst war der unvergleichliche Gewinn des neuen Geschlechts, der neuen und der kommenden Geschlechter! Denn wie hoch der Montblanc eigentlich über den andern Bergen ist, dessen wird man erst bei großer Raumentfernung inne, und zu unsern großen Dichterfürsten wird sich nach weitern Jahrhunderten der Blick noch dankbarer zurücklenken als der unsrige, wobei es gar nicht hinderlich ist, wenn mittlerweile allerlei unruhige Wasserwellen andrer Art bergartig emporgeschlagen sind oder auch sich solide Hügel von verschiedner Höhe vorgelagert haben. Aber bei dem wertvollsten Neuen, das einem Volke geschenkt wird, dauert es meist eine ganze Zeit lang, bis es sich recht darüber freuen lernt, und bis es herausgefunden hat, was es daran besitzt und daraus ziehen kann. In einer so umfassenden Gemeinschaft — wie erregbar und wie einmütig in ihrem Empfinden sie auch scheinen mag — bildet sich eine gesunde Schätzung des Wertes meist erst sehr allmählich; rasch kann nur die fruchtbare That gewürdigt werden. Und die deutschen Schulen sind fürwahr nicht (es war das niemals ihre Art) eilig gewesen, sich von dem neuen Lichte durchströmen zu lassen.

Zunächst war es ja schon gut und schön, daß inzwischen durch die Neuhumanisten für Universitäten und Schulen eine echtere und vollere Würdigung, eine über die äußere Gestalt hinausstrebende, dem Innern zugewandte Beleuchtung der antiken Dichtung gewonnen wurde. Aber freilich, auch dieser Gewinn war nur ein grundsätzlicher, ein gewissermaßen in der Höhe schwebender, der immer wieder erst ergriffen werden mußte von der einzelnen sichern Hand, ein Erbe, das sich den Nachwachsenden nur überlieferte und ihr „Besitz“ wurde, wenn es von ihnen „erworben“ war. Daß helle Augen die Harmonie der Farben geschaut hatten, verbürgte nicht, daß sie auch blöden Augen wirklich erstrahlte. Immer wieder neigte auch in dieser Periode die große Menge der

Digitized by Google

Lehrenden dahin, zurückzusinken in verstandesmäßig-formalistische Behandlung der lebensvollen antiken Poesie, immer wieder waren es mehr nur Einzelne, die Begeisterung und Klarheit genug verbanden, daß sie zugleich erfreuen und bilden konnten. Die Atmosphäre der Schule ist chemisch so geartet, daß darin nur echtes Gold des Fühlens seinen Klang und Glanz behält, minderwertige Substanz dagegen falsche Verbindungen eingeht und ihnen erliegt. Aber die Erkenntnis dieser Gefahr wenigstens ist von Jahrzehnt zu Jahrzehnt allgemeiner geworden, und viel größer doch wohl die Zahl derer, die über sich selbst wachen, daß sie nicht im Kleinlichen aufgehn und im Formalen. Es ist so viel gescholten worden auf das Handwerkertum, das da an Stelle der Kunst geübt werde, gescholten von draußen her und glücklicherweise noch mehr von innen, aus dem Kreise der Lehrenden selbst, daß die Gewissen denn doch wacher bleiben und die Geister beweglicher, abgesehen davon, daß doch auch die wissenschaftliche Vorbildung die jungen Fachleute über gewisse enge Wege der Vergangenheit erhebt. Auch giebt wohl die Gefahr, die antike Litteratur ganz und gar aus den höhern Bildungsanstalten hinausgedrängt zu sehen, doppelten Ernst der Bemühung ein, ihre Lebenskraft fühlbar bleiben zu lassen.

Wie seltsam erscheint uns jetzt, was in vergangnen Zeiten so allgemein war: daß fremde Dichtwerke zum Zweck der übenden Nachahmung geboten wurden, der Beobachtung ihrer bloßen Kunstmittel, ihrer kleinen Linien und äußern Eigentümlichkeiten, ihrer Wortwahl und Wortverbindungen, um ein stümperndes und zusammenstoppelndes Versemachen daran zu schließen und daraus eine ganz trügliche Selbstschätzung zu ziehen und eine unfruchtbare Genugthuung! wie unzulänglich auch das emsig gepflegte Wissen von all jenen Einzelnormen und wirklichen oder vermeintlichen Künsten in der Kunst! und wie wenig schätzbar das prunkende Zitieren auswendig gelernter Dichterstellen als eine bloße Legitimation erhaltner Schulbildung, gepflogner Beschäftigung mit dem schwierig fremden Schrifttum, ohne die Gewißheit innerlichen Verständnisses und anschaulicher Nachempfindung! wie unbefriedigend erscheint das uns — oder sollte es uns erscheinen!

Doch immerhin — an aller fremdartigen Poesie bleibt die äußere Form für uns bedeutender als an der nationalen. Wohl gelingt es den empfänglichsten und geübtesten Geistern auch da, wenigstens gewissen Werken oder Dichtern gegenüber, so in den Genuß des Innern, d. h. des Innern zugleich mit dem Äußern, einzudringen, daß sie eine Liebe dafür hegen können wie für das eigne, muttersprachliche Gut, ja vielleicht mehr Liebe hegen, weil sie länger um die Würdigung haben ringen müssen. Aber das ist Ausnahme, den meisten kann das nicht beschieden sein, sie täuschen sich, wenn sie es glauben, oder sie sind eines ganz vollen Empfindens für Dichtung überhaupt nicht fähig. Im allgemeinen bleibt uns an der fremden Poesie die Schale fester nnd dicker, und so gewiß es seinen Reiz hat, durch sie hindurchzudringen: daß die weichere und saftvollere

Digitized by Google

Frucht des heimischen Gartens uns lieber sei, ist das Natürliche, ist das Recht der Natur.

Wie schon gesagt: es hat geraume Zeit gewährt, bis unsre gute und große nationale Dichtung in den Schulen ihre Stätte und Pflege fand. Waren sie doch so lange Zeit spröde geblieben, der deutschen Sprache Einlaß zu gewähren! Waltete in ihnen doch so sehr die Besorgnis, sie möchten ihre Zöglinge nicht streng genug arbeiten lehren, sie nicht ernstlich genug schulen, auch nicht genug über das Einheimische hinaus und hinweg führen, möchten mit dem Gelehrtencharakter ihren eigentlichen Adel preisgeben! Und dazu kam freilich auch die im ganzen geringe Fähigkeit, sich von der Überlieferung frei zu machen, mit eignen Augen das Schöne zu sehen und es mit dem eignen Herzen zu finden. In den Unterricht der höhern Schule also ist die deutsche Litteratur erst im Laufe dieses Jahrhunderts allmählich eingedrungen, und es ist nicht viele Jahrzehnte her, daß die Schüler zwar von dem Entwicklungsgang unsrer Litteratur nach Leitfäden, Lehrbüchern und Tabellen Kenntnis erhielten, mit Zahlen, Namen und Schlagwörtern, aber die großen Dramen unsrer Klassiker (der wirklichen großen Klassiker, nicht der wieder aus einer gewissen gelehrten Sprödigkeit gegen sie ausgespielten mittelhochdeutschen Dichter) doch nur zufällig für sich zu Hause lasen oder auch, weil mit zu reichlicher lateinischer Lernfracht belastet, ungelesen ließen.

Jetzt ist es anders. Schiller hat nun seit Jahrzehnten in unsern Bildungsanstalten eine so sichre Stellung, wie Homer sie nur je haben konnte; von Goethe liest jeder einzelne Schüler mehr Dramen als von Sophokles; die Lateiner alle werden den Unsrigen gegenüber doch nur noch als Dichter einer subalternen Stufe empfunden; was an hoher Gedankenlyrik wie an guter volkstümlicher Dichtung, an Liedern und Balladen, an frischer Jugendpoesie wie auch an gesund Lehrhaftem, was an Epos und Drama in all den einander folgenden Klassen (aus dem Autor selbst oder durch sorgsam zusammengestellte Lesebücher) geboten und zum Teil angeeignet wird, es ist — freilich immer nur eine ganz mäßige Auswahl aus dem Gesamtschatz, aber doch eine schöne, reiche, wirkliche Blütenlese, und mehr als das: es ist Anschauung unsrer Dichtung selbst in einer Reihe ihre besten Erzeugnisse. Wer will noch klagen?

Geklagt wird dennoch. Von den einen, daß man ihnen die Zeit nicht gönne, die sie sich wünschen, um in viel größerer Breite und Vollständigkeit die nationale Dichtung zu behandeln, die vor allen andern den Vorrang haben müsse in deutschen Schulen und, um ihre ganze Wirkung zu thun, eindringliche Behandlung fordre. Aber das ist doch vielleicht nur ein Wunsch von der Art, wie sie nie und nirgend verstummen werden: nie haben die eifrigen Fachlehrer Lehrstunden genug, um ihrem Fach ganz Genüge zu thun, ebenso wenig wie die rührigen Kaufleute je die Zeiten für ganz gut erklären und ihren Gewinn für ganz befriedigend, oder die ehrgeizigen Beamten je an Auszeichnungen genug erhalten: ebenso, aber in ehrenvollerer Gesinnung. Doch von andrer Seite

Digitized by Google

kommt andre Klage, gewissermaßen die entgegengesetzte: daß nun zu viel auch über die deutschen Dichtungen geredet, an ihnen erklärt und erläutert und experimentiert werde, während sie doch nicht als corpus vile zum Experimentieren, auch nicht zum geistigen, bestimmt sein könnten. So sprechen Erzieher vom Fach ebensowohl wie gebildete Eltern und, worauf sicher nicht am wenigsten ankommt, manche ehemaligen Schulzöglinge in der Erinnerung an die empfangnen Eindrücke. Wenn hier fehlgegangen wird (und auch ich bin allerdings der Ansicht, daß ein solches Fehlgehen gegenwärtig ziemlich weit verbreitet ist), so ist es ja irrender Eifer, aber darum doch Irrung und Schade. Es ist nicht so sehr verirrte Gelehrsamkeit, die sich ehedem so gern auch auf Schulkathedern in selbstgefälligem Behagen und pädagogischer Naivität erging, als vielmehr das Bestreben, allzu pädagogisch zu sein, allzu bewußt zu bilden; es ist die Gewohnheit, der Phantasie und dem Gefühl niemals viel Recht über den Verstand zu lassen oder dem ästhetischen Empfinden gegenüber dem sachlichen Wissen; es ist die Neigung, in Worte und Gedanken und vielleicht Formeln auch das innerste Leben umzusetzen, der Wunsch, immer etwas recht Sichres, wenn auch nicht schwarz auf weiß in nachgeschriebnem Hefte, aber doch im Kopfe wohl auseinandergelegt und lückenlos zusammengestellt nach Hause tragen zu lassen. Es giebt eine Art von umgekehrter Midaswirkung: in gewissen Schulstuben verwandelt man auch alles Gold in bloße Speise zum (geistigen) Verdauen. Die Blüten sollen nicht bloß schön sein und duften, sondern sich auch sogleich als Früchte verzehren lassen.

In Wahrheit stellt sich hier eine schwierige Aufgabe dar. Denn es ist wahr, daß sich ein planvoller, ein geistig erziehender Unterricht nicht mit dem Hintreten vor die Objekte, auch die edelsten, nicht mit einem vagen Anschauen und einem unsichern Innewerden begnügen kann. Er soll deuten und soll finden lassen, und die Klarheit der Aufnahme muß sich durch das Wort bekunden. Es ist auch wahr, daß die wahrste Bildung die ist, bei der sich überall Empfundnes oder Verstandnes durchdringt oder deckt, das klare Verstehen einem starken Empfinden keinen Eintrag thut und ebensowenig das Empfinden dem Verstehen, vielmehr das eine den Wert des andern erhöht. Doch dieses Verhältnis ist ein Ideal, dem die Wirklichkeit nur bei den Allerbesten und Reifsten entspricht. Dann aber kommt erst für diese Reifen die Schwierigkeit, daß es nicht genügt, für sich selbst einigermaßen jenes Gleichgewicht erworben zu haben; es zu nützen, namentlich aber Empfindung zu übertragen, sodaß es nicht bloß unsichre Regung wird und halblebendiges Wort bleibt, erfordert mehr als Geschick, erfordert Persönlichkeit. Es vollzieht und zeigt sich mehr in einzelnen Momenten als im zusammenhängenden Ganzen, in dem Berühren und Treffen der rechten Punkte, in dem Finden der rechten Beziehungen, in dem Gefühl für die drüben vorhandne Empfänglichkeit, in dem Anschlagen des rechten Tons, in Miene, Blick und Stimme, nicht zum wenigsten auch in der Beschränkung, in dem Verschweigen von gar manchem, das heraus-

Digitized by Google

geredet werden könnte, in dem rechten Maß für das Nebensächliche und für das Große. Es gehört dazu auch die Befähigung, lebendig wiederzugeben, was in den gedruckten Buchstaben nur ein Halbtotes ist, nur in einer Art Verpuppung vorliegt, die sich erst wieder lösen muß, eben durch das erklingende Wort. Der gute Vortrag ist mehr als die beste Erklärung; ihn leisten zu sollen, das adelt die gesamte Aufgabe des Sprachlehrers, giebt der Arbeitsprosa eine festliche Unterbrechung; es läßt den Vortragenden selbst und die Hörer erst nacherleben, was der Dichter, in dem sich die Kraft vollern Empfindens mit der Gabe edeln Ausdrucks kreuzt, in seinem Innern erlebt hat. Nicht zum Dichter geboren zu sein, kann niemand bedrücken; aber beschämend ist, nicht zum Verständnis des Dichters, zum Mitverständnis des bewegtern Menschen befähigt zu sein, und nicht die verschiednen Töne in sich wirklich wiederklingen zu lassen. Wenn beim schelmischen Gedicht die Verdolmetschung nichts vom schelmischen Ton zu wahren weiß und beim rührenden oder tiefernsten oder schmerzvollen nichts von dem entsprechenden, wenn die verschieden erklingende Weise immer mit demselben blechernen Saitenspiel des schulmeisterlichen Verstandes begleitet werden soll, dann wird eben dem Ohre nicht wohl und dem Herzen noch weniger.

Vielleicht kann in diesem Sinne mehr noch gefehlt werden bei den kleinern und einfachern Gedichten als bei den groß organisierten Dichtwerken. Daß die letztern, den reifern Stufen vorbehalten, entsprechend ihrer reichern Ausgestaltung, ihrem großen Plane, ihren bedeutendern Zielen mehr Analyse erfordern, überhaupt Analyse und Betrachtung erfordern und noch gewisser ermöglichen, ohne darüber Schaden leiden zu müssen, ist ebenso außer Zweifel, wie daß die größere Gedankenlyrik (an der wir Deutschen einen so edeln Besitz haben) auch ein gedankenmäßiges Durchdringen erheischt und damit gerade ein so besonders fruchtbares Gebiet für die Bildung der gereiften Jugend bedeutet. Dennoch wird Besorgnis wach, wenn man die vielen und eingehenden Kommentare sieht, die auch für unsre klassischen Dramen seit einiger Zeit in die Schule eingedrungen sind und noch immer mehr eindringen möchten, und die, abgesehen davon, daß sie vielfach ein fertiges Wortwissen über den Gegenstand übermitteln, und daß sie dem zu lebendiger Behandlung berufnen Lehrer die Freude nehmen können, leicht auch die innere Stellung des Lesers zur Dichtung selbst, bei der ein gewisses Ahnen, Wundern und Träumen bleiben darf und vielleicht bleiben soll, verschieben. Alles zerlegt und belegt, benannt, gedeutet und in Beziehung gesetzt zu finden, das hilft nicht den Besitz der Poesie als solchen schätzen. Schöner ist es, wenn Fragen geweckt und in lebendigem Unterrichtsverkehr beantwortet werden. Aber ob die Herausgeber der Erläuterungen mehr dem Wunsche dienen, ihren unmündigern Fachgenossen Hilfe zu leisten und bei der deutschen Jugend das Verständnis zu sichern, oder das von ihnen Erdachte und Zurechtgelegte vor die Augen der Welt zu bringen, wird die sehr bedenkliche Frage bleiben.

Digitized by Google

Nun fehlt ja aber auch die Gefahr von der entgegengesetzten Seite nicht. Gedankenlosigkeit gegenüber Worten liegt der Jugend überhaupt nahe. Die rhythmisch geordneten Worte, der Klang des Reimes und die ganze eigentümliche Geschlossenheit im Gedicht wird der sinnesfreudigen und gedankenscheuen Jugend gefährlich. Sich vom Wortklingklang und Rhythmus des Kinderreigens einwiegen zu lassen oder sich selbst endlos darin zu wiegen, das ist freilich nur einer frühen Stufe eigen; aber eine gewisse Fortsetzung oder etwas dem Ähnliches findet sich doch auch in dem spätern Behagen nicht nur am Herunterleiern von Versen, sondern auch an dem vollständig gedankenlosen Durchsingen gemeinschaftlicher Lieder, worin wir Deutschen es allerdings weiter bringen als andre, und worin wir bekanntlich auch noch als Musensöhne oder Männer beim Festmahle viel leisten, obwohl uns zu unsrer Verstimmung doch nach einigen Versen meist mit den Gedanken auch die Worte auszugehen pflegen. Diese Unart mag hier harmlos heißen, aber im ganzen ist die leere Wortfreude das nicht, die Erziehung muß ihr entgegenarbeiten. Ein Mittel dazu ist es übrigens, wenn sich der in Schulen gepflegte Gesang seinerseits nicht zu sehr am Technischen genügen läßt, sondern wenn eine lebendige Betrachtung des Inhalts sich anschließt oder vielmehr vorangeht, was wohl noch nicht an sehr vielen Orten geschieht, entsprechend der geringen Schätzung, die unsre allgemeinen Bildungsanstalten eben bis jetzt dem Gesang (als einer bloß technischen Beschäftigung!) zuteil werden lassen. Im ganzen aber bleibt es die große Aufgabe, die auch keine Instruktion lösen kann und kein Lehrplan, die immer insofern ungelöst bleibt, als die einzelne Persönlichkeit sie immer wieder ihrerseits anfassen und lösen muß: Aufhellung des Gedankeninhalts und doch Meiden der verstandesmäßigen Zerlegung und Zerpflückung, Pflege des Gefühls in enger Verbindung mit dem Denken und des Denkens mit dem Gefühle, Öffnen der Augen für Form und Inhalt. Nur der beidem zugleich geöffnete Sinn erfaßt wirklich das Kunstwerk, von dem man sagen kann, daß es, aus höherer Natur geboren, gleich der Natur nach Goethes Wort „Kern und Schale mit einemmale“ ist. Sich wesentlich nur dem einen oder andern zu öffnen, dazu neigt immer die große Mehrzahl: die Unbildung erfreut sich des bloßen Stoffes, die Bildung — d. h. das, was man als Bildung und als Gebildete anzutreffen und anzusehen pflegt — oft viel zu einseitig der künstlerischen Form, und sie glaubt eine recht hochgehende Bildung namentlich dann zu sein, wenn sie zu vielem Wissen von der Form vorgedrungen ist und womöglich von der Mache, wenn sie nach technischen Kategorien zu urteilen vermag. Daß auch durch unsern höhern Jugendunterricht diese Strömung fühlbar hindurchgeht, ist kein Wunder. Unser Thema aber heißt gerade darum „Poesie und Erziehung,“ damit jeder Gedanke an jenes etwas unechte oder halbechte Ideal ausgeschlossen bleibe. Denn wenn der Begriff der Erziehung ja freilich nur die schlichteste Tüchtigmachung für den Bedarf des geordneten Gesellschaftslebens zu enthalten braucht, so

Digitized by Google

kann damit doch andrerseits sehr wohl gerade die entscheidende Einwirkung auf den innersten Menschen bezeichnet werden und die sichere Gestaltung dieses innern Menschen, sodaß das Ergebnis Wert vielmehr ist als Zierde, Konzentration noch mehr als feine Organisation.

Die Poesie soll für die Jugend vor allem das menschliche Seelenleben schön durchleuchten, seine edelsten Kräfte und seine dunkeln Abgründe enthüllen, ohne lehrhafte Rede anschauliches Verständnis geben und das in der eignen Seele Schlummernde wecken. Indem sie, und insbesondre die am höchsten organisierte dramatische Poesie, das Innere der Menschen schauen läßt wie in einem reinen Spiegel, indem sie nicht Muster, nicht Schablonen vorführt, aber Typen und Typisches, einen Reichtum an Gestalten und Gefühlen, eine Mannigfaltigkeit von Lebenssphären, seelische Kämpfe und Entwicklungen, ringende, handelnde, leidende Menschen samt all dem wogenden Leben von Trotz und Hingebung, von Haß und Liebe, Treue und Undank, Grimm und Reue, List und Leidenschaft, bietet sie eine Art von unmittelbarer und praktischer Psychologie; sie läßt zum voraus, vor der Schwelle des vollen Lebens, die Menschenwelt in großen Linien schauen, nicht die alltägliche, kleine, die eben nur Verkümmerung und undurchsichtige Mischung ist; und in der wohlthuenden Harmonie des Kunstwerks wird die Sprache der Wahrheit volltönender. Poesie soll womöglich — das ist das Höchste, was wir erhoffen — so in das Innere dringen, daß es gewissermaßen selbst Poesie werde, ein Herd starken und klaren und schwungvollen Fühlens, das die vorüberrauschende Zeit der Jugend und der ihr immanenten Poesie ganz überdauert.

(Schluß folgt)

Der goldne Engel

Erzählung von Luise Glaß

(Fortsetzung)

6

Die Wetterschwere lag auch auf dem leeren Kegelschub; hüben und drüben, im steinernen Engel und in Ackermanns Schmiede war befremdliche Stille.

Fräulein Jenny bediente die Apotheke und begriff nicht, was das heißen sollte, denn sie wußte nicht einmal, daß der goldne Engel, den sie hatte taufen helfen, so nahe vorm Fliegen stand. Nachgerade war er ihr langweilig geworden, und mit ihm alles, was jenseits der Kamillen-

Digitized by Google

bündel und Drogensäcke hauste. Herr Frisch war amüsanter, und der hübsche Karl mußte sich sehr anstrengen, wenn er etwa daran dächte, sie an der Verabredung der Väter zu halten. Zu dumm, daß Herr Frisch gerade heute nicht da war, sie hätten Vaters Abwesenheit so schön benutzen können. Statt dessen stand sie herum und beaufsichtigte den Lehrling. Die Männer waren allesamt über die Maßen langweilig.

Frau Flörke brummte nicht minder. Gewitter! Natürlich heute, wo sie den halben Anger voll Sonntagshemden hängen hatte und in der Hand den schönsten Stahl von der Welt. Den mußte man nun wegstellen und hinausrennen, um abzunehmen. War sie nicht eine Närrin, die Hilfe der erwachsenen Tochter einer Fremden zu überlassen? Sie hätte sich wenigstens das mit der Erbschaft schriftlich geben lassen sollen.

Den leeren Tragkorb auf dem Rücken lief sie durchs Haus, gerade als wispernd und kichernd Fräulein Lines Lehrmädchen davon gingen. Am Sonnabend wurde beizeiten Schicht gemacht, sie trugen die fertige Arbeit zu den Kunden und freuten sich auf den Sonntag.

Line freute sich nicht, die Angst lag ihr in Herz und Gliedern; sie öffnete das Fenster der Schneiderstube, aber die stille, heiße Luft der Schuhgasse wehte nichts davon weg. Einmal so lachen können wie die Mädchen da unten, denen eine verkümmerte Naht, ein finstrer Blick der Lehrmeisterin die einzige, schnell abgeschüttelte Sorge war, einmal so recht gedankenlos vergnügt sein!

Line trat unwillig vom Fenster zurück. Wie kam ihr das nur, dieses unvernünftige, kindische Sehnen? Früher war sie doch stolz darauf gewesen, daß ihr der Tag nicht so gedankenlos und zwecklos hinlief wie anderm jungen Blut; stolz selber darauf, daß sie Kummer hatte und mit schweren Zeiten fertig wurde, von denen sie annahm, die Durchschnittsmädchen würden von ihnen zerdrückt worden sein. Nun gab ihr das schöne Selbstbewußtsein nicht mehr trotzige Kraft genug; auf was sollte sie sich denn stützen, und was wars denn, was sie so ganz aus dem Takte brachte?

Die Gewitterluft?

Es litt sie nicht im Zimmer; unruhig ging sie in die Küche und horchte von da aus nach der Schmiede hinab: still. Sie öffnete die Gangthür und trat hinaus; schwarz starrten ihr die Wolken entgegen, die hinter Sankt Barthelmä standen, und der heiße Brodem schlug wie Backofenluft zu ihr herauf. Sie horchte hinab: still. Sie lief den Gang entlang, durch die Fenster schauend: leer. Alles leer: Schlafstube, Werkstatt und Hexenküche.

Also auch Karl war wieder hinausgelaufen. Vom Vater war sies nun schon nicht anders gewöhnt, aber den Bruder hatte sie am Arbeitstisch zu finden gehofft, er war nicht nötig bei den Vorbereitungen draußen, aber einer triebs wie der andre. Gott sei Dank, morgen würde das ein Ende haben, morgen würden sie fliegen.

Gott sei Dank? Linen wurde plötzlich eiskalt inmitten der Backofenluft, und nun wußte sie auch, daß all die Unruhe, die sie umtrieb und nicht bei der Arbeit ließ, Angst war, nichts andres als Angst; Angst vor dem Aufstieg, Angst vor der Gefahr, in die sich der Vater wagte. Eine Angst, die auch mit dem morgenden Tag nicht sterben konnte.

Denn wenn alles gut ausging, wenn alle Absichten vollauf glückten, was hatten sie davon? Ein wenig Ruhm vor den Leuten, Zeitungslärm, allerlei ausländisches Volk, dessen Neugier dem Vater Arbeitsstunden und Laune verdarb, neue Aufstiege

Digitized by Google

mit neuen Kosten und eine Schuldenlast, wachsend bis ins Ungeheuerliche hinauf. Vielleicht zogen die stolzen Erfinder gar mit dem Gespenst von Ort zu Ort, zu immer neuen Wagnissen, bis es sie eines Tages doch noch erwürgte.

Line sah den Holzengel seine kleinen, dicken Fäuste auf des alten Städels Kehle drücken und wandte sich hastig vom Fenster ab, dem Hofe zu.

Still. — Mußten die Buben gerade heute zur Kirschenmuhme gehen? Bei diesem Wetter? Und die draußen hätten auch heim kommen können, wo das nun schon seit einer Stunde drohte und immer siegesgewisser am Horizont emporwuchs.

Da hatte es die Spitze des Turmes erreicht, nur die Wetterfahne streckte ihre steifen Spitzen noch ins Blaue hinaus; jetzt waren auch die von den Fransen der Wolkenwand verdunkelt.

Line starrte in die Wolke und dachte an Ackermanns Wiese. Sie war nicht draußen gewesen seit die Schutzscheune dort stand, aber sie kannte den Ort von lustigen Heuernten her. Sie sah auch die Scheune und all die neuen Anstalten deutlich vor sich, Frau Flörke hatte ihr genug davon erzählt, mehr fast als wirklich zu sehen war. Das Dach wollten sie abnehmen, oder eine Wand ausheben, sobald es ans Füllen ginge — vielleicht war das schon geschehen, vielleicht stand die ganze Herrlichkeit offen da, dem kommenden Unwetter preisgegeben. Wenn —

Das erstemal scheuten ihre Gedanken vor diesem Wenn zurück, dann gingen sie mutig darauf los und scheuten am Ende doch wieder.

Wenn dem Ballon, noch ehe er zum Aufstieg kam, ein Unglück zustieß; wenn der Sturm ihn zerriß, oder der Blitz ihn traf, wenn Wolkenbruch oder Hagel das Zerstörungswerk vollendeten —

Sie sah starren Blicks auf die Wolkenwand, bis ihr die Augen schmerzten. Ab und zu zuckte es drin von fernen Blitzen, denen ein Grollen folgte, das sich nicht in einzelne Donnerschläge auflöste, weil der neue begann, ehe der alte ausgeredet hatte. Die Randfetzen wurden größer, fahlgelbes Licht zog sich über die Wolke, die in immer schnellerm Fluge zu steigen schien.

Wenn dieses Wetter dem Gespenst zur Vernichtung heraufzöge!

Line deckte die schmerzenden Augen mit beiden Händen, um besser zu denken.

Der Vater würde verzweifeln.

Der Vater würde von neuem beginnen.

Nein nein! Nicht das eine, nicht das andre. Verzweiflung hatte ihn nie bedroht; wenn auch Enttäuschung auf Enttäuschung seinen Weg verödete, immer wieder hatte er sich aufgerafft, als sei all die Elastizität, die das Stubenhocken seinem Körper geraubt hatte, auf den Geist übergegangen. Eher, daß er wieder von neuem begönne.

Wenn aber zugleich das Modell zu schaden käme, wenn des Vaters Berechnungen vom Sturm verweht würden, wenn Karl ihn mit hinübernähme zu Meister Wendelin, aus dem Schatten des Engels heraus ins Helle, wo neue Freude an seinem Berufe aufblühen konnte, und wohin sie nachkam, sobald sie hier alles geordnet und abbezahlt hatte?

Herrgott du, droben im Himmel, vernichte das Gespenst, der Blitz ruht in deiner Hand, führ ihn, befreie uns!

Da fuhr der erste Stoß des Sturmes über das Apothekendach in den Hof hinein, die Kastanien wehrten sich ächzend gegen sein Ungestüm, Thüren krachten, was nicht niet- und nagelfest war, stürzte zusammen. Scheltend keuchte Frau Flörke mit ihrer geretteten Wäsche heran, der Lehrling löschte das Schmiedefeuer und

Digitized by Google

prüfte den Verschluß der Fenster. Line stand noch an der Brüstung und ließ die Stöße in Kleidern und Haaren wühlen. Herrgott, lenke den Blitz!

Ein Grau war der Himmel, wirbelnder Staub flog über die Mauer in ihre Augen, die Küchenthür klappte — sie hörte es nicht. Blitz um Blitz flog von Wolke zu Wolke, vom Himmel zur Erde, lang hingetragnes Rollen, kurz knatternde Schläge lösten sich ab. Nun kam auch der Regen. Mit prasselnden Tropfen und platschenden Güssen stürzte er auf den Holzgang los und trieb Linen ins Haus.

Die Flut, die ihr Stirn und Augen übersprühte, schien sie zu wecken, sie sah nach Fenstern und Thüren, nach Herdfeuer und Bodenluken; aber es war nur ein dunkles Pflichtbewußtsein, das in halbem Traum seine Arbeit that, ihre wache Seele umkreiste Ackermanns Scheune und spielte im Sturm und Wetter mit dem sonnigen Zukunftsbild, an das sie glauben wollte um jeden Preis.

Jetzt stand Line wieder draußen vor der Küchenthür, sie hatte ein Tuch um das Haar geknüpft und starrte hinaus in den jähen Wechsel von Licht und Nacht.

Es mußte zu Grunde gehen, was da draußen im Freien stand! es war schon vernichtet! nichts blieb noch als das Modell, das zu neuer Arbeit und neuem Unheil rief. Aber da konnte man nachhelfen.

Mit fliegenden Schritten durchmaß Line den Gang, riß die Werkstatthür auf, die der Wind mit Gewalt gegen den Rahmen preßte, schlüpfte hinein und wurde von der scharf hinter ihr zuschlagenden Thür an der Ferse getroffen.

In der dunkeln Werkstatt blieb sie Atem schöpfend stehen, es brauste und toste in ihr wie draußen in der Luft, sie lauschte und wußte nicht, welcher Sturm ihre Ohren füllte.

Vernichtung, sagte sie vor sich hin, Vernichtung.

Dann nahm sie den Hammer aus der Ecke, wo das grobe Handwerkszeug lag, und ging ohne Zögern in des Vaters Zimmer hinüber. Dort war es noch dunkler, denn der Laden lag vor den Scheiben; nur das schwache Dämmerlicht, das durch die offne Seitenthür hereinfiel, zeigte ihr den Weg. Der Sturm fuhr durch eine unsichtbare Klunse und bewegte die Modelle auf den Regalen und die Bilder an den Wänden: leises Seufzen, verhuschendes Knistern, gespenstisches Rascheln füllte den Raum; es trommelte gegen den Laden, als verlange das Wetter Einlaß, und aus einer schadhaften Stelle der Dachrinne zischte ein bindfadenstarker Wasserstrahl vor der Thür auf die Gangbretter; in kurzen Sätzen stürzte ein Ziegel übers Dach, schlug auf die Brüstung und zerschellte krachend im Hofe.

Line fühlte sich plötzlich ganz ruhig, ganz entschlossen. Sie sah nun auch deutlich in der Dämmerung: dort den Schreibtisch, hier den Glaskasten.

Das Geschriebne zuerst; sie trugs in den Ofen, legte ein Streichholz daran, noch eins — eine ganze Schachtel — da zischte es auf — loderte und verglomm. Sie stand auf und strich sich über die Stirn: nicht nachdenken — jetzt nicht. Nun das Modell!

Sie nahm den Glaskasten ab und stellte ihn auf den Boden; ein Zittern überkam sie, aber sie schalt sichs weg: Das ununterbrochne Getöse zerreißt mir die Sinne — wenn der draußen das Unwetter aushält, dann bleibt er ja und beherrscht uns weiter, wenn aber den das Wetter trifft, war es Gottes Wille.

Sie hob den Hammer, beide Hände fest um den Stil gefaltet. Herrgott, in deiner Hand liegt das Schicksal, das Gute laß geschehen, Herrgott, ich bitte dich! — Dann holte sie zum Schlage aus.

Da wurde es plötzlich hell, selbst in ihrer Dunkelheit. Blauweißer Blitz,

Digitized by Google

krachender Donner, kurz aufflackernder, rotgelber Feuerschein folgten sich mit der Schnelle eines Herzschlags. Der Hammer entfiel Linens Hand, sie stürzte vornüber, stieß mit der Stirn gegen den Tisch, und das Modell klirrte herab.

Draußen flammte es noch einmal auf, dann wurde es dunkel und still, als hätte dieser letzte Schlag die Kraft des Wetters verbraucht. Die älteste Kastanie hinter der Stadtmauer lag gespalten am Boden, wie ein Halm, den Kinder zerspielt und weggeworfen haben.

* * *

Als Line wieder zur Besinnung kam, erhellte drüben ein feiner Streifen Abendsonnenschein Senefelders Bild, aber noch immer rührte sich nichts im Hause; nur von den Dächern rann und tropfte es nieder. Und da kam Musik durch die Luft, Jenny Nothnagel tröstete sich in ihrer Einsamkeit mit dem Schunkelwalzer.

Line griff nach der Stirn, sie konnte sich nicht besinnen, ein dumpfer Schmerz und eine dumpfe Angst banden ihre Gedanken. Schwankend stand sie auf, sie konnte nichts unterscheiden, der Sonnenstreifen von drüben blendete sie nur; aber sie wunderte sich über die Sonne. Wie lange wars doch her, daß die Sonne nicht geschienen hatte? Monate, Jahre — sie meinte sich kaum noch darauf besinnen zu können.

Hilflos strich sie mit der Hand über die Stirn, die sich feucht und klebrig anfühlte; so wie sie sich dessen bewußt wurde, empfand sie heftige Schmerzen. Weshalb denn? Woher denn? — In einem Nu stand sie vor der Gangthür und stieß sie auf.

Ein Schwarm von Tropfen flog ihr ins Gesicht und verursachte ihr ein wohliges Gefühl; jetzt kam die Erinnerung: du hast dich im Stürzen verwundet.

Aber auch das andre fiel ihr ein, und mit einem scheuen Blick sah sie nach dem Modell, das sie hatte umbringen wollen.

Es lag am Boden. Langsam ging sie zurück; vorsichtig, als sei es ein wildes Tier, das im Todeskampf auffahren und verwunden könne, beugte sie sich darüber. Es schien nur wenig beschädigt zu sein; mit spitzen Fingern hob sie es auf und stellte es an seinen Platz zurück, schob den Glaskasten darüber und that den Hammer an seinen Platz — scheu, wie man die Spuren eines Verbrechens verwischt.

Dann schloß sie die Gangthür wieder und ging nach dem Vorderzimmer. Ihre Lippen zitterten, ihre Kniee bebten, sie achtete nicht darauf, sie wusch das Blut ab und betrachtete die Stirnwunde im Spiegel.

Eine Schramme, sagte sie verächtlich, band aber einen Leinenstreifen darüber, weil die Schramme aufs neue bluten wollte.

Dann sah sie sich hilflos im Zimmer um und wußte nicht, was thun; es war ihr, als sei sie plötzlich von ihren Pflichten, ihrer Arbeit, ihrem vergangnen Leben und ihren Zukunftsträumen abgeschnitten und schwebe allein im Leeren. Hatte sie etwas zu schaffen? Hatte sie etwas zu bedenken?

Sie stand noch mitten im Zimmer und konnte sich nicht zurecht finden, als Frau Flörke an die Küchenthür donnerte. Fräuln Line! Fräuln Line! Du meine Güte, is denn alles verwunschen? wo stecken denn alle? hilft denn keins, wenns Wasser in'n Keller läuft?

Das weckte sie auf. Ja so: der Haushalt, und die Schmiede, und die guten Freunde und getreuen Nachbarn, und der Vater draußen, und Karl —

Aber wo blieben sie nur? Sie hätten doch nun zurück sein können. Wenn

Digitized by Google

man auch untertritt während des heftigsten Wetters, man bleibt danach doch nicht stehen in Nässe und Verwüstung.

Sie ging in den Hof, half die Kellerfenster verstopfen und den Kanalabfluß frei machen, nach zehn Minuten hatte sich das Wasser verlaufen. Während der Arbeit rann ihr ein Schauer über den andern den Rücken hinunter, und das hämmernde Blut fragte immer wieder: Wo sie nur bleiben? Sie hörte gar nicht, daß Frau Flörke um das Ding jammerte und sich gut that in dem neuen Gedanken, daß Kinder zu der Eltern Hilfe auf die Erde gekommen seien.

Wo sie nur bleiben?

Aber da war ja Ackermann. Ackermanns Stimme klang gedämpft aus der Hausflur herüber. Er sprach in die Schmiede hinein zu dem Lehrbuben; Line konnte nicht verstehen, was, aber es war ja auch einerlei, was er sprach, daß da einer stand, endlich einer, der doch wohl von draußen kam, das war Erlösung.

Sie mußte dicht an ihn hintreten, ehe er sie gewahr wurde, und dann schrak er zusammen.

Sie sehen schlecht aus, Fräulein Line, sagte er besorgt; gehen Sie mal in meine Stube hinein; ja? nur fürs erste. Das ist nichts für sie, so auf den Anprall; aber ich dachte, es wäre das richtige, wenn wir ihn hierher schafften, er gehört doch hierher.

Line starrte in des Freundes bekümmertes Gesicht und rang nach Luft und nach Worten. Sie begriff, und begriff nicht; sie sah den Blitz wie einen feurigen Hammer vom Himmel fallen und faltete unwillkürlich die Hände.

Fräulein Line, sagte Ackermann, ihre gefalteten Hände mit seiner Rechten fest zusammendrückend, nicht so, Fräulein Line; er war eben sehr glücklich gewesen.

Wer? konnte sie endlich herausstoßen, wer?

Der Vater, antwortete er leise, da bringen sie ihn.

Vier Soldaten brachten ihn auf einer verhängten Trage, so wie der Blitz ihn droben in seinem Wolkenschiff getroffen hatte. Der Sturz mit dem gespaltnen Ballon war ihm kein Unheil mehr gewesen, gebrochne Glieder thaten dem toten Manne nicht weh.

Ackermann nahm Line bei den Schultern und schob sie in die offne Schmiede hinein; der Sohn, der neben dem Vater hergeschritten war, den ganzen Weg lang durch Wiesen und Vorstadtgassen, der auch in der engen Hausflur nicht von seiner Seite wich, sah die Schwester gar nicht, und als die Träger schon oben durch die Küche hinaus auf den Gang tappten, vermochte sich Line noch immer nicht zu rühren.

Erst Frau Flörkes Jammerrufe rüttelten sie auf, sie schauerte zusammen und sagte leise: Ich muß wohl helfen.

Da ließ Ackermann ihre Schultern los, aber nur, um ihr das Helfen zu wehren.

Es sind ihrer genug oben, um ihn zu betten; kommen Sie einen Augenblick mit da hinein. Er machte die Wohnstubenthür auf, schob sie wieder über die Schwelle, drückte sie in den altväterischen Lehnstuhl, holte aus dem Wandschrank Flasche und Gläschen und schenkte ein.

'S ist Wacholder, sagte er, trinken Sie. Nur schnell hinunter, wenns auch brennt. Das ist Ihnen jetzt gut.

Sie gehorchte willenlos, wie Feuer rann ihr der Branntwein durch die Adern. Aber sie fühlte sich kräftiger danach, sie vermochte nachzudenken, und aus dem Nachdenken wurde die bange Frage: Wie ist es geschehn?

Digitized by Google

Ackermann rieb die Hände verlegen gegen einander. Ja, Fräulein Line, wir hatten Sie eben von wegen Ihrer Ängstlichkeit belogen. Der goldne Engel ist heute gestiegen, und ich war schon mitten drin im Ärger darüber, daß wir Sie nicht draußen hatten, denn soweit Menschenhände dabei im Spiele waren, ging alles wie am Schnürchen. Er stieg und segelte und kam zurück und war dicht vorm Landen. Aber das Wetter war schneller, und schneller als unsre Sinne es fassen konnten, kamen Blitz und Sturz. Ihres Vaters Augen schlossen sich im stolzesten Augenblick seines Lebens. Er war sehr glücklich, als der Blitz ihn traf, Fräulein Line. Gottes Hand hat es gethan, Fräulein Line. Es ist immer gut, was er thut, Fräulein Line, wenn wirs auch nicht verstehn.

Sie saß still in dem Lehnstuhl und rührte sich nicht; sie hörte seine gute Stimme, die ihr wohler that, als das, was er sich zu ihrem Troste von guten Worten mühsam zusammenstoppelte, und am Ende hatte sie nur das eine verstanden: Ihr Gebet war erhört worden, der feurige Hammer hatte ihn getroffen.

Sie drückte das Gesicht in die Hände und schluchzte auf.

Line! Liebes Fräulein Line! Sie sind doch sonst unsre Tapferste. Was denken Sie wohl, wie meinem Gesellen zu Mute ist, dem armen Schlucker!

Sie sah auf und schluckte ihre Thränen hinab. Jaso, da waren auch noch andre Menschen beteiligt. Der Mechaniker, der Geselle und Nothnagel —?

Ob sie die Namen ausgesprochen hatte, wußte sie nicht, aber wenn sie nur Gedanken geblieben waren, so hatte Ackermann diese Gedanken erraten.

Der Mechaniker ist auch tot, antwortete er, den Gottlieb hatte der Blitz nicht betäubt, er hielt sich beim Sturz in den Seilen und ist mit Arm- und Beinbruch davon gekommen. Der Arzt, den wir draußen hatten, meint, es werde gut heilen. Nothnagel? Nothnagel ist nicht mit aufgestiegen.

Da lachte Line hell auf und hatte sich auf einmal wieder beisammen. Wenn sich einer nur treu bleibt, Herr Ackermann, nicht wahr, dann bleibt ihm auch das Glück treu. Und jetzt will ich hinaufgehn und den Karl versorgen; so lange einer lebendig ist, muß er schon mit seinem Körper haushalten.

Sie schluchzte noch einmal thränenlos auf, drückte Ackermann die Hand und ging zu dem Bruder, der eben die Träger in der Küche verabschiedete.

Schön Dank auch, sagte der Älteste, und schön Dank auch sagten die andern hinterdrein, dann stapften sie mit ihrer Trage die Treppe hinunter, und die Geschwister standen sich allein gegenüber.

Du hast ihn hinaufgelassen, wollte Line sagen und brachte es nicht über die Lippen, dem blassen, bekümmerten Gesicht gegenüber, das ihr nicht einmal vor der Soldatenzeit so knabenhaft jung erschienen war, wie eben jetzt. Und da sie nicht sagen wollte, was ihr auf den Lippen lag, schwieg sie still.

Auch Karl fand kein Wort, nur immer blasser, immer kummervoller wurde sein Gesicht; da überkam sie die Angst, sie könne den Bruder auch noch verlieren, jäh umfaßte sie seine Schulter, drückte ihren Kopf an seinen Hals und hielt ihn fest.

Erst rührte er sich nicht, dann legte er leise seine Linke um ihren Kopf, und endlich, da sie in dieser Stellung erstarrt schien, sagte er eintönig: Das ist nun so, Line. Wenn ich ihn gehalten hätte, wenn ich einen Tag später gekommen wäre, wenn sie eine Stunde früher aufgestiegen wären — über die hundert bittern Wenn! Aber nun hat es keinen Zweck mehr, davon zu reden, nun heißts die Zähne zusammenbeißen und seine Pflicht thun. Wirklich, Line, alles Grübeln darüber, wie es hätte kommen können, ist nutzlos. Sei gut. Sei still.

Digitized by Google

Er fühlte sie unter seiner Hand schaudern. Da war es wieder, was sie eben in dieser Umarmung vergessen gehabt hatte: ihr Gebet um Vernichtung des goldnen Engels, der feurige Hammer und das elende Schuldgefühl, das ihr im Herzen brannte, trotz alles Wehrens von Vernunft und Glauben.

Gott thut, was gut ist, nicht wahr? Und wenn wir uns die Hände wund flehen, er läßt uns nichts zu Willen geschehen, was gegen seinen Willen ist?

Karl ließ die Schwester los und sah sie zweifelnd an, er begriff nicht, was sie meinte, noch weniger, was sie gerade jetzt damit wollte: er sah immer nur zwei Bilder vor Augen: den goldnen Engel oben in seinem Siegesflug, und den toten Vater unten in dem Gewirre von Seilen und Fetzen.

Schwerfällig antwortete er: Gott thut, was gut ist — ja Line, wir wollen uns Mühe geben, das zu glauben, es ist die beste Brücke, die man sich schlagen kann.

Sie hatte gefragt und hörte doch die Antwort nicht, ihre Gedanken sprangen plötzlich ab: sie fühlte die Nässe seines Rocks und erinnerte sich, weshalb sie von Ackermann weggegangen war. Nur ein Wort brauchte sie, um den Bruder willig zu machen; todmüde von Anstrengung und Erregung ließ er sich von ihr helfen und hegen wie ein kleines Kind. Er wurde sich kaum bewußt, daß sie ihn in ihren Alkoven bettete, in den die erfrischte Luft durch den leichten Vorhang eindrang, er schlief, ehe sie noch mit ihrer Sorge für seine Bequemlichkeit zu Ende war.

Dann ging sie noch einmal hinunter zu dem Freunde.

Aber selbstverständlich, Fräulein Line, der Ackermann besorgt alles, was besorgt werden muß. — Und nehmen Sie sich Frau Flörke mit hinauf!

Frau Flörke, die nicht schweigen kann, Frau Flörke, die ihre Nebenmenschen mit weisen Anmerkungen peinigt?

Ackermann sah ein, daß einem Frau Flörke weher thun konnte als die Einsamkeit.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

„Allerlei Intimes vom Kaiser.“ Unter dieser Spitzmarke machte kürzlich die Tischrede eines altpreußischen Landrats, von Kotze, die Runde durch die Zeitungen, in der dieser höhere Verwaltungsbeamte an des Kaisers Geburtstag eine Reihe ihm auf privatem Wege bekannt gewordne Äußerungen und Handlungen des Monarchen aus dem letzten Jahre zum besten gegeben hat. Unter anderm soll dabei Herr von Kotze auch bemerkt haben, daß nach seinen Informationen die Ausweisungspolitik des Herrn von Köller, die straffe Haltung der Regierung gegenüber den Anmaßungen des Polentums und die bisherige Nichtbestätigung des Berliner Oberbürgermeisters auf die „eigne Initiative des Kaisers“ zurückzuführen seien. In letzter Sache — so soll der Landrat hinzugefügt haben — sei es überhaupt wahrscheinlich, daß der neue Oberbürgermeister der Reichshauptstadt nicht bestätigt werden würde, da die bekannten Beschlüsse der freisinnigen Stadtvertretung über die Ehrung der „Märzgefallnen“ den Kaiser sehr verstimmt hätten und diese den

Digitized by Google

Hauptgrund für die verzögerte Bestätigung abgäben. — Wir gestehen ein, es von vornherein für eine Ungeheuerlichkeit, ja für eine Unmöglichkeit gehalten zu haben, daß ein höherer preußischer Verwaltungsbeamter so etwas einer aus allen möglichen Leuten zusammengesetzten Tischgesellschaft, d. h. öffentlich, zum besten gegeben habe, selbst wenn er des Glaubens gewesen wäre, die Tischgenossen würden den Takt haben, das Hinaustragen in eine weitere Öffentlichkeit durch die Presse zu verhindern. Eine Richtigstellung des Preßklatsches ist bisher nicht erfolgt. So wenig wir geneigt sind, dem einzelnen Vorkommnis an sich den Wert einer Besprechung zuzubilligen, so giebt es uns doch Veranlassung zu einigen allgemeinern ernsten Betrachtungen.

Es ist endlich einmal mit aller Schärfe auszusprechen, daß der Kaiser sowohl in der preußischen Bevölkerung wie namentlich in den nichtpreußischen Teilen des deutschen Volkes die Liebe und Anerkennung nicht findet, die er verdient. Wenn man nach den Gründen dieser bedauerlichen Erscheinung forscht, so stößt man, zumal im Süden und Westen, durchweg auf die mit naiver Unkenntnis der Verhältnisse vorgetragne Ansicht, daß er der eigentliche Träger der altpreußischen junkerlichen Reaktion sei, wohl auch des Agrariertums, des schutzzöllnerischen Schlotjunkertums und nicht am wenigsten der starren, unduldsamen, protestantischen Orthodoxie, die man alle mit einander in neuerer Zeit als in Preußen zu unumschränkter Herrschaft gelangt betrachtet. Man geht in der naiven Geschichtsfälschung in Süddeutschland sogar vielfach soweit, Bismarck als den Vorkämpfer des Fortschritts und des Liberalismus im edelsten Sinne dem Kaiser als dem Vertreter des finstern, illiberalen, selbst vor einem reaktionären Staatsstreich nicht zurückschreckenden Rückschritts gegenüberzustellen.

So lächerlich dieser Kontrast der von der Person des Kaisers herrschenden Vorstellungen mit der Person des Kaisers, wie sie wirklich ist, auch sein mag, so drohen sie doch schon zu einer ernsten Gefahr für die gedeihliche Entwicklung der politischen Lage im Reiche zu werden. Sie bieten den partikularistischen wie den demokratischen Wühlereien das willkommenste Werkzeug und den fruchtbarsten Boden. Die Freunde des Reichs, die in des Kaisers Person und in ihrem harmonischen Zusammenwirken mit der Nation die Gewähr für die gesunde Weiterentwicklung der jungen deutschen Reichspolitik sehen, die aufrichtigen Freunde des Kaisers, namentlich die im besten Sinne konservativ und monarchisch gesinnten deutschen Männer in Preußen haben dieser Gefahr gegenüber Stellung zu nehmen und rücksichtslos ihre Ursachen und Urheber festzustellen und zu bekämpfen.

Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, wie schweres Unrecht dem Kaiser widerfahren ist, und wie gewaltige Hindernisse seiner aufopfernden Pflichterfüllung bereitet worden sind durch die an den Rücktritt Bismarcks anknüpfende, mit tausend giftigen Angriffen gegen die Person Wilhelms II. gerichtete Fronde, dieses echte, böse, altpreußische Junkertum mit Quidde und Harden im Bunde. Es liegt uns fern, darauf zurückzukommen. Möge der Schleier der Vergessenheit recht bald diese schmachvolle Episode verdecken. Wir wollen auch nicht zurückkommen auf den bösen Geist passiven Widerstands und hämischer Schadenfreude, der dem sogenannten „neuen Kurs“ in einzelnen Schichten des preußischen Beamtentums unter dem Deckmantel einer über dem Monarchen stehenden monarchischen Gesinnung nur zu oft begegnete, und auf das Zetergeschrei der altpreußischen Büreaukratie über jede öffentliche persönliche Meinungsäußerung des Kaisers, die geflissentlich im Übermaß aufgebauscht wurde. Wir erinnern an diese preußische junkerliche Fronde und an die eng mit ihr zusammenhängenden traurigen Erscheinungen im preußischen Beamtentume nur

Digitized by Google

deshalb, um ein für allemal außer Zweifel zu stellen, daß die Kreise, die daran teil genommen haben und vielleicht noch teil nehmen möchten, am wenigsten ein Recht haben, Unmut und Tadel über den Undank und die Antipathien, die in leider sehr weiten Kreisen der deutschen Nation noch gegen den deutschen Kaiser herrschen, laut werden zu lassen, daß sie vielmehr die Mitschuld, ja die Hauptschuld daran tragen, daß es so ist. Sagen wir es offen: die Reaktion in Preußen hat den Kaiser um die wohlverdiente Liebe, den gebührenden Dank und das notwendige Vertrauen der deutschen Patrioten und damit des deutschen Volks betrogen. Hier in Preußen ist die Schuld zu suchen, und in Preußen deshalb auch für die Sühne und für die Abhilfe zu sorgen. Wenn Bismarck einmal gesagt hat, der weise Staatsmann müsse zu Zeiten konservativ, zu Zeiten liberal zu regieren wissen, dann ist es in Preußen hohe Zeit, daß wieder einmal liberaler oder weniger reaktionär regiert wird. Das sollten die preußischen Konservativen sich endlich gesagt sein lassen. Wollen sie es nicht beherzigen, so werden sie auch in Zukunft den deutschen Kaiser um das Vertrauen und den Dank des deutschen Volks betrügen lassen und damit leider die Regierung eines der pflichttreusten, begabtesten, im besten Sinne liberalen Hohenzollern zu einer tragischen machen.

Und warum giebt uns die Tischrede des Herrn von Kotze zu diesen trüben Betrachtungen Veranlassung?

Es gehörte zu den Gepflogenheiten der junkerlichen und büreaukratischen Fronde, die persönliche Initiative des Kaisers in allen Sachen öffentlich vorzukehren, obgleich man, wo der Kaiser sich selbst zu ihr zu bekennen für gut fand, Zeter darüber schrie. Es schien Methode geworden zu sein, daß die verantwortlichen hohen Beamten nicht den Monarchen deckten, sondern sich durch die Person des Monarchen zu decken suchten. Wo nur immer eine reaktionäre Maßregel in Preußen vorbereitet werden sollte, da suchte man die persönliche Initiative des Kaisers, durch irgend eine beiläufige, intime Äußerung belegt, dafür ins Treffen zu führen und es an die große Glocke zu hängen. Man wußte genau, daß man damit Öl ins Feuer und Wasser auf die Mühle derer goß, die die leichtgläubigen Massen gegen den Kaiser aufzuhetzen immer bereit waren. Man machte sich zum Mitschuldigen dieser Hetze, und wie es zuweilen schien, nicht ohne Vorbedacht. Indem man Veranlassung gab, den Kaiser im Volke als den Vertreter der schroffen Reaktion zu beschimpfen — wer die Frage der Majestätsbeleidigungen unbefangen studiert, wird das verstehn —, um so mehr glaubte man den Kaiser zu isolieren und der Reaktion wirklich in die Arme zu treiben, in die Arme der Fronde, die über und durch den Monarchen herrschen wollte.

Wir sind weit entfernt, den Landrat von Kotze zu dieser Fronde zu rechnen, aber wie konnte er nach privaten oder nichtöffentlichen amtlichen Informationen — ohne daß der Kaiser sich selbst darüber öffentlich zu äußern für gut befunden hatte — die Köllerschen Maßnahmen und nun gar die noch nicht einmal erfolgte Nichtbestätigung des zum ersten Bürgermeister von Berlin gewählten Bürgermeister Kirschner, ja schließlich auch die auffallende Verschleppung der Entscheidung in dieser Sache als der persönlichen Initiative des Kaisers entsprungen hinstellen? Wir haben uns zu Genüge über die politischen Zustände in der Berliner Stadtverwaltung ausgesprochen und namentlich auch das skandalöse Gebaren der von einer Klique demokratischer und sozialdemokratischer Schreier und Streber schlimmster Art terrorisierten Mehrheit der Stadtverordneten in Sachen der Gräber der „Märzgefallnen“ hinreichend gekennzeichnet. Aber es hieße jede Kenntnis der Anschauungen und der Urteilsfähigkeit der Berliner Einwohnerschaft, ja der Natur der Volksseele

Digitized by Google

überhaupt verleugnen, wollten wir nicht die Nichtbestätigung eines so durch und durch achtbaren, patriotischen und geschäftstüchtigen Mannes, als welcher Kirschner in Berlin und in seinem frühern Wirkungskreise bekannt ist, für einen schweren Fehler bezeichnen — besonders nachdem er seiner Zeit als zweiter Bürgermeister anstandslos bestätigt worden war und nun nach langen Verhandlungen und Bedenken sich hatte bereit finden lassen, die Wahl zu der wenig beneidenswerten Stellung als Haupt einer politisch so verrotteten Stadtverwaltung anzunehmen. Und vor allem hätte man das rechtzeitig sagen müssen, ja schon vor der Wahl sagen sollen. Niemand in Berlin hat in der Wahl Kirschners einen oppositionellen Akt gesehen, und jetzt behandelt man die Gemeinde Berlin, wie ein Landrat das kleinste Dorf nicht behandeln sollte, das verantwortliche Haupt einer so riesigen Verwaltung wie einen Flurschützen, der froh sein muß, überhaupt vom Schreiber des gnädigen Herrn Landrats einen Bescheid zu bekommen oder auch nicht.

Es ist unerhört, solche Fehler mit der persönlichen Initiative des Kaisers decken zu wollen. Das steht mit allen guten Traditionen des preußischen Beamtentums im schroffsten Widerspruch. Lächerlich geradezu ist es, dem Kaiser dafür die Verantwortung aufzubürden. Und wenn er ohne Kenntnis der wahren Sachlage und der sich aus ihr ergebenden Konsequenzen persönlich der Bestätigung Kirschners abgeneigt wäre und sich dahin geäußert hätte, so wäre es seiner in dieser Sache verantwortlichen Berater verfluchte Pflicht und Schuldigkeit gewesen, dem entgegen zu treten und nicht etwa hinter der bekannten jämmerlichen Ausrede Deckung zu suchen: Ja der Kaiser duldet keinen Widerspruch. Mögen die Zweifel gegen die Fähigkeit Kirschners, den Augiasstall in der Stadtverwaltung auszuräumen, berechtigt sein oder nicht, wie jetzt die Sache in den Sumpf gefahren ist, bedeutet die Nichtbestätigung nichts weiter als einen ungeheuern Machtzuwachs der demokratischen und sozialdemokratischen Hetzerei in Berlin und eine ungeheure Förderung der unberechtigten Antipathien gegen den Kaiser im Reiche. Wir hören schon in Bayern, Württemberg, Baden, Hessen, Thüringen, ja auch in Sachsen die Stimmen vieler guter Monarchisten und Reichsfreunde: So etwas wäre bei uns ganz unmöglich, und es wäre auch zu Bismarcks Zeiten in Preußen ganz unmöglich gewesen — und wir sind leider Gottes nicht in der Lage, sie Lügen zu strafen. Wir sehen voraus, wie die gemäßigt liberalen Elemente in Berlin und Preußen dadurch noch mehr jedes Einflusses beraubt und selbst immer mehr verbittert werden. Der Zwiespalt wird immer größer und unversöhnlicher, und wenn die Reaktion darin auch momentan ihre Rechnung zu finden hofft, die konservative Sache im guten Sinne, die Monarchie und vor allem der Kaiser selbst haben davon nichts als Schaden. Mit dem größten Bedauern haben wir gehört, daß der preußische Minister des Innern im Abgeordnetenhause die Bestätigung der Berliner Bürgermeisterwahl als einen königlichen Akt hinstellte, der sich der Kritik der Volksvertretung, d. h. also der Verantwortung des Ministers entziehe. Nackt und schroff ist hier die falsche Gepflogenheit, den Monarchen persönlich vor dem Volke verantwortlich zu machen, zum Grundsatz erhoben. Freiherr von Kotze und Freiherr von der Recke mögen es nach bestem Wissen gut mit dem Kaiser gemeint haben bei ihren Reden, aber vor den Grundsätzen solcher Freunde möge Gott den Kaiser schützen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Bedarf Deutschland einer Vergrößerung seines kolonialen Besitzstandes?

Die wesentliche Grundlage des Staats ist „unabhängige Macht," seine Fähigkeit, sich in der Staatengesellschaft durch eigne Kraft zu behaupten. Überall im Völkerleben kommt es darauf an, welche Macht ein Staat den andern entgegensetzen kann. Der Gang der geschichtlichen Entwicklung scheint aber darauf hinzuweisen, daß in Zukunft nur die Staaten eine Rolle spielen werden, die sich eine genügend große Herrschafts- und Wirtschaftssphäre auf der Erde gesichert haben. Daher die gewaltigen kolonisatorischen Bestrebungen der Engländer, Russen und Franzosen. Sie haben erkannt, daß in dem zukünftigen großen wirtschaftspolitischen Kampfe der Völker ausschlaggebend sein wird, welchen Anteil sich jedes bei der Verteilung der Welt zu verschaffen gewußt hat. Der Besitz und die rationelle wirtschaftliche Ausnutzung von Kolonien wird in den kommenden Zeiten eine wesentliche Bedingung für das Dasein der Staaten sein. Nur so ist auch die Voraussetzung gegeben für die hohe sittliche Aufgabe zivilisierter Staaten, den Völkern der Welt, die auf einer niedrigern Stufe geistiger Entwicklung geblieben sind, die Kultur zu bringen. Ein Staat, der sein Genügen findet an dem beschränkten Dasein innerhalb seiner Landesgrenzen, ein europäischer Staat, der seine Hauptaufgabe darin sieht, nur Festlandspolitik zu treiben, muß notwendigerweise erstarren. Der Blick über das weite Meer macht frei. Es ist sittliche Pflicht eines Kulturstaates, den Grad geistiger Freiheit, den er erlangt hat, in der Welt zu verbreiten, sein eignes Wesen unkultivierten und halbzivilisierten Völkern aufzuprägen. Hierzu ist die Möglichkeit auf dem Wege kolonisatorischer Thätigkeit gegeben.

Digitized by Google

Große Völker haben immer, wie die Geschichte lehrt, auf dem Höhepunkte ihrer Kultur eine bedeutende koloniale Thätigkeit entfaltet: im Altertume die Phönikier, die Griechen und die Römer; gegen den Ausgang des Mittelalters und zum Beginn der Neuzeit die Spanier und Portugiesen, dann die Holländer, schließlich die Franzosen und die Engländer. Besonders lehrreich ist die Kolonialgeschichte der Engländer. Von den fünf europäischen Westmächten, die sich nach der Entdeckung Amerikas und nach der Auffindung des Seeweges nach Ostindien in die neue Welt teilten, hat es England verstanden, sich zur gewaltigsten weltbeherrschenden Kolonialmacht zu entwickeln. Dies ist ihm nicht zum wenigsten dadurch gelungen, daß es sich ferngehalten hat von der oft verhängnisvollen Politik der europäischen Festlandsstaaten, die sich in Religionskämpfen und in Kriegen um kleine Fetzen Landes auf dem Kontinent gegenseitig schwächten. Der wirtschaftliche Sinn englischer Staatsmänner hat weitausschauend den Blick über die Grenzen Europas hinaus auf die Gründung und Sicherung eines weltumfassenden Kolonialreichs gerichtet gehalten und sich in die Festlandspolitik nur hineingemischt, wenn es galt, Gewinn für den englischen Handel und die Kolonialpolitik herauszuschlagen. Von diesem Gesichtspunkte aus hat sich England an dem spanischen Erbfolgekriege beteiligt und dadurch die Vereinigung der Kronen Spaniens und Frankreichs auf einem Haupte und somit die Auslieferung der großen spanischen Besitzungen in Amerika an Frankreich zu verhindern gewußt.

„Wäre diese Vereinigung, sagt Dr. Alexander Peez,*) erfolgt, so hätte die durch Colberts weise Pflege mächtig emporgeblühte französische Industrie einen gewaltigen, den andern Industrievölkern verschlossenen Markt in Amerika und mit demselben die Superiorität gewonnen, und ebenso hätten die Niederlassungen Frankreichs in Nordamerika und Indien eine außerordentliche Stütze und dadurch sicherlich den Vorsprung vor den englischen erlangt. Daß dies nicht geschah, war das Hauptergebnis der Siege .... Marlboroughs. Neben diesem unendlich wichtigen negativen Erfolge, welcher das spätere Übergewicht Englands in Amerika und Indien begründete, brachte der Friede von Utrecht (1713) den Engländern einen beträchtlichen Teil Kanadas, Neufundland und Neuschottland, sodann Gibraltar und Minorca von Spanien, sowie den sogenannten »Assiento-Vertrag«, welcher ihnen das Recht gab, in die spanischen Kolonien jährlich eine gewisse Anzahl afrikanischer Neger einzuführen und den Hafen von Portobello alljährlich mit einem Schiff zu besuchen, wodurch sie Gelegenheit erhielten, Massen von englischen Fabrikaten in die spanischen Kolonien einzuschmuggeln."

Im Siebenjährigen Kriege von 1756 bis 1763 hatte England seinen besondern Grund, Friedrich den Großen mit Geld zu unterstützen. Es ließ auf

*) Peez, Zur neuesten Handelspolitik. Wien, 1895.

Digitized by Google

diese Weise preußische Grenadiere gegen Frankreich kämpfen, das sich thörichterweise wieder in Festlandspolitik verfangen hatte und im Kriege gegen Preußen seine Kräfte zersplitterte, während es diese gegen seinen Hauptgegner England ungeteilt hätte gebrauchen müssen. Indem aber England Friedrich den Großen materiell unterstützte und so Frankreich auf dem Festlande beschäftigt hielt, konzentrierte es seinerseits seine ganze Kraft auf das eine große Ziel: den Seekampf gegen Frankreich und die Sicherung seiner eignen Kolonialmacht. Das durch die verschiedenartigen Kämpfe arg mitgenommene Frankreich konnte schließlich auch den Besitz Indiens nicht aufrecht erhalten. Auch hier siegte die feste Politik Englands. Aus den Festlandskriegen Napoleons I. zog England wieder den größten Gewinn. Durch sie „verlor Frankreich seine überseeische Stellung an England. Großbritannien blickte wieder mit freien Armen als Sieger auf die Schlachtfelder Europas herab. Der Pariser Frieden von 1815 brachte ihm das Kapland, Malta, Helgoland, Ceylon, und das geschwächte, mit den Kontinentalmächten verfeindete Frankreich mußte ruhig zusehen, wie England in Asien und Amerika die Vorherrschaft gewann, indem es sein indisches Reich ausbaute und durch Unterstützung der Aufstände der spanischen und portugiesischen Kolonien gegen das Mutterland diese Märkte seinem Handel und seiner Industrie botmäßig machte.... So waren durch die Napoleonischen Kriege mit Groß-Frankreich zugleich Groß-Spanien und Groß-Portugal in die Luft gesprengt. Nur Groß-England blieb übrig" (Peez).

Frankreich hat die verhängnisvollen Fehler seiner Politik, die das Land durch die Verwicklung in eine schier ununterbrochne Kette von Festlandskriegen davon abgehalten hat, eine energische Kolonialpolitik zu verfolgen, neuerdings nach Möglichkeit auszugleichen gesucht. Frankreich baut sich im nordwestlichen und mittlern Afrika ein Kolonialreich auf, das jetzt beinahe so groß ist, wie alle unsre deutschen kolonialen Besitzungen zusammengenommen, und das ihm einst seine völlige wirtschaftliche Unabhängigkeit vom Auslande wird sichern können. Ein drittes Reich mit gewaltiger kolonisatorischer Thätigkeit erhebt sich im Osten Europas: Rußland. Alles Land zwischen Ural und Stillem Ozean, zwischen Nördlichem Eismeer und dem chinesischen Reiche und Persien im Süden ist russisches Kolonialgebiet, ein ungeheures Landareal umfassend, das vor dem Kolonialbesitze sämtlicher übrigen Mächte den großen Vorteil eines völlig in sich zusammenhängenden, abgeschlossenen Territoriums voraus hat.

Wo bleibt gegenüber diesen gewaltigen Reichen und Kolonialländern Deutschland? Es ist von Interesse, einmal die Größenverhältnisse Deutschlands einschließlich seines kolonialen Besitzes den Ländergebieten Frankreichs, Britanniens und Rußlands gegenüberzustellen.

Digitized by Google

	Flächeninhalt		Bevölkerung
Deutschland			
Stammland	540657	qkm	54324000 (im Jahre 1898)
Schutzgebiete	**2577540**	„	**9410000**
und zwar: Deutsch-Afrika (Togo, Kamerun, Deutsch-Südwest- und Ostafrika)	2325600	„	8950000
Südsee (Kaiser Wilhelms-Land, Bismarck-Archipel, nördl. Salomons-Inseln, Marschall-Inseln)	251400	„	400000
Kiautschou	540	„	60000
Frankreich			
Stammland	536408	„	38517975 (im Jahre 1896)
Kolonien	**3792687**	„	**44734592**
und zwar: in Afrika	2381476	„	15642886
1. Algier; 2. Tunis; 3. Senegal, franz. Sudan, Rivière du Sud, franz. Kongo, Obok.			
in Asien	705619	„	24828605
1. Vorder-Indien: Pondichery, Karikal, Janaon, Chandernagor; 2. Hinter-Indien: Kambodscha, Cochinchina, Annam, Tonkin.			
in Amerika	81993	„	416203
1. Nordamerik. Inseln: St. Pierre, Miquelon und Dependenzen; 2. Westindien: Martinique, Gouadeloupe u. Dependenzen; 3. franz. Guyana (Cayenne).			
im Indischen Ozean und in der Südsee	623599	„	3846898
1. Madagaskar; 2. Réunion, Mayotte, Diego Suarez ꝛc.; 3. Kerguelen-, St. Paul-, New Amsterdam-Inseln; 4. New Kaledonien, Loyalty-, Futuna-Inseln; 5. Tahiti und andre ozeanische Besitzungen.			
Rußland			
Stammland mit Polen und Finnland	5389985	„	106234358
In Asien	**16826951**	„	**24647469**
Sa.	22216936	„	130881827
und zwar: Sibirien, Kaukasien, Uralsk, Turgai, Amu- und Syr-Darja, Samarkand, Transkaspien, Pamirgebiet	16561951	„	22697469
Vasallenstaaten: Chiwa und Buchara	265000	„	1950000
Großbritannien			
Stammland	314628	„	39972433 (Anno 1897)
Kolonien	**27568231**	„	**342708434**
und zwar: in Europa: Gibraltar, Malta, Gozzo und Comino	328	„	211204
in Asien	5324379	„	296871895
Britisch-Indien, Ceylon, Straits-Settlements, Malayische Schutzstaaten, Hongkong, Labuan und Nord-Borneo, Sarawak und Brunei, Aden, Perim usw., Kamaran und Bahrein-Inseln, Cypern.			

Digitized by Google

	Flächeninhalt	Bevölkerung
in Amerika	9491401 qkm	7133152
Kanada, New-Foundland mit Ostlabrador, Bermuda-Inseln, West-Indien, Britisch-Honduras, Britisch-Guyana, Falkland-Inseln, Süd-Georgia.		
in Afrika	4512062 „	33380905
Kapkolonie, Natal und Zululand, Brit. Südwestafrika, Walfischbay, Betschuanenland, Sambesigebiet, Brit. Zentralafrika, Niger-Gebiet, Sierra-Leone, Gambia, Goldküste, Lagos, St. Helena, Ascension, Tristan da Cunha, Mauritius mit Dependenzen, Sokotra, Brit. Ostafrika, Uganda, Somalikküste, Sansibar mit Pemba und Lamu.		
in Australien und Ozeanien	8240061 „	5111278
Austral. Kolonien, Brit. Neuguinea mit Dependenzen.		

Gegenüber den gewaltigen Zahlen Großbritanniens und Rußlands verschwindet Deutschlands Kolonialbesitz völlig; aber er verschwindet auch selbst hinter dem französischen Besitze. Ausschlaggebend ist jedoch, daß unsre Besitzungen in Afrika und in der Südsee wegen ihrer klimatischen Verhältnisse nicht recht geeignet sind, unsern Bevölkerungsüberschuß aufzunehmen. Der auswandernde Engländer findet im Kapland, in Australien oder Kanada, der Franzose in Algier oder Tunis, der Russe in Sibirien oder Kaukasien und Transkaspien Himmelsstriche, in denen der Europäer ohne Nachteil für seine Gesundheit leben kann, er findet aber außerdem auch sein altes Volkstum wieder: die Sprache und die Gewohnheiten der Volksgenossen seines engern Heimatlandes. Deutschlands Bevölkerungsüberschuß muß jedoch nach wie vor größtenteils im fremden Auslande Unterkunft suchen. Dort geht er nach Generationen für unser Volkstum verloren. „Deutschland hat seit 1820 in den nordamerikanischen Abgrund sechs Millionen Menschen geschüttet" (Reclus). Es muß aber das Bestreben einer weitausschauenden Politik sein, uns diesen Bevölkerungsüberschuß auch draußen in der weiten Welt zu erhalten. Treffend sagt Treitschke: „Jene Kolonisation, die das einheitliche Volkstum erhält, ist für die Zukunft der Welt ein Faktor von ungeheurer Bedeutung geworden. Von ihr wird es abhängen, in welchem Maße jedes Volk an der Beherrschung der Welt durch die weiße Rasse teilnehmen wird. Es ist sehr gut denkbar, daß einmal ein Land, das keine Kolonien hat, gar nicht mehr zu den europäischen Großmächten zählen wird, so mächtig es auch sonst sein mag."

Deutschland ist, wie Dr. Paul Voigt in seiner Schrift „Deutschland und der Weltmarkt" eingehend dargelegt hat, ein Industriestaat geworden. Von seiner rund 54 Millionen zählenden Gesamtbevölkerung gehören schon über 20 Millionen Menschen, rund 40 Prozent zur Industriebevölkerung, dagegen nur noch etwa 35 Prozent zur agrarischen Bevölkerung. Die deutsche land- und forstwirtschaftliche Produktion liefert nur noch drei Viertel des Total-

Digitized by Google

bedarfs, ein Viertel muß vom Auslande bezogen werden. Der unumgänglich notwendige Einfuhrbedarf an Lebensmitteln und Rohstoffen beläuft sich schon auf $3^1/_2$ Milliarden Mark, er wird sich bei der ungeheuer rasch anwachsenden Bevölkerungszahl Deutschlands (in den letzten Jahren durchschnittlich jährlich drei Viertel Million) entsprechend steigern. Bei solchen Bedingungen wird es der deutschen Landwirtschaft je länger je mehr technisch unmöglich sein, selbst bei intensivster Kultur den Fehlbetrag ihrer Produktion zu decken. Woher soll aber Deutschland den notwendigen Einfuhrbedarf beschaffen und wohin die Erzeugnisse der eignen Industrie exportieren, um damit die eingeführten Waren bezahlen zu können, wenn — um mit dem Grafen Goluchowski zu reden — das zwanzigste Jahrhundert das gewaltige Ringen um das Dasein auf handelspolitischem Gebiete heraufbeschwört, wenn sich die großen Staatengruppen, deren Machtgebiet sich über mehrere Breitengrade und über verschiedne Zonen ausdehnt, zu wirtschaftlich selbständigen, gegen das Ausland zollpolitisch festabgeschlossenen Einheiten ausbauen?

Schon begnügt sich Rußland nicht mehr damit, der völlig unabhängige Agrarstaat zu sein, der jetzt an Getreide den siebenten Teil der Jahresernte der ganzen Welt produziert, es macht auch die lebhaftesten Anstrengungen, um seine Industrie auf die Höhe zu bringen, die es in den Stand setzt, das ganze große Russenreich bis zum Stillen Ozean und zum Hochlande von Pamir mit eignen Industrieerzeugnissen zu versehen. Wie fest und sicher die russische Handelspolitik vorgeht, ergiebt sich daraus, daß Rußland zur Hebung seiner Industrie die Einfuhr von Fabrikaten möglichst beschränkt, dagegen zur Verbesserung seiner Finanzlage die Ausfuhr von Landesprodukten nach Kräften fördert. Bezeichnend sind die Zahlen des Handelsverkehrs mit Deutschland in den Jahren 1891 und 1892. In diesen beiden Jahren betrug die Einfuhr Rußlands aus Deutschland 502 Millionen Mark, darunter Edelmetalle 228 Millionen Mark, die Ausfuhr Rußlands nach Deutschland aber 964 Millionen Mark, darunter Edelmetalle nur 3 Millionen Mark.

Wenn Rußlands Industrie mit der Westeuropas auf gleicher Höhe stehen wird, werden die europäischen Staaten, die bisher ihre Industriewaren in Rußland abgesetzt und dafür von dort Getreide bezogen haben, vergeblich an seine Thür pochen. Rußland wird dann, auf die auswärtige Industrie nicht mehr angewiesen, sein Getreide, das es heutzutage breiten Volksschichten im eignen Lande entzieht, um damit die auswärtigen Gläubiger und die Einfuhr gewerblicher Erzeugnisse bezahlen zu können, zur eignen Volksernährung verwenden. Mit einem Schlage wird dann der russische Markt — sowohl Import wie Export — verschlossen sein.

Frankreich hat sich schon zollpolitisch gegen das Ausland abgeschlossen und ist andrerseits im Begriff, sich mit seinem afrikanischen Kolonialreich mehr und mehr zu einer wirtschaftlichen Einheit zu verschmelzen. Aus dem Artikel 11 des Frankfurter Friedensvertrages, worin sich Deutschland und Frankreich

Digitized by Google

gegenseitig das Recht der Meistbegünstigung eingeräumt haben, kann Deutschland keinen Nutzen mehr ziehen, da sämtliche Handelsverträge, die Frankreich mit andern Staaten geschlossen hatte, von ihm gekündigt worden und 1892 abgelaufen sind. Frankreich verfolgt also mit Energie das Ziel, sich vom Auslande gänzlich unabhängig zu machen. Dagegen knüpft es immer engere Handelsbeziehungen mit seinen Kolonien an. Diese liefern ihm die erforderlichen Rohstoffe, Tropenprodukte usw. und sind dabei willige Abnehmer seiner Industrieerzeugnisse. Besonders günstig werden Tunis und Algier behandelt. Zwischen ihnen und dem Mutterlande wird ein völlig zollfreier Verkehr angebahnt. Er besteht schon im Warenaustausche mit Algerien, während der französische Import nach Tunis zur Zeit noch mit einem geringen, allen andern Ländern gegenüber differentiell begünstigten Zoll belegt ist. Tunesische Waren genießen schon jetzt in Frankreich größtenteils Zollfreiheit. Unter solchen Bedingungen ist es nicht wunderbar, wenn Frankreich, Algier und Tunis je länger je mehr zu einer wirtschaftlichen Einheit zusammenwachsen. An dem Gesamtwerte der Wareneinfuhr in Tunis im Jahre 1896 (46 Millionen Franken) nahmen Frankreich und Algier mit 60 Prozent teil, der Wert der tunesischen Ausfuhr nach beiden Ländern belief sich auf 80 Prozent. Die Einfuhr Frankreichs in Algier betrug in demselben Jahre 217,8 Millionen Franken oder 81 Prozent der gesamten Einfuhr, die Ausfuhr Algiers nach Frankreich 196,8 Millionen Franken oder 85 Prozent der Gesamtausfuhr. Ein bedeutender Vorzug des französischen Kolonialreiches in Afrika ist seine außerordentlich günstige Verbindung mit dem Mutterlande. Beide trennt nur das Mittelländische Meer, das bei der heutigen Entwicklung der Dampfschiffahrt nur noch den Charakter eines Binnensees hat. Von Marseille aus ist Algier in sechsunddreißig Stunden und Tunis in vierzig Stunden zu erreichen. In der Nähe der letzten Stadt, unweit des alten Karthago, wird von den Franzosen in stiller Arbeit ein Kriegshafen angelegt, der Hafen von Bizerte. Im Verein mit Toulon wird dieser Hafen — eine starke Kriegsflotte vorausgesetzt — den Franzosen in Zukunft die unumschränkte Herrschaft im westlichen Mittelmeer sichern und so mit der wirtschaftlichen Einheit Frankreichs und seines afrikanischen Kolonialreiches die militärisch-maritim gesicherte politische Einheit verknüpfen.

Englands Bestrebungen gehen gleichfalls dahin, sich mit seinen Kolonien zu einem großen Wirtschaftsverbande zusammenzuschließen. Die Grundzüge der United Empire Trade League sind: Großbritannien und die Kolonien sind ein einheitliches Zollgebiet. Innerhalb dieses Gebiets besteht Freihandel, dem Zollausland gegenüber tritt eine differentiell ungünstige Behandlung ein. Dieses Britenreich, durch gemeinsame Bande des Blutes, der Sprache, Sitten und Interessen zusammengehalten, würde seine Märkte dem Auslande verschlossen halten und in den weiten Landstrichen Kanadas und den fruchtbaren Gefilden Indiens wie in den reichen Industriebezirken Englands und Australiens unerschöpfliche Quellen zur Deckung seines Bedarfs an Nährmitteln und gewerb-

Digitized by Google

lichen Erzeugnissen finden. England geht aber noch weiter. Es sucht Fühlung mit den Vereinigten Staaten Nordamerikas zu gewinnen, um ein freundschaftliches Verhältnis anzubahnen und gegebnenfalls ein Bündnis abzuschließen. „Staatsmänner wie Lord Rosebery, Parlamentarier wie Bright, hervorragende politische Schriftsteller wie W. T. Stead haben in England diesem Gedanken ihre Neigung zugewendet" (Peez). Und man findet in Amerika schon Gegenliebe. Der bedeutende amerikanische Industrielle Carnegie schreibt: „So gewiß die Sonne einst auf ein einheitliches England-Amerika schien, so gewiß wird sie einst auf ein wiedervereinigtes ihre Strahlen herabsenden." Und ein andrer Amerikaner, Mr. Procter, erklärt: „Zwischen England und den Vereinigten Staaten besteht eine zunehmende Gemeinschaft von Interessen in Verkehr und gesellschaftlichen Beziehungen. Ist nun die Erwartung unvernünftig, daß diese Interessen zu einer Vereinigung aller englisch redenden Völker führen, die der Welt Friede und Wohlstand bringen wird? Während das europäische Festland ein Feldlager ist, und Millionen Männer in der Blüte ihres Alters der schaffenden Arbeit entzogen werden, um gegen eingebildete Übel zu schützen oder um kleine und fragwürdige Vorteile zu erhaschen, und während die wirkenden Kräfte der Völker durch Bevormundung aller Art niedergehalten werden, mögen die angelsächsischen Stämme, wenn sie sich einmal vereinigen, in eine Zeit von beispiellosem Wohlbefinden eintreten — sie, die die schönsten und ergiebigsten Länder besitzen, die Meere beherrschen . . . und über die kürzesten Heerstraßen des Welthandels verfügen." Bezeichnend sind auch die Worte Lord Randolph Churchills: „In zukünftigen Ereignissen, bei denen möglicherweise einige europäische Mächte vernichtet werden, sollte England in den Vereinigten Staaten seinen besten und zuverlässigsten Bundesgenossen finden."

Wenn auch, bevor der Gedanke eines Greater und Greatest Britain Wirklichkeit werden sollte, noch mancher Tropfen ins Weltmeer fließen mag — die Thatsache liegt doch vor, daß die Bestrebungen, große selbständige Wirtschaftseinheiten zu schaffen, vorhanden sind, und die Wahrscheinlichkeit, diese Pläne in irgend einer Form zu verwirklichen, ist nicht ausgeschlossen. Es ist also eine aus den Zeichen der Zeit, die die zukünftige geschichtliche Entwicklung andeuten, abgeleitete Forderung, für die räumliche Ausdehnung und somit die wirtschaftliche Sicherung des eignen Staates zu sorgen. Kurz und charakteristisch ist das Wort des russischen Admirals Baranow: „Der Raum ist die Zukunft." Will Deutschland nicht seine führende Stellung im Rate der Völker verlieren, so muß es sich auch seinen Anteil am Raum sichern. Seine Mission auf dem Festlande: die Einigung der deutschen Stämme, ist erfüllt. Jetzt gilt es, draußen in der Welt für deutschen Gewerbefleiß, deutsche Sprache und deutsche Art festen Boden zu gewinnen, Absatzgebiete für Deutschlands industrielle Überproduktion zu schaffen und Quellgebiete zur Gewinnung land-

Digitized by Google

wirtschaftlicher und industrieller Rohstoffe zu erwerben, die nicht durch fremde Willkür verschlossen werden können, sondern Deutschland die wirtschaftliche Unabhängigkeit vom Auslande verbürgen.

In der Erwerbung von Kiautschou hat Deutschland nach dieser Richtung hin einen Anfang gemacht. Aber der Anfang ist klein. Die Zukunft verlangt mehr. Man wird fragen, wo in aller Welt Deutschland jetzt noch geeignete koloniale Erwerbungen machen solle, da der Erdball aufgeteilt sei. Die Welt war schon mehrmals verteilt. Und doch hat die energische Politik thatkräftiger Völker die Teilung zu ändern gewußt. Auch Deutschland wird vor der Durchführung solcher energischen Politik nicht zurückschrecken dürfen, da es sich hier um eine Macht- und Lebensfrage handelt. „Für seine Macht zu sorgen ist die höchste sittliche Pflicht des Staates," sagt Treitschke. Nicht ist damit gemeint, blinde Eroberungspolitik zu treiben, aber die Existenz des Staates zu sichern, ihm für die Zukunft die Möglichkeit zu gewähren, den anwachsenden übermächtigen Reichen gegenüber sich selbständig zu behaupten. Während Rußland in Asien immer mehr nach Süden drängt und sein begehrliches Auge auf Persien gerichtet hält, während England nach Vorderasien, Syrien und Mesopotamien blickt und auf afrikanischem Boden nach dem Sudan und der Delagoabai trachtet, während die Vereinigten Staaten von Nordamerika die Hand nach Landgebieten ausstrecken, die ihnen die notwendigen Tropenprodukte zu liefern imstande sind, kann Deutschland nicht mit verschränkten Armen auf dem Festlande stehen bleiben. Noch ist Afrika nicht ganz aufgeteilt. Im Nordwesten zwischen Algier, der Sahara und dem Atlantischen Ozean dehnt sich das bis jetzt noch unabhängige Sultanat Marokko aus. Der westliche Teil zwischen dem Atlasgebirge und dem Atlantischen Ozean (etwa 200000 Quadratkilometer umfassend) ist zur Ansiedlung von Europäern wie geschaffen. Das Klima ist beständig und milde. Die durchschnittliche Jahrestemperatur beträgt z. B. in Mogador $19^1/_2$ Grad. Es ist die Zone immergrüner Gehölze. Der Boden ist fruchtbares Ackerland. Weizen, Mais, Gerste wird angebaut. Südfrüchte, wie Datteln, Bananen, Feigen, Orangen und Zitronen werden geerntet. Vortreffliches Weideland fordert zur Viehzucht auf. Was könnte deutscher Fleiß und deutsche Ausdauer aus diesem Lande machen! Von den Eingebornen wird Ackerbau und Viehzucht gegenwärtig nur lässig betrieben. Der Mineralreichtum des Landes bleibt fast gänzlich unausgenutzt, da der Bergbau den Eingebornen verboten ist. Silber, Gold, Kupfererze, Eisen, Blei, Bergkrystall und Amethyst, Schwefel und Salpeter finden sich in den Bergen. An dem Handel mit Marokko nehmen bis jetzt hauptsächlich England und Frankreich teil. Erst an dritter Stelle erscheint Deutschland. Während aber der englische und der französische Handel mit Marokko seit dem Anfang der neunziger Jahre schnell abgenommen haben, ist der deutsche Handel langsam gestiegen. Es betrug in Millionen Mark der Handel Marokkos

Digitized by Google

mit	1893	1896
Großbritannien . . .	36,6	20,4
Frankreich	18,2	11,0
Deutschland	4,5	4,7
Spanien	7,2	4,3

Möchte unser Kaufmannstand in diesem von der Natur so reich gesegneten Lande immer mehr an Boden gewinnen, damit, wenn einmal die Zeit der Aufteilung auch dieses Fleckes Erde herangekommen sein wird, Deutschland einen starken Rechtstitel hat, zur Wahrung seiner Interessen ein ausschlaggebendes Wort mitzusprechen.

Eine fernere Möglichkeit, die wirtschaftspolitische Grundlage Deutschlands zu erweitern, wäre in einer freiwilligen Verbindung der schon früher einmal dem alten Deutschen Reiche angeschlossen gewesenen Niederlande mit dem neuen Deutschen Reiche unter vollster Wahrung ihrer Selbständigkeit gegeben. Verhältnismäßig kurz nur ist die Vereinigung mit dem habsburgischen Weltreiche gewesen, aber sie bedeutete namentlich unter Kaiser Karl V. eine Zeit der Blüte für die Niederlande. Handel, Schiffahrt, Industrie, Künste und Wissenschaften nahmen einen großen Aufschwung. Vielleicht dürften diese geschichtlichen Reminiscenzen aus vergangnen Tagen und andrerseits ein kluges Vorausschauen und Erwägen der zukünftigen Entwicklung den Holländern den Gedanken nahe bringen, sich an Deutschland anzuschließen. Es ist nur zu wahrscheinlich, daß die Niederlande mit ihren nur 32538 Quadratkilometern und ihrer schwachen, nur langsam zunehmenden Bevölkerung (1890: 4,5 Millionen, 1896: 4,9 Millionen Menschen) gegenüber den drohenden großen Wirtschaftseinheiten die Existenzmöglichkeit verlieren, zumal da sie auf die Dauer nicht imstande sein werden, ihren Kolonialbesitz, dessen Flächeninhalt sechsundsechzigmal so groß als das Mutterland ist, mit dem notwendigen Bevölkerungszuschuß aus der Heimat zu versehen. Ohne die Kolonien aber, die Quellen von Hollands Reichtum, die ihm Gold und Genußmittel wie Reis, Mais, Hülsenfrüchte, Zucker, Kaffee, Tabak usw. liefern, würde es zu einem wesenlosen Schatten hinabsinken.

Durch die geographische Lage steht Holland zu Deutschland wie ein Vorland zu seinem Hinterlande. Beide sind durch den gemeinsamen Rheinstrom in natürliche Verbindung gebracht. Beide haben denn auch in der That die engsten Handelsbeziehungen zu einander. Im Handelsverkehr der Niederlande steht Deutschland an erster Stelle. Es betrug im Jahre 1896 in Millionen Gulden

	der Wert der Einfuhr aus		der Wert der Ausfuhr nach	
Deutschland . . .	298,9	oder 18,2 Prozent	699,2	oder 52,1 Prozent
Großbritannien . .	255,7	„ 15,6 „	290,2	„ 21,7 „
Belgien	174,2	„ 10,7 „	164,0	„ 12,2 „
Frankreich	23,6	„ 1,5 „	23,4	„ 1,7 „

Digitized by Google

Diese schon jetzt zwischen Deutschland und den Niederlanden bestehende enge Handelsverbindung wird, wenn die großen, nach außen abgeschlossenen Wirtschaftseinheiten geschaffen werden sollten, eine Lebensfrage für Holland, um so mehr, als es dann — arm an Flächeninhalt und Bevölkerungszahl — nicht bloß in seinem europäischen, sondern auch in seinem kolonialen Besitzstande gefährdet werden dürfte. Wenn aber das stamm- und glaubensverwandte Deutsche Reich mit seiner starken Volkskraft, mit seinen militärischen und maritimen Machtmitteln ergänzend und schützend ihm zur Seite tritt, werden beide zusammengenommen den andern Weltreichen gegenüber eine gleichstarke politische und wirtschaftliche Einheit darstellen, die zugleich die niederländische Freiheit am besten zu schützen geeignet wäre. Denn es würde sich ja bei einer Vereinigung Hollands mit Deutschland nicht um eine volksvernichtende Annexion, sondern lediglich um eine frei vereinbarte völkerrechtliche Verbindung handeln, die die Selbständigkeit, die Eigenart und Freiheit eines jeden Teils unangetastet lassen würde.

Die wirtschaftliche Entwicklung der Völker rollt Fragen auf, die für das Sein oder Nichtsein der einzelnen Völker von entscheidender Bedeutung sein werden. Es erscheint als eine wichtige Pflicht, das im alltäglichen Hasten und Drängen nach Unterhalt und Erwerb befangne Volk von Zeit zu Zeit auf die großen, das Staatsinteresse berührenden Fragen der Zukunft hinzuweisen. Deutschlands Entwicklung ist, so hoffen wir, noch nicht abgeschlossen. Es gilt nur, Deutschland in die richtigen Bahnen zu lenken. Ausschließlich Festlandspolitik treiben bedeutet in Zukunft Erstarrung, Rückschritt, Vernichtung. Das Welttheater liegt nicht bloß auf dem europäischen Kontinente, sondern auf dem Meere und jenseits des Meeres. Es ist Zeit, unsern Blick zu weiten und für das, was not thut in Gegenwart und Zukunft, zu schärfen. Der Besitz von Kolonien wird künftig für die Machtstellung Deutschlands ausschlaggebend sein. Ich schließe mit Heinrich von Treitschkes drastischen Worten: „Bei der Verteilung der nichteuropäischen Welt unter die europäischen Mächte ist Deutschland bisher immer zu kurz gekommen, und es handelt sich doch um unser Dasein als Großstaat bei der Frage, ob wir auch jenseits der Meere eine Macht werden können. Sonst eröffnet sich die gräßliche Aussicht, daß England und Rußland sich in die Welt teilen; und da weiß man wirklich nicht, was unsittlicher und entsetzlicher wäre: die russische Knute oder der englische Geldbeutel."

Viktor Albert Schroeder

Digitized by Google

Aus dem Oberelsaß

Von Kurd von Strantz

Der Ostabhang des seit der Römerzeit deutschen Wasgenwalds ist ein uraltes deutsches Kulturland, das auch thatsächlich zum größten Teile bis zum Reichsdeputationshauptschluß von 1803 in deutscher Verwaltung, wenn auch unter französischer Oberlehnshoheit gestanden hat. Die süddeutschen Reichsstände hatten zahlreiche Herrschaften im Oberelsaß, und deutsche Amtmänner regierten die Besitzungen. Das württembergische Herzogshaus war im Sundgau ansässig, und erst Mömpelgard bezeichnete die Grenze seines Besitzes im Süden. Württemberg hätte allen Grund gehabt, diese alemannischen Lande zurückzufordern. Aber die böse Rheinbundszeit scheint dort solche rühmlichen geschichtlichen Erinnerungen ausgetilgt zu haben. Freilich wäre es dann besser gewesen, Mömpelgard als württembergisches Außenland dem Reiche einzuverleiben, als den französisch gebliebnen Teil des Sundgaues zum Horte des mißvergnügten, vaterlandslosen Elsässertums zu machen, das immer eine Bedrohung der Reichslande sein wird. Ostheim war alter württembergischer und Rappoltsweiler pfälzischer Fürstensitz. Hier wurde Ludwig I. von Bayern als Erbprinz von Zweibrücken geboren. Mülhausen war die einzige freie Reichsstadt, die sich bis 1798 der französischen Umgarnung erwehrt hat, freilich nicht durch Reichshilfe, sondern dank des Anschlusses an die Eidgenossenschaft, wie ja auch Basel. Nur die habsburgische Landgrafschaft im Elsaß ist schon durch den Westfälischen Frieden 1648 französisch geworden. Das morsche Reich konnte die elsässische Tochter nicht wiedergewinnen. Die elende deutsche Kleinstaaterei unterlag dem Willen des einheitlichen und ungeteilten Frankreich. Noch heute gilt diese Lehre der Geschichte, da wir die französische Volkseinheit noch nicht erreicht haben. Auch der schmale Brocken aus dem französischen Raub am Körper des alten Reichs, das gegenwärtige Elsaß-Lothringen, ist zu einem deutschen Mittelstaat mit Absonderungsgelüsten geworden. Weite Landstriche dieses alten Reichsbodens sind noch französisch geblieben. Jetzt sind achtundzwanzig Jahre verflossen, seit der deutsche Aar das entfremdete Land wieder unter seine schützenden Fittiche genommen hat. Das Ende dieses Menschenalters, das ein neues Geschlecht hat heranwachsen sehen, dürfte zu einem Rückblick mahnen, ob die deutsche Herr-

Digitized by Google

schaft ihre Pflicht erfüllt hat, und ob sich die einheimische Bevölkerung ihres alemannischen Blutes wieder bewußt geworden ist.

Das Oberelsaß ist trotz der frühern Besetzung der österreichischen Landgrafschaft im Dreißigjährigen Kriege thatsächlich erst nach der großen Revolution in eine französische Provinz verwandelt worden, da die französischen Landvögte im unmittelbaren Herrschaftsbereich des französischen Königs in althergebrachter Weise, d. h. deutsch regierten; jedenfalls war die ganze Verwaltungseinrichtung deutsch, und gerade der Oberelsässer hing ausgesprochnermaßen an seinem angestammten Volkstum, was öfters den königlichen Zorn erregte. Aber schon die Nachbarschaft der reichsständischen Gebiete unter französischer Oberhoheit verhinderte die in Paris gewünschte Verwelschung. Außerdem widerstrebte der Freiheitsdrang der ehemaligen Reichsstädte und Dörfer dem französischen Absolutismus. Die trügerische Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit der französischen Revolution, die sich bald als plumpe Lockmittel der Unterdrücker erwiesen, täuschten die harmlosen Rebbauern des Gebirges und der Rheinebne, deren Begehrlichkeit sie zugleich weckten, da der Zusammenbruch des Feudalsystems sie nicht nur von thatsächlichen Lasten befreite, sondern ihnen auch billigen Landzuwachs brachte. Der napoleonische Kriegsruhm fand vollends begeisterten Wiederhall bei den tapfern Alemannen jenseits des Rheinstroms. Im übrigen Süddeutschland war ja die Stimmung auch nicht anders, obschon es nicht in französischer Gewalt war. Jetzt war der Bann gebrochen, der das Oberelsaß von der Fremdherrschaft geschieden hatte. Aber erst Napoleon III. vollendete geschickt das Werk der Angliedrung, indem er den gemeinen Erwerbssinn der Unternehmer stachelte. Wirtschaftlich hat sich dieser zweite Bonaparte ein wirkliches Verdienst um das Oberelsaß erworben. Das Gebirgsland gewährte der dichten Bevölkerung nur eine magere Arbeitsgelegenheit. Die Vorberge dienten zwar als Rebland und zu Anlagen für Edelkastanien und zu Eichenschälwaldungen, aber sie konnten nur wenig Besitzer ernähren. Während der Kontinentalsperre hatte sich freilich schon eine schwache Industrie in den Gebirgsthälern festgesetzt; aber erst Napoleon III. brachte diese Anfänge zur Blüte, indem der Staat namhafte Beträge für die Landesmelioration gerade dieses Landstrichs auswarf. Kanäle und die Regulierung der Gebirgswässer, Vorteile und Nachlässe in den Steuern, sowie Exportprämien hoben den oberelsässischen Gewerbfleiß zum ausgesprochnen Zwecke, durch den Geldbeutel auch die Herzen zu gewinnen. Warum sollten auch die Fabrikanten nicht ihrem Wohlthäter dankbar sein, dessen Fürsorge auch das Los der Arbeiter verbesserte und die Unternehmer zu einer großartigen Arbeiterwohlfahrtspflege anregte. Als der bonapartistische Traum auf den Schlachtfeldern Sedans verflog, hatte das Franzosentum durch den gestürzten Kaiser auf deutscher Erde eine Zufluchtsstätte gefunden. Die vaterlandslose Fremdenliebe dieser emporgekommnen Baumwollspinner überdauerte den Untergang des Kaiserreichs und besteht noch

Digitized by Google

in alter Stärke, obschon die Voraussetzung längst geschwunden ist, da der Schutz der Industrie, den Deutschland gewährt, viel größer ist, wie es ja auch im übrigen Reich die Forderungen der Gegenwart verlangten. Die neue deutsche Regierung sah die Wirkungen der strammen, aber wohlthätigen bonapartischen Verwaltungsart und mußte daraus ihre Schlüsse für die Befestigung der eignen Herrschaft ziehen. Für die nationale Politik war das Programm gegeben, daß jede andre Maßnahme der Wiederverdeutschung unterzuordnen sei; aber niemals ist dieser klare Weg öfters verlassen worden, als bei dem ewigen Systemwechsel in den Reichslanden.

Bei der Betrachtung der Bodengestaltung sehen wir, daß die gegenwärtige Grenze zwischen Deutschland und Frankreich nicht von der Natur gezogen ist, daß vielmehr der Wasgenwald Elsaß und das alte Lothringen völlig erfüllt. Die Diplomaten haben 1871 den Kamm des Gebirges ziemlich willkürlich als Grenze angenommen und doch beim Elsässer Belchen, der höchsten Bodenerhebung, plötzlich die Markscheidung verlassen. Die geschichtlich schon unberechtigte Sprachgrenze, da sie lediglich ein Werk französischer Vergewaltigung zum Teil erst dieses Jahrhunderts ist, war nicht der Grund, da auch diesseits des Kamms stark französierte Gemeinden liegen. Die alte Landesgrenze ist aber der Kamm thatsächlich nicht gewesen, da elsässische Überflutungen schon in früherer Zeit hierbei ins fränkische Gebiet des alten Stammesherzogtums Lothringen vorgekommen sind, während ursprünglich der Kamm, wie der Rennstieg des Thüringer Waldes, die alte Völkerscheide gewesen ist. Gerade Ludwig XIV. hat auf Kosten Lothringens durch die berüchtigten Réunionen widerrechtlich den Bereich der Landgrafschaft Elsaß über die Gebirgsmauer ausgedehnt. Sicherlich hat keiner der deutschen Unterhändler jemals auf der stolzen Höhe des landschaftlich großartigen Kammes gestanden, wo der Blick bis zur gewaltigen Alpenkette nur altes deutsches Land umfaßt. Die Erdbeschaffenheit zeigt schon die Gleichheit des Landes westwärts vom Kamm, wo sich die Berge sanft abdachen im Gegensatz zum östlichen steilen Abfall. Diese westliche Hügellandschaft ist das Kennzeichen Lothringens, doch saßen am Gebirgsrand noch die Alemannen des Elsasses. Die Seenbildungen bei Gérardmer und Longemer — Gerhardsmar und Langenmar, wie auch in der Eifel diese vulkanischen Becken heißen — gleichen den elsässischen Stauweihern auf der Gebirgshöhe, und die Orte sind elsässische Siedlungen. So ist der Vogesenkamm wohl Deutschlands westlichstes Gebirge, aber nicht seine Grenze, so wenig wie der Rheinstrom, der zu seinen Füßen fließt und schon in der Pfalz das Gebiet der fränkischen Stammesgenossen der Lothringer erreicht. Erst wo das deutsche Mittelgebirge der Vogesen in der Ebne verläuft, beginnt Frankreich. Bezeichnenderweise heißt daher auch die französische Grenzlandschaft die Champagne. Die Grenzlinie des Frankfurter Friedens hat trotz der Französierung des oberelsässischen Grenzstrichs noch einzelne deutsche Ortschaften

Digitized by Google

bei Frankreich gelassen, wie z. B. Weißenbach (Wissembach). Das Deutschtum des französischen Lothringens innerhalb des Umkreises der Waldberge des Wasgaues interessiert uns hier nicht und ist früher an andrer Stelle von mir nachgewiesen worden.*)

Wenn wir daher bescheiden diesseits der neuen Reichsgrenze bleiben, die zwei große Departements vom alten deutschen Mutterlande, dem sie erst hundert Jahre entfremdet waren, auf ungewisse Zeit abgetrennt hat, so ist das Schauspiel auch nicht erbaulicher. Als der lothringische Herzog Franz, der der Stammvater der neuen Habsburger und schließlich deutscher Kaiser wurde, volksverräterisch sein Stammland gegen Toskana eintauschte, war diese Westmark schon stark verwelscht, da die Herzöge sich mehr als französische Große, denn als deutsche Reichsstände fühlten und sich mit Vorliebe in französische Händel mischten. Thatsächlich haben ja die Guisen auch trotz ihrer Abkunft als alemannische Grafen des Elsasses im sechzehnten Jahrhundert eine große Rolle in Frankreich gespielt und sind im Kriege der drei Heinriche die wirklichen Gebieter dieses Landes gewesen. Erst der überlebende Heinrich von Navarra, der spätere Heinrich IV., hat den übermächtigen lothringischen Einfluß gebrochen. Das Elsaß ist aber unberührt von wirklicher Französierung wieder ans Reich gefallen. Trotzdem gebärdet sich gerade der unverfälschte deutsche Gebirgsteil des Oberelsasses als abgetrenntes Glied des Nachbarstaats. Freilich ist man jenseits der Grenze in geflissentlicher Weise bestrebt, diesen Irrwahn aufrecht zu erhalten, und stellt die deutsche Langmut auf eine bedenkliche Probe. Ein touristischer Glanzpunkt des Münsterthals ist die Schlucht bei Kolmar. Dieser Gebirgsgrund dringt bis zum Grenzkamm vor, sodaß sich am Ausgang beide Länder berühren. Trotzdem hat man das gute deutsche Wort selbst auf französischer Seite nicht in gorge verwandelt, sich aber für die Rückforderung des französischen Raubes in desto frecherer Weise schriftlich gerächt. Auf dem Damm stehen sich überall deutsche und französische Wegweiser gegenüber, ja der Franzose hat sogar absichtlich und manchmal überflüssig für besonders viele Wegezeichen gesorgt. Aber selbst diese harmlosen Erleichterungsmittel für die Gebirgswanderung sind in den Dienst des Rachegedankens gestellt. Überall wird das deutsche Gebiet als annexé à l'Allemagne bezeichnet. Bei den Behörden hat man wohl die Ausdrucksweise par l'Allemagne beanstandet, wie es früher geheißen haben soll. Niedlich ist aber folgende Wegetafel:

Avis important.
Sentier permettant d'aller constamment
sur le territoire français.

*) Das verwelschte Deutschtum jenseits der Westmarken des Reichs. Berlin, Fr. Luckhardt, 1888.

Digitized by Google

Der patriotische Franzose soll bewogen werden, nicht den aussichtsreichen deutschen Parallelweg, sondern den langweiligen Pfad zu benutzen, der auf noch französischem Boden zum Hoheneck fortläuft. Die internationale Höflichkeit dürfte freilich kaum ganz korrekt beobachtet sein. Wie schaut aber dieser altlothringisch-französische Grenzstrich aus? Überall deutsche Namen und elsässer Deutsch bis hinunter nach Spinel (Epinal) und St. Didel (St. Dié). Eigentlich ist das département des Vosges erst nach dem Kriege wieder verdeutscht worden, und zwar aus Deutschenhaß. Aus Elsaß ziehen alljährlich Scharen von kräftigen, arbeitslustigen Männern und Frauen über die Grenze, um sich in Lothringen Stellungen zu suchen. Vom Fabrikdirektor und Gutsverwalter bis zum Knecht und zur Kellnerin hinab wimmelt der französische Vogesenteil von Elsässern. In den Gasthöfen und Wirtschaften wird man manchmal gleich deutsch angesprochen, wenn man durch das deutsche Reisebuch als Reichsangehöriger erkannt ist. Dafür hat freilich die französische Verwaltung auch jede Spur der deutschen Ortsnamen Lothringens bis auf wenige Überbleibsel sorgsam vernichtet oder vielmehr verhüllt. Der Deutschenhaß hat auch nichts an Kraft seit dem Vergeltungskampf vor einem Menschenalter eingebüßt, wie ja die oben angeführten Aufschriften deutlich zeigen. Der Rückgang der französischen Bevölkerung begünstigt diese Einwanderung, die im Hinblick auf eine endgiltige Abrechnung mit Frankreich in territorialer Beziehung nur unsern Wünschen entspricht. Aber dann dürfen wir auch nicht vergessen, daß der Frankfurter Frieden nur eine Stufe auf dem Wege der Wiederherstellung des Reichs gewesen ist. Selbstverständlich werden wir Deutschen nicht die kriegslustigen Angreifer sein; dafür sorgen schon unsre Nachbarn, was man gerade in diesen Grenzstrichen am besten beobachten kann. Die Auffrischung des französischen Blutes durch deutsche Zufuhr an der langen Grenze von Dünkirchen bis Belfort fördert nur die einstige Grenzberichtigung, wogegen sie im Innern des Landes zu unserm Schaden die geschwächte Lebensfähigkeit Frankreichs mit unsrer eignen Kraft stärkt. Übrigens darf man die französische Bevölkerung nicht nach dem Seinebabel beurteilen. Auf dem Lande ist noch keine Überkultur eingetreten und Frankreichs Gesundheit noch unvermindert.

Im Oberelsaß tritt in nationaler Beziehung zunächst der Unterschied zwischen Stadt und Land hervor. Zum Begriff der Stadt gehören auch die Ortschaften mit starker Industrie, wogegen die Ackerbaustädtchen zum Lande zu rechnen sind. Der elsässische Rebbauer ist nicht von der Liebäugelei mit dem Franzosentum angekränkelt. Das bischen Vornehmthun mit einigen französischen Brocken hat er gemein mit den Pfälzern und Badenern, die sich auch in der Redeweise gar zu gern der Tage der deutschen Schmach erinnern, indem sie nach dem Vorbild des vorigen Jahrhunderts und der napoleonischen Zeit ein paar französische Worte falsch gebrauchen. Besser kann ja der Elsässer sein Deutsch-

Digitized by Google

tum gar nicht beweisen, als wenn er sich hübsch mit diesem Erbübel behaftet zeigt. Aber die deutsche Bildung hat im Gegenteil zu dem elenden französischen Unterricht auch folgendes Kunststück fertig gebracht. Die wohlhabenden Bauerntöchter lernen jetzt zwar auch hochdeutsch sprechen; aber zugleich französisch, das sich der Knabe mangels genügender Zeit kaum aneignen kann. So kommt es, daß erst die deutsche Schule dem ländlichen Mittelstande die Fähigkeit gegeben hat, mit der Kenntnis der französischen Sprache zu glänzen. Das schlechte Beispiel der obern Stände verführt natürlich nur allzu häufig zu dem Gebrauch dieser sonst sicherlich nicht schädlichen Sprachweisheit, und auch im Familienverkehr wird das bis dahin kaum bekannte Französisch fleißig angewandt. Deutsche Gründlichkeit ist somit volksverräterisch zum Vermittler einer sonst erfreulichen Sprachkenntnis geworden. Dieser Vorgang findet sich jetzt in allen größern Weindörfern, wo der Wohlstand der Winzer eine bessere Erziehung der Kinder erlaubt. Der Reisende ist ja überrascht, fern von der großen Heerstraße ein mundartfreies Hochdeutsch zu hören, das aber nur allzu gern mit dem geliebten Französisch vertauscht wird. Freilich berührt diese Eitelkeit nicht die Gesinnung der elsässischen Bauern, die niemals für Frankreich geschwärmt haben, wenn nicht der Kriegsruhm der eignen Landsleute oder ein klingender Lohn seitens des Staats im Spiele gewesen ist. Wesentlich anders liegen die Verhältnisse in den gewerbfleißigen Städten, besonders wo der Reichtum erst nach der französischen Revolution entstanden, also ein Kind der Fremdherrschaft ist. Kolmar und Mülhausen sind lehrreiche Beispiele dieser vaterlandslosen Zwitterart. Beide Städte sind stolze Stätten altdeutschen Bürgerfleißes und enthalten noch herrliche steinerne Zeugnisse der deutschen Gotik und der deutschen Renaissance; ähnliche weltliche Bauten haben andre Orte der großen Pfaffengasse des Rheins kaum noch aufzuweisen. Die Vergangenheit fußt lediglich auf dem Deutschtum. Alle Verbindungen führten über den Rhein oder südwärts nach der Schweiz. Die Vogesen schieden thatsächlich diese Städte vom französischen Nachbarlande, wie auch jetzt noch die Gebirgsmauer nicht wegsam für den Güterverkehr in größerm Maßstabe ist. Der Glanz des Sonnenkönigs konnte die tapfern Bürgerherzen der alten Reichsstadt Mülhausen und des Landvogteisitzes Kolmar nicht gewinnen. Aber das Aufblühen der Industrie unter französischem Schutze in diesem Jahrhundert änderte mit einem Schlage die Sachlage. Kolmar, Schongauers Wohnort und die Stätte der altdeutschen Malerei, die kaiserliche Stadt der Hohenstaufen, die der tapfre Schultheiß Rösselmann siegreich gegen den französischen Übermut beschirmt hat, wurde eine folgsame Dienerin des französischen Präfekten und errichtete nunmehr den französischen Feldherren zu Wasser und zu Lande (Bruort und Rapp) als elsässischen Volkshelden auf kaiserliche Anregung geschmacklose Standbilder, die in unschöner Prahlerei von den übrigen Denkmälern von Pfeffel, Rösselmann und Schongauer abstechen. Die franzö-

Digitized by Google

sische Sprache wurde Umgangssprache, da ja Handel und Verkehr ihre Kenntnis erforderten, und der Gebildete sich dadurch vorteilhaft von einem Volke unterschied, das nur die elsässische Mundart kannte. Diese Entwicklung war ganz folgerichtig. Die deutsche Herrschaft hätte nunmehr in gleicher Weise nur um so schneller auch ohne Behördezwang die Wiedereinsetzung der angestammten Muttersprache bewirken müssen. Aber das echt deutsche Wesen der Elsässer mit all seiner Querköpfigkeit that das Gegenteil und fühlte sich plötzlich als gekränktes Franzosentum.

Kolmar weist keinen gebornen oder auch nur wirklichen Franzosen auf. Trotzdem wird katholischer und protestantischer Gottesdienst regelmäßig in beiden Sprachen gehalten, die französische Predigt ist sogar bevorzugt. Im Seminar hört man bloß französische Laute, vielleicht ist sogar der Unterricht französisch. Beim Spaziergang der Seminaristen reden jedenfalls diese elsässischen Bauernjungen, die zu Hause kein Wort französisch haben radebrechen können, nur die Sprache des Erbfeinds. Die angesehenen Familien lassen sich Besuchskarten mit Mr. und Mdme. drucken; französisch ergehen die Einladungen. Französisch sind die am meisten besuchten öffentlichen Vorträge. Die acht französischen Vorstellungen des Stadttheaters sind überfüllt, natürlich fehlt der Altdeutsche nicht. Offiziell finden nur Opern- und Operettenvorstellungen bei großer städtischer Unterstützung statt. Deutsches Schauspiel ist verpönt und nur zur Gaste. Achtundzwanzig Jahre nach der Befreiung vom französischen Joch liest man im Münster auf dem Opferstock nur die französische Inschrift: Tronc pour la restauration de la chapelle. Im Unterlindenkloster, das als Museum für herrliche Stücke altdeutscher Kunst und altdeutschen Gewerbes dient, geht die französische Bezeichnung der deutschen vor, oder diese fehlt ganz. Niedlich ist die Tafel, die ein wertvolles Bild der oberelsässischen Malerschule als Geschenk Sr. Majestät des Kaiser bezeichnet, während das Französisch der Anschläge und sonstigen Bezeichnungen tadellos ist. Der Kastellan betont hierbei übrigens, daß die Spende aus Landesmitteln gewährt sei, während die Gaben Napoleons III. prahlerisch als Gnadenerweise erscheinen. Freilich hat er sogar sein eignes Bildnis und das der Kaiserin Eugenie geschenkt, woraus man sieht, wie er der Eitelkeit seiner vormaligen Unterthanen zu schmeicheln wußte. Sonst herrscht in Altdeutschland daheim ziemlich große Freigebigkeit mit Bildern des Kaisers, warum ist man gerade an so geeigneter Stelle, wie in Kolmar, knapp mit dergleichen kleinen Geschenken, die die Freundschaft unterhalten? Das Napoleonische Beispiel ist so schlagend, daß wir ihm bloß zu folgen brauchen. Die Äußerlichkeiten thun bei den traurigen elsässischen Verhältnissen sehr viel, da eben alles nur französischer Firnis ist, der aber doch so fest haftet, daß er der deutschen Herrschaft spottet. Was soll in einer deutschen Stadt das übliche französische Marsfeld, das eben bei uns der Exerzier- oder Übungsplatz heißt? Die Aufrechterhaltung solcher wider-

Digitized by Google

sinnigen Bezeichnungen auf deutschem Boden muß mit Recht den Anschein erwecken, daß das Deutschtum der Reichslande doch auf schwachen Füßen steht. Die Franzosen hätten längst deutsche Inschriften auf den Denkmälern zu Ehren elsässischer Maler, Dichter und Krieger beseitigt und durch französische ersetzt, wenn es umgekehrt läge, aber unser milder Sinn verbietet natürlich solche Barbarei, und der Kolmarer Bürger schließt daraus, daß er eben ein Franzose sei, leider mit deutschem Namen. Thatsächlich wird ja schon von der elsässischen Nationalität gesprochen. Freilich ist das „Lippische" Volk mit seiner Handvoll westfälischer Bauern das würdige Gegenstück dazu.

(Schluß folgt)

Brauchen wir Handelshochschulen?

Von Karl Fischer

Der Plan, Handelshochschulen zu gründen, hat von beachteter Seite die Entgegnung gefunden, daß die kaufmännischen Kreise davon überrascht seien und eine zwingende Notwendigkeit derartiger Institute nicht zu erkennen vermöchten. Es sei besser, wenn die Ausbildung unsrer jungen Kaufleute dadurch erweitert werde, daß sie mehr über See gingen und sich damit einen weitern, praktischen Blick aneigneten.

Dieser Bemerkung muß nach einer Seite zugestimmt werden. Denn den kaufmännischen Beruf gut auszuüben erfordert vor allen Dingen persönliche Erfahrung. Die absolut notwendigen Vorkenntnisse gehen thatsächlich nicht über die elementare Schulbildung, Lesen, Schreiben, Rechnen, hinaus. Es kommt jedoch dann sofort als wünschenswert hinzu die Beherrschung möglichst vieler fremden Sprachen. Daß ein vollkommen abgeschlossenes Wissen hierin aber nur durch einen Aufenthalt in den betreffenden Ländern erworben werden kann, liegt auf der Hand. Um eine Sprache zu beherrschen, dazu gehört nicht nur die Kenntnis des Wortschatzes, sondern auch ein gründliches Studium der Gewohnheiten, der Sitten, des Charakters der fremden Nation. Wie gesagt wird: C'est le ton qui fait la musique, so kann man sagen, erst der Ton, die Redeweise macht die Sprache. Ein Engländer schreibt anders als der Deutsche, ein Spanier anders als der Engländer. Streitigkeiten werden sachlicher zu Ende geführt, Differenzen rascher beglichen, wenn man genau die Art des

Digitized by Google

Ausdrucks der fremden Nation kennt. Der Spanier wird die knappe Schreibweise des Engländers oft als Grobheit, der Engländer die verzierte Sprache des Spaniers oft als Unoffenheit empfinden, wenn er den Nationalcharakter und dessen äußere Formen nicht an Ort und Stelle kennen gelernt hat. Es kann vorkommen, daß nur die falsche Interpretation stilistischer Eigentümlichkeiten folgenschwere Zwistigkeiten entstehen läßt und zum Bruch von Verbindungen führt. Also schon in diesem Sinne wird es den internationalen Verkehr erleichtern, wenn unsre jungen Kaufleute fremde Länder kennen lernen.

Der Hauptgewinn eines Aufenthalts im Auslande liegt aber, abgesehen von dem technischen Lernen, der Warenkenntnis, in den persönlichen Erfahrungen, die man über die Geschäftsgrundsätze der verschiednen Nationen sammelt. Weit mehr als in der Diplomatie gilt für die kaufmännische Korrespondenz der Satz, daß die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen, und einen Geschäftsbrief wird man nur dann richtig lesen, wenn man den Schreiber erkennt. Das sichre Gefühl für die Glaubhaftigkeit des Schreibenden und die für einen Kaufmann im höchsten Maße notwendige Menschenkenntnis wollen aber erworben sein, das läßt sich nicht hinterm Ofen lernen. Die Unterscheidung von zuverlässig und unzuverlässig ist schon den eignen Landsleuten gegenüber schwierig; sie ist noch schwerer, wenn es sich um fremde Nationen handelt, und wird fast zur Unmöglichkeit, wenn man diese Nationen nicht in ihrem eignen Hause kennen gelernt hat. Einem Kaufmann, der direkt mit fremden Ländern arbeitet, würde deshalb die erste Voraussetzung für die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges fehlen, wenn er seinen Kunden nicht selbst einmal hinter die Kulissen gesehen hätte, d. h. bei ihnen gewesen wäre. Das ist eine so einfache Wahrheit, daß weitere Ausführungen füglich erspart werden können. Aber es kommt noch ein dritter, wichtiger Grund hinzu, weshalb unsre Kaufleute über See gehen sollen. Die Ängstlichkeit unsers Kapitals im Vergleich mit dem englischen ist noch auffallend groß, wenn es sich um überseeische Unternehmungen handelt. Das ist um so mehr zu bedauern, als das deutsche Publikum den exotischen „Papieren“ gegenüber leider nicht die nötige Scheu zeigt oder wenigstens bis jetzt gezeigt hat. Wenn ein Bankier relativ hochprozentige Anleihen irgend eines Raubstaates anbietet, so findet er sein sichres Publikum. Dasselbe Publikum zieht aber die Stirn in bedenkliche Falten und steckt beide Hände in die Taschen, wenn ein deutscher, zuverlässiger Kaufmann Geld zu einem Handelsunternehmen über See erbittet. Das muß sich ändern, wenn die Steigerung unsers Welthandels nicht an einen toten Punkt kommen soll.

Das Prinzip der in die kleinsten Winkel hinein spähenden Gründlichkeit, der (man gestatte das Wort) „Detailistenblick“ des deutschen Kaufmanns und Unternehmers sind nicht überall angebracht. Das Geschäft an überseeischen Plätzen bewegt sich meistens in größern, gröbern Linien als bei uns zu Hause.

Digitized by Google

Ein Beispiel mag angeführt werden. Man erzählte sich vor einiger Zeit, daß ein deutsches Konsortium die Absicht hatte, eine südamerikanische Eisenbahnlinie anzukaufen. Das Unternehmen soll daran gescheitert sein, daß die hinausgesandten deutschen Ingenieure den Unterbau des Bahnkörpers und die Qualität der Schienenklammern als ungenügend bezeichneten. Darauf kaufte eine englische Gesellschaft die Bahn, machte sich durch ein bekanntes Mittel Freunde in der Regierung und erhielt Konzessionen, die ihr erlaubten, alle Mängel zu beseitigen und trotzdem noch einen großen Profit einzustecken. Ob sich die Sache genau so verhält, bleibe dahingestellt, aber: se non é vero, é ben trovato. Der Kaufmann muß die Dinge nehmen, wie sie liegen, und sich frei zu machen verstehen von der heimatlichen Schablone. Der Mut dazu, die Findigkeit, die zur Nutzbarmachung des Kapitals nach den richtigen Mitteln greift, erwirbt sich nicht theoretisch, sondern nur durch Anschauung, durch Erfahrung. Also müssen unsre jungen Kaufleute noch reiselustiger werden, sie müssen unsre Kapitalisten zu überzeugen verstehen, daß sie als Kaufleute draußen die Wege kennen, auf denen man Geld verdient; dann wird hoffentlich das Kapital auch flüssiger. Hamburg geht darin mit gutem Beispiel voran: seine jungen Leute und sein Geld haben die Scheu vor dem großen Wasser schon stark abgestreift. Aber Hamburg kann nicht alles allein machen; das übrige Deutschland muß ihm folgen.

Wenn man also der Ansicht gewisser Kreise der Kaufmannschaft über den beschränkten Wert von Handelshochschulen zustimmen muß, so ergiebt sich daraus keinesfalls die Folgerung, daß die Errichtung solcher Anstalten ohne allen Nutzen für die Kaufmannschaft sein würde. Denn erstens *können* nicht alle über See gehen, und zweitens ist es nicht für *alle* notwendig. Wie bei allen andern Berufen bilden sich auch im kaufmännischen die Spezialitäten immer mehr aus. Die scharfe Konkurrenz steigert die Ansprüche an die Kenntnisse und Erfahrungen eines Geschäftsleiters beständig; die sich fast täglich vervollkommnenden Verkehrsmittel zwingen einen Kaufmann, immer weitere Gebiete zu überblicken und die Bewegung in seinen Artikeln aufmerksam in allen Teilen der Welt zu verfolgen. Man unterschätzt oft die geistige Leistung, die hierin liegt, und vergißt, daß auch der Kaufmann der Wahrheit des Sprichworts unterliegt: Qui trop embrasse mal étreint. Es giebt Kaufleute, deren außergewöhnlich hohe Intelligenz und Schaffenskraft es ihnen ermöglicht, die verschiedenartigsten Betriebe gleichzeitig zu leiten, aber das sind Ausnahmen. Die Arbeitsteilung schreitet im kaufmännischen Beruf eben so sehr vorwärts wie in andern. So dienen auch die Erfahrungen und Kenntnisse, die in fremden Ländern erworben werden, nur einer Spezialität, allerdings der heute am weitesten im Vordergrund stehenden, dem Außenhandel. Für diesen wäre es, um es zu wiederholen, außerordentlich zu wünschen, daß alle unsre Exporteure und Importeure die Absatz- und Bezugsgebiete persönlich genau

Digitized by Google

kennten, daß unsre Trassierungsbanken in ihrer Leitung Männer hätten, denen eine große überseeische Erfahrung zur Seite steht, daß unsre für den Export arbeitenden Fabriken ihren Technikern Gelegenheit gäben, die Bedürfnisse fremder Märkte an Ort und Stelle zu studieren und die Arbeit der fremden Konkurrenz an der Quelle zu beobachten. Aber neben diesen giebt es doch eine ungeheure Masse kaufmännischer Arbeiter, die der direkten überseeischen Erfahrungen entraten kann; es sind dies unter anderm fast alle die Personen, die mit den Waren selbst nichts zu thun haben. Nimmt man also auch an, daß sich die erste Kategorie in ihrer Gesamtheit die überseeischen Erfahrungen erwirbt, so wird sich die zweite doch scheuen, den Zickzackweg zeitweiliger Entfernung aus der Stellung im Heimatlande zu gehen, schon des Zeitverlustes wegen. Und doch wäre es auch für diese wünschenswert, daß ihre Bildung nicht mit dem Austritt aus der Schule, der bei jungen Kaufleuten ja meistens früh, mit dem sechzehnten bis siebzehnten Jahre erfolgt, als abgeschlossen betrachtet würde.

Das Wort Bildung darf hier nicht mißverstanden werden; Bildung im Professorensinne ist wahrlich nicht gemeint. Ein kaufmännischer Erfolg hängt nicht davon ab, daß man alle Philosophen von dem sagenumwobnen Zarathustra bis auf den kennt, der diesem Namen wieder neuen Glanz gegeben hat. Es ist auch nicht nötig, daß der Kaufmann wisse, welche Note Goethe im Latein hatte. Aber er wird gebildet sein müssen in geographischen, ethnologischen, linguistischen und auch in juristischen Dingen. Die beiden ersten Gebiete sind natürlich sehr umfassend gemeint. Die Kenntnis fremder Länder und Völker muß sich erstrecken auf ihre Politik und Verwaltung, auf die Zollgesetze, die Verkehrsmittel, die Bodenproduktion und die Industrie mit Berücksichtigung ihrer Einwirkung auf den Welthandel, die Währungs- und Rechtsverhältnisse, soweit diese für den Handel in Betracht kommen. Die Unwissenheit in diesen Sachen ist in einheimischen kaufmännischen Kreisen noch viel größer, als man voraussetzen sollte; eine Besserung würde nur mit größter Freude zu begrüßen sein. Man unterschätze den Nutzen, den materiellen Nutzen einer guten Schulbildung für einen Kaufmann nicht. Wenn der deutsche Kommis heute über See größere Chancen hat als der andrer Nationen, so verdankt er es der größern Zuverlässigkeit seiner Arbeit, und wenn er mehr Nutzen aus seinem Aufenthalt zieht, so verdankt er es seiner Gründlichkeit. Aber woher hat er diese guten Eigenschaften? Man wird sagen, aus dem deutschen Charakter. Ach, der deutsche Jüngling geht auch lieber im Sonnenschein spazieren, als daß er in der dumpfen Stube arbeitet! In seinem innersten Herzen ist er nicht fleißiger als die Altersgenossen der meisten andern Nationen. Er verdankt seine größere Brauchbarkeit der bessern Vorschule, der anerzognen Gewöhnung, nachzudenken. Das wird jeder bestätigen, der über See ein Geschäft leitet und Angestellte verschiedner Nationalitäten hat.

Digitized by Google

Der geschultere Geist ist dem ungeschultern immer überlegen, weil er rascher auffaßt, weiter vorausblickt und konsequenter handelt. Der deutsche Kommis ist sich dieser Überlegenheit auch wohl bewußt und fürchtet sich in dieser vor keinem, bis jetzt noch nicht; er ist durch sein jetziges Wissen befriedigt. Wenn sich nun aber ein fühlbarer Prozentsatz seiner eignen Kameraden ihm als überlegen zeigte? Würde er dann nicht seines persönlichen Nutzens wegen diese einzuholen versuchen? Jetzt schon wird es, besonders in Hamburg, sehr wenige Kaufmannslehrlinge geben (es kann hier selbstverständlich nur vom Großhandel die Rede sein), die nicht Privatstunden in fremden Sprachen nehmen. Das war vor dreißig bis vierzig Jahren in diesem Umfange wohl kaum der Fall. Diese Lehrlinge würden freiwillig noch mehr lernen, wenn ein Teil ihrer Berufsgenossen ihnen voranginge; sie würden es thun wegen des persönlichen Vorteils, wegen der größern Anwartschaft auf die gutbezahlten Stellungen. Daß in diese der gebildete Kommis eher einrückt als der weniger gebildete, braucht kaum wiederholt zu werden.

Man achte nur darauf, wie die mit uns konkurrierenden Nationen immer auf die größere Bildung unsrer jungen Kaufleute hinweisen und sie — fürchten. Liegt nicht die Wahrscheinlichkeit vor, daß sie alles daran setzen werden, uns einzuholen? Würde ein Stillstand für uns nicht einen Rückschritt bedeuten? Die Bejahung dieser Fragen ist selbstverständlich, und als Folgerung ergiebt sich daraus, daß jeder Versuch, den Gesichtskreis, die geistige Disziplin unsers Kaufmannsstandes zu heben, nur im höchsten Maße willkommen zu heißen ist — des gesamten Kaufmannsstandes, nicht nur des Teiles, der dem Außenhandel obliegt. Dieser rekrutiert sich aus der Gesamtheit, seine Eigenschaften werden nie zu weit von denen des ganzen Standes abweichen, da ihm als Beispiel für das Erstrebenswerte doch nur der deutsche reifere Kaufmann dient.

Der Zweck der Handelshochschulen muß also sein, die Überlegenheit in der Bildung des deutschen Kaufmanns zu wahren und nicht einzelne Individuen für sogenannte „höhere Stellen“ vorzubereiten. Die Wirkung kann natürlich nur langsam sein, da nur ein sehr kleiner Prozentsatz unsrer jungen Kaufleute die Schule wird besuchen können. Aber die Wahrscheinlichkeit, daß diesem kleinen Teil eifrig nachgestrebt werden wird, ist oben ausgesprochen. Es wird durch die fortlaufende, weitere Aufschließung der ganzen Erde von Tag zu Tag notwendiger, daß der Kaufmann weiter sieht, als bis an die Grenzen seines Landes. Wer über See gehen kann, soll es thun; für die aber, die zu Hause bleiben müssen, sollen die Handelshochschulen einen Ersatz bieten, soweit dies erreichbar ist. Dazu wird es allerdings notwendig sein, ein Lehrpersonal heranzuziehen, das nicht nur aus Büchern gelernt hat, sondern draußen in der Welt gelebt hat und eigne, gründliche Beobachtungen fremder Nationen zum Vortrag bringen kann. Und wenn es das heute noch

Digitized by Google

nicht giebt, so muß es geschaffen werden. Stubenweisheit, Dozentenkram und Universitätsnachäfferei sind auf den praktischen Handelshochschulen nicht zu brauchen!

Über das Programm läßt sich streiten. Ein Stündchen National- oder Sozialökonomie per Woche wird nichts schaden. Aber das Hauptgewicht wird zu legen sein auf die Darstellung der lebendigen, jetzt wirkenden Kräfte im Handelsleben der verschiednen Nationen. Es müssen Lehrer vorhanden sein, die an der Quelle Studien gemacht haben, wie z. B. die vor kurzem von Ostasien zurückgekehrte Kommission. Wie die Männer der Wissenschaft ihre internationalen Kongresse abhalten, so muß auf den Handelshochschulen das Geschäftsverfahren, die den Handel beeinflussenden und fördernden Verhältnisse der ganzen Welt nicht von buchgelehrten, sondern von praktischen sachkundigen Männern dargestellt werden. Ein vollkommner Ersatz für eigne Erfahrung wird damit den Hörern freilich nicht gegeben; eigne Erfahrung wird durch nichts ersetzt. Aber ein Vergleich der heimischen Verhältnisse und Geschäftspraktiken mit denen andrer Völker wird den Hörern die Augen über das Warum der überlieferten Geschäftsgrundsätze öffnen und die Sicherheit, die Gewandtheit des deutschen Kaufmanns fördern. Es muß wiederholt werden: die beständig zunehmende, internationale Konkurrenz, die Vervollkommnung der Verkehrsmittel steigern die Ansprüche an die Fertigkeiten und Kenntnisse der deutschen Kaufleute unausgesetzt. Begrüßen wir es daher mit Freuden, wenn der Staat einen Versuch machen will, der Ausbildung des Kaufmanns weitere Ziele zu stecken, dessen Gesichtskreis zu erweitern und ihn zu lehren, weiter zu denken, als die vier Wände seiner Geschäftsstube reichen. Eine mit erhöhter Bildung verbundne größere Schärfe und Sicherheit des Urteils wird zu seinem höchsten Nutzen sein. Die Wirkung der Handelshochschulen braucht deswegen nicht sogleich einzutreten; es genügt, wenn sie sich in den nächsten Generationen äußert.

Als kurze Schlußbemerkung sei noch darauf hingewiesen, daß derartige Institute auch für die Ausbildung unsrer Konsuln sehr nützlich sein würden. Es bringen heute noch so viele den grünen Tisch und den Aktenkultus von Berlin mit nach den überseeischen Ländern.

Digitized by Google

Reinhold

Von Carl Jentsch

(Schluß)

Von Schäffle urteilt Reinhold, sein Hauptwerk laufe ja doch nur auf eine Anerkennung des Bestehenden hinaus, indem er die Ungleichheit der Einkommen nicht anfechte, sondern rechtfertige. „Wozu der Aufwand an Gelehrsamkeit, an Temperament, an Bekämpfung des Bestehenden, wenn nichts weiter dabei herauskommt, als was die historische Gesellschaft behauptet und zugiebt?“ nämlich daß dem Arbeiter das zum Leben Notwendige gesichert werden müsse. Das giebt aber der malthusianisch gesinnte Teil der „historischen“ Gesellschaft eben nicht zu, und das gerade ist eine der Kernfragen, die theoretisch-untersucht werden müssen, wenn man nicht will, daß mit Dolch und Dynamit darum gestritten werde. Und dann: wozu der Aufwand an Lesefrüchten, an Temperament und an Bekämpfung der nationalökonomischen Theorien, die auch zum Bestehenden gehören, wenn dabei gar nichts herauskommt? Schäffles Werk, das vor kurzem eine neue Auflage erlebt hat, wird immerhin noch ein paar Jahrzehnte lang von etlichen tausend Männern und Jünglingen studiert werden, ob aber Reinholds Buch auch nur einen einzigen Geduldigen findet, der es Wort für Wort liest, das ist noch sehr die Frage. Ich wenigstens habe so manche Zeile, so manche halbe Seite überschlagen, was ich mir bei einem Buche, bei einem Aufsatze von Schäffle niemals erlaube. Und endlich, was kommt denn, grob praktisch verstanden, bei den Geisteswissenschaften — bei den Naturwissenschaften ists ja anders — überhaupt heraus? Was kommt denn z. B. bei Reinholds ursprünglicher Fachwissenschaft, bei der Jurisprudenz, heraus? Vermindert sie die Verbrechen? Vermindert sie die Rechtshändel? Macht sie, daß das Volk immer zufriedner wird mit der Rechtspflege? Sollte Reinhold antworten: Sie macht der Selbsthilfe und dem Faustrecht ein Ende und schafft eine gesetzliche Ordnung, so würde ich entgegnen: Nein, das thut sie ganz und gar nicht, das thut die Staatsordnung, das thut die Rechtspflege, und beide sind vorhanden gewesen und haben jene Leistungen vollbracht, ehe

Digitized by Google

es juristische Bücher und Professoren der Rechtswissenschaft gegeben hat. Nichts gefährlicher für alle Fakultäten und Akademien, als wenn die Frage aufgeworfen wird: Was leisten sie denn eigentlich in der Praxis? Wozu der Aufwand?

Reinhold thut, als wenn die Thätigkeit der „Kathedersozialisten" eine ganz neue Erscheinung wäre. Aber es ist von Moses, Solon und dem Propheten Jesajas an immer Brauch der Staatsweisen gewesen, das Bestehende zu kritisieren und teilweise oder ganz verwerflich zu finden. Dagegen findet man bei Reinhold manches, was wirklich ganz neu ist. So z. B. erklärt er (S. 504) die großen Vermögensungleichheiten für „naturwüchsig" und hält es für sehr unrecht, daß Leute wie Adolf Wagner darin ein Unheil sehen und den großen Besitz auf seine Rechtmäßigkeit prüfen. Nun, die großen Staatsweisen aller Zeiten, von Lykurg und Moses bis auf den Kanzler Thomas Morus und von Aristoteles bis auf Luther und Fichte haben ganz ebenso gedacht und gesprochen wie Wagner. Des Aristoteles Bedeutung ist durch den Umstand hinlänglich erwiesen, daß seine Bücher heute noch, über zweitausend Jahre nach seinem Tode, verehrt und studiert werden; wer wird nach zweihundert Jahren noch Reinholds Namen kennen und sein Buch lesen?

Reinhold mag nun wohl gefühlt haben, daß seine in den Nihilismus auslaufende Polemik gegen die Sozialisten und Nationalökonomen ihm nicht einmal von deren grimmigsten Feinden Dank eintragen würde, wenn er gar nichts Positives zu bieten habe, und er hängt deshalb am Schluß allerlei Redensarten daran, die positiv aussehen. Er empfiehlt von Seite 419 ab den Staat, besonders den preußischen. Es gelte einen Kampf um die Freiheit. „Und da die bessere Einsicht, die Sittlichkeit oder selbst die Religion allein dem einzelnen Willen noch niemals seine Beute abgejagt hat, so kann nur die Macht, d. h. der organisierte allgemeine Wille der Unterdrückung des fremden Lebens vorbeugen. Der Staat allein vermag als übergeordneter, mit Vollmacht und Mitteln ausgestatteter Wille den ungezügelten Sonderwillen in seine Schranken zu weisen." Das ist, aufs wirtschaftliche Leben angewandt, entweder eine Empfehlung des Staatssozialismus, oder es hat gar keinen Sinn. Wenn es einmal feststeht, daß die Interessen der Einzelnen in unversöhnlichem Gegensatz zu einander stehn, und daß jeder durch die Bejahung des eignen Lebens das Leben aller andern oder wenigstens einiger andern verneint, dann ist ein allgemeiner Wille nicht möglich. Höchstens kann es zum Gemeinwillen einer herrschenden Kaste kommen. Die Mächtigsten im Staate können finden, daß sie nicht einander gegenseitig, sondern nur die Masse der Ärmern zu unterdrücken*) brauchen, wenn sie sich selbst das Leben sichern wollen, das sie

*) Nicht etwa zu verneinen, wie man nach Reinhold eigentlich sagen müßte; giebts doch ohne Arme gar keine Reichen.

Digitized by Google

wünschen; mit andern Worten: bei der Voraussetzung eines unversöhnlichen Interessengegensatzes ist wohl der Spartanerstaat möglich, dessen Bürger über eine große Zahl von Zinsbauern und Heloten verfügen, aber nicht der moderne Rechtsstaat, der allen männlichen Einwohnern das Vollbürgerrecht zugesteht. Nämlich er ist nicht möglich, wenn er auf dem Gemeinwillen ruhen soll. Einen solchen Gemeinwillen giebt es nicht und kann es namentlich in wirtschaftlichen Dingen nicht geben. Es kann einen solchen nur geben in Beziehung auf zwei Dinge. Die Mehrheit, nicht die Gesamtheit des Volkes kann entschlossen sein, jeden feindlichen Einfall mit Waffengewalt abzuwehren, und die Mehrheit kann jedem Versuch abgeneigt sein, den wirtschaftlichen und sozialen Kampf mit körperlichen Gewaltmitteln auszufechten, indem sie der Ansicht ist, daß die nun einmal bestehende bürgerliche Ordnung, so unvollkommen sie sein mag, besser ist als gar keine Ordnung. Wenn wir trotz wütender Interessenkämpfe den Staat haben, und zwar einen recht festen Staat, so verdanken wir das nicht dem Gemeinwillen, sondern den historisch gewordnen Gewalten: Dynastie, Büreaukratie und Heer, und dem Umstande, daß diese drei Gewalten, wenn auch nicht ohne engere Beziehung zu gewissen Interessentengruppen, doch nicht völlig von diesen abhängig sind und wenigstens grundsätzlich unparteiisch zu sein sich bemühen. Und die Schule, in der die leitenden Männer zu dieser Stellung über den Parteien erzogen worden sind, ist eben die Wissenschaft jener Gelehrten, denen es Reinhold zum Vorwurf macht, daß sie, ohne Partei zu sein, über den Parteikampf mitreden. Ein auch die wirtschaftlichen Angelegenheiten umfassender Gesamtwille wäre nur dann möglich, wenn das Ideal oder die Utopie der Sozialisten verwirklicht würde, d. h. wenn eine organisierte und von einer Zentralbehörde beherrschte Produktions- und Verteilungsordnung alle ohne Ausnahme zufrieden stellte. Soll trotz bestehender Interessengegensätze ein verhältnismäßig umfassender Gesamtwille zu stande kommen, so muß die Mehrheit überzeugt sein, daß sie immer noch am besten fährt, wenn sie einen Teil ihrer wirtschaftlichen Selbständigkeit opfert und sich eine weitgehende Beaufsichtigung und Regelung durch den Staat, das ist den Staatssozialismus, gefallen läßt. Vorläufig bejahen die bürgerlichen Parteien den Staat in der Weise, daß ihn jede von ihnen in ihre Gewalt zu bekommen und ihren Interessen dienstbar zu machen sucht; daß das keiner einzelnen von ihnen gelingen kann, hat Reinhold selbst an den Agrariern sehr gut gezeigt. Wenn er es bedauert, daß die Agrarier die Bildung eines Gesamtwillens oder Staatswillens verhinderten, so bedauert er damit, daß die Welt ist, wie sie ist, diese selbe Welt, von der er bewiesen hat, daß sie nicht anders sein könne, als sie ist.

Nicht ganz so harmlos wie diese Gedankenlosigkeit ist es, wenn er die viel getadelten Gelehrten anklagt, daß sie einen Teil der Besitzenden im Gewissen irre gemacht und dadurch die Bildung des Staatswillens erschwert

Digitized by Google

hätten. Damit ist nämlich der Staatswille für den Willen der Besitzenden und der Staat für die Gesamtheit der Besitzenden erklärt. Das ist ein Standpunkt, den ich bekanntlich für durchaus berechtigt halte, nur daß ich, so oft ich ihn erwähne, niemals daran zu erinnern versäume, daß, wer ihn einnimmt, eine gründliche Änderung unsrer Verfassungen fordern müsse. Geradezu gefährlich aber wird die Sache dadurch, daß Reinhold mit dieser zwar nicht ausdrücklichen aber stillschweigend vorausgesetzten Begriffserklärung vom Staat die Lehre verbindet, das Eigentumsrecht beruhe nicht auf Arbeit, sondern lediglich auf dem Willen zu besitzen. Daß legitimiertes Eigentum nicht angetastet werden darf, auch wenn es auf offenbar unrechtmäßige Weise entstanden ist, das leugnet kein vernünftiger Mensch. Wer aber leugnet, daß es ein ideales Recht gebe, dem sich das positive anzupassen bemüht sein soll, und daß dieses ideale Recht fordert, der Mensch solle nichts besitzen, was er nicht oder was nicht wenigstens einer seiner Vorfahren durch Arbeit oder durch Dienste und Leistungen erworben hat (wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen), wer das leugnet, der verkündigt die Räubermoral und das Räuberrecht und rechtfertigt sowohl den Einzelraub wie den Massenraub, auf den Proletarieraufstände abzielen. Das j'y suis, j'y reste der einen rechtfertigt das ôte-toi, que je m'y mette der andern, und wenn vorläufig die Besitzenden noch zu stark sind, als daß die Besitzlosen einen Raubzug wagen könnten, so bleibt doch zu bedenken, daß, was nicht ist, noch werden kann.

Das wäre das eine positive: es soll eine Staatsgewalt geben, die den wilden Kampf ums Dasein zügelt, einige Ordnung ins Chaos bringt, und die nach Grundsätzen, nicht nach dem Willen der Parteien verfährt. Eine nicht eben neue und ungewöhnliche Forderung, denn alle Staatsweisen stellen sie, einschließlich der „Katheder-sozialisten," sodaß man auch bei dieser Gelegenheit wiederum fragen darf: Wozu der Aufwand, wenn Reinhold sonst nichts weiß? Aber freilich, er erhebt sich zu höherm Fluge! Da er Schopenhauern den Willen entnommen hat, kann er die Vorstellung nicht ganz beiseite lassen, nur daß er sie lieber mit Hegel „Idee" nennt. Diese Idee ist nun aber bei ihm mit dem raubtierartig fressenden und wüstenden Willen nur äußerlich zusammengeleimt. Reinhold irrt sich, wenn er glaubt, weil man Bibliotheken zusammengeschrieben hat, um klar zu machen, was Kant im Unklaren gelassen hat, z. B. die Verbindung von Notwendigkeit und Freiheit, so würden sich Kommentatoren genug finden, die sich abmühen würden, herauszukriegen, was er, Reinhold, eigentlich gemeint hat. Nein, nicht kommentieren, sondern liegen lassen wird man ihn, sobald man auf Unverständliches stößt. Was soll es z. B. heißen, wenn er auf Seite 413 bis 414 schreibt: „Vor allem hat ein richtiges Urteil über Sozialismus und Sozialdemokratie sich von der Einsicht bestimmen zu lassen, daß die Menschen, welche den materiellen Kampf um Brot und Besitz

Digitized by Google

führen, selbst geistige Wesen und umgeben sind von einer Welt geistiger Interessen, gegen die ihr Leben und ihre Forderungen nichts entscheidendes bedeuten. In dem Augenblick, wenn jene Millionen begehrender Proletarier nur eben ihre Lebensnotdurft erlangt haben, was für die meisten regelmäßig gelingt, werden sie willig und lenksam für die bewegenden Kräfte der Idee, für die geheimnisvolle Gewalt ihrer Vorstellung. Kirche, Vaterland und Freiheit,*) der Götterfunken der kleinen und bunten Freuden ihres Daseins, hebt auch jene Ärmsten aus ihrem Elend hinaus und zu einer ihnen lebenswert erscheinenden Existenz empor. Über ihrer Masse aber lagert das majestätische Gebäude des menschlichen Gedankens, der alle Materie durchdringt und bewegt und in der Kultur eine Schöpfung hervorgetrieben hat, die in ihrer unsichtbaren Größe den rohen Angriffen des Materialismus unzugänglich ist." Phrase, nichts als Phrase! Der letzte Satz ist reine Phrase, die vorhergehenden Sätze aber sind es wenigstens im Munde eines Mannes, der den Menschen als ein Gemisch von Bestie und Teufel charakterisiert hat. „Die geistige Anschauung kann den Einzelnen wie ganze Völker mit überwältigendem Interesse auf ihren Gegenstand gebannt halten, der materielle Kampf ums Dasein hat doch regelmäßig seine Macht als erstes Naturgesetz auch aller Herrlichkeit des Geistes gegenüber erwiesen. Da man erst leben muß und dann erst anfangen kann zu denken, zu räsonnieren und zu streiten, so beginnt und endigt mit der gemeinsten leiblichen Sorge jedes kleine und jedes große menschliche Dasein" (S. 332). Wer das schreibt, der hat kein Recht, den Sozialdemokraten ihren Materialismus vorzuwerfen.

Nur der „Idee" wegen will ich noch folgende Stelle anführen. „Sind die unerreichbaren Grenzen [soll wohl heißen: die Grenzen des Erreichbaren] erkannt und die idealistischen Stürme titanischer Empörung gegen das Seiende niedergekämpft, so tritt die Resignation ein, die mit dem Gegebnen auszukommen sucht und das Fehlende nicht in den Wolken und in einer poetischen Zukunft sucht. In dieser Erkenntnis dankt nun jeder, der eine feste Stelle und ein Stück Nahrungsboden errungen hat, seinem Gott für sein immer unverdientes Glück und hält es ohne Skrupel fest. Jene Einsicht von der Natur des Willens, der im eignen Busen nicht besser, aber auch nicht schlechter ist als im fremden, und von der Selbstsucht der andern, die nicht schlechter, aber auch nicht besser sind als man selbst, giebt dem Besitz die äußere und innere

*) Eben das Verlangen nach Freiheit ists ja, was neben dem Verlangen nach Brot die Proletarier aller Zeiten zum Kampfe gegen die bestehende Ordnung gestachelt hat, und wie oft wird das Vaterland im Namen der Kirche, die Kirche im Namen des Vaterlands bekriegt, und zwar nicht bloß mit unblutigen Waffen; daß gerade „die Idee" nicht den Frieden, sondern erst recht den Krieg bringt, hat schon Christus gesagt; hungernde Tiere machen keine Revolution.

Digitized by Google

Festigkeit, die auch den letzten Rest von Gewissensbedenken verschwinden läßt. Nicht nur äußerlich wird die thatsächliche Macht zum Recht, sondern auch innerlich begründet und gerechtfertigt durch die Selbstbehauptung des Willens auf dem Fleck, den die strenge Kausalität der Dinge ihm einmal angewiesen hat" (S. 614 bis 615). Weist ihm aber „die strenge Kausalität der Dinge" durch eine Revolution einen andern Fleck an, so hat er sich auch darein zu fügen; und dann: was ist denn die Idee? In manchen Büchern ist sie eine philosophische Redensart, hinter der sich Unwissenheit und Ratlosigkeit verbergen. In diesem Falle ist sie ein Nichts, und über ein Nichts verliert man keine Worte. In Wirklichkeit giebt es nicht eine Idee, sondern viele Ideen, die den Inhalt des höhern Menschendaseins ausmachen, und unter diesen Ideen sind die der Liebe und Gerechtigkeit die vornehmsten, und wo die herrschen, da erklärt man die oben beschriebne Art Dank gegen Gott für gotteslästerlich. Bei Hegel bedeutet die Idee den Weltgrund. Uns Christen gilt Gott als Weltgrund, derselbe Gott, der beim Weltgericht sprechen wird: Weichet von mir, ihr Verfluchten, ins ewige Feuer, denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gespeist usw. Derselbe Gott, der den reichen Mann (Lukas 16) nur aus dem Grunde in die Hölle stürzt, wirklich aus gar keinem andern Grunde, als weil er die von Reinhold empfohlne Gesinnung hegt. Man kann auch einen andern Gott haben als den christlichen, aber wenn man diesen christlichen Gott für eine leere und sogar schädliche Einbildung hält, dann muß man gegen das Gerede vom christlichen Staat protestieren und darf nicht zugeben, daß ein so verkehrtes und gefährliches Buch, wie das Neue Testament, in den Schulen gebraucht wird.

Von der zuletzt angeführten Stelle ab bis zu Ende führen Wille und Idee einen tollen Hexentanz auf. Ein paar Proben! „Wer über den Standpunkt seines jugendfrohen und jugendzornigen Idealismus sich emporgekämpft hat, wird die Untersuchung der deutschen Philosophie über den Willen als eine Enthüllung über die uns sonst verschlossenen Tiefen des Lebens hinnehmen. Die Grundlosigkeit des Willens, seine Souveränität und Subjektivität, sein im philosophischen Sinne genommner „Idealismus" erklären jede irrationale, harte und schreckliche Thatsächlichkeit, seine aus einander fahrende Besonderheit und verständnislose Kälte für fremdes Leben, die unsre nach Gründen fragende Vernunft zu nie ablassendem Widerspruch aufbringt" (S. 616). „Die Summe des Willens läßt eine Welt erkennen, in der es nie einen Frieden und nie eine Gerechtigkeit geben wird. Diese Erkenntnis ist zugleich ein Opfer und ein Triumph des Intellekts. Sie ist eine sittliche That, weil sie die starke Aneignung der Wahrheit gegen den Wunsch und Zug des Herzens [der, nebenbei bemerkt, die Lehre vom bösen Willen Lügen straft] enthält, das mit Aufopferung seiner edelsten Illusionen fast sein Leben preisgiebt" (S. 617). „Die

Digitized by Google

Summe des Willens ließ ein düsteres Bild und eine im Sinne des Menschenfreundes hoffnungslose Sache zurück. Da blitzte in dieser Welt dunkler und dämonischer Triebe das Licht der Idee, der Wille erfüllte seine Welt mit immer reichern Bildern und brachte es bis zur Umkehrung und Verneinung seiner selbst, bis zu dem unglaubhaften und doch wahren Zustande, wo die Vorstellung den Dienst des Willens verläßt, wo der edle Sklave den Herrn überwindet" (S. 621). Das ist natürlich reiner Unsinn. Der Wille steht nicht im Gegensatz oder Widerspruch zur Idee, und diese blitzt nicht in ihn hinein (oder in ihm, wie Reinhold sagt), sondern der vernünftige Wille ist von Haus aus mit Ideen erfüllt und nichts andres als der Trieb und Drang zur Verwirklichung der Ideen. Der Wille will nicht bloß essen und trinken, sondern auch Schönes sehen, Nützliches schaffen, Liebe und Gerechtigkeit üben. Die Konflikte entstehen nicht aus einem Gegensatz zwischen Idee und Willen, sondern daraus, daß innerhalb der Schranken der Endlichkeit von je zwei gleichberechtigten Willensstrebungen immer nur eine verwirklicht werden kann, also die eine auf Kosten der andern. „Es überkommt in dem sinnlosen Weben der auch die Menschenwelt beherrschenden blinden Natur mit ihrer selbstmörderischen Lebensfülle und ihrer organischen Vernichtung den betrachtenden und sittlichen Geist oft das Gefühl des den Pessimismus noch überbietenden Nihilismus. Und zu dieser offnen Bankrotterklärung muß es erst kommen, diese Beichte der Vernichtung muß allen weitern Schritten vorhergehen. Aber eine unbesiegbare innere Überzeugung, eine sittliche und rein menschliche Notwendigkeit treibt immer wieder auf den Glauben an die höhere Bestimmung des Menschengeschlechts zurück" (S. 622). Seite 624 wird Colbert gerühmt, der im Gegensatz zur grausamen Armengesetzgebung Englands ein Edikt zur Errichtung einer maison de refuge erwirkte, où les indigens devaient être reçus comme membres vivants de Jésus-Christ. „Mit einer solchen Gesinnung ist das Instrument gewonnen, mit dem Wunder gewirkt werden." Diese Gesinnung erzeuge einen neuen Gemeinschaftsgeist. „In richtiger Würdigung dieses schöpferischen und versittlichenden, aber nur in geschichtlich konkreten und übersehbaren Kreisen möglichen Gemeinschaftsgeistes haben die einsichtigsten und praktisch reformfreundlichen deutschen Nationalökonomen die eminente Bedeutung des nationalen Staates stark betont" (S. 626). „Das älteste wie das neuste Problem ist: ob die Idee der im nationalen Staat plastisch verkörperten eignen Volkspersönlichkeit und die Ordnungsgewalt des Staatsgedankens eine der religiösen Vorstellung ebenbürtige Kraft entwickeln können" (S. 627). „Die große und schwere Aufgabe der Gegenwart besteht darin, auf dem Grunde des theoretischen Pessimismus einen praktischen Optimismus zum Durchbruch zu bringen, der sich zugleich mutig an die speziellen Probleme der Zeit heranmacht und nie das Gefühl seiner Schranken verliert. Diese optimistische Auffassung hat

Digitized by Google

den entscheidenden Schritt zu thun, den Schwerpunkt des Daseins in die Innerlichkeit zu verlegen" (S. 629 bis 630). Auf einen Pessimismus, der den Willen für böse hält, läßt sich eben so wenig ein praktischer Optimismus gründen, als ohne eine feste wirtschaftliche Grundlage inneres Leben zum Aufblühn gebracht werden kann, was ja niemand kräftiger sagt, als Reinhold selbst. Und wenn die Besitzenden den Schwerpunkt ihres Daseins in die Innerlichkeit verlegen, dann werden sie nicht, wie Reinhold fordert, jeden Versuch eines Angriffs auf ihren Besitz rücksichtslos unterdrücken, sondern von ihrem Einkommen bereitwillig den Arbeitern soviel ablassen, als diese zum Aufbau des innern Lebens brauchen. „Wir müssen es, damit man uns nicht des Widerspruchs zeihe, immer wiederholen, daß die Wiedergeburt der Gesellschaft wie die Erlösung des Menschen nie im Ökonomischen liegt, und daß sie hauptsächlich, ja für die große Mehrheit der Sterblichen fast allein in der Religion zu finden ist. Da die Menschheit, mit wenigen Ausnahmen starker Geister, die volle Wahrheit nicht ertragen kann, so reicht man ihr mit Recht den Schleier oder drückt, wie dem sterbenden katholischen Christen, in die sehnend verlangende Hand das Kreuz. Hier hat sie, was sie sucht": Trost. „Hier erscheint zugleich das Gesetz und die Schranke der Freiheit: die Liebe." Die Liebe aber, daran hat Herr Reinhold nicht gedacht, treibt dazu, den Leidenden zu helfen, oder was dasselbe ist, die soziale Frage zu lösen, und die Sozialdemokraten werden ihm sehr dankbar sein für das Geständnis, daß die Religion nur ein Schleier sei, der die trostlose Wahrheit verdecke, Pfaffentrug zu politischen Zwecken, wie man das sonst weniger zart zu nennen pflegt; giebt es kein vollkommnes Glück, werden sie sagen, so wollen wir wenigstens so viel Glück herausschlagen, als wir können, und selbst wenn wir gar nichts erreichen, so befindet sich doch ein tüchtiger Kerl, wie der Deutsche nun einmal ist, besser im Streben nach einem unerreichbaren Ziele, als im thaten- und widerstandslosen Leiden. Und so hat Herr Reinhold Schweiß und Petroleum umsonst verschwendet: er will die Leute von der Arbeit an der Sozialreform zurückrufen, nach dem aber, was sie von ihm vernommen haben, werden sie erst recht daran gehn. Die Sozialdemokraten werden sagen: So dumm sind wir nicht, daß wir den Besitzenden den Dank für das ihnen vom Schöpfer oder vom Urwillen geschenkte behagliche Plätzchen so leicht machen sollten; kommt sonst für uns nichts heraus, so wollen wir sie wenigstens gründlich ärgern; die Christen aber werden sagen: Was willst du denn eigentlich? Gestehst du doch selbst am Schluß, daß die Liebe das höchste sei, und Liebe ist nicht Empfindelei, sondern Arbeit für den Nächsten.

Man könnte Reinhold einen Prosa-Nietzsche nennen, nur daß Nietzsche die krassesten seiner Widersprüche wenigstens auf verschiedne Schriften verteilt hat, während sie Reinhold in einen Band zusammendrängt. Freilich steckt das Leben voll von Widersprüchen, aber wer sie dem Publikum aufdeckt, der soll

Digitized by Google

zugleich auch die Lösung oder Deutung geben. Daß die soziale Frage unlösbar ist, was zu beweisen die Hauptabsicht Reinholds zu sein scheint, das sage ich auch, aber ich sage zugleich, daß das kein Unglück ist, und daß, so tragisch das Leben sonst auch sein mag, darin seine Tragik nicht liegt. Die Grundfragen des Lebens dürfen niemals gelöst werden, weil in der Arbeit an ihrer Lösung der Inhalt des Menschenlebens besteht. Weit entfernt davon, aus der Unlösbarkeit zu folgern, daß die Lösungsversuche Thorheit seien, folgere ich daraus, daß man nicht ablassen dürfe, zu arbeiten und zu versuchen. Die Arbeiten und Kämpfe um Freiheit und Glück sind in demselben Sinne vergebens, wie das Atmen und das Essen vergebliche Verrichtungen sind, sofern man doch immer wieder aufs neue frische Luft braucht und immer wieder hungert; in jener „vergeblichen" Arbeit verläuft der geistige Lebensprozeß der Völker, wie in dieser der leibliche der Individuen.

Daß in einem dicken Buche immer auch gute und brauchbare Gedanken vorkommen, versteht sich von selbst, und bei Reinhold findet man deren nicht wenig. Höchst beachtenswert ist z. B., was er im neunten Kapitel über das Geschlechtsleben sagt — er gelangt zur Empfehlung des Neumalthusianismus und lobt sehr die klugen und, wie er behauptet, höchst sittlichen Franzosen —, sowie die an verschiednen Stellen entwickelte Ansicht, daß die Sozialdemokratie in dem Grade ungefährlich sei, als man sie frei gewähren läßt, und daß sie erst durch Repression wenigstens den Schein der Gefährlichkeit annehme. Und da erlaube ich mir denn, ihm einen Vorschlag zu machen. Er legt so großes Gewicht auf die praktische Wirkung. Sein Buch wird keine haben, weil es wenig Leser finden wird, aber er kann mit leichter Mühe eine schlagende Wirkung erzielen. Er braucht bloß die zwei Abschnitte: über das Geschlechtsleben und über die falsche Behandlung der Sozialdemokratie, zu einer kurzen Denkschrift zu verarbeiten und dieser die Form eines offnen Briefes an die Minister des Innern und der Justiz zu geben; die beiden Minister mögen ihm beistimmen oder nicht, in jedem Fall wird eine deutlich wahrnehmbare praktische Wirkung herauskommen.

Digitized by Google

Senectus loquax

Plaudereien eines alten Deutschen

12

Prag, die schöne Stadt, heißt es nicht nur in dem alten Soldatenliede von der Belagerung durch den General Schwerin. In vielen Sprachen und Mundarten habe ich die Bewunderung sich äußern hören, namentlich auf den Aussichtspunkten auf der Kleinen Seite, und nur ein junger Mann, der nicht einmal „mit Spreewasser getauft“ war, faßte den Eindruck der türmereichen alten Stadt an der muntern Moldau in die Worte zusammen: „Allens keen Berlin, weeß Gott!“ In der That hat Prag die verschiedensten Anziehungspunkte durch malerische Lage, altertümliche und historisch denkwürdige Gebäude. Doch konnte und kann man das Urteil hören, daß in der Mischung der Bevölkernng ein starkes Element lieber entbehrt werden würde. Die einen fanden zuviel Deutsche, die andern zuviel Tschechen und noch andre zuviel Juden vor. Zu Anfang der fünfziger Jahre war von Streitigkeiten zwischen Deutschen und Tschechen wohl kaum die Rede. Österreich war noch ein vorwiegend deutscher Staat, die Unruhen im Jahre 1848 waren von Tschechen ausgegangen, und diese hüteten sich wohl, an jene Ereignisse zu mahnen. Im Gegenteil hatte das herrschende System in Österreich und in Ungarn keine ergebnern Diener als sie. Bekannt ist, daß General Benedek als Gouverneur in Pest-Ofen einem deutschen Beamten gegenüber sein Erstaunen darüber aussprach, daß dieser während einer mehrjährigen Dienstzeit noch nicht tschechisch gelernt habe. Dort sollen sie mit besondrer Hingebung „germanisiert“ und den Zentralismus verhaßt gemacht, sich insbesondre auch als Spitzel oder Naderer verwendbar gezeigt haben.

Daran wurde ich gleich bei meinem ersten Besuch des Hradschin gemahnt. Als wir an das Fenster kamen, durch das die beiden Räte Martinitz und Slävata gestürzt worden waren, machte der Führer mit verschmitztem Gesicht eine mir nur halb verständliche Bemerkung, die anzudeuten schien, daß eine solche Justiz auch noch heutzutage angewandt zu werden verdiene. Mein Begleiter warf mir einen warnenden Blick zu und bestätigte nachher, daß er glaube, ich hätte zu einer unvorsichtigen Äußerung verlockt werden sollen. Übrigens wurde damals in Prag tschechisch nur in den untern Schichten gesprochen, fast jedermann bediente sich schlecht und recht des Deutschen, und in den tschechischen Theatervorstellungen, die wöchentlich einmal stattfanden, wirkten nur untergeordnete Mitglieder des deutschen Theaters mit. Und daß die Furcht vor polizeilicher Überwachung beide Volksstämme beherrschte, wurde mir deutlich, als ich mich um die Bethlehemskapelle erkundigte, in der einst Huß gepredigt haben soll. Die herumstehenden Leute thaten

Digitized by Google

sämtlich, als ob sie von dem Gebäude nie gehört hätten. Vielleicht war auch die Unkenntnis nicht erheuchelt, da, wie bekannt, nach der Schlacht am Weißen Berge die Jesuiten tüchtige Arbeit geleistet und namentlich Huß durch den Johann von Nepomuk so ziemlich aus den Vorstellungen des Volkes verdrängt hatten. Im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert lernten die Angehörigen beider Volksstämme wieder friedlich mit einander leben, tauschten Nachbarsleute von verschiedner Nationalität ihre Kinder aus, um ihnen die Wohlthat der Erlernung beider Landessprachen zu verschaffen; ferner bediente man sich noch der sogenannten deutschen, vielmehr gotischen Lettern, und die eigne tschechische Orthographie war noch ebenso wenig erfunden wie das sogenannte böhmische Staatsrecht und gewisse litterarische und künstlerische Denkmale, die seinerzeit viel Lärm erregt haben und als unecht bezeichnet worden sind. Gegen Österreich war die Bewegung von 1848 nicht gerichtet, die panslawistischen Bestrebungen wurden zumeist von Russen, wie Michael Bakunin, geschürt; die inländischen Führer wehrten sich nur gegen die Zugehörigkeit Böhmens zum Deutschen Reiche, und daran knüpfte sich natürlich der Wunsch, das Tschechentum zur Herrschaft in ganz Böhmen zu bringen. Diese Tendenz schien mit der Unterdrückung der revolutionären Bewegung wieder zur Ruhe gekommen zu sein, während in der Stille durch die litterarische Thätigkeit Wenzel Hankas und andrer der nationale Gedanke am Leben erhalten wurde. Im Verkehr spürte man davon nichts. Verständige Tschechen nahmen sorgfältig darauf Rücksicht, daß die Deutschen in ihrer großen Mehrheit keine slawischen Sprachen verstanden, und von der frühern Liebäugelei mit Rußland sprachen sie selbst als von einer argen Verirrung. Andrerseits kamen auch wir Deutschen dem andern Volksstamme gern entgegen durch Erlernung und Gebrauch gewisser Ausdrücke im täglichen Leben, Begrüßungsformen u. dergl. mehr. Dagegen mag wohl von der Büreaukratie und auch von Lehrern durch verächtliche Behandlung des tschechischen Idioms viel gesündigt worden sein, wie das Sacher-Masoch in seinem Buche „eine galizische Geschichte“ geschildert hat. Harmloser waren die Hänseleien, denen Personen, die ihre Mundart verriet, in Wien ausgesetzt waren, und zu dieser Gattung gehört auch die Erzählung, daß ein Rekrut auf Anstiften seiner Kameraden in der Beichte bekannt habe: „Ich bin ein Böhm“ und vom Geistlichen dahin beschieden worden sei: „Eine Sünd ist das gerade nicht, aber schön ists auch nicht.“

Daß in Österreich zu Anfang der fünfziger Jahre Zufriedenheit bestanden habe, wäre zuviel gesagt. Nicht allein das Maß an Freiheit war wieder eingeschränkt, sondern zugleich die vernünftige Bethätigung der Selbstverwaltung unmöglich gemacht. Die Verfassung war außer Kraft gesetzt, die Landtage ruhten, sogar Gemeindewahlen wurden verhindert, und die Freiheit der Presse war nur dem Namen nach vorhanden. Was den Bürgern eine Art von Entschädigung gewährte, war das Ansehen der großen Politik im In- und Auslande. Die Ruhe war überall wieder hergestellt, Ungarn und Italien waren unterworfen, Preußen in Dresden und Olmütz derart gedemütigt, daß man es als Großmacht kaum noch in Rechnung ziehen zu müssen meinte, während sich Österreich von den andern Mächten umworben sah. Diese Verhältnisse stärkten den allgemeinen Glauben an den unerschütterlichen Bestand, die unerschöpfliche Kraft des Kaiserstaats, der sich abermals, wie nach dem Dreißigjährigen Kriege, den Revolutionskriegen usw. aus den furchtbarsten Bedrängnissen neu verjüngt emporgerungen hatte. Wäre man damals zu dem Entschlusse gekommen, den gut österreichisch gesinnten Kronländern ein bescheidnes Maß von Freiheit zu gestatten, anstatt zu zögern und sich dann von den Italienern schnöde Ablehnung zu holen, es würde allgemeiner Jubel geherrscht haben.

Digitized by Google

Und weshalb kam es zu dem Entschlusse nicht? Das Publikum hatte von der Macht des Ministers des Innern Alexander Bach eine so übertriebne Vorstellung, daß es alle neuen Maßregeln, günstige wie ungünstige, seinem Einflusse zuschrieb. Entstand doch die Legende, daß er die Haltung Österreichs im Krimkriege veranlaßt habe, weil sich Kaiser Nikolaus angeblich geweigert hatte, den „Barrikadenminister" zu empfangen. Dieser Beiname war ihm angehängt worden, weil er durch die aufständischen Bewegungen in Wien von Mai bis Juli 1848 emporgehoben worden war. An dem Verhältnis zu Rußland war er jedoch unschuldig, da der Minister Buol ausdrücklich verkündigt hatte, Österreich werde in dieser Beziehung ein überraschendes Beispiel des Undanks (gegen Rußland) geben.

Mehr Begründung hatte vielleicht die Behauptung, daß Bach sich scheue, die ständischen Versammlungen einzuberufen, weil vorauszusehen war, daß dort der Haß gegen Bach zu sehr lebhaftem Ausdruck kommen werde. Verhaßt war dieser in der That bei allen Parteien. Die Ungarn sahen in ihm den Vertreter des zentralistischen Prinzips, der rücksichtslos ungarische Gesetze und Einrichtungen durch, um es kurz auszudrücken, europäische ersetzte. Die Masse der Liberalen in Deutsch-Österreich konnte es ihm nicht verzeihen, daß er in seiner verantwortlichen Stellung manchen Satz des radikalen Programms verletzte, und vollends als seine Neigung zur strengkatholischen Richtung deutlich vortrat, war er ihnen der Inbegriff der Gesinnungslosigkeit und Reaktion. Aber auch die wirklich reaktionären Parteien benutzten ihn wohl, achteten ihn jedoch nur als bürgerlichen Überläufer und Emporkömmling. Der spätere Graf Hübner, der mit dem nichts weniger als aristokratischen Namen Hafenbrädl (Schmorbraten) auf die Welt gekommen war, hat in seinen Erinnerungen die aristokratische Nichtachtung des „Advokaten" sehr ergötzlich zur Erscheinung gebracht. Und die üble Meinung von Bachs politischem Charakter, so verschiednen Quellen entstammend, erhielt sich bei allen folgenden Systemwechseln bis an seinen Tod. Er wurde Botschafter in Rom, zog sich dann in das Privatleben zurück, aber nie glaubte man seine hervorragende staatsmännische Kraft verwenden zu können, nicht einmal in das Herrenhaus wurde er berufen. Der Widerstand der Ungarn mag zu mächtig gewesen sein, obwohl auch sie, und gerade sie im Vertrauen sein bedeutendes Wirken anerkennen mußten.

Aus der Zeit der höchsten Spannung zwischen Österreich und Preußen, 1850, wurde mir später eine interessante Episode erzählt. An dem Ministerrate, der über Krieg oder Frieden entscheiden sollte, nahm auch Marschall Radetzky teil, und er schloß, nachdem sich die meisten für den Krieg ausgesprochen hatten, mit den Worten: „Nun gut, wenn geschehen muß, was nicht geschehen sollte, so rücken wir ein, und in einigen Wochen sind wir in Berlin." Die Versammlung trennte sich, nur der Vorsitzende, Fürst Felix Schwarzenberg, und der Protokollführer, Herr von Lewinsky, blieben zurück. Als dieser seine Papiere ordnete, fragte ihn der Minister, weshalb er so eigentümlich gelächelt habe? Da der Minister in ihn drang, sich frei auszusprechen, sagte Lewinsky: „Ich habe gedacht, wir schlagen die Preußen, nehmen den Prinzen von Preußen gefangen, und was dann?" Fürst Schwarzenberg stutzte einen Augenblick und entgegnete dann: „Das zu überlegen wird später Zeit sein." Denselben Ausspruch habe ich im Laufe der Zeit öfter gehört, wenn auch nicht von so hoher Stelle aus. Die Abneigung, auch ungünstige Wendungen in der Politik mit in Berechnung zu ziehen, war namentlich für Schmerling charakteristisch. Als im Jahre 1861 der widerhaarige ungarische Landtag aufgelöst worden war, erklärte mir ein höherer Beamter, die Regierung werde streng gesetzmäßig vorgehen, mithin auch in der vorgeschriebnen Frist den neuen

Digitized by Google

Landtag einberufen. Es vergingen Monate, ohne daß Wahlen ausgeschrieben worden wären, und als ich wieder anfragte, lautete der Bescheid, man müsse sich die Entschließung vorbehalten, bis sich ein gutes Wahlergebnis erwarten lasse, und das sei noch nicht der Fall. So wurde gezögert, bis Schmerling nicht mehr am Ruder war. Und die Popularität dieser Lehrmeinung ließ sich beobachten an der Art der Abfertigung jedes Zweiflers an der Teilnahme Preußens am Frankfurter Fürstentage. Sie — nämlich die Preußen — werden schon kommen, hieß es allgemein. Wenn sie aber doch nicht kommen? Dann werden wir sie zwingen. — Mit Waffengewalt also? — Darüber können wir später sprechen! — Und doch war allen wohlbekannt, daß gegenüber nicht mehr der zaghafte Herr von Manteuffel, sondern der entschlossene Herr von Bismarck stand!

Sich in die verwickelten politischen Verhältnisse des Reichs einzuarbeiten, versuchte in den fünfziger Jahren wohl kaum ein Fremder. Aber von den Finanzzuständen lernte ein jeder bald einiges kennen, ob er wollte oder nicht. Daß die fabelhafte Phäakenzeit, in der die Backhähndel gebraten in der Luft herumgeflogen sein sollen, vorüber sei, das hatte auch ich längst gehört. Allein die Preise auf der Karte des bescheidnen Speisehauses, in dem ich mein erstes Mittagsmahl einnahm, überstiegen doch weit meine Vorstellungen. Um so angenehmer die Überraschung, als schließlich noch nicht die Hälfte der von mir berechneten Zeche gefordert wurde. Wie ging das zu? In dem kleinern Verkehr rechnete man eben noch nach der Wiener Währung oder „Schein," die nur zwei Fünfteln der Konventionsmünze oder schlechtweg „Münze" entsprach. Beide Münzrechnungen gingen neben einander her, die durch die Münzherabsetzung im Jahre 1811 eingeführte Wiener Währung und die Reichswährung, Gulden zu sechzig Kreuzern hatten beide, und die Zahlungsmittel waren in beiden Fällen Papier, Banknoten, deren Einlösung in Silber verbürgt war, was für die Bankoscheine nicht galt. Silber war gar nicht im Verkehr, und der Mangel an kleiner Münze zwang wiederholt zur Ausgabe von Zetteln zu sechs oder zehn Kreuzern. Aus dergleichen Zetteln machte man der Bequemlichkeit halber Päckchen in Guldenwert, die durch Papierstreifchen zusammengehalten wurden, noch inniger jedoch oft durch den im Tagesverkehr angesammelten Schmutz. Die Existenz der Doppelwährung wurde in eigentümlicher Weise benutzt von der Lottoverwaltung. Sie lud durch öffentliche Anschläge zum Ankaufe von Staatslosen ein, die nur drei Gulden kosteten und sehr beträchtliche Gewinstbeträge in Aussicht stellten. Daß hinter der Ankaufssumme die Buchstaben C. M. standen, hinter der Gewinstsumme aber W. W., daß also die Gewinne in Konventionsmünze nur den fünften Teil der angegebnen betrugen, mag wohl von leidenschaftlichen Spielern nicht beachtet worden sein. Auch gab und vielleicht giebt es noch Leute, die das Lotto als eine höchst wohlthätige sozialpolitische Einrichtung ansehen, weil es den kleinen Mann in Hoffnungen wiegt, die ihn bestimmen, seine kleinen Ersparnisse nicht zu niedrigem Zinsfuß in eine Kasse zu legen, sondern an das Lotto zu wenden, das ihn durch Estratto, Ambo, Terno usw. gleich zum reichen Manne machen könnte. Ob irgend jemand durch das Lotto Vermögen erworben habe, ist mir nicht bekannt geworden; dagegen hörte man häufig, daß im Nachlaß armer Leute ganze Stöße von Lottozetteln vorgefunden worden seien, daß namentlich Frauen ihren ganzen Besitz nach und nach in die Lottokollektur getragen hätten, und nur zu oft auch fremdes Eigentum. Ein sicheres Geschäft wußte sich einst, wie in Holstein erzählt wurde, ein dortiger Spieler auf originelle Weise zu verschaffen. Die Ziehungen fanden in Altona statt, Einsätze jedoch wurden in allen größern Orten noch am Tage der Ziehung angenommen. Als nun der elektrische Telegraph

Digitized by Google

eingeführt worden war, ließ sich der schlaue Mann aus Altona die gezognen Nummern telegraphisch melden und besetzte diese in Kiel, bevor die Ziehung amtlich bekannt gemacht worden war. Gegen dieses Kunststück war gesetzlich nichts einzuwenden, aber von da ab wurde der Wiederholung vorgebeugt.

Gewinstspiele sind bekanntlich immer mit Aberglauben verbunden, und der gedieh beim Lotto besonders kräftig. Es gab eine ganze Litteratur von „ägyptischen Traumbüchern," in denen genau angegeben war, welche Nummer irgend ein Traumbild bedeute; das „ägyptisch" bezog sich natürlich auf den ägyptischen Joseph, den Traumdeuter und Getreidespekulanten. Ferner wurden wichtige Staatsereignisse, Gedenktage, Geburtstage im Herrscherhause u. a. m. in vollem Vertrauen „besetzt," und man wollte wissen, daß der angeblich blinde Zufall solches Vertrauen nicht selten rechtfertige. Einen wirklich widerlichen Anblick bot es, wenn kleine Kinder angehalten wurden, die Hand auf irgend eine Nummernkombination vor der Kollektur zu legen und so die dumme Mutter zum Spiel zu verlocken. Der Spiellust sogenannter höherer Schichten wurde durch eine große Zahl von verlosbaren Anlehen genügt. Der Kurszettel nannte damals eine lange Reihe vornehmer Familien, denen erlaubt worden war, solche Anlehen auf den Markt zu bringen. Der Erlös aus den Losen befreite solche Familien aus vorübergehenden Verlegenheiten; Zinsen wurden nicht gezahlt, vielmehr zu bestimmten Terminen Gewinne gezogen; als Sicherheit diente Grundbesitz der betreffenden Familien, und der Ankauf von dergleichen Losen schien daher eine ganz sichere Kapitalanlage zu sein, sodaß namentlich in bürgerlichen Häusern oft das ganze Vermögen in Lose verwandelt worden sein soll. Die Sache erlitt indessen in den sechziger Jahren einen schweren Stoß, als sich allbekannte Familien außer stande erklären mußten, die gezognen Gewinne auszuzahlen. So verschwanden denn nicht wenige Privatanlehen von der Börse, wurden aber ersetzt durch Anlehen für öffentliche, Kommunal- und Industrieunternehmungen, sodaß die Spiellust noch immer Befriedigung findet. Ihr wird wohl wirksam entgegengearbeitet durch Sparbanken, namentlich die sehr bequemen Postsparkassen, allein manche Finanzkünstler halten, wie es scheint, den umsichgreifenden Sparsinn für schädlich, da sie ihn durch eigne Besteuerung zu mäßigen suchen.

Der goldne Engel

Erzählung von Luise Glaß

(Fortsetzung)

Dennoch war Linen bang und elend zu Mute, als sie nachher allein oben in der Küchenthür stand. Nun mußte sie zum Vater, er mußte auch ein paar Kerzen haben, und sie wußte noch nicht einmal, wo sie ihn hingelegt hatten.

Vorsichtig trat sie auf den Gang, klinkte die Küchenthür leise hinter sich ein und duckte sich die zwei Schritte weit bis zum Schlafzimmer, um vor Frau Flörkes Späherblick sicher zu sein.

Digitized by Google

Drinnen im Schlafzimmer atmete sie tief auf: da war alles unverändert, die Betten zugedeckt, die Stühle unverrückt.

Sie nahm aus dem Wirtschaftsschrank, der hier seinen Stand hatte, zwei altertümliche eiserne Leuchter, steckte Kerzen darauf und faßte mit beiden Händen zu — aber sie mußte die Last wieder hinsetzen, sie schien ihr zentnerschwer. Mit plötzlichem Entschluß stieß sie die Thür nach der Werkstatt auf und blieb im Schlafzimmer stehen, den Kopf vorgebeugt, zum ersten scheuen Überblick.

Auch dieser Raum war leer, aber hier waren sie gewesen, feuchte Flecken zeigten, wo die Trage gestanden hatte; regellose Spuren, wie durcheinander tappende und stehende Füße sie hervorbringen, beschmutzten den Weg von Thür zu Thür. Der Mitteltisch, aus des Vaters Zimmer, stand schief gegen den Arbeitsschrank, wie man etwas auf den ersten Anlauf aus der Hand und aus dem Weg stellt.

Dort also.

Line atmete wieder schwer. Aber nur nichts denken, nichts, gar nichts als das Äußerliche: hier mußte Ordnung geschafft werden, er mußte es doch sauber haben um sich her.

Leise glitt sie nach der Küche, Eimer und Lappen zu holen, wischte und putzte und stellte gerade, arbeitete sich heiß und besinnungslos. Nach einer Viertelstunde war die Werkstatt blank wie ein Feiertagsraum, und Line fühlte sich stark und mutig; sie griff zum zweitenmal nach den Leuchtern und stellte sie zum zweitenmal wieder aus der Hand.

Es würde drüben auch Wetterspuren geben, sie mußte dort auch erst sauber machen, so in der Unordnung durfte er doch nicht liegen.

Schnell ging sie hinüber, nicht zögernd wie vorhin, und stand nun plötzlich vor dem letzten Lager, das sie dem alten Städel inmitten seiner Modelle und seiner Helden aufgebaut hatten. Sie sah nichts von den Schmutztritten am Boden, nichts von dem Staub ringsum, der ihr Frauenauge sonst allzeit verletzte und ärgerte, sie sah nur das stille Gesicht, das in seiner leuchtenden Freude jung und schön aussah, und die gefalteten Hände, auf deren eine der Blitz seine blaue Schrift geschrieben hatte.

Und endlich sah sie nur noch diese Schrift, das Todesmal: Du bist mein! Und im Anblick dieser Schrift durchlebte sie noch einmal mit qualvoller Deutlichkeit die Wetterstunde, die sie an eben dieser Stelle verbracht hatte: hier flehte ihre Stimme zum Himmel empor um Vernichtung des Gespenstes, von dieser Werkstatt flog der feurige Engel hinaus nach dem Buschholz als ihres Gebets Erfüller.

Nein nein! Gott hört nicht auf unsre Stimme. Was seine ewige Weisheit beschlossen hat, das führt er aus, mögen wir Menschenkinder uns die Hände wund ringen und die Seele zermartern im Gebet, durch zwanzig Jahre hab ichs erprobt. Gott hat es gethan, und sie sagen, es sei gut, was er thue, und ich hab ihn gebeten, zu thun, was uns gut sei!

Sie zwang ihre Augen von dem Blitzzeichen ab und schaute dem Toten wieder ins Gesicht.

Sie sagen, es sei gut, was er thue. Dieser Tote sah aus, als sei ihm gutes geschehen, glückselig sah er aus und ruhte nach schwerer Mühe. Vielleicht wäre auf den heutigen Sieg Mißlingen gefolgt, und Enttäuschung und Undank, vielleicht hätte er nun am Ziel die Alltagssorgen schwerer gespürt als jemals während des leidenschaftlichen Laufs darauf zu. Ihm war doch wohl gutes geschehen; dieser Trost würde sich Linen sanft ins Herz geschmeichelt haben, wenn nur die Stunde nicht gewesen wäre in Sturm und Wetternacht und Blitzesleuchten.

Digitized by Google

Aber sein glückliches Angesicht that Linen auch ohne diesen Glauben wohl. Die alte Hängelampe warf einen sanften Schein durch ihre Glaskugel auf die hohe Stirn und den lächelnden Mund — nichts andres erhellte er, die ganze Welt sank neben diesem Antlitz ins Dunkel.

Langsam löste die Angst ihre Klammern von Linens Herz, langsam fiel die Scheu vor dem Toten von ihr ab, der Abschiedsschmerz kam zu seinem Recht, und mit ihm mischte sich die leise, leise Hoffnung, es möchte auch das Schuldgefühl von ihr abfallen wie die Scheu. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, sie sah das klare Angesicht nur noch undeutlich, wie von einem Strahlenglanz umflimmert und sank aufschluchzend neben ihm nieder. Vater, Vater, hab ich dich umgebracht?

Kein Laut ringsum; selbst die Uhr schwieg, es war, als hielte alles im Hause den Atem an. Kein Auge in diesem Raum, die Knieende und den Toten zu sehen: geschlossene Thüren, geschlossene Läden. Nur der kleine Holzengel, zu Häupten des Modells, lächelte mit seinem unwissenden Kinderlächeln auf die beiden herunter.

Eine Antwort kam nicht, die Antwort auf ihre Frage mußte sich Line selber erkämpfen.

7

Die beiden verunglückten Luftschiffer wurden unter der allgemeinen Teilnahme Senkenbergs begraben: das war doch einmal ein Ereignis. Der Offizier und die beiden Zivilisten vom Fach blieben auch bis zu dieser Beerdigung am Ort; sie wollten noch mit den Erben über das Luftschiff reden, mochten aber die Geschwister nicht belästigen, so lange der Vater an seiner Arbeitsstätte aufgebahrt lag.

Aber das stand ihnen fest, vorbei durfte es mit diesem flugsichern goldnen Engel nicht sein; fehlte es hier an Geld, so mußte sich das anderswo finden, nur zuerst und vor allen Dingen wissen, wie es gelenkt worden war, und dann mit vereinten Kräften an die Arbeit.

Das Wrack lag in der Scheune eingeschlossen, Ackermann ließ den Schlüssel nicht aus der Tasche. Erst besinnen, meine Herren, erst zur Ruhe kommen lassen. Die Städels spüren den Stoß noch, den ihnen das Schicksal vor den Kopf gegeben hat.

Endlich ließ er sich doch bereden, die Reste des goldnen Engels zu zeigen: mit gebrochnen Gliedern lag der Riese in dem spukhaften Dämmerlicht, ein unbegreifliches Fabelwesen; aber auch als das Tageslicht durch Thüren und Luken hereingelassen wurde, machte es das Geheimnis nicht heller.

Gerade der „Klingelzug" war vom Strahl getroffen und geschmolzen worden, und die Betrachtenden vermochten nicht herauszufinden, wie der alte Städel seinen goldnen Engel mit diesem Klingelzuge regiert hatte.

Danach suchten die Herren den verwundeten Gesellen im Krankenhaus auf, aber der durfte nur mit großer Vorsicht befragt werden, weil die Vernichtung „seines" Luftschiffs ihn heftiger erregte als die gebrochnen Glieder. Trotzdem wurde alles versucht, aber hatte der Gottlieb auch in diesen achtzehn heißen Arbeitsmonaten vielerlei Luftschifferweisheit aufgefangen, das, worauf's ankam, vermochte er auf keine noch so geschickte Frage kund zu thun.

Ebenso scheiterten die Versuche, bei Nothnagel das Wesentliche zu erfahren. Der alte Apotheker, der klapprig und erkältet im Lehnstuhle saß, that zwar, als lasse ihn nur die Klugheit so karg mit seinen Aufklärungen verfahren, den Sachverständigen schien aber doch, als wisse er von dem, worauf es bei diesem wohlgelenkten goldnen Engel angekommen war, am allerwenigsten; vom Laboratorium

Digitized by Google

und seinen Füllungsversuchen redete er mit selbstgefälliger Schwatzhaftigkeit. „Wir Theoretiker," begann er jeglichen Satz.

Die Herren standen auf. Sie kamen alle drei in demselben Augenblick zu der Überzeugung, daß hier nichts zu holen sei, und Nothnagel lief auch ein häßlicher Geschmack über die Zunge, als sie sich kühl empfahlen.

Verdammte Geschichte, widerwärtige Geschichte. Mußte das nun schief gehn? Mußte der Eigensinn auffahren, ohne mich, gegen meinen Willen? Heute hätten wir die schönste Windstille. Frisch! Herr Frisch! rief er durch das kleine Beobachtungsfenster in den Laden hinüber. Sie sind mein Zeuge! Hab ich nicht abgeraten?

Herr Frisch kam herüber, wohlfrisiert wie immer und sonntäglich beschlipst, selbstgefälliger noch als sonst im Bewußtsein eines wohlbestandnen letzten Examens. Beinah gönnerhaft klang, was er antwortete: Ja wohl, Herr Nothnagel, Sie haben! Ich will Ihnen das recht gern jederzeit bezeugen.

Der alte Nothnagel ärgerte sich. Brauch ich nicht, brummte er, brauch ich gar nicht; nur diese Narren gingen da eben fort, als ob ich den Mann auf dem Gewissen hätte. Ich werde mir noch selber den Tod holen: auf die Erkältung den Ärger.

Ich würde mich ein paar Tage zu Bett legen, Herr Nothnagel, und schwitzen. Man soll mit einer Erkältung nicht spaßen, besonders wenn Gemütsbewegung dabei war; Sie sind ein alter Herr.

Weiß ich allein, machen Sie, daß Sie an Ihre Arbeit kommen! Was? Ein paar Tage? Muß ich etwa nicht morgen nachmittag mit zur Leiche? Muß ich dem Eigensinn und dem armen Kerl von Mechaniker, den er mit hineingeritten hat, nicht die Ehre geben? Möchte das liebe Senkenberg klatschen hören, wenn ich zu Hause bliebe! Das Morgenblatt bringt schon spitzige Reden. Heute aber könnte ich schwitzen.

Wenn Sie morgen ausgehn wollen, würde ich heute lieber nicht schwitzen, sagte Herr Frisch in einem Ton, als beschenke er seinen Brotherrn mit einer großen, glückbringenden Weisheit. Dann verschwand er eilig, mochte der Alte mit seiner wohlbegreiflichen Verstimmung allein fertig werden.

Hart war es ja, so nahe vorm goldnen Ziel wieder ins Ungewisse zurückzufallen. Kein Geld mehr da, ein verdorbner Ballon, wahrscheinlich Schulden, die beiden Fachmänner zum Teufel, und vielleicht bei den andern noch nicht mal das rechte Zutraun.

Denn mochte mans drehen und wenden, wie man wollte — herabgestürzt waren die kühnen Luftschiffer und elend zu Grunde gegangen; das mit dem Turm und der Fahne konnte Zufall gewesen sein, schließlich hatte der Wind sie getrieben, wie er die Seifenblasen der Kinder treibt. Es war wieder einmal die alte Geschichte. Eine Fülle von Zeit, Kraft und Geld auf das luftigste Schiff der Welt geladen, um nur auch ganz gewiß alles in einem Anprall zu vergeuden.

Herr Frisch hatte den goldnen Engel begraben, hoffentlich gab ihn Nothnagel auch auf. Denn wer sollte nun, wo Städel tot war, die Opfer bringen? Jennys Erbteil etwa? Dafür war Ferdinand Frisch nicht. Oder der junge Lithograph? Hm, ganz so weltverloren wie der Vater schaute der entschieden nicht ins Leben, und wenn er schwach wurde, trat sicher die grimmige Karoline mit ihrem Einfluß in die Bresche.

Nothnagel selbst dachte eben jetzt weder an das Modell, noch an das Wrack, sondern einzig an seine Gesundheit: er legte sich nieder. Am nächsten Mittag stand

Digitized by Google

er scheltend und polternd auf. Sie läuteten schon zum Begräbnis, als Jenny ihm in die schwarzen Kleider half.

Du wirst dich verderben, Vater, bleib da, es ist kühl draußen und regnet am Ende noch gar. Die drüben verargen dirs nicht: Herr Frisch und ich vertreten die Apotheke.

Nothnagel ging aber doch. Ums Menschliche laß ich mich nicht bereden. Die drüben? Pah! Aber die draußen, das Volk, das gemeine, das jeden nach seinen eignen niedrigen Instinkten beurteilt! Fürchten thät ich mich vor dem Städel, würden sie sagen, von wegen dem, daß ich nicht mit hinauf bin. Unsinn, ich und fürchten! Die Hand will ich dem alten Querkopf schütteln! und da bleib ich und erlebs noch mit Geduld und Ausdauer, daß der goldne Engel die Postverbindung zwischen Hamburg und Island besorgt.

Wenn er sich auch nicht fürchtete, schlecht war ihm doch zu Mute, als er in dem endlosen, schwarzen Zuge hinschritt; er fror und sah den Leuten mißtrauisch auf Lippen und Mienen.

Er hörte nichts Unangenehmes, und am Grabe hörte er überhaupt nicht „auf das Gerede." Sie bedauerten den Mann natürlich und lobten ihn, was sonst?

Erst auf dem Heimweg, im Schatten Barthelmäs, vernahm er eine Zwiesprache, die ihm schlecht gefiel:

Ja ja, der alte Nothnagel. Übel sieht er schon aus, aber der Kluge ist er doch wieder gewesen.

Freilich, der hat seinen heiligen Leichnam natürlich salviert.

Klug, das schmeckte. Aber das Nachfolgende verdarb den Wohlgeschmack wieder, das hatte gewiß Jungfer Karoline unter die Leute gebracht, der lag ja immer Gift auf der Zunge.

Nothnagel murrte inwendig bis unter die Hausthür, murrte drinnen im Hause laut flurentlang und treppauf, schob sich nach seinem Schlafzimmer, warf Cylinder und Handschuhe grob auf den Tisch, rief nach einem Grog und legte sich nieder.

Im Bett wurde ihm besser, mit Hilfe der Grogs wurde ihm beinahe behaglich zu Mute. Die Wärme fing eben an, ihn wohlig zu durchströmen, da sah er drüben Karl Städel mit den beiden Fremden den Gang entlang kommen und in die Werkstatt treten.

Holla! jetzt beschnüffelten die das Modell. Das ging doch nicht nur so! ohne ihn ging das überhaupt nicht! Die Geschwister würden natürlich bodenlose Dummheiten machen.

Hastig stand er auf, rüttelte und schüttelte seine Glieder, um sich zu ermuntern, und versuchte sich in Hast und Eile anzukleiden. Nur ging das alles langsam, qualvoll langsam mit den vor Alter und Krankheit ungeschickten Händen, inzwischen konnten die drüben viel reden.

Allzuviel redeten sie nicht, sie kamen aus der Scheuer, wohin sie gleich nach der Beerdigung gefahren waren, aber das Wrack hatte auch Karl nichts verraten, obgleich er wieder und wieder sagte: Ich muß es doch wissen, Vater hat mir ja alles gezeigt.

Sein Bemühen blieb hoffnungslos; wenn das Modell nicht mehr verriet als das Wrack, war die Arbeit der drei letzten Halbjahre umsonst gethan, und es galt wieder da einzusetzen, wo Städel gestanden hatte, als er dem von den Soldaten heimkommenden Sohn anvertraute: Jetzt hab ichs! den Ballon muß man lenken, nicht die Gondel.

Ackermann hatte sich bescheiden zurückziehen wollen, als sie die Schmiede betraten, aber er mußte mit hinauf; vielleicht fiel ihm doch noch etwas Wichtiges ein.

Digitized by Google

Nun standen die vier in der Hexenküche, aus der sie vorhin den Herrn hinausgetragen hatten, und Karl mußte sich eindringlich sagen, daß es nach Vaters Wunsch und Willen geschähe, wenn sachverständige Männer seinem Luftschiff wieder zum Fluge verhülfen, sonst wärs ihm wie ein Unrecht erschienen, daß er den Glaskasten vom Modell hob.

Hier, sagte er langsam. Ackermann machte sich an der Lampe zu schaffen, aber ihr Öl war in der letzten Nacht verbrannt worden; so zündete er die beiden Totenkerzen an, die jetzt auf dem Arbeitstisch vor Pilatre de Rozier standen.

Hier, sagte auch er und hob die eine Kerze so hoch, daß sie dem Holzengel gegen das Kinn schien und dem Modell in all seine Geheimnisse leuchtete.

Alle vier neigten sich darüber und schauten. Endlich sagte Karl mühsam: Nichts. Dies da zeigte mir der Vater damals vor zwei Jahren, aber der Motor fehlt überhaupt, und eben diese Flügel verwarf er dann wieder, und was er mir draußen auf der Wiese zeigte, war ein ganz andres Ding.

Dies vielleicht?

Der Fremde zeigte auf ein kleineres, etwas zurückgeschobnes Modell.

Karl sah zur Seite.

Dies? Das wäre möglich, antwortete er zögernd, aber es sieht so vernachlässigt aus und als sei es verbogen —

Durch einen Sturz verletzt —

Sie nahmen das Modellchen zur Hand und betrachteten es von allen Seiten; unter der kleinen zerrissenen Ballonhülle spannte sich längsrund ein Reifen, ein Halbreifen wölbte sich über ihm hin, beide waren beweglich und konnten sich erweitern und verengern. Aber was diese Reifen bewegt hatte, wie sie sich mit der Gondel verbinden mußten, und auf welche Weise sie die Richtung beeinflussen könnten, war nicht mehr zu erkennen.

Verbogen.

Zerbrochen.

Zum Unglück verdorben.

Line Städel, die schon seit geraumer Zeit unbeachtet in der Thüre stand, kam langsam näher.

Ja, sagte sie, ich stürzte gegen den Tisch, dabei fiel es herunter.

Sie sah so traurig aus, daß Ackermann sehr schnell sagte: Das war auch noch nicht das letzte — nur der Motor ist derselbe geblieben, die Lenkvorrichtung ist erst draußen ausprobiert worden, von Tag zu Tag mit versuchen und verwerfen. Dies hier war nur so ein Gestümpre, wie bei der Schwalbe, die zum erstenmal aus dem Neste schlüpft: traut ihr keiner zu, daß sie mal übers Wasser fliegen wird. Vielleicht steht mehr in dem Buch, er war ein großer Rechenmeister und hat alles Tag für Tag sorgfältig aufgeschrieben.

Das Buch! rief der Luftschiffer feurig. Wenn Sie mir das Buch, das Wrack und dies verdorbne Modell verkauften?

Zunächst antwortete Karl gar nicht, sondern suchte nach dem Buch — Line stand atemlos mit vorgeneigtem Kopfe da und folgte seinen Bewegungen.

Karl hatte das Tagebuch des Vaters nur flüchtig beachtet; als er ein altes Heft fand mit allerlei vorläufigen Berechnungen, wo Falsches und Richtiges unkritisch neben einander stand, meinte er das Gesuchte zu haben und schob es dem Fremden hin.

Der griff hastig danach, blätterte flüchtig und sagte: Ich denke mit Hilfe dieser drei würde ich mich hineinfinden. Ich habe gesehen, wie der goldne Engel sich oben bewegte, ich stecke mit all meinen Gedanken in diesem Problem — Sie

Digitized by Google

haben sich nicht selbst mit der Sache abgegeben, gegen Dilettanten verhält sich dergleichen spröde, und der da drüben scheint auch nicht viel davon zu verstehen —

Gar nichts, fiel Karl mit schwerem Tone ein, er war dafür, daß Vater das lenkbare Luftschiff erfände, und die Nothnagels Geld dran verdienten — weiter verstand er nichts davon.

Nun also, fuhr der Fremde fort, während Line den Bruder verwundert ansah, verkaufen Sie's mir.

Verkauf es, Karl, bat die Schwester leise, ihr fiel gar nicht ein, daß die Hälfte Recht an dem Luftschiff ihr Recht war.

Ackermann räusperte sich. Sogleich? So Hals über Kopf? Er meinte, die Geschwister würden mehr Geld für den goldnen Engel bekommen, wenn sie zu zeigen vermöchten, durch welchen Handgriff er gelenkt worden war. Karl mußte es ja finden, es war ja so einfach gewesen. Opfer hatte der Engel wahrlich genug gekostet, mochte er nun auch etwas einbringen.

Karl dachte nicht an die Städelschen Schulden, nicht an die Verpflichtungen gegen Ackermann, nicht an das Geld, das ihnen der Goldne nach einem jahrzehntealten Versprechen bringen sollte; er dachte an seines Vaters Ruhm und wünschte etwas Fertiges aus der Hand zu geben, damit es den Namen Städel in die Welt hinaustrüge, als den, dem es endlich gelungen war. Gab er jetzt die Bruchstücke her, und der Mann, der mit gierigen Augen vor ihm stand, fand den Zusammenhang wieder, so trug der Ehre und Erfolg als leichte Beute davon, den Vater aber nannte höchstens ein wenig gelesenes Buch über die Geschichte der Luftschiffahrt als einen von den Hunderten, die versucht hatten, die Luft zu überwinden, und dabei gescheitert waren.

Nein.

Karl sprach dies Nein so laut und deutlich, daß Line zusammenschrak. Dann fügte er ruhiger hinzu: Sie müßten die Katze im Sack kaufen, oder ich müßte die Arbeit eines Menschenlebens verschenken — das kann ich auch nicht. Lassen Sie mich sehen, was ich aus dem Übriggebliebnen und meiner Erinnerung zusammenbringe, und dann noch einmal darüber reden.

Line sah den Bruder entsetzt an. Karl! Du — du willst —!

Ackermann legte ihr beschwichtigend die Hand auf den Arm. 'S ist recht so, 's ist gut so, Fräulein Linchen. Was für einen Preis soll einer machen, der nicht weiß, was er verkauft? Erst mal besinnen.

Line dachte an die Schulden und an alles, was Ackermann für den Lenkbaren gethan hatte, und schwieg. Aber die Angst, die alte Angst vor dem Gespenst, die sie heute unter stillen Thränen und heißen Gebeten mit in die Erde gebettet zu haben meinte, war wieder da und packte sie noch rauher als vorher.

Wärs jetzt nicht besser, wenn das Modell schadlos unter seinem Glaskasten stünde?

Barmherziger Gott, und ich bat dich zu thun, was gut sei!

Es gab noch ein kurzes Hinundherreden, dann beschieden sich die Fremden. Der Offizier sagte: Wenn Sie irgend Rat und Förderung brauchen, Herr Städel, wenden Sie sich an uns. Ich werde den günstigsten Bericht erstatten und jederzeit für Ihren goldnen Engel zu haben sein.

Der andre sagte noch weniger, dachte aber: ich komme wieder.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

„Wenn du nehmen willst, so gieb!“ Die Verhandlungen des deutschen Reichstags vom 11. Februar haben ein glänzendes Zeugnis abgelegt für den Takt und den Ernst, womit Regierung und Volksvertretung an die schwierige Aufgabe herantreten, die handelspolitischen Beziehungen des Reichs zu den Vereinigten Staaten von Amerika so zu ordnen, wie es den deutschen Interessen entspricht. Es war zu dieser Aufgabe vor allem nötig, der politischen Voreingenommenheit und Verhetzung, die schon anfing, den Blick der Amerikaner in bedenklichem Grade auch für die handelspolitische Lage zu trüben, den Boden zu entziehen. Man darf sagen, daß nunmehr deutscherseits alles gethan ist, was in dieser Richtung geschehen kann. Soweit sich übersehen läßt, wird das auch in allen europäischen Kulturstaaten anerkannt, und selbst die leitenden Staatsmänner in den Vereinigten Staaten sind, wenn sie es nicht schon früher waren, jetzt davon überzeugt, daß die Hetzereien und Mißstimmungen ihrer Landsleute gegen die deutsche Politik lediglich auf bösem Willen oder Irrtum beruhen.

So erfreulich es ist, das aussprechen zu können, so ist damit die handelspolitische Frage an sich noch nicht gelöst, ja kaum berührt. Deutschlands Industrie und Handel dürfen sich nicht der Täuschung hingeben, daß ihnen harte Kämpfe und empfindliche Schwierigkeiten erspart bleiben werden, oder durch eine weise Politik der Regierung erspart werden könnten. Noch weniger aber darf die Regierung bei dem Kampf um die Absatzgebiete, den wir aufzunehmen gezwungen sind, außer acht lassen, welche Bedeutung gerade die Vereinigten Staaten als Gegner haben.

Zwei Dinge müssen scharf von einander getrennt werden: die Entwicklung unsrer Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten selbst, und zweitens der Konkurrenzkampf Deutschlands mit den Vereinigten Staaten auf dem Weltmarkt.

In Bezug auf die erste Frage — sie allein ist überhaupt am 11. Februar im Reichstage berührt worden — hat unser Staatssekretär des Auswärtigen den amerikanischen Geschäftsleuten, die ihren Vorteil im schroffsten Protektionismus sehen und die Klinke der Gesetzgebung fest in der Hand haben, das Dichterwort in Erinnerung gebracht: „Wenn du nehmen willst, so gieb!“ Wer die Lage der Partei-, Macht- und Interessenverhältnisse in den Vereinigten Staaten kennt, wird aber daran nicht zweifeln, daß die amerikanische Handelspolitik keine Gelegenheit, namentlich keine Unklarheit, Strittigkeit und Lücke in der Vertragslage, unbenutzt lassen wird, die Einfuhr deutscher Waren womöglich bis zur völligen Aussperrung zu unterbinden. Man ist nun einmal nirgends in der ganzen Welt so davon überzeugt, nehmen zu können, ohne geben zu müssen, gerade uns gegenüber, als in den Vereinigten Staaten, und die Schuld, daß das so ist, liegt in der Hauptsache an uns selbst. Das unverständige Geschrei, die ganze deutsche Industrie sei verloren ohne den bisherigen Export nach Nordamerika, und Deutschland gehe zu Grunde ohne die bisherige Einfuhr von da, würde selbst bescheidnere Leute, als es die Amerikaner von heute sind, zu dem Glauben bringen, im Verkehr mit Deutschland habe das von Herrn von Bülow zitierte Goethische Wort keine Geltung.

Wir müssen mit einer wesentlichen Veränderung unsrer Warenausfuhr nach den Vereinigten Staaten, und zwar mit einem starken Rückgang rechnen lernen, und wir müssen die Amerikaner unzweideutig darüber belehren, daß durch diesen Rückgang unser wirtschaftliches Gedeihen und unsre fortschreitende Beteiligung am Welthandel durchaus nicht gefährdet ist. Es gehört in das kürzlich hier behandelte

Digitized by Google

Kapitel von den Übertreibungen, die über die einseitige und übermäßige Entwicklung unsrer Exportindustrie überhaupt zum Dogma geworden sind, wenn man unser Wohl und Wehe so, wie es jetzt meist geschieht, als von dem bisherigen Export nach den Vereinigten Staaten abhängig bezeichnet.

Wer in der Ausfuhrstatistik Position für Position durchgeht, wird von dieser Gespensterfurcht befreit werden, falls er eben die deutsche Gesamtindustrie im Auge hat und nicht einzelne Industriezweige, die noch besonders auf den amerikanischen Markt zugeschnitten sind. (Den höchsten Posten vom Export nach Amerika nahm 1896 bekanntlich die Strumpfwarenfabrikation mit nicht mehr als 24 Millionen Mark in Anspruch.) Ein Unglück wäre es aber, wenn es diese bisher für den amerikanischen Markt — direkt oder indirekt — mit einer gewissen Einseitigkeit arbeitenden Industrien im Vertrauen auf die Wunderkraft des sogenannten „Schutzes der nationalen Arbeit“ im Deutschen Reiche an der nötigen Vorsicht fehlen ließen und sich nicht beizeiten um andre Absatzgebiete, sei es auch mit entsprechend veränderter Produktion, bemühten. Daß ihnen nicht plötzlich der amerikanische Markt versperrt wird, dagegen bietet der praktische Sinn der Amerikaner genügende Sicherheit, wenn diese nur nicht durch unsre eigne Heulmeierei darüber getäuscht werden, daß das Deutsche Reich, wenn es auf Retorsionen ankommt, die schärfern Waffen in der Hand hat. Die Einfuhr von Rohstoffen — von den Fabrikaten ist gar nicht zu reden — aus Amerika besteht zu einem sehr beträchtlichen Teile aus Dingen, die Deutschland ebenso gut wo anders her beziehen kann, und so frei wir von agrarischen Tendenzen sind, so halten wir es doch für ganz selbstverständlich, daß Rücksichtslosigkeiten der amerikanischen Zollpolitik gegen die deutsche Exportindustrie mit ebenso rücksichtsloser Aussperrung der für uns entbehrlichen Produkte der Vereinigten Staaten beantwortet werden. Darüber darf den Amerikanern kein Zweifel gelassen werden.

Aber von viel größerer Wichtigkeit als die Entwicklung unsrer Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten selbst ist die Frage, wie sich der Konkurrenzkampf zwischen Deutschland und Nordamerika auf dem Weltmarkte gestalten wird. Die Fortschritte Deutschlands und der Vereinigten Staaten in ihrer Produktionskraft während der letzten beiden Jahrzehnte übertreffen die aller übrigen am Welthandel beteiligten Nationen bei weitem. Wir müssen, damit unser Volk nicht wirtschaftlich verkommt, zu einer Exportpolitik in völlig neuem, gewaltigem Umfange übergehn, und wir müssen deshalb verlangen, daß die noch nicht verschlossenen Thüren im Weltverkehr offen bleiben. Die Vereinigten Staaten wollen, obgleich dünn bevölkert, dem im Interesse der herrschenden Großkapitalisten in ihrem Inlande bis zum äußersten gesteigerten protektionistischen Raubbau durch eine neue Weltmachtspolitik immer weitere Ausbeutungsgebiete sichern durch Einbeziehung in die Politik der geschlossenen Thüren, und wo das nicht angeht, durch rücksichtslose Vergewaltigung der fremden Konkurrenz auf andre Weise.

Die Vereinigten Staaten dürfen sich aber darüber nicht länger täuschen, daß sie sich durch diesen Übergang zur ausbeutenden Kolonialpolitik im Dienst ihrer Großkapitalisten zu gemeingefährlichen Störern des Weltfriedens und der Weltwirtschaft machen, daß ihr „Imperialismus“ mit einer dem heutigen Stande der Zivilisation schroff widersprechenden Frivolität der ganzen zivilisierten Welt den Fehdehandschuh hinwirft. Zunächst aber wird Deutschland von dieser Friedensstörung unmittelbar und unerträglich betroffen werden. Darüber können uns alle politischen Höflichkeiten, die zwischen den Regierungen ausgetauscht werden, nicht hinwegtäuschen. Nur die Rückkehr des Volkes der Vereinigten Staaten zu gesunden, beständigen, freisinnigen Grundsätzen in seiner Handelspolitik kann den casus belli,

Digitized by Google

den der neumodische Imperialismus frivol an die Wand malt, beseitigen. Bis dahin kann in Deutschland nur ein Narr dem Frieden trauen. β

Schweizerische Empfindlichkeit. Eine der charakteristischen und, unserm Gefühle nach, unberechtigtsten Eigentümlichkeiten der Schweizer und ganz besonders der Deutschschweizer ist ihre maßlose Empfindlichkeit gegenüber jeder Kritik — namentlich von deutscher Seite. Die Thatsache, daß im allgemeinen der Kleinere und Schwächere dem Größern gegenüber mißtrauisch und empfindlich ist, genügt hier durchaus nicht als Erklärung, denn die Schweiz hat, mit vollem Rechte, so viel Selbstschätzung und so viel Selbstbewußtsein, daß es einer hochgradigen Empfindlichkeit nicht bedürfte, um der Anerkennung ihrer politischen Stellung nach jeder Seite hin sicher sein zu können.

Ein auffallendes Beispiel für diese Empfindlichkeit bietet wieder einmal die Aufnahme, die die kürzlich in den Grenzboten erschienenen „Politischen Reisebetrachtungen aus dem deutschen Süden" in einem Teile der schweizerischen Presse gefunden haben. Eine Besprechung dieser Betrachtungen, mit denen auch wir, namentlich insoweit sie sich mit der Stellung der deutschen Einzelstaaten dem Reiche gegenüber beschäftigt, durchaus nicht allenthalben übereinstimmen, erfolgte unsers Wissens zuerst in der „Straßburger Post" und zwar durch einen schweizerischen Korrespondenten in Bern. Er sprach sich in sehr maßvoller und von seinem schweizerischen Standpunkte aus in sehr gerechtfertigter Weise gegen verschiedne Auslassungen des Verfassers der Reisebetrachtungen aus. Die Redaktion der Straßburger Post bemühte sich aber in einer Nachschrift, nach beiden Seiten hin auszugleichen, und gab zu, daß in Deutschland ebenso wie in der Schweiz die Presse ab und zu die freundnachbarlichen Gefühle verletze.

Wir hätten hiernach geglaubt, die Sache sei erledigt, und hätten keine Veranlassung gehabt, in der fraglichen Angelegenheit zur Feder zu greifen, wenn nicht ein sehr angesehenes deutsch-schweizerisches Blatt, die „Basler Nachrichten," Veranlassung genommen hätte, infolge dieses Artikels der Straßburger Post, nachträglich die politischen Reisebetrachtungen unter ihr Seziermesser zu nehmen und ihrer Empörung darüber Luft zu machen, daß die Deutschen es wagen, über schweizerische Verhältnisse zu schreiben, sie zu kritisieren und namentlich von einer in der Schweiz herrschenden Deutschfeindlichkeit zu sprechen. Unsers Erachtens kann diese Verhältnisse ein in der Schweiz reisender oder sich nur ab und zu — wohl meist an Kurorten — dort aufhaltender Deutscher, wie es jedenfalls der uns persönlich unbekannte Verfasser der Reisebetrachtungen ist, ebenso wenig richtig und vorurteilslos beurteilen, wie vom entgegengesetzten Standpunkte aus ein geborner Schweizer. Der erste sieht vielfach nur die Oberfläche und die rauhe Form, der letzte ist Partei, und zwar im engsten Sinne des Worts. Wir glauben daher, daß es nicht unangebracht ist, wenn ein Deutscher, der seit einer längern Reihe von Jahren in der Schweiz lebt und viele Beziehungen in wissenschaftlichen und geschäftlichen Kreisen mit Schweizern unterhält, und der insbesondre die deutsche Schweiz sehr genau kennt, seine Ansicht über die fraglichen Verhältnisse hier ausspricht.

Wir müssen da zunächst gestehen, daß der Vorwurf der Deutschfeindlichkeit, den der Grenzbotenartikel gegen die Schweiz erhebt, in der Hauptsache als begründet anzusehen ist. Es ist oft Gegenstand unsers ernsten Nachdenkens gewesen, woher es kommt, daß der Deutsche eo ipso keinen Sympathien in der Schweiz begegnet; er wird im Volksmunde meist als „Schwob" bezeichnet, und ein unbefangen freundschaftliches Verhältnis zwischen Schweizern und Deutschen — auch wenn

Digitized by Google

diese noch so lange in der Schweiz leben — wird sich nur in Ausnahmefällen gestalten. Wer dies als Deutscher leugnet, der kennt die Verhältnisse nicht oder ist zu kurze Zeit erst in der Schweiz, als daß er ein richtiges Urteil haben könnte. Der sprechendste Beweis für die Wahrheit dieser unsrer Behauptung ist, daß, je länger ein Deutscher oder eine deutsche Familie in einer der großen Städte der deutschen Schweiz leben, sie sich um so vereinsamter den schweizerischen geselligen Kreisen gegenüber fühlen werden. Dem Schweizer geht eine Eigenschaft ab, auf die in Deutschland großer Wert gelegt wird — die Gastfreundschaft. Von dieser haben sie einfach keinen Begriff. Wenn sie an und für sich schon keine übertriebnen höflichen und verbindlichen Formen haben, so schwinden sie mehr und mehr, je länger der Fremde in der Schweiz weilt. Man kann jahrelang in einer Stadt der deutschen Schweiz leben, ohne daß man mit den Schweizern in einen unbefangnen, geselligen Verkehr käme, oder daß einem die Gastfreundschaft in schweizerischen Familien gewährt würde.

Wir wissen sehr wohl, daß die Schweizer auch gegen ihre eignen Landsleute sehr zurückhaltend sind, und daß der Zürcher nicht gern mit dem Basler und dieser nicht gern mit dem Berner usw. weder gesellschaftlich noch geschäftlich verkehrt, aber dem Fremden gegenüber ist die Gastfreundschaft ein Gebot, das von jeher und überall gegolten hat, und das in der Republik, in der ein großer Teil der Bevölkerung von den Fremden lebt, besonders hoch gehalten werden sollte. Da im Volksmunde die Schweiz vielfach als besonders „gastfrei“ bezeichnet wird, so möchten wir bemerken, daß wir die Gastfreundschaft, die bezahlt wird, oder die auf dem Asylrecht beruht, nicht als solche erachten. — Die Basler Nachrichten schreiben, daß sich der Deutsche vielfach dadurch unbeliebt mache, daß er bei seinem Aufenthalt in der Schweiz die dortigen Verhältnisse kritisiere und bemängle. Wir müssen diesen Vorwurf, wenn er einer ist, für unberechtigt erklären. Wir sind jedes Jahr mit zahlreichen, in der Schweiz reisenden Deutschen zusammen, haben aber von einem Nörgeln oder davon, daß „der Durchschnittsdeutsche, kaum Schweizerboden unter sich fühlend, seiner Kritik unaufhaltsamen Born fließen läßt und dabei selbst heilige, schweizerische Gefühle nicht scheut,“ nie etwas bemerkt. Es ist ja möglich, daß der Deutsche, wenn er in seine Heimat zurückgekehrt ist, diese oder jene schweizerischen Verhältnisse und Zustände abfällig kritisiert, auf Schweizer Boden aber haben wir es, wenigstens in verletzender Weise, nie, auch nicht hinsichtlich des schweizerischen Militärs, gehört. Solches Verhalten entspricht aber genau dem, was die Basler Nachrichten ihren Landsleuten zuschreiben; sie sagen nämlich: „Der Schweizer übt Kritik und läßt sich oft unverblümt über Deutschland und deutsche Verhältnisse aus. Aber so lange er in Deutschland, so lange er Gast ist, versteht er den Mund zu halten.“ Diese Behauptung der genannten Zeitung findet übrigens auch ihre Ausnahmen; es ist uns selbst passiert, daß an einem Pensionstisch in einem süddeutschen Badeorte bei Gelegenheit eines patriotischen Festtages ein Hoch auf Bismarck ausgebracht wurde, und eine anwesende Schweizer Familie in schärfster Tonart ihrer Empörung Luft machte, daß an einem Tisch, an dem Schweizer säßen, Bismarck in solcher Weise gefeiert werde.

Wenn schließlich die Basler Nachrichten sagen, daß in der Schweiz ein „auf historische Grundlage zurückzuleitendes Mißtrauen“ gegen Deutschland herrsche, so ist uns dies ganz unverständlich. Wir sollten denken, daß ein auf historischer Grundlage beruhendes Mißtrauen sich nur gegen Frankreich wenden könnte, nicht aber gegen Deutschland! Davon merkt man aber nichts, sondern trotz aller gegenteiligen Versicherungen herrscht auch in der deutschen Schweiz, namentlich in ihren westlichen Teil — Bern, Basel usw. —, eine große, gerade jetzt kaum begreifliche

Digitized by Google

Vorliebe für Frankreich, für die Franzosen und für ihre Sprache. Der Ton, den die Basler Nachrichten anschlagen, indem sie von „Anmaßung“ usw. sprechen, ist ganz unangebracht gegenüber dem Deutschen Reiche, dem die Schweiz viel zu danken hat — nicht nur in politischer Hinsicht, sondern auch in Bezug auf Handel und Verkehr, und von dem sie nichts zu fürchten hat. Ob sich das ohne weiteres auch vom westlichen Nachbar sagen läßt, bleibe dahingestellt. Wie gerechtfertigt der Wunsch ist, daß die schweizerische Empfindlichkeit nicht gar zu unverblümten Ausdruck in der Presse finden möchte, hat sich in den letzten Tagen wieder gezeigt, als dasselbe Basler Blatt die Reichstagsrede Dr. Liebers besprach, der die Schweiz als ein Land bezeichnet, „in dem Königs- und Frauenmörder frei umherlaufen.“ Wir sind die ersten, die solchen Unsinn, der seine Erklärung nur in der augenblicklichen Erregtheit des Jesuitenführers finden kann, auf das schärfste verurteilen, und können die Empörung der Schweizer über diese taktlose Äußerung, die keine Entgegnung fand, vollständig verstehn, aber die Basler Nachrichten hätten wohl besser gethan, den Nachsatz wegzulassen. Wir glauben, daß eine solche Drohung nach keiner Seite hin Eindruck macht.

Wir können es uns nicht versagen, als Abschluß dieser kurzen Betrachtung auf den Brief hinzuweisen, den Jakob Burckhardt, der berühmte Basler Gelehrte, am 30. Dezember 1841 aus Berlin an Gottfried Kinkel richtete.*) Er schreibt darin: „. . . Ich weiß jetzt, wie alles gekommen ist; ich erkenne die Mutterarme unsers großen gemeinsamen deutschen Vaterlandes, das ich erfolglos verspottete und zurückstieß, wie fast alle meine schweizerischen Landsleute zu thun pflegen. Deutschland läßt sie auch meist wieder laufen, ohne ihnen von seiner Eigentümlichkeit und seiner Erhabenheit etwas mitgeteilt zu haben; auf mich hat es seine Güter ausgeschüttet und mich an sein warmes Mutterherz gezogen. Und daran will ich mein Leben setzen, den Schweizern zu zeigen, daß sie Deutsche sind.“

Obgleich dies beinahe sechzig Jahre her ist, so hat es heute noch seine volle Berechtigung, und es wäre gut, wenn sich alle Schweizer dessen immer bewußt wären.

Zwei- oder dreijährige Dienstzeit? Am 1. April 1899 wird der auf fünf Jahre berechnete Zeitraum abgelaufen sein, worin die zweijährige Dienstzeit bei den Fußtruppen des deutschen Heeres erprobt werden sollte, und der Reichstag wird noch einmal die Frage gründlich zu beurteilen haben, ob der Versuch als gelungen zu betrachten ist und somit die kürzere Dienstzeit gesetzlich festgelegt werden kann oder nicht. Gewiß giebt es wichtigere Dinge im öffentlichen Leben, Fragen von tieferer Bedeutung, die der Lösung harren, aber da trotz aller Abrüstungsvorschläge und Friedensversicherungen im letzten Grunde doch auf der Armee die Sicherheit unsers Staatswesens beruht, so lohnt es sich wohl, die Aufmerksamkeit auf diese für die Leistungsfähigkeit der Armee so folgenschwere Angelegenheit zu richten, und es darf nicht wunder nehmen, daß sie schon jetzt in der Tagespresse der Gegenstand eifriger Erörterung ist. Ein Fehler freilich ist es, wenn da, wie es meist geschieht, die Frage lediglich vom einseitigen Parteistandpunkt aus behandelt wird, während man doch vor allem sachlich urteilen und die Vor- und die Nachteile der beiden Formen sorgsam gegen einander abwägen sollte.

Zu Gunsten der dreijährigen Dienstzeit sprechen vor allem die außerordentlichen Erfolge, die wir in unsern drei großen Kriegen damit gehabt haben; man

*) Deutsche Revue, Januarheft 1899, Meyer-Krämer, Jakob Burckhardt und Gottfried Kinkel.

Digitized by Google

weiß, daß der alte Kaiser lieber vorzeitig die Krone seinem Sohne übertragen als auf die dreijährige Dienstzeit verzichten wollte, daß auch Bismarck mehr als einmal seine gewichtige Stimme dafür erhoben hat. Daß die dreijährige Dienstzeit mit Rücksicht auf die Disziplin und die militärische Ausbildung der Truppe unbedingt den Vorzug verdient, wird auch heute niemand leugnen; es ist ganz selbstverständlich, daß der moralische und technische Wert eines Heeres höher, die Leistungen zuverlässiger sein werden, wenn der Mann drei Jahre gedient, als wenn er nur zwei Jahre unter der Fahne gestanden hat. Es muß also ein sehr wichtiger Grund gewesen sein, der unsre Heeresverwaltung veranlaßt hat, diese altbewährte und durch Tradition wie Autorität geheiligte Form zu verlassen, um mit einer neuen den Versuch zu wagen. Dieser Grund liegt in dem Zahlenverhältnis, dessen Bedeutung sich gegen früher sehr verschoben hat. So wenig nämlich Zahlen an sich beweisen, so falsch wäre es in diesem Falle, wollte man sie ganz außer Rechnung stellen und sich bei der Schätzung eines Heeres nur auf seine ideellen Eigenschaften beschränken.

In Bezug auf Organisation und Bewaffnung, worin wir noch vor fünfundzwanzig Jahren unsern mächtigen Nachbarstaaten weit voraus waren, besteht jetzt kein nennenswerter Unterschied mehr, und ob wir in der Kunst der Führung und der moralischen Tüchtigkeit der Truppe ein so starkes Übergewicht haben werden, daß wir uns eine Verringerung der Zahl erlauben dürfen, erscheint doch mindestens zweifelhaft, da wir auf beides zwar hoffen, aber nicht mit Sicherheit rechnen können. Je gleichwertiger zwei feindliche Heere in ihrer Organisation, in ihrer technischen und moralischen Leistungsfähigkeit sind, eine desto größere Rolle spielt die Zahl, und es wäre ein schwerer Fehler unsrer Heeresleitung, wollte sie diesen wichtigen und von allen modernen Autoritäten anerkannten Satz außer acht lassen.

Die zweijährige Dienstzeit ermöglicht in der Form, wie wir sie jetzt probeweise eingeführt haben, die Erhöhung der jährlichen Rekrutenzahl fast um ein Drittel, und in demselben Maße wächst natürlich die Zahl der ausgebildeten Soldaten; sie erlaubt ferner, das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht wenigstens annähernd noch aufrecht zu erhalten. Das sind Vorteile, deren Bedeutung nicht erwiesen zu werden braucht. Es würde also ihrer endgiltigen Einführung nichts im Wege stehen, wenn auch dann noch ein ausreichend hoher Grad von sittlicher und soldatischer Tüchtigkeit erreicht werden könnte. Das ist der Kernpunkt der Sache, und diese Möglichkeit zu untersuchen der Zweck folgender Zeilen.

Die unbedingten Anhänger der dreijährigen Dienstzeit haben die Behauptung aufgestellt, die Disziplin der Armee sei in diesen fünf Jahren schon stark zurückgegangen, und zwar besonders deshalb, weil die Entlassung nach zwei Jahren, die früher den bessern Leuten als eine Belohnung für gute Führung und Leistungen in Aussicht stand, jetzt allen gleichmäßig zukomme. Bei der geheimnisvollen Art, mit der alle militärischen Angelegenheiten bei uns behandelt werden, dürfte sich der Beweis für oder gegen diese Behauptung schwer bringen lassen. Was aber die Einrichtung der Dispositionsurlauber angeht, so läßt sich nicht leugnen, daß sie große Schwächen gehabt hat. Wenn die Leute sich auch anfangs mehr als jetzt vor jeder Strafe in acht nahmen, die das Abdienen des dritten Jahres zur Folge hatte, so fiel doch für den einmal Bestraften jede Rücksicht fort, und wer gedient hat, der weiß, welche wenig schöne Rolle der sogenannte „alte Mann“ damals in der Kompagnie gespielt hat. Um dem Unteroffizier in der Ausbildung der Rekruten zur Hand zu gehen, dazu war er jedenfalls in den meisten Fällen ungeeignet.

Wenn man gesagt hat, ein zutreffendes Urteil über den Wert der zweijährigen

Digitized by Google

Dienstzeit lasse sich deshalb noch nicht abgeben, weil noch kein Landwehrmann aus ihr hervorgegangen sei, so läßt sich dagegen einwenden, daß bei den jetzigen Landwehrleuten, unter denen doch auch eine große Zahl von Dispositionsurlaubern ist, ein Unterschied zwischen dem Verhalten dieser Leute und dem der dreijährigen nicht zu bemerken gewesen ist. Warum sollte es denn nun mit einemmale anders sein? Ein wirklich abschließendes Urteil läßt sich übrigens aus solchen Erfahrungen auch nicht fällen, weil es sich dabei doch immer nur um Proben, höchstens einmal um eine Generalprobe handelt, während nur die wirkliche Aufführung, der Krieg, über Wert oder Unwert entscheiden kann.

Es ist kein Zweifel, daß sich die Anforderungen, die an die militärische Ausbildung des Soldaten gestellt werden, in den letzten Jahren immer mehr gesteigert haben, und daß diese dadurch sehr erschwert worden ist. Während man früher mehr in der Masse arbeitete, wird jetzt auf die Schulung des einzelnen Mannes der größte Wert gelegt, es ist eine Fülle neuer Ausbildungszweige hinzugekommen und doch kein einziger dafür beseitigt worden. Der zersetzende Einfluß des modernen Gefechts stellt die höchsten Anforderungen an die Selbstthätigkeit jedes einzelnen Schützen, der auch ohne den Befehl seines vielleicht gefallnen oder ihm aus den Augen gekommnen Führers seinen Platz ausfüllen und den Kampf bis ans Ende durchführen soll. Da dem gemeinen Mann in der Regel höhere Triebfedern fehlen, da ihm der Begriff des Heldentums fremd ist, so muß er dann aus unbewußtem Gehorsam handeln, eine Forderung, die noch vor zwanzig Jahren jedem Fachmann unerhört erschienen wäre.

Ob sich dieses Ideal insoweit erreichen läßt, daß die Feuerprobe bestanden wird, kann hier nicht entschieden werden, wohl aber darf man behaupten, daß die Frage der zwei- oder dreijährigen Dienstzeit darauf von sehr geringem Einfluß ist. Nicht ob der Soldat seinen Ausbildungskursus zwei- oder dreimal durchmacht, entscheidet über seine Leistungsfähigkeit, sondern auf das Wie kommt es an. Wenn die Methode falsch oder der Lehrer unfähig ist, dann kann auch eine fünfmalige Wiederholung nichts nutzen, und wie viel wir in dieser Beziehung noch zu lernen haben, darüber sollte man sich nicht täuschen. Nicht als wenn die Arbeitslust in der Armee fehlte; im Gegenteil, es wird viel zu viel gearbeitet, durch ein planloses Beschäftigungsprinzip wird aber den meisten die Freudigkeit genommen. In tausend Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten verbraucht sich der Eifer, der, in richtige Bahnen gelenkt, den besten Nutzen bringen könnte. Bald nach dem Regierungsantritt des jungen Kaisers erschien ein Befehl, der den Mißbrauch der allzu häufigen Besichtigungen abstellen sollte, weil der ruhige Dienstbetrieb darunter leide. Der Befehl mag damals einigen Erfolg gehabt haben, aber jetzt ist man wieder so weit gekommen, daß immerzu besichtigt wird, und der ganze Dienstbetrieb sich um die Besichtigungstage dreht, es ist ein Arbeiten von Fall zu Fall.

Und was wird nicht alles besichtigt! Kein Unterschied zwischen Wichtigem und Nebensächlichem, überall derselbe Übereifer, wie er so drastisch in den Worten eines süddeutschen Kapitäns verurteilt wird, der auf die Frage, weshalb er denn nicht länger in preußischen Diensten bleiben wolle, zur Antwort gab: „Dees kann mer nimmer gefalle, bei dene Preiße is alles Hauptsach!“ Ja wenn auf diese Weise nur etwas erreicht werden könnte! Aber diese lediglich für den Besichtigungszweck vorbereiteten Bilder streuen den Vorgesetzten nur Sand in die Augen, sie hinterlassen gar keinen bleibenden Wert und sind somit auch nichts weiter als Zeitverschwendung. Wenn man dem hier genügend gekennzeichneten Unwesen ein Ende machte, wenn man sich dazu entschlösse, in den Zielen der Ausbildung eine weise Beschränkung walten und sich von höhern Grundsätzen leiten zu lassen, so wäre

Digitized by Google

schon ein großer Gewinn erreicht. Den unglückseligen Parademarsch mag man meinetwegen noch beibehalten, wenn es denn wirklich nicht ohne ihn geht, obwohl zu seiner Einübung eine ganz unverhältnismäßig große Zeit erforderlich ist, aber weshalb man alle die aus Urväterzeit herübergenommnen und heute höchstens noch als Vorbereitung brauchbaren Dienstzweige „unentwegt" als Selbstzweck verherrlicht, weshalb man noch nicht einmal das gänzlich zwecklose Bajonettfechten aufgeben will, das läßt sich bei dem besten Willen nicht verstehen. Ließe man die militärischen Allotria fahren, so wäre Zeit genug vorhanden zur Ausbildung im Schieß- und Gefechtsdienst wie auch zum Exerzieren, dessen stramme Formen auch nicht um ein Tüttelchen verkümmert werden dürfen; man hätte auch Zeit übrig, den Fehler zu verbessern, der den heutigen Dienst am empfindlichsten schädigt, die mangelhafte Ausbildung des Lehrpersonals. Welcher Kompagniechef kann sich denn unter dem Druck der Verhältnisse heute noch die Mühe geben, seine Offiziere und Unteroffiziere zu Lehrern der Mannschaft und zu brauchbaren Stützen heranzubilden? Muß er nicht froh sein, wenn er sie für den nächstliegenden Zweck nur so mühsam zurechtgestutzt hat, daß sie ihm da nicht völlig versagen? Und die Unteroffiziere selbst, müssen sie nicht erlahmen, wenn sie sich immerfort vor Aufgaben gestellt sehen, denen ihre Kräfte nicht gewachsen sind, müssen sie nicht aber auch in ihren Anschauungen wankend werden, wenn sie erleben, daß sie trotz ihrer mangelhaften Leistungen immer noch ganz gut durchkommen? Eine ernste, vielleicht nicht überall hinlänglich geübte Pflicht der Vorgesetzten ist es, dafür zu sorgen, daß alle unnötigen Abkommandierungen der Mannschaften vermieden werden, denn ein großer Teil all der Leute, die heute noch als Burschen oder Ordonnanzen, als Handwerker, in Küchen, Kantinen oder Schreibstuben zur Verwendung kommen, könnte und müßte zum Dienst herangezogen werden.

Das sind die Gründe, die an einer Verschlechterung der Armee, soweit überhaupt davon die Rede sein kann, Schuld sind. Die zweijährige Dienstzeit hat nicht das mindeste damit zu thun. Früher, als die Anforderungen der Ausbildung noch einfacher waren, traten die Mängel weniger deutlich hervor, heute, wo statt des Drills, oder richtiger gesagt, zu dem Drill die Forderung der Erziehung hinzugetreten ist, sind sie fühlbarer geworden. Das ist der einzige Unterschied, und es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, wollte man darin einen Nachteil der kürzern Dienstzeit sehen. Wenn nur jeder an seinem Platze seine Schuldigkeit thut und unbeirrt durch Nebenwege und Eintagserfolge das große Ganze im Auge behält, dann wird die Armee weder in ihrer sittlichen noch in ihrer militärischen Tüchtigkeit durch die zweijährige Dienstzeit Einbuße erleiden; sie wird im Gegenteil in dem dadurch verursachten Zuwachs an Zahl auch eine Vermehrung an Kraft gewinnen.

Katholische Sozialpolitik. Unter dem Titel „Sozialpolitik und Moral" hat kürzlich ein Dr. Franz Walter „mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg" ein Buch veröffentlicht, insbesondre zur Widerlegung der „von Professor Werner Sombart neuestens geforderten Unabhängigkeit der Sozialpolitik von der Moral." Der Verfasser benutzt dabei Sombarts Kritik der sogenannten „ethischen Schule" der Herren Schmoller, Schönberg und Genossen ganz geschickt, um beide, den Kritiker und die Ethiker, abzuthun, und wenn sich nicht überall der jesuitische Pferdefuß bemerkbar machte, um alles zu verwirren und alles zu trüben, so könnte man fast wieder einmal zur Hoffnung verleitet werden, daß die moderne katholische Soziologie zu der so dringend erwünschten Klärung der sozialen und

Digitized by Google

sozialpolitischen Anschauungen etwas beizutragen die Absicht und das Zeug hätte. Wir wollen auf die berechtigte Kritik, die Walter an der doktrinären Übertreibung Sombarts wie an der selbstgefälligen Halbheit der „ethischen Schule" übt, hier nicht eingehn; neu ist davon nichts, wenn auch die Zusammenstellung von Meinung und Gegenmeinung, die geboten wird, ihren Wert hat. Aber wie Walter die „Stellung der katholischen Sozialpolitik" und damit die der herrschenden Partei im Deutschen Reiche und der ganzen Gefolgschaft derer vom Zeichen S. J. darzulegen sich berufen hält, darüber werden einige kurze Mitteilungen nicht ohne Interesse sein.

Der Verfasser beruft sich zunächst auf das Urteil Sombarts selbst, daß unter allen Auffassungen von dem Zusammenhange der Sozialpolitik und Ethik „wohl am einheitlichsten und verhältnismäßig klarsten der Standpunkt der Katholisch-Sozialen" sei, die ihren Ausgangspunkt von einem „unwandelbaren Naturrecht" nähmen. Aus diesem wollten sie — sage Sombart — „zum mindesten die Prinzipien jeder sozialen Ordnung, meist auch die Gestaltung der sozialen Ordnung selbst ableiten." Aber dieser Standpunkt sei trotz seiner Klarheit nicht wissenschaftlich diskutierbar, denn das katholischerseits vertretne Naturrecht sei als ein „geoffenbartes, göttliches" nur durch den „Glauben" erreichbar. Diese irrige Ansicht stütze Sombart auf folgende Äußerungen zweier bedeutender katholischer Sozialpolitiker, des bekannten Freiherrn von Hertling und des Herrn Theodor Mayer S. J. Der erste sage, eine Sozialpolitik, der die scharfe Orientierung an den unveränderlichen Grundsätzen der Sittlichkeit und des Rechts fehle, werde unausweislich in die Irre gehn; es sei darum die Anerkennung „eines in der Natur begründeten und darum ein für allemal gegebnen und jedem Wandel der gesellschaftlichen Entwicklung entrückten Rechts die Grundlage einer höhern und zielbewußten Sozialpolitik." „Der Inhalt des Naturrechts aber stamme aus dem göttlichen Weltenplan." Herr Theodor Mayer S. J. aber führe unter anderm aus, es sei die soziale Frage nur gedeihlich zu lösen auf Grund „der von Gott gesetzten und gewollten sittlich-religiösen Weltordnung."

Aus diesen Äußerungen allein folgere Sombart — sagt Walter —, „daß die Katholisch-Sozialen an den Glauben appellieren müßten, um ihre Sozialpolitik auf das Naturrecht zu basieren." Wo der Glaube mangle, versage deshalb — nach Sombart — die katholisch-soziale Theorie vollständig. Der Glaube aber an die Göttlichkeit jener natürlichen Gesellschaftsordnung entkleide die katholische Doktrin des wissenschaftlichen Charakters.

Und wie erklären nun Walter und seine Gesinnungsgenossen ihr Naturrecht ohne Glauben? „Dieses Naturgesetz, sagt Walter wörtlich, umfaßt alles, was wir durch das Licht unsrer Vernunft, gerade abgesehen von allem positiv offenbarten Gesetz, als unsre Pflicht erkennen." Mit der vernünftigen Natur des Menschen sei auch zugleich als ihre notwendige Ausstattung das in ihr „grundgelegte Naturgesetz" gegeben. Es sei nichts andres als die von der vernünftigen Natur unzertrennliche Befähigung, das Gute vom Bösen zu unterscheiden und zugleich das Gute, soweit es zur rechten Ordnung notwendig sei, als geboten, das Böse aber immer als verboten zu erkennen. Wie die vernunftlosen Wesen durch blinde Kräfte und Instinkte geleitet würden, so solle der Mensch sich durch vernünftige Erkenntnis selbst leiten und bestimmen. Die Vernunft des Menschen, soweit sie dem freien Willen als Leuchte zu dienen bestimmt sei, trage in sich „allgemeine, jedem vernünftigen Denker von selbst klare und evidente Prinzipien, mittels deren wir zunächst allgemeine praktische Urteile uns bilden könnten über das, was wir thun und

Digitized by Google

lassen sollen. Von diesen aus ließen sich durch logische Schlußfolgerungen auf dem Wege des Syllogismus die besondern Normen des menschlichen Handelns deduzieren, um sie auf die einzelnen Fälle anzuwenden. Der logische Denkprozeß, der zur praktischen Verwertung der Prinzipien erforderlich sei, vollziehe sich, wenigstens bezüglich der näher liegenden und einfachen Deduktionen, gewöhnlich leicht und gleichsam unbewußt, sodaß die Ergebnisse häufig wie eine unmittelbare Anschauung der gesunden Vernunft erschienen (nach Th. Mayer S. J.).

Aber, heißt es dann doch weiter: Es frage sich noch, „ob die in der Vernunft sich vollziehende Promulgation des Naturgesetzes mit genügender Klarheit erkennbar sei." Schon bei den zunächst aus den allgemeinen Prinzipien abgeleiteten, den sogenannten sekundären Geboten, durch die das primärste Gesetz, das Gute zu thun und das Böse zu meiden, seine Anwendung auf die verschiednen Gebiete der sittlichen Ordnung, auf das Verhältnis zu Gott, zu den Mitmenschen und zu sich selbst finde, wäre eine „zeitweilige Unkenntnis aus selbstverschuldeten Ursachen" möglich; desto mehr bei den entferntern Ableitungen in Bezug auf die einzelnen praktischen Fälle des Lebens. Diesen immerhin vorhandnen Mängeln der bloßen Vernunfterkenntnis habe der „höchste Gesetzgeber" begegnen wollen „durch die im Dekalog vollzogne positive Kundgebung seines Willens." Wir besäßen darin die „Kodifikation der genannten sekundären Schlußfolgerungen des natürlichen Sittengesetzes."

Den Nationalökonomen wird der Vorwurf gemacht, sie hielten den Dekalog „nicht für ein göttliches Gesetz, sondern für ein rein menschliches Gesetzbuch" — aber trotzdem behauptet der, der diesen Vorwurf macht, immer noch, es sei eine „Ungeheuerlichkeit" zu sagen, die katholische Sozialpolitik könne den „Glauben" als Brücke nicht entbehren.

Von klassischer Feinheit aber ist es in der That, wenn Walter — immer unter Aufrechterhaltung, ja zur Unterstützung jener Ableugnung des Glaubens als Basis der katholischen Sozialpolitik — fortfährt: „Das Naturrecht also, eingegraben nicht in steinerne Tafeln, sondern in die Vernunft und vor Irrtum geschützt durch die Kodifikation des Dekalogs, bildet die feste Basis der katholischen Sozialpolitiker," um dann ohne Unterbrechen und Besinnen also fortzufahren: „Hier knüpft dann die im Christentum erfolgte positive Offenbarung an. Denn auch der Dekalog genügt noch nicht allein zur Durchführung der Sozialreform. Nur das ganze und volle Christentum kann das Gedeihen des sozialen Lebens ermöglichen. So notwendig der Dekalog auch ist, und so viel auch erreicht wäre, wenn er durchgehends heilig gehalten würde, er bietet der Sozialpolitik zunächst nur den festen Standpunkt, und zwar den wissenschaftlich vollbegründeten Standpunkt. Die höchste Förderung erfährt diese aber für die Gesamtheit der ihr obliegenden Aufgaben in der positiven Offenbarung des Christentums."

Was in aller Welt bleibt nun in Wirklichkeit den Katholisch-Sozialen von ihrem festen Standpunkt, dem von jedem Glauben unabhängigen, nur in der Vernunft begründeten „Naturrecht" übrig? Was ist damit gewonnen, wenn man angeblich nachweist, dieses Naturrecht setzte keinerlei Glauben an eine positive Offenbarung voraus, und in demselben Atem ausspricht, ohne die positive Offenbarung wisse man von diesem berühmten Standpunkt aus in der Sozialpolitik oder überhaupt im sozialen und sittlichen Leben so gut wie nichts anzufangen? Sombarts Übertreibung und der Ethiker selbstgefällige Halbheit wird sich dadurch wenig erschüttert fühlen, aber der eigentliche, in Wahrheit feste Standpunkt der Katholisch-Sozialen ist damit gerettet, der „feste, einwandfreie Standpunkt," zu dem Roscher, wie Walter sagt, nicht gelangen konnte, weil der „Mangel einer durchgebildeten

Digitized by Google

natürlichen Ethik sowie einer unfehlbaren Schriftauslegung durch eine oberste Autorität" ihn daran hinderte.

Das sind die beiden unzertrennlichen Voraussetzungen der katholischen Sozialpolitik, und Walter selbst hat uns darüber keinen Zweifel gelassen, was die sogenannte natürliche Ethik ohne die unfehlbare Schriftauslegung durch den jeweiligen Papst in Rom bedeutet. Sie ist praktisch gar nichts, der Papst alles. Quod erat demonstrandum.

Es ist mit kluger Berechnung die katholische Sozialpolitik in den Dienst des Papismus gestellt worden. Die moderne Sozialpolitik, indem sie in ihrer Einseitigkeit der Gesamtheit im Übermaß die Erfüllung sittlicher Pflichten, die man dem Einzelnen nicht zumuten zu dürfen glaubte, aufbürdete und damit zu einer weitgehenden Verstaatlichung von Moral und Christentum führte, ebnete dem Papismus nur zu sehr die Wege zur Wiedereroberung des Erdreichs durch den ausschlaggebenden Einfluß auf die Politik oder doch den bei weitem wesentlichsten Teil der innern Politik aller Staaten. Eine sozialpolitische Bulle folgte auf die andre, und wer wagt es wohl heute in der herrschenden Partei im Deutschen Reiche an einem Satze, ja einem Worte dieser Bullen Kritik zu üben oder nur für zulässig zu halten?

Scharf und bestimmt zielt die päpstliche oder wie man, wenn etwas dauerndes bezeichnet werden soll, besser sagt: die jesuitische Sozialpolitik ab auf die mittelalterliche Gebundenheit und Unfreiheit des ganzen sozialen und wirtschaftlichen Lebens, auf die soziale und wirtschaftliche Reaktion bis hinter die Reformation zurück. Walter liefert auch dafür in seinem Buch den unzweideutigen Beweis; aber er nicht allein, sondern die ganze stattliche Streitmacht der jesuitischen Sozialpolitiker in ihrer gewaltig ins Kraut schießenden Litteratur.

Es widerstrebt uns, auf die von ebenso großer Oberflächlichkeit wie Gehässigkeit zeugenden Angriffe des Verfassers gegen den Protestantismus, der grundsätzlich die Sittlichkeit nicht nur in der Sozialpolitik, sondern, was viel schlimmer wäre, im sozialen und wirtschaftlichen Leben der Völker vernichtet, nicht nur die Freiheit des Individuums, sondern auch den Mißbrauch dieser Freiheit verschuldet und damit zum sozialen Elend, zum übermütigen, schrankenlosen Egoismus der Einzelnen und zur Proletarisierung der Massen geführt habe, näher einzugehn. Es widerstrebt uns, diese Gehässigkeiten gebührend abzufertigen, schon weil wir auch die Gehässigkeit tief beklagen, die von Protestanten gegen die katholische Kirche vielfach geübt worden ist, und weil wir willig anerkennen, daß die deutschen katholischen Geistlichen auf die sittliche Pflichterfüllung des Einzelnen vortrefflich hingewirkt und damit zum besten gesunder sozialer Verhältnisse sehr viel geleistet haben und leisten. Aber was die Sozialpolitik betrifft, da müssen wir denn doch ganz nachdrücklich gegen die päpstlichen und jesuitischen Rezepte und Weisheitsregeln protestieren. Was die Päpste und die Jesuiten damit in Italien und nicht weniger in den Ländern spanischer Zunge diesseits und jenseits des Ozeans angerichtet haben, schreit zum Himmel. Wo ist die Proletarisierung der Massen durch die rücksichtslose Habsucht der Mächtigen schroffer und unheilbarer vollzogen worden als da, wo der Papst und die Jesuiten unmittelbar die Politik machten, wo sie selbst regierten in ihrem Patrimonium?

Es ist sehr bemerkenswert, daß auch die deutschen katholischen Sozialpolitiker, seitdem man es in Rom für gut befunden hat, den Papst nicht nur, wie es seine Pflicht ist, dafür sorgen zu lassen, daß innerhalb der katholischen Kirche die Menschen zur Erfüllung ihrer individuellen sozialen Christenpflicht angehalten werden — immer

Digitized by Google

nachdrücklicher und fürsorglicher, je „komplizierter“ das wirtschaftliche Leben wird —, sondern ihn auch auf die Sozialpolitik der Völker den ausschlaggebenden Einfluß beanspruchen zu lassen, daß diese Sozialpolitiker ersichtlich in reaktionäre Bahnen eingelenkt haben, statt, wie früher, der verkehrten und übermäßigen Entmündigung und Fesselung der Individuen entgegenzutreten. Man braucht nur an den Umfall Hertlings in der Zunftpolitik zu erinnern. Es scheint so, als ob man eine Zeit lang in Staatssozialismus machen zu dürfen glaubt, weil man die Herrschaft im Staat in Händen zu haben glaubt. Jedenfalls sind wieder einmal die Jesuiten und die Feudalen auch im Deutschen Reiche getreue Bundesgenossen in der radikalen Reaktion in der Sozial- und Wirtschaftspolitik, mögen die Herren von der S. J. auch vorläufig noch etwas demagogische Arbeiterfreundlichkeit für am Platze halten.

Wir denken nicht daran, der Kirche, weder der protestantischen noch der katholischen, das Recht zu bestreiten, sich um die Sozialpolitik zu kümmern, wo diese in Widerspruch gerät mit dem in der Religion begründeten Sittengesetz. Aber wie heute die Dinge liegen, hat die Kirche weniger als jemals Grund, Sozialpolitik zu treiben, und noch weniger in ihr zu treiben und zu drängen. Heut ist die Gefahr, daß über der Sozialpolitik die soziale Pflichterfüllung der Individuen vergessen wird, die größte soziale Gefahr. Da hat die Kirche aller Konfessionen nicht in Politik zu machen, sondern ihres eigentlichen, ihres höchsten und heiligsten Amts zu walten, d. h. für die Kräftigung und Wiederbelebung jenes sogenannten Naturrechts in den Seelen der Menschen zu sorgen und für den Glauben an die Heiligkeit dieses Rechts auf der ganzen Linie den Kampf aufzunehmen, statt um diejenigen Glaubenssätze zu streiten, die mit der Sittlichkeit und der Nächstenliebe gar nichts zu thun haben, aber unsre Bekenntnisschriften von Anfang bis zu Ende ausfüllen. Die soziale Aufgabe der Kirche ist vor allem eine ethische und nur ausnahmsweise eine politische. Dr. Walter hätte gut gethan, als obersten Grundsatz seiner Arbeit die von ihm leider nur ganz beiläufig zitierten Ausführungen seines Glaubensgenossen Pater Cathrein anzuerkennen, in der es heißt: „Die Sittlichkeit oder das Ethos ist etwas wesentlich Individuelles, Persönliches, oder mit andern Worten: der eigentliche und unmittelbare Träger der Sittlichkeit kann nicht die Gesellschaft, sondern nur die Einzelpersönlichkeit sein. . . . Es ist deshalb die Verschiebung des Sittlichen vom Gebiete des Individuums auf das der Gesellschaft, die Erweiterung der Individualethik zur Sozialethik, deren sich neuere Schriftsteller als eines großartigen Fortschritts rühmen, eine gänzliche Verkennung des wahren Charakters der Sittlichkeit.“

Dieses goldne Wort des Pater Cathrein wollen wir nicht vergessen angesichts der Thatsache, daß der Jesuitismus schon durch die Pforte der katholischen Sozialpolitik seinen Einzug ins Deutsche Reich gehalten hat. Ob man jetzt auch noch die Jesuiten körperlich einziehen läßt, ist herzlich gleichgiltig. Vielleicht wird gerade die Beseitigung ihres Märtyrertums und der unmittelbare Augenschein die guten Patrioten der herrschenden Partei am besten darüber aufklären, wie schlecht sich Patriotismus und Jesuitismus vertragen. Vielleicht wird die Rückkehr der Jesuiten ins Deutsche Reich der Anfang vom Ende ihrer Herrschaft über die herrschende Partei im Reiche sein. Der deutsche Protestantismus, der auf dem Boden evangelischer Freiheit fußt, hat die Jesuiten nicht zu fürchten, und die protestantische Orthodoxie hat kein Recht und keine Fähigkeit zum Fortbestehen neben dem Katholizismus.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Erinnerungen an Friedrichsruh

Von Wilhelm Gittermann

Friedrichsruh! welcher Klang liegt in diesem schlichten Namen! Wie die muhammedanischen Gläubigen sehnsüchtig nach der heiligen Stadt schauen, so wenden sich die Herzen aller Patrioten dem stillen Ort im Sachsenwalde zu, wo er, der größte Deutsche, seine letzten Lebensjahre procul negotiis verbrachte! Das kleine Walddörfchen mit seinem unscheinbaren Herrenhause war zu einem deutschen Mekka geworden, und fernher aus allen Gauen des Reichs strömten die Menschen herbei, um den Mann zu sehen, der uns das Reich gewonnen hatte. Hier Sachsen, hier Bayern, hier Schwaben! so hieß es, wenn der greise Fürst, freundlich mit seinem Schlapphut grüßend, durch die Reihen der vor dem Parkthor Wartenden schritt; und glücklich fühlte sich, wer ihm die Hand drücken konnte, noch glücklicher aber alle, die als seine Gäste tagelang mit ihm verkehren durften. Wer den Fürsten Bismarck nur nach seinem äußern Auftreten beurteilen will, hat kein rechtes Bild von ihm, denn der Mann, der sich mit ehernen Schritten rücksichtslos seinen Weg über die Weltbühne bahnte, macht den Eindruck eines eisernen Helden, mit vielem Verstand und weniger Herz. Der wirkliche Bismarck hatte auch ein treuherziges deutsches Gemüt; aber Herz und Gemüt haben mit der Politik nichts zu thun, und ein richtiges Bild kann daher nur der von ihm haben, der ihn in seiner einfachen Häuslichkeit als Privatmann kennen lernte. Nach dem Tode des Fürsten habe ich meine Erlebnisse in Friedrichsruh niedergeschrieben, und wenn ich mich jetzt beim Durchlesen dieser Zeilen noch einmal in die glückliche Zeit jener Besuche zurückversetze, dann thut es mir fast weh, daß ich meine Erinnerungen der Öffentlichkeit preisgeben soll. Aber das deutsche Volk hat ein Anrecht darauf, von seinem

Digitized by Google

Bismarck zu hören und ihn so kennen zu lernen, wie er wirklich gewesen ist; darum mögen denn auch meine einfachen Schilderungen hier einen Platz finden.

Im Herbst 1891 hatte mich Lothar Bucher nach Friedrichsruh eingeladen, mit dem Bemerken, daß er mich in die fürstliche Familie einführen wolle; als ich ihm daher während eines Berliner Aufenthalts im Winter von dort aus schrieb, antwortete er umgehend, der Fürst freue sich, mich kennen zu lernen, und ich möchte sobald als möglich kommen. Am 23. Januar 1892 nachmittags traf ich in Friedrichsruh ein, schickte meine Karte in das Schloß und wurde von Bucher sogleich in Empfang genommen, der nur bedauerte, daß ich nicht eine Stunde früher gekommen sei, sodaß ich noch an dem gemeinschaftlichen Frühstück der Familie hätte teilnehmen können; der Fürst habe übrigens die Erwartung ausgesprochen, daß ich nicht nur für den einen Tag sein Gast sein würde, und freue sich, mich noch vor dem Diner zu begrüßen. Der alte Geheimrat war so heiter, wie ich ihn lange nicht gesehen hatte, und äußerte wiederholt seine Freude, mich in Friedrichsruh zu haben; wir hatten mancherlei zu besprechen, aber gegen $^1/_2$4 Uhr erhob er sich und bat, ihn für eine Stunde zu entschuldigen, da er jeden Nachmittag an der Ausfahrt des Fürsten teilnehme, der auf seine Begleitung besondres Gewicht lege, weil sie sich während der Fahrt am ungestörtesten über politische Tagesneuigkeiten aussprechen könnten. Ich beobachtete also vom Fenster meines im ersten Stock gelegnen Gastzimmers die Abfahrt der Herrschaften, mit Spannung und nicht ohne Herzklopfen, denn ich sollte zum erstenmal den Fürsten Bismarck sehen. Es war ein herrlicher Wintertag; stiller Friede lag über der Landschaft, Wald und Flur waren in eine dichte Schneedecke gehüllt, und weithin glänzten die Bäume des Sachsenwaldes in ihrer winterlichen Pracht. Vor dem Portal des Hauses — Schloß kann man es nicht nennen — hielt ein pommerscher Strohschlitten, mit plumpen, langen Holzkufen und Bretterſitzen, die mit zwei Kissen belegt waren; dann erschien die gewaltige Gestalt des Fürsten Bismarck, der in seinem großen Pelzmantel noch riesenhafter aussah, in Begleitung des Geheimrats, und nachdem beide Platz genommen hatten, entfernte sich der Schlitten in schneller Fahrt dem Sachsenwalde zu. Als ich später mein Erstaunen über das einfache Gefährt des Fürsten ausdrückte, sagte mir Bucher lachend: „Ja, der Fürst behauptet immer, die alten pommerschen Strohschlitten schlickerten am besten; im Schuppen finden Sie kostbare Fuhrwerke aller Art, aber er benutzt sie nicht, die einfachsten und bequemsten sind ihm die liebsten.“ Für die Zeit seiner Abwesenheit hatte er mich mit einer interessanten Lektüre versehen, in der auch Fürst Bismarck eifrig gelesen haben mußte, denn fast auf jeder Seite fanden sich von seiner Hand zahlreiche Randbemerkungen. Es handelte sich um die sogenannte Borussenbroschüre, und bei dem Satz: „auch Fürst Bismarck mußte nach Kanossa gehen,“ las ich die mit riesengroßer Schrift geschriebnen Worte: „Jawohl! aber nur wegen Desertion der Liberalen.“ Die Schlittenfahrt hatte $1^1/_2$ Stunden gedauert, Bucher kam dann gleich auf mein Zimmer

Digitized by Google

und sagte mir, daß der Fürst sehr gut aufgelegt und gesprächig sei. „Zeigen Sie sich ihm gegenüber nur ganz unbefangen und sprechen Sie frisch von der Leber weg, nur unterbrechen Sie ihn nicht, wenn er eine Geschichte erzählt, denn das kann er nicht vertragen.“ Gegen sechs Uhr betraten wir das an den Speisesaal anstoßende Empfangszimmer, wo außer uns noch zwei Herren warteten, die aus der Nachbarschaft zum Diner geladen waren. Gleich darauf erschien der Fürst, und niemals vergesse ich den ersten Eindruck dieses an Körper und Geist so gewaltigen Mannes. Die ganze weit über das Mittelmaß emporragende Gestalt stramm aufgerichtet, den Kopf leicht vorgestreckt, so sah ich ihn in Begleitung seiner beiden Hunde, Tiras und Rebekka, in die Thür des Nebenzimmers treten und mit kurzen, gewichtigen Schritten auf uns zukommen. Er drückte jedem von uns die Hand und sah dann mich, den er noch nicht kannte, einen Augenblick prüfend an, als wollte er mir in der Seele lesen, wes Geistes Kind er vor sich habe. Meine vielleicht nicht ganz gewandte Bemerkung, daß ich glücklich sei, jetzt den großen Kanzler sehen zu dürfen, den ich früher trotz aller Mühe niemals zu Gesicht bekommen hätte, wehrte er gutmütig lächelnd mit dem Worten ab: „Nun, da haben Sie ja noch nichts versäumt, ich stehe Ihnen jetzt gern zu Diensten, und als mein Gast können Sie mich betrachten, soviel Sie wünschen.“ Als wir uns zu Tisch gesetzt hatten, wandte er sich gleich an mich, mit der Frage: „Sagen Sie einmal, gehören Sie auch zu den groben Ärzten?“ Auf meine Antwort, daß ich das nicht wüßte, daß aber nach meiner Ansicht die groben Ärzte die bessern wären, sagte er lebhaft: „Ja, da haben Sie Recht, ich habe auch immer mehr Vertrauen, wenn mir jemand mit einer gewissen ehrlichen Derbheit als mit zu kriechender Höflichkeit entgegenkommt.“ Die Fürstin bemerkt, daß man sich über allzugroße Höflichkeit ihres Arztes nicht beklagen könne, und erzählt eine Geschichte, die an der Tafelrunde stürmische Heiterkeit hervorruft. „Ja, sagt der Fürst, wenn einem von uns etwas fehlt, dann heißt es immer zuerst: Er hat sich verfressen!“ Das Menü war reichhaltig, und abends, als sich die Gäste der Nachbarschaft verabschiedet hatten, nahm die Hausfrau Gelegenheit, mir gegenüber folgendes zu äußern: „Glauben Sie nicht, daß wir immer so opulent leben wie heute, aber einer der Herren ist ein reicher Junggesell, der sich einen Weinkeller und eine Tafel hält, gegen die wir nur mit besondern Anstrengungen konkurrieren können.“ Nach der Suppe gab es einen gebacknen Fisch, und der Fürst, der mit großem Appetit davon speist, erkundigt sich nach seinem Namen; als er hört, daß es eine Goldbutte sei, sagt er: „Der Fisch ist wohlschmeckend, und soviel ich weiß, noch ziemlich preiswert, überhaupt werden ja die Fische noch lange nicht nach ihrem wahren Wert gewürdigt.“ Die Fürstin bejaht das und äußert, daß der Kaviar jetzt enorm im Preise gestiegen sei, worauf ihr der Hausherr trocken erwidert: „Nun dann essen wir keinen.“ Er erzählt dann folgende Geschichte: „Während ich in Petersburg als Gesandter lebte, war dort einmal eine besonders kostbare Sendung Kaviar ein-

Digitized by Google

getroffen, wovon ich gleich ein Pud kaufte, um ihn meinem alten Herrn als Präsent zu schicken. Als ich mich später in Berlin erkundigte, ob die Sendung richtig eingetroffen war, da erfuhr ich denn, daß mein alter Herr von diesem guten Kaviar überhaupt nichts bekommen habe, den hatte die Hofgesellschaft allein aufgefressen." Auf die Bemerkung eines Herrn, ob denn so etwas möglich sei, antwortete der Fürst, lebhaft mit den Händen winkend: „O noch viel mehr!"

Während des Diners liegen die Hunde Tiras und Rebekka zu beiden Seiten hart neben dem Stuhl des Hausherrn, der ihnen von Zeit zu Zeit einen Bissen zuwirft. Tiras bekommt dabei infolge seiner Trägheit und Unbeholfenheit wenig ab, während die behende Rebekka, bekanntlich eine Tochter des ersten Tiras, des eigentlichen Reichshundes, durch elegante Luftsprünge fast alle Bissen auffängt. Das veranlaßt den Fürsten zu der folgenden schon bekannten Erzählung, die ich hier nochmals mit allen den köstlichen drastischen Bemerkungen wiedergeben möchte, die ich bei andern Erzählern vermisse: „Der Tiras ist mir als Geschenk meines alten Herrn lieb und wert, aber seinem Vorgänger gleicht er wenig. Als mir der ältere Tiras infolge eines Unglücksfalles eingegangen war, beauftragte mein kaiserlicher Herr den Staatsminister von B. einen ganz gleichen Hund zu besorgen, den er mir zum Geburtstag schenken wollte. Herr von B. verstand zwar gar nichts von Hunden, aber mit dem ihm eignen Selbstvertrauen übernahm er den Auftrag und führte eines Tages dem Kaiser diesen Tiras vor, obwohl er damals am ganzen Körper mit Schwären bedeckt war und — wie mir später erzählt wurde — vor Schwäche sein Hinterteil gar nicht vom Erdboden erheben konnte. Der alte Herr verstand auch nichts davon, aber nachdem er das Tier von allen Seiten mit seiner Lorgnette betrachtet hatte, erklärte er kopfschüttelnd: »Nein, so können wir dem Fürsten den Hund nicht bringen, der ist ja krank und muß erst kuriert werden!« Nachdem mein alter Herr schon 900 Mark für das kranke Geschöpf bezahlt hatte, mußten für eine dreimonatige Pflege beim Tierarzt noch einmal 600 Mark geblecht werden, sodaß also das kaiserliche Geschenk schon 1500 Mark kostete. Als es mir nun durch einen Hofbeamten zum Geburtstag überbracht wurde, war ich zuerst ganz erstaunt über den zwar gut herausgefütterten, aber noch immer kreuzlahmen Hund, und je länger ich ihn betrachtete, um so mehr mußte ich lachen, und es kam mir der Gedanke: Du möchtest wohl wissen, woher der Hund eigentlich stammt. Ich konnte nur erfahren, daß er aus einer größern Handlung bezogen war; wo die ihn aber her hatten, habe ich trotz aller Mühe und der mir zu Gebote stehenden Mittel niemals herausbringen können, ich nehme also an, daß er gestohlen war. Na Tiras — sagte er darauf, den Hund streichelnd —, du kannst ja nichts dafür, daß du einen solchen Kalbskopf hast und wahrscheinlich beim Stehlen lahmgeprügelt worden bist; als Geschenk meines kaiserlichen Herrn habe ich dich doch lieb."

Digitized by Google

Gerade in jenen Tagen hielt sich der Kaiser in Kiel auf, und einer der anwesenden Gäste erzählte, daß in dieser Nacht die Rückreise über Hamburg-Friedrichsruh erfolgen würde, und daß eine sorgfältige Überwachung der Bahnhöfe angeordnet sei. Die Fürstin unterbricht diese Mitteilungen mit den Worten: „Majestät wird uns doch nicht alarmieren?“ worauf der Fürst unter großer Heiterkeit bemerkte: „Uns wohl nicht! Ich halte übrigens die Bewachung der Bahnhöfe — so fuhr er fort — für durchaus überflüssig, denn wer sollte jetzt dem jungen Kaiser etwas thun wollen; wenn man ihm aber etwas anhaben will, dann kann das bischen Wache auf den Bahnhöfen auch nichts nützen.“ Einer der Herren zog einen Vergleich zwischen den russischen und unsern deutschen Zuständen und wies darauf hin, daß die Kaiserin von Rußland aus fortwährender Angst schwer leidend sei, und daß auch ihr Gemahl immer in Sorgen leben müsse. „Glauben Sie ja nicht, daß der Zar vor lauter Angst verdüstert ist, wenigstens habe ich ihm niemals etwas angemerkt, sagte darauf der Fürst; man gewöhnt sich leicht an Gefahren aller Art, und schließlich denkt man gar nicht mehr daran. Im Beginn meiner Ministerlaufbahn, da hatte ich allerdings immer so unangenehme Empfindungen, und an jeder Straßenecke dachte ich: »Jetzt werden sie dir eins aufbrennen!« Sie sind ja Jäger, wandte er sich zu mir, und wissen, wie scheu der Feisthirsch ist, wie er jede Blöße meidet und immer wieder sichert; nun so bin ich damals auch an allen Gassen vorbeigeschlichen und habe mich immer gewundert, wenn ich heilbeinig zu Hause war. Später dachte ich an keine Gefahr mehr, ich war vollständig abgestumpft und weiß nur, daß es mir zuerst sehr komisch vorkam, als die Menschen anfingen, mich achtungsvoll zu grüßen.“ — „Ja, Ottchen, bemerkte die Fürstin — sie redete den eisernen Kanzler immer nur „Ottchen“ an und nannte ihn „Bismarck,“ wenn sie von ihm, als dritter Person, irgend etwas erzählte —, ich war aber damals immer halbtot vor Angst und habe manche Nacht deinetwegen nicht schlafen können!“

Ich erwähnte schon, daß die Speisekarte aus Rücksicht auf einen verwöhnten Gast sehr mannigfaltig war; der Fürst speiste mit gutem Appetit und trank dazu französischen Sekt, den er durch Beimischung von Aßmannshäuser Mousseux möglichst herb zu machen suchte. Als eine nur auf der einen Seite vorgeschnittne pommersche Gänsebrust serviert wurde, schnitt er sich von der ganzen Brust ein großes Stück ab, mit dem Bemerken, daß er auf kleine homöopathische Dosen leider nicht eingerichtet sei. Als letzten Gang gab es gebratne Waldschnepfen, die durch einen Verehrer des großen Kanzlers von der Insel Cypern ausgenommen und in einem Schlauch voll Cyperwein geschickt waren. Der Fürst kostete davon, verzog aber den Mund und behauptete, sie schmeckten nach Medizin, worauf die Hausfrau bemerkte, sie würde die Schnepfen nicht vorgesetzt haben, aber vormittags sei eine zur Probe gebraten worden, und da habe sie den gerade vorbeigehenden Oberförster Lange kosten lassen, der den Braten als vorzüglich befunden hätte. „Na, sagte der Fürst,

Digitized by Google

wie er da nach Hause gekommen ist, hat er sicher gleich gesagt: »Frau, gieb mal schnell eine Tasse Kaffee her, ich habe im Schlosse wieder ein Zeug fressen müssen und kann den Geschmack nicht wieder los werden.«"

Der Kammerdiener kommt mit einem großen Bogen, der Fürst setzt sich den Klemmer auf und sagt: „Meine Herren, wir sind heute unter uns und können uns daher einen Extrawein leisten; ich werde vorlesen, was an besondern Sorten in meinem Keller liegt, und bitte, daß jeder der Herren ungeniert sagt, was er trinken möchte." Beim Vorlesen eines mehr als hundertjährigen Boxbeutel macht er eine Pause, worauf Bucher bemerkt, daß seines Wissens dies der beste und bekömmlichste alte Wein im Keller sei; der Boxbeutel wird also gebracht, und wir bleiben noch länger an der Tafel sitzen, während Fürst Bismarck in der ihm eignen bezaubernden Weise weiter plaudert. Er kommt auf die damals in Preußen eingeführte Selbsteinschätzung zu sprechen und äußert folgendes: „Dieser Arbeit habe ich mich selbst unterzogen, und zwar schätzte ich mich höher ein, als meinem Einkommen entspricht, damit mir nicht gute Freunde etwas am Zeuge flicken könnten; ich lasse jetzt sogar feststellen, wieviel Holz jährlich in meinem Haushalt verbrannt wird, um den richtigen Wert desselben angeben zu können." Dann spricht er lange über Waldkultur und bedauert, daß eine hart an der Straße stehende uralte Eiche fallen müßte, weil sie nach Aussage seiner Beamten den Verkehr gefährde; er kenne jeden Baum in seinen Wäldern, und es sei ihm immer schmerzlich, wenn so ein alter Waldriese gefällt würde; übrigens habe er auch Befehl gegeben, den Versuch zu machen, ob betreffende gänzlich hohle Eiche nicht durch inneres Auszementieren noch einige Jahre erhalten werden könnte.

Gegen neun Uhr erheben wir uns von der Tafel und gehn in das Zimmer der Fürstin, wo Kaffee und Cigarren gereicht werden. Der Fürst brennt sich seine lange Pfeife an und macht es sich bequem, indem er, auf einem Sessel sitzend, seine Füße auf eine mit Kissen bedeckte Fußbank legt. Die Gäste aus der Nachbarschaft empfehlen sich bald, und das fürstliche Paar, Bucher und ich bleiben allein. Der Fürst hat zu den Zeitungen gegriffen und pafft mächtige Rauchwolken vor sich hin, indem er von Zeit zu Zeit mit dem stumpfen Ende seines großen Bleistifts in den Pfeifenkopf fährt; auch Bucher und ich rauchen, sodaß das nicht große Zimmer bald in einen dichten Qualm gehüllt ist. Der Geheimrat sitzt mit geschlossenen Augen auf dem Sofa, indem er immerfort seine gichtischen Hände streichelt; die Fürstin hat vor sich auf dem Tisch eine Spirituslampe und unterhält sich eifrig mit mir. Sie erzählt von ihrer überstürzten Abreise aus Berlin, und daß nichts hätte richtig verpackt werden können; das Gesuch um einige Tage Aufschub sei abschläglich beschieden worden, mit der Motivierung, daß der Nachfolger die Wohnung gleich benutzen müsse. Auf meine Frage nach dem Zweck der dicht vor ihrem Gesicht aufgestellten Lampe sagt sie mir: „Sehen Sie, ich möchte doch gern

Digitized by Google

hören, was die Herren sich erzählen, aber ich kann den Rauch nicht vertragen, wodurch meine asthmatischen Beschwerden schlimmer werden; da habe ich mir denn diese Spirituslampe konstruieren lassen, die dicht vor meiner Nase aufgestellt wird und mit ihren vielen Flammen dafür sorgt, daß wenigstens in meiner nächsten Nachbarschaft der Tabaksgeruch weniger bemerkbar wird."

Der Fürst legt jetzt die Zeitungen beiseite und plaudert über Zollgesetze, Schulvorlage und schließlich auch wieder über die Hofgesellschaft, die immer gegen ihn feindselig gewesen sei; das Schulgesetz kann nicht durchgehn, und Zedlitz wird fallen. Ich sitze dicht vor ihm und höre zu, wie er, mit der Pfeife in der Hand leicht gestikulierend, die Tagesfragen bespricht; er sieht mich dabei immer scharf an, und ich habe das Gefühl, daß ich der Weltgeschichte in das Auge sehe. Die Fürstin ist vor ihrer Spirituslampe eingeschlafen; Bucher reibt sich noch immer seine Hände, aber hin und wieder wirft er eine Bemerkung dazwischen, ohne die Augen zu öffnen. Wie er mir gelegentlich sagte, hört und arbeitet er in seinem Kopf am schärfsten, wenn die Sehthätigkeit ausgeschaltet ist. Als der Fürst einmal eine Pause macht, bemerkt Bucher: „Gittermann ist mit einem Herrn von X befreundet," worauf Fürst Bismarck dieses Thema wieder aufgreift und folgendes sagt: „Ich kenne auch die ganze Familie ziemlich gut, und wenn Ihr Freund ein echter Sohn derselben ist, dann muß er tüchtig kneipen können, denn sie saufen alle. Während der Zeit des Erfurter Parlaments hatten wir unter unsrer konservativen Fraktion auch zwei Vettern dieses Namens, die aber niemals an den Sitzungen teilnahmen, sondern immer in einem bestimmten Restaurationslokal zu finden waren, wo sie Sekt soffen. Hatten wir ihre Stimmen nötig, dann mußten wir sie von unserm Fraktionsdiener jedesmal abholen lassen, und da kam es dann freilich vor, daß die Herren kaum noch ihre Pflicht thun konnten, wenn sie mit Hilfe einiger handfester Packträger in den Sitzungssaal geschoben waren. Ja, mit dem Trinken ist es solche Sache! Von meinem Großvater — sehen Sie, das große Bild dort an der Wand, der alte Herr, der so wohl und rosig aussieht — weiß ich auch, daß er furchtbar viel Rheinwein trinken konnte. Nun passiert es mir seit einiger Zeit, daß mir die Augen so laufen, und wenn ich in die frische Luft komme, dann muß ich immerfort mit dem Taschentuch wischen. Ich weiß nicht, sind es manchmal wirkliche Thränen, oder ist es nur Schwäche; aber wenn ich so recht von dem Übel geplagt werde, dann muß ich immer an das alte Bibelwort denken, daß die Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied heimgesucht werden sollen, und dann sage ich mir: Bismarck, das ist der Rheinwein, den dein Großvater zuviel getrunken hat, der läuft jetzt dem Enkel zur Strafe aus den Augen."

Nach elf Uhr erhebt sich Bucher und fordert mich auf, mit zu Bett zu gehn, da der Fürst sich hinlegen müsse; dieser protestiert heftig dagegen, indem

Digitized by Google

er sagt: „Nein, noch nicht, ich bin heute bei Stimmung, mich noch weiter zu unterhalten; Bucher will auch nur auf sein Zimmer, um dort wieder die halbe Nacht zu arbeiten, aber das soll er nicht.“ Der Geheimrat setzt sich also gelassen wieder auf sein Sofa; die Fürstin, die auch den Kopf erhoben hatte, schlummert vor ihrer Spirituslampe weiter, und der Fürst fährt fort über alle möglichen Dinge zu plaudern. Die Handelsverträge bringen ihn auf Österreich, dessen wirtschaftliche Verhältnisse er ungünstig beurteilt; schließlich kommt er auf Rußland zu sprechen, das er ja aus eigner Erfahrung genügend kennen gelernt hatte. Außer einigen pikanten Anekdoten über den Fürsten Gortschakow erzählte er auch die in seinen Erinnerungen wiedergegebne Geschichte von dem Hirschtalg, der längere Zeit hindurch jährlich mit einem Pud (etwa 33 Pfund) von der Kaiserlich russischen Hofküche in Rechnung gebracht wurde, nachdem sich zu Zeiten Kaiser Nikolaus I. der damalige Prinz Wilhelm von Preußen einmal ein erbsengroßes Stück zum Einreiben einer durchgerittnen Hautstelle hatte geben lassen. Es mochte fast zwölf Uhr sein, als mir der Geheimrat zuflüsterte: „Wenn wir ihn jetzt nicht in das Bett kriegen, dann schläft er überhaupt nicht.“ Ich stand also trotz nochmaligen Widerspruchs auf, um mich zu verabschieden, da ich am andern Morgen mit dem Schnellzug abreisen müßte. Der Fürst gab Befehl, auf dem Bahnhof Bescheid zu sagen, daß der Schnellzug angehalten würde. „Sehen Sie, sagte er dann mit liebenswürdigem Lächeln, soviel von meiner frühern Macht hat man mir noch gelassen, daß ich für meine Gäste die sonst hier durchfahrenden Züge halten lassen darf; vergessen Sie auch nicht, sich eine Flasche Wein mitzunehmen, ich bin ein erfahrner Reisender und kann Ihnen sagen, daß es unterwegs nichts besseres giebt als einen guten Trunk.“

An diesem Abend dachte ich nicht an Schlafen, und da auch Bucher keine Müdigkeit fühlte, so gingen wir auf sein Zimmer, um uns noch weiter zu unterhalten. Der alte Herr war wieder sehr lebhaft und sagte, daß er den Fürsten lange nicht so gut aufgelegt gesehen habe, wie diesen Abend. Auf meine Frage nach dem Grund seiner eignen Schweigsamkeit antwortete er: „Ich wollte nicht dazwischen reden, Sie sollten ihn allein genießen.“ Auf dem Schreibtisch des gemütlichen und ganz für die Bequemlichkeit eingerichteten Zimmers lagen ungeheure Aktenstöße, die mich veranlaßten, den Geheimrat zu ermahnen, er möge nicht zu viel arbeiten. Dadurch kamen wir auf seine Thätigkeit überhaupt zu sprechen, und während er sonst jede Unterhaltung über die sogenannten Bismarckischen Memoiren kurz abgebrochen hatte, erzählte er mir an diesem Abend alles nähere über die Entstehung dieses Werks und die Art und Weise der Bearbeitung. Was ich darüber erfahren habe, will ich hier kurz folgen lassen, weil es vielleicht nach dem Erscheinen der „Gedanken und Erinnerungen“ für viele von Interesse sein wird.

Als sich im März 1890 die Krisis immer mehr zugespitzt hatte, bat der

Digitized by Google

Kanzler den schon seit vier Jahren im Ruhestand lebenden Bucher zu sich, um mit ihm über die Lage zu beraten. Dieser riet sofortige Einreichung des Entlassungsgesuchs, und — wenn ich recht verstanden habe — er ist auch bei Abfassung dieses Schriftstücks mit behilflich gewesen.

Als der Fürst dann dauernd nach Friedrichsruh übersiedelte, wurde Bucher eingeladen, als ständiger Gast dort Wohnung zu nehmen. Die Absicht, Erinnerungen zu schreiben, bestand damals noch nicht, und der Geheimrat versicherte mir wiederholt, daß er nur nach Friedrichsruh eingeladen sei, um dem Kanzler über die erste besonders empfindliche Zeit der Unthätigkeit hinwegzuhelfen. Aber ein Mann wie Bucher konnte nicht ohne Arbeit sein, er machte sich also darüber her, die vielen politischen Briefe und in Privatbesitz verbliebnen Aktenstücke zu ordnen. Je mehr er sich in diese Arbeit vertiefte, umso größer wurde sein Interesse, und schließlich schlug er dem Fürsten vor, der Welt ein gewissermaßen politisches Testament zu hinterlassen und Erinnerungen zu schreiben. Leicht ist es ihm nicht geworden, den Kanzler für seinen Plan zu gewinnen, besonders da er auch den Widerstand einzelner Familienmitglieder zu überwinden hatte, denen der Gedanke daran zuerst gar nicht sympathisch war. Aber eine zähe Natur wie Lothar Bucher ließ sich nicht so leicht zurückschrecken, und nachdem es ihm erst gelungen war, den Fürsten für die Arbeit zu interessieren, wußte er ihn auch dabei festzuhalten. Fast in derselben Weise wie früher zur Zeit der Amtsthätigkeit verlief auch die letzte gemeinsame Arbeit der beiden Männer. Nachdem man sich durch gegenseitige Aussprache über den allgemeinen Inhalt eines Kapitels verständigt hatte, brachte der Geheimrat die Plaudereien seines Meisters stenographisch auf das Papier, um später auf seinem Zimmer die vorhandnen Briefe und Aktenstücke damit zu vergleichen; dann schrieb er den Abschnitt in druckreifer Form nieder und übergab ihn nochmals dem Fürsten zur Durchsicht, bevor Chrysander oder ein andrer Herr die endgiltige Reinschrift besorgen durfte. Geheimrat Bucher war die treibende Kraft, und ich hörte ihn nur darüber klagen, daß die Arbeit nicht schnell genug fortschreite, und daß es manchmal schwer sei, bei einem bestimmten Punkt die Gedanken des Fürsten festzuhalten, der sich immer mit ihm lieber über die politischen Tagesneuigkeiten als über die Vergangenheit unterhalten wollte. Dadurch kam es auch hin und wieder zu kleinen sachlichen Streitigkeiten, die nicht selten damit endigten, daß der Geheimrat seine Koffer packte und abreiste. Lange hielt es aber der Kanzler ohne Bucher, der ihm jetzt ganz unentbehrlich geworden war, nicht aus; die Mitteilung, daß er gern wieder mit ihm arbeiten wolle, oder daß sich neue wertvolle Materialien vorgefunden hätten, war dann immer ausreichend, ihn schnell wieder nach Friedrichsruh zurückzuführen.

Bucher liebte nichts weniger als den Aufenthalt in Varzin, dessen feuchtes Herrenhaus er für die Entstehung seines gichtischen Leidens verantwortlich

Digitized by Google

machte. Ich besitze aber einen Brief von ihm, worin es heißt: „Soeben bin ich im Begriff, eiligst nach Varzin abzureisen, nachdem man mir gemeldet hat, daß dort eine große Kiste Briefe gefunden worden ist.“ Aus alledem geht hervor, daß Lothar Buchers Verdienst um das Zustandekommen des Bismarckschen Werkes nicht gering ist; ja man darf sagen, daß es ohne ihn überhaupt nicht möglich gewesen sein würde!*)

Der wichtigste Teil, der die Zeit vom Regierungsantritt des jetzigen Kaisers bis zur Entlassung des Fürsten behandelt, wurde zuerst bearbeitet und war schon im Herbst 1891 mit 1800 engbeschriebnen Bogen vollständig druckreif. Bucher nannte mir gegenüber diese Arbeit „ein streng historisches, in sich abgeschlossenes Werk,“ das die Geschichte jener zwei denkwürdigen Jahre ausführlich behandelt. Er war nicht ohne Sorge über ihr Schicksal und sprach wiederholt die Befürchtung aus, daß sich möglicherweise Einflüsse gegen die Veröffentlichung geltend machen könnten, und dann würden ihm seine letzten Lebensjahre leid thun, die er geopfert hätte. Weniger Bedeutung legte er den jetzt schon erschienenen Erinnerungen bei; noch einige Wochen vor seinem Tode erzählte er mir, daß die zuletzt in Angriff genommene Arbeit nur aus lose aneinander gereihten und im Plauderton geschriebnen Kapiteln bestünde. Ohne diese ganz vollenden zu können, hatte er im Frühjahr 1892 Friedrichsruh für immer verlassen, nachdem infolge übermäßiger Anstrengung in seinem Zustand eine bedenkliche Wendung eingetreten war. Fürst Bismarck sagte mir später einmal, mit Thränen im Auge: „Bucher macht es wie das Edelwild, als er den Tod kommen fühlte, sonderte er sich ab vom Rudel.“

(Schluß folgt)

Einige Bedenken über die Politik der konservativen Partei im preußischen Landtage

Der deutsche Reichstag und der preußische Landtag sind fast gleichzeitig in neue Legislaturperioden eingetreten. Als seiner Zeit die Reichstagswahlen und die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause vor der Thür standen, wurden verschiednen Parteien von verschiedenster Seite Wahlniederlagen oder doch wesentliche Verringerung ihrer Mitglieder prophezeit. Beide gesetzgebende Körperschaften sind

*) Über diese Angelegenheiten berichten auch die in kurzem erscheinenden Tagebuchblätter von Moritz Busch.

Digitized by Google

in der Hauptsache unverändert geblieben. Weder hat der Bund der Landwirte äußerlich erkennbare Erfolge, geschweige die ausschlaggebende Bedeutung erlangt, die ihm nach seiner Vorstellung sicher schien, noch ist die nationalliberale Fraktion trotz ihrer innern zweifellosen Auflösung oder doch Umwandlung zusammengebrochen, noch zeigt die konservative Fraktion deutliche äußere Spuren ihrer innern Zerrissenheit. Gewonnen hat die Sozialdemokratie im Reich, dort wie in Preußen steht das Zentrum fast als „regierende" Partei da in unberührter, ungefährdeter Einheitlichkeit und Machtfülle. Gewiß aber haben viele Nationalliberale nur durch Nachgiebigkeit gegen die landwirtsbündlerischen Forderungen und Wünsche ihre Stellung behauptet, und gerade jetzt tritt im Hannoverland, dem Hauptsitz der Nationalliberalen, eine konservative Vereinigung auf den Kampfplatz, der man bei unbefangnem Urteil keinesfalls ein ungünstiges Horoskop stellen kann. Bleibt sie ihrem Wahlspruch treu: alle konservativen Bestrebungen zusammenzufassen und die berechtigten Eigentümlichkeiten und gewohnten und bewährten Eigentümlichkeiten des Hannoverlandes zu schützen und zu verteidigen, weiß sie sich, mit andern Worten, der jetzt vorzugsweise durch ostelbische Bestrebungen und Persönlichkeiten geleiteten konservativen Fraktion als starker aber selbständiger, von Einseitigkeiten freier Bundesgenosse zur Seite zu stellen und zu Zeiten, wenn rückschrittliche „junkerliche," der Neuzeit widerstreitende Ziele verfolgt werden, auch gegenüberzustellen und zur Geltung zu bringen, so kann von ihr eine Wiedergeburt der konservativen Politik ausgehn, die zum Wohle der Gesamtheit förderlich, ja unentbehrlich ist.

Wer zweifelt noch an der Notwendigkeit einer solchen Wiedergeburt der konservativen Politik und Fraktion? Wer daran, daß sich viele konservative Wähler mit den wärmsten Empfindungen zu den Bestrebungen der Christlich-Sozialen, Sozialreformer und verwandter Politiker hingezogen fühlen, bei denen sie den wahren Konservatismus überzeugter, uneigennütziger gepflegt sehen? Wer zweifelt daran, daß diese alle für die Kandidaten der konservativen Partei im großen und ganzen wohl nur deswegen eintreten, weil die neuen Gedanken noch nicht zu einer genügend greifbaren Zusammenfassung ihrer Anhänger geführt haben, oder weil die konservative Fraktion noch dieses oder jenes Ziel, vor allem die Hebung der Landwirtschaft anstrebt und sich großer Erfolge, mehr noch für die Zukunft als in der Vergangenheit, zu rühmen versteht! Daß der konservative Gedanke, wie er sich in der Fraktion des Landtags wie des Reichstags verkörpert, noch werbende Kraft hätte, kann kein Unbefangner zugeben. Und doch gilt noch heute das Wort: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut!" Die Konservativen aber haben ihre Ideale, so scheint es, vergessen oder sie zurücktreten lassen gegenüber den oft nicht mehr maßvoll verfochtnen agrarischen Forderungen und Zielen, die von der Sozialpolitik Kaiser Wilhelms I. und seines großen Kanzlers weit abliegen.

Digitized by Google

Schon vor einigen Jahren rief der Verfasser der geistvollen, immer noch viel zu wenig gewürdigten Schrift „Reform oder Revolution" ihnen ins Gewissen. Ein Jahr vor seinem Tode sprach Fürst Bismarck von ihren Fehlern: von ihrem blinden Nachlaufen hinter einzelnen Führern, von dem Nachbeten der Meinungen einzelner weniger oft nur dem Anschein nach Unterrichteter in wichtigen Fragen, von dem ungenügenden Kennen und Erforschen der auf der Tagesordnung der Politik stehenden Fragen, von ihrer unnötigen Nachgiebigkeit gegen manchen Wunsch dieses oder jenes Ministers, ihrem Unklarsein darüber, was sie denn eigentlich erhalten wollen usw. Und es gelang den gegenwärtigen Führern der Partei nicht, diese gewichtigen Vorwürfe, die ja auch in den „Gedanken und Erinnerungen" nicht fehlen, dadurch abzuschwächen, daß man sie als auf die Vergangenheit gemünzt bezeichnete — es blieb kein Zweifel, die heutige konservative Partei, der sich ja auch Fürst Herbert Bismarck nicht hat anschließen wollen, unterlag dem abfälligen Urteil des großen Staatsmanns, den sie so gern als ihren Gesinnungsgenossen, als ihren Mentor darstellte. Als die Neuwahlen zum Abgeordnetenhause betrieben wurden, erfolgte eine neue ernste Warnung, indem eine Anzahl bedeutender Männer von unanfechtbarer konservativer Gesinnung ihre mahnende Stimme erhoben, um einer unbedingten konservativen Mehrheit den Weg versperren zu helfen, konservative Männer, die die besten Gedanken des Fürsten Bismarck, seine großen sozialreformerischen Pläne in Übereinstimmung mit den bürgerlichen konservativen Kreisen zu vertreten nie aufgehört hatten, die die berühmte Novemberbotschaft Kaiser Wilhelms I. und die Februarerlasse des regierenden Kaisers nicht in den Hintergrund gedrängt sehen wollen.

Wer eine große konservative Partei in der Volksvertretung für notwendig hält, kann nur mit Besorgnis auf die Verhältnisse im preußischen Landtage sehen. Ist nicht zu befürchten, daß die konservative Fraktion die innere Wiedergeburt ablehnt, weil sie in alter Zahl aus dem Wahlkampf hervorgegangen ist? Wenn sie aber alle wohlgemeinten Ratschläge in den Wind schlägt, muß sie dann nicht nach abermals fünf Jahren vor gänzlichem innerm Verfall stehn?

Die Leistungen und Erfolge der konservativen Fraktion im preußischen Abgeordnetenhause, wo sie im Gegensatz zum Reichstage kraft ihrer großen Mitgliederzahl imstande zu sein schien, bald mit dieser, bald mit jener andern Fraktion eine Mehrheit zu bilden und ihre Pläne durchzusetzen, sind denn doch in der letztvergangnen fünfjährigen Legislaturperiode herzlich unbedeutend gewesen. Ihre Kraft hat sich, man ist versucht zu sagen, erschöpft in unfruchtbaren Erörterungen und Anregungen wegen der Notlage der Landwirtschaft: fast nirgends hat die Staatsregierung den Resolutionen (auf Einführung der staatlichen Getreidepreisfestsetzung, der Schließung der Reichsgrenzen gegen ausländische Vieheinfuhr u. dergl.) Folge gegeben; nirgends hat die Staatsregierung

Digitized by Google

Maßregeln getroffen aus Nachgiebigkeit gegen die Konservativen. Umgekehrt hat die Staatsregierung fest und sicher ihre Pläne und Maßregeln festgehalten, auch wenn sie von ihnen bekämpft wurden: die Konservativen wollten zum Beispiel auf dem bald dem Verkehr zu übergebenden Kanal von Dortmund nach den Emshäfen hohe Schiffahrtsgebühren eingeführt sehen, um nicht der Einfuhr ausländischen Getreides „ein neues Einfallsthor" zu verschaffen, die Regierung blieb aber in gerechter Würdigung der Verhältnisse dabei, vorerst nur solche Gebühren zu erheben, die zwar bei weitem nicht die Kosten der Verwaltung und Unterhaltung, geschweige die Verzinsung des Anlagekapitals zu decken vermögen, die aber die Entwicklung eines Kanalverkehrs überhaupt ermöglichen. Das Schlagwort „neues Getreideeinfallsthor" schreckte die Regierung nicht, es bewog sie nicht, den Kanal von vornherein zur Verkehrslosigkeit zu verdammen, die für die Emshäfen erhofften Vorteile kalten Herzens aufzuopfern.

Agrarische Schlagworte wirken auf die konservative Fraktion in der Regel wie das rote Tuch auf den Stier. So auch hier! Der Dortmunder Emskanal vermag nicht neue Getreidemassen ins Herz Westfalens zu ziehen; bestenfalls gelingt es ihm, in Konkurrenz mit den niederländischen Wasserstraßen und den um billigste Tarife fahrenden niederländischen Eisenbahnen den jetzt in Antwerpen ruhenden Getreidehandel nach den Emshäfen zurückzulenken, wo er schon einmal — in den siebziger und achtziger Jahren — blühte, bis er durch die Änderung der preußischen Eisenbahntarifsätze im Namen der agrarischen Bestrebungen unterbunden, ja unmöglich gemacht und nach Holland gedrängt wurde, ohne daß dadurch, wie feststeht, die Einfuhr des ausländischen Getreides nach Westfalen im geringsten vermindert worden wäre. Gegen die Ansichten der Agrarier hält die Staatsregierung fest an dem Plane des großen Mittellandkanals, dessen Bewilligung trotz des Widerspruchs der Konservativen, zumal schlesischer Bedenken, hoffentlich erfolgen wird.

Noch weniger haben die Konservativen auf dem Gebiete der Schulgesetzgebung erreicht. Gegen ihre früher häufig mit aller Entschiedenheit betonte Absicht und Anschauung haben sie nolens volens einem Lehrerbesoldungsgesetz zugestimmt, das im Grunde genommen wenig befriedigend ist, das den Lehrern kaum bietet, was sie fordern zu dürfen glauben, das die Gemeinden trotz größerer Staatsleistungen schwer belastet, dem aber schließlich jeder zustimmen mußte, der nicht Gefahr laufen wollte, in den Geruch der Feindschaft gegen die Volksschullehrer zu kommen, deren Einfluß und Gefolgschaft namentlich bei den Reichstagswahlen von Bedeutung ist. Der alten konservativen Forderung aber, ein die gesamten Verhältnisse der Volksschule regelndes sogenanntes organisches Volksschulgesetz auf der Grundlage zu stande zu bringen, auf der die Vorlage des Grafen Zedlitz von 1892 aufgebaut war, versagte sich die Fraktion. Sie ließ sich genügen an Resolutionen, durch die

Digitized by Google

die Staatsregierung aufgefordert wurde, einen ähnlichen Entwurf einzubringen. Und doch hatte die Staatsregierung seit dem Rücktritt des Grafen Zedlitz und dem Scheitern seiner Vorlage zu keiner Zeit einen Zweifel darüber gelassen, daß sie ein solches Volksschulgesetz für absehbare Zeit weder für notwendig, noch nützlich, ja umgekehrt für gefährlich halte. Und doch wäre es der Fraktion bei ernstem Willen ein Leichtes gewesen, einen ihr genehmen Entwurf ihrerseits als sogenannten Initiativantrag einzubringen und seine Annahme in beiden Häusern des Landtages herbeizuführen.

Da erhob sich denn doch für jeden, mochte er ein neues Gesetz nach der Art der Zedlitzschen Vorlage erstreben oder abweisen, die Frage: Fehlt den Konservativen der gute Wille oder der Fleiß, die Neigung, sich solcher größern Aufgabe zu unterziehen, bei der kein materieller Gewinn zu holen, sondern nur ideelle Güter zu fördern waren? ist ihr Rückgrat nicht steif genug, ohne Rücksicht auf die (von ihr als verderblich angesehenen) Wünsche hoher Stellen als „getreuste Opposition" vorzugehen?

Als 1897 das Lehrerbesoldungsgesetz durchgeführt wurde, geschah es gegen den Ausspruch der Konservativen, daß nahezu alle Lehrerbesoldungsordnungen unter bedeutender Mehrbelastung der Schulunterhaltungspflichtigen revidiert oder erneuert wurden. Sie erhoben zwar laute Klagen gegen die Unterrichtsverwaltung, aber irgend einen Erfolg hatten sie damit nicht. Auch hier ging die Regierung fest und sicher den Weg, den sie für richtig hielt, so schwierig und dornenvoll er vielfach sein mochte. Es bewahrheitete sich das geflügelte Wort (eines frühern Ministers): „Resolutionen thun nicht weh."

Zeigte sich in diesen Angelegenheiten der Volksschule bei den Konservativen keine rechte Beständigkeit, keine „zielbewußte" Politik, so konnte man in der That auch auf andern Gebieten fragen: Was wollt ihr eigentlich „konservieren"? Wollt ihr die bestehenden Einrichtungen, die staatsbürgerliche Gleichheit, die bürgerliche Freiheit, die Errungenschaften der von Stein und Hardenberg eingeleiteten Reformen erhalten und fortführen, oder nehmt ihr keinen Anstand, auf überlebte Einrichtungen, auf Klassen- und Standesvorrechte und andre ähnliche reaktionäre Dinge zurückzugreifen? Laßt ihr euch genügen, Mängel zu beseitigen, die sich bei vielen im allgemeinen bewährten Sachen eingestellt haben, oder wollt ihr nicht vielmehr Rückkehr zu überwundnen oder dem Absterben verfallnen Rechtszuständen? Wollt ihr eignen materiellen Vorteilen den Weg frei machen, oder seid ihr gewillt, die christlichen Grundsätze, die ihr mit Worten so oft betont, in der That zur Geltung zu bringen?

Als staatsmännische That bezeichneten die Konservativen das Unternehmen des Justizministers, durch den sogenannten Assessorenparagraphen zahlreiche junge Männer trotz erlangter wissenschaftlicher Befähigung vom Staatsdienste auszuschließen und zum Richteramte nur eine Auswahl Bevorzugter zuzulassen, die der Justizverwaltung nach ihrem Ermessen geeigneter erschienen oder besser

Digitized by Google

empfohlen waren. Den Grundsatz des Allgemeinen Landrechts, daß allen in genügender Weise für den Staatsdienst Vorbereiteten alle Ämter gleich zugänglich sein sollten, wollte man leichten Herzens fallen lassen; man trug kein Bedenken, eine gesetzliche Bestimmung vorzuschlagen, die der Willkür Thür und Thor zu öffnen und zu einer Bevorzugung nicht nur der Geburts- und Geldaristokratie, sondern zu einer völligen Abschließung ganzer Volkskreise zu führen geeignet war, die nur zu leicht zur Proletarisierung zahlreicher tüchtiger Kräfte, zur Schürung von Unzufriedenheit und noch Schlimmerm hätte ausschlagen können. Und doch ist es gerade die Stärke des deutschen Beamtentums, daß es sich, aus allen Schichten der Bevölkerung ergänzend, ohne ausschließliche Verbindung mit einzelnen Berufskreisen des Nährstands allezeit als unabhängig, als Vollstrecker ausgleichender Gerechtigkeit, als Hort des über allen Partei- und Wirtschaftsinteressen waltenden Staatsgedankens bewährt hat.

Reaktionär im vollsten Sinne erschien die Stellung der konservativen Fraktion zu den in erster Reihe auf ihr Betreiben zu stande gekommenen neuen Gemeindeverfassungsgesetzen für Hessen-Nassau: keine Spur von dem Bestreben, berechtigte Eigentümlichkeiten der Provinz zu pflegen und zu schützen, das sich die konservative Vereinigung der Provinz Hannover zur Hauptaufgabe gesetzt hat. Den konservativen Abgeordneten aus dem Regierungsbezirk Kassel, allerdings mit einer rühmlichen Ausnahme, erschien die mustergiltige Gemeindeordnung für Kurhessen von 1834, freilich das Kind einer politisch bewegten Zeit, aber nächstverwandt mit der Steinschen preußischen Städteordnung, als ein radikales, zumal den Großgrundbesitz nicht befriedigendes Gesetz; galt doch nach ihr gleiches direktes Gemeindewahlrecht für alle Ortsbürger, ob Großgrundbesitzer oder kleine Bauern — nur die Wählbarkeit war insofern weise beschränkt, als ein beträchtlicher Teil der Gemeindevertreter (Bürgerausschuß) aus den Höchstbesteuerten und die Mehrheit aus den Hausbesitzern genommen werden mußte; führte man aber „das elendeste aller Wahlsysteme," das Dreiklassenwahlrecht ein, so gebot der Großgrundbesitzer auf dem Lande leicht über ein Drittel der Stimmen, während er nach dem hessischen System nur als Höchstbesteuerter in Frage kam und bestenfalls in der Gemeindevertretung nur eine von vielen Stimmen hatte. Mit diesen Erwägungen war das Schicksal des Gemeindewahlrechts entschieden, verlor die letzte hessische Eigentümlichkeit für die Konservativen ihre Berechtigung.

An einen Widerspruch wurde umsoweniger gedacht, als ein Fraktionsgenosse das Gesetz ausgearbeitet hatte, ein Umstand, der die sonst gerühmte grundsätzliche Würdigung von Gesetzvorlagen ohne Haß und Gunst, ohne Rücksicht auf die Persönlichkeit ihres Urhebers in ein seltsames Licht rückte. Freilich, wenn von konservativer Seite offiziell immer betont wird, bei Beurteilung der Regierungsvorlagen lasse man persönliche Rücksicht beiseite, so

Digitized by Google

erscheint diese Behauptung für den Eingeweihten vielleicht als eine pia fraus, als eine Art Einbildung. Schon manchmal konnte man sich schwer der Empfindung verschließen, als lasse sich die konservative Fraktion auch durch persönliche Abneigung und bloße besondre Zuneigung in ihrer ganzen Haltung leiten oder doch stark beeinflussen. Einem Minister, der allzu sozialpolitisch eifrig, zu arbeiter- und arbeiterfürsorgefreundlich, zu gleichgiltig oder zu wenig rücksichtsvoll gegen den Arbeitgeber zu sein schien (Frhr. von Berlepsch), dem zeigte man Übelwollen bei jeder Gelegenheit, seine Gesetzesvorlagen wurden besonders nachhaltig bekämpft; das war zum mindesten der Fall bei seiner Vorlage wegen der Einführung obligatorischer Handelskammern, die man schon deshalb ablehnte, weil man keine obligatorischen Landwirtschaftskammern bekommen hatte, ohne den in die Augen fallenden Unterschied beider Einrichtungen zu berücksichtigen. Umgekehrt kommt man den Plänen des Finanzministers, der agrarfreundlicher erscheint, der die Grundsteuer mit den andern Realsteuern außer Hebung gesetzt hat, freundlicher entgegen. Als z. B. seiner Zeit durch den Etat für zehn Regierungen neue (vierte) Oberregierungsräte für die Leitung der Steuerangelegenheiten gefordert wurden, erhoben sich wie allgemein bekannt lebhafte Besorgnisse und Bedenken: man fürchtete einen unliebsamen büreaukratischen Einfluß auf die Einkommensteuerkommissionen und andre Nachteile; aber der Widerspruch blieb im Hause unausgesprochen, die Stellen wurden ohne weiteres bewilligt.

Doch wir kehren nach dieser Abschweifung zum eigentlichen Thema zurück. Nachdem man 1890 das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie hatte fallen lassen, wofür in erster Linie die Konservativen die Verantwortung trugen, wäre es um so dringender gewesen, fortzuschreiten auf dem Wege, den die berühmte Botschaft Kaiser Wilhelms I. vom 17. November 1881 gewiesen hatte. Als sich aber trotz der Arbeiterfürsorgegesetze (Kranken- und Unfall-, sowie Invaliditäts- und Altersversicherung) die sozialdemokratischen Stimmzettel bei den Reichstagswahlen immer vermehrten, als man die Arbeiter immer unzufriedner und begehrlicher werden sah, wandte man sich von der Sozialreform ab, man verzichtete auf den Plan, die Arbeiter „in der Form korporativer Genossenschaften“ zusammenzufassen, man kehrte sich mehr und mehr der Politik der Gewalt zu. Statt die sozialdemokratischen Ideen zu bekämpfen, wollten die Konservativen die Arbeitermassen mundtot machen durch die Vereinsgesetznovelle von 1897, die einen so schrillen Mißklang in die Verhandlungen des preußischen Landtags brachte und zu einer Niederlage des Ministeriums und seiner konservativen Gefolgschaft führte. Statt nur sozialdemokratische, sozialistische und anarchistische, auf den Umsturz der Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtete Unternehmungen zu bekämpfen, wollte man durch „kautschukartige,“ der festen Begriffsbestimmung sich entziehende Bestimmungen den Polizeiorganen Befugnisse einräumen, durch die schließlich in er-

Digitized by Google

regter Zeit jeder gegen die jeweilige Regierungspolitik gerichtete Kampf unterdrückt werden konnte.

Es schien, als ginge der reaktionäre Geist der Karlsbader Beschlüsse um. War da noch im Ernst die Rede von jenem praktischen Christentum, das Fürst Bismarck auf seine Fahne geschrieben hatte? Nicht mehr die Liebe zu den (irregeleiteten) „Brüdern," der Kampf aufs Messer gegen die Sozialdemokratie stand im Vordergrund. Als Sozialdemokrat von bösestem Willen, als bewußter Vertreter des Umsturzes galt auch der Harmlose, der einen sozialdemokratischen Stimmzettel in die Wahlurne gelegt hatte, bloß im Vertrauen auf die so erwünschte, vom Agitator versprochne Besserung seiner Lage, und der im Grunde nichts weniger als Umsturz will und sich die „ungemauserte" Sozialdemokratie gar nicht vorstellen kann. Wer „praktisches Christentum" zu bethätigen behauptet, der soll vor allen Dingen selbst christliche Selbstverleugnung üben, der muß selbst Opfer bringen können, zum Vorteil der Schwachen auf eigne Vorteile verzichten, der muß das Wohlwollen üben, das die „Sozialdemokraten," d. h. die Mehrzahl der Arbeiter und kleinen Leute in erster Reihe entbehren und auch fordern. Deshalb ist denn doch aber auch der Gedanke nicht von der Hand zu weisen, daß eine Organisation der Arbeiter, kraft deren diese erst dem Arbeitgeber gegenüber zu gleichwertigen und einigermaßen gleichmächtigen Kontrahenten werden würden, zum Frieden oder wenigstens zum Ausgleich schroffer Gegensätze führen kann. Auch den Arbeitern darf man ein Verständnis für das zutrauen, was zur Erhaltung des Arbeitsbetriebs, zu seiner Konkurrenzfähigkeit usw. nötig ist, kurz, ein Verständnis für die Grenzen der für sie erreichbaren und gerechten Lohnbedingungen.

Auch hier gilt das Wort: „Nicht der Vernünftige regiert, sondern die Vernunft." Im Gegensatz hierzu aber gilt bei den Konservativen eher jeder, der für Arbeiterfachvereine und dergleichen eintritt, für einen halben Sozialdemokraten. Es fehlt eben weithin das Wohlwollen, das in jedem, auch dem geringsten Arbeiter einen grundsätzlich gleichberechtigten „Bruder" sieht, wie es dem christlichen Ideal entspricht. Derselbe Sinn, der die Söhne gewisser Kreise für vorzugsweise berufen ansieht, die Staatsämter zu bekleiden, der gewisse Kreise unter das Motto stellt: l'état c'est moi, der vermag in der Arbeiterbevölkerung nur Menschen zweiter Klasse zu sehen, die zum Dienen berufen sind.

„Gerechtigkeit erhöht ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben," der Spruch hat noch heute seine Geltung. Aber das entscheidende ist nicht eine formale Gerechtigkeit, wie sie die Grundlage der Rechtsprechung der Gerichte auf Grund des bestehenden sogenannten positiven Rechts ist, sondern die Gerechtigkeit, die in höherm Sinne jedem das Seine geben, die in immer weiterm Umfange die Staatsangehörigen an den Fortschritten der Kultur überhaupt und ihrer Kulturarbeit insbesondre teilnehmen lassen will, die nicht

Digitized by Google

müde wird, ein immer freundlicheres Verhältnis der sozialen Klassen unter sich anzubahnen und auszugestalten. Die Sünde aber, die zum Verderben führt, ist nichts andres als die Überhebung, die ὕβρις der Griechen, die Zuversicht auf ererbte Stellung und angeborne Vorzüge, das Trotzen auf Rechte, die formell unantastbar sind, aber materiell doch immer von neuem erworben werden, ihre Kraft und Berechtigung bewähren müßten.

Alles dies beweist, daß im Brennpunkt der konservativen Politik ideale Ziele stehn sollten, nicht aber Forderungen, die fast ausschließlich materiellen Besitz und Gewinn betreffen und sich im starren Festhalten gegenwärtiger Verhältnisse, gegenwärtiger Machtverteilung erschöpfen. Je mehr Freiheit für Versammlungen und Vereine man gewährt, desto mehr Gelegenheit schafft man einerseits zur Aufklärung und Versöhnung der Arbeitermassen, zur Bekämpfung falscher Vorstellungen und Vorurteile, und andrerseits zur Abwirtschaftung der Sozialdemokratie, die von der Agitation, von unhaltbaren Versprechungen, vom Hinterslichtführen der Massen lebt und sich im vollen Glanze der Öffentlichkeit notwendig zu einer bürgerlichen Partei mausern, sich von ihren unaufrichtigen oder unmögliche Ziele verfolgenden Führern lossagen muß. Man darf die Sozialdemokratie und die von ihr drohenden Gefahren nicht unterschätzen, aber ebenso verkehrt würde es sein, ihr mit blasser Furcht gegenüber zu stehn, mit einer Furcht, die einerseits dem Feinde nur den Mut stählt und seine Führer noch lauter ein unberechtigtes, aber nicht eindruckloses Selbstbewußtsein zur Schau tragen heißt, und die andrerseits zu reinen Unterdrückungsmaßregeln verleitet, die jedes Sicherheitsventil verstopfen und eine Explosion nur fördern können, und die endlich das Vertrauen auf die eigne Sache und die gewiß doch unumstößliche Überzeugung von der Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie in eigentümlichem Lichte erscheinen läßt. Zur Bekämpfung der Sozialdemokratie genügen nicht große Worte, nein, dazu bedarf es unverdrossener Kleinarbeit überall, die ohne Schlagworte, aber wirksam und unmerklich fortschreitet, „die zu dem Bau der Ewigkeiten zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht, doch von der großen Schuld der Zeiten Minuten, Tage, Jahre streicht."

Nur die Furcht vor der Sozialdemokratie stützt das Dreiklassenwahlsystem, wenigstens ist sie es gewesen, die ihm in den Verhandlungen des Provinziallandtags in Kassel für das Gemeindewahlrecht in Hessen-Nassau zum Siege verholfen hat. Sie allein, scheint es, hindert eine zeitgemäße Wahlrechtsreform in Preußen. Und doch muß eine solche im Namen der Gerechtigkeit gefordert werden. Nicht die Besorgnis, der konservative Einfluß könnte sich vorübergehend mindern, wenn die plutokratische Verschiebung des Dreiklassenwahlsystems gemildert oder aufgehoben würde, darf hier entscheiden. Das wäre eine kurzsichtige Politik. „Gerechtigkeit erhöht ein Volk."

Konservative Politik sollte sich Schlagworte fernhalten. Aber die Konser-

Digitized by Google

vativen, ihre Schwächen fühlend, streben, bewußt oder unbewußt, nach Volksgunst. Man verspricht in Volksversammlungen und Wahlversammlungen Reformen und bessere Zeiten, weiß aber auch bestimmte Mittel nicht anzugeben. Verfolgt man im Parlament allgemeine Ziele wirtschaftlicher Art, so versagt zuweilen die Kenntnis der Verhältnisse — auf die Forschungen des Vereins für Sozialpolitik sieht man vornehm herab, mit Kathedersozialisten will man nichts zu thun haben —, oder man folgt, wie Fürst Bismarck es etwa nannte, blind dem Einzelnen, der sich als Wissenden ausgiebt. So kam der „Antrag von Brockhausen" auf Beschränkung der großen Warenhäuser im Namen der Förderung und Erhaltung des Mittelstands, und doch mußte man sich von der Regierung belehren lassen und hätte nach den Erfahrungen Frankreichs wissen müssen, daß eine Einschränkung der Warenhäuser heute unmöglich ist, daß die Großbazare wohl hohe Steuern zu tragen vermögen, aber dadurch nicht konkurrenzunfähig werden, daß sie im Gegenteil jede Erhöhung der Besteuerung durch Vergrößerung ihres Umfangs und Umsatzes mehr als auszugleichen wissen. Natürliche Entwicklungen lassen sich nicht beseitigen, Umwälzungen des wirtschaftlichen Lebens sind für manche verderblich, ohne deshalb der Gesamtheit auf die Dauer zu schaden. Wie der Antrag Kanitz, so führte der Antrag von Brockhausen, sofern er sein Ziel verfehlte, zu einer Niederlage der konservativen Partei. Ob sie daraus eine Lehre ziehn wird? Hoffen wir es!

Ungerechtfertigt und bald aufgegeben war die abfällige Beurteilung der Beamtenbesoldungsaufbesserung von 1887 durch die Konservativen: bei der ersten Lesung warfen sie der Regierungsvorlage „Systemlosigkeit" vor, und bei der zweiten Lesung mußten sie bekennen, daß sie sich davon überzeugt hätten, sie sei weder systemlos noch unrichtig.

Die gewaltige Zunahme der großen Städte zeitigt Zustände, die in vieler Beziehung bedauerlich sind. Niemand verdenkt es den Konservativen, wenn sie auf Mittel sinnen, ihr weiteres Anwachsen hintanzuhalten; niemand wird im Ernst behaupten können, es habe die Abneigung der Konservativen ihren Grund vorzugsweise darin, daß fast alle diese Städte liberal oder freisinnig, ja sozialdemokratisch zu wählen pflegen. Aber es war ungerecht, als man bei der Neuregelung der Volksschullehrerbesoldung den größern Städten nicht nur weniger gab als den kleinen Städten und den Landgemeinden, sondern daß man ihnen auch Staatszuschüsse nahm, die sie auf Grund früherer Gesetze, also von Rechts wegen bezogen hatten und als dauernd, unentziehbar angesehen hatten. Aber nicht nur leisteten die Konservativen den fiskalischen Vorschlägen der Gesetzesvorlage keinen Widerstand — sie hätten sicherlich durchschlagenden Erfolg gehabt, wenn sie widerstanden hätten —, sie frohlockten, daß sich eine Gelegenheit fand, die Städte von Staatswohlthaten auszuschließen; agrarische Anschauungen feierten einen Triumph! Freilich, dieser Triumph währte nicht

Digitized by Google

lange, denn das Lehrerbesoldungsgesetz von 1897 brachte auch dem platten Lande fast durchweg höhere Volksschullasten — und es ist ein schlechter Trost, im Unglück Genossen zu haben.

Aus diesen Darlegungen, die nicht erschöpfend sein wollen, folgt, daß die gegenwärtige konservative Partei nicht auf der Höhe steht, die sie einnehmen muß, wenn sie ihrer Aufgabe im Staatsleben entsprechen soll. Auch in den letzten Jahren hat sie sich wohl hier und da Verdienste erworben, aber im allgemeinen hat sie sich weder als Stütze der Regierung, noch als getreuste Opposition bewiesen. Was im Reich und in Preußen an Ersprießlichem geschehn ist, hat in der Hauptsache die Regierung nicht mit den Konservativen, sondern ohne, wenn nicht gegen sie durchgeführt. Nirgends war ein wahrhaft großer Gedanke zu spüren; mehr einseitige Interessen, die im Osten der Elbe ihren Nährboden hatten, als die gerecht und vorurteilslos wägende Staatsgesinnung haben den Weg der konservativen Partei bestimmt, ihrer Kampfesweise die Richtung gegeben. Möchte sie sich auf sich selbst besinnen, und indem sie sich den konservativen Anschauungen des Westens nähert und ihnen nachgeht und nachgiebt, neue Kraft gewinnen und die Stelle einnehmen, die im großen und ganzen das Beamtentum in den deutschen Staaten, zumal in Preußen, eingenommen hat, das allen Berufskreisen gleich naheſtehend ohne Vorliebe und Vorurteile die Gesamtheit im Auge hatte, sich nicht einzelnen Bestrebungen unterordnete, sondern dem Staate diente, als dessen erste Diener sich die Fürsten ansehen. Dann wird sie wahrhaft volkstümlich werden, dann wird sie mitarbeiten an der Hebung des ganzen Volks, zumal der Armen und Notleidenden, die der Hilfe und der Hebung am meisten bedürftig sind.

Aus dem Oberelsaß

Von Kurd von Strantz

(Schluß)

Ein besondres Element tritt im Elsaß und namentlich in größern Städten hinzu, das auch im übrigen Reiche eine wahre Plage ist. Bekanntlich ist das reiche Frankreich von der jüdischen Einwanderung wenig heimgesucht worden; die großen Pariser Bankherren dieses Stammes bedeuten ja als Judentum nicht viel. Aber das Elsaß, als deutsche Landschaft, ist mit der jüdischen Zugabe reichlich bedacht worden. Die deutschen Standesherren hatten ihre Leibjuden,

Digitized by Google

und der Bauer hatte seinen Viehjuden nach schlechter deutscher Sitte. Diese heimatlosen Eindringlinge spielten aber, sobald die französische Revolution die Gleichberechtigung gebracht hatte, dank ihrer angebornen Anmaßung und durch ihre Befähigung, sich den gegebnen Verhältnissen anzupassen, eine große Rolle. Der gutmütige Elsässer nahm diese fremde Gesellschaft, die durch Geld- und Viehwucher reich geworden war, harmlos als gleichstehende Genossen im Erwerbsleben auf, und jetzt stehen die Juden überall an der Spitze der Protestler, indem sie sich als wütende Franzosenfreunde und Stockelsässer gebärden. In Frankreich sind die Elsässer, wie die Dreyfußangelegenheit sattsam dargethan hat, mit Recht durch ihre jüdischen Genossen schon in Verruf gekommen, und bezeichnenderweise wird in Schilderungen des französischen Lebens der Jude jedesmal durch seinen deutschen Namen gekennzeichnet. Der feinere Jude, der von Amsterdam nach Paris gewandert ist, trägt den vornehmern portugiesischen Namen. Es darf deshalb nicht wunder nehmen, daß der altdeutsche Jude seinen elsässischen Glaubensgenossen beneidet und sich flugs nach seiner Einwanderung aus dem Osten als geborner Franzose gebärdet. Das Geschäft ist nicht schlecht, und die Kundschaft fordert diese Verwandlung aus dem schmutzigen polnischen Juden in einen Pariser Gigerl. So ist ein reicher jüdischer Händler in Kolmar noch barfuß aus Königsberg in Kolmar eingewandert, der jetzt als „Wakes“ und Stütze des Protestlertums auftritt. Diese jüdischen Schreier sind einflußreicher und zahlreicher, als man ahnt. Übrigens wirkt das Geschäft auch bei gebornen Elsässern in derselben Weise auf die politische Gesinnung ein. Es ist auffällig, wie groß die Zahl der Rechtsanwälte ist, die sich als französisch-demokratische Führer vorstellen. Diese Erscheinung ist menschlich; die Kundschaft verlangt eben solche politischen Anschauungen, und schließlich ist man selbst von deren Richtigkeit überzeugt. Aus solchen Leuten setzt sich hauptsächlich die sogenannte elsässische Volkspartei zusammen, die das besondre Wohlwollen der geistesverwandten Frankfurter Zeitung genießt. Man wird nicht behaupten können, daß ein derartiges Gemisch von geschäftlichen Interessen und politischem Radikalismus auf behutsame Schonung bei der Regierung Anspruch habe. Diese Erkenntnis scheint aber an den zuständigen Stellen noch nicht zur Richtschnur des Handelns geworden zu sein, obschon diese Thatsachen allgemein bekannt sind.

Bedenkt man, daß Kolmar der Sitz des höchsten Gerichts und der Bezirksverwaltung ist, so scheint der persönliche Einfluß der Behörden völlig wirkungslos geblieben zu sein. Die aus örtlichen Gründen beabsichtigte Verlegung des Oberlandesgerichts mehr in die Mitte des Landes ist deshalb auch gleichgiltig, obschon gerade die Gerichtsräte wohl imstande gewesen wären, den einheimischen gebildeten Mittelstand an seine deutsche Pflicht zu erinnern. Sogar die Rechtsanwälte dieses Gerichtshofs sind Französlinge geworden, wie es der Reichstagsabgeordnete Preiß zeigt. Das altdeutsche Beamtentum hat eben vollständig

Digitized by Google

versagt, wo es galt, die verirrten Söhne Alemanniens über dem Rhein ihrem Mutterlande wiederzugewinnen. Wie wenig ein wirkliches Bedürfnis für den Gebrauch der französischen Sprache vorliegt, beweist die französische Zeitung Kolmars, die bloß zweimal wöchentlich erscheint, während die zahlreichen andern Zeitungen täglich ausgegeben werden. Dabei ist die Redeweise des Herausgebers, des Geistlichen Wetterle, natürlich Wetterlé geschrieben, der seine Mitbürger verhetzt, so volks- und landesverräterisch, daß eine scharfe Preßpolizei ihm leicht an den Kragen könnte. Übrigens hat er schon selbst deutsche Anzeigen aufnehmen müssen; also scheinen seine Leser die deutsche Sprache für ihre Geschäfte doch allmählich vorzuziehen.

Noch schlimmer liegen die Verhältnisse in Mülhausen, wo es auch eine täglich erscheinende französische Zeitung giebt, freilich mit einer deutschen Ausgabe, die aber um die Hälfte schmächtiger ist als die französischen Spalten. Mülhausen hat ganz vergessen, daß es noch vor hundert Jahren eine freie deutsche Reichsstadt gewesen ist. Freilich ist der wirtschaftliche Aufschwung seiner Baumwollspinnereien ein Werk der beiden Bonapartes gewesen, und so war auch Frankreich das hauptsächlichste Absatzgebiet der oberelsässischen Erzeugnisse. Die neue Grenze hat aber den Fabrikanten zu dem französischen auch noch den viel aufnahmefähigern deutschen Markt gewonnen. Als Dank dafür sind sie nur um so französischer geworden und schicken ihre Söhne und Töchter zur Erziehung in französische Schulen und Klöster. Die Blüte der deutschen Industrie ist ihnen ebenso wie Altdeutschland selbst zu gute gekommen, und die deutsche Regierung ist in die Fußstapfen ihrer französischen Vorgängerin getreten. Aus Landesmitteln sind namhafte Beihilfen zur Anlage von Stauweihern gewährt worden, die den Fabriken fast kostenlos die Triebkraft liefern. Die soziale Gesetzgebung hat die Lebenshaltung der Arbeiter gehoben und deren Zukunft gesichert. Der Auslandsmarkt erstreckt sich über den Erdball, während zur französischen Zeit der auswärtige Absatz nur beschränkt war.

Die reichgewordnen biedern Mülhäuser können also jedenfalls nicht behaupten, daß das Reich ihnen ihre nationalen Unarten für wirtschaftliche Schädigungen nachsehen müsse. Vielmehr hat das Vaterland das Recht und die Pflicht, ihnen ihre französische Vorliebe bei fortgesetzter Störrigkeit auch gewaltsam auszutreiben. Es ist sogar für uns geboten, den außergeschäftlichen Verkehr dieser Französlinge über die Grenze möglichst zu unterbinden. Diese Leute, die ihren Wohlstand dem deutschen Boden verdanken, sollen ihr Geld nicht in Paris ausgeben, nur weil ihnen ihr angestammtes Vaterland nicht gut genug erscheint.

Es giebt Mittel genug, sie zur Vernunft zu bringen. Die Bevölkerung ist nach Abstammung und Bildung deutsch gewesen, ehe wir das Land wieder besetzt haben. Schon um ihrer Arbeiter und Dienstboten willen konnten die mit Recht berüchtigten vaterlandslosen Notabeln ihre Muttersprache nicht ganz

Digitized by Google

vernachlässigen. Selbst die eleganteste Fabrikantenfrau von Mulhouse, die sich nur in Paris kleidet, muß mit ihren Leuten das traute Alemannisch sprechen; nur im Verkehr mit Altdeutschen leidet sie an Gedächtnisschwäche oder schämt sich, daß sie sich bloß der Mundart der Bauern bedienen kann. Für die Mädchen besteht eben leider keine Einjährigenprüfung, die für die besser gestellte männliche Jugend deutsche Bildung erzwingt. Also muß das Volksschulgesetz Bestimmungen treffen, wodurch die elsässischen Töchter dem Deutschtum erhalten werden und die französische Klostererziehung verhindert wird.

Die kleinern Industriestädte sind lediglich Abbilder ihrer eben geschilderten Schwestern; nur daß hier die Rebbauern noch ein erfreuliches Gegengewicht sind. In Gebweiler, wo in der Kirche der Unterstadt bloß für die paar Familien der Industriellen, die natürlich Deutsche sind, ein französischer Gottesdienst gehalten wird, wirkt es ergötzlich, das ausgebreitete Geschlecht der Bourcart kennen zu lernen, das noch in diesem Jahrhundert den altfranzösischen Namen Burkhardt führte. Auch hat sich der Fabrikant Müller als echter Franzose in einen Mr. Muller verwandelt. In diesen Gebirgsstädtchen mit immer wachsender Industrie ist die französische Strömung überhaupt erst nach dem Kriege entstanden, da die Unternehmer erst mit zunehmendem Wohlstande ihre französische Neigung als Zeichen ihrer steigenden sozialen Stellung entdeckten. Ist dieses Franzosentum auch nur eine lächerliche Karikatur und gewissermaßen ein Mangel an wahrer Bildung, so ist der nationale Schaden darum nicht weniger ernst zu nehmen, zumal da es sich um eine dauernde Vermehrung dieser Elemente gerade unter der deutschen Herrschaft handelt. Wie es scheint, schenkt aber die Regierung diesem staats- und volksfeindlichen Treiben keine genügende Beachtung. Bekanntlich hat Turenne den letzten Versuch des alten Reiches, seine alemannische Mark zurückzugewinnen, bei Kolmar siegreich zurückgeschlagen. In Türkheim, wo sein Hauptquartier war, ist ein Platz nach ihm benannt worden, wohl erst in diesem Jahrhundert, wie es in Gebweiler eine Magentastraße giebt. Damals verbluteten im Reichsheer gerade Elsässer unter den französischen Streichen, da ja die Reichsstädte erst zum Teil in Ludwigs XIV. Hand gefallen waren. Bei Magenta waren es aber Elsässer, die, wie immer in den napoleonischen Heeren, einen großen Teil der Streiter ausmachten, die unter fremder Fahne fochten. Ist es der deutschen Gegenwart der Reichslande würdig, solche Namen zu verewigen, deren einer sicherlich eine deutsche Schande bedeutet? Nirgends finden sich Straßennamen, die auf die Befreiungsschlachten des letzten Krieges hinweisen. Nährt man nicht dadurch den Glauben, als meine man durch die Erinnerung an diese stolzen Siege das befreite Elsaß zu kränken, weil das Schicksal es so gefügt habe, daß die Landeskinder auf französischer Seite standen? Diese kleinen Züge sind zu lehrreich, als daß man sie als scheinbar unbedeutende Äußerlichkeiten unberücksichtigt lassen sollte. Das ganze Schauspiel des elsässischen Franzosentums ist be-

Digitized by Google

rechnete Äußerlichkeit und geschäftliche Mache. Man erhält sich dadurch die französische Kundschaft und läßt sich vom neuen Vaterland umschmeicheln, statt daß man als unartiges Kind die verdiente Strafe erhält. Leider fehlt der Verwaltung das Verständnis dafür, daß sich die elsässische Frage zu einer Sprachenfrage zuspitzt, und daß die Vernichtung der fremden Sprache im Verkehr ein Gebot ist, wenn man nicht die nationale Schmach auf sich laden will, zu scheitern. Wie gefährlich diese französische Sprachspielerei ist, erhellt aus dem Umstande, daß die eingewanderten Altdeutschen der untern Stände mit großer Gelehrigkeit die fremde Unterhaltung von ihren elsässischen Volksgenossen lernen und dann selbst mit dieser Kenntnis prunken. Hoch oben im Gebirge haben wir altdeutsche Förster französisch mit Landeseinwohnern reden hören, die sehr wohl „dütsch" verstanden. Altdeutsche Schaffner gingen bereitwilligst auf französische Fragen von Elsässern ein, die bis dahin harmlos deutsch gesprochen hatten; ja sie begannen sogar das Gespräch mit Monsieur, s'il vous plaît, les billets. Die Sprachleistung ist ja nicht bedeutend, aber jedenfalls bezeichnend.

Es ist ja ein Vorzug, daß die Sprachgewandtheit bei uns verbreiteter ist als in Frankreich und England. Aber wir sollten unsre Kenntnisse nur im Auslande zeigen, obschon Franzosen und Engländer mit ihrer sprichwörtlichen Sprachunkenntnis in der Fremde nicht schlechter sondern besser als wir behandelt werden. Die höhern Beamten und Offiziere sündigen im Elsaß als sprachenkundige Männer nur gar zu gern gegen dieses selbstverständliche Gesetz und sehen nicht, welche Folgen solche schlecht angewandte deutsche Bildung haben muß. Es ist nicht verwunderlich, wenn Beamte elsässischer Herkunft nun offen als Beschützer der fremden Sprache auftreten. Ein Metzer Amtsgerichtsrat stellt bei der Bewerbung um die Wahl zum Landesausschuß als Hauptpunkt seines Programms die Forderung auf, daß die Verwaltung vor allem die Sprache des Volkes schützen müsse, womit natürlich nicht die alemannische und die fränkische Mundart der Elsässer und Lothringer, sondern das schlechte und mit deutschen Brocken durchsetzte lothringische Patois gemeint ist. Ebenso schreibt der Präsident des reformierten Konsistoriums der Reichslande, dessen Familie ihrem Namen nach fraglos niederdeutschen Ursprungs ist, seine gelehrten Werke hauptsächlich in französischer Sprache. Können beide Herren diese Handlungsweise mit ihrer deutschen Beamtenpflicht vereinen? Ja sogar an leitender Stelle in Straßburg geht man in öffentlichen Ansprachen und Erlassen der Sprachenfrage geflissentlich aus dem Wege, statt sie in den Mittelpunkt jeder amtlichen Thätigkeit zu rücken. Es wäre verständlich, wenn man aus übertriebner Rücksicht diesen Grundsatz nur stillschweigend befolgte; aber weder vermindert sich das offizielle französische Sprachgebiet, noch macht die deutsche Sprache in Kirche und Schule Fortschritte, und wo thatsächlich eine Verdeutschung eingetreten ist, nimmt die offizielle Statistik immer noch eine

Digitized by Google

französische Sprachinsel an. In den Südvogesen haben wir Gelegenheit gehabt, den Irrtum der amtlichen Sprachenkarte aus eigner Erfahrung festzustellen. Schnierlach, Diedelshausen und Nobers gelten als stockfranzösisch, weil die alten Weiber nur ihr entsetzliches Patois reden, während sonst jedermann deutsch versteht.

Man hat durch die elsaß-lothringische Statthalterei einen neuen Mittelstaat geschaffen, der sich mehr und mehr vom Reiche absondert und auf eine Stufe mit den wirklichen Bundesstaaten tritt. Diese Entwicklung hätte man seiner Zeit von Berlin aus voraussehen und rechtzeitig von Reichs wegen Abhilfe schaffen sollen. Die altdeutschen Beamten, die glücklich in gut bezahlte Stellungen gekommen sind, haben natürlich nichts dagegen, daß sich die Reichslande immer mehr vom übrigen Deutschland absperren, da ihnen dadurch ein unliebsamer Wettbewerb frischerer und besserer Kräfte aus dem Reiche erspart bleibt. Bekanntlich war der ursprüngliche Schub altdeutscher Beamten keineswegs eine Auswahl vorzüglich begabter und für diesen Zweck ausgesuchter Leute, sondern die Mehrzahl bestand aus Leuten, deren Fortkommen im heimischen Dienst fraglich erschien, und die gern die leichten Prüfungen der Reichslande dem geregelten Verfahren ihrer Heimat vorzogen. Häufig schenkte man auch das Assessorexamen ganz; sogar ein früherer Straßburger Polizeidirektor erhielt ohne diese lästige Förmlichkeit eine wichtige Stelle, dafür spielte er aber sehr gut Geige. Freilich sah sich die Verwaltung schließlich gezwungen, eine Säuberung vorzunehmen; aber noch blieben sonderbare Elemente zurück, die man auch nicht ohne weiteres vor die Thür setzen konnte. Die Achtung vor den elsaß-lothringischen Landesbeamten war deshalb im Reiche nicht allzu groß. Allerdings war jetzt dank der Überfüllung eine Besserung eingetreten, da der hohe Gehalt bei schlechten Aussichten doch nicht mehr reizte. Aber auch diese Lösung der Schwierigkeiten wurde durch einen neuen Fehler verhindert, die Versöhnungspolitik hielt es für gut, die Landeskinder mehr heranzuziehen. Nachdem aber diese ungezognen Lieblinge auf vieles Zureden und dank unangebrachter Bevorzugungen den Schmollwinkel verlassen hatten, wurden sie anmaßend und stellten den Grundsatz auf, daß die Besetzung der Amtsstellen ihnen allein gebühre. Die Gewähr einer unbedingten reichstreuen Gesinnung war nicht gegeben, wenn die einheimischen Beamten ihren Eid auch nicht absichtlich verletzen. Aber schon der oben erwähnte Fall, daß sich ein lothringischer Richter nicht scheut, öffentlich für eine fremde Sprache als die Volkssprache einzutreten, beweist, daß der eingeborne Richterstand nicht für den Kampf gegen das Franzosentum zu haben ist. Es ist die Schuld der Kreisdirektoren und der von der Regierung bestellten oder gewählten Bürgermeister der größern Städte, daß sich die französische Sprache im Oberelsaß überhaupt noch an die Öffentlichkeit wagt. Das scharfe und stramme Präfekturſystem aus der französischen Zeit giebt dem Verwaltungsbeamten solche Vollmachten und so viele Handhaben

Digitized by Google

zur Unterdrückung dieser landes- und volksverräterischen französischen Neigung, daß man es den sogenannten Notabeln nicht verargen kann, wenn sie ihr nur äußerlich vorgebundnes Franzosentum immer unverschämter zur Schau tragen. Das Wahlfürstentum des Statthalters, der gleich seinen Vorgängern kein Berufsbeamter gewesen ist, fördert nur das gefährliche Treiben, da es den Stellvertreter des Kaisers mit seinen landesherrlichen Ehren von der Volksgunst abhängig macht. In den öffentlichen Reden der Statthalter pflegen darum absichtlich nationale Anklänge zu fehlen, obschon zur Wohlfahrt eines deutschen Volksstamms zunächst die Erhaltung seines Volkstums gehört. Allerdings redet jetzt der höchste Landesbeamte wenigstens nicht mehr grundsätzlich jeden Elsässer französisch an, wie es der erste Statthalter that.

Die Folgen dieser amtlichen Begünstigung des französisch gesinnten Elsässertums sind auch nicht ausgeblieben. Das einheimische Beamtentum läßt es aus erklärlichen Familien- und Gesellschaftsrücksichten an der erforderlichen Strenge fehlen, und die altdeutschen Amtsgenossen müssen sich infolge dessen, um unliebsame Vergleiche ihres Vorgehens mit dem Verhalten der Einheimischen zu vermeiden, ebenfalls eine ungerechtfertigte Mäßigung auferlegen. Übrigens gedeiht das französische Kräutlein unter den Augen der höchsten Regierungsstellen selbst nicht weniger üppig. Während der Gebrauch der französischen Sprache aus den öffentlichen Verhandlungen des Landesausschusses, der Bezirks- und Kreistage so ziemlich entfernt ist, wird in den geheimen Ausschußsitzungen dieser Landesvertretungen um so absichtlicher französisch gesprochen, ohne daß die Vertreter der deutschen Staatsgewalt gegen diesen Unfug einschreiten, von den Gemeinderatssitzungen in Kolmar und Mülhausen ganz zu schweigen. Leider färbt diese bedauerliche Schwäche der Regierung auch auf die militärischen Verhältnisse ab und bedroht dadurch die Sicherheit des Landes.

Die Militärbehörden sind öfters gezwungen, sogenannte Wakkeswirtschaften, wo die protestlerischen Elsässer den Ton angeben, besonders zu überwachen und wegen möglicher Zusammenstöße und Aufreizungen durch andre Gäste den Soldaten den Besuch zu verbieten. In einer größern Stadt des Oberelsasses war dies bei einer bessern Wirtschaft aus dem erschwerenden Grunde geschehen, weil bei einem Raufhandel ein Soldat erstochen worden war, ohne daß der Thäter festgestellt werden konnte. Die Wakkes und der Wirt hielten eben sogar bei einem offenbaren Verbrechen zusammen und verhinderten, daß die Strafrechtspflege ihren Lauf nehmen konnte. Trotzdem wird diese Wirtschaft mit Vorliebe von frühern Einjährigen besucht, es erscheinen sogar gelegentlich im Dienste stehende Einjährige, und die Unterhaltung wird demonstrativ französisch geführt. In Altdeutschland hätte die Polizei die zuständige Militärbehörde sicher auf dieses Treiben aufmerksam gemacht, das der dortigen nicht entgangen sein kann. Vielleicht fürchtet sie aber unerfreuliche Auseinandersetzungen im

Digitized by Google

Gemeinderate, wenn sie ihre Pflicht thäte, und nachdrücklicher Schutz der staatlichen Aufsichtsbehörde erscheint bei den gegenwärtigen Verhältnissen und der friedfertigen Stimmung in den Regierungskreisen auch höchst zweifelhaft. Dieses Beispiel ist aber vorbildlich und findet seine Bestätigung in allen Garnisonstädten, wo sich die Truppen bei solchen Zuständen wie im Feindesland fühlen müssen. Im Oberelsaß treffen sich daher auch die Offiziersfamilien nicht einmal am dritten Ort mit den Angehörigen der guten elsässischen Gesellschaft.

Diese Verhältnisse sind aber unhaltbar und für den Bestand des Reichs, das schon genug unter den Sondergelüsten einzelner einflußreicher Kreise zu leiden hat, geradezu gefährlich. Hier können aber nur energische Maßnahmen helfen, die das falsche Franzosentum ins Mark treffen. In nationalen Fragen weht ja jetzt im Reiche ein frischerer Wind. Es ist falsch, zu erwarten, daß die altdeutsche Einwandrung und der Abfluß der unzufriednen Einheimischen die beste Verdeutschung seien, und anzunehmen, daß diese bisher für das mäßige Ergebnis der bisherigen Germanisation von beträchtlicher Bedeutung gewesen seien. Man sollte vielmehr die widerhaarigen Deutschen, die das Land verlassen, mit kräftiger Hand ihrem eignen Volkstum wieder zuführen. Frankreich wimmelt schon von Elsässern, die jetzt selbst dem französischen Chauvinismus lästig werden, da sie verhätschelt sein wollen und den gebornen Franzosen die besten Erwerbsgelegenheiten wegnehmen. Man ist nachgerade neidisch auf die elsässischen Verbannten geworden, die sehr praktisch die Schwäche des alten Adoptivvaterlandes auszubeuten verstehn. Aber welche Volkskraft ist uns dadurch verloren gegangen! Frankreich erneut sich thatsächlich mit deutschem Blute, und diesem Vorgang sieht die Regierung ruhig zu. Frankreichs Kolonialkriege führt der deutsche Krieger, da zwei Drittel der Fremdenlegion aus Deutschen bestehn, darunter 7000 Elsässer. Und welchen Bedarf an Menschenmaterial fordert alljährlich diese mörderische Fremdenlegion! Die schlimmste Gewaltherrschaft im Elsaß hätte nicht solche Wirkung hervorbringen können, wie diese schwächliche, wider Willen antinationale Haltung der Regierung. Der Umstand, daß das deutsche Heimatsgefühl einen beträchtlichen Teil der Auswandrer im lothringischen Grenzlande festgehalten hat, ist kein Verdienst der Regierung, ebenso wenig wenn wir in einem künftigen Kriege erfreulicherweise damit rechnen dürfen, daß wir den noch bei Frankreich gebliebnen Teil Lothringens dank dieser elsässischen Verstärkung der ursprünglich deutschen und nur oberflächlich französierten Bevölkerung schon wieder etwas verdeutscht vorfinden werden. Übrigens hat die altdeutsche Einwandrung nicht einmal die Lücken gefüllt, die der Auszug der Landeseingebornen verursacht hat. Der italienische Sommerarbeiter, ein gefährliches Element der Unordnung, bleibt schon häufig auch im Winter in dem schönen Lande und wird sich schließlich seßhaft machen. Trotz der großen Industrie hat früher im Oberelsaß niemals Arbeitermangel geherrscht, da der Kleinbetrieb der Landwirtschaft auch außer-

Digitized by Google

halb der Erntezeit viele Hände beschäftigt und somit die bedenkliche Saisonarbeit vermieden wird. Gegenwärtig wandern aber der junge Bursche und die kräftige Magd mit Vorliebe in die französische Fremde, wo ja auch höhere Löhne winken und nach den Schilderungen des gewissenlosen französisch gesinnten Pfarrers und des geistesverwandten Fabrikherrn das gelobte Land der Freiheit ist. Thatsächlich hat diese elsässische Landflucht die Löhne der Italiener so gesteigert, daß der zur Auswandrung verführte Knecht in der Heimat schließlich doch sein besseres Auskommen fände. Die Behörden sind diesem Treiben mit wirkungslosen Warnungen vor dem Eintritt in die Fremdenlegion und vor der Versäumnis der Wehrpflicht entgegen getreten. Freilich sind die gesetzlichen Handhaben für die besondern Verhältnisse der Reichslande ungenügend und mehr auf das übrige Deutschland zugeschnitten, wo sie auch schon anfangen, sich als mangelhaft zu erweisen.

Die Mittel zur Ausmerzung der französischen Sprache sind, soweit sie nicht schon vorhanden sind, gesetzlich zu gewähren. Als ein in italienischer Sprache in Nizza erscheinendes Blatt den Schutz der italienischen Nationalität dieses durchaus nicht französischen Landstrichs forderte, wurde sofort ein Sondergesetz erlassen, das die in fremder Zunge gedruckten Zeitungen den ausländischen gleichstellte, und dadurch wurde das italienische Blatt einfach auf dem Verwaltungswege unterdrückt. Der fast niemals angewandte Diktaturparagraph der französischen Zeit erlaubt aber ohne besondre gesetzliche Bestimmung ein solches Verbot. Es ist eine nationale Pflicht der Regierung, die französisch geschriebne Presse des Landes einfach auf Grund dieses Gesetzes zu beseitigen, da keinerlei Bedürfnis für eine französische Landeszeitung vorliegt. Die ungebildeten Grenzer Lothringens lesen außerdem diese elsässischen Hetzblätter gar nicht, sondern überall findet man die kleinen Provinzzeitungen des französischen Lothringens und die Pariser Soublätter. Natürlich muß man durch einfaches Polizeiverbot den französischen Blättern ebenfalls die Grenze verschließen. Der deutsche Bildungsphilister mag dies sehr grausam und hart finden, ja vielleicht sogar als mittelalterliche, gewaltsame Verdummung brandmarken. Thatsächlich liegen in allen Wirtschaften des Oberelsasses, auch in solchen, die nur von Altdeutschen besucht werden, die großen französischen Blätter aus. Ihre Kenntnis ist unbethörten Gemütern sicherlich nicht schädlich, aber der französisch gesinnte Elsässer folgert nicht ohne eine gewisse Berechtigung aus dieser Thatsache der allgemeinen Verbreitung der französischen Presse, daß die Reichslande ein halbfranzösisches Zwitterland sind. Ist der Postvertrieb der Zeitungen untersagt, so wird natürlich die Einschmuggelung der französischen Zeitungen unter Deckumschlag nicht aufhören, aber sie verschwinden aus den Gasthöfen und Schankstätten, und die Post kann die unerlaubte Einführung erheblich erschweren. Die französischen Bücher und die selbstverständlich unbehelligt zu lassenden wissenschaftlichen Zeitschriften werden niemals

Digitized by Google

dieselbe Wirkung wie die politischen Revancheblätter haben; freilich ist auch den technischen Fachblättern der Zutritt über die Grenze zu verwehren.

Auch Kirche und Schule müssen als öffentliche Anstalten der Erbauung und des Unterrichts von der französischen Strömung gereinigt werden. Das napoleonische Konkordat gewährt dem Staate ein Aufsichtsrecht, wie es leider sonst nirgends in Deutschland besteht. Die christlichen Kirchen sind völlig der Staatsgewalt unterworfen, und die Geistlichen sind Staatsbeamte, deren Gehalt der Staat beliebig sperren kann. Das evangelische wie das katholische Kirchentum sind trotzdem Hochburgen des Franzosentums, und die katholische Kirche ist natürlich ein noch schlimmrer Feind des Deutschtums, obschon beide bischöfliche Oberhirten Altdeutsche sind. Es ist Thatsache, daß der französische Gottesdienst im sogenannten französischen Sprachgebiet zwar unwesentlich abgenommen hat, während er jetzt ganz verschwunden sein müßte, daß aber in den größern Städten des deutschen Sprachgebiets, wo überhaupt nie ein Bedürfnis dafür vorgelegen hat, die bisherige französische Predigt nicht nur beibehalten ist, sondern sogar noch weitere französische Messen eingeführt sind. Wenn dabei vor allem die katholische Kirche ein Vorwurf trifft, deren Priesterseminare französisch unterrichten, jedenfalls die französische Sprache in jeder Weise begünstigen, so drängt doch auch das evangelische Bekenntnis die fremde Sprache nicht zurück, wie ja schon das Beispiel des reformierten Konsistorialpräsidenten beweist. Nun sind aber die christlichen Kirchen der Reichslande förmliche Staatskirchen, wo der Staatswille bedingungslos entscheidet und daher auch zur entsprechenden Geltung gebracht werden kann; und doch ist, trotz der beiden altdeutschen Bischöfe, die französische Gesinnung des ihnen unterstellten Klerus so offenkundig, daß man das Verhalten der jungen Kleriker als aufreizend bezeichnen muß. So ist auch die Redakteurstellung des antideutschen Abbés Wetterle vom Journal de Colmar einfach unvereinbar mit dem Konkordat, die Schuld für solche Dinge trifft aber allein die Regierung, die eben von ihrer Macht keinen Gebrauch macht. Es muß jeder Priester oder Pastor, der seine französische Neigung zur Schau trägt, seines Amtes entsetzt werden. Jeder französische Gottesdienst außerhalb des immer mehr zu beschränkenden amtlichen französischen Sprachgebiets in Lothringen — im Oberelsaß giebt es überhaupt keins — muß untersagt, und der französische Unterricht und die französische Unterhaltung in den Priesterseminaren verboten werden. Damit fällt die gefährlichste Pflanzstätte der geistlichen Französierung, die, ohne daß sie es wissen, auch die evangelischen Geistlichen ansteckt. Denn schon aus entschuldbarer Eitelkeit und aus erklärlicher Haschere nach der Volksgunst folgt der protestantische Pfarrer dem übeln katholischen Beispiel. Daß der staatliche Einfluß vor der Macht der Kirche, wie im Kulturkampf, zurückweichen müßte, ist nicht zu befürchten, da die kirchliche Autorität gar nicht in Frage kommt. Die Bischöfe sind gute Deutsche und von den besten Absichten

Digitized by Google

beseelt. Gerade ihre nationale Einwirkung muß mit den Machtmitteln des Staates gestärkt werden. Selbst das Zentrum kann sich nicht als Schützer der Franzosen aufspielen wollen, zumal da es im protestlerischen Lager trotz alles Liebeswerbens noch sehr kühl behandelt wird, wie der jüngste Versuch in Straßburg gezeigt hat. Die Polen sind thatsächlich ein fremdes Volk, in Elsaß-Lothringen handelt es sich aber um Deutsche, denen der französische Teufel ausgetrieben werden soll.

Die deutsche Volksschule hätte längst das französische Sprachgebiet erobern müssen, nachdem ein ganzes Geschlecht darin Unterricht genossen hat, und überdies der Kriegsdienst geholfen hat und das vollenden konnte, was eben der Schule noch nicht gelungen war. Aber hier hat der Irrwahn gewirkt, daß der Religionsunterricht in dem fälschlich als Muttersprache angesehenen Französischen erteilt werden müsse. Der ganze Volksschulunterricht beruht auf religiöser Grundlage, und es ist deshalb nur eine Willkür, die besondre Religionsstunde als das religiöse Erziehungsmittel anzusehen. Die altdeutsche Schulweisheit hat sich aber gar nicht ernstlich bemüht, mit diesem gefährlichen Aberglauben zu brechen, und ist besonders dem französierenden Klerus mit rührender Willfährigkeit entgegengekommen. Ist dabei die unterste Stufe der staatlichen Unterrichtsanstalten ziemlich erfolglos mit dem Werk der Verdeutschung gewesen, so hat befremdlicherweise die Mittelschule sogar indirekt französiert. An sich ist es sicherlich erfreulich, daß gerade der französische Unterricht in den elsässischen Schulen mustergiltig ist und sehr von der mangelhaften Art in Altdeutschland absticht. Der altdeutsche Schüler lernt daher im Reichslande sehr bald sich fließend französisch ausdrücken. In den Mädchenschulen ist das Ergebnis noch besser als in den Knabenschulen, wie ja auch im übrigen Reiche die Mädchen viel sprachgewandter sind als die armen Jungen, die vor allem die toten Sprachen zu bewältigen haben. Aber der junge Elsässer und seine Schwester lernen häufig die fremde Sprache nur, um sich ihrer nachher als Umgangssprache wider die nationale Absicht des Unterrichts zu bedienen. Wir haben diesen betrübenden Erfolg an zahlreichen Beispielen selbst beobachtet, wie schon angedeutet worden ist. Die Schule arbeitet dem Franzosentum in die Hände, indem sie den Kindern die französische Sprache beibringt, die die Eltern vielleicht selbst nur unvollkommen beherrschen, wie man es täglich auf den Straßen hören kann. Die Schulverwaltung hat auch diesen Mißstand empfunden und den französischen Unterricht nicht unbedeutend eingeschränkt, dann aber dieses nationale Gebot der Selbsterhaltung wieder fallen lassen. Der unverständige Altdeutsche freut sich zu sehr über die bequeme Art der Aneignung der französischen Sprache, die leider Altdeutschland nicht bietet. In dem stets gefährdeten Grenzlande müssen wir aber einen andern pädagogischen Maßstab als sonst anlegen, und auch die Jugenderziehung muß dem nationalen Gedanken untergeordnet werden. Unter Umständen auf

Digitized by Google

Kosten der allgemeinen Bildung, so bedauerlich dieser Rückschritt auch wäre, muß dem Franzosentum die Möglichkeit genommen werden, unsre gute deutsche Schule seinen Zwecken dienstbar zu machen. Im öffentlichen Leben ist die französische Sprache, gegen die ja kein Deutscher persönlichen Haß empfindet, mit allen Mitteln zu unterdrücken. Gereicht der bisherige Unterricht der Lyceen und höhern Fachschulen ihr zum Vorteil, so muß er so gestaltet werden, daß die gerügte Ausartung vermieden wird. Die Elsässer haben es sich ja dann auch selbst zuzuschreiben, wenn der Sprachunterricht unter die bisherige Höhe sinkt. Selbstverständlich darf die Erfüllung der Schulpflicht im Auslande überhaupt nicht mehr geduldet werden, und hier muß gesetzlich eingegriffen werden, und zwar von Reichs wegen, da die Notabelnversammlung des Landesausschusses mit ihrer französischen Vornehmthuerei natürlich versagen wird. Die Berechtigung zum einjährigen Freiwilligendienst braucht nur an die Bedingung des Besuchs einer reichsdeutschen Anstalt geknüpft zu werden, um diesen Zweck zu erreichen. Für die weibliche Erziehung bedarf es freilich einer ausdrücklichen gesetzlichen Vorschrift über den Schulzwang auf deutschem Boden, und zwar über die Zeit der Volksschulpflicht hinaus, damit nicht die höhern Töchter noch in ein französisches Pensionat oder ein Kloster jenseits der Grenze geschickt werden. Freilich darf sich dann der deutsche Schullehrer auch nicht außerhalb der Schule mit seinen Pflegebefohlnen im scheußlichen Patois unterhalten, wie wir es in Pairis gehört haben, obschon dieser angeblich noch französische Weiler in das endlich auch amtlich deutsche Urbeis eingeschult ist. Dem Manne soll kein Vorwurf gemacht werden, da ihm die höhere Einsicht nicht zugemutet werden kann, die nicht einmal seine vorgesetzte Behörde zeigt.

Fassen wir zum Schlusse die Eindrücke zusammen, die die fast dreißigjährige Zugehörigkeit des Oberelsasses zu seinem Mutter- und Stammlande gewährt, so versteht man nicht, wie die deutsche Verwaltung eine aufrichtige Zufriedenheit über ihre Leistungen an den Tag legen kann. Auf Schritt und Tritt sieht der unbefangne Beobachter, wie das vaterlandslose Elsässertum mit französischem Anstrich in alter Stärke fortdauert und die innerliche Verdeutschung völlig ausgeblieben ist. Der an eine harte Herrenfaust gewöhnte Elsässer, der sich bis zur Wende des vorigen Jahrhunderts wacker gegen den welschen Bedrücker gewehrt hat, betrachtet mit Recht die zweckwidrige Milde seines Mutterlandes als Schwäche und posiert in echt deutscher Fremdenliebe als gekränkte Unschuld. Die Zeit der fortgesetzten Mißgriffe und der allzu bescheidnen Selbstgefälligkeit muß aber endlich aufhören, soll dem Reiche nicht eine dauernde Gefahr aus dem Besitze dieses alten deutschen Volksbodens erwachsen, der nach seiner Sprache nie französisch gewesen ist. Das Oberelsaß muß vor die unzweideutige Wahl gestellt werden, entweder freiwillig das unechte französische Gewand, wie es der höhere Mittelstand zu tragen beliebt, fallen zu lassen, oder die volle Schärfe einer wahrhaft nationaldeutschen Herrschaft am eignen

Digitized by Google

Leibe zu empfinden. Auch der Brotkorb der wirtschaftlichen Förderung muß im zweiten Falle den störrischen Fabrikherren möglichst hoch gehängt werden. Dann wird der Übermut schnell schwinden. Allerdings darf sich die Regierung nicht als die Hüterin eines neuen Kleinstaats fühlen, was ihrer Selbstachtung freilich sehr schmeichelt. Die Aufrechterhaltung des französischen Notariats, das keine Eigentümlichkeit der Reichslande, sondern eine gemeinsame napoleonische Rechtseinrichtung des deutschen linken Rheinufers ist, beweist aufs neue die Sucht der Regierung, selbst veraltete Institute als elsaß-lothringische Sonderbarkeiten zu erhalten, auch wenn sich die altdeutschen Landschaften der neuen Rechtseinheit fügen müssen.

Poesie und Erziehung

Von Wilhelm Münch

(Schluß)

Poesie soll denn auch von mehr als einer Seite entgegendringen und fühlbar werden. Nicht bloß in dem Sinne von mehr als einer Seite, daß dichterische Werke angeschaut werden aus den verschiednen Sprachen, die zur Erlernung kommen, und auch aus den verschiednen Zeiträumen, in denen die Dichtung der Muttersprache Blüten getrieben hat. Darüber gerade mögen aber doch einige Erwägungen eingeschoben werden. Es ist viel schwerer, als die meisten glauben, Poesie aus fremder Lebenssphäre ganz zu verstehen und verstehen zu machen. Viel mehr und ganz andres stellt sich dazwischen als die Sprache an sich. Man nimmt dabei im allgemeinen von den Linien der seelischen Bewegung deutlich doch nur die höchstgeschwungnen Kurven wahr, und von dem oft stillen und zarten Reiz der Form der Sprache muß vieles verloren gehn. Was ein Wort, was eine Verbindung dem Einheimischen und von der Natur selbst Eingeweihten sagt, in ihm wiederhallen läßt, kann von dem Fremden kaum geahnt werden. Ein Vers aus Goethes Iphigenie, der für uns die reinste seelische Musik ist, bedeutet dem unsrer Sprache kundigen Ausländer doch oft nicht mehr als eine Sentenz, einen verständigen Gedanken, vielleicht gar einen selbstverständlichen. Und so ist auch uns vieles an dem draußen Gesungnen nur geordnetes Geräusch oder verständiger Sinn, aber noch nicht hoher Klang. Erst das andauerndste, tiefste und sorgsamste Einleben vermag all das Starre zu beseelen, und nur Einzelne gelangen dazu. Am ehesten wird es denen, die selbst Dichter sind, gegeben, auch in die Poesie fremder Zungen und Seelen unmittelbar hineinzudringen, selbst ohne etwas von philologischer Meisterschaft über die Sprache; und das ist ja auch nicht wunderbar.

Selbst die antike Poesie, die nun allen Völkern gleichmäßig und voll zu

Digitized by Google

gehören scheint, oder für die wir Deutschen sogar — wenigstens wird das der griechischen gegenüber nicht selten behauptet — eine besondre natürliche Resonanz zu haben glauben (obwohl freilich verschiedne andre Nationen für sich ungefähr die gleiche Behauptung aufstellen), kann ja in uns nicht den Widerhall finden wie in den ursprünglichen Hörern, schon deshalb nicht, weil wir uns das ganze System der Wortklänge nur sehr unvollkommen und unecht zu reproduzieren vermögen, aber nicht bloß deshalb. Es bleibt eben in der fremden Poesie immer nicht weniges Stoff, durch den keine feinen Adern der Empfindung laufen, und es wird bei vielem die Form wahrgenommen, nicht zugleich in ihrer innern Beseelung. Das nun ist für die geistige Erziehung nicht so schlechthin vom Übel, da eben doch auch auf die Form als solche der Blick einmal ernstlich gerichtet werden muß, und da sich diese Loslösung von der bloßen Hingebung an den Stoff, wie schon vorhin berührt worden ist, leichter gegenüber fremder Dichtung vollzieht als gegenüber der einheimischen. Denn erst in dem Maße, wie die Form mit Ernst durchdrungen wird, reicht man hier an den Inhalt, während man sich bei der Dichtung der Muttersprache mehr vom Inhalt abwenden, ihn gewissermaßen verleugnen muß, um die Form zu sehen, und die Fähigkeit, unmittelbar das eine in dem andern zu lieben, erst das Ergebnis einer hohen Entwicklung ist.

Was die lebenden, d. h. die mit den unsrigen lebenden Sprachen betrifft, so ist es dem Deutschen ja verhältnismäßig leicht, von der englischen eine Wirkung zu empfangen und zu ihr eine Liebe zu gewinnen, wie zu der eignen. Was innerste Natur in ihr ist, ist sächsisch, ist deutsch, das Romanische hat nur eine Kulturbedeutung. Auch bei diesem anscheinend vollen Verständnis läuft noch ein Maß von Selbsttäuschung unter, aber, wie gesagt, verhältnismäßig ist es erreichbar. Anders bei der romanischen Litteratur. Daß ein Deutscher in die Freude an dem reichen Wohlklang eindringe, wie sie für den Romanen einen so wesentlichen Teil seiner Freude an der Poesie überhaupt ausmacht, ist schwer und erfordert sicherlich eine andauernde Selbstbildung, wenn nicht besondre günstige Verhältnisse. Eher könnte die psychologische Klarheit und Durchsichtigkeit, die nicht selten bis zur Geradlinigkeit geht, diese Poesie zur Verwendung bei der Jugendbildung zu empfehlen scheinen, auch das Pathos, das der Jugend in einem gewissen Stadium so leicht zusagt. Aber im ganzen bleibt doch das Empfindungsleben der Romanen wenigstens, die im allgemeinen in unsre Jugendbildung eindringen, der Franzosen, und bleibt auch deren ja so eigentümlicher und fein entwickelter Formensinn dem jungen Sprossen germanischer Erde fremd, und einen wertvollen Beitrag zur Bildung seines Innern wird ihre Poesie der Regel nach nicht liefern.

Selbst aus dem Gebiet der deutschen Dichtung erwarte man nicht tiefgehende Einwirkung von überall her. Die mittelhochdeutsche Lyrik, so sehr wir uns ihrer Anmut und auch ihres Reichtums freuen dürfen (wir blicken darauf ungefähr wie auf eine grüne Wiese mit zahlreichen anmutigen Blumen, wenn auch ohne hohe Farbenglut, ohne starken Duft, ohne reichgefüllte, tiefe Kelche oder üppiges Blätterwerk), sie bleibt den Menschen von heute doch im allgemeinen fremder oder nach ihren innersten Reizen ferner, als ihre von Fachbegeisterung durchtränkten Freunde anzunehmen pflegen. Selbst das Nibelungenlied hat meiner Überzeugung nach in Vilmars zusammenfassender Prosaerzählung bei der deutschen Jugend breitere und tiefere Wirkung gethan als die mittelhochdeutsche Dichtung selbst, und um Walther oder gar Wolfram

Digitized by Google

eigentlich zu schätzen, muß man etwas von einer gottbegnadeten Einfalt oder von der feinsinnigsten Empfänglichkeit und einer gewissen seelischen Spürkraft haben, wie das doch eben nicht Allerweltsvorzug ist.

Und die Gegenwart? die ganze Zeit seit Goethes Tod? Es ist sehr begreiflich, daß sich immer wieder Stimmen erheben, die auch den Reichtum der neuen deutschen Dichtung der zu bildenden Jugend eröffnet wissen wollen und es für eine Art von Zopf oder Pedanterie erklären, daß man immer auf derselben Stelle treten, immer nur „Klassiker" in einem engen Sinne hin und her wenden wolle, deren Kunstgebiet doch auch seine Schranken habe und ergänzt worden sei durch Sängerstimmen aus andern, aus frischern Regionen. Es wäre in der That sehr unrecht, diesen Reichtum verschlossen zu halten, statt ihn zu entfesseln und auszugießen. Das frühere Jugendalter zumal kann ja fast nur aus diesem Borne trinken. Aber ablösen sollen alle die Tüchtigen und Edeln und Anmutenden doch unsre Großen nicht, und auch nicht mit gleichen Ansprüchen an ihre Zeit und ihr geistiges Interesse vor die Jugend hingestellt werden. Was aber die Allerneusten betrifft, so wird es dem treuen Priester der Klassiker nicht leicht, ihrem seltsamen Saitenspiel das Ohr zu leihen und ihre Stimmungen in seinem eignen Innern wiederklingen zu lassen, und natürlich noch viel schwerer, ihre Wertmaßstäbe hinzunehmen; sehr nahe liegt es vielen, auch gerade um die Jugenderziehung Bemühten, ihrer nur spottend zu gedenken oder sie mit feierlichem Stolz abzuwehren. Man wird aber doch zusehen müssen, daß man sich darüber nicht etwa innerlich von der Jugend zu sehr scheide. Die poetischen Ergießungen der Gegenwart thun doch einem Bedürfnisse dieses jungen Geschlechts genug, und wahrscheinlich einem rezeptiven ebenso sehr wie einem produktiven. Man wird auf sie in den Kreisen der Jugend oder in solchen, mit denen sie in Berührung kommt, schwören, sie preisen und rühmen und die Ablehnenden als erstarrt, stumpf und unfähig hinstellen, als Zopfträger etwa und Pedanten; nichts aber möchte der junge Mensch sich weniger gern nachsagen lassen oder sich selber gestehen, als daß er mit seinem Fühlen in solcher Abhängigkeit sei.

Nun darf ja freilich die Erziehung, wie sie nicht aufhören kann, den noch leichten, von allen möglichen Winden ergriffnen und fortgetragnen Willen immer wieder in die Bahn der Ordnung zurückzurufen, so auch nicht versäumen, dem Interesse immer wieder das unzweifelhaft Große nahe zu bringen. Die Schule soll eben auch immer die Schule der Klassiker bleiben! Aber ich würde doch raten, das Auge offen zu halten für das, was etwa auf noch ganz ungewohnten Bahnen zu schätzbarem Ziele hinstrebt, auch der Jugend alle Bereitwilligkeit zur Würdigung des Neuen, des Jungen und Kommenden zeigen: das verbindet mit ihr, wie jenes entgegengesetzte Verhalten von ihr scheidet. Und das wird denn auch die Möglichkeit gewähren, Grenzen zu ziehen, Kritik zu üben, Verachtung zu zeigen dem Verächtlichen und Zorn dem Frechen und Nichtswürdigen. Denn an diesen letztern Spielarten fehlt es offenbar nicht. Und wie nervös die Künstler sich auch immer wieder gebärden mögen und die kongenial sein wollenden Kritiker mit ihnen, wenn man auch nur den Schein erweckt, ihnen mit so etwas wie dem Maßstab der Tugend nahen zu wollen, wie eifrig man auch immer wieder der Kunst Komplimente macht, die nur Können ist: die wahrhaft große Kunst hat zu allen Zeiten hohe Ziele gehabt, nicht bloß das Ziel, ungeklärte Stimmungen auszudrücken;

Digitized by Google

bei ihr galt es immer, sich durch des Künstlers Kraft über sich selbst emporzuheben und mit sich die vielen rings umher.

Ich denke, die Zeit ist noch nicht gekommen (und wenn sie kommen sollte, so müßte sie doch wieder vorübergehn), wo man Schillers so müde geworden wäre oder so überweise auf ihn hinabzusehen sich gewöhnt hätte, daß man ihn nicht mehr als den großen Erzieher der deutschen Jugend schätzen und nützen wollte, ihn, dem wir ein so gewaltiges Bruchteil von dem verdanken, was an idealistischer Kraft in uns lebt oder in unserm Jahrhundert Bestand gehabt hat, der der Dichter der Ringenden bleibt, wie unsre Jugend selbst sich des innern Ringens nie begeben soll. Und auch Uhland würde man nur in schnöder Anwandlung von seinem minder glänzenden Throne stoßen, ihn, der dem deutschen Knaben- und Jünglingsgemüte solche Romantik bietet, wie sie ihm Bedürfnis und in sich gesund ist. Doch wie könnte ich hier aller einzelnen gedenken, deren gemeinsame Einwirkung den vielen Lernenden ein edles und gleichartiges und innerlich verbindendes nationales Empfinden übermittelt, und deren stets erneutes Anschauen auch beiträgt, den lehrenden Mann innerlich jung zu erhalten (wenns ihm auch die große Menge draußen nicht an seinen Mienen ansehen will)! Die Dichtersprache seines Volkes verstehen lernen, das heißt in einem zweiten und höhern Sinne die Muttersprache selbst erlernen. Die Menschen, die *ihre* heilige Stimme nicht vernehmen, können in der Nation nur als füllende Masse mitzählen.

Daß an den Stätten, die der Nation verständnisvolle und selbständig fühlende Mitglieder zuführen sollen, daß in den höhern Schulen gegenüber der Vornehmheit der Aufgabe viel Ungleichheit des persönlichen Geschicks, der Wärme, der Klarheit und der Kraft anzutreffen ist, wird als selbstverständlich gelten müssen, und wenn oft genug wirkliche Unzulänglichkeit nicht überwunden wird, so ist auch das nur ein natürlicher Zustand. Wie viel einzelnes bleibt doch noch zu bedenken und zu ordnen! Denn alle unsre vorstehenden Betrachtungen waren fast nur ein Hinstreifen über die Gesamtfrage. So gilt es, den Zeitpunkt der rechten Empfänglichkeit zu ermessen für die einzelne Dichtung oder für die Arten und Gebiete, insbesondre auch der Verfrühung zu widerstehen und zu wehren, zu der die Neigung nicht gering ist, zumal bei der Erziehung der weiblichen Jugend. Es gilt, die natürliche Folge von epischer und dramatischer Dichtung zu bewahren und dabei doch jedem einzelnen Werke seine Stelle nach Maßgabe seines Wesens zu geben. Es gilt, von den Dichtungen der einen Sprache Licht hinüberfallen zu lassen auf die der andern. Es gilt die Verflechtung belebender Gedichte auch in den vaterländischen *Geschichtsunterricht*. Es gilt die Gewinnung nationalen Empfindens auch aus dem sich nicht an vaterländische Stoffe bindenden Bereich der Dichtung. Es gilt, durch die Pflege eines lebendigen und edeln Vortrags den poetischen Erzeugnissen ein volleres Leben zu geben, oder vielmehr, ihnen ihr volles Leben zu wahren. Dies alles und noch *vieles andre*, das an dieser Stelle nicht zur Erörterung kommen soll.

Aber Poesie ist uns im Grunde doch nicht bloß, was von Dichtern gefühlt, gesagt, geformt ist, uns mit dem Gefühl des kunstvoll Geschlossenen erfüllt und befriedigt. Das Wesen der Poesie vernehmen wir noch in den großen Handlungen der Menschen, in all ihrem großen Sehnen und auch in ihrem großen Leiden. Ganz nahe verwandt ist der Poesie die Religion; und wo sie aufhören will es zu sein, wo sie nicht von den freien, tiefen, ursprüng-

Digitized by Google

lichen Regungen des aufwärts ringenden Herzens getragen sein will, sondern von außen gesetzt und eingeflößt, da ist sie immer in Gefahr, selbst zu vergehen, tot zu sein, während sie wähnt noch Leben zu haben. In der Bibel ist — und nicht etwa ausdrücklich in dem, was man dort poetische Bücher heißt — so viel höchste Poesie, daß sie niemals verdunkelt werden wird von all dem Schönen, was dichterischer Menschengeist noch zu sagen wissen wird; es giebt eben Gedanken, die durch sich selbst Poesie sind, ohne daß sie erst des Hindurchgehens durch einen formenden Dichtergeist bedürften. Giebt es in der Welt des Stoffes keine Edelsteine, die nicht erst geschliffen werden müßten, um ihren vollen Glanz auszustrahlen, unter den geistigen Edelgütern ist es anders. So bleibt jene biblische Poesie auch — nicht nach Satzung und Übereinkunft, sondern unmittelbar durch sich selbst — immer hoch über dem, was als religiöse Dichtung, als Liederschatz der frommen Gemeinde daneben geschätzt und gepflegt wird.

Ob von all dem Letzten auch für die Jugenderziehung so volle Wirkung thatsächlich ausgeht, wie man wohl annimmt? Es ist (ich habe meine Meinung längst in anderm Zusammenhange ausgesprochen) in diesem breiten und weiten Liederschatz auch viel Schwungloses, das nicht emporträgt, viel Wohlgemeintes, das nicht wohlgelungen ist, viel bloß Verständiges, das nicht Lied ist, wenn es auch von Hunderten zur Orgel gesungen wird, und die Neigung, sich am Herunterſingen und Hersagen oder Herunterleiern der gereimten Worte genügen zu lassen, ohne zu dem Inhalt ein eigentlich bewußtes Verhältnis zu erlangen, ist hier wiederum groß und liegt nahe genug. Nur das Allerbeste auch aus diesem Gebiete vermag noch als Poesie fortzuwirken dann, wenn die Jahrhunderte die Sprache still gewandelt haben, und den gleichen Worten vielfach ein andres Empfinden gegenübertritt. Reichtum an religiöser Dichtung ist trotz alledem bei uns vorhanden, Reichtum bleibt auch, wenn man all das Unlebendige, Dürre und Starre ausscheidet. Es fehlt nicht an klassischen Liedern des heiligen Mutes, der zu innerm Siege führt, statt zu äußerm, nicht an Liedern des heiligen Bangens, noch an solchen der heiligen Sehnsucht, die über sich selbst und alles Irdische hinwegstrebt. Mystische Geistesrichtung hat zu den verschiedensten Zeiten und in mannigfaltigen Ausdrucksformen Lieder von der schönsten Poesie eingegeben. Klopstock und Novalis treten zu Scheffler, Tersteegen, den Zinzendorfs. Im ganzen ist die Zahl der dichterischen Ergießungen groß genug, die noch etwas sind über das korrekte Gemeindelied hinaus, in denen Religion und Poesie einander verklären. Möchten auch im erziehenden Jugendunterricht diese Blüten immer mit zarter Hand berührt und mit feinem Sinne wirksam gemacht werden!

Daß sich auch die großen Handlungen der Menschen, daß sich die Erscheinung der auf höhern Bogenwegen über die Mitwelt einherschreitenden Persönlichkeiten als Poesie unmittelbar fühlbar machen, ist schon mit ausgesprochen worden. Und die großen Schicksale kommen hinzu. Die strenge Miene der sinnenden Klio ist doch nicht unwandelbar, es leuchtet auch über ihr Angesicht der Widerschein herrlicher Menschenthat und großer Erdenschmerzen. Dem Geschichtschreiber bedeutet die Wirklichkeit doch zugleich gewissermaßen ein Gebiet der Dichtung: er schaut das flach Reale plastisch und läßt es andre so schauen, er hat doch auch — nicht unähnlich dem Dichter — den Ereignissen eine Seele einzuhauchen. Und auch wer Geschichte nicht erforscht und schreibt, sondern nur lehrt und übermittelt, hat etwas von diesem

Digitized by Google

Amte zu verwalten. Im Grunde ist es für den jungen Geist nicht so tief verschieden, ob Gestalten und Handlungen und Schicksale im Gedächtnis der Menschen aufbewahrt werden, oder ob sie aus der — von innerer Anschauung des Wirklichen befruchteten — Phantasie des Dichters stammen. Thatsächlich erhöht die Empfänglichkeit für das eine die für das andre; und so sind z. B. auch die jungen Leute, die, vom Fachunterricht ihrer Schule angeregt, das Studium der Geschichte zu ihrer Lebensaufgabe machen wollen, meist von der Poesie der Geschehnisse und Gestalten stärker ergriffen worden als von dem Ziel der Wahrheitsprüfung, der Erkenntnis und Feststellung.

Übrigens kann man sagen, daß alle großen Ziele als Poesie wirken, und daß ohne das große Ziele nicht gewählt werden würden, wie eben auch alle großen, tiefen, mächtigen Empfindungen in sich selbst Poesie sind. Wem wäre nicht Gneisenaus Brief an seinen König Friedrich Wilhelm unvergeßlich, der ihn einmal gelesen hat: „Ew. Majestät werden mir .... abermals Poesie schuld geben, und ich will mich gern hierzu bekennen. Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend sind nichts andres als Poesie; keine Herzenserhebung ohne sie. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet.“ Und so weiter! Und zum Schlusse, nach dem Preis der aufopferungsfreudigen Treue: „Das ist Poesie, und zwar von der edelsten Art; an ihr will ich mich aufrichten mein Lebelang.“ So redete der Kriegsmann in unsrer trüben und großen Zeit, damals, als unserm Volke die edelsten und größten Männer auf allen Gebieten zugleich erstanden, von denen die Nachwelt erst ganz allmählich merkt, wieviel sie gewesen sind. Die Empfänglichkeit der Herzen entwickeln, daß sie das alles empfinden, das heißt in der vollkommensten Weise Poesie und Erziehung verbinden.

Zahllosen Menschen ist die „Schule“ überhaupt das bestimmteste Gegenteil von allem Poetischen, nicht bloß den werdenden jungen Menschen selbst, denen Freiheit und Spiel Poesie ist, Freiheit der Glieder und der Gedanken, Spiel im Freien und spielende Phantasie drinnen im Kopfe, sondern sehr viele sehen auch nachher auf diese ganze Periode und die ganze Einrichtung mit unüberwundnem Mißbehagen. Und in der That, wie viel Entsagung, wie viel Zwang der Natur, wie viel Abhängigkeit und auch Eintönigkeit umfaßt diese Reihe von Jahren! Es heißt eben durch eine dichte, dornige Hecke hindurchkriechen, damit man dann auf freies Feld zu stehen komme; das bringt unsre Kultur so mit sich. Daß gleichwohl auch in unsre höhere Schule viel mehr Freiheit eingezogen ist als ehedem, daß die Pedanterie auf vielen Punkten hat weichen müssen, der Zwang loser geworden ist, der Ton im allgemeinen persönlicher, das Urteil von größerm Verständnis für die Jugend getragen, daß auch des erfrischenden Spiels mehr geworden ist und der guten Gelegenheiten und Einrichtungen zum Spiel, daß selbst die Räume und ihre Ausstattung immer allgemeiner aufhören, mit der Öde von Gefängnissen Ähnlichkeit zu haben, daß die Schulfeste weniger trocken-gelehrt-abstrakt, daß sie lebendiger, reicher, festlicher geworden sind, sollte man nicht verkennen — obwohl zum Anerkennen gegenüber der höhern Schule gegenwärtig wenig Bereitschaft da ist, aber eine desto stetigere zum Anklagen. Und wie denn die Klagen in ganz verschiedner Richtung der Windrose ergehn, so wird vielleicht schon ganz bald die Beschwerde über das Zuleichtmachen, über das Fernhalten jeder vollen und ernsten, strengen und selbständigen Geistesarbeit überwiegen, und die Männer der vorgerückten Lebensjahre werden die eigne, mühereichere Aus-

Digitized by Google

bildungszeit poesievoller finden als die so wohlwollend geebnete Bahn ihrer Söhne. Denn in der That, Kampf und Ringen sind eben doch auch Poesie, sie sind es zumal, wenn sie zu Sieg und Höhe führen, und mancher würde die Poesie des Erwachens am Morgen nach bestandnem schwerem Examen in den Erinnerungen seines Lebens nicht missen wollen, wie er sich auch nicht glücklich preisen würde, im Hause des Luxus aufgewachsen zu sein.

Aber gedenken wir doch überhaupt auch noch des erziehenden Elternhauses, nach all den Betrachtungen über die Schule. Nun ist ja wohl, wenn die Schule als die Stätte des Zwanges und des Ernstes, des Müssens und der Abhängigkeit dem natürlichen Menschen im Schüler im allgemeinen durchaus als der Tod der Poesie erscheinen will, das Elternhaus im größten Gegensatz dazu ein für allemal und für jeden Poesie, wird mindestens, wenn nicht immer und unmittelbar, bei jeder Trennung und zeitweiligen oder endgiltigen Loslösung davon als solche gefühlt, und es macht dabei nichts aus, ob es schlichte Hütte war oder prunkvolle Herrschaftswohnung oder was sonst zwischen beiden! Nichts, wirklich nichts? Die Unterschiede bleiben doch auch hier immer groß. Oder könnte auch alle Öde, aller lähmende Druck, könnten Unfriede, Roheit und Stumpfheit, an denen es — wiederum in Palast oder Hütte — so wenig fehlt, ohne Bedeutung bleiben? Die Poesie der Jugend an sich, das Leben in Hoffen und Erwarten und im Genuß des Augenblicks ist so stark, daß sie wohl auch durch den Nebel so unerfreulicher Lebenssphäre hindurchdringt: aber doch nicht immer. Es giebt doch auch Kindheit und Jugendleben, das um seine Poesie betrogen wird, wie es Maimonate giebt, in denen zwar Blätter und Blüten entfaltet dastehen, aber kein Sonnenstrahl auf sie scheint und nur frostige Luft sie anhaucht. Doch dazu wirken ja stärkere Gewalten als der Wille der Menschen zur Gestaltung des eignen Lebens.

Um aber auf diese Lebensgestaltung selbst zu kommen: welcher Unterschied nun doch wieder in dem Maße von Poesie, das man dem eignen gemeinsamen Leben zu geben weiß! Zwar ist die Zärtlichkeit kein so sichres Mittel, dieses Leben zu verschönen, wie die weichen Seelen meinen, die sie spenden und austauschen. Jeden Tag in irgend einer Weise neu erfreuen wollen, überraschen, immer wieder beschenken, und die Poesie der Gabe erhöhen wollen durch Steigerung der Maße, durch die Höhe des Marktwerts, durch Kunst der technischen Ausführung, das sind keine Mittel — wie auch die Poesie des Weihnachtsfestes durchaus nicht dadurch gewonnen hat, daß man gegenwärtig immer zahlreichere und riesigere Christbäume mit immer massigern und blendendern Lichtern und sonstigen Festzuthaten den Monat Dezember hindurch nach einander aufstellt; das ist nur der Zug der Zeit zum Äußerlichen, Ausgedehnten, durch Masse Imponierenden und zum Rhetorischen (man kann auch in Handlungen und Sachen rhetorisch sein); wenn das Weihnachtsfest diese Veräußerlichung aushält und darüber seinen Zauber nicht verliert, so ist das der stärkste Beweis von der tiefen Poesie, die ihm innewohnt. Und so wenig als Übertreibung kann Verfrühung beglücken, Verfrühung der Genüsse, nicht bloß der feinern oder gröbern sinnlichen, auch der seelischen: dem Kinde oder noch halben Kinde schon alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit auf Reisen zu zeigen, ist wieder so eine Gefährdung der Poesie des Jugendlebens, wenn nicht mehr als Gefährdung.

Aber Warmherzigkeit des Zusammenlebens, freie Entfaltung der persönlichen Art und womöglich Mannigfaltigkeit der eignen Art und freundliche

Digitized by Google

Duldung und Liebe dafür, Offenheit des Sinnes für das Schöne in der Welt, sich übertragend von den Reifen auf die Werdenden, von den Alternden auf die Jugend, das ist die echte und wahre Poesie im Familienleben, im Heimathause. Es muß nicht gerade sein, daß Lyriker in Goldschnitt eines Kultus teilhaftig werden, bei der Frau des Hauses oder den erwachsenden Töchtern; noch weniger wird es dies sein, daß man alle Neuheiten der Theaterdichtung verfolgt und mit intensivem Interesse von den Künstlern redet und den Künstlerinnen, oder daß man auf viele elegante Zeitschriften viele gute Tagesstunden verwendet, und noch weniger, daß man den Inhalt zahlreicher Romanbände in sich schlingt oder vielmehr durch seine Phantasie und seine cerebrale Sinnlichkeit hindurchschweben läßt, oder auch seinem Herzensleben damit eine Art von Karussellvergnügen bereitet; selbst nicht, daß man Musik treibt und treiben läßt, die ja so gut wie Poesie zu sein scheint, sich wohl als eine besondre Spielart der großen schönen Poesie ansehen ließe, aber doch nicht so schlechthin statt ihrer herrschen sollte. Schade ist es schon, daß gegenwärtig so oft bei Liedern der Komponist den Dichter ausmerzt, um seinen Namen und seine Schätzung bringt, und bedenklich, daß man jetzt in der Kunst so vielfach nur Stimmung sucht, Stimmungen sich nähren und ausleben läßt, die gerade das an der Poesie oder der Kunst sind, was nach keiner Seite eine erziehende Wirkung üben kann. Eine Kunst, die zum Gedankenleben gar keine Beziehung sucht, kann nicht Wirkung thun wie solche, die diese Beziehung hat; jene trägt ja wohl leicht durch alle Lüfte und auch zu allen Höhen, aber sie stellt uns nicht auf Höhen, giebt unserm Fuße dort keinen Boden, und wir flattern ebenso leicht zurück und hernieder.

Es mag zwecklos heißen, wenn man Rückkehr zu Zuständen predigen will, die nun einmal vergangen und abgelöst sind: aber die Pflege treulichen gemeinsamen Gesanges in den Familien war gewiß in unserm Sinne fruchtbarer als die Raserei der Liebe für die wogenden Tonmeere der Musikzauberer unsrer Periode. Und ein gern gepflegtes Vorlesen und Lauschen, gelte es edeln Versen oder schöngestalteter und inhaltvoller Prosa, sollte und könnte wieder einen viel breitern Raum einnehmen in dem Gemeinschaftsleben der Familien.

Wir wollen gern alles als Poesie der Erziehung rechnen (denn wir dürfen es), was geeignet ist, das Herz zu sammeln und zu weiten, Kunst und frohgenossene Natur, Heimat und weite Welt und großes Vaterland. Ist es nicht die alleredelste Pflicht der reifen Generation, an die nachwachsende die eigne innere Poesie zu übertragen? Wie vermochten das doch jene Männer aus der Periode der Befreiungskriege, deren Auge noch nach vierzig Jahren still von dem Feuer der damaligen Begeisterung glühte, und deren Herz geweiht schien, um immer über dem Gemeinen zu bleiben! Solche Übertragung, solche Sicherung eines schwungvollen Empfindens ist eine bessere Gabe an die Jugend, als wenn man ihr die jungen Jahre möglichst schön zu machen bedacht ist, reich an Reizen und Freuden und Vergnügungen, damit hinterher die Erinnerung trösten könne über das, was die spätere Lebenszeit an Freuden vermissen lasse. Man hört ja gerade diese Auffassung oft aussprechen und anempfehlen. Besser als Erinnerungen sind Kräfte des Herzens, besser als Trost ist Freudigkeit. Jene Übertragung aber ist natürlich nur denen möglich, die für sich selbst Poesie der Gesinnung bis in die reifen und auch die späten Jahre hinein bewahrt haben! Und das geht denn freilich im allgemeinen nicht — es giebt ja glückliche Göttersöhne oder Naturkinder auch in dieser Beziehung, aber im

Digitized by Google

allgemeinen nicht ohne eine gewisse Selbsterziehung des Herzens, dessen freudlose Anwandlungen zu bekämpfen nicht am wenigsten den rechten Mann macht.

Ein geistvoller ältlicher Franzose sprach den hübschen Gedanken aus: L'esprit, c'est la jeunesse des vieillards. Sicherlich kann der Besitz von Geist auch dem Alternden ein Gefühl der Selbstgewißheit, der heitern Freude an sich selbst geben ähnlich wie das warme Blut und die königliche Phantasie den jungen Jahren. Aber der beste Ersatz ist das doch nicht. Abgesehen davon, daß Geist nicht für jedermann aus den Wolken herniederregnet und man sich nicht bloß unter die Traufe zu stellen braucht, um davon durchtränkt zu werden, und auch abgesehen davon, daß „Geist" mehr nur glühende Funken giebt, als daß er ein stetes Feuer bedeutete: er ist eben nicht das Beste. Besser ist es, sich ein Maß von Freudigkeit des Gemüts zu bewahren, von innerer Poesie also, die das schönste Ergebnis der gesamten lebenslangen Erziehung ist und die vornehmste Gewähr zur Fähigkeit des Erziehens.

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Neue Folge

13. Vom Herrn-Spielen

Der Schäfer Heinrich Rieks stand auf seinen Stock gelehnt unter dem alten wilden Birnbaum auf dem Franzosenberg in dem bischen Schatten, den der Baum gab. Seine Schafe drängten sich zusammen und suchten eins vom Schatten des andern zu profitieren, und seine Hunde lagen zu seinen Füßen und zeigten der Welt mit keuchendem Eifer ihre roten Zungen. Es war ein warmer Sommertag. Heinrich Rieks philosophierte, wie das so Schäferart ist. Zu seinen Füßen lag die Dorfflur, dort die großen Pläne des Ritterguts, und dort das in kleine Streifen zerteilte Land, das aussah wie eine buntkarrierte Schürze, die Ackerteile der Bauern und kleinen Leute. Da war auch nicht eine Hand breit Erde, die nicht jemand besessen hätte. Und wer etwas hatte, der hielt es fest; es wäre auch nicht mit Geld möglich gewesen, in die Reihe zu kommen. Die ihr Teil Acker hatten, das waren die Besitzer, und die kein Teil erwischt hatten, das waren die Arbeiter, die Tagelöhner, die Lumpen in der Welt. Die einen haben Land, arbeiten oder arbeiten auch nicht und ernten; die andern haben kein Land, arbeiten und ernten nicht. Ist das recht? Zum Beispiel da drüben liegen fünfzig Frauen und Kinder den ganzen Tag auf den Knieen und ziehen Zuckerrüben, und der Herr von Großmann reitet über den Acker und sieht zu, was sie machen. Hernach haben die Arbeiter jeder eine Mark bis eine Mark fünfzig, und der Herr zweihundert Zentner Rüben auf den Morgen, den Zentner zu einer Mark. Und was so ein Knecht ist, der muß sich das ganze Jahr mit den Pferden plagen, muß sich alle Tage schicken und

Digitized by Google

kommandieren und anschnauzen lassen. Und wenns Jahr herum ist, heißt es: Da hast du deinen Lohn, nun sieh, wo du bleibst. Ist das recht? Und er, der Schäfer Heinrich Rieks selber — na ja, er hatte es ja nicht schlecht. Er hatte sein Auskommen, sein Haus und seinen Gartenfleck und vier Morgen Pachtland, und sein Herr redete ihm nicht in die Schäferei hinein; aber er war doch im Dienste. Den ganzen Tag mußte er hier draußen herumstehn, und auch des Nachts war er im Dienste, da mußte er in der engen Schäferkarre liegen. Was ist ein Mensch schlecht daran, der „muß," und was ist ein Mensch zu beneiden, der „Herr" ist und auf seinem eignen Lande steht. Aber was ist da zu machen, wie die Welt zerteilt ist, so bleibt sie.

Ähnliche Herrschergelüste wie der Mann hatte die Frau des Schäfers auch. Sie dachte dabei freilich weniger an Äcker, als an die ungeschriebne Rangliste des Dorfes, an Kirchensitze, Kleider und Ketten. Auch sie hätte gar zu gern zu den Großen gehört und andre Leute kommandiert, statt sich kommandieren zu lassen. Während aber der Mann philosophierte und die Gerechtigkeit der Weltordnung anzweifelte, wanderte sie fleißig ins Nachbardorf, wo eine alte Base lebte, die von Rechts wegen schon längst hätte tot sein müssen. Dahin trug sie manche Wurst und manchen Topf voll Fett. Die Leute sagten, es sei ein Skandal, so offenbar erbzuschleichen. Auch Rieks wollte nichts von den Gängen seiner Frau wissen, sie bringe nur das bischen Hab und Gut aus dem Hause, aber was wieder kriegen, davon stünde kein Wort geschrieben. Die Frau Rieks ließ sich aber nicht irre machen, sie spielte ihr Spiel, und das Ende war, als die alte Base nicht umhin konnte, das Zeitliche zu segnen, daß die Rieks und noch eine Base, die auch fleißig nach dem Rechten gesehen hatte, erbten, die andre Base den Hof, und die Rieks zwanzig Morgen Land, Staatsacker, gerade auf der Flurgrenze gelegen, man hätte sichs nicht besser aussuchen können.

Herre, sagte Rieks, als der neue Miettermin kam, ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie sich zu Martini nach einem andern Schäfer umsehen möchten. Ich wollte mich selbständig machen.

Habe schon gehört, lieber Rieks, und wünsche Ihnen viel Glück. Eigentlich aber thäten Sie besser, sich nicht zu übereilen, Ihre zwanzig Morgen laufen Ihnen nicht davon. Die Zeiten sind schlecht, und wir können Wunderdinge mit den Preisen erleben. Sie thun am besten, Sie warten das ab und bleiben inzwischen, wo Sie sind.

Rieks greinte seinen Herrn an und sagte im stillen: O du alter Fuchs! Du willst bloß, daß ich bei dir bleibe und Schäfer spiele, denn so einen wie mich kriegst du so bald nicht wieder, das weißt du ganz gut.

Überlegen Sie sichs, Rieks, ich habe es gut mit Ihnen gemeint.

Ja, Herr, ich will mirs überlegen. — Natürlich kam zuletzt heraus, was von Anfang an fest stand, daß er selbst Herr werden wollte.

Jetzt war das erste, ein paar starke Pferde kaufen, so schwer, wie sie kein andrer im Dorfe hatte. Wenn er dann mit seinen Pferden aufs Feld zog, dann sollten die Leute Augen machen. Und für die Frau war das erste, ein schwarzes Atlaskleid kaufen, so schwer wie der Frau Schulzen ihrs oder noch schwerer, und ein Halstuch von einer Farbe, die noch gar nicht dagewesen war. Rieks reiste umher und hörte überall nach Rat und that zuletzt, wovon alle abgeraten hatten, er kaufte seine Pferde von Sally Silberstein. Denn er war ja viel klüger als alle, und mit Sally Silberstein wollte er schon fertig werden. Er wurde auch mit ihm fertig, und als er für teures Geld zwei Staatspferde eingehandelt hatte, hatte

Digitized by Google

er zwei Gäule, von denen der eine nichts thun wollte, und der andre nichts thun konnte. Desgleichen erhandelte seine Frau bei Isidor Wolfsohn ein Atlaskleid, das ganz unglaublich schwer, freilich nur künstlich in der Farbe mit Schwerspat belastet war. Wo hätte sie denn das Kleiderhandeln her wissen sollen, ihr Vater war ja Nachtwächter gewesen, und wie hätte denn Rieks den Pferdehandel verstehen können, da er bis dahin höchstens Hammel gekauft hatte?

Hierauf mußte der Hof erweitert und eine Scheune auf den Gartenfleck gebaut werden. Nur groß, nur groß, sagte der Herr Maurermeister, was haben Sie davon, wenn Sie im nächsten Jahre wieder einreißen und größer bauen müssen? Also groß. Der Mann mußte es ja doch verstehn. Rieks hätte gar nicht gedacht, daß Bauen eine so leichte Sache sei. Der Konsens, der Plan, die Steine, das Holz, alles flog nur so herbei, und in acht Wochen stand die Scheune fix und fertig da. Sie brauchte nur noch bezahlt zu werden. Und Korn war auch noch nicht drin.

Zwanzig Morgen Feld war eigentlich etwas wenig, besonders unter Berücksichtigung der großen Scheune. Wenn man noch ein Dutzend Morgen dazu pachtete, so konnte man Knecht und Magd halten und dann erst ordentlich den Herrn spielen. Das leuchtete Rieks und seiner Frau ein. Man pachtete also. Freilich etwas teuer; das half nun weiter nichts, denn das Pachtland mußte man haben, um zwei Gespanne, ein Pferde- und ein Kuhgespann, beschäftigen zu können. Nun mußten noch Pflüge, Wagen und andres Gerät, sowie Kühe und Kleinvieh angeschafft werden. Man glaubt gar nicht, wie viel Geld das alles kostet. Als die Wirtschaft fertig war, hatte sie schon eine ganz hübsche Schuldenlast zu tragen. Das schadete nichts. Rieks verstand seine Sache — meinte er —, hatte er doch immer auf seinem Pachtacker das beste Korn und die dicksten Rüben auf der ganzen Flur gehabt.

Er wird sich schon umgucken, sagten die Leute, Herrn spielen ist nicht so leicht, als sich mancher denkt.

Rieks ließ sich nicht irre machen. Er genoß das Bewußtsein, Herr zu sein, mit vollen Zügen. Es ist auch keine Kleinigkeit, früh auf dem breiten Rücken seines Sattelpferds auf seinen Acker hinaus zu reiten und den Knecht zu kommandieren und ihn vor andrer Leute Ohren herunterzuhunzen. Und Frau Rieks, der früher der Kirchgang unbequem gewesen war, ging jetzt fleißig in die Kirche, auf ihren neuen Platz auf der Taufsteinseite, wo die Plätze der Großen waren, und angethan mit ihrem schweren schwarzseidnen Kleide. Zu Haus freilich war das Herrschen nicht ohne bittern Beigeschmack. Der Knecht entstammte derselben Philosophenschule, der Rieks selbst früher angehört hatte, das heißt, er hielt es für ein schreiendes Unrecht, daß er Knecht spielen und für seinen Lohn auch etwas thun müsse. Er that denn auch nur, was unvermeidlich war, und wozu er ausdrücklich befohlen und angestellt wurde. Nach Feierabend that er überhaupt nichts mehr, es mochte dringend oder nicht dringend sein. Da aber der Herr wußte, daß es ihm nichts helfen würde, den Knecht wegzuschicken und einen andern zu mieten, so mußte er selbst zugreifen und den Knecht zuschauen lassen. Und die Magd hatte ein böses Maul und ärgerte die Frau aus Herzensgrunde.

Dafür stimmten sowohl er als auch sie bei gegebnen Gelegenheiten endlose Klagelieder über die Dienstboten an. Seht ihrs, sagten die Leute, die spüren es schon, was es heißt, Herrschaft sein.

Noch größer aber war die Not mit den Pferden. Rieks merkte bald, daß er von dem Pferdejuden gründlich angeführt worden war. Das Handpferd war einfach

Digitized by Google

nicht zu brauchen und mußte umgetauscht werden, wobei noch ein ansehnliches Geldstück zugelegt werden mußte. Und das Sattelpferd hatte seine Mucken und schlug im Stalle alles kurz und klein. Zuletzt kriegte es die Kolik. Das gab eine angstvolle Nacht. An Schlafen war natürlich nicht zu denken, und dazu dieser Ärger mit dem Knechte, der behauptete, zum Nachtwächter nicht gemietet zu sein, und der nicht einmal dazu zu bringen war, einen Eimer Wasser zu holen. Am andern Tage war das Pferd tot und der Knecht aus dem Hause gejagt. Der Verdienst des ganzen Jahres, wenn nicht mehr, war dahin. Und dazu die Sorge um ein andres Pferd und einen andern Knecht. Nun, ein andres Pferd fand sich schon, aber es war teuer, auch ein andrer Knecht, aber der taugte noch weniger als der vorige. Von da an wars mit dem guten Nachtschlafe vorbei. Wie schön hatte Rieks einst in seinem Schäferkarren geschlafen, wenn der Wind über den Acker wehte und die Schafe murkften und husteten, und die Hunde Wache hielten. Jetzt lag er wachend im Bette und merkte auf, ob im Stalle auch alles still sei. Und wenn die Pferde im Stalle laut wurden, so fuhr er aus dem Bette und mit dem Kopfe aus dem Fenster hinaus und lauschte, ob nicht ein Pferd in der Halfterkette hängen geblieben oder sonst etwas nicht in Ordnung war. Es war auch keine Kleinigkeit. Diese acht Pferdebeine waren ein guter Teil seines Vermögens, und wie leicht konnte eins von ihnen gebrochen werden. Auf den Knecht war doch nicht der geringste Verlaß.

Rieks hatte sich auf seine Tüchtigkeit in der Landwirtschaft von jeher etwas zu gute gethan, und er konnte auch wirklich den Beweis liefern, daß er auf seinen vier Morgen Pachtland immer das beste Korn und die dicksten Rüben geerntet hatte. Das hatte aber seine guten Gründe gehabt. So lange er Schäfer gewesen war, hatte er seine Schafe immer einmal über seinen eignen Acker geführt oder hatte sie über Mittag dort stehn lassen. Das kam seinem Acker zu gute und gab fette Ernten. Er hatte früher von seinem Lande einen schönen Thaler Geld verdient. Das wollte nun nicht mehr gelingen, denn er hatte nun keine Schafherde mehr an der Hand und war auf den magern Düngerhaufen seines Hofes angewiesen. Früher hatte er sich seinen Acker von einem Bauern pflügen lassen und sehr darüber geklagt, wie teuer das sei, jetzt merkte er, daß er die Arbeit halb geschenkt erhalten hatte. Denn jetzt mußte er selbst die Pferde halten und den Wagen und den Schmied bezahlen und den Knecht ernähren. Er hätte nicht gedacht, daß Pferde besitzen ein so teures Vergnügen sei. Seine Scheune und seine ganze Rechnung war darauf zugeschnitten, daß er gute Ernten, wie bisher, machen und gute Preise erzielen würde. Nun gab es eine magere Ernte und schlechte Preise. Das Futter mißriet gänzlich. Und damit zog die hohläugige Sorge auf dem Riekshofe ein. Geldsorgen sind schlimm, Futtersorgen sind noch schlimmer. Denn Geld kann man zur Not immer noch beschaffen, Futter aber ist auch nicht einmal für Geld zu haben, wenns im Lande mangelt. So oft er auf den Futterboden kam, überschlug er, wie lange der Vorrat reichen werde, aber alles Rechnen half nichts. Der Fußboden sah hier und da schon bedenklich hervor. Und was dann, wenn der Vorrat verbraucht war? Jedes Bund Heu, das der Knecht über den Hof schleppte und achtlos seinen Pferden vorwarf, that ihm weh. Früher hatte er es gerade so gemacht wie der Knecht. Er hatte das Futter vom Boden achtlos herunter geworfen, das Futter mußte da sein; wie es auf den Boden hinauf kam, ging ihn nichts an, das war des Herrn Sache. Nun war er selbst Herr geworden und merkte wohl, daß dieses Selbstverständliche schwere Sorgen machen konnte.

Digitized by Google

Rieks schleppte sich ein Jahr durch. Daß er nichts in diesem Jahre verdient hatte, war ihm nicht verborgen, wie viel er zugesetzt hatte, das wußte er nicht, er merkte nur, daß der Zins, den er vierteljährlich in der Stadt an seinen Finanzfreund, Herrn Salomon Hamburger, zu zahlen hatte, merklich höher geworden war. Das nächste Jahr war die Ernte besser, aber es hatte Maul- und Klauenseuche gegeben. Dann krepierten zwei Schweine. Dann gab es ganz schlechte Preise und Kartoffelkrankheit und neue Gesetze, die die Steuerlast vermehrten, und Einquartierung, Rieks kam nicht aus der Not heraus. Und dabei fühlte er, wie die Last, die er zu tragen hatte, alle Jahre schwerer wurde. Das waren Freuden, die er, so lange er als Schäfer diente, nicht gekannt hatte.

Daß mit dem Pachtacker nicht viel zu verdienen war, merkte er bald, aber er konnte ihn nicht abschaffen, da er Beschäftigung für seine Pferde brauchte, die sonst zu teuer geworden wären. Aber den Knecht, der seinem Herrn bald die Haare vom Kopfe fraß, der konnte abgeschafft werden. Und das geschah denn auch. Rieks arbeitete also für zwei, oder wenigstens für anderthalb, denn der Knecht hatte nur halbe Arbeit gethan. Früher war er Knecht auf dem Gutshofe gewesen und hatte es gut dabei gehabt und war dick und fett geworden, jetzt war er Knecht seines eignen Hofes geworden, mußte sich früh und abends schinden, wie es niemals ein Knecht thun würde, und kam dabei an Humor und Fett sehr herunter. Früher als Knecht hatte er „sein Gewisses." Sobald das Jahr herum war, lag der Lohn auf dem Tische, während er jetzt nicht wußte, wo er zu Ende des Jahres das Geld für den Schmied und den Schuhmacher und den Dünger, und was sonst die Wirtschaft brauchte, hernehmen sollte. Und die Zinsen, die Zinsen! Sie hingen ihm wie eine Kette am Fuße. Sonst waren ihm die vier Quartal-Ersten Tage gewesen wie andre auch, jetzt wurden sie ihm vier dunkle Punkte im Jahre. Und die langen Nächte, in denen ihn seine Sorgen und das liebliche Antlitz von Salomon Hamburger nicht schlafen ließen. In diesen Nächten ging ihm die Erkenntnis auf, daß Herr sein nicht eitel Wonne bedeute, und daß mancher, der stolz in seinem Landauer fährt, nicht beneidet werden würde, wenn man wüßte, wie es bei ihm inwendig aussieht. Ach wie schön hatte sichs in seinem Schäferkarren geschlafen, obwohl er damals nur Stroh hatte, während er jetzt unter einer zehnpfündigen Bettdecke nicht schlafen konnte.

Dazu kam nun auch noch häuslicher Unfriede. In die Frau Rieks waren der Hochmutsteufel und der Keifeteufel zugleich gefahren. Sie liebte es nicht zu arbeiten, dagegen ihrem Manne Vorwürfe zu machen, daß er sein Geschäft nicht verstehe und alles verwirtschafte. Das mußte er sich gefallen lassen, denn Thatsache wars ja, daß es weniger wurde, und zwar in unheimlicher Eile. Als aber seine Frau, um vor den Leuten den Schein zu wahren, sich immer hoffärtiger kleidete und auch ihre Mädchen herausputzte, als wären sie Kinder großer Bauern, und als sie eines Tags, natürlich nur, um den Ruf des Riekshofes zu wahren, mit einem neuen schönen Wintermantel ankam, um den selbst die Frau Schulze neidisch werden mußte, folgte eine böse Auseinandersetzung, die damit endete, daß Frau Rieks mit einem Scheit Holz ihre Tracht Prügel bekam. Das gab eine schauerliche Szene, der Mann wütend, die Frau außer sich, und die Kinder heulend und schreiend in den Ecken. Und daraus wurde ein großer Skandal, der durch das ganze Dorf getragen wurde. Ach, wie hatte es Rieks gut gehabt, als er einst allein in seiner Schäferkarre hauste.

Wir wollen die Geschichte nicht weiter erzählen, sie verlief, wie sie in ähnlichen Fällen schon tausendmal verlaufen ist. Die lieben Geschäftsfreunde in der

Digitized by Google

Stadt hielten ihren Rieks in der Schlinge und ließen ihn so lange strampeln und sich abarbeiten, als von ihm noch was zu verdienen war, und dann wurde die Schlinge nach den Regeln der Kunst zugezogen. Der Acker wurde verkauft, mit Mühe rettete Rieks sein Haus und seine große Scheune, mit der er jetzt freilich nicht viel anzufangen wußte. Aus wars mit dem Herrn spielen.

Was aber nun? Frau Rieks hätte es gern gesehen, wenn ihr Mann alles verkauft hätte und fortgezogen wäre, um Restaurateur oder Agent oder sonst so etwas schönes zu werden. Sie hätte dann in der Stadt immer noch die Dame spielen können. Aber Rieks hatte kein Vertrauen dazu, er dachte im stillen an seine schöne Schäferkarre.

Sie stand wieder einmal auf dem Franzosenberge. Und Rieks stand daneben unter dem alten Birnbaume. Den Schatten aufzusuchen brauchte er nicht, es war trübe genug, und dem Herrn ohne Land war es auch trüb genug zu Sinnen. Da drüben lagen seine schönen zwanzig Morgen. Wie lange wirds dauern, da hatte sie der Jude parzelliert, und sie sahen kleinkarriert aus wie eine bunte Schürze. Meinetwegen, sagte Rieks, ich habe wenig Freude daran gehabt.

Herr von Großmann, sein einstiger Herr, kam auf seinem Schimmel über das Feld geritten, hielt still und redete mit Rieks von diesem und jenem und sagte zum Schlusse: Mein Schäfer geht nächsten Monat ab, wenn Sie wieder eintreten wollen, soll mirs recht sein.

Ja, Herre, erwiderte Rieks, das thue ich gern. Ich hätte damals auf Sie hören sollen, aber das Herrnspielen stak mir im Kopfe. Das ist nun aus.

Lassen Sie sichs nicht leid sein. Die Lektion war etwas teuer, aber gelernt haben Sie wohl was? Nicht?

Das weiß Gott, ja! Wenn mir jetzt der Teufel wieder so eine Erbschaft in die Hand spielt, so haue ich sie ihm um die Ohren.

Na na, Rieks!

Der goldne Engel

Erzählung von Luise Glaß

(Fortsetzung)

Im Gehen stießen die Herren auf den alten Nothnagel. Atemlos und schwindlig lehnte er am Thürpfosten und bereute, daß er sich hatte aus dem Bette jagen lassen. Es ging ja auch ohne ihn alles nach Wunsch, die Neugierigen, die bequem zum Erfolg kommen wollten, zogen mit leeren Händen ab, und er behielt die Fäden beisammen. Aber da er nun einmal hier stand, hätte es doch seltsam ausgesehen, wenn er in der Thür umgekehrt wäre, und er trat ein, um den Städels ein gutes Wort zu sagen.

Wunderlich, daß ihm dieses Wort nicht einfiel, daß er nach dem goldnen Engel an der Wand schielen mußte, wie ein vom schlechten Gewissen Geplagter,

Digitized by Google

daß ihm Ackermann, der Schmiedemeister, mit seinem gelassenen Blick jede Überlegung davonjagte.

Endlich, da Ackermann nicht ging, und keines daran dachte, die Kerzen zu löschen oder das Zimmer zu verlassen, setzte er sich schwer auf den nächsten Holzstuhl und sagte: Ich bin krank; aber ich sah die beiden heraufkommen und dachte, ihr könntet Dummheiten machen; da stand ich wieder auf, um euch zu Hilfe zu kommen. Ich bin sehr krank — er hustete heftig —, und 's wär gar nicht nötig gewesen, ihr wart schon alleine klug.

Einen Augenblick lang dachte Karl daran, das Zimmer zu verlassen, ohne Antwort, denn es widerstrebte ihm, heute schon abzurechnen, wo noch der Duft der Totenkränze in der Luft lag. Aber dann besann er sich anders. Gerade heute, wo dieser Duft ihn noch wie der lebendige Atem des Vaters umschwebte, würden ihm die rechten Worte am sichersten kommen.

Ob das, was wir gethan haben, klug ist, Herr Nothnagel, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß ich im Sinne des Vaters gehandelt habe, und klug nach Ihren Begriffen ist der nie gewesen.

Nothnagel räusperte sich wenigstens, ganz still konnte er das nicht hinnehmen, aber was er dazu sagen sollte, wußte er nicht, und Karl sprach weiter.

Vor allem aber dürfen Sie mir hier nicht mehr dreinreden; was noch zu thun blieb, thue ich, ich allein, dem Andenken des Vaters zu Ehren. Sie werden keinen Teil mehr daran haben.

Jetzt bekam der Apotheker die Sprache wieder. So? Keinen Teil? Und mein Recht? meine Arbeit? meine Unkosten?

Karl gab knappe Antwort. Wenn Sie ein Recht an dem Ballon hätten, so wüßten Sie Bescheid und könnten Ihre Erfindung über unsern Kopf weg ausführen oder verkaufen. Ihre Arbeit daran ist wahrlich nicht groß gewesen, und die Unkosten, die Sie etwa gehabt haben, sind reichlich bezahlt, Sie wissen am besten durch welches saubre Geschäft.

Zornig fuhr der Alte auf, aber er mochte reden, so viel er wollte, und wie er wollte, spitz oder ölglatt, die Antwort blieb: Ich handle in meines Vaters Auftrag.

Und die eine Antwort bewältigte hundert Gegenreden, man kam nicht um sie herum. Nothnagel sah ein, hier war ein Wille stärker als seine Überredungskunst, und zorniger Ärger riß ihm die kluge Mäßigung über den Haufen, mit der er sein Leben lang so vorteilhaft gewirtschaftet hatte. Gut, brach er zitternd und glühend los, gut! versucht euch als Räuber; gegen Räuber giebt es Gesetze: wir prozessieren.

Danach wollte er hinaus, auf der Schwelle aber stand Ackermann, breit und gemütlich, nur die Hand wiegte er, als schwinge er seinen Hammer zu schwerem Schlage ein.

Nun möcht ich auch noch ein Wörtchen reden, Herr Nachbar, da wir einmal bei der Sache sind, nichts für ungut. Wenn Sie halbpart an dem Ding haben, da könnt ich wohl meine Rechnung drüben in der Apotheke einreichen. Die hüben haben ihr Teil reichlich bezahlt, aber Außenstände giebts auch noch genug — als da sind:

Und nun begann Ackermann eine lange Rechnung herzuzählen, die Nothnagel vergeblich mit nervöser Heftigkeit zu unterbrechen suchte.

Was war da noch alles unbeglichen! — Wann sollte das jemals bezahlt werden?

Digitized by Google

Line wurde immer mutloser. Müde saß sie in des Vaters Sessel, scheu sah sie nach dem Bruder hinüber, dem armen Jungen, dem das Leben solch eine Last auf die jungen Schultern packte, aber Karl stand gleichmütig da und machte sich während Ackermanns Reden kurze Anmerkungen.

Nothnagel wußte am wenigsten, wie er sich mit dem Unerhörten abfinden sollte; wohlweislich hatte er den alten Städel nie nach dem „Vermögen" des Luftschiffs gefragt, selbst wenn ihm Bedenken über seine Dauer kamen, und auch jetzt fiel ihm diese einzige Klugheit ein: Aber der Lotteriegewinn, die hunderttausend!

Längst in den Wind.

Gauner! schrie Nothnagel Ackermann an, goldschlingender Gauner.

Ackermann schob die Beleidigung gemütsruhig zu Nothnagels andern Schulden und versuchte den Geschwistern zuzublinzeln: Versteht mich recht, wie ichs meine! Aber keins sah ihn an, Nothnagel sprach eben jetzt wieder heftig auf sie ein.

Besinnt euch, besinnt euch! Ich bin die rechte Hand euers Vaters gewesen, ich bin der Mann, Ordnung in das Durcheinander zu bringen; mit meiner Hilfe allein könnt ihr hoffen, eure Schulden los zu werden. Denn wenn ihr auf euerm Eigensinn beständet, so müßt ich eben auch meine Rechnung aufstellen. Hat mich die Geschichte etwa nichts gekostet? Was ist da alles im Laboratorium verprobiert worden, und was hat der Mechaniker in den anderthalb Jahren so bei kleinem verzehrt!

Line schlug die Hände zusammen. Karl! Karl! sei klug! schneid dir die Kette vom Fuß.

Bange machen gilt nicht! schmetterte Ackermann von der Schwelle herüber, die er immer noch bewachte, und Karl winkte der Schwester zu schweigen. Dann sagte er langsam: Sie, Herr Nothnagel, haben sich schon bezahlt gemacht. Oder wie wollen Sie die sechstausend Mark sonst nennen, die Sie sich von dem Amrei haben bezahlen lassen? Versuchen Sie keine Gegenrede, ich besitze die Beglaubigung, und eben deshalb: prozessieren Sie lieber nicht!

Diese Wissenschaft Karls verwirrte den Alten. Das? murmelte er, das ist ja Unsinn, so ne alte Geschichte — und dann polterte er plötzlich los: Den Tod holt man sich hier vor Ärger und vor Angst darüber, daß ihr die Menschheit um unsre kostbare Erfindung bringen wollt. Lassen Sie mich hinaus, Sie, Sie, Grobschmied Sie! Ich will zu Bette gehn.

Bereitwillig, mit freundlichem Lächeln trat Ackermann einen Schritt zurück in die Werkstatt und ließ Nothnagel vorüber. Draußen auf dem Gang blieb der Alte stehn, hustete heftig, zum kleinern Teil wegen seiner Erkältung, zum größern aus Wut darüber, daß ihm sein billiges Steckenpferd aus den Händen gleiten wollte, dann schlurfte er langsam seinen Kamillenbündeln zu.

Als er an die Holztreppe kam, die Netts leichte Füße sonst so flink auf und ab gehuscht waren, blieb er wieder stehn. Im Hof schwatzten die fünf Schmiedejungen in den gedämpften Tönen, die man nach der Parole des Ältesten dem Begräbnistag schuldig war; auch Frau Flörke kam noch schwarz und feierlich daher, wie sie vom Gottesacker aus bei einer guten Freundin Kaffee getrunken hatte.

Nothnagel bekam wieder den Husten: die schwatzhafte Person sollte ja am Sonnabend aufs wütendste gegen ihn gehetzt haben.

Dieser ganze Schmiedehof barg eine Bande von Verleumdern, Lärmmachern, Räubern und Gaunern; eine Thür mußte auf den Gang, eine feste, ordentliche Thür mit schweren Angeln und einem Schnappschloß. Gleich morgen, gleich nachher sollte der Tischler sie abmessen. Und der Prozeß? Hm — wenn man von Acker-

Digitized by Google

manns Rechnung abstreichen könnte? Aber jetzt wollte er zu Bette gehn, ein gesunder Mann überlegte besser.

Nothnagel schlurfte weiter, ins Bett aber kam er nicht, es wartete schon einer drüben auf ihn, einer, den er durchaus nicht gerne sah.

Herr Frisch hatte den Fremden abweisen wollen, Fräulein Jennys Vater gefiel ihm nicht: er sah schlecht aus und hatte sich nicht am Bändel, ganz und gar nicht. Wenn der Alte im Gleichgewicht war, hielt er sich Widerwärtiges mit Ironie vom Leibe, die freilich, je mehr er sich ärgerte, um so stärker ins hämische hinüber schillerte; kam ihm aber heute etwas in den Weg, so wurde er grob, hanebüchen grob, ohne jedes Mäntelchen. Und der Fremde, der da eigensinnig auf der Apothekenbank saß, ohne daß ihm ein Rezept das Recht dazu gegeben hätte, hatte schon einmal in diesen Tagen des Hausherrn übelste Laune geweckt.

Ich warte, wehrte er freundlich ab, ich habe Zeit! Frisch mochte sagen und vorschlagen, was er wollte.

Als Nothnagel keuchend zurückkam, wurde er von der Botschaft empfangen, draußen säße einer und wäre nicht fortzubringen. Er stöhnte, ging aber in seine Arbeitsstube. Jetzt im Bett liegen als Beute all der häßlichen Gedanken, die dieser Tag in ihm aufgescheucht hatte, war auch kein Feierabend. Vielleicht löste ein leichter Ärger den schlimmern ab.

Dabei schalt er aber doch: Man ist immer ein Opfer eurer Ungeschicklichkeit. Da habt ihr einen nobeln Bettler nicht zur Thür hinausgebracht, nun kann ich so gut sein. Sagen Sie kein Wort, Frisch, es ist so. Lassen Sie ihn herein und bleiben Sie drüben zur Hand, damit man im Nothfall doppelt die Thür weisen kann.

Also ließ der junge Mann den Fremden ein und horchte nach seines Herrn Stube, soweit ihm das die Rezepte und die altmodisch starke Mauer erlaubten.

Zunächst ging es drüben sehr lebhaft zu: Vorwürfe, Abwehr und Meinungsverschiedenheit. Der Fremde schien noch gröber zu sein als der Hausherr, dessen Rede eher so klang, als wolle er sich mit neun heiligen Eiden gegen die Vorwürfe des Fremden verwahren.

Später verstummte Nothnagel völlig, der andre redete allein weiter, viel ruhiger und sehr lange, als halte er eine Parlamentsrede, von deren Erfolg er im tiefsten Innern überzeugt sei.

Doch wohl nur vornehme Bettelei, dachte Herr Frisch, ich hoffe, der Herr ist zäh; es wäre schade, wenn er seinen hübschen Besitz unnötig verkürzte. Er überlegte eben, ob er nicht geradezu horchen und im kritischen Augenblick dazwischen treten solle — der letzte Kunde stieg endlich die Treppe hinab. Aber diese behagliche Leere lockte auch Fräulein Jenny an. Erst steckte sie ihren lockigen Scheitel durch die Thür, dann kam sie lächelnd und zögernd bis zur Wage, um die es nach Nelkenöl duftete.

Wer ist eigentlich drin? Vater müßte wieder ins Bett.

Herr Frisch kam viel näher an die hübsche Jenny heran, als zum Antworten nötig war, ganz dicht an ihrem Ohr flüsterte er: Der Vater nannte ihn Amrei.

Amrei? Jenny trat ein paar Schritte seitwärts, aus Herrn Frischs nächster Nähe heraus. Ach ja, ich entsinne mich: das ist auch ein Luftschiffer.

O weh! wissen Sie was, Fräulein Jenny? Ich wollte, wir wären das Luftschiff los, sagte der Provisor, drei Schritte von ihr entfernt, wie sie es angeordnet hatte.

Wir? Ein spitzbübisches Mädchengesicht wandte sich mit hellem Staunen zu ihm hin.

Digitized by Google

Er rückte wieder einen Schritt näher. Ja, wir! Im Hause, in der Apotheke und im Herzen.

Als ob Sie das Luftschiff im Herzen trügen.

Mit Eifersucht, jawohl, Fräulein Jenny. Einesteils, weil es dem Herrn Papa wichtiger ist als die Apotheke, und zum andern, weil Sie — Sie —

Ich? fragte sie, als er zu stottern begann, und sah ihm keck gerade in die Augen. Er aber ließ die seinen seitwärts gehn; ganz sicher war er seiner Sache doch noch nicht, und wenn er sich jetzt einen Korb holte, so flog ihm der goldne Engel vor der Nase ins Blaue hinein auf Nimmerwiedersehen, trotz seines Steingewichts.

Ich? fragte sie noch einmal mit leisem Lachen, als er nicht antwortete. Da nahm er sich zusammen, sah ihr wieder ins Gesicht und antwortete: Sie, freilich! Weil Sie uns bei dem vielen in die Luft gucken die Suppe versalzen könnten.

Abscheulicher Mensch! rief sie, halb lachend, halb ärgerlich, und lief hinunter. So wie der Fremde weg war, mußte Vater seine Wassersuppe haben.

Es dauerte aber noch eine gute Stunde, ehe der Fremde ging, und dann blieb er zufriednen Gesichts noch einmal in der Thür stehn und sprach zurück: Also überlegen Sie sichs. Sie werden einsehen, daß ich recht habe. Nur Mut — in einem Vierteljahr fliegt er wieder.

Nothnagel aber stöhnte und maulte hinter dem Siegesgewissen drein. Tausend schwere Gedanken schwirrten ihm durch den Kopf, und da ihm ohnehin irgend etwas Widerwärtiges, das sich nicht abschütteln ließ, auf den Schultern hing, glaubte er überhaupt nicht mehr aus dem Lehnstuhl in die Höhe zu kommen.

Er nannte sich dreimal in der Minute einen schlecht versorgten Mann, um den sich kein Teufel kümmre, obgleich ihm Jennys Wassersuppe recht wohl that, und als er danach im Bette lag, hoffte er sogar schlafen zu können.

Das war aber nur ein paar Minuten lang; dann kam die Hitze und die Atemlosigkeit, und endlich wachten die mühsam eingeschläferten Gedanken wieder auf und begannen zu reden, zu schelten und zu quälen.

In dem einen hatte Amrei sicher recht: wenn nichts an Städels Engel gewesen wäre, so würde sich weder der Offizier dafür verwenden wollen, noch der Nebenbuhler so eilig zum Erwerb drängen. Daß er drohte, das leidige Geldgeschäft unter die Leute zu bringen, kümmerte Nothnagel wenig: mit dem Menschlichen ja, da wollte er gern allzeit reinen Tisch und reinen Leumund haben. Dies aber war eine Luftschiffgeschichte, und über die Luftschifferei hatte er die Senkenberger lebenslang lachen und reden lassen, wies ihnen beliebte — eine Handvoll Erfolg, so lag ihm die ganze Bande zu Füßen und fand alles, was er gethan hatte und noch thun würde, vortrefflich.

Aber das Geld, das Geld! Die unseligen Schulden und die Unkosten, die noch kommen würden. Sonst hatte er dabei gestanden und, die Hände auf den Taschen, den Nachbar angefeuert, Goldstück auf Goldstück in den unergründlichen Brunnen zu werfen, würde es nun mit dem neuen Gefährten nicht etwa umgekehrt gehn?

Wäre er nur der Geschicklichkeit dieses Amrei sicher gewesen! In einem Vierteljahr wollte er fertig sein? Ja doch, vielleicht! — und wenn schon! Nothnagel wußte am besten, was der luftige goldne Engel in einem Vierteljahr zu verschwenden gewußt hatte, so viel verdiente ihm der steinerne noch lange nicht.

Wie konnte man den Gewinn haben ohne das Wagnis? Wie stellte man das an?

Digitized by Google

Nothnagel richtete sich im Bett auf und starrte nach dem verhängten Fenster, das einen blassen Schein der Abenddämmrung durchließ.

Aufgeben die ganze Geschichte, aus der doch nie etwas werden würde! Aber wenn einer ein Vierteljahrhundert lang mit einer Puppe gespielt hat, wie soll er sie von heute auf morgen missen?

Es stieg dem alten Apotheker heiß in die Augen und würgte ihn in der Kehle, seine aufgescheuchte Einbildungskraft sah helläugig durch den fahlen Vorhang, sah den Gang, über den das Unheil freien Fußes hatte herüber und hinüber laufen können, sah den toten Gefährten am Geländer stehn, wie er die Arbeiten im Hofe beaufsichtigte, sah Linen neben dem zweiten Tragbalken, dort wo sie ihm damals, nach dem Lotteriegewinn, die unangenehmen Dinge gesagt hatte. Stöhnend kroch er wieder unter die Decke: ihn fror — die verdammte Erkältung!

Und dann sah er den goldnen Engel aufs neue steigen, die Geschwister Städel saßen mit dem Schmiedemeister in der Gondel, und er wollte auch hinein, aber er konnte nicht. Mauerdick standen die gaffenden Leute zwischen ihm und seinem Luftschiff; sie lachten ihn aus, rechts, links, überall — die oben in der Luft am meisten. Sie streuten Gold unter die Menschen, und je mehr die oben streuten, desto lauter jubelten die unten, und je mehr Menschen jubelten, desto schmerzhafter zog es dem Alten das Herz zusammen, daß er nicht dabei war: weder unter denen, die streuten, noch unter denen, die auffingen.

Jählings richtete Nothnagel sich wieder auf und klingelte, klingelte, als läge er in Todesnot. Blassen Gesichts kam Jenny gelaufen, die Magd schlurfte langsam mit schlotternden Knieen hinterdrein. Herr Frisch war auch gleich zur Hand, hielt sich aber bescheiden auf dem Vorsaal.

Die Lampe! schrie Nothnagel, und Rechtsanwalt Petri, schnell! schnell!

Jenny schluchzte auf. Ach Gott, Vater, ist dir so schlecht? Willst du nicht lieber den Doktor? Das Testament hat doch noch Zeit.

Doktor? Testament? fragte er verblüfft; dann begriff er plötzlich ihren Gedankengang und warf die Klingel, die er noch in der Hand hielt, zornig zu Boden. Albernes Ding! Doktor? Quacksalber; den kann ich nur brauchen, wenn er andern Leuten Rezepte verschreibt, und sein Testament mache der Teufel. Einen Prozeß will ich den Städels an den Hals hängen, koste es, was es wolle.

8

Auch jenseits des Holzgangs waren sie mit Worten und Gedanken bei dem Wrack, das leider da war, und bei dem Geld, das leider weg war.

Kaum hatte Nothnagel die Werkstatt verlassen, so faltete Line die Hände verzweifelt zusammen und sagte leise: Nicht ansehen kann ich Sie, Meister Ackermann, gar nicht ansehen. Ich bins gewesen, die Ihnen zugeredet hat zu der unseligen Arbeit, und nun weiß Gott, wann wir imstande sein werden, Ihnen den Schaden zu vergüten.

Ackermann lachte fröhlich auf. Aber Fräulein Line, da muß ich schön bitten, das war doch nur eine Abschreckungsrechnung! Denken Sie, ich hätte für Städels ebenso hohe Preise wie für den bösen Nachbar? Wär mir 'ne Sorte Freundschaft. Nein nein, da ist nur ganz wenig noch zu bedenken: ein paar Rohauslagen, und was wir dann etwa gemeinsam thun wollen für den armen Teufel, den Gottlieb, falls er nach dem Krankenhaus noch was für seine Gesundheit aufwenden müßte.

Linen gab das wenig Trost. Sie schenkens uns, Meister, sagte sie kummervoll; ein Almosen ists! und ehe Ackermann aufbegehren konnte, rief sie: Karl, Karl!

Digitized by Google

sag doch ein Wort! Wir sind einmal dabei, wollen wir nicht gleich alles durchreden, damit man sieht, was für Berge noch abzutragen sind? Nun, zu zweit, und wo das Gespenst nicht mehr frißt, werden wir schneller zum Ziel kommen. Karl, Karl! Nicht wahr, es darf nicht mehr fressen? Du verkaufst es, Karl!

Den ersten Ruf hatte Karl gar nicht gehört, beim zweiten fuhr er zusammen und strich mit der Hand über die Stirn. Er stand vor dem verbognen Modell und starrte die Reifen an und erschrak, als würde er über einem Unrecht ertappt. Als er aufblickte, sah er gerade in Linens angstvoll forschende Augen hinein. So hatte sie ihn angeschaut in Kindheitstagen, wenn eine Krankheit im Anzuge gewesen war, oder in der Schule irgend etwas nicht geklappt hatte.

Er lächelte und schüttelte den Kopf. Aber Line, behüte Line, ich bin ganz gesund, alles in Ordnung. Was wollt ihr von mir?

Dann war er auch nüchtern bei der Sache, als sie drüben in der Werkstatt ihr Soll und Haben aufstellten und ihren Plan machten, wie dem stärkern Soll bald und sicher der Garaus zu machen sei.

Bei ruhiger Überlegung sah das gar nicht so schlimm aus. Ackermann rechnete recht als Freund und Liebhaber, und ein frischer Schaffensmut kam den Geschwistern mit der Überzeugung, daß zwei Jahre — zwei kurze Jahre —, wenn sies nur ein wenig gut mit ihrer Arbeit meinten, ihnen alle Berge glatt machen konnten.

Karl setzte sich gleich an den Zeichentisch — die Sonne stand noch über der Stadtmauer —, packte aus und legte sich Blätter zurecht; fliegen sollte das nun.

Ebenso mutig ging Line hinaus, um zuzuschneiden und vorzubereiten, denn morgen kamen ja die Mädchen wieder. Vor einer Stunde hatte sie noch gemeint, ein Leibchenteil nicht von einem Rockzwickel unterscheiden zu können.

Ackermann schritt hinter ihr drein mit einem Gesicht, dem man die helle Freude über den Erfolg der letzten Stunde ansah. In der Küchenthür blieb er stehn, streckte ihr die Hand hin und sagte: Ich will heute nichts von dem einen sagen, Fräulein Line, was immer mit mir herumgeht, es schickt sich schlecht und ist Ihnen natürlich auch nicht so ums Herze. Aber das andre möcht ich doch auch nicht ungesagt mit hinunter nehmen: Ihre Hälfte oder Schuld, die ist mein Heiratsgut — die vornehmen Leute sagen dazu Morgengabe; als was andres giebts so etwas wie eine Schuld von Ihnen gegen mich überhaupt nicht.

Linen stieg das Blut in die Wangen, und Thränen stiegen ihr in die Augen. Sie nahm die ausgestreckte Hand und hielt sie fest. Herr Ackermann, sagte sie leise, wie dankbar ich Ihnen bin, das müssen Sie fühlen, sagen kann mans nicht — so dankbar für alles. Aber das letzte dürfen Sie nicht von mir verlangen. Schlimm genug, wenn ich Ihnen ohne Mitgift ins Haus komme, nun gar noch mit Schulden. Sagen Sie nur nichts dagegen, ich kann nicht. Und jetzt gehen Sie hinunter, denn ich will zu meinen Kleidern, damit — damit ich keine Zeit verliere.

Sie ließ seine Hand los und ging schnellen Schritts nach dem Vorderzimmer. Er stand noch einen Augenblick in der Küche und sah ihr nach, ein leiser Groll wollte sich regen, aber der Schlußsatz brachte ihn um, ehe er recht zum Leben kam: sie will keine Zeit verlieren — ja ja — und ich will helfen, soviel ich kann.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die preußische Regierung und der ländliche Arbeitermangel. Die von den Vertretern der preußischen Regierung bei den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses über die Anträge Szmula und Gamp über den Arbeitermangel auf dem Lande am 10. und 11. Februar abgegebnen Erklärungen sind in der Tagespresse je nach dem Standpunkte der verschiednen Parteien besprochen worden. Bei der Wichtigkeit der Sache und der Stellung der preußischen Regierung zu ihr erscheint es nützlich, sie hier nochmals zusammenfassend zu betrachten. Wir behalten uns dabei vor, den Thatbestand des Arbeitermangels selbst an der Hand der vorläufig allein vorhandnen zuverlässigen Aufschlüsse, der Berufsstatistik, besonders zu beleuchten, und begnügen uns wegen dieser doch vor allem wichtigen Vorfrage heute mit dem Hinweis auf die in hohem Grade befremdliche Erscheinung, daß es weder von den Antragstellern noch von den Regierungsvertretern für der Mühe wert gehalten worden ist, die Ergebnisse der mit so großen Kosten durchgeführten Berufszählungen von 1882 und 1895 — die von 1895 hat etwa drei und eine halbe Million Mark verschlungen — auch nur mit einem Blick zu streifen. Dabei sind doch diese Zählungen gerade dazu bestimmt, für die Beantwortung von Fragen, wie der hier vorliegenden, die ersten und unerläßlichsten Unterlagen zu schaffen, und wenn irgendwo, so mahnen ihre Ergebnisse gerade hinsichtlich der Landflucht zur Vorsicht im Urteil. Es genügt hier hervorzuheben, daß sich in ganz Preußen die Zahl der mit ihrem Hauptberuf in der Landwirtschaft erwerbsthätigen Personen, auf 100 Hektar landwirtschaftlich benutzter Fläche berechnet, von 1883 bis 1895 von 19,86 auf 20,05, das ist um 0,19 gehoben hat, und daß selbst die Zahl der männlichen Personen dieser Art, z. B. in Pommern, nur um 0,23, in Brandenburg und Westpreußen um 0,55, freilich in Ostpreußen um 1,45 zurückgegangen ist.*) Wenn nichts andres, so beweisen diese Zahlen wenigstens das eine, daß die Leutenot unter keinen Umständen allein auf die Behauptungen der agrarischen Interessenvertreter hin allgemein als erwiesen angesehen werden darf, sondern daß die Regierung gerade in dieser Frage, über den Interessen stehend, dort die Wahrheit zu suchen hat, wo sie gesagt wird.

Herr von Miquel hat sich als Vertreter der Gesamtregierung namentlich am 10. Februar in längerer Rede zur Sache geäußert, und zwar in sehr charakteristischer Weise, sowohl in Bezug auf das, was er gesagt, wie was er nicht gesagt hat. Er begann mit dem an sich durchaus berechtigten Hinweise darauf, daß der behauptete Notstand, wenigstens in der heute zu beklagenden Schärfe, voraussichtlich nur vorübergehend sein werde. Was die von ihm dabei hervorgehobne Annahme, der intensivere Betrieb vergrößere für die Landwirtschaft den Bedarf an Arbeitern überhaupt, und insbesondre den an Saisonarbeitern, mit der Hoffnung, die Leutenot werde sich mildern, zu thun hat, ist freilich nicht zu sehen. Um so mehr wäre es angezeigt, die vom Redner in zweiter Linie erwähnten Eisenbahnbauten — aber doch wohl namentlich die im Osten, die ohne Aussicht auf irgend welche Verzinsung

*) Bei der Berechnung der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte, und zwar besonders der männlichen, darf man natürlich nicht nur die „Arbeiter" im Unterschiede von den „Selbständigen" in Ansatz bringen, schon weil drei Viertel der landwirtschaftlichen Flächen noch nicht fünf Hektar groß sind, also für männliche Hilfspersonen in der Regel keine Verwendung haben.

Digitized by Google

lediglich in agrarischem Interesse und auf agrarisches Drängen hin unternommen worden sind — so lange zu vertagen, bis ein wirkliches Verkehrsbedürfnis vorliegt. Allein gerade diese an sich sehr wohl mögliche Linderung der augenblicklichen Leutenot erklärte Herr von Miquel in der Hauptsache für unthunlich. Dem Drängen auf schnelle Herstellung der Eisenbahnen könne die Regierung nicht widerstehen. Daß dieses Drängen im Osten ganz wesentlich von Agrariern ausgeht und an sich nicht dringliche Bauten betrifft, sagte er nicht, und daß dieses Drängen in engem Zusammenhange steht mit der leider Gottes sich seit Jahr und Tag wieder kräftig regenden unglückseligen Güterspekulation und Bodenpreistreiberei, das sagt er erst recht nicht. Es ist gar keine Frage, daß man durch die agrarischen Eisenbahnbauten in den Ostprovinzen den Arbeitermangel ganz unnötig und sehr zur Unzeit verschärft. Die Rittergutsbesitzer und Großbauern, die von den neuen Eisenbahnen eine Steigerung des Verkaufspreises ihrer Güter mit Recht erwarten können — die bekannten „Dümmern," auf die man hier beim Güterhandel spekuliert, fallen auf nichts leichter hinein als auf den „direkten Bahnanschluß," wenn sie auch für die Dauer nichts davon haben —, verschmerzen die Steigerung der Leutenot leicht und kümmern sich wenig um die Dörfer, denen die neuen Bahnen keinen Vorteil bringen, aber die Arbeiter entziehen.

Ganz besonders aber hätte Herr von Miquel hervorheben können, daß voraussichtlich das Tempo, worin bisher von der Industrie die Arbeitskräfte vermehrt worden sind, bald langsamer werden, und damit, wenn auch nicht ein Rückstrom der Arbeiter von der Industrie zur Landwirtschaft, der auch gar nicht erwünscht wäre, eintreten, so doch ganz von selbst allen vernünftigen Bestrebungen, die Arbeiter an die ländliche Heimat und Arbeit zu „fesseln," die wirksamste Förderung zu teil werden wird. Wir haben mit einer Pause im Fortschritt der industriellen Produktion und nicht minder in der Entwicklung von Handel und Verkehr in naher Zukunft sicher zu rechnen; gebe der Himmel, daß sie nicht zum ausgesprochnen Rückschritt wird. Die Regierung aber hat die Pflicht, darauf Bedacht zu nehmen, gerade bei der Beurteilung der gegen den angeblich allgemeinen Arbeitermangel verlangten Abhilfemaßregeln, unter denen die vermehrte und dauernde Heranziehung ausländischer Arbeitskräfte eine hervorragende Rolle spielt.

Die von Herrn von Miquel sodann besprochne Schwierigkeit, in den Großstädten — denn nur um diese kann es sich dabei handeln — Mädchen aus Arbeiterfamilien von vierzehn bis sechzehn Jahren im Gesindedienst statt in der Industrie zu beschäftigen, hatte mit der zur Debatte stehenden Frage nichts zu thun. Es wäre gerade bei diesem Redner von Interesse, zu untersuchen, was er damit wollte. Hier müssen wir das beiseite lassen. Nur dazu möchten wir unter Hinweis auf unsre wiederholt in den Grenzboten dargelegte Überzeugung die vollste Zustimmung aussprechen, daß es hohe Zeit ist, der weitern Überhandnahme einer thatsächlich schon übermäßigen Ungebundenheit der jugendlichen Arbeiter männlichen und weiblichen Geschlechts mit Einschluß der Dienstboten energisch entgegenzutreten. Die Vereinsthätigkeit reicht nicht aus, die von den Eltern vielfach leichtfertig und gewissenlos aufgegebne Aufsicht und Fürsorge zu ersetzen. Aber auch das ist eine vorwiegend städtische Frage.

Über die unverantwortliche Verwahrlosung der jugendlichen Arbeiter in der ostelbischen Landwirtschaft hat Herr von Miquel kein Wort gesagt. Wenn er die Verhältnisse kennt, hat er sich damit einer unverantwortlichen Unterlassungssünde schuldig gemacht. Die Behandlung der Kinder und jungen Leute von vierzehn bis sechzehn Jahren und darüber hinaus in der Landwirtschaft ist in unsern Ostprovinzen

Digitized by Google

heute so, daß in ihr allein eine hinreichende Erklärung der eigentlichen Landflucht liegt. Die Schuld trifft hier, wo sie alle Macht haben, allein die Besitzer, ihre Angehörigen, ihre Vertreter, und Gott seis geklagt, zum Teil auch „ihre“ Pastoren. Nicht Menschenliebe und patriarchalisches Pflichtgefühl beseelt die Herren, sondern ausgesprochne Gleichgiltigkeit, kaufmännische Berechnung, unchristliche Überhebung und vielfach rohe Lieblosigkeit. Die erfreulich zahlreichen Ausnahmen, wo sich die „gnädige“ Gutsherrschaft mit vom Herzen kommender und die Herzen gewinnender, wahrer, uneigennütziger Liebe der jugendlichen Arbeiter und der „Hofekinder“ annimmt, beweisen am besten die Berechtigung des schweren sozialen Vorwurfs, den wir soeben ausgesprochen haben. Die Provinzen stehen sich auch nicht gleich. Die Verhältnisse in Pommern, auch wohl in der Mark, sind im allgemeinen besser als in den übrigen Ostprovinzen. Die agrarische Agitation hat auch in dieser Beziehung die Gewissen verhärtet, die Gemüter verroht. Das möge sich auch Herr von Wangenheim gesagt sein lassen, wenn wir ihm auch gern glauben, daß es ein wahrhaft christliches Liebeswerk ist, daß seine Angehörigen Sonntags mit den „Dorfjören,“ wie er sagte, spielen. Wir haben solche Veranstaltungen leider auch in nicht geringer Zahl kennen gelernt, bei denen die rechte Menschenliebe fehlte, und die deshalb mehr schadeten als nützten. Oft ist auch Mangel an persönlicher Veranlagung für dergleichen Spiele der Grund, daß sie keinen guten Erfolg haben. Sie sollen dann besser unterbleiben. Eine Schablone giebts hier nicht, und auch nicht Rezepte für Wohlfahrtspflege auf dem Lande wie Rezepte im Kochbuch. Es kommt alles auf den Geist und den guten Willen an, und an dem fehlt es, der ist heute verderbt und verkommen, wie er es seit Generationen nicht war. Jeder Gedanke an eignes Verschulden und an eigne Pflicht liegt den „herrschenden Klassen“ im Osten ferner als jemals, obgleich die Fehler und Sünden zum Himmel schreien. Wir wollten gern die Probe aufs Exempel machen. Möge jeder landwirtschaftliche Kreisverein in Altpreußen die Pflichten der Gutsherrschaften gegen die jugendlichen Arbeiter und überhaupt gegen den Arbeiternachwuchs auf die Tagesordnung der nächsten Versammlung setzen. Kann Herr von Miquel auch nur einen Augenblick daran zweifeln, welche Anschauungen — wenn die wirklichen, wahren Anschauungen der Vereinsmitglieder ausgesprochen würden — dabei nur zum Vorschein kommen könnten? Der schroffe manchesterliche Egoismus, die unduldsame Selbstgerechtigkeit, die heute die große Mehrheit gerade in dieser Frage beherrscht, gab ja auch den Debatten des Abgeordnetenhauses über sie ihr charakteristisches Gepräge.

Die Herren wollen von ihrer eignen Schuld nichts wissen, ja sie wissen wirklich nichts mehr davon. Dem Einzelnen kann das unter Umständen zur moralischen Entlastung gereichen, und wir sind weit entfernt, das nicht in weitem Umfange anzunehmen. Aber wo eine solche Entartung der sozialen Gesinnung eingerissen ist, da hat doch die Regierung vor allem die Pflicht, die Entarteten wieder zur Besinnung und Vernunft zu bringen, zumal wenn, wie das hier der Fall ist, sie selbst durch ihr Verhalten dazu beigetragen hat, daß die Entartung diesen Grad erreicht hat.

Herr von Miquel hat aber zum Schluß seiner großen Rede am 10. Februar den ostelbischen Landwirten wiederum als das, worauf doch alles ankomme, den starken Schutz gegen das billiger produzierende Ausland, d. h. höhere Agrarzölle, bezeichnet. Die ehrliche Geschichtschreibung der altpreußischen Landwirtschaft wird ihm dereinst dafür das verdiente Urteil sprechen, mögen ihm auch heute die in Selbstgerechtigkeit und manchesterlicher Lieblosigkeit befangnen Agrarier, wie es ja gar nicht anders sein kann, mit frenetischem Beifall zujubeln.

Digitized by Google

Was die einzelnen Vorschläge der agrarischen Anträge betrifft, so hat Herr von Miquel, was wir mit Genugthuung begrüßen, die Einführung der Konzessionspflicht für die Gesindemakler in Aussicht gestellt. Von der weiter verlangten Bestrafung des Kontraktbruchs erwarten wir unter den heutigen Verhältnissen auf dem Lande keine den Frieden und die Seßhaftigkeit fördernde Wirkung, auch nicht wenn er auf die Erntearbeit eingeschränkt würde, was Herrn von Miquel annehmbar zu sein schien. Nur eine über den Interessen stehende, von Liebe zu den Arbeitern beseelte Macht könnte dieses zweischneidige Schwert ohne Schaden führen. Wo ist die aber in der Verwaltung und der Selbstverwaltung der Ostprovinzen heute zu finden? Man sorge nur dafür, daß die Streikfreunde und Koalitionsschwärmer nicht auch in Deutschland bei den Erntearbeitern die Hebel ansetzen, um die Segnungen ihrer Theorien auch dem platten Lande zu teil werden zu lassen. Strafen sind gegen die sozialistische Versuchung ein schlechtes Desinfektions- und Immunisierungsmittel, zumal in der Hand der Agrarier. Die Sozialdemokratie ist von der Landwirtschaft im Osten nur fern zu halten durch die Hebung der sozialen Gesinnung der Arbeitgeber, die hier auch die Handhabung der staatlichen Zwangsmittel beherrschen. Die innere Kolonisation hat Herr von Miquel, wie nicht anders zu erwarten war, warm befürwortet, aber in seiner Weise. Einmal hat er sich auf das allerentschiedenste dagegen verwahrt, daß Staatsmittel für diesen Zweck aufgewendet würden. Wenn ihn hier der Finanzminister in den Nacken schlug, so war das wohl nicht allzu ernst zu nehmen. Viel ernster und im höchsten Grade zu beklagen dagegen ist es, daß er immer noch an der Möserschen Phantasie festhält, nur durch Rentengüter und gebundnen Grundbesitz eine seßhafte Landarbeiterschaft im Osten schaffen und „fesseln“ zu können. Wir halten keineswegs eine unbeschränkte Parzellierungsfreiheit für wünschenswert und schwärmen am wenigsten für die Zwergwirtschaften, wie sie in einigen Teilen, namentlich Württembergs, der landwirtschaftlichen Bevölkerung zum Fluch geworden sind. Man möge es bei der Besiedlung der Ostprovinzen, wo diese überhaupt angebracht ist, doch auch einmal mit dem sächsischen System versuchen oder mit sonst welchen Maßregeln gegen übertriebne Parzellierungen. Nur sorge man vor allem nicht nur für recht viele kleine freie „Stellen,“ sondern auch für die nötigen, „walzenden, d. h. bewegliche, kleine, frei teilbare Grundstücke in jeder Gemarkung, damit die an die Heimat gefesselten Arbeiter die Möglichkeit haben, durch Fleiß, Sparsamkeit und Intelligenz zu selbständigen Wirten zu werden, d. h. sich den Fesseln des „Hofedienstes“ zu entziehen. Nur so wird man zum rechten Ziel gelangen, aber wenn die Fesselung an den Hofedienst vom Vater auf den Sohn der Hauptzweck ist, dann werden wir trotz aller Liebe zu unsrer ostelbischen deutschen Heimat auf dem platten Lande die ersten sein, die den deutschen Arbeitern abraten, auf den Leim zu gehn. Es ist wahrhaftig zum ärgern, wenn man sieht, daß die so erwünschte innere Kolonisation im Osten an einer Miquelschen Liebhaberei zu scheitern droht.

Zu etwas wunderlichen Äußerungen hat bekanntlich die Abneigung der Agrarier gegen eine Hebung des Volksschulunterrichts den preußischen Landwirtschaftsminister verleitet. Wir wollen sie schon deshalb gern mit dem Mantel der Vergessenheit bedecken, weil sie den einzigen Lichtblick in der trostlosen Finsternis der ganzen Debatte hervorgerufen haben: den scharfen Protest des Vertreters des Unterrichtsministeriums gegen die gewaltig ins Kraut schießende Anmaßung der altpreußischen Reaktion auf dem Gebiete des Volksschulwesens. Herrn von Hammerstein identifizieren wir mit dieser keineswegs. Wir kennen sie besser als er, wir kennen auch die Leute, die ihm am 9. Februar so laut zugejubelt haben, in dieser Beziehung besser

Digitized by Google

als er. Die preußische Unterrichtsverwaltung, so sagte ihr Vertreter, habe alles gethan, die Volksschule zu heben, aber man solle nicht glauben, daß man die Kinder mit Scheuklappen erziehen könne. Wenn man vorschlage, die Lehrer sollten den Kindern erzählen, die Löhne seien auf dem Lande ebenso hoch wie in der Stadt, so vergesse man, daß die oberste Pflicht des Lehrers sei, den Kindern gegenüber die Wahrheit zu sagen.

Möge die preußische Unterrichtsverwaltung die Landschullehrer in der Ausübung dieser Pflicht auch fernerhin und noch viel nachdrücklicher vertreten. Das hinreichend zu thun ist sie im Osten heute noch, ja gerade gegenwärtig leider erst recht, gar nicht imstande. Wir wollen auf das Kapitel der altpreußischen Dorfschulmeister hier nicht näher eingehn. Es wird sich vielleicht später einmal dazu Gelegenheit finden. Daß das, was ein „Geheimrat“ aus dem Kultusministerium gegen agrarische Äußerungen sagt, bei den Agrariern nur die lebhafteste Empfindung des guten Rechts, seine Entfernung zu fordern, hervorrufen kann, weiß jedermann. Eine andre Wirkung ist gar nicht zu erwarten, und damit ist der ganze Erfolg der Verhandlungen hinreichend gekennzeichnet.

Litteratur

Wörterbuch der Volkswirtschaft in zwei Bänden, herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Elster. Zweiter Band. Jagd — Zwangsvollstreckung. Nachträge. Sachregister. Jena, Gustav Fischer, 1898. — Preis für das vollständige Werk broschiert 20 Mark, elegant gebunden 25 Mark

Die Rezension des ersten Bandes im vorjährigen 34. Heft der Grenzboten kam zu dem Ergebnis, daß dieses Werk zwar nicht gerade Wörterbuch der Volkswirtschaft zu heißen brauchte, daß es aber eine Menge sehr tüchtiger Abhandlungen über alle möglichen Gegenstände aus dem Gebiet der Staats- und Gesellschaftswissenschaften enthält und als ein brauchbares, dabei spottwohlfeiles Nachschlagebuch zur Ergänzung wie zum Ersatz des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften empfohlen werden kann. Besondrer Beachtung empfohlen sei der ganz kurze (noch nicht anderthalb Spalten lange) Artikel „Kathedersozialismus“ auf Seite 41. Professor Lexis zeigt darin durch eine ganz trockne Aneinanderreihung von Thatsachen, daß der von Oppenheim erfundne Spottname „Kathedersozialisten“ ebenso sinnlos und unberechtigt ist wie das seit einiger Zeit Mode gewordne Gekeife gegen die Männer, die mit jenem Spottnamen zu diskreditieren für eine That politischer Weisheit gehalten wird. J.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Erinnerungen an Friedrichsruh

Von Wilhelm Gittermann

(Schluß)

Dreizehn Monate später, am 26. Februar 1893, kam ich wieder nach Friedrichsruh; Bucher war am 12. Oktober in Glion am Genfer See gestorben, und Fürst Bismarck hatte mich durch einen liebenswürdigen Brief eingeladen, um sich mit mir über seinen toten Freund unterhalten zu können. Er empfing mich mit den Worten: „Sie haben meinem besten Freunde nahe gestanden, ich fühlte das Bedürfnis, Sie zu sehen.“ Beim Frühstück und den übrigen Mahlzeiten erhalte ich immer meinen Platz an seiner Seite; als wir uns gesetzt haben, springt Rebekka wie toll um den Tisch herum, während Tiras nicht zu sehen ist; schließlich kommt er aber schwerfällig angehumpelt und legt sich teilnahmlos zu den Füßen seines Herrn nieder. Auf meine Bemerkung, daß der Hund wohl krank sei, sagt der Fürst: „Ja, sehen Sie, das ist auch so ein merkwürdiges Verhältnis, wie es im Leben öfter vorkommt, zwischen zwei Kreaturen, die nicht zu einander passen; die Rebekka ist eine liebenswürdige feurige Dame, aber — wie oft in solchem Falle — ein Satan; der Tiras ist ein höchst braver, aber etwas tölpliger Kerl, ohne Leidenschaften; in letzter Zeit ist er nun ganz phlegmatisch geworden, und als alle Liebkosungen nicht helfen wollten, ihn an seine ehelichen Pflichten zu erinnern, da hat sich die Liebe in Haß verwandelt, die Rebekka hat ihn schließlich vor Verachtung in das Bein gebissen, und davon lahmt er.“ Es wird ein soeben mit der Post angelangtes Paket gebracht. Es enthält eine sogenannte elektrische Gichtkette und das Schreiben einer unbekannten Dame, die um Mitteilung bittet, ob dem Fürsten diese Kette wirklich geholfen habe, da sein Name an erster Stelle als Referenz

Digitized by Google

angegeben sei. Der Fürst liest den beiliegenden Prospekt, der unter zahlreichen andern Adressen auch seine eigne angiebt, und sagt: O weh, wie ich sehe, befinde ich mich da in höchst zweifelhafter Gesellschaft; aber ich bin ohne Schuld hineingeraten, denn ich kenne das Instrument gar nicht." Die Fürstin gesteht dann ein, daß sie die Kette allerdings vor einigen Jahren heimlich habe schicken lassen. Das Gespräch kommt auf Bucher, den Bismarck als den einzigen wirklichen Gentleman unter seinen Freunden bezeichnet; auch der kurz vorher erschienene Schorerartikel wird besprochen, und auf die Frage, was doch darin alles behauptet worden sei, antworte ich: „Der Geheimrat soll auf seinen Einfluß eifersüchtig gewesen sein und sich durch Beförderung andrer zurückgesetzt gefühlt haben." Darauf sagte der Fürst laut lachend: „Bucher und eifersüchtig! Wenn er doch seinen Einfluß auf mich mehr geltend gemacht hätte, von ihm hätte ich mich gern noch mehr beeinflussen lassen, aber er wollte ja nicht, er war eine zu vornehme Natur!" Auch über Moritz Busch sprechen wir, und ich ärgere mich, daß dieser den Verstorbnen in einem Nekrolog als frühern Jakobiner bezeichnet; darauf der Fürst: „Das ist er niemals gewesen! Als ich ihn zum erstenmal im Parlament hörte, machte er auf mich den Eindruck eines Nordamerikaners; aber der Busch hat sich bei dieser Äußerung nichts böses gedacht." Ein Herr erzählt, daß Busch nach Leipzig übergesiedelt sei, weil er in Berlin eine Beschlagnahme seiner Papiere habe befürchten müssen. Der Fürst: „Das glaube ich nicht, denn soweit sind wir noch nicht gekommen." „Ich möchte nur wissen — sagt die Fürstin —, was die Zeitungen immer zwischen Bucher und meinen Sohn Herbert bringen wollen; die waren wirklich recht befreundet, und mein Sohn hat sich noch die denkbar größte Mühe gegeben, ihn als Hochzeitsgast in Wien zu haben; später bekam er von ihm noch ein kostbares Hochzeitsgeschenk, einen so prachtvollen silbernen Tafelaufsatz, daß wir alle ganz erstaunt waren. Aber der Geheimrat konnte größere Gesellschaften nicht ausstehn, und deshalb war er nicht nach Wien zu bringen."

Wie ich bei dieser Gelegenheit bemerken will, traf das in Wien stehn gebliebne Hochzeitsgeschenk durch einen Zufall gerade einige Tage nach Buchers Tode ein; findige Reporter verbreiteten dann gleich die Nachricht, daß in einer mächtig großen Kiste sein gesamter litterarischer Nachlaß in Friedrichsruh abgeliefert worden sei. Fürst Bismarck hat aber nichts derartiges erhalten, und Bucher hinterließ auch weder Aufzeichnungen noch sonstige Papiere von politischer Wichtigkeit. Was von Memoiren gefaselt wird, ist Täuschung; die geringe schriftliche Hinterlassenschaft ist in den Händen des Bruders.

Ich frage den Fürsten, ob die in der Presse verbreitete Notiz, daß Bucher die ganze Reichsverfassung in vierundzwanzig Stunden niedergeschrieben habe, wahr sei, worauf er mir folgendes erwidert: „Bucher hat so schnell gearbeitet, daß ihm vieles möglich war, was man für unmöglich halten sollte; er hat

Digitized by Google

auch die Reichsverfassung — ich weiß nicht, in wie langer Zeit — bearbeitet, aber eine besondre Leistung von ihm war es, daß er mir in wenigen Stunden die Verfassung des Norddeutschen Bundes niederschreiben konnte, während ich einen von Savigny mit Muße ausgearbeiteten Entwurf als unbrauchbar zurückweisen mußte." Wieder kommen wir auf den Schorerartikel zu sprechen und unterhalten uns über den mutmaßlichen Verfasser, der es auch bis jetzt noch nicht für gut befunden hat, aus seiner Anonymität hervorzutreten; die Fürstin weist auf eine einflußreiche, intrigante Persönlichkeit hin, die sowohl der heimliche Feind ihres Mannes wie auch Buchers gewesen sei. Der Fürst wehrt ab und sagt: „Ich mag den Namen des Mannes nicht kennen, jedenfalls hat er mich schwerer getroffen als andre."

Ich erzähle von einer Begegnung, die Geheimrat Bucher einige Wochen vor seinem Tode mit Herrn Göring, dem damaligen Chef der Reichskanzlei, hatte. Wir gingen auf der Promenade eines Badeorts spazieren, als er von einem Herrn angeredet wurde; nachdem sich dieser verabschiedet hatte, machte der Geheimrat ein merkwürdig lächelndes Gesicht und sagte mir schließlich: „Wissen Sie, wer der Herr war? Herr Göring, der Schulfreund und Vertraute Caprivis, der ihn sich hervorgezogen hat!" Fürst Bismarck lacht herzlich, als ich ihm sage, daß sich in den beiden Männern doch eigentlich recht prägnant der alte und der neue Kurs gegenüber gestänben hätten. „Ja — meint er —, Bucher war ungefähr das bei mir, was der andre Herr bei Caprivi ist; mein alter Mitarbeiter war auch überzeugter Schutzzöllner, während Herr Göring zu den wütenden Freihändlern gehört, denen wir die Handelsverträge zu danken haben."

Das Gespräch dreht sich jetzt um den Bund der Landwirte, der gerade in Berlin eine Hauptversammlung abgehalten hatte, und der Fürst äußert, er möchte wohl wissen, ob die Herren wirklich dort in der Hauptstadt, trotz notleidender Landwirtschaft, so opulent gelebt hätten, wie die Zeitungen berichteten; nun, zuzutrauen wäre es ihnen schon! Dann animiert er mich zum Trinken mit folgenden Worten: „Sie sind wohl auch so vorsichtig im Essen und Trinken wie Bucher, der sich immer kasteit hat; ich bin überzeugt, er wäre älter geworden, wenn er weniger mäßig gelebt hätte, denn ich habe immer gefunden, daß diejenigen Menschen das höchste Alter erreichen, die tüchtig essen und trinken."

Zum zweiten Frühstück giebt es ein warmes Gericht und kalte Platten, eine Sorte Wein, Münchner Bier und Kognak oder alten Kornbranntwein. Der Fürst schenkt mir eigenhändig ein Glas von letzterm ein und fordert mich auf, zu sagen, was es für eine Sorte ist; als ich das nicht weiß, erzählt er: „In einer Festung — wenn ich nicht irre, war es Wesel — hatte man einige Flaschen Branntwein tief in den Kasematten vermauert und gerade hundert Jahre liegen lassen; als der Schatz dann gehoben wurde, bekam ich auch einige

Digitized by Google

Flaschen zum Präsent. Das Getränk ist vorzüglich, und da haben Sie ein Beispiel dafür, daß auch die Kasematten einer Festung unter Umständen veredelnd wirken können.“ Ich frage nach einer Anekdote, die ich einmal irgendwo gelesen habe, worauf er mir erwidert: „Ja, die Geschichte ist wahr, aber sie hat sich etwas anders zugetragen. Ich war während meines Frankfurter Aufenthalts häufig im Taunus auf der Jagd und befand mich eines Tages mit einem befreundeten Herrn, dem dicken . . . ., auf einem Berge, wo wir uns gelagert hatten, um unser Frühstück zu verzehren. Ich hatte schon alles aufgegessen, fühlte aber noch einen furchtbaren Hunger und überlegte, wie ich dem dicken X wohl zwei prachtvolle Würste abnehmen könnte, die er neben sich liegen hatte. Da sah ich vor uns in einiger Entfernung den Friedhof eines Dörfchens, und weil ich wußte, daß der Dicke nichts sehen oder hören konnte, was ihn an Sterben erinnerte, so blickte ich starr nach der Gegend des Kirchhofs, bis mein Gefährte aufmerksam wurde und mich fragte. Als ich ihm sagte: »Sehen Sie mal den schönen Kirchhof, er liegt so idyllisch, daß ich dort wirklich einmal begraben sein möchte«, da warf er hastig sein Essen beiseite, indem er mich wutschnaubend anschrie: »Da habe Se mir mit Ihrer Quatscherei den ganzen Appetit verdorbe, denn ich kann keinen Happe mehr esse!« Nun ich hatte meinen Willen und verzehrte seelenvergnügt die beiden Würste, unter fortwährendem Schimpfen des Dicken.“ Diese schöne Anekdote bringt uns auf Jagdgeschichten, der Fürst erzählt Abenteuer aus Rußland und kommt auf Sonntagsjäger zu sprechen, die wohl selten Wild, aber mit großer Sicherheit Menschen zu treffen verstünden; auch Herr von Stephan sei früher ein Nimrod gewesen, vor dem man seine Beine habe in acht nehmen müssen, später hätte er freilich mit zunehmender Vornehmheit auch die Jagd besser erlernt. Er fragt mich nach den Jagdverhältnissen meines Wohnorts, und ob ich im Winter viel erlegt hätte. Auf meine Bemerkung, daß mir zwar einige Stück Rotwild freigegeben worden seien, daß ich aber nicht geschossen hätte, weil das Wild bei dem hohen Schnee immer vertraut an den Futterplätzen gestanden hätte, sieht er mich scharf an und sagt: „Bravo, das war recht, denn auch die Tiere sind unsre Gäste, wenn wir sie bewirten, und ich kenne kein Gesetz, das mir so heilig ist, wie das Gastrecht! Einst gab es einen Markgrafen Gero, der sich um die Germanisierung der Mark große Verdienste erworben hatte; er soll auch ein tapfrer Mann gewesen sein, aber ich habe ihn immer verabscheut, denn er lud die wendischen Fürsten zu einem Gastmahl, um sie dann in seinem eignen Hause zu erschlagen. Als es uns in Versailles einige Schwierigkeiten machte, das Deutsche Reich zusammen zu bringen, da war ein hoher Herr, der wollte von langen Verhandlungen nichts wissen und meinte: »Wir haben ja die Macht.« Aber da ging ich zu meinem alten Herrn und stellte ihm vor, daß die deutschen Fürsten mit ihren Mannen unsre Gäste seien, die wir gewissermaßen zum Kampf gegen den Erbfeind eingeladen hatten, und daß man

Digitized by Google

Gästen gegenüber auch den leisesten Zwang vermeiden müsse; er war meiner Ansicht, und wir verstanden uns lieber zu Konzessionen."

Immer wieder kommt das Gespräch auf den verstorbnen Freund zurück, und der Fürst erzählt die schon von Poschinger berichtete Thatsache, daß er mit seinem spätern Mitarbeiter zum erstenmal nach Auflösung der Kammer am Büffet des Hauses einige Worte gewechselt habe; das darauf folgende Exil sei für Bucher eine schlimme, aber auch lehrreiche Zeit gewesen, denn er habe mit Sorgen kleinlichster Art zu kämpfen gehabt, und es seien ihm bittere Enttäuschungen nicht erspart geblieben. „Ja — fährt er dann fort —, es ist wunderbar, wie viele Leute sich jetzt noch an Buchers Rockschöße hängen möchten, wo er sie nicht mehr abschütteln kann; ich habe erst vor einigen Tagen hier wieder ein anonymes Manuskript von einer Redaktion zur Durchsicht zugeschickt bekommen, das angeblich Gespräche und Aufzeichnungen Buchers enthalten soll, und es wäre mir angenehm, wenn Sie dasselbe einmal mit durchsehen und Ihre Ansicht darüber äußern wollten."

Das ziemlich umfangreiche Schriftstück war mit zahlreichen Anmerkungen des Fürsten versehen, der wenigstens einmal auf jeder Seite sein Lieblingswort „Blech" an den Rand geschrieben hatte. Auch ich fand bei sorgfältigster Durchsicht, daß die Gespräche und Aufzeichnungen keinesfalls echt sein konnten, und da auch von Friedrichsruh aus dieser Standpunkt energisch geltend gemacht wurde, so unterblieb damals die Veröffentlichung. Es drängt sich mir nun die Frage auf, ob die jetzt anonym erschienenen Gespräche und sogenannten Memoiren Buchers nicht von demselben Verfasser herrühren, der sich zu Lebzeiten Bismarcks mit seinen Enthüllungen nicht hervorwagte. Die Artikel des mir unbekannten Kölner Blattes habe ich nur in kurzen Auszügen gelesen, aber auch das Wenige genügte schon, mir die Überzeugung beizubringen, daß sie ein Kunstprodukt sein müssen. Wer den Verstorbnen näher gekannt hat, weiß, wie vorsichtig er Zeit seines Lebens in allen seinen Äußerungen gewesen ist, und Fürst Bismarck sagte einmal, daß das verschwiegenste Grab gegen Bucher noch eine alte Klatschschwester zu nennen sei; aber es ist ja so leicht, einem toten Manne etwas anzuhängen!

Abends hat sich Gesellschaft aus der Nachbarschaft eingefunden; das Diner beginnt ohne Suppe, um den Fürsten nicht zu verführen. Bekanntlich stand in einer Ecke seines Schlafzimmers eine einfache Dezimalwage, auf der er jeden Morgen durch den Kammerdiener gewogen wurde; die einzelnen Zahlen wurden notiert und später von Schweninger durchgesehen, der bei einer Steigerung des Körpergewichts dann jedesmal besondre Diätvorschriften erließ, die Giltigkeit hatten, bis das Plus wieder verschwunden war. Der Fürst befand sich damals gerade in einer solchen Periode schärferer Beaufsichtigung, er durfte daher keine Suppe genießen und bekam Bier nur in einem Weinglase gereicht. Ich besinne mich, daß er einmal an der Frühstückstafel recht ungehalten wurde,

Digitized by Google

als ihm das vielgeliebte Münchner in so homöopathischer Dosis kredenzt wurde; knurrend fuhr er den Kammerdiener an: „Wenn Sie denn nicht mehr einschenken dürfen, dann stellen Sie wenigstens die Flasche her, damit ich mir helfen kann.“ Die Fürstin erzählt, daß Bucher während des Diners, das immer in animiertester Unterhaltung verläuft, oft kein Wort gesprochen und mit so abweisendem Gesicht dagesessen hätte, daß niemand ihn durch eine Frage zu stören gewagt hätte; wenn aber die auch jetzt anwesende Baronin von M. an der Mahlzeit teilgenommen hätte, dann sei der alte Herr für seine Nachbarin und die ganze Tafelrunde ein geistsprühender Unterhalter gewesen. Das Gespräch kommt auf England, auf die Homerule Bill und Gladstone; ich erwähne, daß Bucher diesen gering geschätzt und spöttischerweise immer „Herr Freudenstein“ genannt habe. Der Fürst sagt darauf: „Ich bin niemals Gladstones Freund gewesen und habe nach allem, was über ihn von gut unterrichteter Seite erzählt wird, den Eindruck, daß er auf einer niedrigen sittlichen Stufe stehn muß; aber als Staatsmann kann ich ihn so gering nicht achten, denn er hat doch erst kürzlich mit seiner Rede einen großen Erfolg errungen.“ Man spricht darauf von einem andern ausländischen Diplomaten; der Hausherr hat eine Zeit lang schweigend zugehört, schließlich mischt er sich mit folgenden Worten in das Gespräch: „Ich will dem Herrn gar nicht zu nahe treten, aber er ist das, was man in unsrer guten deutschen Sprache einen Ochsen nennt; in Berlin traf er mich einmal unter den Linden und hielt mir dort auf offner Straße eine lange Rede, die ich geduldig, ohne eine Miene zu verziehn, anhörte. Als er fertig war, sagte ich ihm: »Ihre Rede wäre sehr schön gewesen, wenn Sie dieselbe vor einem Parlament gehalten hätten.« Er bedankte sich noch erfreut für dieses Urteil, ohne meine Ironie zu verstehn.“

Eine Dame erkundigt sich nach dem Ursprung der kleinen Teufelsfigur auf dem Schreibtisch des Arbeitszimmers; der Fürst erzählt die bekannte Geschichte und kommt dadurch auf seinen Aufenthalt in Versailles zu sprechen. Die Franzosen hätten sich ihm gegenüber immer höflich gezeigt, und nach der Einnahme von Paris sei er unbehindert ziemlich weit in den von deutschen Truppen nicht besetzten Stadtteil geritten; einmal freilich hätte sich ihm das Gefühl einer drohenden Gefahr aufgedrängt. In Versailles habe er nämlich die Gewohnheit gehabt, täglich allein weite Spazierritte zu unternehmen; auf einem solchen Ritt, der ihn fast zwei Stunden von den deutschen Truppen entfernt hatte, sei ihm ein mit vierzehn Bauern besetzter Leiterwagen entgegengekommen, die auf ihn den Eindruck von Franctireurs gemacht hätten. Er habe also schon mit der einen Hand seinen Revolver gelockert und bei sich gedacht: „Na, was werden meine Landsleute denken, wenn ihr Kanzler plötzlich spurlos verschwunden ist!“ Ausweichen war nicht möglich; der Wagen hielt still, und einer der Insassen habe sich mit der Frage erhoben: Êtes-vous monsieur Bismarck? Auf seine Antwort: Oui, messieurs! sei die ganze Gesellschaft aufgestanden und habe ihn durch Abnehmen der Kopfbedeckung mit den Worten

Digitized by Google

gegrüßt: Ah, monsieur Bismarck! Noch lange habe er sich bittre Vorwürfe gemacht und den braven Leuten im stillen wegen des schmählichen Verdachts Abbitte geleistet!

Abends sitzt die Gesellschaft wieder im Salon der Fürstin bei Kaffee und Cigarren; der Fürst qualmt aus seiner Pfeife und liest die Tageszeitungen, aber von Zeit zu Zeit wirft er einige Worte in die Unterhaltung, ein Zeichen, daß ihm auch diese nicht ganz entgeht. Nachdem er dann einem Herrn gegenüber einige Daten aus seinem Leben berichtigt hat, bringe ich ihn auf den König von Holland und dessen Verhalten während des deutsch-französischen Krieges, indem ich folgende Geschichte erzähle, die mir von gut unterrichteter und zuverlässiger Seite mitgeteilt worden war: „Eines Tags kam der holländische Minister Thorbecke zu seinem königlichen Herrn und wurde mit den Worten empfangen: »Nun, was erzählen sich denn jetzt die Amsterdamer von mir?« Als der Minister mit einem gewissen Ernst antwortete: »Majestät, das wage ich gar nicht zu sagen,« da wurde der König aufmerksam und verlangte erst recht die Beantwortung seiner Frage. Auf vieles Drängen antwortete Thorbecke schließlich trocken: »Die Amsterdamer erzählen sich, Majestät wären verrückt geworden!« Als hierauf der König das Tintenfaß ergriff, um es seinem Minister an den Kopf zu werfen, fiel ihm dieser in den Arm, mit den Worten: »Wenn Majestät das thun, dann haben die Amsterdamer Recht.« Zugleich holte er eine von dem König eigenhändig niedergeschriebne, nach Berlin geschickte Kriegserklärung aus der Tasche und hielt sie dem König mit den Worten vor: »Wenn Majestät nicht sogleich diese Erklärung widerrufen, dann werden Sie in zwei Stunden nicht mehr regieren, denn das Volk und seine Vertretung wollen keinen Krieg mit Preußen.«“ Fürst Bismarck lachte herzlich, fragte mich, woher ich die Geschichte wüßte, und erklärte sie dann für durchaus wahr, bis auf die Kriegserklärung; um eine solche hätte es sich denn doch noch nicht gehandelt, wohl aber um einen höchst lamentabeln Brief mit deutlichen Drohungen, den er dann zur Kenntnisnahme an den verantwortlichen holländischen Minister zurückgesandt hatte. „Ja — so fuhr er fort —, der alte Thorbecke verstand es ganz gut, mit seinem etwas schwierigen Herrn umzugehn; als früherer Universitätsprofessor sprach er mit ihm stets in dozierendem Tone, was allerdings den König oft wütend machte, den es schon verdroß, daß er als kleiner dicker Mann zu seinem sehr langen Minister immer emporsehen mußte. Wollte dieser für irgend ein Schriftstück die Unterschrift haben, dann kam es häufig vor, daß es gleich zerrissen und auf die Erde geworfen wurde. Thorbecke war aber für solche Späße des Königs eingerichtet, denn er hatte immer verschiedne Duplikate in der Tasche. War das erste zerrissen, dann präsentierte er das zweite, das auch nicht glimpflicher behandelt wurde; wenn er aber auch ganz gelassen das dritte aus der Tasche holte, mit dem Bemerken, daß er noch eine Anzahl solcher Exemplare bei sich habe, dann bekam er die Unterschrift.“

Digitized by Google

Auf meine Bemerkung, daß auch die Adjutanten unter der Laune ihres Herrschers viel hätten leiden müssen, antwortete Bismarck: „Der König von Holland war eine gewaltthätige Natur und litt an großem Durst — wahrscheinlich ein russisches Erbstück; aber die armen, vielbeneideten Adjutanten hatten nicht nur am holländischen Hofe mancherlei zu leiden, das kommt anderswo auch vor. Selbst Friedrich Wilhelm III., sonst ein so leutseliger, milder Herr, konnte gegen seine Umgebung ungerecht sein. Einst fuhr er mit einem seiner Adjutanten — der Name wurde genannt — im Tiergarten spazieren; da er sehr nachdenklich war und während der schon länger als eine Stunde dauernden Fahrt kein Wort gesagt hatte, hielt es der Offizier für angebracht, seinen Herrn durch ein Gespräch zu zerstreuen, und erlaubte sich eine Bemerkung über das prachtvolle Wetter. Da kam er aber schön an, denn als Antwort hörte er nur die Worte: »Mundhalten, abwarten, bis gefragt werden.« Am folgenden Morgen wurde derselbe Herr zur Ausfahrt befohlen, saß aber nun während der ganzen Fahrt mit zusammengebissenen Zähnen da, wie wenn ihm ein Schloß vor den Mund gehängt wäre. Der König war diesesmal guter Laune, wollte sich gern unterhalten und ärgerte sich über das Schweigen seines Begleiters. Schließlich fuhr er ihn an: »Na, haben wohl ganze Nacht gekneipt, Katzenjammer heute, können daher Ihren König nicht unterhalten, wie sichs gehört!«"

Fürst Bismarck litt an neuralgischen Schmerzen und zog sich ziemlich früh zurück, nachdem die Herrschaften aus der Nachbarschaft abgefahren waren; ich blieb noch bis tief in die Nacht hinein mit einigen Herren zusammensitzen, die ebenfalls Gastfreundschaft im Schlosse genossen. Natürlich drehte sich das Gespräch um die Erlebnisse des Tages, und wir alle standen ganz unter dem Eindruck von Bismarcks überwältigender Persönlichkeit. Die Herren, die zu den nähern Freunden der fürstlichen Familie gehörten, konnten natürlich mancherlei interessante Dinge erzählen und sprachen auch von der großen Menge der täglich einlaufenden Zuschriften, die teilweise ganz wunderbare Zumutungen enthielten. Als Kuriosa wurden mir einige dieser Briefe vorgelegt, von denen ich nur folgende erwähnen möchte: Die Witwe eines Tischlers, der einen Apparat für Verhütung des Lebendigbegrabenwerdens erfunden hat, bittet um Unterstützung, damit sie auf diese Erfindung ein Patent erwerben kann; ein Kurpfuscher, der irgend ein Mittel gegen Krankheiten geschickt hat, bittet um Bestätigung, daß es mit Nutzen gebraucht ist. Ferner las ich einen Drohbrief aus München, etwa folgenden Inhalts:

Durchlaucht!

Sie haben gewagt, sich einige Tage in München aufzuhalten, und erdreisteten sich sogar, unser Hofbräuhaus zu besuchen! Wenn ich nicht Achtung vor Ihrem hohen Alter gehabt hätte, dann würde ich Ihnen dort entgegengetreten sein und Sie hinausgeworfen haben. Lassen Sie es sich aber nicht

Digitized by Google

einfallen, noch einmal nach München zu kommen, denn in diesem Fall nehme ich keine Rücksichten mehr!

Ein Altbayer, der 1866 noch nicht vergessen hat.

Auf meine Frage, ob man dem Fürsten einen solchen wahnwitzigen Brief überhaupt vorgelegt hätte, wurde mir gesagt: „Nun natürlich, so etwas erheitert ihn am meisten, und er hat sich gerade über dieses Schreiben köstlich amüsiert."

Am andern Morgen ist vornehmer Besuch eingetroffen; die Unterhaltung beim Frühstück dreht sich denn auch zumeist um Nachrichten aus Berlin, Erzählung von Hofgeschichten, die der Fürst mit einem gewissen Behagen anhört. Man spricht auch von dem jüngst verstorbnen Bleichröder und über die Feierlichkeiten bei der Vermählung der Schwester des Kaisers mit dem Prinzen von Hessen, die kürzlich stattgefunden hat. Die Schilderung dieses Festes bringt den Fürsten auf die Heiratsmacherei der Königin von England, auf die frühern Pläne mit dem Battenberger und schließlich auf den jetzigen Fürsten Ferdinand von Bulgarien, von dem er folgendes erzählt: „Während meines letzten Aufenthalts in Wien erhielt ich von dem Prinzen Ferdinand aus Koburg eine Anfrage, ob er mich besuchen dürfe; ich teilte ihm mit, daß ich im Begriff sei, abzureisen, daß ich mich aber zwei Tage in München aufhalten und ihn dort gern empfangen wolle. Er kam also zu mir, um mit mir über seine Lage zu sprechen, und wie er sich wohl verhalten solle. Ich sagte ihm etwa folgendes: »Thun Sie nichts, wodurch Sie nach irgend einer Seite hin Anstoß erregen können; seien Sie vorsichtig in Ihrer Politik, und hüten Sie sich vor jedem Zündhölzchen, denn es könnte ein Brand daraus werden! Sie haben ja gezeigt, daß Sie schwimmen können; aber gehn Sie vorläufig nicht gegen den Strom, lassen Sie sich ruhig treiben, und halten Sie sich, wie bisher, gut über Wasser. Ihr größter Bundesgenosse ist das Gewohnheitsrecht; vermeiden Sie alles, was Ihre Feinde reizen könnte; ohne Anstoß von Ihrer Seite kann man Ihnen nichts thun, und mit den Jahren wird man sich daran gewöhnen müssen, Sie auf dem Throne Bulgariens zu sehen.«"

Mir ist die Cigarre ausgegangen, und der Fürst, der es liebt, daß nach Beendigung des Frühstücks an der Tafel tüchtig geraucht wird, fordert mich auf, eine neue anzubrennen; als sich herausstellt, daß das kleine Kistchen auf dem Tische leer ist, springt die Fürstin auf, um aus einem andern Zimmer ein neues zu holen. Ich will ihr den Weg abnehmen, aber Bismarck hält mich zurück mit den Worten: „Bitte, lassen Sie meine Frau gewähren, sie sitzt nämlich bei ihrer Kurzatmigkeit den ganzen Tag auf einer Stelle, und es bedarf schon eines starken Anstoßes, sie in Bewegung zu bringen, weil sie von Atembeschwerden zu leiden hat; sie zwingt sich auch nur, wenn meinen Gästen oder mir etwas abgeht, und ich freue mich immer, wenn sie aus solcher Veranlassung einmal aufspringt, weil ihr das nur gut sein kann."

Auch abends beim Diner werden fast nur Neuigkeiten aus Berlin be-

Digitized by Google

sprochen, die dem Fürsten höchstens zu kurzen Bemerkungen Veranlassung geben. Als er hört, daß ich mit der Fürstin über einen Bibelspruch streite, droht er mir mit den Worten: „Lassen Sie sich nicht mit meiner Frau in solchen Streit ein, sonst ziehn Sie den kürzern; die Bibel und den Gothaischen Hofkalender kennt sie auswendig!“ Dann erzählt er von seiner letzten Reise anläßlich der Hochzeitsfeier seines Sohnes und bedauert besonders, daß er auch den ihm wohlgeneigten König von Sachsen nicht besuchen durfte, für den er eine wirklich von Herzen kommende Verehrung empfände; eine Genugthuung sei es ihm gewesen, zu erfahren, daß gerade der König über den ihm durch die Dresdner Bevölkerung bereiteten enthusiastischen Empfang die größte Freude empfunden hätte.

Abends sitzen wir wieder im Zimmer der Hausfrau. Der Fürst spricht mit Bedauern davon, daß es ihm auch an seinem Lebensabende nicht vergönnt sei, als einfacher Privatmann zu leben; er würde gern öfter nach Hamburg ins Theater fahren, wenn das nur ohne Aufsehen geschehen könnte. Dann greift er zu den Zeitungen und vertieft sich ganz in die Lektüre; nachdem er sich längere Zeit mit keinem Wort an der Unterhaltung beteiligt hat, legt er das zuletzt gelesene Berliner Tageblatt mit einer raschen Handbewegung beiseite und sagt: „Ich möchte wohl wissen, ob der Dualismus, der durch unser ganzes Erdendasein geht, sich auch bis auf das höchste Wesen erstreckt; bei uns ist ja alles zweiteilig, der Mensch besteht aus Geist und Körper, der Staat aus Regierung und Volksvertretung, und die Existenz des ganzen Menschengeschlechts basiert auf dem gegenseitigen Verhältnis von Mann und Frau; ja dieser Dualismus erstreckt sich bis auf ganze Völkerschaften, die sich gewissermaßen in ihren Eigenschaften ergänzen — wie der körperlich starke, sittliche, aber etwas steife Germane und der elegante, leichter bewegliche, aber weniger kräftige Slawe. Ohne mich einer Gotteslästerung schuldig zu machen, möchte ich daher wohl wissen, ob nicht auch unser Gott ein Wesen zur Seite hat, das ihn so ergänzt, wie uns die Frau.“

Man erinnert den Fürsten an die heilige Dreieinigkeit, worauf er aber, als etwas unfaßbares, nicht eingeht. „Dann habe ich schon oft darüber nachgedacht — so fährt er fort —, ob es zwischen uns unvollkommnen Menschen und der höchsten Gottheit nicht noch Zwischenstufen giebt, und ob der große Gott, bei all seiner Allmächtigkeit, nicht noch Wesen zur Verfügung hat, auf die er sich bei der Verwaltung des unermeßlichen Weltsystems stützen kann. Wenn ich zum Beispiel hier in den Zeitungen immer wieder lesen muß, wie unvollkommen unser ganzes Dasein ist, wie erbärmlich es bei uns zugeht, und wie ungerecht Glück und Unglück verteilt sind, dann muß ich immer daran denken, ob wir für unsre kleine Erde nicht gerade einen Oberpräsidenten erwischt haben, der den Willen unsers großen, allgütigen Gottes nicht immer erfüllt und uns manchmal etwas stiefmütterlich behandelt!“

Digitized by Google

Diese in ernstem Tone gesprochnen Worte machten auf uns einen ergreifenden Eindruck; die vorher heitre Unterhaltung wurde nicht wieder aufgenommen, und wir kamen auf Religion, auf die verschiednen Dogmen, auf Christus und die Bibel zu sprechen. Der Fürst sagt dazu folgendes: „Ich bemühe mich, ein gläubiger Christ zu sein, und bekenne überall gern mein Christentum; ich halte es auch für notwendig, daß dem Volke die christliche Religion erhalten wird, aber religiöse Unduldsamkeit ist mir verhaßt, und ich würde unter meiner Amtsführung keinerlei Glaubenszwang geduldet haben.“ Nach der Ansicht eines anwesenden Herrn müßte in der Bibel durch exakte Forschung noch vieles klar gestellt und manches ausgeschieden werden; als ich darauf hinweise, daß man an der Bibel ohne Gefahr für den Glauben des Volkes nicht rühren dürfe, stimmt mir der Fürst zu und sagt mit warnend erhobnem Finger: Quieta non movere.

Gobineaus Geschichtskonstruktion

Im 36. Heft des vorigen Jahrgangs haben wir die Theorie des Grafen Gobineau und unsre Stellung zu ihr dargelegt. Der Kern dieser Theorie läßt sich in den Sätzen ausdrücken: die Menschenrassen sind an sich unveränderlich; nur durch Blutmischung kann ein Rassentypus abgeändert werden; auch alle großen politischen, überhaupt alle historischen Veränderungen sind auf Rassenmischungen zurückzuführen; nur die weiße Rasse ist fähig, Kultur zu erzeugen, und da deren Blut, ohnehin nirgends mehr rein vorhanden, durch fortgesetzte Mischungen immer mehr verschlechtert wird, so entartet der Typus des Kulturmenschen immer mehr. Diese Sätze werden im ersten Bande der im Frommannschen Verlage (Stuttgart) erschienenen und von Ludwig Schemann verfaßten deutschen Übersetzung entwickelt. Die übrigen drei Bände sollen den historischen Beweis für die Theorie erbringen. Nach dem vorliegenden zweiten Bande zu urteilen, der soeben erschienen ist, handelt es sich aber mehr um eine Geschichtskonstruktion nach der Theorie als um eine Sammlung von Beweismaterial für die Theorie. Wir behaupten nicht, daß die Theorie durchaus falsch sei. Eines der Elemente der historischen Wandlungen und Ereignisse liegt ganz gewiß in der Beharrlichkeit der ursprünglichen Rasseneigentümlichkeiten und in den Rassenmischungen. Aber es tragen eben noch andre Umstände und Kräfte zur Gestaltung der Völker und Staaten und ihrer Geschicke bei, und wenn man diese andern Ursachen alle übersieht und den ganzen welthistorischen

Digitized by Google

Prozeß auf eine einzige Ursache zurückführt, so muß das Geschichtskonstruktion genannt werden. Der vorliegende Band behandelt die Völker Asiens und des nordöstlichen Afrikas. Um diese Geschichte der Ethnologie kritisieren zu können, müßte man nicht allein durchgebildeter Ethnologe, sondern auch Archäologe, Orientalist und verschiednes andre sein. Was die Männer von Fach zu den einzelnen Aufstellungen sagen werden, darauf sind wir schon darum neugierig, weil unsre heutigen Fachleute in dem vor sechsundvierzig Jahren geschriebnen Werke gar nicht vorkommen, der Verfasser vielmehr sich nur auf die zu seiner Zeit geltenden Autoritäten wie A. von Humboldt, Lassen, Ewald, Movers, Prichard stützen konnte. Was an der Theorie wahr ist, das wird natürlich durch den zu erwartenden Nachweis zahlreicher Irrtümer im einzelnen nicht umgestoßen, aber da wir diesen Nachweis nicht selbst führen können, so müssen wir uns auf die objektive Wiedergabe der Grundzüge dieser originellen Geschichte Asiens beschränken. Wenn wir dann noch eine Kritik einzelner Aufstellungen Gobineaus anfügen, so bezieht sich diese auf Punkte, über die auch der historisch gebildete Laie mitsprechen kann; denn auch ein solcher vermag hie und da zu erkennen, daß zu Gunsten der Rassentheorie ganz augenfällig einwirkende Miturſachen vernachlässigt worden sind. Wir berichten also zunächst nur.

Afrika ist die Urheimat der schwarzen Rasse. Deren Eigentümliches ist körperliche und seelische Häßlichkeit. Fratzen sind ihre Götter, Menschenfresserei ist ihre Moral; unfähig, Kultur zu erzeugen, schweifen sie gleich wilden Tieren ruhelos umher, sich blindlings ihren ungebändigten Trieben überlassend. Aus Afrika haben sie sich über den ganzen Süden Asiens und über die asiatische Inselwelt ergossen. Den edlern Stämmen erschienen sie als böse Dämonen oder als Affen. Spätestens fünftausend Jahre vor Christus stiegen von der kalten Hochebne Mittelasiens die ersten Weißen in die Euphratebne hinab und verbreiteten sich von da bis ans Mittelmeer. Die Urheimat dieser Arier läßt sich nach den Angaben chinesischer Urkunden, die von weißen Stämmen an den Nordwestgrenzen Chinas berichten, und nach den im südlichen Sibirien gefundnen daurischen Altertümern, die Erzeugnisse arischer Kultur sind, ziemlich genau bestimmen; sie reichte im Norden bis an den Baikalsee und den Oberlauf des Jenisei, im Osten bis zum Altai, wurde im Süden vom Kuen-Lün, im Westen vom Ural begrenzt. Sie verstanden die Kunst der Metallförderung und Bearbeitung; sie waren Hirten und beschäftigten sich wenig mit Ackerbau. (So Seite 10; damit scheint einigermaßen im Widerspruch zu stehn, was Seite 296 gesagt wird: „Es ist eine Thatsache, die nicht bewiesen zu werden braucht, denn sie ist es übergenug, daß die weißen Völker immer seßhaft gewesen sind und ihre Wohnsitze stets nur zwangsweise verlassen haben"; Hirtenvölker pflegen nicht eben sehr seßhaft zu sein.) Nie haben sich die Weißen im Zustande der Wildheit befunden. Das stimmt mit dem Zeugnisse der Bibel,

Digitized by Google

die das Menschengeschlecht nicht mit Wildheit beginnen läßt. Die Menschen der Bibel, insbesondre die Noachiden, sind nämlich allesamt Weiße; die schwarzen und die gelben Menschen stehn außerhalb des Gesichtskreises der biblischen Überlieferung, nur Reste von einer schwarzen Urbevölkerung, die nicht zum Noachidenstamme gehört, werden hie und da erwähnt. Die Hamiten waren jener erste weiße Stamm, der in die Euphratebne hinabstieg. Sie unterjochten deren schwarze Bevölkerung, von der sie als Götter angebetet wurden, und richteten eine Herrschaft auf, die bei der Beschaffenheit des zu bändigenden Gesindels nicht anders als despotisch ausfallen konnte. Allmählich vermischten sie sich mit den Schwarzen, und da diese die Mehrheit waren, so verschwand die weiße Farbe allmählich ganz, und die Bewohner des Euphratgebiets wurden allmählich schwarz. Diese Mulattenbevölkerung erzeugte nun eine Kultur, deren Gemisch von wüster Phantasie und ordnendem Verstande, von scheußlichem Götzendienst und nützlichen Künsten, von sinnlicher Pracht und auf der Unterwürfigkeit der Massen beruhender stolzer Würde auf die spätern weißen Ankömmlinge einen überwältigenden Eindruck machte. Dieser zweite Einwanderstrom bestand aus den Semiten,*) von denen sich ein Teil über Armenien nach Kleinasien ergoß. „Die Lycier, die Lyder, die Karier gehören dieser Völkerfamilie an. Ihre Kolonisten bemächtigten sich Kretas, von wo sie später zurückkamen und unter dem Namen Philister die Cykladen, Thera, Melos, Cythera und Thracien besetzten. Sie breiteten sich im gesamten Umkreise der Propontis, in Troas, längs des griechischen Küstenlandes aus und gelangten nach Malta, den liparischen Inseln und Sizilien." Die Semiten unterjochten die unkriegerisch gewordnen Hamiten und nahmen deren Kultur an, die ihnen so stark imponierte. Dem phönizischen Zweige der Hamiten dienten die semitischen Karier, Pisidier, Cilicier, Philister als Söldner. Die Semiten regenerierten die Mulattenbevölkerung einigermaßen und gingen nicht so vollständig wie die Hamiten im schwarzen Blute unter. Es stimmt nicht recht zur Grundansicht Gobineaus, daß er die demokratische Bewegung der phönizischen Handelsstädte, deren sich die „hamitischen" Aristokraten durch Aussendung von Kolonisten zu erwehren suchte, auf semitische Einwanderung zurückführt. Schließlich mußte die Aristokratie das Feld räumen und sich eine neue Heimat gründen; in Karthago hat nach Gobineau das echte Hamitentum fortgelebt. Eine dritte Welle der weißen Völkerflut brach um 1800 v. Chr. in das Thal des Tigris ein. Sie bestand in den Mediern, die man als die letzten der Semiten oder als die ersten auf dem Schauplatze der Geschichte erscheinenden Arier bezeichnen kann. Sie unterjochten vorübergehend Assyrien, waren aber wegen ihrer geringen Zahl nicht stark genug, die Herrschaft zu behaupten. Doch hat diese

*) Jedermann weiß, daß heute die Geschichte Babyloniens in den Lehrbüchern, deren Verfasser doch wohl aus den besten Quellen geschöpft haben, ganz anders erzählt wird.

Digitized by Google

neue Auffrischung mit weißem Blut den Assyriern neue Kraft verliehen, sodaß sie noch längere Zeit hindurch Vorderasien zu beherrschen vermochten.

Mittlerweile fuhren die weißen Stämme, die noch auf der innerasiatischen Hochebne zurückgeblieben waren, und denen ihre Heimat zu eng wurde, unaufhörlich fort, einander zu drängen und zu bekämpfen. Den schwächern Stämmen blieb nur die Wahl, ob sie sich unter das Joch beugen oder fliehen wollten. „Die Hellenen ergriffen den zweiten Ausweg, sagten dem Lande, das sie gegen ungestüme Brüder nicht mehr verteidigen konnten, Lebewohl, bestiegen ihre Kriegswagen und schlugen, den Bogen in der Hand, den Weg durch die westlichen Berge ein" (S. 200). Einen Vorgang, von dem kein Mensch weiß, wo, wann, und unter welchen Umständen er sich zugetragen hat, mit Worten schildern, wie sie nur ein Augenzeuge gebrauchen darf, das erweckt kein Zutrauen in die wissenschaftliche Zuverlässigkeit des Historikers. Überhaupt verfällt Gobineau öfters in jene modern-französische, poetisch-rhetorische Prosa, die von der strengen Einfachheit und Klarheit des Stils der französischen Klassiker so unvorteilhaft absticht, und die in wissenschaftlichen Werken schon darum stört, weil sie die Darstellung stellenweise undeutlich macht. Die Arier im engern Sinne läßt er sich im Pendschab niederlassen, und erst von dort einen Zweig, die „Zoroastrier," Persien bevölkern, während der andre Zweig, die Hindu, die indische Kultur schafft. Deren Erhabenheit, Schönheit, Vollkommenheit und Dauerhaftigkeit feiert er in einem Grade, der uns durch den gegenwärtigen Zustand der Völker Indiens wenig gerechtfertigt erscheint; was ihm am Brahmanentum nicht zusagt, z. B. die Lehre von der Seelenwanderung, führt er auf das den Hindu beigemischte schwarze Blut zurück. Dagegen denkt er vom Buddhismus sehr gering. Eine allein auf Moral und Vernunft gegründete Religion habe keine Schöpferkraft; die Moral müsse aus der Ontologie fließen, nicht umgekehrt. Der Buddhismus habe schon darum besiegt zu werden verdient, weil er vor seinen Konsequenzen zurückgewichen sei. „Empfindlich gegen den offenbar sehr verdienten Vorwurf, er strafe seine Ansprüche auf sittliche Vollkommenheit dadurch Lügen, daß er sich aus verworfnem Gesindel rekrutiere, hatte er sich zur Zulassung physischer und moralischer Ausschließungsgründe bestimmen lassen. Damit aber war er nicht mehr die allgemeine Religion und brachte sich um die zahlreichsten, wenn auch nicht gerade ehrenvollsten Bereicherungen." Von Indien aus wurden die Schwarzen Ägyptens zivilisiert; von Südosten, nicht von Nordosten, behauptet Gobineau, ist nach diesem Lande die weiße Einwanderung gekommen. Das gemeine Volk Ägyptens hat zwar unter hartem Druck gelebt, wie sich das von selbst versteht, aber die Beherrscher des Landes sind mehr sanft als grausam gewesen und eher verweichlicht als kriegerisch; an die großen Eroberungskriege, deren Legende sich ehemals an den Namen Sesostris knüpfte, glaubt Gobineau nicht. Das Absurde in der ägyptischen Religion, der Tierdienst, entstammt natürlich dem schwarzen Blute.

Digitized by Google

Die Auswanderung der Weißen aus ihrer Urheimat, die um das Jahr 5000 v. Chr. beginnt, ist verursacht worden durch den Druck der gelben Menschen, die sich, aus ihrer Heimat, Amerika, kommend, über Ostasien ausbreiteten und dieses in solchen Massen ausfüllten, daß sie sich trotz ihrer Untüchtigkeit durch bloße Überzahl behaupteten. Durch Mischung mit Schwarzen bildeten sie im Südosten die malaiische Rasse. Ihre Kultur haben die gelben Menschen von Kschatrias empfangen, die, unzufrieden mit dem Brahmanismus, ihr indisches Vaterland verließen und aus Opposition gegen das brahmanische Kastenwesen in China eine Demokratie verbunden mit einem patriarchalischen Kaisertum begründeten. Die Charakteristik dieser chinesischen Kultur (S. 322 bis 341) gehört zu den besten Partien des zweiten Bandes und hat in mehr als einer Beziehung aktuellen Wert; wir geben daher einen Auszug daraus, möglichst mit den Worten des Verfassers oder vielmehr seines Übersetzers. Gewiß verlieh das arische Element den Chinesen nicht seine Biegsamkeit, seine edle Kraft, seinen Hang zur Freiheit, doch befestigte es ihre angeborne Liebe zur Regel, zur Ordnung, ihren Widerwillen gegen die Ausschweifungen der Phantasie. Wenn sich ein Herrscher Assyriens zu unerhörter Grausamkeit verstieg, so litt dadurch freilich das Volk; aber wie erhitzten sich die Köpfe vor den Bildern seiner Unthaten! Wie gut begriff der Semit die leidenschaftlichen Übertreibungen der Fürstenallmacht, und wie vergrößerte seine verderbte Wildheit in seinen Augen noch deren gigantisches Bild! Ein sanfter und ruhiger Fürst lief bei ihnen Gefahr, ein Gegenstand der Verachtung zu werden. Nicht so faßten die Chinesen die Dinge auf. Als höchst prosaischen Geistern war ihnen alles Übermaß ein Greuel, das öffentliche Gefühl empörte sich dagegen, und der Monarch, der sich dessen schuldig machte, verlor seinen Nimbus und vernichtete die Achtung vor seiner Autorität. Man nahm als Grundsatz für ewige Zeiten an, es müßten, wenn sich der Staat im Normalzustande befinden solle, vor allem reichliche Lebensmittel vorhanden seien, und jeder sich mit Nahrung, Kleidung und Wohnung versorgen können; Ackerbau und Industrie müßten daher unablässig gefördert werden; dazu aber sei eine festgegründete tiefe Ruhe nötig; daher bedürfe es peinlicher Vorsichtsmaßregeln gegen alles, was die Bevölkerung aufregen oder die Ordnung stören könnte. Hätte die schwarze Rasse irgend welchen Einfluß ausgeübt, so würde keine dieser Ordnungen lange vorgehalten haben. Die gelben Völker dagegen begriffen die Nützlichkeit der Staatsordnung und schätzten lebhaft das materielle Glück, worin man sie begraben wollte. In China war also in Beziehung auf die Organisation für den materiellen Nutzen der Höhepunkt erreicht, und wenn wir die Verschiedenheit der Rassen in Anschlag bringen, die ein verschiednes Verfahren notwendig macht, so kann man, scheint mir, zugeben, daß in dieser Beziehung das himmlische Reich Resultate erzielt hat, die weit vollkommner und namentlich weit dauernder sind, als wir sie in den Ländern des modernen

Digitized by Google

Europa sehen, seit sich die Regierungen besonders auf diesen Zweig der Politik verlegt haben. Jedenfalls läßt sich das römische Reich nicht damit vergleichen. Indes muß man auch gestehn, es ist ein Schauspiel ohne Schönheit und ohne Würde. Wenn diese gelbe Menge friedlich und unterwürfig ist, so ist sie es unter der Bedingung, daß ihr in alle Ewigkeit die Gefühle, die nicht eben den allerniedrigsten Interessen der leiblichen Wohlfahrt gelten, versagt bleiben. Ihre Religion ist ein Abriß von Übungen und Maximen, die durchaus an das erinnern, was die Genfer Moralisten*) und ihre Erziehungsbücher gern als das nec plus ultra des Guten empfehlen: die Sparsamkeit, die Zurückhaltung, die Klugheit, die Kunst zu gewinnen und nie zu verlieren. Die chinesische Höflichkeit ist nur eine Anwendung dieser Grundsätze. Sie ist, um mich eines englischen Wortes zu bedienen, ein beständiger cant, der zum Daseinsgrund keineswegs, wie die Courtoisie unsers Mittelalters, das Wohlwollen des freien Mannes gegen seinesgleichen, die würdevolle Ehrerbietung gegen die Höhergestellten, die liebevolle Herablassung zu den Niedern hat. Die chinesische Regierung zeigt sich als große Freundin der Aufklärung; nur muß man wissen, was sie und die öffentliche Meinung darunter versteht. Unter den mehr als 300 Millionen Seelen des Reichs der Mitte giebt es sehr wenige, die nicht für die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens ausreichend lesen und schreiben können. Die Fürsorge der Machthaber geht noch weiter. Sie wollen, daß jeder Unterthan das Gesetz kenne; die Gesetzbücher werden jedermann zugänglich gemacht, und außerdem werden an jedem Neumond in öffentlichen Vorlesungen den Unterthanen die Hauptvorschriften eingeprägt. So ist denn das chinesische Volk ganz gewiß fortgeschrittner als wir Europäer, was man in manchen Kreisen fortgeschritten nennt. Strenges Gesetz aber ist, daß nur das Nützliche, und daß nichts Neues gelernt werde. Der Anspruch eines Studierenden, etwas Neues wissen zu wollen, würde zur Folge haben, daß er vom Examen zurückgewiesen, und daß ihm, wenn er hartnäckig dabei bliebe, ein Hochverratsprozeß gemacht würde. Die Liebe zum Mittelmäßigen ist zum Prinzip erhoben. Das Volk, spricht ein Minister, „ist geeint auf der goldnen Mittelstraße; diese innezuhalten werden die Menschen durch Züchtigungen gelehrt." Es giebt keinen Studenten, der sich nicht hütete, mehr Geist zu haben, als sich gehört. Eine Philosophie ist dort nicht möglich, wo die Gesetze das ganze Leben bis auf die kleinsten Einzelheiten im voraus geregelt haben, und wo alle materiellen Interessen zusammenwirken, das Denken zu ersticken. Ihre ganze Litteratur [soweit sie nicht in leerem Wortkram besteht] ist Nützlichkeitslitteratur; unter anderm schätzen sie die Statistik. Monumentale Bauwerke haben sie nicht; sie sind zu gute Rechner, um auf die Errichtung eines Gebäudes mehr Kapitalien zu verwenden, als nötig ist. Gobineau

*) Mit den Genfer Moralisten sind ohne Zweifel die Kalvinisten gemeint.

Digitized by Google

schließt mit der Bemerkung, daß das, was die Sozialisten anstreben, nichts andres sei als der Chinesenstaat, daß der Sozialismus bei folgerichtiger Durchführung auch die despotische Zentralbehörde nicht entbehren könne, und daß seinem, Gobineaus, Geschmack nach selbst der höchste Grad allgemeinen materiellen Wohlbefindens mit dem Opfer der Persönlichkeit und aller höhern, aller geistigen, sittlichen und ästhetischen Güter zu teuer erkauft sein würde.

Ähnlich wie Gobineau haben ja seitdem Unzählige das Chinesentum charakterisiert. Aber es schien uns zeitgemäß, von dieser vor fünfundvierzig Jahren entworfnen, ziemlich erschöpfenden Charakteristik wenigstens die Umrisse wiederzugeben, weil wir in neuster Zeit dem Chinesentum auf doppelte Weise: durch äußere Berührung und durch unsre innere Entwicklung, soviel näher gekommen sind. Nur muß man Gobineaus Schlußwendung durch die beiden Bemerkungen ergänzen, daß der Sozialismus nur einer der Wege ist, auf denen die Kulturvölker dem Chinesentum zusteuern, und daß sich die deutschen Sozialisten, die Gobineau gar nicht gekannt hat, um die Wissenschaft der Nationalökonomie Verdienste erworben haben, die auch von solchen anerkannt werden, die vom utopischen Zukunftsstaat nichts wissen wollen. Wie schlecht übrigens Gobineau die französischen Sozialisten seiner Zeit gekannt hat, geht aus seiner Bemerkung hervor, Fourier und Proudhon würden als Oberhäupter ihres Sozialstaats die Ehren nicht ablehnen können, die dem chinesischen Kaiser gespendet werden. Proudhon hat bekanntlich die wirtschaftliche Freiheit in dem Grade verfochten, daß er als der Schöpfer des wissenschaftlichen Anarchismus bezeichnet werden darf.

(Schluß folgt)

Zur reichsgesetzlichen Regelung des Versicherungsrechts

Von Eugen Josef in Freiburg im Breisgau

Nach den Artikeln 75 und 76 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch bleiben unberührt die landesgesetzlichen Vorschriften, die dem Versicherungsrecht und die dem Verlagsrecht angehören. Die Zusammenstellung dieser beiden Rechtsgebiete erinnert an die Behauptung des verstorbnen Reichsgerichtsrats Bähr, daß Gesetze und Frauen mit einander eine große Ähnlichkeit haben: wie nämlich die beste Frau die ist, über die man am wenigsten spricht, so ist auch

Digitized by Google

das Gesetz das beste, über das man am wenigsten (bei Gericht Recht) spricht; ein gutes Gesetz trägt eben zur Verminderung, ein schlechtes zur Vermehrung der Streitigkeiten bei. In dieser Richtung zeigen die genannten beiden Rechtsgebiete eine auffallende Verschiedenheit von einander. Man kann nämlich sämtliche Bände der Entscheidungen des Reichsgerichts und sonstiger höchster Gerichtshöfe durchblättern und findet in diesen ganzen Sammlungen nur äußerst selten einen Rechtsspruch aus dem Gebiet des Verlagsrechts; hier waltet „stille Gesetzesruh." Dagegen findet man schwerlich einen einzigen Band der Entscheidungen, worin nicht mehrere, und zwar meist recht verwickelte Rechtsfragen aus dem Gebiet des Versicherungsrechts entschieden werden. Nach dem erwähnten Grundsatze müssen also die jetzt bestehenden Vorschriften über das Verlagsrecht ein vorzügliches, die über das Versicherungsrecht dagegen ein sehr mangelhaftes Gesetz sein. Nun haben aber die Vorschriften des Einführungsgesetzes nur eine vorübergehende Bedeutung, da die reichsgesetzliche Regelung der genannten Gebiete beabsichtigt ist, und wir voraussichtlich in wenigen Jahren ein einheitliches Verlags- und Versicherungsrecht haben werden. Das neue Recht wird aber selbstverständlich kein neu gemachtes sein, sondern teilweise nur das bestehende Recht wiedergeben oder auf einer Fortbildung des letzten beruhen. Einige Bemerkungen über die jetzt bestehenden Vorschriften sind daher am Platze.

Versicherungsverträge unterscheiden sich von andern Verträgen in einem sehr wichtigen Punkte, nämlich darin, daß die Vertragschließenden einander nicht als gleich starke und gleich einsichtige Rechtssubjekte gegenüberstehen, vielmehr der Versicherte wohl ausnahmslos der wirtschaftlich Schwächere und minder Einsichtige ist, der keinerlei Bedingungen zu stellen, sondern nur die feststehenden Bedingungen des Versicherers anzunehmen hat. Der Versicherer ist nicht eine Einzelperson, sondern ein Verein, eine Anstalt oder meistens eine Aktiengesellschaft; die privatrechtlichen Beziehungen zwischen den Versicherten und dem Versicherer werden gegenwärtig nicht durch das Gesetz, auch nicht durch jedesmalige Sonderverträge geregelt, sondern durch die „allgemeinen Bedingungen" und „Statuten" der Versicherungsgesellschaften, Anstalten usw., diese sind nicht bloß Vertragspartei, sondern in einer Person Gesetzgeber und Vertragspartei. Selbstverständlich haben die eignen Interessen der Gesellschaften (im folgenden sollen der Kürze halber immer nur die Aktiengesellschaften erwähnt werden) in den als „allgemeine Bedingungen" und „Statuten" bezeichneten Sondergesetzen vorzugsweise Berücksichtigung gefunden, und dies schließlich in einem Maße, daß das dadurch geschaffne formelle Recht von den Versicherten als eine Verletzung von Recht und Billigkeit empfunden wird. Denn die Gesellschaften haben die Vertragsfreiheit benutzt, um die Versicherungsnehmer zur Unterwerfung unter die „allgemeinen Bedingungen" zu bringen; der freie Wettbewerb ist auf dem Gebiete des Versicherungsrechts bedeutungs-

Digitized by Google

los, da die Gesellschaften trotz aller Konkurrenz, die sie einander machen, in einer gewissen Verbindung gegen die eine Versicherung suchende Person stehen, sodaß man bei sämtlichen Gesellschaften im wesentlichen dieselben Bedingungen findet, von denen sie nicht abgehen, und denen man sich fügen muß, wenn man überhaupt versichert sein will. Eine solche Ausbeutung der Vertragsfreiheit widerspricht aber dem die heutige Gesetzgebung beherrschenden „sozialen Zuge."

Derselbe Gedanke, der insbesondre den Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuchs und des Handelsgesetzbuchs über den Dienstvertrag und über die Handlungsgehilfen zu Grunde liegt, daß nämlich überall, wo die Vertragschließenden einander nicht gleich stark und gleich einsichtig gegenüberstehen, die Regelung ihrer Angelegenheiten nicht ihrer freien Vereinbarung zu überlassen ist, daß vielmehr der Gesetzgeber für den minder Starken und minder Einsichtigen zu sorgen hat, derselbe Gedanke muß auch ganz besonders auf dem Gebiete des Versicherungswesens maßgebend sein. Wenn, wie die folgenden Erörterungen ergeben werden, die Gesellschaften die durch den fortgesetzten Betrieb des Versicherungsgeschäfts erworbnen Kenntnisse aller Fragen, die zu Zweifeln Anlaß bieten, dazu benutzt haben und immer wieder benutzen können, um allmählich alle Schwierigkeiten in ihren „allgemeinen Bedingungen" zu Ungunsten der Versicherten zu regeln, so muß verlangt werden, daß hier die Vertragsfreiheit gänzlich oder doch in weitestem Umfang beseitigt werde, und daß Versicherungsverträge lediglich nach Maßgabe des Gesetzes geschlossen werden. Es ist wirklich nicht abzusehen, warum nicht der Feuerversicherungsvertrag kurz dahin lautet: „Die Aktiengesellschaft A zu B versichert die in der Anlage bezeichnete, im Hause N X zu Y befindliche Habe des C auf die Zeit vom 1. Januar 1900 bis 1. Januar 1905 gegen Feuersgefahr gegen eine Vergütung von jährlich zwanzig Mark." Welche Rechte und Pflichten dem einen wie dem andern Teil entstehen, wie sich der Versicherte beim Vertragsschluß und im Lauf des Vertrags, insbesondre bei Brandschaden zu verhalten hat, an wen, wann und nach welchem Maßstab jeder Teil Zahlungen zu leisten hat, unter welchen Voraussetzungen ein Rücktritt vom Vertrag oder eine Verwirkung der Vertragsrechte eintritt: das alles muß sich ausschließlich durch das Gesetz bestimmen, dessen zwingende Vorschriften nicht beseitigt werden können durch die gegenwärtig beliebten fünfzig und mehr klein gedruckten Paragraphen, die der Versicherte nicht liest oder sich doch wenigstens nicht in allen Einzelheiten klar macht, selbst wenn er geschäftsgewandt ist, am wenigsten aber, wenn er zu der großen Menge der minder Gewandten und minder Gebildeten gehört. Jene klein gedruckten Bestimmungen erwecken thatsächlich oft den Eindruck, als handle es sich um Fußangeln, die dem Versicherten gelegt werden, damit sich die Gesellschaft durch sie ihrer Zahlungspflicht entziehen kann. Dies soll an einigen Fragen gezeigt werden, deren Regelung durch das Gesetz in

Digitized by Google

einem die Interessen der Versicherten berücksichtigenden Sinne dringend notwendig ist.

1. Die Aktiengesellschaften werden nach dem Gesetz vertreten durch ihren Vorstand; nur die von diesem oder diesem gegenüber abgegebnen Willenserklärungen sind für die Gesellschaft verbindlich. Andrerseits kommen thatsächlich die Vorstandsmitglieder mit den Versicherten weder beim Abschluß, noch während der Dauer des Versicherungsvertrags in irgend welche direkte Berührung; der Versicherungslustige verhandelt nicht mit dem Vorstande, auch nicht mit dem von diesem (für die Provinz oder den Bundesstaat) mit weitgehenden Vertretungsbefugnissen bestellten sogenannten Generalagenten; der Versicherungslustige hat vielmehr lediglich mit dem „Agenten" der Gesellschaft zu verhandeln, den diese in jeder Kleinstadt hat. Bei diesem Agenten werden die Versicherungsanträge eingebracht, mit ihm allein werden die Einzelheiten der beabsichtigten Versicherung besprochen, vor ihm oder — was das gewöhnliche ist — sogar von ihm werden die von der Gesellschaft vorgelegten Fragebogen ausgefüllt; nur durch ihn händigt die Gesellschaft dem Versicherten die Versicherungsurkunde aus; an ihn werden die Zahlungen geleistet, und er nimmt alle während der Dauer der Versicherung zu erstattenden Anzeigen entgegen, schreitet auch für die Gesellschaft bei dem Eintritt des Brandschadens ein; kurz in den Augen des Versicherten ist dieser Agent der Vertreter der Gesellschaft, und er gebärdet sich auch als solcher. Das zeigt sich, wie erwähnt, schon beim Abschluß des Vertrags: der Agent legt dem Versicherungslustigen die bekannten Fragen vor und nimmt die Beantwortung der Fragen (nach dem Lebensalter der Großeltern und dem Gesundheitszustand aller Vettern und Basen, früher erlittnem Brandschaden usw.) entgegen; gewöhnlich — namentlich gegenüber minder Geschäftsgewandten — trägt er die ihm vom Versicherungslustigen gegebnen Antworten in das Formular ein; ja oft genug überläßt der letzte das von ihm unausgefüllt unterschriebne Formular dem Agenten mit dem Auftrage, es nachträglich nach den wahrheitsgemäß abgegebnen Antworten auszufüllen.

Nun hat aber der Agent — seiner Provision wegen — das höchste Interesse an dem Zustandekommen der Versicherung; er ist daher geneigt, die vom Versicherungslustigen gegebnen Antworten und die von ihm gewünschte Auskunft über den Sinn und die Tragweite der im Fragebogen und in den zugleich mitgeteilten „allgemeinen Bedingungen" enthaltnen Vorschriften möglichst so zu erledigen, daß nur ja die Gesellschaft den Antrag nicht ablehnt; die vom Versicherungslustigen wahrheitsgemäß gegebne Auskunft, daß seine Großmutter oder zwei seiner Nichten an „Auszehrung" gestorben seien, oder daß er schon vor sieben Jahren in einem benachbarten Bundesstaat Brandschaden erlitten habe, und die dieserhalb etwa vom Versicherungslustigen geäußerten Bedenken weist der Agent als unbeachtlich zurück, weil wohl der Tod andrer Familienmitglieder an „Schwindsucht," nicht aber an „Auszehrung,"

Digitized by Google

und Brandschaden im „Ausland“ überhaupt nicht in Betracht komme; auch Vergeßlichkeit und Mißverständnis des Agenten hindern oft die Aufnahme der wahrheitsgemäß vom Versicherten erteilten Auskunft in das Antragsformular; und schließlich gehören zuweilen auch manche Agenten der Versicherungsgesellschaften zu den Leuten, von denen das (in der Provinz Schlesien noch jetzt giltige) Patent vom 26. November 1704 sagt, daß sie „durch verbottne Kniffen ungewißenhaften Gewinn“ suchen.

Das Rechtsgefühl erfordert nun, daß die Gesellschaft die gegenüber dem Agenten und die vom Agenten abgegebnen Erklärungen als von ihr und ihr gegenüber abgegeben und die vom Agenten gemachten Wahrnehmungen als von ihr selbst gemacht anerkennt; denn der Agent ist thatsächlich das Organ der Gesellschaft, und zwar das Organ, mit dem der Versicherungslustige allein in Berührung kommt; die Gesellschaft bedient sich des Agenten als ihres Gehilfen und hat daher nach gesundem Rechtsgefühl und allgemeinen Rechtsgrundsätzen die Maßnahmen und Wahrnehmungen des Agenten als verpflichtend gelten zu lassen; der Versicherungslustige kann, nachdem er dem Agenten die erforderte Auskunft wahrheitsgemäß erteilt hat, darauf vertrauen, daß dieser Angestellte der Gesellschaft das Antragsformular wahrheitsmäßig ausfüllen werde, und es trifft den ersten kein Verschulden, wenn er unter solchen Umständen die Nachprüfung des Formulars unterläßt. In der That neigte die Rechtsprechung lange Zeit zu dieser Auffassung; alsbald aber trat der oben hervorgehobne Mißstand ein, daß die Gesellschaften eine derartige dem Recht und der Billigkeit entsprechende Auslegung durch besondre Bestimmungen der „allgemeinen Bedingungen“ und der Antragsformulare unmöglich machten. In die letzten wurde, um diese Folgerung zu beseitigen, die Bestimmung aufgenommen: „Die Fragen sind wahrheitsgemäß durch den Antragsteller zu beantworten, und bleibt der letztere für die Richtigkeit der Antworten und deren Vollständigkeit verantwortlich, auch wenn ein andrer deren Niederschrift für ihn bewirkt“; sowie ferner: „Ich erkläre zugleich, daß mir die allgemeinen Bedingungen der Gesellschaft für die von mir beantragte Versicherung bekannt sind und unterwerfe mich denselben.“ Und diese „allgemeinen Bedingungen“ bestimmen nun gleichfalls: „Für die Richtigkeit und Vollständigkeit der gemachten Angaben ist der Versicherungsnehmer allein verantwortlich, auch wenn dieselben von einem Vertreter der Gesellschaft oder sonst einem Dritten niedergeschrieben sind.“

Zu welchen unbilligen Folgerungen diese Bestimmungen führen, zeigt ein neuerdings veröffentlichtes Urteil des Reichsgerichts: Der Versicherungslustige hatte dem Agenten der Versicherungsgesellschaft wahrheitsgemäß mitgeteilt, daß er einen Bruch habe, schon früher körperliche Verletzungen erlitten und bei einer andern Gesellschaft auch eine Unfallversicherung genommen habe; er unterschrieb sodann den unausgefüllten Fragebogen und übertrug dem Agenten die Ausfüllung; der Agent füllte die in den gedachten Richtungen gestellten Fragen

Digitized by Google

verneinend, also wahrheits- und auftragswidrig, aus. Als der Versicherte, nachdem er Jahre lang seine Beiträge bezahlt hatte, verunglückt war und die Versicherungssumme verlangte, wurde seine Klage vom Reichsgerichte abgewiesen, weil, wie die Gesellschaft mit Erfolg einwandte, die Beantwortung jener Fragen in dem der Gesellschaft vorgelegten Fragebogen wahrheitswidrig erfolgt sei, der Versicherte sich aber auf die dem Agenten selbst wahrheitsgemäß erfolgte Beantwortung nicht berufen könne, weil der Agent nicht Vertreter der Gesellschaft, sondern nur Vermittler zwischen ihr und den Versicherungsnehmern sei, seine Wahrnehmungen und Maßnahmen daher für die Gesellschaft unverbindlich seien; dies folge aus dem (oben mitgeteilten) Inhalt der „allgemeinen Bedingungen" und des Antragsformulars.

Zur Vermeidung derartiger Folgerungen muß in dem zukünftigen Reichsgesetz die Rechtsstellung der Agenten, deren sich die Gesellschaft im Verkehr mit den Versicherungsnehmern bedient, gesetzlich dahin festgelegt werden, daß dem Agenten eine der Beschränkung durch die Gesellschaft entzogne gesetzliche Vertretungsbefugnis (ähnlich wie die der Prokuristen und Handlungsbevollmächtigten) beigelegt wird, dergestalt, daß Handlungen und Wahrnehmungen des Agenten als die der Gesellschaft gelten. Freilich kann dann die Gesellschaft durch leichtsinnige und böswillige Agenten schwer geschädigt werden; allein es ist gerechter und allgemeinen Rechtsgrundsätzen entsprechend, daß nicht der Versicherte, sondern daß die Gesellschaft diesen Schaden trägt, da sie sich des Agenten als ihrer Hilfskraft bedient; der Versicherte hat auf die Auswahl des Agenten keinen Einfluß, während für die Gesellschaft hierin ein Sporn zu größerer Sorgfalt bei der Auswahl dieser ihrer Angestellten liegt. Zur Beleuchtung des gegenwärtigen Rechtszustandes diene noch der einem andern Urteil des Reichsgerichts zu Grunde liegende Sachverhalt: Der Versicherungslustige überließ wie gewöhnlich dem Agenten die Ausfüllung des Antragsformulars, und obwohl sich der Agent an Ort und Stelle überzeugt hatte, daß das zu versichernde Gebäude nur einen Meter vom Nachbargrundstück entfernt lag und von diesem durch keine Brandmauer geschieden wurde, trug er wahrheitswidrig bei der Ausfüllung des Formulars ein, daß die Entfernung vier Meter betrage und eine Brandmauer da sei. Demnach verweigerte die Gesellschaft die Auszahlung der Brandentschädigung, weil die Beantwortung der Fragen in dem vom Versicherten unterzeichneten Fragebogen wahrheitswidrig erfolgt sei! Das Reichsgericht hat in diesem Fall den Einwand der Gesellschaft verworfen; allein gerade das Schwanken der Rechtsprechung weist darauf hin, wie notwendig hier eine gesetzliche Regelung der Verhältnisse ist. Da ferner die vom Versicherungslustigen zu beantwortenden Fragen sehr ausgedehnter Art sind, sodaß ein Versehen leicht unterläuft, und der Agent sie wegen seiner größern Erfahrung in ihrer Bedeutung besser würdigt als der Versicherungsnehmer, so wäre eine gesetzliche Vorschrift wünschenswert, daß

Digitized by Google

die Ausfüllung der Fragebogen nicht durch den Versicherungsnehmer, sondern durch den Agenten zu erfolgen hat, und daß ferner eine von jenem dem Agenten erteilte unrichtige Auskunft keine Rechtsnachteile zur Folge hat, wenn sie eine unwesentliche Frage betrifft, oder wenn der Agent die Unrichtigkeit der erteilten Auskunft bei gehöriger Aufmerksamkeit hätte erkennen können.

2. Eine besondre Form ist für den Versicherungsvertrag, da er fast immer Handelsgeschäft ist, nicht vorgeschrieben; es liegt aber in der Natur der Sache, daß die Schriftform das Versicherungsgeschäft beherrscht, die gegenseitigen Rechte und Pflichten sich also nach der für jeden Vertrag ausgestellten Versicherungsurkunde (Police) und den darin angezognen Vorschriften bestimmen. Nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen wäre hierdurch der Versicherte nicht gehindert, sich auch auf die der Ausstellung der Police vorangegangnen mündlichen Abmachungen zu berufen, die er mit dem Agenten getroffen hat; denn wenn die zur Ausstellung dieser Urkunde zuständige Stelle der Gesellschaft die mündlichen Abmachungen nicht in die Urkunde aufnimmt, obwohl sie nach der Absicht des Versicherungsnehmers wie des Agenten verbindlich sein sollten, so widerspricht die Urkunde eben insofern dem wahren Willen der Vertragschließenden; und nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen ist nicht der unvollständig niedergeschriebne, sondern der — sei es auch nur mündlich vereinbarte — wahre Wille entscheidend. Weiter lautet ein feststehender Rechtssatz dahin, daß in einem längere Zeit geübten thatsächlichen Verhalten der Vertragschließenden, das den Festsetzungen des Vertrags widerstreitet, die stillschweigende Änderung des Vertrags gefunden werden kann. Diese völlig unbestrittnen Rechtssätze brachte die Rechtsprechung ursprünglich auch auf dem Gebiet des Versicherungsrechts zur Anwendung. Hatte also der Agent dem Versicherten vor dem Abschluß des Versicherungsvertrages Zusagen gemacht, die der Vorstand sodann (weil der Agent sie ihm nicht mitgeteilt) in die Versicherungsurkunde nicht aufgenommen hatte, so verneinten die Gerichte die Rechtsgiltigkeit des ganzen Vertrages und hiermit die Verpflichtung des Versicherten zur Prämienzahlung, wenn die Gesellschaft sich durch jene mündlichen Zusagen ihres Agenten nicht für gebunden erachtete; und enthielten die in der Versicherungsurkunde angezognen „allgemeinen Bedingungen“ die Vorschrift, daß der Versicherte die „Prämien“ zur Verfallzeit dem Agenten in dessen Behausung zu bringen habe, während der Agent thatsächlich Jahre hindurch die fälligen Prämien vom Versicherten abholte, so nahmen die Gerichte an, daß durch ein solches Verhalten des Agenten das Recht der Gesellschaft auf das Bringen der Prämie beseitigt und die Bringschuld in eine Holschuld verwandelt sei; daß aber allermindestens ein schuldbarer Verzug des Versicherten ausgeschlossen sei, wenn dieser durch jenes Verhalten des Agenten in den Glauben versetzt ist, er werde auch weiter die Prämien abholen, und deshalb davon absah, sie ferner dem Agenten in das Haus zu bringen.

Digitized by Google

Auch hier trat indes bald jener oben hervorgehobne Mißstand ein: Zur Beseitigung der dem Gesetz und der Billigkeit entsprechenden Folgerungen nahmen die Gesellschaften in ihre Antragsformulare und in die „allgemeinen Bedingungen" Bestimmungen dahin auf: daß sich die Verpflichtung der Gesellschaft lediglich nach dem Inhalt der Versicherungsurkunde bestimme, und daß sich der Versicherte diesem gegenüber auf mündliche Abmachungen mit dem Agenten so wenig berufen könne, wie auf thatsächliche Abweichungen des Agenten von dem Inhalt der allgemeinen Bedingungen; das heißt mit andern Worten: nicht der wahre Wille, wie er mündlich oder schriftlich vor dem Vertragsschluß zum Ausdruck gekommen ist, soll entscheidend sein, sondern der unvollständig zum Vorteil der Gesellschaft zum Ausdruck gebrachte Wille, und dies selbst dann, wenn nachträglich zweifellos ein entgegengesetzter Wille bethätigt ist, sodaß der Versicherte verständigerweise glauben mußte, der Vertrag sei nachträglich geändert. Ob auch unter der Geltung des Bürgerlichen Gesetzbuchs, das wiederholt hervorhebt, daß die Auslegung von Verträgen und die Erfüllung von Verbindlichkeiten so zu erfolgen habe, wie Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte es erfordern, derartige Festsetzungen der „allgemeinen Bedingungen" für giltig werden erachtet werden, kann wirklich zweifelhaft sein; eben deshalb empfiehlt es sich, die Zulässigkeit dieser „allgemeinen Bedingungen" schlechthin auszuschließen, um jeder Möglichkeit einer solchen „exorbitanten Jurisprudenz" entgegenzutreten.

3. Nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen kann die Person, die einen bestimmten Schuldbetrag anerkennt, die Zahlung nicht deshalb verweigern, weil der Gläubiger außer diesem unstreitigen Betrag noch einen höhern Betrag verlangt; thut der Schuldner dies dennoch, so gerät er in Zahlungsverzug, sodaß er den anerkannten Betrag sofort zu verzinsen hat; und klagt der Gläubiger nun den gesamten Betrag ein, so wird der Schuldner zur sofortigen Zahlung des von ihm anerkannten, also unstreitigen Betrags durch vollstreckbares Teilurteil verurteilt, sodaß Gegenstand des Rechtsstreits dann nur noch der bestrittne Teil der Forderung ist, die dem Gläubiger mit Zinsen vom Tage des Verzugs zugesprochen wird; denn dadurch, daß der Schuldner die Zahlung rechtswidrig verzögert, darf er keinen Vorteil, der Gläubiger keinen Nachteil haben. Diese so überaus klaren und selbstverständlichen Rechtssätze wurden auch gegen die Versicherungsgesellschaften angewandt, und es ist interessant zu beobachten, daß diese selbst hier die berechtigten Interessen der Versicherten durch jene klein gedruckten „allgemeinen Bedingungen" zu schmälern unternahmen. In den letzten findet man nämlich gewöhnlich eine Bestimmung des Inhalts: „Die Entschädigungssumme ist dem Versicherten binnen Monatsfrist, nachdem ihr gesamter Betrag und die Zahlungspflicht der Gesellschaft durch Anerkenntnis beider Teile, Vergleich oder rechtskräftiges Urteil festgestellt ist, zu zahlen." Der Versicherungslustige findet, selbst wenn er noch so geschäfts-

Digitized by Google

kundig ist, in dieser unscheinbaren Bestimmung nichts auffälliges; und die Gesellschaft bezeichnet als Zweck: der Versicherte solle dadurch angehalten werden, seinen gesamten Schaden auf einmal zu berechnen und der Feststellung keine Hindernisse noch Verzögerungen in den Weg zu legen. In Wahrheit erhält die Gesellschaft hierdurch ein Mittel, die Zeit der Erfüllung ihrer Verbindlichkeit beliebig hinauszuschieben und sich auf Kosten des Versicherten zu bereichern; und die Gesellschaften haben von diesem Mittel oft in so frivoler Weise Gebrauch gemacht, daß das Reichsgericht mehrfach diese Vorschriften der „allgemeinen Bedingungen" als den guten Sitten widersprechend und darum für nichtig erklärt hat.

In einem Falle klagte der gänzlich abgebrannte Versicherte die Brandschadensumme mit rund 130000 Mark ein; die Gesellschaft erkannte nur den Betrag von 80000 Mark an, während sie den Mehrbetrag bestritt. Das Landgericht erließ gemäß den oben gedachten gesetzlichen Bestimmungen ein vollstreckbares Teilurteil, durch das die Gesellschaft zunächst zur sofortigen Zahlung der anerkannten 80000 Mark verurteilt wurde; und gegen dieses Teilurteil legte die Gesellschaft Berufung und schließlich Revision an das Reichsgericht ein, weil sie durch die oben wörtlich wiedergegebne Bestimmung der „allgemeinen Bedingungen" zur Zahlung selbst des anerkannten Betrags nicht verpflichtet sei, bevor der Gesamtbetrag der Entschädigung durch Vergleich oder rechtskräftiges Urteil endgiltig festgestellt sei. In würdiger Weise hat das Reichsgericht unter Verwerfung der Revision darauf hingewiesen, daß die von der Gesellschaft beliebte Auslegung der allgemeinen Bedingungen nicht dazu führen dürfe, „daß es in die Hand der Gesellschaft gelegt wird, durch Führung von Prozessen über einen Teil der Entschädigung und möglichste Ausdehnung der Prozesse sich auf Kosten der Versicherten erheblich zu bereichern und die bei völligen oder fast völligen Brandschäden meist gegebne Notlage des Versicherten zu einer Verkürzung desselben mittels Hinwirkung auf weitgehende, sonst nicht gerechtfertigte Verzichte auszubeuten." Das Reichsgericht erachtete eine solche Ausnützung von Vorschriften der allgemeinen Bedingungen als den guten Sitten widerstreitend, weil die Gesellschaft die Notlage des abgebrannten Versicherten als Druckmittel benütze, um ihn durch Verweigerung des anerkannten Betrages zur Aufgabe der weitern, von ihr bestrittnen Ansprüche zu nötigen.

In einem andern dem Reichsgericht vorgelegten Fall hatte der Versicherte eine Brandschadensumme von 11527 Mark 10 Pfennigen verlangt; die Gesellschaft hatte den Betrag auf 11006 Mark 61 Pfennige anerkannt, verweigerte aber wegen des geringfügigen Unterschieds von 521 Mark 49 Pfennigen die Auszahlung der anerkannten 11006 Mark 61 Pfennige und nötigte den Versicherten zu einem Prozeß, der mehrere Jahre dauerte; sie wurde zur Zahlung des ganzen eingeklagten Betrags mit Zinsen vom Tage der Zahlungsweigerung

Digitized by Google

verurteilt, obwohl sie jede Zinszahlungspflicht unter Hinweis auf jene oben wiedergegebne Vorschrift der „allgemeinen Bedingungen" bestritt, wonach sie zur Zahlung des Brandschadens nicht früher verpflichtet sei, bevor er in ganzer Höhe rechtskräftig festgestellt ist, sodaß sie bis dahin nicht im Zahlungsverzug, folglich auch zur Zahlung von Zinsen nicht verpflichtet sei. Auch hier hat das Reichsgericht jene Bestimmung der „allgemeinen Bedingungen" als den guten Sitten widerstreitend und darum nichtig erklärt. Wie oben gezeigt, erhält die Gesellschaft durch diese Bestimmung ein Mittel, die Zeit der Erfüllung ihrer Verbindlichkeit beliebig hinauszuschieben, indem sie in frivoler Weise das Zustandekommen einer Vereinbarung über die Schadenshöhe verhindert, den Versicherten zur Klage nötigt und die Beendigung des Rechtsstreits verzögert. Der Versicherte ist aber, wie das Reichsgericht hervorhebt, eben weil ihm selbst der anerkannte Teilbetrag vorenthalten wird, oft gar nicht in der Lage, den Rechtsschutz anzurufen und so genötigt, sich willkürliche Abzüge gefallen zu lassen. Übrigens zeigt auch in dieser Frage die Rechtsprechung Schwankungen, und gerade der Umstand, daß die Gesellschaften in ihren „allgemeinen Bedingungen" zu so bedenklichen Mitteln greifen, um zu ihrem Vorteil die Anwendung klarer Rechtssätze zu vereiteln, läßt den Wunsch berechtigt erscheinen, jede Abweichung der Gesellschaften von den Bestimmungen des allgemeinen Rechts für unzulässig zu erklären.

(Schluß folgt)

Potemkins Dörfer

Ein Beitrag zur neusten Litteraturgeschichte von Eugen Wolff in Kiel

Zum zweitenmal ist Gerhart Hauptmann der Grillparzerpreis zuerkannt worden. Die Ehrung ist umso bedeutsamer, als die Preisrichter von der philosophisch-historischen Sektion der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien ernannt werden. Der Dichter hatte allen Grund zu gestehen: „Was mich bei dieser Ehrung hochgestimmt hat, liegt darin, daß sie von einer wissenschaftlichen Körperschaft vom Range und dem Ansehen der Wiener Akademie ausgeht. Derartige Kreise gelten im allgemeinen mit Recht oder Unrecht in Kunstdingen für etwas zopfig und reaktionär."

Man könnte einwenden, daß die Preisrichter zum größten Teil nicht selbst der Akademie der Wissenschaften angehören, sondern nur von ihr mit dem Auftrag betraut sind, ein dramaturgisches Urteil zu fällen; dennoch bleibt ein

Digitized by Google

akademischer Anstrich mittelbar dem Preisgericht erhalten. Damit hat der Naturalismus also die akademischen Weihen empfangen. Die Maßnahme wirkt umso herausfordernder, als sie gegen den Geist der Grillparzerstiftung offenkundig verstößt: denn konnte man Hauptmanns „Hannele" noch möglicherweise eine gewisse Berührung mit Grillparzers Geist zugestehen, so werden selbst die Hauptmannschwärmer sans phrase nicht die Behauptung wagen, der jetzt preisgekrönte „Fuhrmann Henschel" entspreche den Anforderungen, die Grillparzer an die dramatische Dichtkunst stellte.

Noch ungewöhnlicher wird die akademische Gönnerschaft für den äußersten Naturalismus durch das „Bankett," das angeblich die philosophisch-historische Sektion der Wiener Akademie zu Ehren des Dichters veranstaltete. Zwar blieb in den über dieses Ereignis in alle Welt gesandten Drahtmeldungen ein Widerspruch bestehen, indem bald von einer ausdrücklichen Veranstaltung der Akademie, bald von einer persönlichen Einladung durch den Präsidenten die Rede war. Wir halten den Unterschied für sehr bedeutsam und sähen gern amtlich festgestellt, ob die Akademie der Wissenschaften oder ihre philosophisch-historische Sektion wirklich als solche den Festabend veranlaßt hat, oder ob diese Behauptung nur der lebhaften Phantasie von Hauptmanns guten Freunden entsprungen ist. Was nämlich als persönlicher, privater Schritt des Akademiepräsidenten eine begreifliche, rein familiäre Liebenswürdigkeit wäre, das würde als Maßnahme der Akademie wenigstens in der Geschichte der deutschen wissenschaftlichen Akademien ohne gleichen dastehen und, im Fall die Litteraturgeschichte über den „Fuhrmann Henschel" erheblich weniger günstig urteilen sollte als Hauptmanns Wortführer, eine unsterbliche Bloßstellung der gelehrten Körperschaft bedeuten.

Weit genug hat sich jedenfalls ein bestimmter wissenschaftlicher Kreis für Gerhart Hauptmann vorgewagt. Im Wiener Grillparzerpreisgericht sitzt auch ein Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften; dieses hat seiner Zeit auch der Berliner Schillerpreiskommission angehört, die sich bekanntlich das letztemal gleichfalls, wennschon vergeblich, für die Preiskrönung Hauptmanns aussprach. Wir zweifeln nicht, daß sich diese Versuche im laufenden Jahre wiederholen werden. Wir müssen uns ferner erinnern, daß zum Grillparzerpreisgericht auch der neue Burgtheaterdirektor gehört hat, der früher als eifrigster Verfechter der Hauptmannschen Sache in der Berliner Kritik wirkte. Er war auch unter den Rednern auf dem angeblich akademischen Hauptmannbankett und hob — nach einer Zeitungsmeldung — hervor, „welch großen Einfluß der von Wien ausgegangne deutsche Sprachforscher Wilhelm Scherer auf Gerhart Hauptmann ausgeübt habe." Gleichzeitig stattete er seinen Dank dafür ab, daß Hauptmann ihm zum „ersten großen litterarischen Sieg als Direktor des Burgtheaters verholfen habe."

Wir glauben nicht, daß der Redner so kühn war, wirklich von einem „Einfluß" Scherers auf Hauptmann zu sprechen; aber wenn er offenbar die

Digitized by Google

beiden Namen in irgend eine Beziehung zu einander gesetzt hat, so werden wir damit an die hervorstechende Thatsache erinnert, daß es die Schererſche Schule in Wien und Berlin ist, die die Leibgarde Hauptmanns im Theater, in der Presse, in wissenschaftlichen und akademischen Kreisen wie in den Preisgerichten darstellt. Ist doch auch gerade der eigentliche Mittelpunkt der heutigen „Hauptmannbewegung," der Direktor des Deutschen Theaters in Berlin, aus der unmittelbaren Schule Scherers hervorgegangen. Und in der That begegnen wir immer demselben Kreise, im wesentlichen sogar denselben Personen. Die ersten Bühnen von Berlin und Wien schlagen in Hauptmanns Namen ihre Entscheidungsschlachten: ihre Leiter sind vertraute Schüler Scherers. Ein gewisser Teil der Berliner Presse hat, begünstigt durch die materialistische Zeitströmung, Hauptmann in Mode gebracht. Von wem ging innerhalb der Presse diese Wirkung aus? Von denselben beiden Angehörigen der kleinen, aber einflußreichen Schule! Wie keine poetische Richtung nach Gottscheds Tagen genießt Hauptmanns Dichtweise den Schutz bestimmter wissenschaftlicher Kreise: der Nachfolger Scherers, der dritte Freund im engern Berliner „Schererkreis," hat vor allem der Schwärmerei für Hauptmann einen wissenschaftlichen Anstrich gegeben. Ihm sind wir auch schon in den Preisgerichten sowohl in Berlin wie in Wien begegnet, hier sogar neben einem zweiten aus dem Kleeblatt. Man könnte in gewissem Sinne an Potemkins Dörfer denken: der Uneingeweihte glaubt immer neue Scharen huldigenden Volks zu sehen, während es in Wirklichkeit an jeder Station dieselben Arrangeure, dieselben Statisten sind.

Unter solchen Umständen wird es gerade für unabhängige Vertreter der Litteraturwissenschaft doppelt Pflicht, unbeirrt von der Parteien Gunst und Haß, zum Modenaturalismus Stellung zu nehmen. Ist doch auch von dieser Seite am ehesten eine Klärung der trüben Tagesmeinung zu erwarten. Auf den andern in Betracht kommenden Gebieten hat das Faustrecht zu weiten Boden gewonnen: im Theater thun es ein paar Dutzend jugendkräftige Fäuste des jüngstdeutschen Gefolges mit ihrem Beifallstosen, auch in der Presse werden die zurückhaltenden Äußerungen der wenigen selbständigen Kritiker durch das faustdick aufgetragne Lob übertönt. Allerorten werden durch dieses große Lärmen der Gleichgiltige und der Unselbständige hypnotisiert und terrorisiert; andrerseits stehn rücksichtslosen Vorkämpfern gar manche Mittel zu Gebote, den unbequemen Gegner nach den Regeln des Faustrechts niederzuschmettern. Nur die geschichtliche Wahrheit läßt sich weder überschreien noch aus der Welt schaffen.

Da helfen nichts manche seit Jahr und Tag ausgestreuten, vorbereitenden Notizen, nichts die überschwänglichen Berichte über den Eindruck der Vorlesung im Freundeskreis, nichts die erstaunlichen Kraftleistungen der freiwilligen Parteiklaque, die mit ebenso viel Lungen- und Händekraft ihren Abgott — unter Zerstörung jeder innern, künstlerischen Wirkung — hervordonnert, wie sie die

Digitized by Google

unbequemen Mitbewerber niederzischt oder niederrezensiert. Da helfen nichts die geschickten Auffrischungen des Interesses durch Erzählungen über die Modelle des Dichters oder über rein persönliche Verhältnisse. Einstweilen hat freilich eine derartige Mache ihre Schuldigkeit gethan, aber leise und schüchtern verbreitet sich schon die Kunde, daß „Fuhrmann Henschel" dem Wiener Publikum nicht gefallen hat! Und doch konnte kein Regisseur der Erde dem Stücke eine glänzendere „Inszenesetzung" bereiten, als sie ihm — sagen wir: ein Zusammentreffen glücklicher Zufälle bescherte. Aber die Macher sind auch hier geschickt gewesen. Kaum sind die Viktoriaschüsse über den Berliner „Sensationserfolg" verklungen, als — wenige Tage vor der Aufführung am Wiener Burgtheater — dem Fuhrmannsdrama der Grillparzerpreis — unter Mitwirkung des Burgtheaterdirektors — verliehen wird. Dann am Vorabend der Aufführung die wie Lauffeuer verbreitete Kunde von der Einladung des Dichters zu einer angeblich von der Akademie veranstalteten Begrüßungsfeier. Kaum liegen die ersten kurzen Nachrichten über den Eindruck der Aufführung vor, als auch schon die Festberichte über das angeblich akademische Bankett alle Kritik in den Hintergrund drängen, zumal da ja der Direktor des Burgtheaters in seiner Bankettrede bescheiden genug war, Hauptmann für den ersten, angeblich großen litterarischen Sieg zu danken, zu dem der Dichter ihm als Direktor verholfen habe.

Inzwischen erschien auch die Gedächtnisrede im Druck, die der Direktor des Deutschen Theaters in Berlin auf Theodor Fontane gehalten hat — mehr als auf diesen eigentlich eine Lobrede auf die Autoren des Deutschen Theaters. Daß die Briefstellen, die Fontane als einen Mitstreiter der Hauptmannkompagnie und gar als einen Verehrer Sudermanns hinstellen sollen, in ihrer Liebenswürdigkeit gegen den als entschiedensten Vorkämpfer Hauptmanns bekannten Adressaten nur ein einseitiges Bild von Theodor Fontanes Meinung geben, kann der Schreiber dieser Zeilen selbst beweisen: denn Fontane hat sich wiederholt — mündlich wie brieflich — dahin ausgesprochen, daß ihm Hauptmanns Naturalismus — bei aller Anerkennung und allem Interesse für des Dichters Talent — zuwider sei, noch unsympathischer freilich die im „Hannele" ausgeprägte jüngste Romantik. Nur das Verdienst technischer Vervollkommnung gestand er dem Naturalismus zu.

Doch haben die unbedingten Vorkämpfer Hauptmanns, die wahllos seinen Naturalismus wie seinen Symbolismus als Offenbarung der neuen Kunst ausschreien, wirklich noch nötig, sich auf Autoritäten zu berufen? Von Zeit zu Zeit sieht die Menge freilich einen solchen Alten gern als Autorität ins Feld geführt, um im Glauben an den Modegötzen eine Rückendeckung zu finden. Beweisen aber nicht die vierundvierzig Auflagen, die die „Versunkene Glocke" in zwei Jahren, die sechzehn Auflagen, die „Fuhrmann Henschel" in acht Wochen gefunden hat, daß Gerhart Hauptmann der Auserkorne des ganzen deutschen Volkes ist? Es gab eine Zeit, wo Stücke von Paul Lindau, Romane

Digitized by Google

von Georg Ebers, Epen von Julius Wolff ähnlich Mode waren — und heute? Iffland und Kotzebue herrschten auf der Bühne, als sich Schiller, Goethe und Kleist mühsam ein bescheidnes Plätzchen erobern mußten. Die geschichtliche Erfahrung spricht nicht dafür, den schwindelerregenden Tageserfolg als Wertmaß eines Kunstwerks gelten zu lassen. Im allgemeinen haben die Modewerke ihren Lohn dahin.

Für die ruhige Fortentwicklung des künstlerischen Realismus erwächst sogar aus diesem einseitigen Vorschieben des einen Modenaturalisten eine ernste Gefahr, wie denn auch die Entwicklung fast aller andern jüngern Realisten durch die Erfolgsmache für den einen Modegötzen gehemmt erscheint. Der Realismus gerät aus der künstlerischen, geistvollen Spiegelung der Wirklichkeit in eine mechanische, geistlose Nachzeichnung, die die Äußerlichkeiten als Selbstzweck, die innern Voraussetzungen und Wirkungen als gleichgiltig oder doch nebensächlich behandelt. Und die realistischen Dramatiker, die auf eignen Wegen zu der Linie vordringen, wo sich Natur und Kunst aufs innigste berühren, werden von der Modeströmung beiseite geschoben: z. B. Halbe, Hartleben u. a., die ja vielleicht im Gegensatz zu Hauptmann bisweilen mehr wagen, als sie können, aber sogar ein gut Stück Naturfrische und Humor vor ihm voraus haben. Gilt doch die ausschließliche Hauptmannschwärmerei nicht sowohl einer bestimmten künstlerischen Überzeugung als vielmehr einer bestimmten Person, die von einem die öffentliche Meinung vergewaltigenden oder mindestens einschüchternden Konventikel in Generalvertrieb genommen ist.

Der Verfasser dieser Zeilen glaubt zu solchen Erwägungen ein Recht zu haben, denn er hat zuerst als Litterarhistoriker auf gewisse fruchtbare Keime in der jüngstdeutschen Litteraturbewegung zu einer Zeit hingewiesen, wo die heutigen wissenschaftlichen Vorkämpfer Hauptmanns noch höhnisch beiseite standen und sogar in ihrem wissenschaftlichen Hauptorgan diese bedingte Sympathie mit den Jüngsten ausdrücklich getadelt wurde. So liegt denn auch unserm Protest gegen die rücksichtslose Großsprecherei dieser den Hauptmannkultus betreibenden Klique alles eher als eine Voreingenommenheit gegen Hauptmann zu Grunde: im Gegenteil bewahrt der Verfasser nur angenehme Erinnerungen an seinen kurzen persönlichen Verkehr mit dem damals noch vor Sonnenaufgang seines Ruhmes stehenden Dichter. Wodurch werden wir also abgehalten, an der kritiklosen Huldigung vor Hauptmanns Werken und insbesondre dem „Fuhrmann Henschel“ teilzunehmen?

Mit diesem Stück soll die Naturtreue der Kunst ihren Gipfel erreicht haben. Nun ja, es ist eine Art naturgetreuer Kopie des Menschen:

> Wie er räuspert und wie er spuckt,
> Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt;
> Aber sein Genie, ich meine: sein Geist
> Sich nicht auf der Wachparade weist.

Digitized by Google

Mit vollendeter Virtuosität sind nur die äußern Begleiterscheinungen und Zuthaten der Handlung wiedergegeben: nicht einmal die wesentlichen Geschehnisse selbst gelangen zu dramatischer Gestaltung, meist werden sie als geschehen erzählt. Jedenfalls ist alles als äußeres Geschehnis hingenommen: es fehlt jeder Versuch einer tiefern Motivierung aus den Charakteren, es fehlt jeder Versuch einer eigentlichen Charakterzeichnung. Wir sehen allenfalls die energielose Gutmütigkeit auf der einen, die energische Böswilligkeit auf der andern Seite; auch öder Aberglaube zuckt ein paarmal auf: aber nirgends werden uns tiefere Blicke in das menschliche Gemüt gewährt, nirgends neue Provinzen des menschlichen Herzens entdeckt. Hauptmann führt uns zu den geistig Armen, aber nicht zu denen, die das Himmelreich erben sollen: für die Geistlosigkeit entschädigt keine Gemütsfülle, in trostloser Dumpfheit brüten die Hauptgestalten dahin.

Für das Ärmliche der Handlung wie der Charaktere soll nun vielleicht im Sinne des Zolaischen Stils eine breite Schilderung des Milieus entschädigen? Allerdings wird sehr ausgiebig die Umgebung und der ganze Lebenskreis des Fuhrmanns gekennzeichnet: indes nach keiner Richtung in dem Sinne, der eine Milieuschilderung künstlerisch berechtigt und notwendig erscheinen läßt, in dem Sinne einer Motivierung der Handlung, einer Erklärung der Charaktere. Wird durch irgend eine Person des Vorderhauses: durch den Gasthofbesitzer, den Schankwirt oder dessen leichtfertige Tochter, in irgend einer Weise der Gang der Handlung beeinflußt, die Entwicklung der Charaktere, ihr Wesen oder ihr Treiben bestimmt oder wenigstens verständlicher gemacht? Und was haben selbst die dem Kreise des Fuhrmanns näherstehenden Gestalten: der Pferdehändler, der Tierarzt mit der Handlung selbst zu schaffen? Gewiß, ein Fuhrmann kauft auch Pferde, und es wird ihm auch zu Zeiten ein Pferd krank: die Aufgabe des Künstlers besteht aber darin, solche nur äußerlich in den Bereich des Helden hineinragende Gestalten entweder als belanglos auszuscheiden, oder sie seinerseits irgendwie organisch mit der Handlung zu verknüpfen, ihnen irgend ein bestimmendes oder innerlich erklärendes Eingreifen zuzuschreiben. Anders im „Fuhrmann Henschel," wo alle äußerlich hineinragenden Gestalten, alle äußern Alltagsvorgänge, alle zufälligen Gespräche bunt durch einander wirbeln, ja mit pedantischer Genauigkeit breit entfaltet werden, die eigentliche Handlung aber ohne innern Zusammenhang mit alledem nur zwischendurchgeht. Dieses gänzliche Verfehlen des eigentlichen Zwecks der Zeichnung des Milieus zeugt am lebendigsten dafür, daß Hauptmann wenigstens nach einer bestimmten Richtung über Zolas Naturalismus hinausgeschritten ist: an bequemer Veräußerlichung.

Sehr bequem hat es sich Hauptmann auch mit dem Dialog gemacht. Wo ist denn die vom Realismus erstrebte Zusammendrängung auf den kurzen, springenden Ton des Lebens geblieben? In allen Akten des „Fuhrmann

Digitized by Google

Henschel" begegnet man einer Fülle Reden von der Länge einer drittel und halben Druckseite. Die hochdeutschen Reden derer vom Vorderhause klingen fast durchweg unlebendig, ausstudiert. Auch das darf sich Hauptmann erlauben — aber was darf er sich im Schutze seiner Potemkinschen Gestalten nicht erlauben?

Auch hier herrscht der schlesische Dialekt wieder in der rein äußerlichen Art vor, die an den bloßen Worten haftet, nicht aber den Charakter ausprägt. Als Ausdruck des Stammescharakters oder als äußere Bekundung einer im Kunstwerk innerlich zur Geltung kommenden Stammesart verwenden Hebel, Klaus Groth und Reuter den Dialekt. Noch niemand hat an Hauptmanns Gestalten spezifisch schlesische Charaktere entdeckt; hier weht nichts von schlesischem Erdgeruch: wiederum nur das äußere Wort. Dürften wir an dieser Thatsache noch zweifeln, so hat sich der als Vertrauter Hauptmanns bekannte Direktor des Burgtheaters beeilt, den Beweis für sie zu erbringen, indem er das Stück aus dem Schlesischen unverzagt ins — Niederösterreichische umsetzen ließ! Auch ist es zur Genüge aufschlußreich, daß der Kellner George als Sachse vorgeführt ist, einfach indem er sächsisch spricht. Ebenso gut könnte er wienerisch oder mecklenburgisch reden: offenbar reicht des Dichters Kenntnis des sächsischen Stammes nicht über die „Fliegenden Blätter" hinaus.

Wir brauchen kaum fortzufahren, kaum noch auseinanderzusetzen, wie sich aus dem Mangel an Charakterzeichnung und innerer Motivierung mit Notwendigkeit das Ausbleiben einer tragisch erschütternden und erhebenden Wirkung der traurigen Handlung, die Verzweiflung einer Philosophie des Strickes ergiebt. Schon haben einige unabhängige Kritiker neben der Geistlosigkeit des Ganzen diese Verflachung des Schlußeindrucks hervorgehoben, aber sofort wird der auf die Gedankenlosigkeit berechnete Scheingrund entgegengehalten: Hauptmann erkennt ja aber die alten Kunstgesetze nicht an; was nach ihnen als Mangel erscheint, ist eben das Wesen des neuen Stils! Nun, so wissen wir wenigstens, worin der „neue Stil" besteht: in der Verflachung der Charakteristik, in der Geistlosigkeit der Handlung, in der Veräußerlichung der Milieuschilderung, in der pedantischen Wiedergabe der Sprechweise und des äußern Benehmens, in der geflissentlich prosaischen Nüchternheit. Überall das Wams, aber nicht das Herz. Wer uns diese tiefgreifenden Mängel des Dichters — und sei es in ehrlichster Verbohrtheit — als bewußte Äußerung einer neuen Kunst anpreist, der erinnert wohl noch in andrer Weise an Potemkin: denn was man uns als Leben vortäuscht, ist auch hier nur Pappe.

Digitized by Google

Nochmals die Fürsorge für die entlassenen Strafgefangnen

Von Wilhelm Speck (in Cottbus)

Die Grenzboten haben in Sachen der Fürsorge für die entlassenen Strafgefangnen einem Berichterstatter das Wort erteilt, der hauptsächlich oder einzig die Berliner Verhältnisse und den Berliner Verein im Auge gehabt zu haben scheint und auf Grund seiner Beobachtungen leider zu einer sehr ungünstigen Beurteilung des Fürsorgewesens gelangt ist, die er dann auch in außergewöhnlicher Schärfe zum Ausdruck gebracht hat. Ich könnte es also dem angegriffnen Verein überlassen, selber das Wort zu ergreifen. Weil sich aber die Gegnerschaft des Verfassers wider alle Fürsorgevereine und das Fürsorgewesen überhaupt richtet, so benutze ich gern die Gelegenheit, mich über eine Sache auszusprechen, die ich infolge meiner eignen Erfahrungen und auf das Zeugnis von Männern hin, denen man das Verständnis für die Zustände des Lebens nicht ohne weiteres absprechen kann, nun einmal für höchst wichtig und des allgemeinen Interesses würdig halten muß. In welchem Zirkel bewegen wir uns aber doch! Vor etwa hundert Jahren, im Jahre 1776 wurde der erste Verein zur Unterstützung von entlassenen Gefangnen gegründet durch Thomas Whister, einen edeln Samariter, dem der Zustand der entlassenen Gefangnen das Herz bewegte. In Deutschland war es Theodor Fliedner, dem der Schmerz über die verlornen, der Sünde und Schande verfallnen Kinder seines Volks durch die Seele ging. Er gründete die Rheinisch-Westfälische Gefängnisgesellschaft (1826), bald darauf entstand der Berliner Verein, und seitdem haben sich in Deutschland eine Menge von Ortsvereinen gebildet, die mit größerer oder geringerer Lebhaftigkeit ihre Aufgabe zu erfüllen suchten, je nachdem in ihnen lebensvolle Persönlichkeiten wirkten oder nicht. Ursprünglich bekümmerten sich die Vereine auch um die innere Einrichtung der Strafhäuser, sie sorgten namentlich für die Belehrung und Erbauung der Gefangnen. Nachdem aber der Staat in den Strafhäusern Zustände geschaffen hatte, unter denen eine bessernde Einwirkung auf die Gefangnen erst möglich wurde, konnten sie sich ihrer eigentlichen Aufgabe zuwenden. Über die Notwendigkeit der Entlassenenpflege sind Bände zusammengesprochen und geschrieben worden, in einigen Ländern hat sich das Schutzwesen auch in einer großartigen Weise entfaltet und hat Ergebnisse erzielt, die sich bei der Aufstellung der kriminalstatistischen Tabellen angeblich deutlich bemerkbar gemacht haben. Bei uns in Deutschland blieb die Fürsorge an vielen Orten eine ziemlich tote Sache, bis, was Preußen betrifft, durch den Erlaß der Minister des Innern und der Justiz vom Jahre 1895 und die entsprechenden Verfügungen der Kirchenbehörden das Feuer wieder angeschürt wurde. Und jetzt, wo man hoffen darf, daß die Sache in bessern Fluß kommen werde, geben die grünen Hefte, die so manchen

Digitized by Google

heilsamen Gedanken in die Welt hinausgetragen haben, einem Artikel Raum, der der guten Sache verhängnisvoll werden kann. Um nicht mißverstanden zu werden: ich verdenke es keinem, wenn er gegen eine Sache blank zieht, die er für einen Unsinn, für eine vielleicht liebenswürdige, aber kostspielige Schrulle, oder gar, wie es der Verfasser jenes Aufsatzes thut, für das häßliche Zerrbild einer Wohlthätigkeitseinrichtung ansieht. Ich weiß sehr wohl, daß es mancherlei Standpunkte im Leben giebt, Land und Leute nehmen eine andre Gestalt an, je nachdem man seinen Beobachtungsposten auf Bergeshöh oder unten im Thale wählt. Auch wenn man die Sache vollkommen billigt, kann man über die Art, wie sie angefaßt wird, und über ihre Erfolge noch immer seine eignen Gedanken haben und auch dem Liebeswerben der Vereine gegenüber seine zugeknöpfte Haltung bewahren. Die Sache selber freilich, meine ich, müßte jeder warmfühlende und christlichdenkende Mensch von Herzen billigen. Ich will nun versuchen, die Fürsorge für die entlassenen Strafgefangnen in einer andern Beleuchtung zu zeigen, und zwar werde ich mich absichtlich, um nicht beschuldigt zu werden, andrer Leute Märchen nacherzählt zu haben, auf das beschränken, was ich meine eigne Erfahrung von der Sache nennen kann, und es dem Leser überlassen, daraus seinen Schluß auf das Wirken der mit zahlreichen Kräften und größern Mitteln arbeitenden bedeutendern Vereine selbst zu machen. Von vornherein versichere ich aber, daß mir jede Art von Schönfärberei völlig fern liegt, wenn ich auch bei der Absicht meines Aufsatzes die ermutigenden Erlebnisse bevorzugen muß. Amicus Plato, magis amica veritas.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst die Lage des Entlassenen. Er ist wieder ein freier Mensch geworden. Der Tag ist endlich gekommen, auf den er sich schon so lange gefreut hatte. Ohne Zweifel giebt es auch Gefangne, denen es einerlei ist, wo sie sich befinden, oder die gar lieber hinter Schloß und Riegel blieben, aber welch erbärmliches, menschenunwürdiges Dasein müssen sie geführt haben, daß sie nicht einmal die Freiheit, die uns allen so teuer ist, zu schätzen wissen. Auch der Gewohnheitsverbrecher nimmt die Sache bedeutend kaltblütiger, denn mag auch die verschönernde Phantasie ihn manches früher erlebte vergessen lassen, so weiß er doch ungefähr, was seiner draußen wartet, und kennt auch so ziemlich den Weg, den er demnächst einschlagen wird. Von den gewohnheitsmäßigen und gewerbsmäßigen Verbrechern, den Leuten mit dem toten Gewissen, die ihre Sache auf nichts gestellt und vielleicht schon in der Anstalt neue Ränke geschmiedet haben, rede ich in folgendem nicht, sie können für die Fürsorge wenigstens solange nicht in Betracht kommen, bis sie sich eines bessern besinnen. Niemand kann gegen seinen Willen gebessert werden, weder durch Prügel noch durch Liebe. Nun, diese Menschen gehn den Vereinen auch meist gern aus dem Wege; wie ich von dem Verfasser des gegnerischen Aufsatzes höre, spuckt das gewerbsmäßige Gaunertum auf die Vereine; mutmaßlich deshalb, weil der Gauner das nicht leisten will, was man von ihm verlangt, und weil er recht gut weiß, daß die Vereinsvorstände in der Regel doch nicht solche thörichten und unerfahrnen Männerchen sind, daß man sie ohne weiteres begaunern kann. Nur etwa bittre Not treibt ihn noch in die Hände der Fürsorgevereine. Wenn sich solch ein alter Gewohnheitsverbrecher bei den Vereinen anmelden läßt, kann man fast immer voraussetzen, daß er irgendwie zu Schaden gekommen ist, daß er bald genötigt sein wird, ein Krankenhaus aufzusuchen, daß die alten Beine klapperig werden und er als kluger Mann sich beizeiten noch ein warmes Ofenplätzchen sichern möchte. Mit solchen Leuten haben die Vereine ja nicht selten ihre schwere Last, sie kosten ihnen Zeit und Geld, verderben ihnen die schönsten Statistiken, sind aber in der Regel nicht Gegenstand der Fürsorge, sondern

Digitized by Google

der Armenpflege, oder der polizeilichen Überwachung. Gegen diese Gesellschaft kämpft ein Verein, der freie Liebesthätigkeit treibt, umsonst, hier muß der Staat einschreiten. Bekanntlich empfiehlt man die dauernde Einsperrung der sogenannten Unverbesserlichen, um das Land von ihnen zu befreien und zu verhüten, daß diese Art sich im Lande weiter vermehrt.

Ich rede im folgenden also von solchen Gefangnen, die die Anstalt mit der mehr oder weniger deutlichen Erkenntnis verlassen: So kann es nicht weitergehn, ich muß mich ändern, muß den berühmten Strich unter mein Leben machen und alle meine Kräfte zusammennehmen, wenn ich noch einen Zipfel menschlichen Glücks erfassen will. Die Empfindung der Reue, die Vorsätze der Besserung sind doch häufiger, als man gewöhnlich annimmt, sie sind auch dann noch nicht immer als Heuchelei aufzufassen, wenn sie nachher bald wieder vergessen worden sind. Jedenfalls haben die bessern unter den Entlassenen das Herz voll Hoffnung, und namentlich die zum erstenmal Bestraften haben nur ein unklares Bewußtsein davon, daß jetzt ein neuer Teil ihrer Strafe beginnt. Wie viel hat sich inzwischen daheim verändert, ihr Hauswesen ist zurückgegangen, vielleicht wirtschaftlich völlig vernichtet worden. Frau und Kinder haben schwere Leiden durchmachen müssen, vielleicht ist die Ehe gelöst worden und der andre Ehegatte seines Wegs gezogen. Es giebt nichts schrecklicheres, als nicht in der eignen Sphäre zu leben, sagt Dostojewski, und das eben erwartet viele Entlassene; wenn es zuweilen auch nicht schreiend zu Tage tritt, so müssen sie es doch bald merken, daß sich unsichtbare Schranken zwischen ihnen und ihren frühern Bekannten aufgebaut haben. Der frühere Arbeitsplatz ist verloren, das Streben, ihn oder einen andern zu finden, ist mit Demütigungen verbunden, die der unbescholtne arbeitslose Mensch nicht annähernd zu befürchten hat, die der Entlassene aber, der wie ein kranker Mensch alles widrige härter als nötig nimmt, oft so bitter empfindet, daß er völlig mutlos wird. Zieht sich die gute bürgerliche Gesellschaft also leise von ihm zurück, so umdrängen ihn dagegen Personen, deren Nähe ihm nur Unheil bringen kann. Mir ist der Zusammenhang zwischen den Bestraften immer merkwürdig gewesen, es ist seltsam, wie sich da die Lebensfäden ineinander schlingen. Nur feste Entschlossenheit kann den Entlassenen vor den Verlockungen „der alten bösen Bekannten“ bewahren, und diese Entschlossenheit fehlt gerade den meisten. Das Herandrängen des Gesindels an die Entlassenen ist eine Thatsache, die man schwerlich leugnen kann, jeder erfahrne Strafanstaltsbeamte weiß davon zu erzählen. Hiernach ergiebt sich als Aufgabe der Fürsorge: Arbeitsvermittlung, Beeinflussung durch wohlgesinnte, erzieherisch gerichtete Menschen und Überwachung der Familie des Gefangnen.

Wenn ich jedoch den Verfasser des gegnerischen Aufsatzes recht verstehe, wird er für die Schilderung, die ich eben entworfen habe, nur ein Lächeln haben, er wird darin eins der hübschen Phantasiestückchen sehen, mit deren Hilfe die Fürsorgevereine edeln Menschen den Kopf scheu machen und die Taschen erleichtern. Leider ist die Schilderung aber bittre Wahrheit, wenngleich ich gern zugebe, daß sie nicht auf jeden Entlassenen zutrifft, vielmehr meist nur in einigen Zügen wahr sein wird. Sicherlich aber steht jeder Entlassene, der wieder emporstreben will, vor schweren Kämpfen. Der Verfasser meint nun: der kenne das praktische Leben nur sehr wenig, wer wirklich an das alberne Märchen glaube, daß die Bestrafung eines Menschen ein unüberwindliches Hindernis sei, wieder ehrliche Arbeit zu bekommen. Der Arbeitgeber kümmere sich in den meisten Fällen gar nicht um die Vergangenheit der Entlassenen, ihre Arbeitskollegen noch weniger. Für die Vereine zur Fürsorge für entlassene Strafgefangne sei es aber Voraussetzung, daß ein bestrafter Mensch gar nicht in der Lage sei, durch eigne Kraft wieder ehrliche Arbeit zu

Digitized by Google

finden, sondern hier zumeist der thätigen Hilfe edler Menschenfreunde bedürfe. Wer also den Nachweis liefere, daß dies eine haltlose Phrase sei, der versetze den Vereinen den Todesstoß. Da mir nun sehr viel daran liegt, diesen Todesstoß womöglich noch abzuwenden, so will ich prüfen, ob die Behauptung unsers Gegners, die er allerdings auch durch einige Beispiele stützt, als zweifellose Wahrheit hingenommen werden muß.

Zunächst, wer in aller Welt behauptet denn, daß die Bestrafung eines Menschen ein unüberwindliches Hindernis sei, wieder ehrliche Arbeit zu bekommen? Vielleicht hat jemand in der Hitze der Rede einmal den Mund zu voll genommen, wie man zu sagen pflegt, bei ruhiger Überlegung aber wird niemand wagen, eine derartige Behauptung auszusprechen. Wenn man daran denkt, daß z. B. im Jahre 1892 — wie die Zahlen heute stehen, konnte ich leider nicht erfahren — die Zahl der wegen Vergehens und Verbrechens gegen die Reichsgesetze Verurteilten 10 Prozent der strafmündigen Bevölkerung unsers Landes betrug, daß sich allein die Zahl der in den preußischen Zuchthäusern verwahrten Gefangnen im Durchschnitt auf 25000 beläuft, dann müßte es ja grauenvoll bei uns aussehen, falls wirklich jede Bestrafung es dem Entlassenen gänzlich unmöglich machte, ohne die Hilfe wohlthätiger Vereine oder edler Menschenfreunde wieder eine rechtschaffne Arbeit zu erlangen. So thöricht sind wir nicht, um etwas derartiges zu behaupten, daß aber die Bestrafung ein schweres Hindernis für viele ist, ein unüberwindliches für manchen, das wissen wir nicht nur auf die unzuverlässigen Angaben der Gefangnen hin, sondern auf Grund unsrer eignen Beobachtungen, und wer auch dies für ein albernes Märchen ansieht, dem müßte ich leider auch den Rat geben, sich etwas mehr im praktischen Leben umzusehen. Es kommt hierbei zunächst die Art der Arbeit, die sich bietet, in Betracht. Wenn Häuser abgerissen werden oder Steine geschleppt werden sollen, dann allerdings wird nicht nach den sittlichen Eigenschaften des Arbeiters gefragt, sondern nach den physischen, denn Schutt und Steine sind keine angreifliche Ware. Doch eignet sich auch nicht jeder Entlassene für diese Beschäftigung, er muß wenigstens Kräfte haben. Auch bei den ländlichen Beschäftigungen läßt man infolge des großen Arbeitermangels in den landwirtschaftlichen Betrieben ja wohl fünfe gerade sein, aber auch nur in den Arbeitsmonaten; im Winter, während dessen doch auch Gefangne entlassen werden, liegt die Sache schon bedeutend anders. Aber im allgemeinen wünschen die Landwirte auch im Sommer solche Arbeiter, die wenigstens eine leise Ahnung von der Landarbeit haben, für einen großstädtischen Uhrmacher oder Schneider, der vielleicht ein richtiges Rübenfeld noch nie in der Nähe gesehen hat, sind sie weniger empfänglich. Doch mag das sein, das Kartoffelhacken lernt sich leicht; wo es sich jedoch um den Platz eines Knechts oder Kutschers handelt, da stellen sie schon einige Ansprüche, auch an die sittlichen Qualitäten des Entlassenen. Jedenfalls sollen sich auf die Ankündigung: „Fünfzig Knechte werden gesucht“ nur Knechte melden, nicht Tapezierer und Konfektionsarbeiter. Auch kleine Handwerker machen nicht viel Umstände, wenn ihnen die Arbeit auf den Nägeln brennt, aber schon der Schlosser sieht sich die Papiere und die Klebekarten des Arbeitheischenden recht deutlich an. Und nun gar der Fabrikant und der Kaufmann! Ich befragte gestern einen Fabrikanten aus Berlin über die Sache. Er antwortete mir: Wenn der Mensch mir Kies schaufeln soll, dann mache ich nicht viel Federlesens, wenn er aber in meine Fabrik will, dann muß ich wissen, wer er ist, und wie es mit ihm steht. So leicht also kommt der Entlassene doch nicht über die Folgen seiner Bestrafung hinweg, das Zuchthaus jedenfalls hängt manchem wie ein Klotz am Fuße.

Häufig braucht der Arbeitgeber auch gar nicht in die Papiere des Entlassenen

Digitized by Google

hineinzusehen, ein Blick auf seine äußere Erscheinung genügt vollkommen. Da kommt ein junger Kaufmann daher. Im Zuchthaus ist er nicht gewesen, sonst hätte er sich vielleicht einen bessern Anzug verdienen können. Er war nur kurze Zeit im Gefängnis. Schon eine Weile bummelt er stellenlos im Lande herum, Eltern hat er nicht mehr, oder er wagt sich nicht mehr nach Hause. Und nun steht er da: Schuh und Stiefel sind zerrissen, durch die Hosen pfeift der Wind. Freilich nicht durch unverschuldete Not ist er in diesen Zustand geraten, sondern durch seinen Leichtsinn, aber nun steckt er jedenfalls tief in der Not. Wer wird ihn aufnehmen, wenn sich der Fürsorgeverein nicht seiner erbarmt? Die Polizei gewiß, aber damit ist ihm nicht gedient, der Polizei im Grunde auch nicht. Auf diese Weise haben die Vereine schon manches junge Leben, das eben auf die Landstraße hinaus wollte, noch in der letzten Stunde zurückgehalten und wieder auf andre Bahnen gewiesen. Zum Häuserabreißen und zu Erdarbeiten wäre der Mann zweifellos noch gut genug gewesen, aber man reißt nicht fortwährend Häuser nieder, den Maurer spielen kann er nicht, und zum Steine schleppen ist er zu schwach. Erdarbeiten aber im großen Stil kommen nicht überall vor, und wenn sie vorkommen, wenn zweihundert Erdarbeiter verlangt werden, dann giebt der Schachtmeister nicht einfach, wie es im Aufsatz heißt, jedem, der sich meldet, eine Schippe und läßt ihn in Gottes Namen buddeln, sondern nach meiner Erfahrung sagt er: Eine Schippe mußt du mitbringen, dann kannst du meinetwegen anfangen. Und diese Schippe hat der Fürsorgeverein schon manchmal kaufen müssen, wenn er wollte, daß der Entlassene von der Straße wegkam. Ebenso verlangen auch einzelne Handwerker, daß das Werkzeug mitgebracht werde.

Bei der Arbeitsfrage spricht aber auch ferner das Alter und das Vergehen mit. Einem bejahrten Manne wird es oft blutsauer, ein Pöstchen zu bekommen, junge Leute werden ihm meistens vorgezogen. Vor einigen Jahren wurde ein wegen Mordes bestrafter Mann begnadigt, nachdem er, wenn ich mich recht erinnere, fünfundzwanzig Jahre im Zuchthaus gearbeitet hatte, meistens Cigarren. Das Cigarrenmachen verstand er aus dem Fundament, gut gekleidet war er auch, und sein Gesicht war freundlich und sympathisch. Aber wie ist der Mann herumgepilgert! Die Cigarrenfabrikanten fragten alle, woher und warum, und wenn sie es gehört hatten, dann brachen sie die Verhandlungen schnell ab. Nur mit Hilfe eines der „Menschenfreunde," die ein warmes Herz für die Fürsorge entlassener Strafgefangnen haben, hat er eine Stellung gefunden, in der er zeigt, was es heißt, sich von Herzen bessern.

Selbstverständlich könnte sich der Entlassene auch selbst Arbeit suchen, denn irgendwo würde man ihn vielleicht mit tausend Freuden aufnehmen, nur muß er erst wissen, wo dieses irgendwo liegt. Nun belehrt uns aber eine alte Erfahrung, daß die ersten Freiheitstage für den Entlassenen eine ganz besonders kritische Bedeutung haben, und daß er gerade in dieser Zeit ebenso dem Rückfall ausgesetzt ist wie ein Rekonvaleszent, der eben das Bett verlassen hat. Aus diesem Grunde, nicht um es ihm bequem zu machen, laufen andre für ihn Wege und legen für ihn Fürsprache ein. Namentlich sind die weiblichen Gefangnen offenbar den größten Gefahren ausgesetzt, wenn sie nicht schon beim Verlassen des Strafhauses wissen, wohin sie gehen sollen. Und das wissen sie sehr häufig nicht, selbst dann nicht, wenn noch ein Elternhaus vorhanden ist. Ich habe mit dem Vater eines solchen Mädchens lange verhandeln müssen, ehe er sich entschloß, die Hand zur Versöhnung zu reichen. Erst einen Tag vor der Entlassung, nachdem ich schon für alle Fälle Vorsorge getroffen hatte, kam die Erlaubnis zur Heimkehr. Wenn nun keine Fürsorge geübt würde, dann würde ein solches Mädchen im besten Falle zu einer Vermieterin gehn, durch deren Vermittlung es dann nach einiger Zeit, oder wenn das

Digitized by Google

Glück günstig ist, bald einen Dienst findet. Zuweilen dauert aber die Geschichte auch recht lange, sodaß das Mädchen tief in Schulden kommt, denn die Hausfrauen sehen sich die Dienstbücher doch ziemlich genau an, und wenn da am Ende eine große Lücke darin ist, so werden sie sehr nachdenklich. In den Großstädten, in denen vielfach Dienstbotenmangel herrscht, wird die Sache vielleicht günstiger liegen, aber die sittlichen Gefahren sind auch viel größer. Es giebt freilich Herrschaften, die unbedenklich jedes Mädchen annehmen, solche nämlich, die keinen ordentlichen Dienstboten mehr bekommen. Diese also würden gierig zugreifen, und die Vermieterin hätte kein Interesse, es zu verhindern. Der Fürsorgeverein aber hat dieses Interesse. Wir achten darauf, daß unsre Pfleglinge in gesunde, wenn auch strenge Verhältnisse kommen, und lehnen den Vorwurf entschieden ab, Entlassene jemals gegen einen Sündenlohn an irgend wen und gar an gewissenlose Blutsauger und Halsabschneider verkuppelt zu haben. Auch die andern Vereine werden diese Anschuldigung mit Entrüstung zurückweisen.

Zugestanden soll es werden, daß die Entlassenen auch ohne unsre Hilfe oft schnell und leicht eine Arbeitsstelle finden, zumal wo sich Verwandte oder Freunde um sie kümmern, denn da diese der Sphäre angehören, der der Gefangne entstammt, und die der Entlassene wieder aufsuchen will, so ist es ganz natürlich, daß sie über die jeweiligen Arbeitsgelegenheiten besser unterrichtet sind als wir. Was uns viele Mühe und manche Schererei kosten würde, machen sie, wenn sie mit dem Arbeitgeber oder Werkmeister gut stehn, oft unter der Hand und mit einem Worte ab. Das giebt uns nun nicht einen Augenblick das Gefühl, überflüssig auf Erden zu sein; wir wären ja Thoren, wenn wir uns Mühe und Sorge auflasten wollten, die von andern leichter getragen wird und sie auch zunächst angeht. Jeder, der uns hilft, ist unser Freund, mag er nun Hinz oder Kunz heißen, ein Monopol beanspruchen wir wahrlich nicht. Doch will ich es der Vollständigkeit wegen noch anführen, daß wir zuweilen die lieben Verwandten erst zur Erfüllung ihrer verwandtschaftlichen und reinmenschlichen Pflichten anstacheln, häufig zuguterletzt auch noch mit unserm Einfluß und unsrer Fürsprache einspringen müssen, damit das gute Werk gelingt.

(Schluß folgt)

Der goldne Engel

Erzählung von Luise Glaß

(Fortsetzung)

Als die Geschwister einander beim Abendbrot gegenüber saßen, sagte Line: Ich hab mirs nun tausendfältig überlegt, Karl, meinst du denn nicht auch, man solle den Herren vom Fach alles verkaufen, was da ist? Den Nothnagel sind wir damit los, und vielleicht — vielleicht langts für Meister Ackermann — Karl —!

Karl sah nachdenklich vor sich auf den Teller und löffelte an dem Suppenrest herum, der zu klein war, um noch gefaßt zu werden. Die Lampe,

Digitized by Google

die zwischen den Geschwistern stand, war die bescheidenste der bescheidnen Wirtschaft, und sie verriet wenig vom Ausdruck seines Gesichts, so forschend Line auch hinübersah. Matt brannte sie und flackerte in dem leisen Luftzug, der durch die offne Gangthür kam.

Ob sie zumachte? Aber da legte Karl den Löffel beiseite und antwortete. Er brachte noch einmal breit und ausführlich dieselben Gründe wie vorhin: um des Vaters und seiner Ehre willen dürfe kein halbfertiges Luftschiff aus dem Hause.

Dann schöpfte er Atem, um dasselbe noch einmal vorzutragen. Unnötigerweise; er glaubte stark an Linens Güte, daß sie aber so schnell ihren Widerpart aufgab, wunderte ihn doch. Eigentümlich still und in sich zusammengesunken saß sie da, und Karl schraubte die Lampe heraus, um sie besser betrachten zu können.

Sie merkte es nicht, regungslos starrte sie auf ihren Teller, der noch nicht zur Hälfte geleert war; blaß, elend und vergrämt sah sie aus, wie der Bruder sie weder in den sorgenvollsten Jahren ihrer Jugend, noch in den letzten traurigen Tagen gesehen hatte.

War er die Ursache dieses Jammers? — Wirklich, Line, sagte er in halber Verlegenheit, es geht nicht anders, ich muß. Es giebt Pflichten, die einen fest nehmen gegen Wunsch und Willen. Am besten, ich mache mich sofort daran, ich werde es ja gleich wieder haben.

Line starrte noch immer vor sich hin, sie wußte nichts zu antworten, es fiel ihr gar nichts ein, sie sagte sich nur immer vor: Du bist Schuld daran, daß er nun auch versinkt, du hast das Modell verdorben!

Endlich raffte sie sich zusammen und sah den Bruder an. Dies liebe, frische, lebensfrohe Gesicht sollte nun auch welk und müde werden, verarbeitet von dem Unhold, der die Städels nicht aus dem Garn ließ? Und es hätte doch jetzt endlich so gut sein können!

Karl, sagte sie leise, bittend, schmeichelnd, laß dich nicht fassen! Denk an den Vater, an das graue Leben hier, an die Helle draußen, die dir so wohl gefiel. Bis jetzt weißt du noch gar nicht, was in Freude daheim sein heißt — ich weiß es, ich hab noch eine lichte Erinnerung an die ersten Kinderjahre, wo wir draußen vorm Thore wohnten, und Vater von Feierabend an der Mutter und mir gehörte. Mir ist, als habe damals immer die Sonne geschienen, oder der Bratapfel im Ofen gesummt: alles hell, warm und traulich vom Morgen bis zum Abend. Und so eine Erinnerung, Karl, die verliert man nicht, die ist wie ein unversiegbarer Kraftquell im Herzen. Was auch nachher kam an Elend und Jammer, als der alte Nothnagel uns faßte, und wir hierher zogen in sein Bereich, einmal war ich doch in meinem Märchenland zu Hause gewesen. Dir, Karl, hat von klein auf das Leben schwer auf den Schultern gelegen, du hast es zu Hause immer dunkel gehabt, du mußt deine Sonnenzeit erst noch erleben.

Unwillkürlich lauschte Karl hinunter nach dem klappernden Plätteisen in Frau Flörkes Küche, ganz deutlich meinte er zwischendurch eine junge Stimme das Tambourliedchen trällern zu hören.

Gleich darauf gestand er sich mit einem Seufzer den Irrtum ein, das Lächeln aber, das kaum merklich sein Gesicht erhellt hatte, wurde von Linen anders gedeutet. Eifrig redete sie weiter: Nicht wahr, du fühlst, daß ich recht habe? Laß uns still und thätig noch ein Weilchen zusammen hausen und an nichts denken, als wie wir die Schuld abtragen. Dann, wenn wir frei sind, wanderst du in die Welt, siehst alle Schönheit, zeichnest, wonach dir das Herz steht, suchst dir ein

Digitized by Google

liebes Weib und wirst vielleicht gar noch ein Künstler, wenn dir die Sonne so recht voll und warm ins Herz hinein scheint.

Sein Lächeln war noch heller geworden. Gutes Mädchen, dachte er, aber sein Mund sagte nur: Wenn ich soweit bin, Line, ists ein guter Plan, aber erst muß ich mit dem Erbe zurechtkommen.

Karl! rief sie in hellaufflammender Verzweiflung, nun hat es dich auch!

Aber Linchen! Da ist ja gar keine Gefahr; im Innersten ist mir dein Gespenst noch genau so gleichgiltig wie all mein Tage. Auch hat mich der brave Wendelin reichlich mit Arbeit versehen, die allem vorgeht. Nur was man so Feierabend nennt, soll dem goldnen Engel gehören.

Die Feierabendszeit! Hatte es nicht ganz ebenso beim Vater begonnen? Sieht Line nicht plötzlich die Laube vor sich, am kleinen Haus ihres Glücks? Riecht sie nicht den Flieder, der aus blauen Dolden duftet, wie sie ihn damals mit ihrem Kindernäschen gerochen hat, als die Eltern das gleiche, unverstandne und doch nie vergessene Gespräch führten?

Die Feierabendzeit des Vaters überwuchs schließlich seinen ganzen Tag, und „die ganz kleine Liebhaberei“ nahm sein Herz so gefangen, daß er seine lebendige Habe an Menschenkindern völlig darüber vergaß.

Linens Augen umflorten sich; Karl aber fuhr heiter fort, als sei er mit seinem Programm recht zufrieden: Altes Mädel, sind wir abergläubische Kinder? Kein Ding kann mehr Gewalt über uns bekommen, als wir ihm einräumen wollen. Und jetzt laß uns schlafen gehn, wir haben einen Tag hinter uns, der so viel gebracht hat, wie manches Jahr nicht auf seinem Rücken trägt. Ich bin todmüde.

Der nächste Morgen fand Karl Städel zwischen den Luftschiffen. Zunächst wollte er einmal Ordnung und Raum schaffen, vor allem das helle Fenster für seine Zeichnungen benutzen. Er schloß und riegelte die Thür, die von der Hexenküche zum Gang führte, und hob den Arbeitstisch des Vaters davor. Pilatre de Roziers Bild schwankte, aber es fiel nicht um. Dann trug er seinen eignen Tisch herüber vors Fenster; Senefelder stand so im hellsten Lichte.

Er breitete seine Skizzen aus und machte sich an die Arbeit: das Plakat zu einer Landwirtschaftlichen Ausstellung drängte am meisten, und Karl hatte schon allerlei entworfen, was ihm halb oder gar nicht gefiel. Die Sonne mußte darauf sein: ohne Sonne kein Segen. Er hob den Kopf und sah hinaus, sie war jetzt hinter der Schmiede in die Höhe gekommen und grüßte über die Dächer die obersten Wipfel der Kastanien, in die der Blitz die große Lücke gerissen hatte; über Hof, Stadtmauer und Gang lag noch ein lichtes Morgengrau.

Früher war um diese Stunde hier schon das Dingelchen mit leichten Füßen umher gelaufen, Kragen, Manschetten und Spitzenkram zum Trocknen aufzuhängen. Nie vor Vater Städels Fenster, aber links das Hoftreppchen herauf bis zum Pfosten und rechts ebenso „mit Erlaubnis“ durch Fräulein Lines Küche. Nur wenn sichs einmal gar nicht ändern ließ, huschte sie an dem Respektfenster vorbei; tripp trapp, hatte das geklungen: zierlich und traulich.

Jetzt huschte nichts mehr. Frau Flörke hängte lieber unten auf, wenns auch eine Stunde länger naß blieb, und lobte sich dabei von wegen dem Opfer, das sie für ihrer Tochter Bildung und Zukunft brächte.

Gut, daß dieses Huschen vorbei war; nur eine Arbeitsstörung wär es gewesen, wo es galt, dem goldnen Engel in die Wolken zu helfen und sich selbst einen tüchtigen Handwerks- und Künstlernamen zu schaffen.

Die Sonne des bestellten Plakats wuchs freundlich unter dem geschickten Stift,

Digitized by Google

aber während sich Karl mit Ernst und Eifer eine dreifache Menschenarbeit für die paar künftigen Lebensjahre zurecht legte, lauschten ein paar eigensinnige Nebengedanken immer auf das Tripptrapp der kleinen Mädchenfüße und meinten durch das Lärmen der Vögel ein Liebesliedchen klingen zu hören.

Karls Arbeit schritt dabei rüstig vorwärts, die leise Melodie gab ihr Schwung und Leichtigkeit. Als Line ihm den Kaffee brachte, konnte er ihr den fertigen Entwurf zeigen, und der warme Glücksschein, den die Arbeit in ihren Augen entzündete, erfrischte ihn rechtzeitig im Augenblick der Ermüdung. Er griff nach dem zweiten Auftrag, und der Einfall ließ nicht auf sich warten.

So arbeitete er weiter, bis etwa um die zwölfte Stunde Rechtsanwalt Petris Schreiber durch den Hof herauf in die Werkstatt kam und ihm den Brief brachte, den der Anwalt und Nothnagel am Abend vorher zusammen aufgesetzt hatten.

Karl mußte den Empfang des Briefs bescheinigen; er meinte den Inhalt ganz genau zu kennen, legte ihn ungelesen beiseite und wollte weiter zeichnen. Das ließ sich nun aber doch nicht erzwingen, die Gedanken hafteten eigensinnig an dem Briefe, und nachdem sich Karl zehn Minuten lang zwecklos mit dem Stifte gequält hatte, nahm er das Schreiben und las.

Also wirklich ein Prozeß: das war das letzte Gnadenstück, das der Goldne ihnen aufzuführen dachte. Entweder Auslieferung alles Vorhandnen, worauf dann am Tage des Erfolgs den Erben Städels ihr Drittel gewissenhaft zugerechnet werden würde, oder der Prozeß, den die Geschwister verlieren müßten, wenn irgend Recht und Gerechtigkeit eine Stimme hätten im Deutschen Reich.

Petri war ein tüchtiger Anwalt und galt für einen ehrlichen Mann, er glaubte also an Nothnagels Recht.

Langsam faltete Karl das Schreiben wieder zusammen und stand auf. Gerade heute morgen hatte er einen so tiefen Zug am Quell erfolgreicher Arbeit gethan, daß ihm jede andre Beschäftigung Quälerei und ein Raub kostbarer Kräfte schien. Er schritt nachdenklich die Reihen der Sammlung ab, die so viel Geld, Zeit und Mühe gekostet hatte, die immer aufs neue die hohe Versichrung verschlang, und blieb am Ende des Wegs vor dem verbognen Modell stehn.

Hatte Line nicht doch Recht? Fort geben, los werden. Aber selbst jetzt dachte er das nur mit Worten, aus der Tiefe seines Herzens herauf klang ihm des Vaters Stimme: Halt fest, sei treu, du wirst finden, du bist mein Erbe, du wirst meinem Namen den Flecken des Mißlingens abwaschen, wirst über das kleine Ungefähr des feindlichen Blitzes triumphieren.

Nachdem Karl eine Weile geschaut hatte, hörte er nichts weiter als diese Stimme. Er hob den Glasdeckel ab und nahm das Modell auf den Mitteltisch: er mußte es ja gleich haben, er hatte ja ganz deutlich gesehen, wie der Vater hantierte, erst unten beim Zeigen und dann oben beim Flug.

Wie wars doch gewesen? mal eng, mal weit, mal hoch, mal flach, mal nach rechts geneigt, mal nach links gegen die Gondel, recht wie ein schwebender Vogel gegen den Wind arbeitet. Und das war erreicht worden durch jenen von Gottlieb Klingelzug getauften Metallschieber und etwas leichtbeweglichen Ballast; einfach, ganz einfach. Wenn sich nur das Einfachste nicht am allerschwersten wiederfände, wenn er nur nicht in der Erregung über die Heimkehr, die ihn nur halb freute, und über den Aufstieg, mit seinem Gefolge von hellen und dunkeln Möglichkeiten, allzuschlecht acht gegeben hätte auf die Kniffe der Mechanik. Bewegliche Reifen, ein unterjochter Gassack, im Nu zu regierender Ballast — jawohl, aber —?

Da stand nun Karl und sann und sann und konnte sich nicht besinnen, die

Digitized by Google

Haare fielen ihm ins Gesicht, quälende Hitze stieg ihm in Augen und Ohren, und die Kehle wurde trocken, als müsse er in kürzester Frist auf Leben nnd Tod ein Zauberwort sprechen, das er vergessen hatte.

Aber was drängte ihn denn? War der Tag nicht lang, viel länger, als seine Zeichenarbeit verlangte? Er würde es finden! wenn es nötig war mit Geduld und Ausdauer. Er nahm die Fehde mit Nothnagel auf, koste es, was es wolle; sein Vater durfte nicht im Grabe gekränkt werden.

Als Line kam, um den Bruder zu Tische zu rufen, saß er am Mitteltisch und machte kindliche Versuche mit den beweglichen Reifen. Bei ihrem Anblick sprang er auf und gab ihr Nothnagels Fehdebrief.

Line las ohne Überraschung und nickte ernsthaft dazu. Recht so, nun haben wir neben dem Gespenst auch noch einen Prozeß im Haus.

9

Tiefe Stille lag über dem Kegelschub, obwohl nur der schweigsamste seiner Bewohner davon gegangen war; noch hielt der Abschied den Lebendigen den Mund zu, und die Krankheit drüben in der Apotheke, deren Hoffenster allnächtlich hell blieben, dämpfte die notwendige Rede zum Flüstern.

Nothnagel geht drauf, sagten die alten Weiber der Nachbarschaft. Städel holt ihn nach. Und die freien Geister von Senkenberg setzten hinzu: Er hat sich beim Gewitter und beim Begräbnis den Knacks geholt; seht, Kinder, das kommt davon! Laßt eure Hände von thörichten Erfindungen. Die Alten haben sich nicht umsonst das Märchen vom Ikarus ausgedacht. Allemal schmelzen dem Tollkühnen, der zu hoch hinauf will, die wächsernen Flügel.

Wenigstens die Sorge um den Prozeß wurde Line bald los; ehe noch die Ernte begann, ließ der alte Nothnagel die Hand von beiden goldnen Engeln, und Fräulein Jenny, die „Gott sei Dank" mündig war, warf ihr Geld nicht für ein Luftschiff auf die Gasse.

Aber sie kam am Tage nach dem Begräbnis durch die neue Gangthür, die von Ackermanns Seite keiner verschlossen hatte, und trat in einem Trauerkleide nach dem neusten Modenblatt bei dem hübschen Menschen, dem dummen Menschen ein.

Sein erstaunter Blick verwirrte sie ein wenig, in halber Verlegenheit begann sie: Ich wollte Ihnen nur sagen, Herr Charles, daß ich nicht daran denke, um den goldnen Engel zu prozessieren. Ich trete Ihnen alle Rechte ab und wünsche Ihnen, daß er recht bald wieder fliegt. Dann nehmen Sie mich einmal mit hinauf, nicht wahr? Ja! und was ich noch sagen wollte: wir sind doch nun beide verwaist, sollten wir nicht wieder gute Nachbarschaft halten?

Sie hatte Karl Städel mit mancher Pause Gelegenheit zur Einrede gegeben, ohne daß er sie benutzt hätte, jetzt mußte er nun aber doch wohl antworten.

Ich danke schön, Fräulein Nothnagel, begann er schwerfällig, ich nehme das mit dem Luftschiff an, denn ich halte es für unser Recht, aber im übrigen wird wohl alles beim alten bleiben. Wir zwei Geschwister brauchen unsern ganzen Tag, wenn wir über das Erbteil Herr werden wollen, das uns geblieben ist: Schulden und ein flügellahmer Engel. Ihr Goldner steht fest und sieht behaglich auf den Marktplatz hinab mit runden, satten Bäckchen — wir passen schlecht zusammen.

Du dummer Mensch, ich hätte dich zehnmal satt gemacht, dachte die hübsche Jenny, als sie die neue Gangthür zweimal hinter sich abschloß und obendrein riegelte. Mit diesen Städels war sie nun fertig.

Herr Ferdinand Frisch stand auf dem Kräuterboden noch an derselben Stelle

Digitized by Google

wie vorhin, als das Knarren der neuen Thür ihn von den Orangenblättern an die schmale Gangluke gelockt hatte.

So schlecht ihm ihr Hinübergehn gefiel, so angenehm war der Anblick, den ihm die Zurückkehrende bereitete. Die Schwäche war überwunden. Das Näschen hochmütig gekraust, das Köpfchen ein wenig in den Nacken geschoben, als wolle sie sagen: Ich habe mir durchaus nichts vergeben! so kam Jenny zurück, und Herr Frisch hütete sich wohl, ihr jetzt in den Weg zu treten; lieber nachher und desto öfter. Blieb er doch da, war ihm doch geglückt, bei der jungen Apothekerin den ersten Dienst zu erhalten; daß daraus Herrschaft werde, dafür wollte er schon sorgen.

Die ältliche Muhme, die Jenny sich „einstweilen zum Anstand" ins Haus lud, erobert ein gewandter junger Mann mit ein paar Verbeugungen und Redensarten leicht von heute auf morgen, die gab dann wohl gar einen eifrigen Fürsprecher ab.

Ferdinand Frisch war ein guter Rechenmeister fürs tägliche Leben; noch lag der erste Schnee nicht auf der Stadtmauer fest, da hatte er sich mit der hübschen Jenny verlobt, und die Muhme sagte, wenn sie im Haus bleiben könne, seis ein kluger Gedanke. Warum sollte eine arbeitsame Verwandte nicht im Haus bleiben? Jenny wollte ihr Leben genießen, und um einer lustigen Hochzeit willen mußte sich der Bräutigam bis Ostern gedulden. Aber mit Frühlingsgefühlen sahen sie schon jetzt in den abnehmenden Tag hinaus, sie waren das Gespenst völlig los, das drüben seine Fledermausflügel wieder ausbreitete, so mächtig wie nur je in den dreiundzwanzig Jahren seines Daseins und Wachsens.

Line nähte und nähte, nährte Empörung und Verzweiflung stumm in ihrem Herzen und trug mit Traum und Halbtraum ihr bittres Schuldgefühl bis in die Nacht hinein.

Karl sah ihr vergrämtes Gesicht nicht, auch wenn er ihr gegenüber saß, wozu er sich bald nur ebenso kurze Zeit gönnte, wie ehedem der Vater. Mühsam bezwang er sich so weit, die versprochnen Bilder zu liefern und die kargen Bestellungen auszuführen, die ab und zu für den Lithographen kamen; den längsten Teil des Tages lagen Rädchen, Reifen und Berechnungen in dem guten Licht, das den Kunstwerken und dem tüchtigen Handwerk dienen sollte.

Daß es mit ein wenig probieren nicht zu finden sei, sah Karl nach ein paar verspielten Wochen ein, dem Sachverständigen aber, ebenso wie dem Amrei, die nach Nothnagels Tod aufs neue kamen, ihm die Bürde abzunehmen, antwortete er mit einem eigensinnigen: Nein! — Das war Städelsche Arbeit.

Beide gingen mit der Versicherung, sie würden nun auf eigne Hand in der gegebnen Richtung Versuche machen. Mochten sie doch! Karl war seines Erbes sicher und begann nun, sich planmäßig in die Bücher und Schriften des Vaters einzubohren. Wochen vergingen, ehe sein Verständnis auch nur die Schale der Berechnungen durchdrungen hatte; alles war ihm fremd und ungeläufig. Aber je spröder sich das Geheimnis des goldnen Engels erwies, desto leidenschaftlicher wurde sein Verlangen, es zu bezwingen.

Allsonntäglich ging er hinaus nach der Buschwiese, schloß Ackermanns Schuppen auf und besuchte das Wrack. Da putzte er und wirtschaftete und hoffte jedesmal dem Getrümmer abzulocken, was es den zünftigen Männern doch so sicher verschwiegen hatte, und jedesmal kam er mit der Dämmerung müde und enttäuscht in den heimischen Schatten zurück.

An einem milden Novembertag, der den kümmerlichen Oktober beschämte, kam er früher nach Hause als sonst. Das letzte Tageslicht schimmerte noch in dem Hofe; wie ein helles Bildchen lag der Thürausschnitt vor ihm, als er von der Straße

Digitized by Google

in Ackermanns Hausflur trat, und auf dem hellen Bildchen schien das ganze Haus versammelt zu sein: Frau Flörke und die fünf Buben, Ackermann, Line sogar und der alte Professor umringten ein schwarzgekleidetes Mädchen, dessen Anblick ihm an dem müden Herzen rüttelte.

Nett! Nanette Flörke war wieder da!

Kein Ding mehr, eine Augenweide, hatte Professor Kilburg eben gesagt.

Die kleine Nett! Gewachsen; und dazu Gestalt und Gesicht von jenem ruhigen Ebenmaß, das einem zuerst gar nicht verrät, wie schön sie sind.

Vor einer halben Stunde war sie gekommen und stand nun im Kreis ihrer Hausgenossen zur Berichterstattung, die immer wieder durch das Weh und Ach der denkenden Mutter unterbrochen wurde.

Aber auch so was! Da gab man sein Kind hin an andre Leute, die es dadurch gut hatten, während man sich plagte wie ein Lasttier, und dann starben diese Leute knall und fall von heute auf morgen weg, und von Erbschaft war nicht die Rede. Nein, Nett solle das nur nicht beschönigen, die dreitausend seien rein gar nichts für das Opfer, während der Mensch, der Vetter, der Erbschleicher, den Laden und die ganze Prostemahlzeit eingeschluckt habe.

Daß in diesem Testamente stand, der Vetter und Nett möchten einander heiraten, und daß nur Netts Nein zu diesem Vorschlag sie auf die kleine Erbsumme gesetzt hatte, erfuhr Mutter Flörke erst durch einen Brief der „hingezognen Senkenbergerin"; nach welchem Briefe Nett die Vorwürfe schmecken mußte, die einstweilen der toten Muhme nicht wehthaten.

Karl Städel trat nicht hinaus in den Hof zu den andern, deren jedes ein freudiges Willkommwort für Nett hatte, ihm legte sich grau und nächtig das Gespenst vor die Sonne: erst schaffe mich beiseite, durch mich hindurch giebts keinen Weg zu der Freundin.

Müde ging er die Treppe hinauf, durch die Küche, über den Gang der Werkstatt zu.

Nett sah ihn sofort, unverwandt folgten ihm ihre Augen, als müsse dieser stete Blick ihn zum Herabschauen zwingen; Karl aber hielt seinen Kopf mit Gewalt geradeaus gerichtet und ließ die Stimmen im Hofe summen und klagen. —

Nun schaltete Nett wieder im alten Kegelschub, hängte Wäsche auf, ging nach der Bleiche, plättete in der Küche feinen Krimskrams, saß auch wohl hinter dem kleinen Fenster des Hofzimmers und machte Putz für die Nachbarschaft, wenn ihr einer etwas zutraute — was nicht allzu flink kam, denn ihr Geschmack war besser, als es die Bewohner der Schuhgasse vertrugen. War Zeit, half sie Linen bei den Ballkleidern, deren duftige Rüschenpracht so beliebt wurde, daß es beinah zuviel Arbeit für die Mädchen in Ackermanns Schmiede gab.

Vor Karl Städel hatte Nett anfangs eine ähnliche Scheu empfunden, wie als Kind vor dem alten Mann in der Hexenküche; das Große und Unbegreifliche, was er schaffen wollte, hob ihn in eine Höhe hinauf, in der sie nicht mehr deutlich zu sehen vermochte.

Als sie aber erst in dem veränderten Menschen den Jugendfreund wieder zusammengefunden hatte, da wandelte sich die Scheu unmerklich in tiefes Mitleid. Und die Liebe, von der sie selber nicht recht wußte, lag unverletzt im Grunde ihres Herzens als Wurzel der Scheu so gut, wie als Wurzel des Mitleids.

Sie betrat nun den lieben alten Gang wieder, sie hängte das leichte Wäschzeug wieder hinauf wie ehedem, nur mied sie das Lichtfenster nicht mehr. Husch husch, glitt sie daran vorüber: dem Karl war gut, wenn ihn etwas Lebendiges

Digitized by Google

von draußen aus der Welt aufweckte. Sie summte wohl auch einmal ein Liedchen bei ihrer Arbeit.

Ob ihm dabei nicht Vogelsang und Frühlingstreiben einfiel? Es mußte ihm ja gut thun.

Manchmal, wenn sie so recht unverhofft an ihm vorüberkam, sah sie, wie ein heller Freudenschein über sein Gesicht flog, dann blieb sie stehn und nickte ihm zu oder sagte wohl auch ein Wort, und antwortete er gar, so wurde ihr warm und froh bis ins innerste Herz hinein.

Den ganzen Tag lang schien ihr dann die Sonne; mochte es stürmen, mochte die Mutter über die Erbschaft schelten, Netts Sonne schien. Und ihm, meinte sie, müsse es gerade so gehn.

Karln aber waren solche Tage trübe, quälerische, unholde Gesellen: das Huschen und Summen bereitete ihm Unruhe, und die Unruhe schuf ihm Pein, denn sie hinderte ihn am Versinken in sein Problem.

Nur deshalb! Das dumpfe Gefühl, als ob er sich eigentlich nach etwas anderm sehne als nach Beflüglung des goldnen Engels, war Spuk; das kam ihm nur in Stunden der Ermattung, dann spielte die Phantasie und lief auf thörichten Wegen, an deren Rändern Blumen blühten zu verliebten Sträußen, und Bäume Duft und Schatten über Stelldicheinbänke schütteten.

Gut, daß draußen der Schnee lag, hoch und dauerhaft genug, jeder Frühlingshoffnung den Garaus zu machen; was an ihm war, wollte Karl das Seine thun, um bei Vernunft zu bleiben.

Er gab sich ehrliche Mühe, er versuchte den Kopf gesenkt zu halten, wenn es huschte, und sah er doch auf, machte er ein grämliches Gesicht.

Armer Mensch, dachte Nett, nun hat ihn der Unhold ganz fest im Garn.

Sie zersann sich den Kopf, wie sie ihm helfen könnte, sie dachte Tag und Nacht nichts andres; endlich fiel ihr etwas ein, und eines Mittags trat sie in die Werkstatt, ein knospenbedecktes Azaleenbäumchen in der Hand. Nicht halb kokett, halb verlegen, wie Jenny damals im Sommer, sondern still und sicher, wie eine Pflegerin zum Kranken geht, trug Nett die Blumen in die Hexenküche hinein.

Da, sagte sie und stellte den Topf mit einem saubern Untersetzer ins helle Fenster.

Karl lächelte nachsichtig, wie man zur Spielerei eines Kindes lächelt; Nett nahm ihren Blumentopf so ernst, wie der junge Arzt das erste Rezept, das er schreibt.

Und Sie versorgen ihn auch, Herr Städel, und lassen ihn hier stehn unter den Spukräderchen, nicht wahr? Damit doch etwas Lebendiges um Sie ist.

Etwas Lebendiges! Das traf ihn und bohrte weiter, als sie nach kurzer Wechselrede wieder gegangen war. Er betrachtete die Knospen: unscheinbare grüne Dinger, kaum zu bemerken, aber sie trugen ihre leuchtende Zukunft sicher unter den winzigen Kelchblättern.

Karl stand wohl eine Viertelstunde lang an dem Fenster und wußte kaum, was er dachte; wenigstens kam ihm keine Nutzanwendung davon auf sich selber, und als er der verträumten Zeit inne ward, wandte er der Verführerin den Rücken und trat an den Mitteltisch, an dem in dieser düstern Zeit die ewige Lampe brannte.

Er stellte sich nicht wieder betrachtend vor die Azaleen, und das Begießen besorgte er wohl, um Nett nicht zu kränken, aber sehr unregelmäßig; es war gut, daß sie nachhalf. So wie Linens helle Stimme zur Küchenthür hinaus über den Gang

Digitized by Google

rief: Mittag ist fertig! machte sich Nett unten bereit, und knarrten die Bretter unter Karls Tritt, dann stieg sie hinauf und schlich sich mit einem Töpfchen lauen Wassers durch die Werkstatt in die Hexenküche. Sie sah nicht rechts, nicht links, nur nach der Blume und wurde von Tag zu Tag ernsthafter, denn ihr Wunder half nicht, obwohl Knospe um Knospe sich rundete und färbte.

Eines Morgens endlich — die Märzsonne lockte schon an den glänzenden Kastanienzweigen —, als Karl, von einem neuen Einfall besessen in die Werkstatt trat, war sie aufgeblüht. Das bemerkte er doch, lichtrosa leuchteten ihm vier volle Blumenkelche entgegen.

Er ging ans Fenster und sah in sie hinein. Makellos — vollkommen — nicht wie sein Werk mühsam berechnet und doch ewig unvollendet, sondern ein Geschenk aus der Hand der Natur, angeblasen vom Hauche des Lebens, und das Wunder wuchs und vollendete sich aus eingeborner Kraft.

Seine Räderchen und Reifen, seine Schieber und Haspen waren ihm noch nie so hoffnungslos tot erschienen, wie in diesem Augenblick; angesichts dieser Blüten sagte er sich: Du wirst den goldnen Engel nie beleben, verlorne Kraft ist dein Thun und verlorne Mühe.

Er sah die Blüten an und lauschte hinaus, wo Netts Stimme erklang. Auch in ihm war ein Keim vom Lebenshauch berührt worden und wuchs stetig mit den Azaleenblüten dem Lichte entgegen.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

England und die „teutonische Allianz." Es ist kaum glaublich, wie liebenswürdig die englischen Zeitungen plötzlich für Deutschland werden. Man erteilt uns von England aus die schönsten Ratschläge, unsre Kolonien aufzugeben, überhaupt keine eignen Kolonien mehr zu gründen, da wir uns weit besser stehn würden, wenn wir unsre überseeischen Interessen lediglich durch freundschaftliche Haltung zu England schützten. England verlange ja weiter nichts, als daß Deutschland ihm weder in Europa noch anderswo in den Weg trete. Daß England uns und allen andern Völkern in den außereuropäischen Erdteilen in den Weg zu treten sucht oder wirklich in den Weg tritt, haben wir in Kiautschou und in Faschoda zur Genüge gesehen und sehen es täglich in Englands Verhältnis zu Rußland. Rußland ist jetzt in Zentralasien mit dem Bau seiner transkaspischen Bahn bis Kuschk vorgedrungen. In wenigen Tagen können russische Truppen vor Herat, der Grenzfestung von Afghanistan stehn. Fällt den Russen Herat in die Hände, dann hindert sie so leicht niemand, bis an die jenseitige Grenze, nämlich bis an das Thor Indiens vorzudringen, und dann wird ein Kampf zu Lande beginnen, bei dem den Engländern ihre Flotte wenig helfen kann, namentlich in dem Falle, wo die europäischen Festlandstaaten zu Rußland stehn. Das russische Heer, an Zahl und Ausbildung dem englischen überlegen, würde wohl zweifellos in einem solchen Falle den Sieg davon tragen.

Deshalb redet man heute in England so viel von der Naturnotwendigkeit einer

Digitized by Google

Verbindung der germanischen Stämme, d. h. der Vereinigten Staaten, England und Deutschland, von einer großen teutonischen Allianz. Das klingt sehr schön, und der englische Minister Chamberlain wird nicht müde, die Notwendigkeit dieser Allianz zu betonen. Aber daß gerade Verwandte sich nicht immer, selbst im Familienverkehr, uneigennützig gegen einander betragen, kann man alle Tage im gewöhnlichen Leben sehn. Überall tritt das persönliche Interesse in den Vordergrund. Und wenn wir in die Geschichte der Neuzeit zurückblicken, fehlt es nicht an Beispielen, daß eben die Engländer, trotz ihrer teutonischen Verwandtschaft, gerade die deutsche Hanse und die Holländer seinerzeit nicht geschont haben, als es zu Elisabeths und zu Cromwells Zeiten galt, die Herrschaft zur See zu gewinnen. Auch die Verwandtschaft mit den eignen Landsleuten in Nordamerika hinderte England nicht, im vorigen Jahrhundert einen heftigen Krieg — mit viel deutschem Blute natürlich — durchzufechten, aus dem aber die angelsächsischen Kolonialstaaten als Sieger hervorgingen, und der die Gründung der Vereinigten Staaten zur Folge hatte. Länger als ein ganzes Jahrhundert hat es gedauert, bis man sich in England und Amerika der Verwandtschaft wieder erinnert und nun auch den guten deutschen Vetter, der ja immer für wenig Geld seine Haut zu Markte trug, gern an dieser Verbrüderung teilnehmen lassen möchte.

Natürlich! Der Kampf zwischen England und Rußland in Asien muß mit Notwendigkeit kommen, und was wäre da eine wirksamere, ja entscheidendere Hilfe für England, als wenn das erste Heer der Erde an Zahl und Kriegstüchtigkeit, das deutsche Heer, auf englischer Seite stünde, mit Rußland in Europa Krieg anfinge, Rußlands beste Truppen in Schach hielte und so den Engländern in Asien zum Siege verhülfe! Frankreich würde natürlich auch gegen Deutschland den Kampf beginnen, um Elsaß-Lothringen und das ganze linke Rheinufer bei dieser Gelegenheit zu nehmen; wer weiß, wozu sich Österreich und Italien, ja selbst die Türkei entschließen würden — kurz, für England wäre wieder die schöne Zeit angebrochen, wo ganz Europa im Kampfe läge und England auf der See kaperte, was ihm beliebte, und wo es in den außereuropäischen Erdteilen nach Herzenslust Flaggen hißte.

Was würde Deutschlands Lohn für eine solche Politik sein? Das können wir in der deutschen Geschichte ausführlich lesen. Für unsre Unterstützung der Engländer in Nordamerika im vorigen Jahrhundert erhielten wir Geld, sonst nichts. Ohne Blüchers Eingreifen bei Waterloo 1815 war Wellington verloren. Die Äußerung Wellingtons in der Schlacht ist ja bekannt: „Ich wollte, es wäre Abend, oder die Preußen wären da!“ Ob diese Äußerung geschichtlich feststeht, weiß ich nicht, wohl aber erinnre ich mich aus meiner Jugend an ein Bild, das damals viel verbreitet war. Auf diesem umarmen sich Blücher und Wellington während der Schlacht. Und das steht fest, daß man der Schlacht auch den Namen der Schlacht bei La Belle Alliance gegeben hat, weil beide Feldherren sich bei dem Pachthofe dieses Namens begegneten und man diesen Namen, der heute noch bei uns für die Schlacht am 18. Juni 1815 besteht, als durchaus passend für die ganze politische Lage ansah. Wellington selbst sagt in seinem Berichte an den König der Niederlande, und das steht auch geschichtlich fest: „Ich müßte mein eignes Gefühl verleugnen, wenn ich den glücklichen Ausgang dieses gefahrvollen Streits nicht der treuen und zur rechten Zeit verliehenen Hilfe des Marschalls Blücher und der preußischen Armee beimessen würde.“ Trotzdem ist es hauptsächlich Englands und Wellingtons Einfluß zuzuschreiben, daß Frankreich im zweiten Pariser Frieden vom 20. November 1815 „fast unversehrt an Gebiet und kaum anderweitig durch Geldzahlung geschwächt“ davon kam.

Digitized by Google

Gneisenau hatte also ganz Recht, als er am 17. August 1815 an E. M. Arndt schrieb: „Wir sind in Gefahr, einen neuen Utrechter Frieden zu schließen, und die hauptsächlichste Gefahr kommt abermals aus derselben Gegend, wie damals. England ist nämlich von unbegreiflich schlechten Gesinnungen, und mit seinem Willen soll Frankreich kein Leid geschehn. Während England nicht will, daß hier Eroberungen gemacht werden, sorgt es ganz artig für sich. Am schlechtesten benimmt sich Wellington, der ohne uns zertrümmert worden wäre.“ Denselben Lohn, den Preußen damals für seine über alles Lob erhabne Aufopferung an der Seite Englands von diesem erhielt, würden wir auch jetzt erhalten. Man wird sich also keineswegs mit Herrn C. Peters einverstanden erklären können, der in einem Aufsatz in der Finanzchronik, Wochenschrift für finanzielle und wirtschaftliche Interessen, 3. Jahrgang, Nr. 51, London, 17. Dezember 1898, sehr warm für eine teutonische Allianz zwischen Amerika, Deutschland und Großbritannien, für eine panangelsächsische Verbindung eintritt und sich ganz auf des oben erwähnten Ministers Chamberlain Seite stellt. Er rühmt die große politische Befähigung Chamberlains, der die große Zahl der Reibungspunkte der englischen Politik mit der der andern Mächte erkannt habe. Die chinesische Frage habe das drohende Gespenst einer kontinentalen Allianz gegen England gezeigt. Deshalb wolle man die „glorreiche Isolierung“ aufgeben und wünsche zum System der Allianzen zurückzukehren. Das gesunde Prinzip des do ut des solle anerkannt werden. Das ist alles sehr schön gesagt. Es fragt sich England gegenüber nur immer, was England giebt, und was es für seine Gabe als Gegengabe in Anspruch nimmt.

Peters macht in seinem, übrigens recht interessanten Aufsatze auch darauf aufmerksam, daß der in Aussicht genommne neue Dreibund — Deutschland, England, Amerika — dem Wesen nach protestantisch sei, und daß ihm die Herrschaft über die Erde sicher sei.

Das fehlte nun gerade noch, daß wir unsre politischen und handelspolitischen Kämpfe auch noch mit Religionskämpfen verknüpften. Wir wären dann auf dem besten Wege zu einer Wiederholung des Dreißigjährigen Krieges, der wegen Religionsstreitigkeit anfing, sich sehr bald auf das politische Gebiet hinüberspielte und das blühende Deutschland in eine Wüste verwandelte. Und wunderbarerweise rissen gerade die Mächte, die auf Seiten der Protestanten gestanden hatten, die größten Stücke vom Deutschen Reiche für sich ab. Denn Pommern fiel an Schweden, Elsaß an Frankreich, das noch dazu im eignen Lande die Protestanten mit Feuer und Schwert verfolgt hatte, die Niederlande und die Schweiz traten aus dem Deutschen Reiche aus, und das vorher blühende mächtige Deutsche Reich kam in die ohnmächtige Lage, aus der es erst Kaiser Wilhelm I. und sein großer Kanzler Bismarck in unsern Tagen wieder herausgehoben haben. Die Blüte des Deutschen Reichs vor dem Dreißigjährigen Kriege ist bekanntlich heute noch nicht wieder erreicht.

Zum Schlusse seines Aufsatzes meint Dr. Peters, der Welthandel und damit der Fortschritt der Kultur würde gewinnen auf dem ganzen Planeten. Diese Kombination, die teutonische Allianz, würde die lebenskräftigen und fortschreitenden Nationen umspannen zu gemeinsamer friedlicher Arbeit. Den Völkern der germanischen Welt gehöre die Zukunft. „Keine der brutalen auf bloßer Gewalt begründeten Gruppierungen, welche die Außenstehenden mit Vernichtung und wirtschaftlicher Schädigung bedroht, sondern ein System, dem sich jedes Volk, das friedliche Arbeit verrichten will, anschließen kann, der mäßigste Schritt zur Gestaltung eines einheitlichen Wirtschaftssystems, welchen die Geschichte der Menschheit kennt. Die teutonische Entente — sic! —, welche militärisch die Geschicke der Erde be-

Digitized by Google

herrscht, ist gleichzeitig die sicherste Grundlage für den auf Fortschritt und wirtschaftlicher Arbeit beruhenden Weltfrieden. Wenn sich Chamberlain zum klaren und erfolgreichen Träger dieser Idee in der englischen Welt macht, wird er den größten Staatsmännern dieses Landes an die Seite gestellt werden müssen."

Sehr schöne Worte! Aber in Ägypten sieht man nichts von friedlicher Arbeit der Engländer, und die Nachrichten, die allmählich über den ganzen Hergang in und nach der Schlacht bei Ondurman in die Öffentlichkeit gelangen, erinnern an das Wort: Ein Schlachten wars, nicht eine Schlacht zu nennen. Und wie England die Anerbietungen friedlicher Handelsbeziehungen für uns auffaßt, beweist die Ankündigung englischer Zeitungen aus neuster Zeit über eine in Schantung bestehende Gärung gegen die Erwerbung von Kiautschou durch Deutschland. In Wirklichkeit sei nichts hinter dieser Nachricht, als der Wunsch englischer Interessenten, die deutschen Unternehmungen im Innern von Schantung, so lange es angeht, oder womöglich vollkommen, hintanzuhalten. Dabei gehn die englischen Rüstungen immer weiter, unter anderm würden in Gibraltar die Arbeiten zum Instandsetzen der Befestigungen unermüdlich fortgesetzt. Nach Südafrika sind außerdem 300 Offiziere und 1300 Mann englische Truppen abgegangen. Kaufmännische Kreise in London behaupten, man wolle Transvaal in England einverleiben.

Peters schließt aus einer der letzten Reden unsers Staatssekretärs von Bülow im Reichstage auf eine nüchterne und kühle Beurteilung der auswärtigen Politik, auf ein Handeln von Fall zu Fall und die Absicht, sich nicht ins Schlepptau nehmen zu lassen und nicht die Kastanien für andre aus dem Feuer zu holen. Wir wollen hoffen, daß Deutschland dieser Politik treu bleibt und in Bismarcks Sinne die Beziehungen zu Rußland pflegt. Rußland hat uns bei unserm Fußfassen in China nicht im Wege gestanden. Englands Streben trifft in Asien auf Rußland, in Südafrika auf Deutschland, in Nordafrika auf Frankreich. England hat genug von dem Erdball in seinem Besitz, gehn wir deshalb mit Rußland und Frankreich zusammen und treten wir England fest gegenüber. So werden sich die im kommenden Jahrhundert ganz sicher entstehenden Schwierigkeiten in den Kolonialbestrebungen der europäischen Großstaaten am besten und friedlichsten lösen. Also vor allem keine teutonische Allianz! C. v. H.

Die Pensionsansprüche der Schulaufsichtsbeamten. Wenn man selbst weder Ruhe noch Ruhegehalt zu erwarten hat, so ist es einem ziemlich gleichgiltig, ob ein Kreisschulinspektor 3000 oder 4000 Mark Pension bekommt. Wenn aber in einem Streit über die Höhe der Pension kuriose Urteile und Entscheidungen von Behörden und Gerichtshöfen ergehen, so gehört die Sache zu den „Belustigungen des Verstandes und Witzes," wie man das vor hundert Jahren nannte, und außerdem hat auch die Allgemeinheit ein Interesse daran, jeden einzelnen Fall zu erfahren, wo die Gesetze in einer Weise angewandt werden, auf die ein gewöhnlicher Menschenverstand nicht verfallen sein würde. Durch den § 13 der Verordnung vom 26. Mai 1846 und den § 6 des Gesetzes vom 27. März 1872 wird bestimmt, daß bei der Pensionierung der Lehrer aller Arten, die Universitätslehrer allein ausgenommen [diese werden nämlich überhaupt nicht pensioniert], alle im Schuldienst zugebrachten Jahre angerechnet werden, sogar die im Auslande abgedienten. Dagegen haben die Schulaufsichtsbeamten: Kreisschulinspektoren und Schulräte, die bei Übernahme eines solchen Amtes aus dem Kommunaldienst in den Staatsdienst treten, keinen Anspruch auf Anrechnung der in Kommunalschulen zugebrachten Jahre. Nur auf dem Gnadenwege kann ihnen die vor Eintritt in den

Digitized by Google

Staatsdienst abgeleistete Dienstzeit ganz oder zum Teil angerechnet werden, der Unterrichtsminister hat in jedem einzelnen Falle, wo darum gebeten wird, die Genehmigung des Königs nachzusuchen, nachdem er sich vorher der Zustimmung des Finanzministers versichert hat, von dem also die Entscheidung abhängt. Diese gesetzliche Ausnahme zu Ungunsten der Schulaufsichtsbeamten ist höchst wunderlich, aber so lange sie eben Gesetz ist, müssen sich ihr die Betroffnen natürlich fügen.

Da nun aber jeder Lehrer einer königlichen Lehranstalt durch den Eintritt in den unmittelbaren Staatsdienst den Anspruch auf Anrechnung aller außerhalb des Staatsdienstes oder im mittelbaren Staatsdienst zugebrachten Dienstjahre erwirbt, so hatte bis vor kurzem in den beteiligten Kreisen jedermann geglaubt, daß von der oben erwähnten Ausnahme solche Schulaufsichtsbeamten nicht betroffen würden, die schon unmittelbare Staatsbeamte waren, als sie zu Schulinspektoren befördert wurden. Dieser Glaube ist nun durch folgenden Fall zu nichte gemacht worden. Am 1. November 1896 wurde der Kreisschulinspektor Jeron in Karlsruhe in Oberschlesien unter Verleihung des Charakters als Schulrat pensioniert. Vor seiner Ernennung zum Kreisschulinspektor war er Seminarlehrer, also unmittelbarer Staatsbeamter gewesen, vor diesem hatte er einundzwanzig Jahre als Volksschullehrer gedient. Von diesen einundzwanzig Jahren wurden ihm aber nur sechs angerechnet, und er erhielt statt der 4194 Mark, die er erwartete, nur 3078 Mark Pension. Mit seiner Beschwerde dagegen von der Oppelner Regierung zurückgewiesen, beschritt er den Rechtsweg. Die erste Instanz entschied gegen ihn. Der Schluß der Entscheidung ist interessant: „Was endlich die Verfügung des Kultusministers vom 10. Oktober 1872 betrifft, wonach bei Pensionierung von mittelbaren Staatsbeamten die Verordnung vom 28. Mai 1846 als durch § 38 des Pensionsgesetzes vom 27. März 1872 nicht außer Kraft gesetzt zu betrachten sei, und es demgemäß zur Anrechnung der frühern Dienstzeit der Königlichen Genehmigung nicht bedürfe, so kann dieser Erlaß im vorliegenden Falle keine Anwendung finden, da Kläger nicht mittelbarer, sondern unmittelbarer Staatsbeamter ist.“ Der angeführte Erlaß handelt nämlich, wie sich jedermann im voraus denken kann, gar nicht von der Pensionierung mittelbarer Staatsbeamter, sondern von der Anrechnung der im mittelbaren Staatsdienst zugebrachten Zeit bei der Pensionierung von unmittelbaren Staatsbeamten. Die Herren haben sich also gar nicht einmal die Mühe genommen, den Erlaß nachzuschlagen, dessen Anwendung sie für unzulässig erklären. Interessant ist ferner, daß der Vertreter der beklagten Regierung im weitern Verlauf des Prozesses behauptete: „Der § 13 der Verordnung vom 28. Mai 1846 ist nach § 38 des Gesetzes vom 27. Mai 1872 für aufgehoben zu erachten. Wenn einzelne Minister zu gewissen Zeiten eine andre Ansicht gehabt haben, so war dieselbe eine irrtümliche.“ Also wenn der Kultusminister über die Anwendung des Pensionsgesetzes eine Verfügung erläßt, so erklärt die Regierung zu Oppeln, er habe sich geirrt! Noch dazu fußt ein zweiter Ministerialerlaß, der den Seminarlehrern die Wohlthat des von der Regierung angefochtnen § 13 zuspricht, auf jenem Erlaß vom 10. Oktober 1872. Dieser Erlaß hatte eben die Meinung einzelner, der § 13 stehe in Widerspruch mit einzelnen Bestimmungen des Pensionsgesetzes von 1872, ausdrücklich zurückgewiesen. Die zweite Instanz gab Jeron Recht. Der vierte Zivilsenat des Reichsgerichts dagegen hat endgiltig zu seinen Ungunsten entschieden. Diese Entscheidung ist nun das dritte Kuriosum. Der hohe Gerichtshof erklärt, der mehrerwähnte § 13 stehe noch in Kraft, und Jeron habe demnach durch seine Anstellung als Seminarlehrer das Recht auf Anrechnung aller im Volksschuldienst zugebrachten Jahre erworben; aber — durch seine Ernennung zum Kreis-

Digitized by Google

schulinspektor, also durch seine Beförderung zu einem höhern Staatsamte, habe er die mit dem vorigen Amte erworbnen Rechte verloren. Gewiß interessant! Ja, werden die Herren Juristen sagen, wenn wir die Gesetze so verstehen wollten, wie es der einfache Wortlaut nahe legt, wozu wäre denn da das juristische Studium notwendig? Da könnte ja jeder Bauer Richter sein! Wer die Sache genauer studieren will, findet die ausführliche Darstellung im 27. Bande der Pädagogischen Blätter S. 643 bis 663.

Litteratur

Erbauliche Bücher. Das erste ist für Katholiken geschrieben und zwar für vornehme. Es bewegt sich um die höchsten Spitzen der irdischen Gesellschaft, es giebt eine Kombination von Geist, Weltförmigkeit und Religiosität, so pikant, verführerisch, suggestiv, möchte man sagen, wie ich mich nicht erinnere, sie in irgend einem ähnlichen Buche gefunden zu haben. Das andre, für evangelische Leser, beschäftigt sich mit dem Gemütsleben eines engen und kleinen, beinahe ärmlichen Familienkreises und ist von einer Einfachheit des Gegenstands und der künstlerischen Bearbeitung, daß man sie bei einem doch unterhaltenden Buche von vornherein nicht für möglich halten wird: die Natur selbst hat hier die ganze Wirkung übernommen. Dort agieren Franzosen, Italiener, Engländer, vom Fürsten bis zum einfachen Baron, durcheinander in verschiednen Ländern und in den europäischen Hauptstädten. Hier sitzt eine alte Handwerkersfrau, umgeben von ihren Kindern, zeitlebens auf ihrem einsamen schottischen Dorfe und bildet den Mittelpunkt ihres Kreises, wie die Weltdame es in dem vornehmern Buche für den ihren thut. Beide Bücher sind ins Deutsche übersetzt. Beginnen wir mit dem ersten.

Pauline Craven, die 1891 im Alter von zweiundachtzig Jahren in Paris starb, war die Tochter eines alten legitimistischen Grafenhauses, ihr Vater war Gesandter Karls X. am Hofe von Neapel. Dort heiratete sie 1834 Augustus Craven, den Sohn des bekannten, unmenschlich reichen Lords. Weil aber Augustus aus Liebe zu seiner Gattin zu ihrem Glauben übertrat, so entging ihm nicht nur ein Teil der väterlichen Erbschaft, sondern seine Laufbahn als englischer Diplomat wurde dadurch zerstört, und der an Thätigkeit gewöhnte Mann fiel von einem Projekt auf das andre. Er wechselt seinen Aufenthalt (Neapel, London, Rom, Paris), verliert sein Vermögen und stirbt 1884. Das war der schwere Preis, mit dem Pauline die Erfüllung ihres Herzenswunsches zu zahlen hatte. Sie selbst überlebte dann ihren Gatten nur noch wenige Jahre und starb halbseitig gelähmt und seit elf Monaten sprachlos. Paulinens Freundin war eine Herzogin Fieschi, die sie seit 1840 kannte — die Frauen wechselten Briefe, wenn Pauline abwesend war —, und diese Freundin hat, zum Teil mit den Worten der Briefe, ein kurzes, sehr eindruckvolles Lebensbild Paulinens geschrieben, das von Marie von Kraut übersetzt worden ist und nach zwei Jahren schon in zweiter Auflage erscheint (Berlin, Mittler und Sohn). Es hat also seinen Leserkreis gefunden.

Pauline und ihre sechs Geschwister waren regsamen Geistes und warmblütige Menschen, sie selbst galt unbestritten als die am reichsten begabte, sie war auch körperlich verhältnismäßig kräftig, während die andern an organischen Krankheiten

Digitized by Google

vor ihr und zum Teil sehr früh dahinstarben. Eine Schwester war an den Grafen Mun, den bekannten Legitimisten, verheiratet. Ein Bruder, bereits todkrank, heiratete eine russische Gräfin, die kurz vor seinem Tode zu seinem Glauben übertrat. Diesen großen Verwandtenkreis umschloß die Liebe zu Frankreich, das heißt dem alten, bourbonischen und ein religiöses Leben, das bei den einzelnen Gliedern oder auch Zweigen der Familie verschiedne Formen angenommen hatte. Am strengsten waren die Muns, treue Anhänger des Syllabus. Pauline galt bei ihnen für liberal. Ernste Schicksale in der Familie und die großen Wechselfälle des französischen Staatslebens gaben nun ihnen allen eine wenigstens sehr ähnliche Richtung. Sie wollten nicht bloß ihre äußern Güter genießen, wovon auch die unter ihnen, die sich ganz verarmt vorkamen, nach unsern und der meisten Menschen Begriffen immer noch genug hatten, sondern sie wollten für andre leben oder für eine Idee, ob dies nun der Graf von Chambord war, oder die Stärkung Frankreichs nach den Ereignissen von 1870, oder das Verhältnis des Papstes zu Garibaldi, oder die Not der Armen in Neapel, oder endlich die Ausbreitung einer Religion der Liebe, deren Voraussetzung ein zartes Nervensystem und ein aufs äußerste verfeinertes Gedankenleben war. Es scheint, als kümmerten sich die weichgeschaffnen Seelen um manches, was auch ohne sie weiter kommen würde, und während der Kummer sorgsame Pflege erfährt, möchte doch auch der Weltsinn sein Recht haben, und in diesem sichern Zuschnitt fällt für jeden ein gewisses Maß von Wohlstand und Wohlbefinden ab. Wenigstens wäre es doch etwas ganz andres, wenn diese zum Teil freiwilligen Sorgen noch mit eigner Not und Armut getragen werden müßten! Traurige Erinnerungen lassen sich erzählen und manchmal auch litterarisch verarbeiten; das ganz große Unglück macht stumm.

Pauline Craven zeigte im persönlichen Verkehr neben sehr viel Geist eine ungewöhnliche Anmut, die auch in großen und steifen Gesellschaften ihren Weg in die Herzen solcher Teilnehmer fand, die Empfindung dafür haben. In der Gabe der Unterhaltung that sie es allen zuvor. Nun machte das Leben sie auch zur Schriftstellerin. Sie erzählte die Geschicke und die innern Erlebnisse ihrer Geschwister, die sie alle überlebt hatte, in einem Buche Récit d'une Soeur, das 1866 in Paris herauskam und einen großen Erfolg hatte. Es sei einmal, so fanden die Kritiker, etwas ganz andres und so ziemlich das Gegenteil von allem, was heutzutage gedacht, empfunden und geschrieben werde, und dieses andre riß die Leser hin. Die Akademie erteilte „diesen wahren Empfindungen und dieser ergreifenden Sprache“ ihren ersten Preis, und kein geringerer als Villemain erklärte dabei als ihr Sekretär, es sei vielleicht kein Kunstwerk, aber sein Wert sei darum nur um so größer; es sei ein Testament der Vergangenheit, das in der Zukunft gelesen werden würde. Im Jahre ihres Todes 1891 hatte das Buch dreiundvierzig Auflagen hinter sich. Pauline veröffentlichte noch viele ähnliche Werke, Memoiren, Betrachtungen, Biographien, einen Roman, der wiederum von der Akademie gekrönt wurde, und alle diese Bücher wurden viel gelesen.

Was der neuen Schriftstellerin eine ganz besondre Anziehung gab, war die echt weibliche, jeder Bohemerie abgeneigte Natur dieses vornehmen Wesens, das vielmehr bei klugen Männern Anlehnung suchte. Die Interessen ihres Glaubens führten sie zu den geistlichen Herren hin, und zur Zeit des vatikanischen Konzils sah man jederzeit die französischen Bischöfe in ihren kleinen Abendgesellschaften. Ihre nächsten Freunde waren Père Lacordaire und der Graf Montalembert. Für das zu einigende Italien hatte sie aufrichtige Wünsche, 1860 hielt sie es noch für möglich, daß dem Papst die Stadt Rom verbliebe, und die Besetzung der Stadt

Digitized by Google

durch die Italiener zehn Jahre später erklärte sie für ihren größten Schmerz. Es wurde ihr schwer, ihre Gefühle für die Freiheit Italiens mit ihrer ganzen Ergebenheit für die Person Pius IX. in Einklang zu bringen. Sie fragt brieflich bei Lacordaire an (Anfang 1861), ob sie wohl um des Papstes und der Bourbonen willen die Vereinigung Italiens wünschen dürfe. Er antwortete, lieber wäre es ja ihm gewesen, wenn Karl X., Ludwig Philipp oder gar die Republik die Befreiung Italiens unternommen hätte anstatt Napoleons, aber man solle auch von dieser Seite das Gute nehmen, und dieser Brief „giebt ihr den Frieden ihrer Seele zurück."

Ein sachverständiges Geleitwort zu dem anziehenden kleinen Buche empfiehlt Pauline Cravens christlich vertiefte und dabei klassisch geschriebne Romane der deutschen Mädchenwelt. Wir möchten dann wenigstens, daß diese nicht unterließe, sich dabei die Frage zu stellen, welche Rolle wohl ein Deutscher oder eine Deutsche in diesem eigentümlichen internationalen Milieu hätte übernehmen können. Von der Herzogin von Hamilton, bei der Pauline Ende 1870 in Baden-Baden zu Besuch ist, heißt es in einem ihrer Briefe: „Sie hat ein Herz für jeden, aber ihre persönlichen Sympathien rufen sie natürlich besonders an die Betten der armen Franzosen." Die Verfasserin bemerkt dazu, daß sie eine Cousine Napoleons III. sei, vielleicht hätte die Übersetzerin hinzufügen können, daß sie einst Prinzeß Marie von Baden genannt wurde. Als Ersatz für den Defekt mag wenigstens eine Stelle aus Paulinens Briefe vom 11. März 1871 mitgeteilt werden: „Mit stillem Neide bewunderte ich die Ordnung und ruhige Freude, mit der hier in Baden das Friedensfest gefeiert wurde. Kein ausgelassener Jubel. Heiliger Ernst erfüllte die Gemüter und gestaltete die Feier zu einer würdigen und erhebenden. Nachmittags sang die Menge unter dem mächtigen Läuten der großen Glocke mit tief ergreifender Innigkeit den alten herrlichen ambrosianischen Lobgesang: Herr Gott, dich loben wir. Am Abend wurden bei Fackelschein und bengalischer Beleuchtung im Chor von gutgeschulten Stimmen alte und neue Volkslieder gesungen, darunter ein die Versammelten besonders begeisterndes Lied, von dem jede Strophe mit den Worten endet: Lieb Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein."

Eine schottische Mutter, von ihrem Sohne J. M. Barrie, übersetzt von Ina Bock (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht) ist der Titel des zweiten Buchs. Der Verfasser ist ein in England beliebter Novellenschreiber, und sein Verhältnis zu seiner Mutter erinnert uns etwas an den Verkehr Carlyles mit der seinen, doch war Frau Carlyle körperlich kräftiger und auch geistig noch stärker als Margaret Ogilvy, wie sie der Sohn nach schottischer Sitte mit ihrem Mädchennamen nennt. Margaret ist stolz auf ihren Sohn, den Schriftsteller, er muß ihr den frühverstorbnen Bruder, den Liebling ihres Herzens, ersetzen. Er hilft ihr im Hause bei der Arbeit, und sie liest seine Bücher. Aber sie ist eine ganz eigne Frau. So fest sie in ihren Ansichten ist, so läßt sie sich doch ihre Gedanken gewöhnlich einzeln abfragen, als ob niemand ihre Meinung zu wissen brauche. So sagt sie auch dem Sohne nicht, wie hoch sie ihn stellt, und wenn sie in den Figuren seiner Erzählungen ihr Urbild zu erkennen meint, so giebt sie ihm keine genügende Veranlassung, ihre Meinung zu widerlegen, weil sie ihre Meinung behalten will. Auf diese Weise bewegt sich der Verkehr der beiden Menschen in seltsamen Umschweifen. Der Sohn meint, der Mutter größerer Liebling sei eine Tochter gewesen, die ganz für sie gelebt und nach festem Vorsatz sich niemals von ihr getrennt habe. Schwester und Bruder sind einig in der Aufgabe, für die alte Mutter zu sorgen, aber die Auf-

Digitized by Google

gabe ist nicht leicht, denn diese Bäuerin hat etwas in sich von einem Selbstherrscher und etwas von einem Diplomaten. Man muß es eigen anfangen, wenn man möchte, daß sie etwas bestimmtes thun oder lassen soll. Was in der kleinen Hausgenossenschaft vorgeht, ist kaum zu erzählen, und doch ist es der Inhalt des Lebens dieser Menschen, und wir folgen ihm, als wäre es ein Stück Weltgeschichte, das uns angeht. Man nennt ja diese Detailmalerei Humor, und die schottische Abart davon hat noch etwas ernsteres, tieferes oder auch rauheres als die eigentliche englische.

Frau Margaret stirbt und wird an ihrem sechsundsiebzigsten Geburtstage begraben. Es war immer der Schwester Sorge gewesen, wie sie, was doch einmal sein mußte, ein Leben ohne die Mutter ertragen sollte, und doch durfte sie nicht wünschen vorher zu sterben, denn sie hat sich ja gelobt, die Mutter nie zu verlassen, und die Mutter weiß das. Nun liegt die Mutter auf den Tod. Und ganz plötzlich stirbt da die Tochter vor ihr. „Meine ängstliche Mutter sah die, welche sie nie verlassen wollte, bewußtlos aus dem Zimmer bringen und brach nicht zusammen." Sie fragte nicht mehr nach ihr, man vermied es, ihren Namen zu nennen, aber man hätte nicht so ängstlich zu sein brauchen. „Es giebt Geheimnisse zwischen Leben und Tod, aber dies war keins. Ein Kind kann verstehn, was geschah. Gott sagte, daß meine Schwester zuerst kommen mußte, aber in dem Augenblick legte er die Hand über die Augen meiner Mutter, und sie war verändert." Und nun folgt die schlichte Erzählung ihres Sterbens, wie sie noch einmal am letzten Tage sich durch alle Räume des Hauses tragen läßt, dann wieder ins Bett gebracht das Taufkleid fordert, in dem alle ihre Kinder einst getauft worden, wie sie aller Namen nennt, nur einen, den dritten der Reihenfolge, läßt sie aus, es ist der der toten Schwester im Nebenzimmer, dann aber nach einer Pause nennt sie diesen und wiederholt ihn immer wieder, als ob er die herrlichste Musik wäre. Darauf nahm sie von allen Abschied und wandte sich zum Sterben auf die Seite. Hin und wieder hörte man Worte des Gebets, die letzten, die gehört wurden, waren Gott und Liebe. „Ich sah sie im Tode; ihr Antlitz war schön und friedlich. Meine Schwester hatte den Mund fest geschlossen, als ob sie ihren Willen durchgesetzt hätte." A. P.

Zur neuern und neusten Litteraturgeschichte von Michael Bernays, aus dem Nachlaß herausgegeben von Georg Witkowski (dritter Band der Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte von M. B. Leipzig, Göschen). Michael Bernays hat nach mühevollen Jugendjahren ein an äußern Erfolgen reiches Leben gehabt. Er hatte das Glück, ein neues Fach mit in den Betrieb des öffentlichen Unterrichts einführen zu können, für das er wie keiner sich zuvor gerüstet hatte, und auf seinem dann nicht mehr schweren Wege begleitete ihn die Teilnahme zahlreicher Menschen und die Gunst ganzer Kreise. Außer umfassenden Kenntnissen hatte er die Gabe der Rede und ein geradezu unglaubliches Gedächtnis, das ihm bei seinem Rezitieren von Dichterstellen und ganzen Dichtungen zu statten kam. Es hat manchen gegeben, der eine einzelne Sache ebenfalls aus dem Gedächtnis ergreifender, natürlicher und seelenvoller vortrug als er, aber keinen zu seiner Zeit, der über einen solchen Umfang der Gegenstände in ganz freier Rezitation verfügt hätte. Das kam seinen Vorlesungen zu gute, es machte sie zu öffentlichen Vorträgen, und so hatte er auch als Dozent einen ganz ungewöhnlichen Erfolg. Wenn man erwägt, was dieser reichbegabte Mann in seiner Wissenschaft wußte und kannte, und daß er über zwanzig Jahre lang in einer gesicherten und für litterarische Arbeit günstigen Stellung gelebt hat, so ist es ja nicht gerade viel, was veröffentlicht von ihm zurück-

Digitized by Google

bleibt, und mancher wird denken: hätte er doch etwas weniger gesprochen und dafür etwas mehr geschrieben. Den ersten Band seiner gesammelten kleinern Schriften gab er selbst 1895 heraus, nachdem er sich 1890 von seinem akademischen Berufe zurückgezogen hatte. Darauf folgte nach seinem Tode (1897) ein zweiter Band, womit die Sammlung nach der Absicht der Herausgeber abgeschlossen sein sollte. Aber ein 1899 erschienener dritter, in dessen Vorrede mit warmen Worten von dem lebhaften Verlangen vieler nach einer Fortsetzung berichtet wird, bringt noch weitere fünfzehn Aufsätze unter drei Abteilungen: Zu Shakespeare; Zur deutschen Litteratur (Lessing, Goethe, Schiller, Friedrich Schlegel); Charakteristiken (Loebell, Welcker, Uhland, Scheffel). Diese recht zusammengesuchten Sachen geben doch außer zwei Artikeln zu Shakespeare, dem über Delius Ausgabe und dem vierten, keinen Beleg zu den hohen Eigenschaften des Verfassers, die die Vorrede mit Recht hervorhebt, und um derenwillen man es beklagt, daß nichts besseres von ihm zurückgeblieben ist. Die Aufsätze sind vor dreißig Jahren und länger geschrieben. „Zimmermanns Merck, ein Beispiel dilettantischer Bücherfabrik," lautet z. B. eine Überschrift. Zimmermann war eine brave, etwas verworrene Seele, ein ehemaliger Gymnasialprofessor, der im Drange, sich nützlich zu erweisen, 1871 zu einem Buche getrieben wurde, das jedenfalls niemand geschadet hat. Bernays schlachtete es dazumal ab im vollen Gefühl seiner Überlegenheit, feierlich und pathetisch, mit dem Ritual eines berufnen und bestellten Opferpriesters. Und nun druckt man diese Predigt hier wieder ab, aus der man heute gar nichts mehr lernt, und die doch auch zu dem Ruhme dessen, der sie hielt, nicht viel beigetragen hat. Wie furchtbar arm an Gedanken, ganz ohne einfache Herzenstöne ist ferner die bei der Enthüllung des Scheffeldenkmals in Karlsruhe 1892 gehaltne Rede! Wieder eine Predigt in reichen und runden Perioden! Nur Michael Bernays mit seinem sichern Gedächtnis konnte solche dem Wagnis eines freien Vortrages aussetzen. Eine große Schwäche an dem sonst so stark gerüsteten Manne war dieser Predigerton schon in seiner mündlichen Rede. Im Geschriebnen aber, ohne Wechsel angewandt, wirkt er geradezu einschläfernd. Wir sind heute in der Behandlung von Litteratur und Kunst an einen kürzern und temperamentvollern Ausdruck gewöhnt. Am besten schreibt Bernays, wenn er als Philolog schreibt, das heißt über Einzelheiten, und dann tritt auch sein entlegnes Wissen ans Licht. Der hohe Stil der zusammenhängenden Rede führt bei ihm, abgesehen von der langweilenden Form, immer auch recht viele sachliche Trivialitäten mit sich. Es scheint, als ob der vierte Band, der uns nicht bekannt ist, besseres enthalte. Man sollte mit dem Nachruhm eines berühmten Mannes doch immer recht vorsichtig umgehn!

Die Kunst in Tirol. In der allgemeinen Kunstgeschichte werden aus Tirol die weltlichen Freskobilder des Schlosses Runkelstein, das Grabmal Kaiser Maximilians in der Hofkirche zu Innsbruck und allenfalls noch die Schnitzaltäre Michael Pachers erwähnt, dem man übrigens jetzt nur noch die Gemälde, nicht mehr das Schnitzwerk zuschreibt. Es giebt noch außerdem eine nicht bedeutende, aber tief bis ins Volksleben hineingehende Provinzialkunst, die sich dann bisweilen zu stattlichen Äußerungen, Kirchen mit Kreuzgängen, Burgen, Schlössern und palastartigen Wohnhäusern erhebt. Auch Wandgemälde (z. B. in Brixen) und einzelne bessere Grabskulpturen finden sich. Den Forscher interessiert das Zusammentreffen deutscher und italienischer Einflüsse. Jedes tiefere Eindringen zeigt, daß Tirol deutsches Land war, auch in der Kunst, sowohl im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert als später. Zwar nahmen im siebzehnten Jahrhundert, wie überall im südlichen Deutschland, die italienischen Einflüsse zu, aber dann kommt im achtzehnten von Augsburg,

Digitized by Google

München und Salzburg das Rokoko herein, und ein einheimischer Deckenmaler, Martin Knoller, übertrifft alle von außen gerufnen Künstler.

Berthold Riehl, ein gründlicher Kenner des Gegenstands, hat in einem hübschen, reichillustrierten kleinen Buche diese Tiroler Kunst vom Norden beginnend bis nach Trient beschrieben: Die Kunst an der Brennerstraße (Leipzig, Breitkopf und Härtel). Es wird dem Reisenden ebenso nützlich sein, wie dem, der sich für die Kunst überhaupt interessiert, es ist leicht geschrieben und giebt doch sehr viel wissenschaftlich verarbeitetes Detail, sodaß es auch als Nachschlagebuch seine Dienste thun kann.

Handzeichnungen alter Meister. Der Verlag von Gerlach und Schenk in Wien hat jüngst den dritten Band der im ganzen auf zehn Bände berechneten Publikation der Handzeichnungen alter Meister aus der Albertina und andern Sammlungen (Preis des Bandes 42 Mark) herausgegeben. Diese in der technischen Wiedergabe bisher unerreichten „faksimilierten Handschriften“ unsrer alten Meister (darunter die meisten Blätter von Dürer, den beiden Holbein, Grünewald, Rembrandt, Rubens, Lionardo u. a. m.) können jedem Kunstfreund warm empfohlen werden. Sie sind mustergiltig. Wer sich Klarheit darüber verschaffen möchte, was an unsrer modernen Kunst echt und was Talmi ist — im Kampf der Meinungen wird das dem Wohlmeinenden oft recht schwer gemacht —, der studiere diese Blätter. Sie sind der kürzeste und sicherste Richtweg zur Erkenntnis der Kunst, die über den Tageslaunen steht und doch aus der Zeit geboren wird, in der sie lebt! Die deutschen Meister sind in erster Reihe berücksichtigt worden, aber auch Frankreich, die Niederlande und Italien liefern reiche Schätze an Studienmaterial für den Liebhaber und Kenner. W. Sch.

Das kleine Buch von der Marine. Ein Handbuch alles Wissenswerten über die deutsche Flotte nebst vergleichender Darstellung der Seestreitkräfte des Auslandes von Georg Neudeck, Marineschiffbaumeister und Dr. Heinr. Schröder, Lehrer an der Deckoffizierschule. Mit einer Karte und 644 Abbildungen. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer, 1899

Die Verfasser bieten ein in bequemer Form abgefaßtes Nachschlagebuch über die kriegstechnischen, organisatorischen und personellen Verhältnisse unsrer Marine. Die sehr fleißig und ausführlich bearbeitete Zusammenstellung wird namentlich allen denen willkommen sein, die in bestimmten Einzelfragen, z. B. über die Aufnahmebedingungen von Seekadetten, Schiffsjungen oder von Marinebeamten jedes Dienstzweigs Auskunft suchen. Zugleich soll es den Marinemannschaften als Ergänzung ihres Dienstinstruktionsbuchs dienen. Das Buch ist, wie das Vorwort auch ausdrücklich betont, frei von allem „belletristischen Beiwerk“; es beschränkt sich auf die Zusammenstellung von Thatsächlichem, wobei natürlich die Wiedergabe von Bestimmungen verschiedner Art, z. B. über Uniformen, Gebührnisse, Dienst an Bord und dergleichen einen beträchtlichen Teil des Buches füllt. Ein Vorzug des Buches ist die verständliche Ausdrucksweise, die es möglich macht, daß jeder Laie auch die technischen Erläuterungen überall verstehen kann.

Das kleine Werk ist reich mit Porträts, Schiffsbildern, Schiffsplänen, Ansichten von Werftanlagen usw. ausgestattet, die allerdings manchmal besser gedruckt sein könnten. Doch kann man in Anbetracht des billigen Preises (von 2 Mark) mit dem Gebotenen zufrieden sein. G. Wis.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Schlacht bei Khartum

Nicht eine ins einzelne gehende Darstellung der Schlacht bei Khartum soll hier geboten werden; dazu gehören Karten, Stärkeübersichten, Truppenlisten usw., ein Rüstzeug, das den nichtmilitärischen Leser begreiflicherweise abschreckt. Es handelt sich hier um eine kritische Würdigung der englisch-ägyptischen Waffenthat, wobei natürlich die Zeichnung des Kampfes in großen Zügen nicht zu vermeiden ist. Dem Verständnis kommt dabei zu statten, daß sich die Schlacht in recht einfachen Formen abspielte. Selbstverständlich faßt die folgende Studie ein ganz bestimmtes Ziel ins Auge: sie will die übertriebne Wertschätzung des Sieges bei Khartum, wie sie in England gäng und gäbe und vom Auslande ziemlich kritiklos übernommen ist, auf das richtige Maß zurückführen. Dabei beschäftigt sie sich nur mit der rein militärischen Leistung, auf die man sich jenseits des Kanals nicht wenig zu gute thut. Giebt es doch Leute dort, die in dem Waffenerfolge gegen die Mahdisten einen Triumph des überlebten, in jedem nationalen Kampfe mit Notwendigkeit zusammenbrechenden Werbesystems sehen wollen und der Ansicht sind, daß die englischen Infanteristen und Artilleristen mit europäischen Soldaten ebenso bequem fertig werden würden, wie mit den dunkelhäutigen Streitern des Kalifen. Solchen Schwärmern dürfte, wenn es einmal zum Zusammenstoß zwischen englischen und kontinentalen Truppen kommen sollte, eine grausame Enttäuschung beschieden sein.

Wir müssen eingestehn, daß die Engländer auf Grund ihrer reichen Erfahrungen in kolonialen Kämpfen Meister in der Vorbereitung kleinerer wie größerer Expeditionen sind. Eine gute Vorbereitung bedeutet aber, ganz besonders für innerafrikanische Unternehmungen, den halben Erfolg. Das haben die Italiener sehr zu ihrem Schaden 1895/96 erfahren. Eine gewisse Üppigkeit in der Vorbereitung lohnt sich nicht selten im Verlauf der Operationen

Digitized by Google

dadurch, daß sie die ungleich kostspieligere Ausrüstung einer zweiten oder gar dritten Expedition unnötig macht. Weiter soll nicht bestritten werden, daß der Sirdar Kitchener wiederum unter seinen Landsleuten durch ein ganz besondres Organisationstalent hervorragt. Die Hauptsache haben aber doch sein zäher Wille und seine Rücksichtslosigkeit gethan: goldne Eigenschaften in seiner Lage.

Vorbereitungen zu einem innerafrikanischen Kriegszuge verlangen dreierlei: Zeit, Geld und Sicherheit gegen durchkreuzende Maßnahmen des Gegners. An Zeit mangelte es nun den Engländern nicht. Zwischen der Schlacht am Atbara (am 8. April 1898) und dem beabsichtigten Vormarsch (Mitte August) — so beabsichtigt mit Rücksicht auf die Wasserverhältnisse des Nils — lagen volle fünf Monate. Und diese fünf Monate hatten nur zur Krönung des seit zwei Jahren aufgeführten Gebäudes zu dienen. Mit Geld brauchte der Sirdar nicht zu knausern. Der Feind hatte sich nach der Niederlage am Atbara bis hinter den sechsten Katarakt zurückgezogen. Nun ist in englischen Blättern mit Stolz hervorgehoben und in deutschen ist es wiederholt worden: welche Leistung, eine Operationslinie von 2140 Kilometern bis Khartum! Ja, wo setzen denn die so schreibenden Strategen den Zirkel an? Im Mittelmeerhafen bei Alexandria! Operationslinien aber beginnen doch erst an der dem Feinde zugekehrten Grenze des eignen Landes, oder allenfalls bei den Magazinen im eignen Lande, die für die Nachfuhr des in Frage kommenden Heeres hauptsächlich zu sorgen haben. In den fünf Monaten der Ruhe war von Kitchener beim Atbarafort (dort gelegen, wo der Atbara in den Nil mündet) Verpflegungsmaterial auf ein volles Vierteljahr für 25000 Mann und 3500 Pferde — das Operationskorps war nicht ganz so stark — zusammengebracht worden. Unsers Erachtens ist daher das Atbarafort als die Basis der Unternehmung gegen Khartum anzusehen. Dann aber schrumpft die Operationslinie etwa auf 250 Kilometer zusammen. Um so eher darf dem Atbarafort diese Bedeutung beigemessen werden, als von dort die Eisenbahn nach Wadi Halfa führte, zwischen Wadi Halfa und Assuan eine regelmäßige Dampfschiffverbindung bestand und von Assuan nordwärts wieder die Eisenbahn für ergänzende Nachhilfe brauchbar war. Dabei war die ganze Linie unbedingt sicher vor dem Feinde!

Ferner wurden die Operationen Kitcheners ganz besonders dadurch erleichtert, daß der Nil sie begleitete: er lieferte Wasser und diente als Straße. Auch der Landweg längs des Nils bot keine großen Schwierigkeiten. Wir wüßten uns keiner innerafrikanischen Expedition zu erinnern, die — namentlich in Bezug auf die so wichtige Wasserversorgung — unter gleichgünstigen Vorbedingungen ausgeführt worden wäre. Aber die entsetzlichen Strapazen des Vormarsches, von denen die englischen Blätter so Ergreifendes zu berichten wußten? fragt der ungeduldige Leser. Gemach! Am 15. August 1898 erfolgte der Aufbruch aus dem Lager an der Atbaramündung, aber in der Weise, daß

Digitized by Google

die gesamte Infanterie und das ganze Artilleriematerial in Boote verladen und von den zehn Kanonenbooten und vier Dampfpinassen bis Wad Hamed, das ist fast bis zum sechsten Katarakt, nilaufwärts geschleppt wurde. So waren von den 256 Kilometern vom Atbarafort bis Omdurman für die Hauptmasse des Expeditionskorps 160 Kilometer in der denkbar bequemsten Weise zurückgelegt. Nur die berittnen Truppen und die Saumtierparks schlugen den Landweg — auf dem linken Nilufer — ein und langten am 22. August bei Wad Hamed an.

Man hätte in derselben Weise noch näher an Omdurman herangehn können, denn die Annahme, daß die Derwische die bei Schabluka (am sechsten Katarakt) gelegnen, mit Geschützen versehenen Forts zu halten versuchen würden, erwies sich als irrtümlich. Nicht einmal die kümmerlichen, aber für den Betrieb der englischen Kanonenboote unentbehrlichen Holzvorräte in der Nähe des Nils hatten sie zerstört. Vom Feinde ungehindert wurde der Vormarsch, jetzt wirklich ein „Marsch," am 24. August von Wad Hamed aus fortgesetzt. Wir müssen nun der Wahrheit die Ehre geben, daß die englisch-ägyptischen Truppen bei dieser Vorbewegung schwer unter der Ungunst der Witterung zu leiden hatten: an einzelnen Tagen eine entsetzliche Hitze, an andern (28., 29. August) endlose Regengüsse. Aber — die ganze Strecke von Wad Hamed bis Egeiga am Nil (9 Kilometer unterhalb Omdurman) beträgt 87 Kilometer, und zu ihrer Bewältigung gebrauchten die Engländer neun Tage (einschließlich einen Ruhetag). Auf den einzelnen Marsch entfallen also ungefähr 11 Kilometer. Das ist selbst unter den angedeuteten Witterungsschwierigkeiten keine außergewöhnliche Leistung. Außer diesen Märschen hat z. B. das erste Bataillon der Grenadierguards bei neunundfünfzigtägigem Aufenthalt in Ägypten nicht einen einzigen Marsch ausgeführt. Und wie wurde der englische Soldat dabei verpflegt: täglich ein englisches Pfund Fleisch, ein viertel Pfund Speck, anderthalb Pfund Brot oder ein Pfund Zwieback, ein Pfund frisches oder $^1/_{16}$ Pfund konserviertes Gemüse oder $^3/_{16}$ Pfund Bohnen, $^1/_{32}$ Pfund Thee, $^1/_{32}$ Pfund Kaffee, $^3/_{15}$ Pfund Zucker, $^1/_{32}$ Pfund Salz, $^1/_{576}$ Pfund Pfeffer, $^1/_8$ Pfund Reis, $^1/_{16}$ Pfund Linsen. Ferner wöchentlich $^1/_4$ Pfund Fruchtkonserven und nach Bedarf täglich $^1/_{64}$ Gallone Rum und $^1/_{320}$ Gallone Zitronensaft. Wir haben diese ganze Liste hierher gesetzt, um die Üppigkeit der Ration, der Kitchener zu einem guten Teile den günstigen Gesundheitszustand glaubt beimessen zu sollen, einmal deutlich vor Augen zu führen. Not haben die englischen Soldaten im Sudan nicht gelitten. Die Ration der Fellahs und Sudanesen in ägyptischen Diensten war natürlich viel einfacher zusammengesetzt.

Am 1. September mittags erreichte das Expeditionskorps, vom Feinde ganz und gar unbelästigt, das Dorf Egeiga, 9 Kilometer nördlich von Omdurman hart am Nil gelegen. Es wurde dort mit dem Rücken und den beiden Flanken am Wasser — in der Breite etwas über 1000 Meter — ein

Digitized by Google

Lager bezogen, dessen bogenförmige Front nach Nordwesten, Westen und Südwesten zeigte. Kitchener ritt alsbald auf eine gegen drei Kilometer vor dem südwestlichen Flügel gelegne Höhe, den Dschebel Surgham, und sah die Streiter des Kalifen in hellen Haufen aus Omdurman herauskommen. Ein paar Kilometer nördlich der Stadt hielten sie und bezogen ein Lager zum Abkochen. Der Sirdar schätzte ihre Zahl auf etwa 35000; es stellte sich später indes heraus, daß sie 45 bis 50000 Mann stark waren. Aber es waren nicht mehr die Gegner von 1882 bis 1885. Die treibende Kraft des ganzen Mahdismus, der religiöse Fanatismus, der vordem die Mängel in der Organisation und Bewaffnung ausgeglichen hatte, war bedenklich geschwunden.

Die seßhafte Bevölkerung, namentlich des Nordostens und Ostens, empfand die Herrschaft des Kalifen längst schon als das ausbeutende Schreckensregiment eines bevorzugten Volksstammes, der Baggara, denen der Kalif selbst entstammte, und die seine besten Krieger abgaben. Auch getreue Anhänger waren im Glauben an die höhere Sendung des „Stellvertreters" des „gottbegnadeten Erlösers" (Mahdi) irre geworden. Und was nicht minder in Betracht kommt: auch Allah hält es mit dem starken, gut bewaffneten Schlachthaufen. Mit den Waffen aber stand es schlecht. Nach dem von Major (heute Oberst) Wingate 1890 veröffentlichten Generalbericht über den ägyptischen Sudan — nebenbei bemerkt ist dieser starke Band trotz Ohrwalder und Slatin noch immer die beste Quelle für die einschlägigen Verhältnisse — besaß die Mahdia etwa 30000 den Ägyptern genommne Remingtons und 68 Geschütze der verschiedensten Muster und Kaliber, darunter auch vier Krupps. Was die Gewehre anbetrifft, so waren sie, vielfach zu kriegerischen Unternehmungen gebraucht, von Jahr zu Jahr weniger zahlreich und schlechter geworden. Es sollen zu der Zeit des Zuges nach Khartum noch 20000 vorhanden gewesen sein. Aber wie sahen sie aus? Visiereinrichtung und Korn hatten die Derwische, als gänzlich überflüssig, einfach von den Läufen gebrochen; diese Thatsache beweist allein schon, was man von ihrer Schießfertigkeit zu erwarten hatte. Am schlimmsten aber stand es mit der Munition. Bis zum Auseinanderfallen waren die Metallhülsen immer wieder von neuem gebraucht worden, und als Treibmittel hatte man ein Pulver verwandt, das unter dem Zwange des Kalifen von europäischen Gefangnen in Omdurman hergestellt war. Ebenso verhielt es sich mit der Munition für die Geschütze, ganz abgesehen davon, daß es an halbwegs geübten Bedienungsmannschaften mangelte.

Von der Waffen- und Munitionszufuhr aus dem Auslande waren die Derwische ganz abgeschnitten. Zwar hieß es, der geschäftskundige Menelik habe ihnen zu hohen Preisen die Ausschußgewehre seines Heeres angehängt, und aus Ghedaref berichtete man, die dort kämpfenden Derwische seien mit Ge-

Digitized by Google

wehren versehen, die nachgewiesenermaßen aus der abessinischen Beute bei Adua stammten. Doch verdienen solche Nachrichten wenig Glauben: Menelik hat sich im Vertrage mit England vom 14. Mai 1897 ausdrücklich verpflichtet, den Derwischen keine Gewehre zu liefern, und außerdem sind die italienischen Vetterli-Magazingewehre noch recht brauchbar für ihn selbst. Daß die militärische Kraft der Mahdisten gebrochen war, erhellt schon daraus, daß sie während der letzten fünf Jahre trotz bedeutender Übermacht regelmäßig unterlagen, wo sie mit den Italienern zu thun bekamen. So bei Agordat am 21. Dezember 1893, vor Kassala am 17. Juli 1894 und in der Nähe von Kassala am 2. und 3. April 1896.

Diese soldatische Minderwertigkeit hat Kitchener ohne Zweifel genau gekannt, denn sonst wäre die Beziehung des Lagers bei Egeiga mehr als sträflicher Leichtsinn gewesen. Auf zwei- bis dreitausend Meter südwestlich wie nordwestlich Hügelreihen, von denen eine auch nur wenig leistungsfähige feindliche Artillerie die auf engem Raum versammelten Angloägypter mit Leichtigkeit hätte in Grund und Boden schießen können, ohne daß diesen ein Ausweichen möglich gewesen wäre; im Rücken ein breiter Fluß, sodaß es bei einem Mißerfolg zu einer entsetzlichen Katastrophe für das Operationskorps hätte kommen müssen, woran auch die neun Nilkanonenboote — eines war bei der Fahrt vom Atbarafort bis zum sechsten Katarakt gestrandet — nichts hätten ändern können; völlige Preisgabe der Rückzugslinie. Unwillkürlich drängt sich angesichts dieser Lage beim Studium der Schlacht der Gedanke auf: Was würde geworden sein, wenn der Kalif sich mit seinen todesmutigen Scharen bei Nachtzeit auf Kitcheners Lager gestürzt hätte? Die Finsternis hätte die gewaltige Feuerüberlegenheit der Angloägypter zu einem sehr großen Teile aufgehoben, und die Überzahl der mahdistischen Streiter wäre zur Geltung gekommen. Im Hinblick auf diese Möglichkeit kann man nicht umhin, die Lagerstellung bei Egeiga für unbesonnen und äußerst gefährlich zu erklären. Wir gründen dieses herbe Urteil über die Kriegführung Kitcheners nicht auf blasse Theorie. Noch am Nachmittag des 1. September ging nämlich dem Sirdar die Nachricht zu — an der Spitze des Nachrichtenwesens standen der oben schon genannte Oberst Wingate und Slatin Pascha —, der Kalif beabsichtige thatsächlich einen Nachtangriff! Alsbald ließ Kitchener durch die aus dem Lager vertriebnen Einwohner von Egeiga verbreiten: die Engländer wollten ihrerseits in der Nacht des Kalifen Lager anfallen. Dieser war thöricht genug, sich von der Kriegslist des Gegners fangen zu lassen, und verhielt sich bis zum nächsten Morgen abwartend. Wie, wenn er angegriffen hätte? Das Glück war mit den Briten.

Dem Sirdar scheint die Preisgabe seiner Rückzugslinie längs des Nils doch einigermaßen unbehaglich gewesen zu sein, denn er entsandte am frühen Morgen des 2. September die ägyptische Kavallerie (neun Schwadronen) und

Digitized by Google

das Kamelkorps (acht Kompagnien) nebst zwei reitenden Batterien auf die Höhen von Kerreri, drei Kilometer südlich von diesem, auch auf den meisten Übersichtskarten verzeichneten Orte gelegen. Wie vom Sturm wurden diese 2000 Mann weggefegt, als kurz nach sechs Uhr früh der allgemeine Angriff der Derwische einsetzte. Die Seitenabteilung wäre vielleicht bis auf den letzten Mann aufgerieben worden, wenn nicht der auf das englische Lager zurückgehende Teil durch das Feuer von drei Nilkanonenbooten gedeckt worden wäre und ein andrer Teil in schleunigster Flucht — bis acht Kilometer nördlich Kerreri! — sein Heil gesucht hätte. Drei Geschütze fielen in die Hände der Derwische, wurden aber später wiedergefunden, nicht wiedererobert. Über diese Episode gehn die englischen Berichte meist glatt hinweg.

Während dessen thun die guten Derwische genau das, was die Engländer von ihnen erwarten. Zwischen sechs und acht stürmen sie in breiter Front und in tiefen Haufen in der Lücke zwischen den beiden erwähnten Geländeerhebungen (Kerrerihügel im Nordwesten und Dschebel Surgham im Südwesten) vor — ein sicheres Futter für die Lyddite-granaten, Maschinengewehrlagen, und die an Grausamkeit dem verrufnen Dum-Dum um nichts nachstehenden Lee-Metfordgeschosse neusten Musters (Hohlspitzengeschosse). Sie sind eben übel beraten. Vom Dschebel Surgham zieht sich eine Geländewelle bis fast an den Nil heran und nähert sich dem englisch-ägyptischen Flügel bis auf etwa 1000 Meter. So nahe hätten die Derwische dort gedeckt an den Gegner herankommen können. Jetzt schickt die Artillerie — wir verstehn darunter Geschütze und Maschinengewehre — Schuß auf Schuß in die Reihen der von Westen Angreifenden. Gleich die erste Granate — auf 3000 Meter — sitzt im Vollen, denn die Angloägypter haben am Nachmittag zuvor die Entfernungen genau abgesteckt und durch Zeichen kenntlich gemacht. Von 1650 Meter an greift ihre Infanterie mit ein, und ihre tückischen Geschosse zischen in die Reihen der todesmutig Vorrückenden. Von des Sirdars Truppen stehn die Engländer links, die Ägypter rechts; die ersten haben nur die Zeriba, d. h. eine Schutzwehr aus Feldsteinen und Dornengestrüpp, die andern außerdem noch einen Schützengraben vor sich. Unnötige Mühe. Unter dem Geschoßhagel schrumpfen die Derwischschwärme zusammen wie dichte Schneeflocken vor der Frühlingssonne.

Auf 1200 Meter kommt der Angriff des Vortreffens zum Stocken, das Haupttreffen ist bis auf 1600 Meter herangekommen. Die Derwische verschwinden hinter Deckungen, aber nur, um sich zu ordnen und dann in derselben unvernünftigen Weise den Stier von neuem bei den Hörnern zu fassen. Mit unerhörter Bravour brechen sie vor; ein Reiterangriff läßt den letzten Mann auf 300 Meter vor der englischen Front liegen, die Hauptkolonnen gelangen unter dem verheerenden Feuer der Gegner bis auf etwas näher als 1000 Meter heran: dann allgemeine Flucht. Nur einzelne Schützen waren

Digitized by Google

— schon beim ersten Angriff — etwas näher (bis auf 700 Meter) herangekrochen, und diese brachten den Angloägyptern spärliche Verluste bei. Ein paar auf den Dschebel Surgham gebrachte Geschütze blieben ganz ohne Wirkung. Im übrigen war der Ansturm der Mahdisten abgeschlagen, und das Schicksal des Tages anscheinend entschieden, ohne daß die Gegner gegenseitig das Weiße im Auge hätten erkennen können.

Was war nun zu thun? Jeder deutsche Unteroffizier würde auf diese im Dienstunterricht ihm etwa vorgelegte Frage antworten: „Es mußte durch nachgesandte kleine Abteilungen, vornehmlich durch Kavalleriepatrouillen, festgestellt werden, wo der geschlagne Gegner blieb.“ Weitere Frage: Warum war dies in dem vorliegenden Falle ganz besonders notwendig? „Weil sowohl halb rechts wie halb links Hügelketten die Sicht auf ein paar Tausend Meter beschränkten.“

Was aber that der „Feldherr“ Kitchener? Den Feind nun wirklich unterschätzend, ließ er, ohne vorherige Aufklärung nach halbrechts und halblinks, um 8 Uhr 30 Minuten morgens seine Brigaden staffelförmig, den rechten Flügel vorgenommen, d. i. mit einer Front gegen Südwesten, vorrücken. Gleichzeitig erhielt das auf dem linken Flügel stehende 21. Ulanenregiment den Auftrag, in südwestlicher Richtung vorzustoßen, um dort etwaige Derwischabteilungen zu zersprengen und die flüchtigen Haufen von Omdurman abzuschneiden. Diesem Auftrag lag die — irrige — Annahme zu Grunde, daß Widerstand von seiten der Derwische nicht mehr zu erwarten sei. Es wäre nun geboten gewesen, wenigstens erst durch das Ulanenregiment Patrouillen vorzusenden. Aber nein, das ganze Regiment reitet an, obgleich es auf 1000 bis 1500 Meter eine die Aussicht gänzlich sperrende Sandwelle, den schon erwähnten Ausläufer des Dschebel Surgham zum Nil hin, vor sich hat. Es überschreitet diese Sandwelle und sieht etwa 200 bis 300 Derwische vor sich, mit denen es leichte Arbeit zu haben glaubt. Es reitet an, und zwar, wie man aus den Schlachtenberichten schließen darf, ohne daß Eclaireurs vorgenommen worden wären, ohne daß sich der Kommandeur, wie das deutsche Reglement vorschreibt, weit vor sein Regiment begeben hätte. Der schlimme Erfolg einer so strafwürdigen Sorglosigkeit — als Mangel an Mut sind diese Unterlassungen keineswegs auszulegen — bleibt nicht aus. Als die vier Schwadronen (320 Säbel) schon in rascher Gangart sind, sehen sie sich plötzlich am Rande einer weiten Bodensenkung mit drei bis sechs Fuß tiefen, steilen Rändern. In dieser Senkung 2000 bis 3000 Derwische; eine Art Reserve. An Halten ist nicht mehr zu denken: also hinunter, durch und wieder den Rand hinauf. Ein kavalleristisches Bravourstückchen, aber ein unnützes Opfer von 1 Offizier, 20 Mann und 119 Pferden, die getötet, von 4 Offizieren, 46 Mann und vielen Pferden, die verwundet wurden. Zur Entscheidung des Tages trug diese That nicht bei; trotzdem wurden die 21. Lancers in England geradezu vergöttert. Sie er-

Digitized by Google

hielten den Ehrennamen „Ulanenregiment Kaiserin von Indien," und man pries ihre tapfre Haltung in klangvollen Versen, in schwungvollen Tischreden; man bestaunte ihre „ungeheuern" Verluste. Hier sei nur bemerkt, daß die Brigade Bredow auf ihrem Todesritt am 16. August 1870 über die Hälfte ihres Bestandes auf dem Felde ließ.

Höhere Anerkennung scheint uns die ägyptische Brigade*) Macdonald zu verdienen, die bei der staffelförmigen Vorbewegung des Operationskorps auf dem rechten Flügel, also am weitesten nach Westen stand. Sie sah sich plötzlich von Südwesten durch die vom Kalifen persönlich geführten Scharen angefallen, die sich, vom Dschebel Surgham gedeckt, wieder zum Kampfe geordnet hatten. Die Kaltblütigkeit des Oberstleutnants Macdonald und seiner Leute ermöglichten die volle Entwicklung der Feuerkraft der Brigade, und hieran, wie an der rasch gebrachten Unterstützung durch die linken Nachbarbrigaden, zerschellte die todesverachtende Tapferkeit der Mahdisten. Kaum ist das besorgt, da kommt von Nordwesten ein zweiter gewaltiger Derwischhaufe, geführt von dem Sohn des Kalifen, dem Scheik ed Din. Macdonald biegt seinen rechten Flügel rückwärts, und dem neuen Angreifer wird dasselbe Schicksal bereitet wie dem eben abgeschlagnen. Doch kommt ein Teil seiner Schützen bis auf 150 Meter heran; einzelne Derwische drängen gar bis auf Wurfspeerweite vor. Welch ein Glück für die Engländer, daß die Derwischangriffe von Südwesten und Nordwesten, dank der höchst mangelhaften Führung auf der Seite des Kalifen nicht gleichzeitig erfolgten. Ein gewisser Erfolg der Derwische wäre dann wohl unvermeidlich gewesen, und es hätte sich gestraft, daß sich die Engländer um den Verbleib der starken Derwischkolonne, durch die die ägyptische Reiterei und das Kamelkorps von den Kererihügeln vertrieben worden waren, in unverzeihlichem Leichtsinn gar nicht weiter gekümmert hatten.

Die Führung griff bei dem überraschenden Stoß des Gegners in der Weise ein, daß sie die englische Brigade Wauchope von dem linken ungefährlichen Flügel nach dem rechten beorderte: eine einfache, gegebne Maßregel, die zum Beweise für das Feldherrntalent Kitcheners nicht ausreicht. Warum nun Macdonalds überaus anerkennenswertes Verhalten in England weniger gefeiert worden ist, als der Angriff der 21. Lancers, obwohl jenes, rein militärisch betrachtet, viel höher wertet? Wir hätten wohl eine Erklärung. Die Lancers waren Engländer, Macdonalds Leute aber — Ägypter. Außerdem war der Oberstleutnant Macdonald ein selfmademan, aus dem Unteroffizierstande und nicht aus den gelehrten Schulen hervorgegangen.

Sehen wir von Macdonalds Gefechtsleitung ab, so wüßten wir nicht, was die Schlacht in ihrem ganzen Verlaufe Rühmenswertes böte: weder in der

*) Die englische und die ägyptische Brigade haben je 4 Bataillone zu 800 bis 900 Köpfen; der Regimentsverband fehlt.

Digitized by Google

Führung, noch in der Haltung der englischen und ägyptischen Truppen. Das war kein Kampf mit ebenbürtigen Waffen, sondern nur ein gefechtsmäßiges Abteilungsschießen nach lebenden Zielen. Wie würden des Gegners Feuerwaffen in der englischen Aufstellung, Schulter an Schulter, die ausgeschiednen Reservekompagnien und die Reservebrigade dicht dahinter, aufgeräumt haben, wenn sie das Ziel hätten erreichen können. Der ganze Vorgang erinnert lebhaft an Deweys leichten Sieg vor Manila. Der englische Erfolg bei Khartum ist der Triumph der modernen Waffentechnik über Barbarenhorden und bietet als solcher nichts überraschendes. Es konnte gar nicht anders kommen. Wenn irgendwo, dann ist hier der viel mißbrauchte Vers am Platze: „Nicht eine Schlacht, ein Schlachten wars zu nennen." Das erhellt ohne weiteres aus den Verlusten auf beiden Seiten: Es verlor die englische Division: 3 Offiziere, 25 Mann als Tote, 11 Offiziere, 136 Mann als Verwundete. Die ägyptische Division 1 Offizier, 20 Mann tot, 5 englische und 8 eingeborne Offiziere, 1 englischer Unteroffizier und 221 Mann verwundet. Summa Summarum: 431 Köpfe. Dagegen wird der Verlust der Derwische — ungerechnet ein paar tausend Gefangner — auf mehr als 27000 Mann angegeben, darunter allein 10800 Tote auf dem Schlachtfelde. Das ergiebt für die Engländer 1,8 Prozent Verlust, für die Derwische dagegen 50 Prozent! Zum Vergleich diene, daß die deutschen Verluste bei Mars la Tour-Vionville 23,9 Prozent, die Verluste der Deutschen sowohl wie der Franzosen bei Gravelotte-St. Privat aber nur 10,3 Prozent betrugen. Da hatte der Tag am Atbara (8. April) von den damals nur 13000 Mann starken Angloägyptern doch schwerere Opfer gefordert: 507 an Toten und Verwundeten, also 3,8 auf Hundert.

Auf die Verluste bei Omdurman fällt noch ein besondres Streiflicht, wenn man die Truppenteile, die nennenswerte Verluste erlitten, vorweg in Abzug bringt, und zwar die ägyptische Reiterei und das Kamelkorps mit 70, die 21. Lancers mit 71 und die Brigade Macdonald mit 168 Köpfen. Das sind zusammen 309, sodaß sich für alle übrigen Truppenteile die Verluste nur auf 122 Köpfe belaufen. Obendrein noch wären auch diese fast ganz vermieden worden, hätten nicht die Engländer der Zeriba wegen, die selbstverständlich keine Deckung bot, stehend feuern müssen. So boten sie dem Gegner die ganze Figur als Treffffläche. Das erste Bataillon der Grenadierguards, bei der Heimkehr als Sieger von Khartum überschwänglich gefeiert, verlor einen Offizier und vier Verwundete; das erste Bataillon Northumberlandfüsiliere hatte zwei Verwundete, die gesamte Artillerie, die doch dem Gegner die schwersten Verluste beigebracht hatte, verlor nicht einen Mann! Diese Thatsachen sprechen Bände und überheben uns der Mühe, noch weiter nachzuweisen, daß die berühmte Schlacht bei Khartum, was die Anforderungen an die Gefechtskraft der Truppen betrifft, doch nur eine Spielerei war. Billige afrikanische Lorbeern.

Digitized by Google

Was späterhin folgte: die angebliche grausame Niedermachung verwundeter Derwische auf dem Schlachtfelde, die Plünderung Omdurmans, das Unterlassen einer energischen Verfolgung (die 21. Ulanen waren natürlich nicht mehr dazu in gebrauchen), übergehn wir hier. Desgleichen auch, wie der Erfolg der Schlacht anfänglich übertrieben dargestellt wurde. Es bedurfte noch ernster Kämpfe, um Ghedaref und die Gebiete am Blauen Nil vom Feinde zu säubern; der Kalif hat am Scherkelasee (Kordofan) wieder Leute um sich versammelt, und des Sirdars Bruder, mit ein paar tausend Mann ausgeschickt, um ihn zu fangen, ist nicht nur unverrichteter Dinge wieder heimgekommen, sondern der Kalif ist sogar neuerdings angriffsweise vorgegangen, sodaß wohl ein neuer Nilfeldzug nötig werden wird. In Faschoda sperrte Marchand den Weißen Nil, und ohne gewaltige Rüstungen und Kriegsdrohungen Englands wäre Frankreich nicht von dort fortgegangen. Erst die Überlegenheit der englischen Kriegsflotte räumte dieses Hindernis aus dem Wege. Was Abessinien in Bezug auf den obern Nil im Schilde führt, ist noch ungewiß.

Hameln — Karl von Bruchhausen

Zur Entstehung des deutsch-österreichischen Bündnisses von 1879

Eins der interessantesten Kapitel in Fürst Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" ist das neunundzwanzigste über den „Dreibund" zwischen Deutschland, Österreich und Italien. Es zieht allerdings wie die meisten Teile des merkwürdigen Buches nur die Grundlinien der Ereignisse und läßt für Ergänzungen und Erklärungen reichlich Raum. Solche hat Horst Kohl in seinem soeben erschienenen „Wegweiser durch Bismarcks Gedanken und Erinnerungen" (Leipzig, Göschen, 1899) geboten; weit umfänglichere und interessantere lassen sich aus den Schriftstücken gewinnen, die uns die vielangefochtne englische Ausgabe der Tagebuchblätter von M. Busch im dritten Bande gebracht hat. Diese Stücke selbst nach den Abschriften der deutschen Originale im vollen Wortlaute zu veröffentlichen, halten wir uns jetzt noch nicht für berechtigt, aber es kann selbstverständlich niemandem verwehrt werden, das, was die englische Übersetzung allgemein zugänglich gemacht hat, für die historische Erkenntnis zu verwerten. Wir thun dies umso lieber, je lebendiger uns daraus das Bild Kaiser Wilhelms I. entgegentritt, in der einfach menschlichen Charaktergröße des greisen Herrschers wie in der oft beinahe starren Selbständigkeit seines Willens, die nur zu häufig unterschätzt worden sind und unterschätzt werden.

Digitized by Google

Der Gedanke, ein enges völkerrechtliches Bundesverhältnis zwischen dem unter Preußens Führung geeinten Deutschland und Österreich auf der Grundlage völliger Gleichberechtigung herzustellen, geht bekanntlich bis in die erste Zeit von Bismarcks politischem Wirken zurück und wurde, man kann sagen, noch auf dem Schlachtfelde von Königgrätz wieder aufgenommen, als der Streit um die Führerschaft Deutschlands entschieden war; er bestimmte daher auch Bismarcks Haltung bei den Verhandlungen von Nikolsburg. Im gewissen Sinne kam er dann nach dem Rücktritte Beusts,*) des Hauptträgers einer gegen die werdende deutsche Einheit gerichteten Koalitionspolitik, unter dessen Nachfolger Graf Julius Andrassy im Dreikaiserbündnis von 1872 zur Ausführung. Eine ganz neue Wendung trat ein, als nach dem Berliner Kongresse von 1878 in Rußland die panslawistischen Strömungen, die den Kaiser Alexander II. wider seinen Willen schon in den türkischen Krieg hineingedrängt hatten, auch die Haltung des Zaren gegenüber Deutschland zu bestimmen anfingen und die Gefahr einer russisch-französischen Koalition näher rückten. Den Antrieb zu einem entscheidenden Schritte gab endlich der von Gortschakow redigierte fast drohende Brief Alexanders II. an Kaiser Wilhelm I. aus Zarskoje Selo vom 3./15. August 1879, worin sich der Zar über die den russischen Interessen angeblich feindliche Haltung der deutschen Kommissare in den Verhandlungen über die Ausführung des Berliner Vertrages beschwerte, sie auf den persönlichen Groll des Fürsten Gortschakow zurückführte und vor den „verhängnisvollen Konsequenzen" warnte, die dieses Verhalten für beide Länder haben könne, und die schon in der Haltung der Presse zu Tage träte.**) Außerdem wußte man, daß Rußland in Frankreich ein Bündnis gegen Deutschland vorgeschlagen habe, allerdings abschlägig beschieden worden sei. Beunruhigt dadurch griff Fürst Bismarck, der am 21. August von Kissingen in Gastein eingetroffen war, den Gedanken eines Verteidigungsbündnisses zwischen Deutschland und Österreich um so energischer auf, als der nahe bevorstehende Rücktritt Andrassys zur Eile mahnte, da das diesem gewidmete Vertrauen sich nicht ohne weiteres auf den Nachfolger übertragen konnte. Für einen besonders sichern Bundesgenossen hielt er allerdings Österreich nach dessen ganzer Zusammensetzung und seinen katholischen Traditionen keineswegs, aber für den erreichbarsten und willigsten, da es von der russischen Politik mehr bedroht wurde als Deutschland. So verabredete er mit Graf Andrassy persönlich am 27. und 28. August die Grundlagen eines „Defensivabkommens," „jeden Angriff auf eins von den beiden Reichen gemeinsam abzuweisen," auch dann, „wenn eines von einer dritten Macht angegriffen und Rußland mit dieser kooperieren würde." Andrassy meldete dieses Ergebnis der Besprechungen dem

*) 8. November 1871.

**) Im französischen Urtext bei H. Kohl, 168 ff. vgl. Gedanken und Erinnerungen II, 236. Es handelte sich besonders um Vorgänge in der Grenzkommission in Novibazar.

Digitized by Google

Kaiser Franz Joseph nach Prag und wurde von diesem am 30. August im Lager bei Bruck an der Leitha empfangen. Sobald auch Kaiser Wilhelm zugestimmt hatte, sollte der Wortlaut des Vertrags festgestellt werden, von dessen „Nützlichkeit, ja Notwendigkeit" Andrassy um so mehr durchdrungen war, je bedrohlicher ihm die Haltung Rußlands erschien, so lange er den Frieden Europas in den Händen Miljutins, Jominis und wohl gar Ignatjews sah, obwohl er überzeugt war, daß Alexander II. persönlich den Krieg nicht wollte. Auf diese Mitteilungen Andrassys in einem Schreiben aus Schönbrunn vom 1. September antwortete Fürst Bismarck am 3. September mit dem Ausdrucke des Dankes für Kaiser Franz Joseph und der Hoffnung, daß es gelingen werde, auch den Kaiser Wilhelm zu gewinnen. Freilich sei das nicht so leicht, da ihm bei der örtlichen Entfernung jede Möglichkeit einer persönlichen Einwirkung auf seinen Herrn fehle und es diesem „außerordentlich schwer" werde, „zwischen den beiden Nachbarreichen optieren zu sollen." Bisher habe der Kaiser nur zugegeben, daß er in Wien seine Besprechungen mit Andrassy wieder aufnehme, aber nicht seine Genehmigung zu irgend welcher Abmachung erteilt, während er früher nicht einmal seine Reise über Wien habe zugeben wollen. Am 2. September habe er dem Kaiser Bericht erstattet, aber eine wirkliche Antwort darauf könne er nicht eher erwarten, als bis dessen beabsichtigte Zusammenkunft mit Alexander II. vorüber sei.

Denn während die beiden Staatsmänner an einem deutsch-österreichischen Bündnis arbeiteten, das seine Spitze gegen Rußland kehren mußte, hatte Kaiser Wilhelm, von der alten Tradition und seinen Empfindungen für Alexander II., seinen Neffen, bestimmt, einen ganz andern Weg eingeschlagen, um die Spannung mit Rußland zu lösen. Zunächst tief betroffen von jenem drohenden Briefe und den Rüstungen Rußlands war er doch durch eine freundliche Einladung, Offiziere zu den Manövern nach Warschau zu schicken, und durch die gnädige Aufnahme des daraufhin entsandten Generals von Manteuffel wieder halb versöhnt worden und versuchte, sei es selbständig, sei es auf eine russische Anregung hin, sich persönlich mit Alexander II. zu verständigen, obwohl ihm Fürst Bismarck entschieden abriet. Am 3. September traf er mit ihm in Alexandrowo (unweit von Thorn) zusammen. Der Zar bedauerte seinen Brief, von dem niemand gewußt habe, kam aber dann auf seine Beschwerden über die Haltung der deutschen Presse und der deutschen Kommissare im Orient zurück, durch die die Türkei immer hartnäckiger geworden sei, und meinte, Bismarck habe, verletzt durch das „dumme" Zirkular Gortschakows von 1875, diese Stimmung auf Rußland übertragen, mit Unrecht, denn Gortschakow sei ein überlebter Mann, den er fast gar nicht mehr konsultiere. Kaiser Wilhelm wies diese Beschwerden als unbegründet zurück, versicherte namentlich, Bismarck denke über Rußland wie früher, in Erinnerung an die Haltung Rußlands 1870, habe deshalb 1876/77 eine Koalition der Westmächte

Digitized by Google

und Österreichs verhindert. Als der Zar sich am 4. September von seinem Oheim verabschiedete, beteuerte er, Graf Adlerberg, Miljutin und Giers hätten sich sehr erfreut darüber ausgesprochen, daß nun die Mißverständnisse aufgeklärt seien; nur über Österreichs Haltung 1877/78 war er unzufrieden, da die Abkunft von Reichstadt die Besetzung Bosniens nur unter der Voraussetzung zugelassen habe, daß Österreich sich irgendwie am Kriege beteilige, was dann ja unterblieb. An demselben Morgen hatte Kaiser Wilhelm noch Besprechungen mit Adlerberg, Giers und Miljutin (dem Kriegsminister). Auch hier hob er einerseits „sehr bestimmt" die feindselige Haltung der russischen Presse hervor, die sich hoffentlich nach den neuen strengen Erlassen bessern werde, da sonst „Zerwürfnisse" zu besorgen seien, andrerseits (gegenüber Miljutin) die russischen Rüstungen, die ganz Europa alarmiert hätten. Miljutin suchte diese Aufstellungen damit zu begründen, daß die russische Armee, die sehr verzettelt sei, einen „Kern" brauche, der den europäischen Verhältnissen gewachsen sei. Zudem habe man Nachrichten, „daß sich eine Koalition zwischen Österreich, England und vielleicht Frankreich bilde"; England wühle in Kleinasien, und ein Konflikt im Orient sei nahe. Kaiser Wilhelm widersprach diesen Befürchtungen; sobald nur erst die Kongreßbeschlüsse vollständig durchgeführt wären, sei kein neuer Krieg dort zu besorgen, denn vor allem bedürfe die Türkei des Friedens.

Die ausführliche Darlegung dieser Unterredungen, die während der Manöverreisen in Ostpreußen und Pommern aufgezeichnet wurden, begleitete Kaiser Wilhelm, der inzwischen Bismarcks Denkschrift vom 2. September erhalten hatte, am 10. September mit einem ausführlichen Schreiben an Fürst Bismarck, das er erst am 12. in Stettin beendete. Nach dem, was in Alexandrowo besprochen worden, bestünde eine Gefahr von russischer Seite her nicht; da somit die Prämissen Bismarcks wegfielen, so könne er zu dessen Projekte die Hand nicht bieten, nachdem er sich soeben mit seinem persönlichen Freunde, nächsten Verwandten und Bundesgenossen in guten und bösen Zeiten freundschaftlich ausgesprochen habe. Und doch habe Bismarck schon mit Andrassy davon gesprochen und sogar dem Kaiser Franz Joseph Mitteilung machen lassen! Gefahren möchten von Rußland vielleicht bei einem Thronwechsel drohen, aber ein solcher sei doch nicht so nahe, und Bismarck selbst habe immer vor Verträgen wegen bloßer Eventualitäten gewarnt. Bismarck möge nach Wien gehn und dort in pourparlers über die gegen eine etwaige feindliche Haltung Rußlands zu ergreifenden Maßregeln eintreten, aber zu irgend einem Abschluß einer Konvention oder gar Allianz autorisiere er, der Kaiser, seinem Gewissen nach ihn nicht. Es sei ihm sehr schmerzlich, daß es scheine, als ob sie zum erstenmale seit siebzehn Jahren sich nicht verstünden, aber er sei überzeugt, daß ein Verständnis zwischen ihnen wieder eintreten werde. Dieser Hoffnung gab der Kaiser auch in einem zweiten Schreiben aus Stettin vom 15. September Ausdruck, nachdem er ein Telegramm Bismarcks vom 7. September und einen weitern Be-

Digitized by Google

richt von ihm erhalten hatte. Bedenken machte ihm nur die (geheime) Konvention mit Rußland, die in Petersburg während des von ihm in Begleitung von Bismarck und Moltke dort abgestatteten Besuchs (27. April bis 8. Mai) 1873 von Moltke und Barjatinsky abgeschlossen und von beiden Kaisern, aber ohne Bismarcks Gegenzeichnung, unterschrieben war und beide Mächte zur gegenseitigen Unterstützung gegen Angriffe verpflichtete. Ohne dieses Petersburger Abkommen zu kündigen, meinte Kaiser Wilhelm jetzt einen Vertrag mit Österreich nicht abschließen zu können; andernfalls war er geneigt, Rußland den Beitritt zu einem solchen offen zu lassen.

Mit großer Mühe gelang es dem Grafen Stolberg, Bismarcks Vertreter, den Kaiser zur Genehmigung des beabsichtigten Vertrages mit Österreich zu bewegen, aber auch jetzt verlangte der alte Herr, daß dabei jede Möglichkeit ausgeschlossen bleibe, Österreich gegen Rußland zu unterstützen (was doch der Kern des Bündnisses war), indem er sich auf jene Konvention von 1873 berief. Er nahm Stolberg den Handschlag darauf ab, daß er mit niemand als mit Bismarck darüber sprechen wolle. Auch nach der Genehmigung war er sehr bewegt, sagte, dieser Entschluß sei ihm äußerst schwer geworden, aber er habe doch geglaubt, Fürst Bismarcks bewährtem Rate folgen zu sollen. Nach dem Vorschlage Stolbergs, der darüber dem Reichskanzler aus Berlin am 17. September berichtete, sollte daher bei dem Abkommen ein Zusatz gemacht werden, wonach der Kaiser an Alexander II. wolle schreiben können, er sei von den friedlichen Eröffnungen Saburows (der zum russischen Botschafter in Berlin bestimmt war) befriedigt und wolle als Beweis seiner Solidarität und Offenheit mitteilen, daß er im Begriffe stünde, mit Österreich einen Vertrag abzuschließen, durch den die sorgsame Pflege guter Beziehungen versprochen und nur für Angriffsfälle gegenseitige Hilfe zugesagt würde.

Inzwischen hatte Fürst Bismarck auch dem Könige von Bayern am 10. September Mitteilung von seiner Absicht gemacht und von diesem unter dem 16. September die Versicherung vollster Zustimmung erhalten, worauf er am 19. dankend erwiderte.*) Im Besitz auch der Mitteilungen Stolbergs schrieb er am 20. September an Andrassy, der Kaiser habe sein prinzipielles Einverständnis mit einer Konvention erklärt, vermöge deren sich beide Mächte gegenseitig versprechen würden, auch ferner für die Erhaltung des Friedens und namentlich für die Pflege ihrer gegenseitigen friedlichen Beziehungen mit Rußland einzutreten, in dem Falle aber, daß eine von ihnen von einer oder mehreren Mächten angegriffen werden sollte, diesen Angriff mit ganzer Macht gemeinsam abzuwehren. Er sei also ermächtigt, eine Defensivallianz bedingungslos und mit oder ohne bestimmte Zeitdauer vorzuschlagen und bäte um eine mündliche Besprechung. An demselben Tage reiste er nach Salzburg, am 21. September

*) Gedanken und Erinnerungen II, 238 ff.

Digitized by Google

abends traf er, unterwegs auf allen Stationen mit stürmischem Jubel empfangen, in Wien ein*) und hatte hier in den nächsten Tagen mit allen maßgebenden Persönlichkeiten, dem Kaiser Franz Joseph, Andrassy, Haymerle (dem schon bezeichneten Nachfolger Andrassys), Tisza u. a. mehr ausführliche Besprechungen.

Am 24. September konnte der Vertragsentwurf in Schönbrunn unterzeichnet werden, am Abend desselben Tages verließ Bismarck Wien, um nach Berlin zurückzukehren, wo er am Mittag des 25. eintraf.

Inzwischen hatte sich Kaiser Wilhelm zum Herbstaufenthalt nach Baden-Baden begeben. Da dem Reichskanzler die Rücksicht auf seine Gesundheit nach der angreifenden Gasteiner Kur verbot, persönlich dorthin zu gehen, so entsandte er am 29. September den Grafen Stolberg, um die Zustimmung des Monarchen zu dem Vertrage zu erlangen, dessen Text er ihm mit den Protokollen schon am 24. von Wien aus zugestellt hatte.**) Der Kaiser wollte davon zunächst nichts hören. Er nannte in einem Briefe an Bismarck vom 2. Oktober den Abschluß einer Allianz, die sich ausdrücklich gegen Rußland richte, nach den Besprechungen von Alexandrowo und ohne Mitteilung in Petersburg eine „Illoyalität," verweigerte die sofortige Ratifikation des Vertrages und bezeichnete es als den einzigen Ausweg aus dem „Dilemma," in dem er sich mit seinem Gewissen und seiner Ehrlichkeit gegen Rußland befinde, daß man diesem sofort Mitteilung mache und es zum Beitritt auffordere, sobald es nämlich auf die Frage, ob es sich auf eine defensive Politik gemäß dem Berliner Vertrage auch gegenüber Deutschland und Österreich beschränken wolle, eine bejahende Antwort gegeben habe. Demgemäß wollte er manche wesentliche Abänderungen des Vertrages; namentlich sollte Österreich sein Versprechen zum Beistande auch auf Frankreich ausdehnen. Auch ein langes Telegramm Bismarcks vermochte den Monarchen in dieser seiner abweichenden Auffassung nicht zu erschüttern.

Um dem Kaiser entgegenzukommen, hatte Fürst Bismarck schon am 29. September einen Vorschlag an Andrassy gerichtet, in welcher Weise etwa eine Mitteilung an Rußland möglich sei, ohne den Zweck des Vertrages zu gefährden. Andrassy verwarf jedoch (aus Schönbrunn vom 3. Oktober) jede Mitteilung vor der Unterzeichnung des Vertrages als bedenklich. Nachher könne ein vereinbartes Memorandum mitgeteilt werden mit der Erläuterung, daraus ergebe sich der rein defensive Zweck des Vertrages, dem Rußland jede Spitze abbrechen könne. Eine Notwendigkeit, auch den Text mitzuteilen, werde dann vermieden und müsse vermieden werden. Ehe er irgend eine Mitteilung vor der Unterzeichnung der Abmachung zugebe, wolle er lieber gar keinen Vertrag. Im letzten Augenblicke drohte dieser also noch zu scheitern. Es

*) a. a. O. 254 f.

**) In diesen Zusammenhang gehört wohl auch seine im Bismarck-Jahrbuch I, 125 ff. mitgeteilte Denkschrift.

Digitized by Google

kostete noch einen harten Kampf in Baden-Baden, ja Bismarck mußte sogar im Einvernehmen mit dem Staatsministerium wiederholt die Kabinettsfrage stellen, um den Widerstand des Kaisers zu besiegen.*) Auch als dieser seine Einwilligung gegeben hatte, fühlte er sich, wie der in Baden verweilende Kronprinz, der mit dem Vertrage ganz einverstanden war, aber auf seinen Vater keinen Einfluß hatte, dem Reichskanzler am 4. Oktober vertraulich mitteilte, „kreuzunglücklich" und wiederholte fortwährend, er habe sich durch seine Entscheidung entehrt und sei treulos seinem Freunde, dem Zaren, gegenüber geworden. Am 4. Oktober kehrte Graf Stolberg mit der Unterschrift des Monarchen nach Berlin zurück, am 5. hielt das Staatsministerium unter dem Vorsitze des Reichskanzlers in dieser Angelegenheit eine Sitzung, am 7. wurde das Bündnis von Andrassy und dem deutschen Botschafter Prinzen Reuß in Wien unterzeichnet, am 15. Oktober 1879 auch von den beiden Kaisern vollzogen. Die Lage war in diesem Augenblicke so gespannt, daß man sich in Berlin auf den Krieg mit Rußland gefaßt machte, und Ende Oktober der Feldmarschall Moltke in Dresden erschien, um dem König Albert von Sachsen, dem erprobten Führer der Maasarmee 1870/71, den Oberbefehl gegen Rußland anzubieten.**) Um so berechtigter und notwendiger erschien es, wenn Kaiser Wilhelm dem Drange seines Herzens Genüge leistete, indem er am 4. November an Alexander II. ein ausführliches Schreiben als Begleitung einer Denkschrift richtete, um ihn über die Entstehung und die durchaus defensive Absicht des deutsch-österreichischen Bündnisses aufzuklären. Er verbarg ihm dabei aber keineswegs, daß die Haltung der russischen Presse und die auffällige Verstärkung des russischen Heeres Europa noch immer in Unsicherheit halte, weil sie die Befürchtung erwecke, es könne den Nihilisten und Panslawisten doch noch gelingen, die russische Regierung für ihre revolutionären Pläne mit fortzureißen. In diesem Falle werde sie allerdings dem gemeinschaftlichen Widerstande ihrer Nachbarn begegnen.***) Um das deutsch-österreichische Bündnis als eine völkerrechtliche Wiederherstellung des alten Deutschen Bundes zum Zwecke gemeinsamer Verteidigung zu motivieren, hatte Fürst Bismarck in Varzin am 30. Oktober einen Entwurf aufgesetzt, den der Kaiser für sein Schreiben wenigstens in seinen Hauptgedanken benutzte. Alexander II. antwortete aus Livadia am 2./14. November mit dem Ausdrucke des Dankes für die Offenheit seines Oheims und der Freude darüber, daß nun die vollkommne Verständigung der drei Kaiser wieder hergestellt sei. Zugleich versicherte er nochmals, daß die russischen Rüstungen keine Drohung sein sollten, und beteuerte, daß die panslawistischen Bestrebungen keinen Einfluß auf die Regierung

*) Gedanken und Erinnerungen II, 247 f.

**) Grenzboten von 1893, IV. Quartal, S. 195.

***) H. Kohl, Wegweiser 178 ff.

Digitized by Google

ausübten, der Nihilismus aber mit allen Mitteln bekämpft werde.*) Damit war die Spannung, die zum Kriege zu führen drohte, zunächst gelöst.

So hatte Fürst Bismarck sachlich seinen Willen durchgesetzt, Kaiser Wilhelm aber es erreicht, daß den Traditionen, an denen sein Herz hing, und den freundschaftlichen Empfindungen für seinen Neffen insofern Rücksicht getragen wurde, als er die in dem Bündnis liegende Spitze gegen Rußland möglichst verhüllte und es ganz von Rußlands Haltung abhängig machte, ob sie jemals hervortreten sollte oder nicht. Für das Verhältnis zwischen Kaiser und Kanzler, zweier in ihrer Art gleich charakterstarken Naturen, das sich in fortwährenden Konflikten und Ausgleichungen bewegte und bewegen mußte, kann nichts bezeichnender, für die Empfindungen des unbefangnen Betrachters nichts ergreifender sein, als diese Vorgeschichte des deutsch-österreichischen Bündnisses von 1879.**)

Die Ausgestaltung des Zweibundes zum mitteleuropäischen Dreibunde kam erst mehrere Jahre nachher durch den Beitritt Italiens am 2. Januar 1883 zu stande. Denn zu der Zeit, als der deutsch-österreichische Vertrag abgeschlossen wurde, und noch später hatte Fürst Bismarck zwar wohl den Wunsch, das Königreich als Bundesgenossen zu gewinnen und in Gastein 1879 dem italienischen Ministerpräsidenten Cairoli auch wohl angedeutet, daß Italien als dritter im Bunde willkommen sei, aber unter diesem radikalen Ministerium,***) dem ersten König Humberts (seit 1878), an dessen Stelle erst am 17. Mai 1881 das Kabinett Depretis-Mancini trat, erschien Italien dem deutschen Reichskanzler keineswegs als eine friedliebende und konservative Macht. In einem Briefe an den Prinzen Reuß aus Varzin vom 28. Januar 1880 sprach er die Meinung aus, von der der Botschafter in Wien gelegentlich und vorsichtig Gebrauch machen sollte, die österreichische Regierung möge, da die italienische Regierung die Irredenta zwar nicht gerade fördere, aber doch gewähren lasse, die Vereine und die Presse in Österreich, die ein Interesse an der Wiederherstellung des Kirchenstaats und des Königreichs Neapel hätten, etwas mehr zu Wort kommen lassen, um Italien gewissermaßen in die Verteidigung zu drängen, auch im deutschen Interesse. Denn die gegenwärtige Haltung Italiens erschien ihm als eine konstante Ermutigung für die Kriegspartei in Rußland. Seit Jahr und Tag habe er den Eindruck, daß Italien geneigt sei, sich einer russischen Kriegspolitik zur Verfügung zu stellen, wenn ihm Landgewinn und adriatische Küste dafür geboten würden. Die Be-

*) H. Kohl, Wegweiser 180 ff.

**) Kurz hat darüber der Fürst einmal dem süddeutschen Abgeordneten von Hölder erzählt. Poschinger, Neue Tischgespräche und Interviews II, 100 f. Fürst Bismarck und die Parlamentarier III, 6 f.

***) Benedetto Cairoli war ein alter Mazzinist und Garibaldianer, einer der vergötterten „Tausend von Marsala."

Digitized by Google

ziehungen, die man zwischen den beiden Armeen, der italienischen und der russischen, anzuknüpfen suche, und die Verschiebung des Schwerpunktes der italienischen Armee nach Norden unterstützten diesen Eindruck nicht minder, wie die Wahrnehmungen bei Abstimmungen der Großmächte unter sich.*) Die Mächte, die den Frieden wollten, würden also ihre Rechnung in diesem Sinne machen müssen. Interessant wäre es auch, etwa vom päpstlichen Nuntius (Jacobini) in Wien zu erfahren, wie die italienische Prälatur über derartige Schachzüge denke.

Die entscheidende Wendung zu den mitteleuropäischen Mächten hin machte Italien, als die Entrüstung über die französische Besetzung Tunesiens im Mai 1881 das Ministerium Cairoli zu Falle brachte und eine tiefe Kluft zwischen Italien und Frankreich aufriß. Im Oktober desselben Jahres erschien das italienische Königspaar in Wien, und am 2. Januar 1883 vollzog Italien seinen formellen Anschluß an das deutsch-europäische Bündnis, das es von Rußland abrückte und es gegen einen Angriff von Frankreich her sicher stellte. Das Feld für deutsch-feindliche Koalitionen, das Fürst Bismarck immer weiter einzuengen strebte, war wieder um einen ansehnlichen Raum verkleinert.

Gobineaus Geschichtskonstruktion

(Schluß)

Wir haben gesagt, daß wir uns die historische Kritik der Aufstellungen Gobineaus, die den Gelehrten von Fach vorbehalten bleiben muß, nicht anmaßen wollen. Freilich bietet er Angriffspunkte, die selbst dem Laien nicht verborgen bleiben können. So z. B. läßt er die Kämpfe der Arier um das Gangesgebiet, die in den indischen Heldengedichten gefeiert werden, im Jahre 2448 v. Chr. vorüber sein. Noch weiter, meint er Seite 223, könne man nicht herabgehn, wenn man nicht alle ägyptische Chronologie unmöglich machen wolle. Nun nimmt aber Oldenberg an, daß die indischen Arier in der Zeit von 1200 bis 1000 v. Chr. noch am Indus saßen („Die Religion des Veda" S. 1). Anstatt also um der ägyptischen Chronologie willen, die auch noch nicht so ganz zweifellos ist, ein vieltausendjähriges Alter der indischen Kultur für notwendig zu halten, muß man vielmehr, wie ja heute allgemein geschieht, die

*) z. B. in den orientalischen Kommissionen 1879, wo Italien fast immer mit Rußland und Frankreich ging, wie Kaiser Alexander am 3./15. August an Wilhelm I. schrieb. Kohl, Wegweiser 169.

Digitized by Google

Annahme für falsch erklären, daß die ägyptische Kultur aus Indien stamme, womit zugleich der überschwänglichen Bewunderung, die Gobineau dem Brahmanentum und seiner Lebenskraft spendet, der Boden entzogen wird. Und dergleichen auch dem Laien bemerkbare Gewaltschlüsse finden sich mehrere. Aber wie gesagt, wir verzichten auf Eingriffe in die Rechte der Fachwissenschaft und beschränken uns mit unsrer Kritik auf einige Punkte, an denen die Einseitigkeit der Gobineauschen Geschichtskonstruktion besonders auffällig hervortritt.

Nach einer Charakteristik der ganz sinnlichen altägyptischen und der assyrischen Kunst, der man im allgemeinen zustimmen kann, fährt er Seite 172 fort: „Wenn wir mit den Griechen und den in dieser Sache kompetentesten Beurteilern annehmen, daß Exaltation und Enthusiasmus das eigentliche Leben des künstlerischen Genies sind, und daß dieses Genie selbst, wenn es vollkommen ist, an Wahnsinn grenzt, so werden wir seine schöpferische Ursache in keiner der organisierend-weisen Regungen unsers Wesens, sondern vielmehr in den Aufwallungen der Sinne suchen, in dem eifernden Drange, der sie treibt, Geist und Erscheinung zu vermählen, um ihnen ein etwas abzugewinnen, das besser gefällt als die Wirklichkeit. Nun haben wir aber gesehen, daß bei den beiden Urzivilisationen das organisierende, disziplinierende, Gesetze erfindende, mit Hilfe dieser Gesetze regierende, mit einem Worte, das vernünftig zu Werke gehende das weiße (hamitische, arische und semitische) Element war. Damit ergiebt sich uns dann der ganz unwiderlegliche Schluß, daß die Quelle, aus der die Künste entsprungen sind, den zivilisatorischen Instinkten fern liegt. Sie liegt im Blute der Schwarzen verborgen. Jene Allgewalt der Phantasie, welche wir die Urzivilisation umfangen und durchdringen sehen, hat keine andre Ursache als den stets wachsenden Einfluß des schwarzen Elements." Demnach werde die Gewalt der Kunst über die Massen immer im geraden Verhältnis stehen zur Menge des schwarzen Blutes, das sie enthalten. An der Spitze stehen in dieser Hinsicht nach Gobineau die Ägypter und Assyrier; ihnen folgten die Inder, dann die Griechen; auf einer niedern Stufe zuerst die Italiener des Mittelalters. „Weiter unten die Spanier, noch weiter unten die Franzosen der Neuzeit. Nach diesen ziehen wir einen Strich und lassen nichts mehr gelten, als Eingebungen aus zweiter Hand und Erzeugnisse einer gelehrten Nachahmung, die für die Massen des Volkes nicht vorhanden sind." Das heißt also, die Kunst der Germanen läßt er nicht als wahr und echt, sondern nur als Nachahmung gelten. Weiterhin führt er dann noch aus, daß die Schwarzen, obwohl ihr Blut und ihre Phantasie die Quellen der Künste sind, für sich allein, ohne die eingreifende organisatorische Kraft der Weißen, die Künste nicht hätten schaffen können, und daß nur die Weißen seelische Zustände und Ereignisse darzustellen und damit den Gipfel der Kunst zu erklimmen vermögen.

Es würde die Mühe lohnen, wenn ein Ästhetiker dieser Kunstlehre eine

Digitized by Google

eigne Abhandlung widmen und nachweisen wollte, was und wie viel in der Kunst dem Blute auf Rechnung zu setzen ist, denn etwas wird das allerdings schon sein. Aber die Sache nur oberflächlich im groben angesehen, muß man doch sagen: falscher kann man gar nicht schließen als Gobineau. Seinem Schluß liegt die unsinnige Voraussetzung zu Grunde, daß die weißen Wesen ohne Sinnlichkeit seien. Wären sie das, so wären sie längst verschwunden, denn sie würden sich nicht fortgepflanzt haben. Die Weißen verdienen eben deswegen als die vollkommenste Rasse bezeichnet zu werden, weil sie alle Eigenschaften und Kräfte des Menschenwesens im höchsten Grade haben, und zu denen gehören auch Sinnlichkeit und Phantasie. Der Unterschied zwischen ihnen und den Schwarzen besteht nicht darin, daß es ihnen an Sinnlichkeit, sondern daß es den Schwarzen an Vernunft fehlt, die Sinnlichkeit zu beherrschen, und den Weißen ist dann allerdings bei der Beherrschung der Sinnlichkeit durch die Vernunft noch das kalte Klima und der harte Kampf mit einem wenig ergiebigen Boden zu Hilfe gekommen. Gobineau hat eben, in seine einseitige Bluttheorie verrannt, das Naturmilieu ganz außer acht gelassen. Daß die Reinheit, Klarheit und Einfachheit der Formen in der griechischen Kunst mit den Umrissen der südlichen Landschaftsbilder, ihrer hellen Beleuchtung und der Vegetation Griechenlands ebenso zusammenhängt, wie die Monstrosität der indischen Götzenbilder mit dem üppigen Gestrüpp des tropischen Urwalds und der Unübersichtlichkeit endloser Ebnen und ungeheurer, unzugänglicher Bergmassen, darüber dürften wohl heute alle Ästhetiker einig sein. Und daß die Griechen schöne Leiber und schöne Gesichter gebildet haben, während es die dunkelfarbigen Naturvölker nur zu Fratzen bringen, dafür liegt doch ein hinreichender Erklärungsgrund schon in dem Umstande, daß der griechische Künstler schöne Gestalten und schöne Antlitze um sich hatte, während der braune oder schwarze Künstler meist nur häßliche Gesichter und schlecht gebaute Leiber zu sehen bekommt. Nicht schwarzes Blut braucht der nordische Mensch, wenn ihm das Reich der Schönheit aufgehn und er selbst Künstler werden soll, wohl aber den Anblick südlicher Landschaften und ein Maß sinnlicher Behaglichkeit, das vor Erfindung der Glasfenster und der Öfen nur ein wärmeres Klima zu gewähren vermochte. Die Erfahrung, die nach dem schönen Aufsatze im vorjährigen 51. Heft der Grenzboten Ludwig Richter gemacht hat, dürfte auf einem allgemeinen Gesetze beruhen; erst im Anblick der Linienschönheit und Farbenpracht der italienischen Landschaft — einer Farbenpracht, die größtenteils auf der Zurückwerfung der Sonnenstrahlen von toten Felswänden beruht — ist ihm die bescheidnere aber gemütlichere Schönheit der deutschen Landschaft aufgegangen. Wahrscheinlich sind auffällige Formen und starke Farbeneffekte dazu erforderlich, im nordischen Gemüte den Sinn für das Schöne zu wecken. Rechnet man nun noch den frühern gänzlichen Mangel an Komfort hinzu, der den Gedanken an Luxus gar nicht aufkommen ließ, so ist damit schon erklärt,

Digitized by Google

daß die Nordländer nur als Schüler der Südländer zur Kunst gelangen konnten; haben sie doch auch die Wissenschaften von diesen erlernt. Die Anlage hat ihnen zu jener so wenig gefehlt wie zu diesen, und mit nicht minder ehrfürchtiger Bewunderung, wie die Assyrier die Pracht ihrer Königspaläste, haben die Germanen die Bauten und Kunstwerke der Römerwelt angeschaut. Nicht die orientalischen Kulturvölker endlich sind es, bei denen die Kunst am meisten Macht gehabt hat über die Gemüter der Masse — weit mächtiger waren hier der grobsinnliche Genuß und ein furchtbarer religiöser Aberglaube —, sondern, wie wohl alle Welt heute zugiebt, die Hellenen, und in deren Kunstwerken steckt schlechterdings nichts schwarzes; zeichnen, den Stein bearbeiten, Farben gewinnen und mischen, das haben sie freilich von Hamiten und Semiten lernen müssen, weil diese eben, wie immer auch ihr Blut und ihre Hautfarbe beschaffen gewesen sein mag, früher zur Kultur, d. h. hier zur Ausbildung technischer Fertigkeiten gelangt waren.

Noch auffälliger als diese Verwendung der Bluthypothese für die Ästhetik ist die für Kulturgeschichte und Politik. Wenn Gobineau von den Ägyptern sagt, ihre „geheimnisvolle Schlafsucht," die Unveränderlichkeit ihrer Kultur, habe zu allen Zeiten Befremden erregt, und die Griechen und Römer seien so gut darüber erstaunt gewesen wie wir, so ist darauf zu erwidern, daß „wir" gar nicht erstaunt darüber sind; es hieße Lehrbücher für Knaben abschreiben, wenn wir hier darlegen wollten, warum jedermann die Eigentümlichkeit wie die Beharrlichkeit der ägyptischen Kultur ganz natürlich findet. Beides erklärt sich daraus, daß die schmale Thalspalte des Nils ein Land ist, wie es kein zweites mehr giebt und seinen Bewohnern Lebensbedingungen darbietet, die nirgends auf der Erde mehr vorkommen, und daß es sich in den Zeiten der unvollkommnen Verkehrsmittel einer Abgeschlossenheit erfreute, die es vor fremden Einflüssen schützte. Von der Bedeutung dieser geographischen Bedingungen weiß Gobineau nichts. Man habe die Priester als Verhinderer des Fortschritts angeklagt, meint er; aber die Semiten, die Hamiten, die Inder hätten doch auch mächtige und herrschsüchtige Priester gehabt. Woher komme es denn, „daß in diesen Ländern die Zivilisation regsam gewesen, vorwärts gekommen, durch vielfache Phasen hindurchgegangen ist, daß die Künste Fortschritte gemacht haben, die Schrift die Formen gewechselt und es zur Vollendung gebracht hat?*) Ganz einfach daher, daß in diesen verschiednen Gegenden die Macht des Priestertums, so ungeheuer sie auch sein mochte, doch nichts war gegen den Einfluß, welchen die Bestände des Blutes der Weißen, dieser unversieglichen Quelle von Leben und Kraft, in ununterbrochner Folge ausübten.... Die ägyptische Gesellschaft, die nur sehr wenige neue weiße

*) Auch in Ägypten hat die Schrift die Formen gewechselt; zur Vollendung hat sie es dort allerdings nicht gebracht.

Digitized by Google

Zuflüsse in sich aufgenommen, hatte keinen Anlaß, sich von dem loszusagen, was sie ursprünglich gut und vollkommen gefunden hatte, und was ihr auch fernerhin so schien." Zuflüsse sind es freilich, die die Veränderungen erzeugen, und nicht bloß die Zuflüsse, sondern schon die Berührungen in Krieg und Handelsverkehr ohne Blutvermischung, aber auf die Farbe des Blutes oder vielmehr der Haut kommt es dabei nicht an, kommt es höchstens insofern an, als weiße Menschen reichere und kräftigere Anregungen zu bringen pflegen als gelbe und schwarze. Am Euphrat, in Syrien und Kleinasien, löste immer ein eroberndes Volk das andre ab und zwang den Unterworfnen seine Kultur auf, daher der Wechsel; jede dieser Kulturen für sich allein würde nicht beweglicher und fortschrittlicher gewesen sein als die ägyptische, sondern würde, nachdem sie ihre Eigentümlichkeiten entfaltet und damit ihre Schaffenskraft erschöpft hatte, stehn geblieben sein. Im fünften Jahrhundert vor Christus war die Kultur der Assyrier und Babylonier eben gar nicht mehr die assyrisch-babylonische, sondern die medisch-persische, und um die Zeit von Christi Geburt war die Kultur Syriens nicht mehr die semitische, sondern die griechisch-römische. Nicht weil ihr Blut aufgefrischt wurde, sondern weil sie andre Herren und Vorbilder und Moden bekamen und von außen zu Neuerungen gezwungen wurden, haben sich die Völker Vorderasiens so vielfach geändert. Wo die von außen kommenden Einflüsse nicht hingelangt sind, da haben sich auch die Semiten unveränderlich gezeigt; die Beduinen leben heute nicht wesentlich anders als Abraham und Lot gelebt haben. Und reine Arier erweisen sich, wenn sie in unzugängliche Gebirgsthäler eingesperrt leben, ganz ebenso unveränderlich wie die alten Ägypter. Auch die Bauern Norwegens, der Sudeten und des Schwarzwaldes, ja sogar die der wenig von Fremden besuchten ebnen Gegenden der Mark, Ostpreußens, Hannovers haben bis in die neuere Zeit „keinen Anlaß gehabt, sich von dem loszusagen, was sie ursprünglich gut und vollkommen gefunden hatten"; und bis auf den heutigen Tag hört man den konservativen Sinn unsrer Bauernschaft preisen. Wenn dieses Lob oder dieser Tadel nur noch in sehr beschränktem Maße zutrifft, so kommt das nicht von einem neuen Zufluß arischen Blutes, sondern vom modernen Verkehr, den Umwälzungen des Wirtschaftslebens und dem modernen Staate, die im Verein das Unterste zu oberst kehren, die entlegensten Thäler wie die wüstesten Einöden zugänglich machen, einen jeden aus seiner Sippe und seiner Heimat, mit der er polypenartig verwachsen ist, herausreißen und in den sozialen Wirbel hineinziehen.

Und diese wilde Hetze des modernen Lebens ist, so ungemütlich sie sein mag, als Schutz gegen das uns drohende Chinesentum und daher als eine wohlthätige Fügung der Vorsehung zu preisen. Gobineau führt selbstverständlich auch das Chinesentum aufs Blut zurück. Die politische Seite dieses Chinesentums besteht darin, daß China eine demokratische Despotie ist. Nun

Digitized by Google

spielt ja dabei das Blut eine Rolle, wie in allen übrigen Lebenserscheinungen der Rassen und Völker. Da dem schwarzen, dem gelben Menschen, wenigstens solange er in der ihm eigentümlichen Kultur oder Kulturlosigkeit*) verharrt, die Entfaltung zur vollen Persönlichkeit und damit die Subjektivität und das Selbständigkeitsgefühl versagt bleiben, so ist er von Natur Demokrat im schlechten Sinne des Worts, d. h. er kennt keine bedeutenden Abstufungen und Unterschiede der Begabung, die geeignet wären, soziale Unterschiede zu begründen, und er giebt zugleich, weil ihm Abhängigkeit eher Bedürfnis ist als daß sie ihm widerstrebte, ein geeignetes Material für die Begründung von Despotien ab. Nach dieser Seite hin hat also die Bluttheorie recht; nach der andern hin aber übertreibt sie. Geborne Individualisten und Selbstherrscher sind die Weißen, namentlich die Arier, ganz gewiß; aber daraus folgt durchaus nicht, daß sie unfähig wären, Demokraten im oben bezeichneten Sinne und damit Despotenknechte zu werden. Geographische und soziale Verhältnisse überwinden die Anlage des Bluts, wenn sie jahrhundertelang einwirken. Wie erst die geographische Gestalt Europas die volle Entfaltung der arischen Anlage möglich gemacht hat, während in Asien auch arische Stämme und zwar auch ohne Blutmischung dem Despotismus verfallen mußten, das ist wiederum eine Trivialität, die heute jeder Sekundaner kennt. Nur das politische Vorurteil hindert es noch, daß diese Erfahrungsthatsache auf allen Gebieten anerkannt werde. So z. B. sträuben sich manche Historiker heftig gegen ihre Anwendung auf die deutsche Geschichte; sie schreiben den Untergang des alten Deutschen Reichs beharrlich einer im Blute der Deutschen liegenden Insubordination, Streitsucht und Ausländerei zu, während lediglich die Bodengestalt des nach zwei Seiten hin der natürlichen Grenzen entbehrenden Wohnplatzes der Deutschen daran schuld gewesen ist. Nachdem diese geographische Ursache das Entstehen einer Vielheit von Dynastien begünstigt hatte, griffen diese Dynastien, die, auf Machterweiterung bedacht, nach verschiednen Seiten aus einander strebten, als zweite Ursache ein, und als dritte und vierte kamen dann die durch Gewohnheit erzeugte Anhänglichkeit der Stämme an ihre Dynastien hinzu, und daß die weit entfernt von einander wohnenden in einer Zeit schwer übersteiglicher Verkehrshindernisse einander fremd wurden. Wo die Weißen unter asiatischen statt unter europäischen Bodenbedingungen gelebt haben, da sind sie ebenfalls von Despoten regierte Demokraten geworden, z. B. in der sarmatischen Ebne, wo sie, über ein grenzenloses, gleichförmiges Land zerstreut, in einer ganz gleichförmigen Lebensweise keine Unterschiede der Personen, der Sitten, der Kultur entwickeln konnten, wo auch kein geschlossenes kleines Gebiet seine Be-

*) Wer Ratzels Völkerkunde gelesen hat, wird die Behauptung bezweifeln, daß die Schwarzen nicht einmal die niedre, die materielle oder technische Kultur aus sich zu erzeugen vermöchten. Allerdings taucht hier wieder die Frage auf, ob ihre Kulturfähigkeit nicht ein Erbteil aus der Zeit vor ihrer Trennung vom Urstamm ist, wo sie — vielleicht noch gar nicht schwarz waren.

Digitized by Google

wohner zur Wahrung ihrer eigentümlichen Kultur einlud und bei deren Verteidigung natürlichen Schutz geboten haben würde.

Indem nun aber die moderne Technik den Wert natürlicher Schutzwälle auf Null herabsetzt, die Grenzen überspringt, die Verkehrshindernisse und die räumlichen Entfernungen aufhebt, jeden mit jedem in unmittelbare Berührung bringt, durch die mechanischen Hilfsmittel, die sie jedem zur Verfügung stellt, die Unterschiede der Begabung aufhebt (ein feiger Dummkopf richtet mit einem modernen Geschoß mehr aus als der tapferste Held des Altertums; der Amateurphotograph bildet sich wenigstens ein, besser porträtieren zu können als Rembrandt), indem sie das alles thut, stellt sie auch die mittel- und westeuropäischen Weißen unter die asiatisch-russischen Lebensbedingungen. Sie schafft ungeheure Großstaaten mit Bevölkerungen von vielen Millionen; der Großstaat zwingt alle seine Angehörigen unter dieselben Gesetze, deren Ausführung ihm die Technik ermöglicht; so werden alle Europäer einander gleichförmig gemacht und je vierzig, fünfzig, hundert Millionen zum Gehorsam gegen einen gezwungen (wobei nichts darauf ankommt, ob dieser eine König, Präsident oder Diktator heißt). Wie vollständig das weiße Blut der Wucht solcher Massenwirkungen schon erlegen ist, ergiebt sich u. a. aus der Thatsache, daß der Niedergang der kaum wiederhergestellten politischen Freiheit nicht allein vor den Mehrheiten der modernen Völker mit Gleichmut ertragen, sondern von sehr einflußreichen Minderheiten als ein Fortschritt gepriesen wird. Es war dies die dritte Wiederherstellung, die Europa erlebt hatte, denn der Großstaat mit seinen Massenwirkungen hatte schon dreimal über die Individualitäten gesiegt, ehe noch die technischen Bedingungen seiner Vollendung vorhanden waren: im mazedonischen und dem dieses ablösenden römischen Reiche, in den mittelalterlichen Reichen, im absoluten Königtum. Die erste Wiederherstellung der Freiheit bestand in dem Sturz des Römerreichs durch die Germanen. Die zweite folgte dem Großstaat nicht chronologisch nach, sondern entwickelte sich als ständische und Munizipalfreiheit in seinen Eingeweiden. Die dritte begann mit der französischen Revolution und schloß mit Achtundvierzig. Heut jubelt das Bürgertum schon darüber, daß die Parlamente, d. h. also die Volksvertretungen, abgewirtschaftet haben, und liest die Witze des Kladderadatsch über das Parlamentselend mit wollüstigem Behagen. Die Volksvertretungen haben abgewirtschaftet wegen ihrer Unbehilflichkeit und wegen der Unübersichtlichkeit der ungeheuern und verwickelten Staatskörper, die sie regieren oder wenigstens mit gesetzlichen Ordnungen versorgen sollen. Freiheit ist eben (im Sinne von Selbstregierung), wie wir schon unzähligemal gesagt haben, nur in kleinen Gemeinwesen möglich; je größer ein Gemeinwesen ist, desto unabweisbarer werden absolutistische Einrichtungen. Indes auch dieses Übel trägt sein Heilmittel in sich selbst. Indem sich die entfesselte Technik mit rasender Schnelligkeit automatisch fortentwickelt, bringt sie vier große Wirkungen hervor. Erstens

Digitized by Google

zwingt sie die Geister, immer neues zu ersinnen, neues zu lernen und sich auf neues einzurichten, wälzt unaufhörlich die Arbeitsweisen, den Verkehr, die Volkswirtschaft, die Sitten um, ändert die äußern Lebensformen und erhält dadurch das ganze Leben in einer vor Erstarrung schützenden Bewegung. Zweitens erzeugt sie große Vermögensunterschiede, ballt die Masse der Armen zu einer fest organisierten Klasse zusammen, die den Reichen in Todfeindschaft gegenübersteht, und entflammt so einen innern Krieg, der für die ehedem unaufhörlichen lebenweckenden Kriege zwischen Völkern Ersatz bietet. Drittens zwingt sie zu auswärtigen Unternehmungen, die mit der Zeit den Druck im Innern vermindern werden; endlich erschüttern alle diese äußerlichen Veränderungen zusammengenommen auch das Gebäude der Glaubensmeinungen, das sich die Seelen geschaffen haben, um darin zu ruhen. So also wirkt die Technik selbst dem Chinesentum entgegen, mit dem sie uns bedroht, und vor dem uns keine noch so weiße Haut schützen könnte.

Gobineau hat sich durch die kräftige Mahnung an die Wichtigkeit des Blutes und durch die Beleuchtung von Fällen, wo die Wirkungen des Blutes hervortreten, zweifellos ein bedeutendes Verdienst erworben, das aber überall dort in Mißverdienst umschlägt, wo seine einseitige Theorie unkritisch in Bausch und Bogen angenommen wird. Zum Schluß fassen wir unsre eigne Ansicht, die wir bei andrer Gelegenheit ausführlich dargestellt haben, noch einmal kurz zusammen. Die weiße Rasse ist die einzige von allseitiger und von der höchsten Begabung und allein fähig, Kultur im höchsten Sinne des Worts zu erzeugen. Die Rassencharaktere sind sehr beharrlich, aber keineswegs unveränderlich, und Veränderungen werden nicht allein durch Blutmischungen, sondern auch durch klimatische und geographische Verhältnisse, durch Beschäftigung und Lebensgewohnheiten, durch soziale und politische Zustände hervorgebracht. Und zwar gilt das sowohl für die drei Urrassen wie für die Rassen zweiter und dritter Ordnung, d. h. für die teils durch Mischung, teils durch klimatische und andre Einflüsse entstandnen Verzweigungen der Urrassen. Können ja doch auch diese selbst auf keine andre Weise als durch klimatische Einwirkungen entstanden gedacht werden. Ohne Zweifel ist die Rassenverschiedenheit eine der Ursachen historischer Veränderungen, und zwar eine der wichtigsten, aber die einzige ist sie nicht, und Gobineau irrt, wenn er glaubt, er erst habe den Grund gelegt zur wahren Weltgeschichte.

Digitized by Google

Nochmals die Fürsorge für die entlassenen Strafgefangnen

Von Wilhelm Speck

(Schluß)

Sehr richtig deutet der Verfasser des gegnerischen Aufsatzes an, daß uns auch unsre Ehrlichkeit zuweilen hinderlich ist. Wer wirklich ehrliche Arbeit sucht, sagt er, wird doch nicht so dumm sein, sich an einen Verein zu wenden, dessen Vermittlung seine Vergangenheit an die große Glocke hängt, während er sie andrerseits weder seinem Arbeitgeber noch seinen Kollegen auf die Nase zu binden braucht. Nun muß ich zunächst sagen, auch in dieser Beziehung sterben die Dummen nicht aus. Die Leute wissen jedoch, daß bei der Vermittlung durch die Vereine ihre Bestrafung noch nicht in alle Welt hinausgeläutet zu werden braucht, daß die Vereinsorgane aber am allerwenigsten den Arbeitskollegen der Entlassenen darüber Vortrag halten. Dem Arbeitgeber selber schenken wir allerdings reinen Wein ein und zwar seinetwegen, aber auch im eigensten Interesse des Entlassenen, und ich kann wohl sagen, nicht wenige Entlassene wollen es auch gar nicht anders, weil sie wissen, daß Unwahrheit und Täuschung ihnen nicht helfen kann, vielmehr die Strafe hinterher kommt, sobald einmal durch einen Zufall der Schleier gelüftet wird. Darüber habe ich auch meine Erfahrungen gesammelt, statt der gewöhnlichen Fälle will ich aber lieber einen erzählen, der freilich besonders liegt und anders, als die übrigen beurteilt werden will. Ein achtzehnjähriger Mensch hatte sich eines Eigentumsvergehens schuldig gemacht und war mit einigen Monaten Gefängnis bestraft worden. Bei seinem Abgang hatte er dem Anstaltsgeistlichen in die Hand versprochen, ein ehrlicher Mensch zu werden, und er hat dieses Versprechen gehalten. Nach Ableistung seiner Militärpflicht, und nachdem er die erforderlichen Prüfungen abgelegt hatte, wurde er Weichensteller zweiter Klasse, erster Klasse und schließlich Verwalter einer Haltestelle, nebenbei auch Vater einer zahlreichen Familie. Über seine Bestrafung hatte er nichts verlauten lassen; er hätte sie nicht verleugnet, da man ihn aber nicht darum befragte, hatte er auch nicht geglaubt, Veranlassung zu haben, sie aus freien Stücken bekannt zu machen. Da, nach zwölf Jahren, fand sich ein Bube, der den Denunzianten spielte, und nun kam die Strafe nach. Obwohl seine Vorgesetzten tiefes Mitleid mit ihm fühlten, konnten sie ihm doch nicht helfen: aus dem Staatsdienst mußte er heraus. Man könnte freilich sagen, wenn der Mann gleich im Anfang ehrlich gewesen wäre, dann wäre er gar nicht angestellt worden, jetzt hatte er doch wenigstens zwölf Jahre zu leben gehabt. Ohne Zweifel, aber bei seinen tüchtigen Eigenschaften würde er sich inzwischen eine andre Stellung errungen haben, die ihn nährte. So aber erlebte er einen großen Schmerz und

Digitized by Google

geriet, wenn wir es recht bedenken, eigentlich in eine Lage, in der mancher andre ein Lump geworden wäre. Wir halten es für unsre Pflicht, immer offen vorzugehn, weil wir nur auf diese Weise gute und dauernde Erfolge erwarten können. Daß mancher gerade deshalb einen Entlassenen zurückweist, weil man ihn über dessen Vorleben unterrichtet hat, und sich häufig lieber mit Gesindel von der Straße behilft, als einmal mit offnen Augen ein gutes Werk zu thun, das muß eben ertragen werden. Man erlebt in dieser Beziehung lustige Dinge. Bei einem Geschäftsmanne wollte ich einmal einen wegen Körperverletzung vorbestraften, sehr brauchbaren jungen Menschen als Hausdiener unterbringen, mir wurde jedoch die Antwort: Um Gottes willen keinen aus dem Gefängnis, ich muß ehrliche Leute haben. Einige Zeit später fand ich bei ihm einen Hausdiener, der mir wohl bekannt war, es war ein Schlosser von Beruf, ein Einbrecher aus Neigung. Gar manchem mangelt jegliches Verständnis für die alte gute Christenpflicht, einem armen Sünder wieder emporzuhelfen. Höchstens bekommt man zu hören: Es ist ja sehr edel, was Sie treiben, aber ich danke. Der Verfasser des Aufsatzes macht den Vorständen der Vereine den Vorwurf, sie wollten andern Arbeitskräfte aufnötigen, hüteten sich aber sehr wohl, das eigne Fell naß zu machen. Ich kann ihn darüber beruhigen, auch die Vereinsvorstände bedienen sich der dargebotnen Arbeitskräfte, wenn es sich so fügt; daß sie ihre Dienstboten darum entlassen sollen, um immer mit einem guten Beispiel voranzugehn, wird kein vernünftiger Mensch verlangen. So anmaßend sind wir auch nicht, daß wir es jemand zumuteten, nun gleich sein gesamtes Personal aus dem Zuchthaus zu beziehn. Das wäre ja für uns bequem, aber recht wäre es uns doch nicht. Die Entlassenen muß man dünn aussäen, da wo sie gleich haufenweise zusammenkommen, verdirbt einer den andern. Unsre Offenheit hat übrigens noch nie zur Folge gehabt, daß die Notlage der Entlassenen von den Arbeitgebern und Herrschaften zur Lohndrückerei benutzt wurde. Die Löhne hielten immer die ortsübliche Höhe ein und waren häufig über Erwarten anständig. Wo in einzelnen Fällen der Arbeitgeber wegen der mangelnden Fertigkeit des Entlassenen zunächst nur ein geringes Entgelt zahlen konnte, haben wir eine Zeit lang einen Zuschuß gewährt, bis der Lohn eine genügende Höhe erreicht hatte. Das ist, glaube ich, ein oder zwei mal geschehn. Die übrigen Vereine verfahren meines Wissens ebenso. Was insbesondre den Berliner Verein angeht, so schickt er die allergeringsten Arbeiter — Hofgänger —, die die Landarbeit erst erlernen müssen, nur dann aus, wenn ihnen bei freier Station und Wäsche mindestens 72 Mark Jahreslohn zugesichert wird. Hat der Hofgänger sich einige Kenntnisse in den landwirtschaftlichen Arbeiten angeeignet, so erhält er als Kleinknecht oder Viehwärter einen höhern Lohn (120 bis 150 Mark). Wirkliche Knechte erhalten nach den Angaben des Vereins, die auch durch meine eignen Erfahrungen bestätigt werden, bei freier Station 180 bis 300 Mark. Die Behauptung, daß der Berliner Verein einen seiner Schützlinge gegen einen Wochenlohn von 3 Mark verkuppelt habe, wird mir von dem Dirigenten des Vereins als unwahr erklärt. Ich vermute, daß der betreffende Bursche neben freier Kost und Wohnung einen baren Lohn von 3 Mark erhalten hatte, dies aber, um eine mildere Beurteilung zu erlangen, klüglich verschwieg. Der Berliner Verein schickt auch Revisoren aus, die sich schon über die Beschaffenheit des Arbeitsplatzes und die Eigenschaften des Arbeitgebers unterrichten werden. Wie blinde Leute laufen doch auch die Berliner nicht in der Welt herum. Es kann ja aber auch einmal passieren, daß man an einen faulen und gewissenlosen Arbeitgeber gerät. Man wird es bedauern und sich das nächste mal besser in acht nehmen. Wir irren alle.

Digitized by Google

Beschäftigen wir uns nun noch einen Augenblick mit den Arbeitsgenossen des Entlassenen. Es soll ja auch eine tendenziöse Erzählung der für ihre Kasse Propaganda machenden Vereine sein, daß menschenfreundliche Fabrikanten zuweilen gern die Hand bieten wollten, aber die bösen Arbeiter ließen es nicht zu. Ich könnte auch davon einige Stückchen erzählen, aber nur eins möge hier seinen Platz finden, das den Vorzug hat, die Menschenfreundlichkeit eines Arbeitgebers ganz besonders deutlich zu zeigen. Vor Jahren wollte ich einen mehrfach bestraften Maschinisten auf seinen Wunsch bei einer Dampfschiffahrtgesellschaft unterbringen. Auf meine warme Empfehlung hin nahm der Direktor der Gesellschaft ihn auch an, aber mit dem Bedeuten, seine Bestrafung dürfe der übrigen Arbeiter wegen nicht bekannt werden. Leider verlautete doch darüber etwas, und nun sandte der Direktor, der wirklich ein menschenfreundlicher Mann war und sein Wort gern halten wollte, unsern Pflegling zuerst nach London und ließ ihn dort vorläufig unterbringen, von England aus berief er ihn dann später in den Dienst der Gesellschaft, und ich hoffe, daß der Mann diese Weitläufigkeiten gelohnt hat. Aus der Luft gegriffen sind also diese Erzählungen nicht, ich lege ihnen aber gleichfalls nicht viel Bedeutung bei, trotzdem daß mir zufälligerweise in den letzten Wochen mehrere male von Arbeitgebern gesagt worden ist: Der Mann muß aber still sein, die andern Arbeiter dürfen von seiner Bestrafung nichts wissen! In den Großstädten verschwindet ein einzelner trüber Tropfen unter den übrigen Tropfen sehr schnell, in den kleinen Städten bleibt er länger erkennbar, aber wenn nicht politische Verhältnisse mitwirken, werden die Arbeiter nicht so leicht auf die Verabschiedung des entlassenen Gefangnen dringen, höchstens ärgern sie ihn hinaus. Ein braver Arbeiter sagte mir einmal: Es ist mir durchaus nicht einerlei, wer neben mir arbeitet, ebenso wenig wie es Ihnen oder einem andern gleichgiltig sein kann. Ich würde nie etwas darüber sagen, aber angenehm ist es mir nicht, wenn ein entlassener Strafgefangner an meiner Seite arbeitet.

An und für sich sehe ich in der Ablehnung des verbrecherischen Menschen auch durchaus nichts beklagenswertes, es wäre im Gegenteil betrübend, wenn es anders wäre. Dadurch eben giebt sich die Mißbilligung der bösen That zu erkennen, und es ist für den Rechtsbrecher sehr heilsam, wenn er sieht, daß er sich durch schlechtes Handeln zu einem einsamen, von allen Guten gemiednen Menschen macht, aber er soll auch sehen, daß er durch ein ernstes und gewissenhaftes Leben wieder die Scharte auswetzen kann. Natürlich ist der Grund der Ablehnung keineswegs immer in einem idealen Gefühl zu suchen, es mögen sich hinter der angeblichen moralischen Entrüstung sehr irdische Motive verbergen, oder es mag der Umstand mitwirken, daß die entlassenen Sträflinge zuweilen sehr unangenehme Genossen sind. Ich gestehe es sogar bereitwillig zu, daß durch die heutige Anwendung der kurzen Freiheitsstrafe und ihre Androhung auch bei Handlungen, die in keiner Weise eine sittliche Verirrung voraussetzen, in der That eine Abstumpfung des feinen Gefühls erfolgt ist, aber daß es so weit gekommen ist, wie der Verfasser in seinem Aufsatz erzählt, daß oftmals Taschendiebe und Paletotmarder, weil sie zufällig gleichzeitig mit einem „Genossen“ entlassen wurden, von Hunderten ganz rechtlicher Arbeiter gefeiert worden wären, als wären sie die edelsten Märtyrer der Freiheit, das ist mir neu. Daß man im Volke die einzelnen Vergehen verschieden wertet und nicht alles in einen Topf wirft, habe ich bemerkt. Körperverletzungen werden in einzelnen Gegenden als ein harmloses Vergnügen angesehen, wenigstens so lange nicht die eigne Haut in Mitleidenschaft gezogen ist, man denkt auch über die deswegen verhängte Strafe milder, aber, wie es mir scheint, macht man noch immer einen großen Unterschied

Digitized by Google

zwischen einem Taschendiebe und einem Genossen, der sich an den Arbeiteridealen die Flügel verbrannt hat, zwischen einem Paletotmarder und einem Manne, der ein Opfer seines leidenschaftlichen Temperaments oder schwerer Unglücksfälle geworden ist.

Hoffentlich ist es mir gelungen, zu zeigen, daß die Fürsorge für entlassene Strafgefangne in sehr vielen Fällen keineswegs ein überflüssiges Prunkstück unter den vielen „fragwürdigen Wohlthätigkeitsanstalten“ unsrer Zeit ist, sondern daß sie recht gute Dienste im Kampfe gegen das Verbrechertum zu leisten vermag, wenn sie nur ihre Schuldigkeit thut. Aber entsprechen ihre Thaten der guten Absicht? Unser Gegner hat leider eine sehr schlechte Meinung darüber, denn er sagt: Etwas andres als Absonderlichkeiten haben die Vereine für entlassene Strafgefangne überhaupt noch nicht zu Tage gefördert und werden es wohl auch in Zukunft nicht thun. Er weist dann darauf hin, daß nur ein sehr kleiner Prozentsatz der Entlassenen die Hilfe der Vereine in Anspruch nähme, eben weil die Stellen, über die die Vereine gewöhnlich verfügen, für einen tüchtigen Arbeiter nichts Verlockendes hätten, daß gerade unter denen, die die Hilfe der Fürsorgevereine in Anspruch nehmen, der Prozentsatz der Rückfälligen am größten wäre, und läßt schließlich seine Vorwürfe in der eigentlich ungeheuerlichen Behauptung gipfeln, daß die Vereine, statt das Verbrechertum einzudämmen, es immer neu züchteten. Ich habe darauf folgendes zu erwidern: Wenn sich wirklich nur ein kleiner Prozentsatz der Entlassenen an die Fürsorgevereine wendet, so würde ich annehmen müssen, daß dieser Prozentsatz die alleruntüchtigsten und haltlosesten Personen umfaßt, und dann weiter schließen, daß es in diesem Falle gar nicht zu verwundern wäre, wenn unter den Pfleglingen der Vereine so viele rückfällig werden. Niemals aber würde ich dies den Vereinen zur Last legen, so wenig, wie es mir einfallen könnte, von einem Heilort, der nachweislich die Zuflucht der allerhoffnungslosesten Kranken ist, zu sagen: In diesem Heilort wird das Siechtum und das Hinsterben geradezu gezüchtet. Aber ich glaube auch nicht einmal, daß die Behauptung unsers Gegners ganz allgemein giltig ist. In der That mag ja ein großer Teil der Entlassenen an den Vereinen vorbeischwimmen, immerhin haben die Vereine noch genug zu thun. In den Jahren 1883 bis 1895 haben sich beim Berliner Verein 43309 Entlassene gemeldet, von denen 33632 untergebracht worden sind. Häufig haben die Gefangnen zunächst keine rechte Vorstellung davon, was ihnen ein Fürsorgeverein etwa helfen könne, und sie melden sich erst nachträglich, nachdem sie ihr Glück auf eigne Faust vergeblich gesucht und ihren Arbeitsverdienst verzehrt haben. Wo jedoch die Anstalt in enger Beziehung zu dem Verein steht, da ist der Prozentsatz der Arbeitsuchenden gar nicht gering. Beispielsweise haben von den im Jahre 1896/97 aus dem Gefängnis in Cottbus dem Fürsorgeverein überwiesenen 98 Entlassenen*) ihrer 37 um Arbeitsvermittlung gebeten, im Jahre 1897/98 thaten dies von 115 Entlassenen 42, das sind also, wenn ich richtig gerechnet habe, etwa 36 und 46 Prozent der Entlassenen. Einige, die anfangs auf die Hilfe des Vereins verzichteten, haben außerdem noch nachträglich darum gebeten. Um nun auch hinsichtlich der Rückfallsziffer nicht ganz ins Blaue hinein zu behaupten — sichere Zahlen lassen sich ja nicht leicht geben —, habe ich mir das Verzeichnis der während der drei letzten Jahre aus derselben Anstalt überwiesenen Leute angesehen und allerdings unter den Entlassenen, die sich bei dem Verein nur ihr Arbeitsgeschenk abgeholt, für weitere Für-

*) Das Gefängnis überweist dem Verein alle Gefangnen, die nach Cottbus entlassen werden.

Digitized by Google

sorge aber gedankt haben, eine ganze Anzahl rückfälliger Personen entdeckt. Bei den übrigen, die allein als Pfleglinge des Vereins anzusehen sind, konnte ich die Rückfälligkeit nur in sehr wenigen (zehn) Fällen feststellen. Die Zahl wird aber in Wirklichkeit größer sein, da wir eine Anzahl Leute aus den Augen verloren haben. Von einem Teil der übrigen, die noch vor unsern Augen herumlaufen, läßt sich freilich nur sagen, daß sie nicht wieder bestraft worden sind, sonst lassen sie viel zu wünschen übrig. Von etwa zwanzig der Vereinspfleglinge glaube ich jedoch mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen, daß sie, und zwar mit Hilfe des Vereins, für immer als gerettet gelten können. An einigen würde der geehrte Leser seine helle Freude haben, zumal wenn er sie in ihrem frühern Zustande gesehen hätte. Das sind allerdings nur ungefähr fünf Prozent. Mit großen Ziffern können nicht alle Vereine arbeiten, dazu verfügen sie teilweise über allzu wenig Hilfskräfte. Wenn aber die Zahlen auch noch kleiner wären, so würde ich nicht glauben, daß Zeit, Geld und Mühe vergeblich angewandt worden wären. Die Arbeitsstellen, über die die Vereine gewöhnlich verfügen, sind allerdings im großen und ganzen sehr einfacher Art, und sie haben, wie ich gern zugestehen will, für den tüchtigen Arbeiter, insbesondre den Mann aus bessern Ständen, vielfach nichts verlockendes. Wäre es aber anders, dann würde man uns ja den arbeitslosen unbescholtenen Arbeiter, der von unverständigen Philanthropen einem Zuchthäusler aufgeopfert wird, noch deutlicher vor Augen rücken. Wir haben unsre Entlassenen hauptsächlich in die landwirtschaftlichen Betriebe, in die Kohlengruben, zum Straßen- und Kanalbau, zu Handwerkern, einige wenige auch in die Fabriken und in kaufmännische Geschäfte weisen können. Knechte und Mägde fanden ausnahmslos Stellen, wie man sie sich nicht besser wünschen kann, die übrigen hatten Gelegenheit, sich ehrlich ihr Brot zu verdienen und sich auch ein Zeugnis zu erwerben, das ihnen den Weg in eine bessere Stellung bahnte. Die Fabrikation falscher Arbeitsatteste scheint aber in der Provinz noch nicht so schwungvoll betrieben zu werden, sonst hätten sichs einige Entlassene, die entschieden nicht skrupulös waren, viel leichter gemacht.

Wenn behauptet würde: die Vereine seien trotz redlicher Bemühung häufig nicht imstande, das zu leisten, was man von ihnen fordern könne, und was sie selber in ihren Satzungen zu leisten versprächen, so hätte ich nichts dagegen einzuwenden. Aber daß sie in zahlreichen Fällen mit Erfolg eingreifen, kann nicht bestritten werden. In einer Beziehung wird, wie ich glaube, mitunter großes geleistet, nämlich in der Pflege der Familien, deren Ernährer in Strafhaft sind. Oder rechnet man auch diese Liebesarbeit für eine Absonderlichkeit? Manchem kommt es freilich sonderbar vor, daß die fleißigen und sparsamen die faulen und nichtsnutzigen unter ihren menschlichen Brüdern ernähren müssen, aber über diese Notwendigkeit werden wir nun einmal nicht hinwegkommen. Manchmal läuft einem selber die Galle über, wenn man sieht, wie der Mann herumstrolcht und seine Kinder andern überläßt, und wenn es ihm selber weh thäte, möchte man die Kinder hungern und frieren lassen, aber es thut nicht ihm wehe, sondern den kleinen unschuldigen Wesen, die lediglich Mitleid verdienen und Erbarmen. Hier muß die Armenpflege das meiste thun und die Polizei. Wie ich höre, wird auch das neue Bürgerliche Gesetzbuch eine Handhabe bieten, gegen unverbesserliche Trunkenbolde mit größerer Schärfe vorzugehen. Es sieht jedoch nicht immer so traurig aus, zuweilen blutet dem Vater oder der Mutter das Herz über das, was sie angerichtet haben. Dann wieder finden wir, daß der bestrafte Teil der Ehegatten doch nicht allein schuldig ist, sondern daß auch der andre Teil, zum Beispiel die Frau, durch Faulheit, schlechte Lebensführung und Unsauberkeit zu dem Unglück des Hauses sehr viel beigetragen hat.

Digitized by Google

Ich habe da gesehen, was eine Pflegerin oder ein Pfleger, die das Herz auf dem rechten Fleck haben, alles auszurichten vermögen, nicht nur durch das Geld, das sie bringen, sondern durch Rat, Mahnung und Unterweisung. Und nun denke man noch an die Familien, bei denen gerade noch soviel Schimmer frühern Wohlstands vorhanden ist, daß die Armenpflege nicht einzutreten braucht. Wie viel Kummer und heimliche Not wird da still getragen, welcher Heldenmut im Dulden offenbart sich aber auch in mancher Frauenseele! Und wie manche Thräne wird da auch durch die Liebesgaben des Vereins getrocknet, wie manches bekümmerte Herz immer wieder ermutigt. Hier kann ich nicht mit Zahlen kommen, man muß mir so glauben. Wer aber auch in dieser Art von Liebesthätigkeit nur ein krankhaftes Humanitätsgefühl — um das abscheuliche Wort Humanitätsdusel zu vermeiden — zu sehen vermag, der bedenke, daß jede Gefangnenfamilie, die wir wirtschaftlich und moralisch verkommen lassen, der geeignete Boden ist, auf dem eine Brut neuer Verbrecher heranwächst, die sich später an uns rächen werden für das, was an ihnen versäumt worden ist. Und wer eine Neigung für die Herstellung von Bilanzen hat, kann sich, wie ich glaube, bald ausrechnen, daß da, wo ein verständiger Fürsorgeverein arbeitet, dem Gemeinwesen aus den beigesteuerten Scherflein ein sehr anständiger Nutzen erwächst. Die großgewordnen Verbrecher kosten viel mehr!

Ist diese Art der Fürsorge häufig eine Quelle der reinsten und schönsten Freuden, so wird die Arbeitsvermittlung immer eine schwere Sorge der Vereine bleiben, weil die Arbeitslast auf sehr wenigen Personen ruht. Hätte der Gegner des Schutzwesens, statt den Mitgliedern der Vereine auch noch das Hingeben eines mehr oder weniger großen Scherfleins zu verleiden, ein kräftiges Wörtchen darüber geredet, daß sie sich nicht damit begnügen möchten, ihren Obolus alljährlich zu opfern, sondern daß sie mit ihrem Wissen, ihrer Erfahrung, ihrem Einfluß und dem ungeprägten Gold ihres Herzens helfen sollten, so würde ich ihm alle seine übrigen bittern Worte vergeben haben. Ich möchte die Vereine bei dieser Gelegenheit noch gegen den doppelten Vorwurf der Hartherzigkeit und der Dummheit in Schutz nehmen. Es wäre allerdings sehr hartherzig, wenn man einen unbescholtnen Arbeiter deshalb abweisen wollte, weil er noch nicht bestraft ist. Obwohl wir uns nach unsern Satzungen selbstverständlich bestimmte Grenzen stecken und auch andern ihr Teil Arbeit überlassen müssen, würden wir doch einen solchen unbescholtnen Menschen, den die Not an die Thür des Fürsorgevereins treibt, nicht zurückweisen, sondern uns seiner redlich annehmen. Auch der Berliner Verein erklärt mir, daß er einem solchen Menschen schon deshalb, weil er durch Arbeitsmangel der Bestrafung und Schande verfallen könnte, ohne weiteres Hilfe gewähren würde. Im allgemeinen aber — das wird jeder einsehen — müssen sich solche Leute anderswohin wenden, wir haben ja unsre bestimmte Aufgabe. Ein Zeichen von hervorragender Dummheit wäre es aber, wenn wir irgend einem nichtsnutzigen Burschen, der sich vor des Winters Tücken zunächst ins Gefängnis geflüchtet hätte und nach seiner Entlassung mit einer Empfehlung des Anstaltsgeistlichen, die übrigens nicht blindlings erteilt wird, zu uns käme, nun gleich auf einen Monat Schlafstelle und Kaffee gäben. Das hieße allerdings die Faulheit stärken, ich kann es aber nicht glauben, daß die Vereinsvorstände solche Thorheiten begehn. Der Berliner Verein erklärt mir, daß er derartige Wohlthaten nur vorübergehend gewähre, auf mehrere Wochen nur dann, wenn der betreffende Schützling in Berlin selbst Stellung erhalten solle, aber seinen Dienst erst später antreten könne, oder wenn er seinen Gehalt erst später empfinge, also nur in solchen Fällen, wo es gilt, einen Entlassenen für einige

Digitized by Google

Wochen über Wasser zu halten. Es sind ja doch bei jedem Verein Leute mit praktischer Lebenserfahrung, die einen vollendeten Unsinn gewiß nicht mitmachen würden. Wie ich glaube, wäre es aber überhaupt am besten, wenn die Arbeitsvermittlung für die Entlassenen der Zweig eines wenigstens in den großen Städten zu schaffenden allgemeinen Arbeitsnachweises werden würde. Dann würden manche Dinge viel leichter und geschäftsmäßiger erledigt werden können, und jedenfalls würden die Klagen über die Bevorzugung der Sträflinge endlich einmal aufhören. Die Vereine hätten aber immer noch genug Arbeit, ihre Thätigkeit vollzöge sich jedoch mehr auf sittlichem Gebiete, ohne allen büreaukratischen Schematismus. Howard sagt: Mache die Leute fleißig, und du wirst sie ehrlich machen. Das ist ein sehr schöner Ausspruch, aber er ist, wie alle Weisheitssprüche, auch nur cum grano salis zu nehmen. Es giebt auch sehr fleißige Halunken! Der Jurist wird als Hauptkampfmittel gegen das Verbrechen die Strafe ansehen, der Arzt wird daneben hygienische Maßregeln empfehlen, der Volkswirt wird sich von der Regelung der Arbeitsverhältnisse und Abstellung gewisser sozialer Mißstände den größten Nutzen versprechen. Der Pädagoge und Theologe wird die Erziehung von Charakteren und zwar religiösen Charakteren betonen. Obwohl nun Reinkulturen von Juristen, Medizinern, Politikern, Theologen und Pädagogen heutzutage kaum noch vorkommen, vielmehr jeder über seinen Zaun hinwegsieht und bei dem andern zu lernen sucht, so wird man doch in der Regel das am meisten schätzen, was der eignen Berufsthätigkeit am nächsten liegt, und so möchte ich auch, ein altes Wort entsprechend verändernd, sagen: Die Seele der Fürsorge ist die Fürsorge für die Seele. Denn das ist auch ganz meine Meinung, und darin stimme ich dem Verfasser des von mir angefochtnen Aufsatzes vollkommen bei, daß wirkliche Not nur selten die Ursache der Verschuldung des Gefangnen gewesen ist, wenigstens bei weitem nicht die einzige Ursache, man wird sogar da, wo die Not zweifellos des Menschen besseres Ich überwältigt hatte, fast immer finden, daß die eigentliche Ursache in dem Leichtsinn, der Glaubenslosigkeit, im mangelnden Rechtsgefühl des Gefangnen zu suchen ist. Es giebt sehr arme Menschen, die sich eher den kleinen Finger abbissen, als daß sie unredlich handelten, ihre Religion, ihr Ehrgefühl, ihr Rechtsbewußtsein hindert sie daran. Darum möchte ich es als eine Hauptaufgabe der Fürsorge ansehen, dem Entlassenen wieder zu einem religiösen und sittlichen Halt zu verhelfen. Vielleicht haben ähnliche Gedanken es veranlaßt, daß die Geistlichen und Gemeindekirchenräte für die Fürsorge mobil gemacht worden sind; einmal bedeutet das eine starke Vermehrung der Arbeitskräfte, zumal an Orten, wo ein Verein mehr als überflüssig wäre, dann aber kann man es auch von der Kirche und ihren Organen wohl erwarten, daß sie ihre Aufgabe nicht lediglich materiell auffassen. Für außerordentlich heilsam würde ich es ferner ansehen, wenn die Entlassenen, falls nicht andre Gründe dagegen sprechen, gezwungen werden könnten, in ihre Heimat zurückzukehren. Davor haben sie freilich vielfach eine heillose Scheu, sie möchten nicht als räudige Schafe heimziehen, und doch habe ich gefunden, daß die, die sich freiwillig dazu bewegen ließen, es nur selten bereut haben. Die heimatliche Luft enthält wundersame Heilkräfte, die wir nicht unbenutzt lassen dürfen, dort ist auch die Einwirkung von Mensch zu Menschen noch am vollkommensten zu erreichen. Freilich steht dem das Freizügigkeitsgesetz entgegen, an das niemand gern rührt, aus Furcht, an die Wand gemalt zu werden. Wenn es aber geht, gewisse Orden in ihrem Wohnsitz zu beschränken, so müßte es auch bei Verbrechern möglich sein, da sie ja mindestens keine geringere Gefahr für die Sicherheit des Landes vorstellen.

An Stelle der Fürsorgevereine werden in dem Aufsatze die Arbeiterkolonien dem allgemeinen Wohlwollen empfohlen, ja der Verfasser möchte ihnen sogar den

Digitized by Google

Goldstrom zufließen lassen, der bisher die Kassen der Fürsorgevereine füllte, denn von ihnen glaubt er, daß sie bessere Früchte hervorbringen würden. Ich gönne den Arbeiterkolonien von Herzen dieses Lob, glaube aber doch, daß sie das nicht leisten können, was von ihnen für den Kampf gegen das Verbrechertum gefordert wird. So mancher Vorwurf, der uns gemacht worden ist, trifft die Kolonien in derselben Weise. Die Beschäftigungsarten, über die sie verfügen, gleichen den unsrigen wie ein Ei dem andern, oder vielmehr, sie sind noch bedeutend eintöniger und noch weniger geeignet, einen tüchtigen Arbeiter anzulocken. Die eine Kolonie hat landwirtschaftlichen Betrieb, eine andre beschäftigt die Leute mit Tischlerei, Bürstenbinderei, Strohhülsenfabrikation, Holzzerkleinern und Forstarbeiten, wobei zu bedenken ist, daß zu den Tischlerarbeiten wohl nicht ohne weiteres jeder kommen wird. Und daß zu den Arbeiterkolonien nur ein sehr kleiner Prozentsatz der Entlassenen hinstrebt, ist jedem Strafanstaltsbeamten bekannt. So lange der Gefangne noch einen Funken von Mut und Kraft in sich spürt, denkt er nicht an die Kolonie, erst wenn er nach seiner Entlassung mit seinem bischen Mut und Kraft zu Ende ist, mag er sich dazu entschließen, dort anzuklopfen. Nur die allerheruntergekommensten Gefangnen wollen unmittelbar von der Anstalt dahin übersiedeln. Ich glaube übrigens, daß den Vorständen der Arbeiterkolonien an dem massenhaften Zuwandern der Sträflinge gar nicht viel liegt, denn soviel ich weiß, ist es gar nicht die eigentliche Bestimmung der Kolonien, die bestraften aufzunehmen, sondern sie wollen für den unbescholtnen Arbeiter und Handwerker eine Zuflucht in drangvollen Zeiten sein und es verhindern, daß der Wandrer zum Strolch und Verbrecher wird. Ich weiß sehr wohl, daß heute die Arbeiterkolonien in der That eine Unmenge Bestrafter aufnehmen, befürchte aber, daß das Zusammenleben so vieler brüchig gewordner Existenzen eine schwere Gefahr für die bessern unter den Kolonisten bedeutet. Ähnlich steht es mit den Asylen für weibliche Entlassene. Grundsätzlich ist es, glaube ich, vorzuziehen, diese in den Dienst einer Herrschaft zu bringen. Da dies jedoch bei einer Reihe weiblicher Entlassener, besonders bei den der Prostitution verfallnen nicht immer angeht, so bieten die Asyle eine willkommne Hilfe, namentlich auch deswegen, weil sie solche Mädchen, die der Hausarbeit entwöhnt sind oder gar nichts davon verstehn, zum Eintritt in einen Dienst vorbereiten. Arbeiterkolonien, Asyle und Fürsorgevereine sind keine Konkurrenten, sondern Bundesgenossen. Die Vereine sichern sich auch häufig durch einen Geldbeitrag das Recht, Entlassene, denen sie sonst nichts bieten können, dahin zu überweisen.

Immermann erzählt im Münchhausen eine sehr drollige Geschichte von den Ziegen auf dem Helikon, die einen Mistkäfer und eine Schmeißfliege zu anständigen Leuten machen wollten. Das Widersinnige der Geschichte, das, was einem etwa das Recht geben könnte, von Humanitätsdusel zu reden, liegt darin, daß sich die guten Ziegen bemühen, die beiden Geschöpfe aus dem Schmutze herauszuziehen, auf den sie nun einmal die Natur hingewiesen hat, und in dem sie in ihrer Art nützliche Zwecke erfüllen. Bei der Pflege der Entlassenen handelt es sich aber nicht darum, daß Menschen ihrem eigentlichen Lebenszweck entfremdet, sondern daß sie wieder auf das Ziel hingelenkt werden sollen, das die Bestimmung unsterblicher Seelen ist. Wenn etwa die Fürsorgevereine nun unzureichendes leisten, oder gar fehlerhaft verfahren, so sollte man sie anspornen, zurechtweisen, aber ihre reinen und edeln Absichten sollte man wenigstens anerkennen. Orden und Ehrenzeichen, Lob und Anerkennung haben die Männer und Frauen, die einen Teil ihrer Zeit und Kraft für diese Aufgabe opfern, nicht zu erwarten, das, was man eine dank-

Digitized by Google

bare Aufgabe nennt, ist die Fürsorge nun einmal nicht. Wenn sich dennoch Leute aus allen Ständen in den Dienst dieser Sache stellen, so kann man überzeugt sein, es handelt sich nicht um eine Schrulle, sondern um eine ernste Pflicht.

Im Kampf der Meinungen verliert man leicht den Blick ins Große und Weite und klammert sich an allerlei kleine Dinge an. Es möge darum zum Schluß noch einmal der Blick auf den gewitterschweren Hintergrund des Fürsorgewesens hingerichtet werden. Das Verbrechertum schwillt zusehends an, auch die deutsche Jugend ist in steigendem Maße an der Kriminalität des Landes beteiligt. Das fordert jeden, der menschlich, vaterländisch und christlich denkt, auf, sich an der Abwehr des Verbrechertums zu beteiligen und verhüten zu helfen, daß immer mehr von dem gesunden Leben des Volks abbröckelt und verloren geht. Dazu hilft auch die Fürsorge für die entlassenen Strafgefangnen, und sie wird viel helfen, wenn wir nicht schmollend und zweifelsüchtig zur Seite treten, sondern fröhlichen Herzens Hand anlegen, was gut ist stützen, was fehlerhaft ist bessern.

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Neue Folge

14. Das musikalische Kränzchen

Es giebt Zeiten, in denen gewisse Wahrheiten epidemisch werden; sie beherrschen das Menschengemüt, sie werden in Prosa und Poesie ausgesprochen, sie verdichten sich zu Thatsachen. Dies sind die Zeiten, in denen große Dinge, Staaten, Verfassungen, Erfindungen geboren werden. In eine solche Zeit fällt auch die Gründung des musikalischen Kränzchens für Protzkau und Umgegend. Nebenbei möge bemerkt werden, daß Protzkau ein kleines Landstädtchen ist, in dem außer der Apotheke, dem Schwan, der Geistlichkeit und dem Amtsgericht nicht viel los ist. Aber die Umgegend ist wohlhabend. Dort giebt es nicht allein eine Zuckerfabrik, sondern auch die „Schlösser“ derer von Zeschwitz, sowie die „Herrschaft“ des Barons von Kranz und auch mehrere Domänen und sonstige Großgrundbesitze.

Es hat sich nicht feststellen lassen, von wem eigentlich der Vorschlag gemacht worden ist, man solle sich jeden Monat einmal im Schwan zu Protzkau zu einem musikalischen Kränzchen zusammenfinden. Daß es ein musikalisches Kränzchen sein sollte und müßte, stand als selbstverständlich von vornherein fest. Man hätte ja auch so zusammenkommen können, aber das hat doch keine Art. Es muß ein Mittelpunkt da sein, um den man sich gruppiert. Zum Beispiel Musik. Musik ist das bequemste; sie ist am leichtesten zu haben und am billigsten, wenigstens die Musik, die man selbst macht. Dies war die Überzeugung, die in Protzkau und Umgegend latent war. Es bedurfte nur eines glücklichen Augenblicks, in dem sie ausgesprochen wurde, und das Kränzchen entstand. Anders, sagte Herr Gorgaß,

Digitized by Google

als man später über den Gegenstand philosophierte, ist die Reformation und der Befreiungskrieg auch nicht zu stande gekommen.

In dieser Vorbereitungszeit war Frau Professor Meyran mit ihrer Amalie bei Doktors zu Besuch. Frau Professor Meyran war die Witwe eines Gymnasiallehrers und hatte der Billigkeit wegen ihren Witwenstuhl nach Protzkau gesetzt, und Doktors waren — eben Doktors, das heißt, er war immer auf Landpraxis auswärts, und sie regierte das Haus und ihre beiden etwas eingeschüchterten Töchter Marie und Lene, sie war auch im übrigen wegen der Deutlichkeit ihrer Sprechweise etwas gefürchtet.

Haben Sie schon gehört, meine liebe Frau Doktor, sagte Frau Professor Meyran, daß wir die Freude haben werden, in Protzkau ein musikalisches Kränzchen ins Leben treten zu sehen?

Ein musikalisches Kränzchen finde ich entzückend, fügte Fräulein Amalie hinzu.

Die Frau Doktor hatte allerdings davon gehört. Bei Superintendents hatte man davon gesprochen. Und Mariechen wußte aus bester Quelle, daß sich auch Barons beteiligen würden. — So? Das sei ja höchst interessant, sei es aber auch gewiß? — Ja, ganz sicher, denn der Herr Baron habe sein Cello nach B. zur Reparatur geschickt.

Ein Cello ist himmlisch, sagte Fräulein Amalie, einen Menschen, der Cello spielt, finde ich einfach entzückend.

Nehmen Sie mirs nicht übel, Fräulein Amalie, erwiderte die Frau Doktor, aber so einen alten langweiligen Junggesellen, wie den Baron, finde ich noch lange nicht entzückend. Und Sie nimmt er auch gar nicht, darauf können Sie Gift nehmen.

Aber nein! sagte Fräulein Amalie und versuchte zu schmollen.

Am Abend, als der Herr Doktor von seiner Praxis zurückgekehrt war, brachte die Frau Doktor die Rede auf das musikalische Kränzchen. Der Herr Doktor hatte keine rechte Meinung zur Sache. Er war, wenn er aus seinem Doktorwagen heraus war, froh, zu Haus bleiben zu können.

Ach was, sagte die Frau Doktor, natürlich machen wir mit, und das feste! Denkst du denn, daß die Männer für deine Töchter nur so ins Haus geflogen kommen? Und ihr — wandte sie sich an ihre beiden Töchter, ihr seid nicht so schüchtern, sondern thut das Maul auf. Du, Marie, singst deine neuen Lieder, und du, Lene, spielst deinen Walzer von Schoppängen. Und nun fix, die Kleider nachgesehen, daß ihr was ordentliches zum Anziehen habt.

Der Herr Steuerinspektor a. D. Neugebauer und der Herr Kantor Schmehling sind Pomologen — „Boomelogen“ sagt der Volksmund und versteht darunter Leute, von denen über „Böme gelogen“ wird. Ob das auch auf die beiden oben genannten Pomologen zutrifft, mag unerörtert bleiben. Jedenfalls hielten sie beim Wirte in Polkau alle Mittwoch ihre pomologische Konferenz, wobei sie die Besonderheit der verschiednen Obstsorten ausführlich erörterten und sich die Feinheiten der verschiednen Geschmäcke vorschmeckten, denn mitgebracht wurde nichts, darüber war man hinaus. — Sehen Sie, so schloß eines Tages Herr Neugebauer eine längere Rede, das ist meine Grumbkower Butterbirne. Die Frau Amtsrat hat dieselben Butterbirnen, aber sie schmeckten nicht. „Ich weiß doch nicht, warum meine Butterbirnen nicht so schmecken wie Ihre,“ sagte sie zu mir, „Sie haben doch dieselbe Sorte.“ Das will ich Ihnen sagen, Frau Amtsrat, sagte ich, nicht vorm 15. Oktober abnehmen! Aber hernach — was ganz ausgezeichnetes.

In der Thür stand der Herr Wirt, der die Höflichkeit des Wirts mit der Kulanz des Kaufmanns verband, wusch sich die Hände in der Luft und sagte: Mit

Digitized by Google

Verlaub, meine Herren, haben Sie schon gehört, daß in Protzkau ein musikalisches Kränzchen gegründet werden soll. Der Herr Baron von Kranz ist auch mit dabei. Es soll etwas ganz feines werden.

Der Herr Steuerinspektor hatte es noch nicht gehört, aber es interessierte ihn sehr. Von Musik verstand er nichts. Aber es gab, wenn man sich an dem Kränzchen beteiligte, jedenfalls Gelegenheit, mit dem Baron Kranz, der ein ausgezeichnetes Sortiment von französischem und amerikanischem Obste hatte, ins Gespräch zu kommen, was ohne Zweifel lohnender und ehrenvoller war als die Konferenzen mit dem Herrn Kantor. Er beschloß also im stillen, den Herrn Kantor im Stich zu lassen und in Protzkau Anschluß zu suchen.

Bei Amtsrat Peukerts war über die Aussicht auf das musikalische Kränzchen in Protzkau große Freude. Man wohnte etwas entlegen, und um jeden Ball nach B. zu fahren und dort Nachtquartier zu nehmen, war doch sehr umständlich. Und was hatte man sonst auf dem Lande? Lauter alte Herren, denn mit den Verwaltern oder Volontärs konnte man sich doch nicht einlassen. Mit Leutnants und Referendaren würde man auch in Protzkau freilich nicht aufwarten können, und die Aussichten auf ein Tänzchen waren nur schwach, aber es war doch besser als nichts. Man sieht doch einmal Menschen. Und Oberamtmanns aus Schottern kommen jedenfalls auch hin.

Also schön, sagte Papa Peukert. Machen wir! Nehmen wir den großen Landauer.

Du willst auch mit, Papa?

Natürlich.

Aber du sagst doch immer, daß Musik für dich ein unangenehmes Geräusch sei.

Man braucht ja nicht hinzuhören.

Laßt ihn nur, Kinder, sagte die Frau Amtsrat, er wittert irgendwo eine Partie Whist.

Und so war es auch.

Wir würden aber ein falsches Bild von der Gesellschaft zeichnen, die berufen war, das musikalische Kränzchen zu bilden, wenn wir verschweigen, daß es auch leidenschaftliche Musikfreunde in der Gegend gab. In Büdicke wohnten gleich zwei, der Herr Pastor Langbein und Herr Gorgaß, ein reicher Gutsbesitzer, der sein Gut verpachtet hatte und als Rentier lebte. Herr Pastor Langbein spielte gut Klavier — alles hübsch deutlich und darum lieber etwas zu langsam als zu schnell. Er verehrte die klassische Musik, besonders Schubert, und hatte ein großes Mißtrauen gegen alle Musik, die nicht in der Editio Peters zu haben war. Gorgaß musikalische Leistungen waren nicht bedeutend. Er hatte es in seinem Leben über „Lott ist tot“ nicht hinausgebracht. Dagegen schwärmte er für Musik in jeglicher Form, besonders jedoch für weibliche Musik. In jedem seiner Zimmer stand ein Klavier, das freilich nie gespielt worden wäre, wenn es nicht der Herr Pastor ab und zu in Bewegung gesetzt hätte. In den Künstlerkonzerten in B. war er immer zu sehen, wenn etwas besondres los war. Herr Gorgaß stand eigentlich auf der Grenze der bäuerlichen und der „guten“ Gesellschaft; in Anbetracht jedoch seines tadellosen Anzuges und seiner respektvollen Haltung wurde ihm erlaubt, auch in der guten Gesellschaft zu verkehren.

Als es bekannt wurde, was man in Protzkau plane, war der Herr Pastor Feuer und Flamme. Litt er doch schwer darunter, daß seine liebe Frau für seine musikalischen Ideale und besonders für die „himmlischen Längen“ Schuberts so gar kein Verständnis hatte. Sogleich kramte er seinen Notenschrank aus und suchte einen

Digitized by Google

großen Haufen Noten zusammen von Stücken, die sich in Protzkau zum Vorspielen eignen würden. Diese nahm er unter den Arm, um sie Gorgaß vorzulegen und womöglich vorzuspielen, und es würde eine lange musikalische Konferenz geworden sein, wenn nicht die Leichenfrau gleich hinterher gekommen wäre und den Herrn Pastor abgerufen hätte.

Ferner bewiesen großes Interesse für das musikalische Kränzchen die Zeschwitzens, die doch nicht fehlen durften, wo die Kranzens mitmachten, sowie Familien, die Wert darauf legten, mit Baron Kranzens oder mit den Zeschwitzens in gesellschaftliche Beziehungen zu kommen. Willkommen waren auch die Pastoren der Umgegend mit ihren Familien; diese stellten das Bindeglied zwischen den verschiednen Kreisen der Gesellschaft dar. Man war höchst gespannt auf die Einladungen. Denn nicht eingeladen zu sein bedeutete fast soviel wie hinausgeworfen zu sein. Wer hätte sich auch hinterher zum Beitritte melden können, wenn man nicht für gut genug befunden worden war, eingeladen zu werden?

Nachdem alles in engerm Kreise und unter dem Vorsitz des Herrn Baron fertig gemacht war, ritt ein herrschaftlicher Bedienter, denn fein sollte doch die Sache gemacht werden, mit einem Zirkulare von Ort zu Ort und fand überall freudigste Aufnahme. Aber Sensation erregte es, als man erfuhr, wer nicht eingeladen worden war. Nicht eingeladen waren Apothekers, obwohl die Frau Apotheker, eine ungewöhnlich hübsche junge Frau war, die ausgezeichnet sang, geradezu wie eine Künstlerin. Sie soll auch auf der Sternschen Musikschule ihre Ausbildung erfahren haben. Und warum ist sie nicht eingeladen worden? Darüber gingen die Meinungen aus einander. Die einen sagten, man könne doch Barons nicht zumuten, mit Apothekers zu verkehren, und die andern meinten, die Frau Apotheker fänge den Müttern, die singende Töchter hätten, zu gut. Nicht eingeladen wurde der Amtsrichter, was keinen Wunder nahm, da dieser kränklich und halb taub war. Das letzte wäre übrigens in den Augen des Herrn Amtsrat kein Grund gewesen. Nicht eingeladen wurde der Direktor der Zuckerfabrik, natürlich, weil seine Frau eine geborne Goldstein war. Ebenso wenig erhielten die Honoratioren in Protzkau Einladungen, was diese sehr verdroß. Sie beschlossen also ihrerseits das musikalische Kränzchen zu ignorieren, was aber nicht hinderte, daß die Frau Bürgermeister, die „natürlich“ dem Schwan gegenüber wohnte (denn wo hätte der Schwan und das Rathaus anders liegen können, als am Markte) am Tage der ersten musikalischen Zusammenkunft einen großen Kaffee gab. Sie hat von keiner Seite eine Absage erhalten, und es soll ein sehr genußreicher Nachmittag gewesen sein.

Die Sache machte sich auch höchst feierlich. Zuerst kamen ein paar ländliche Familien in hellen Haufen an. Dann erschien Herr Gorgaß mit dem Herrn Pastor Langbein im funkelnagelneuen Break, dann der Herr Amtsrat mit Familie im großen Landauer, dann noch viele andre Wagen, Jagdwagen, Landauer, Pastorenkutschen, elegante und nicht elegante Gefährte, und zuletzt der Herr Baron in der barönlichen Karosse mit einem stolz-langweiligen Kutscher auf dem Bocke und neben ihm das Cello im Futterale. Sogleich stürzte der Wirt nebst Personal aus der Thür, um der alten gnädigen Frau, ihrer Gesellschafterin und dem Herrn Baron beim Aussteigen behilflich zu sein. Hierauf bildete sich eine Art Festzug. Voraus die alte gnädige Frau und die Gesellschafterin, dann der Herr Baron, dann das Cello, dann die Noten, dann die Decken und dann die Fußsäcke. Das war der Höhepunkt dieses Tages.

Wir wollen nicht den ersten Vereinstag schildern. Dieser Tag hatte noch etwas Unfertiges an sich. Wir wollen auch mit schonendem Stillschweigen über

Digitized by Google

die musikalischen Leistungen dieses Tages hinweggehn. Man war sich noch zu fremd, man getraute sich noch nicht heraus.

Und auf so einem elenden Klapperkasten kann meine Lene auch überhaupt gar nicht spielen, sagte die Frau Doktor — Lene war nämlich mit ihrem Walzer von Schoppängen stecken geblieben —, auf einem so miserabeln Kasten zu spielen sollte einem gebildeten Menschen überhaupt nicht zugemutet werden.

In der That, das Klavier, das eine lange Reihe von Tanzkränzchen und Liedertafel-Übungsabenden hinter sich hatte, war sehr heruntergekommen. Wenn es wenigstens ordentlich gestimmt gewesen wäre! Wir geben Bericht von einem spätern Kränzchentage, an dem schon alles in Fluß und Ordnung war.

Herr Pastor Langbein mit seinem großen Notenpakete und Herr Gorgaß waren wie immer die ersten. Um vier Uhr sollte das Kränzchen beginnen. Um fünf Uhr fing man an zu kommen. Der Saal war aufs feinste hergerichtet. Alle Petroleumlampen des Kronleuchters waren angesteckt, nicht bloß eine um die andre, wie bei Bürgervergnügungen gebräuchlich war, die Öfen waren überheizt, und da es geraucht hatte, hatte der aufmerksame Wirt Räucherpulver aufgestreut. Der Flügel war auf die Gefahr, seine altersschwachen Beine zu brechen, konzertmäßig vorgeschoben. Man hatte einen verblichnen Teppich ausgebreitet und Notenpulte aufgestellt, an denen die Sängerinnen hernach mit ihren Kleidern hängen zu bleiben pflegten. Auch ein Nebenzimmer war eingerichtet worden. Hier pflegten die Herren ihre Überzieher aufzuhängen, hier durfte geraucht werden, und hier hatte der Herr Amtsrat seinen Whisttisch aufgeschlagen. Das zuhörende Publikum nahm im Saale in einem großen zwanglosen Halbkreise Platz. Die Mitte war zu einer Art Hofloge eingerichtet. Daselbst wurden Plätze für Frau von Kranz, für Frau von Zeschwitz und andre hervorragende Damen der Gesellschaft aufbewahrt. In dieser Loge hielt Frau von Kranz, die als langjährige Freundin der Prinzessin Thekla am Hofe zu B. verkehrte, selbst eine Art von Hof. Auch die Frau Superintendentin hielt sich für berechtigt, in der Hofloge Platz zu nehmen, einesteils, weil sie das weibliche geistliche Oberhaupt war, andernteils, weil ihr Großvater Silberdiener und ihr Vater geheimer Hofsekretär in B. gewesen war. Dem Hofgebrauche entsprechend dämpfte sie ihre Stimme zu einem diskreten Flüsterton. Die eine Seite des Halbkreises nahm das junge Volk ein, die andre die ältern Herren, sofern sie nicht im Rauchzimmer weilten. An der Herrnecke wurde mit großem Eifer und eben solcher Ausdauer diskutiert — über die Aussichten der Kornpreise, über Ablösungsfragen, Sozial- und andre Politik. Der Herr Superintendent pflegte zu spät zu kommen und sich dann überall mit der Last seiner Arbeit zu entschuldigen. Der Herr Kandidat pflegte am Thürpfosten zu lehnen und zu schweigen, und in der Mitte des Saals pflegten sich die Kenner und Musikfreunde, Herr Gorgaß, Herr Lauter und andre aufzuhalten. Herr Pastor Langbein zog mit seinen Notenbüchern im Hintergrunde umher.

Der Kaffeefrage wurde zunächst ausführliche und gründliche Behandlung zu teil, darauf hieß es: Ach, Fräulein Lene, spielen Sie doch mit Ihrer Schwester Marie etwas. Sie können ja das so schön.

Himmlisch, sagte Fräulein Amalie.

Ach Gott nein, erwiderte Fräulein Lene, wir können nichts, wir getrauen uns nicht, und wir haben auch keine Noten mit.

Ach was, dummes Zeug, sagte die Frau Doktorin, hier wird sich nicht geziert! Spielt doch euern Kalifen, den könnt ihr. Die Noten liegen draußen auf dem Buffet.

Digitized by Google

Dagegen war nun nichts zu machen. Und sogleich stürmte der junge Peukert davon, um die Noten zu holen. Eigentlich wäre das etwas für den Kandidaten gewesen. Ehe dieser jedoch die Lage der Dinge begriffen und einen Entschluß gefaßt hatte, war der Augenblick längst vorüber.

Die beiden Doktortöchter nahmen also die Noten in Empfang, blätterten ewig lange und spielten ihren Kalifen von Bagdad, den sie sich eingeübt hatten, hübsch bequem im Trotteltrabe und mittlerem Forte. Jedesmal wenn umgewandt wurde, machte man eine Pause zum Aufatmen. Um das Klavier stellte sich der Kreis der engern Musikfreunde, Herr Gorgaß, Herr Lauter und andre.

Während dessen kamen noch Teilnehmer des Kränzchens an, die begrüßt werden mußten. Und zuletzt verursachte die Frau Baronin, die — ganz wie Prinzeß Thekla — hereinschwebte, einen großen Aufstand. Alles erhob sich. Es fehlte nicht viel, so hätte es Handküsse gegeben. Die Frau Baronin hielt einen regelregten Cercle ab und war von tadelloser Leutseligkeit — ganz wie Prinzessin Thekla. Endlich setzte man sich. Frau Superintendentin nahm mit holdseligem Flüstern Beschlag von der Frau Baronin; und Frau von Zeschwitz, die gern etwas den Naturburschen spielte, ritt, fuhr, schoß und die Kranz nicht leiden konnte, ging ab, um sich unter die Jugend zu setzen.

Darüber war nun das Quatremains ungehört zu Ende gegangen. Die Frau Doktor warf vergeblich einen Beifall heischenden Blick auf das Auditorium, das nichts gehört hatte. Dagegen geleitete Herr Gorgaß die jungen Mädchen zu ihren Plätzen und erzählte, daß er einmal „die Entführung aus dem Serail“ gesehen habe. Das sei genau dasselbe wie der Kalif, klinge aber etwas anders. Herr Gorgaß hatte nämlich, um sich nützlich zu machen, das Amt des „Bärenführers“ übernommen, wozu seine musikalischen Fähigkeiten ausreichten, und er wurde darin durch Herrn Lauter unterstützt, der, was die andern sagten, durch schöne Zitate bereicherte.

Was nun? Herr Pastor Langbein lauerte mit einer Schubertschen Sonate im Hintergrunde. Aber für den war es noch zu zeitig. Denn man wußte schon, wenn der angefangen hatte, so hörte er sobald nicht wieder auf. Ah! der Herr Baron mit dem Cello. Sogleich wurde das Cello feierlich auf bewußten Teppich getragen und ausgepackt. Aber wo war der Herr Baron? Er war von Herrn Neugebauer eingefangen und in eine verborgne Ecke geschleppt worden, wo sich beide in die Pomologie vertieft hatten.

Ach, Herr Baron, flötete die Frau Superintendentin, würden Sie die große Freundlichkeit haben, uns etwas auf Ihrem herrlichen Instrumente vorzuspielen.

Der Herr Baron winkte Gewährung und fuhr fort: Also die Kanada-Reinette, der Pigeon rouge, die Calville blanche und besonders der gelbe Belle-fleur sind nur für geschützte Lage —

Und guten lehmigen Boden, fügte Herr Neugebauer hinzu.

Jawohl, auch Sand kann der Boden haben, aber keinen Thon —

Herr Baron — Pardon, wenn ich unterbreche, sagte Herr Gorgaß, es ist alles bereit.

„Bereit zur heiligen Handlung,“ zitierte Herr Lauter im Hintergrunde.

Danke, danke, ja gewiß, im Augenblick. Aber der Kaiser Alexander kann schon eher etwas vertragen. Und die englische Spitalreinette kommt überall fort.

Aber vor Wind muß sie geschützt werden, fügte Herr Neugebauer hinzu.

Herr Baron, die Damen lassen herzlich bitten, ob Sie jetzt spielen möchten.

„Jetzt oder nie,“ zitierte Herr Lauter im Hintergrunde.

Der Herr Baron ließ sich erbitten und machte sich an sein Cello, das, wie

Digitized by Google

es bei Musikanten der Brauch ist, mit Umständlichkeit gestimmt wurde. Aber wer sollte den Klavierpart übernehmen? Am liebsten spielte er mit der Gesellschafterin, die seine Art schon kannte und nachzugeben verstand, wenn der Herr Baron einen halben Takt unter den Tisch warf. Aber die Gesellschafterin hatte Migräne und war nicht mitgekommen. Das gab wieder eine lange Unterhandlung. Niemand getraute sich heran. Endlich zog man den Herrn Pastor Langbein herzu, der sich auch sträubte, weil er eigentlich moderne Sachen überhaupt nicht spiele.

Ach, Sie werden es schon spielen können, sagte man, es ist ja fast zu leicht.

„Gewogen, gewogen, zu leicht erfunden," sagte dumpf Herr Lauter.

Man spielte, und es ging auch, wenigstens kam man immer wieder zusammen, wenn man auseinander gekommen war. Im Anfang hörte die Gesellschaft mit gespannter Aufmerksamkeit zu, aber die lamentabeln Töne des Cello, die der Spieler auch mit dem nötigern Zittern versah, waren zu verführerisch und forderten förmlich dazu auf, etwas dazu zu sagen. Und so kam die Unterhaltung wieder in Gang. Der Wahrheit die Ehre, die lautesten waren die Herren am linken Flügel, die ein sozialpolitisches Thema vorhatten. Aber die Musik war sehr schön gewesen, man applaudierte lebhaft und bat dringend um eine Zugabe.

Etwas von Beethoven, sagte Herr Pastor Langbein.

Ach ja, Beethoven, meinte Fräulein Amalie. Beethoven ist entzückend. Die schönen Augen und die wilden Künstlerhaare, himmlisch!

Spielen Sie den „Husarenritt," Fräulein Amalie? fragte die Lene.

Nein, aber ich finde die Husaren reizend. Bei uns in C. standen blaue Husaren. Diese Uniform! — entzückend! Nein sie sind zu nett. Finden Sie nicht auch, Fräulein Rosa?

Fräulein Rosa ist die Tochter des Amtsrats und ein Goldfisch. Sie hat schon mit manchem Husarenleutnant getanzt und schon manchen Korb ausgeteilt und findet an ihnen nichts besondres zu loben.

Aber nein! Warum denn nicht?

Sie heiraten ja doch nur nach Geld, und sie sind mir auch zu unsolide.

Wieso unsolide? Ist nach Geld heiraten unsolide?

Amalie, Sie sind ein Bähschäfchen, sagte die Frau Doktor. Aber wer spielt denn nun mit der Lene den Husarenritt? Herr Kandidat, kommen Sie doch einmal herüber. Lene, rücke zu. Sie spielen doch auch Klavier. Sie müssen mit der Lene den Husarenritt spielen.

Der Herr Kandidat machte erschrocken Einwendungen, aber es half nichts. Er und die Lene mußten ans Klavier. Aber sie kamen nicht über die erste Seite hinaus. Wiewohl die Lene nur einen sehr milden Galopp eingeschlagen hatte, so kam doch der Herr Kandidat bei den vielen Noten nicht mit.

Na, es schadet nichts, sagte die Frau Doktor, es wird schon gehn lernen. Sie müssen nur mit der Lene üben. Besuchen Sie uns doch des Abends, wir sind immer zu Haus. Damit sah sie sich selbstbewußt im Kreise um, als wollte sie sagen, seht ihr, so wirds gemacht.

Jetzt kamen ein paar junge Dämchen daran, die ein paar Liederchen sangen. Die zugehörigen Mütter waren gerührt, aber die Neidhammel, und denen nichts gut genug war, flüsterten sich zu: Wenn man nicht mehr könne, sollte man lieber still sein und nicht andern in den Weg treten.

Darauf kam die wirkliche Kunst zum Durchbruch. Ein Fräulein Koch, das bei Peukerts zu Besuch war, spielte Mozarts Phantasiesonate: großartig und mit Verständnis. Alles anders, wie es da stand oder wie es ein harmloses Menschlein

Digitized by Google

gespielt haben würde; sie spielte mit Betonungen und Ausdruck, nun laut und nun leise, ganz so, wie sie es Takt für Takt bei ihrem Klavierlehrer in B. (die Stunde zu drei Mark) gelernt hatte. Herr Gorgaß war ganz weg. Nein, mein Fräulein, sagte er, Sie spielen gottvoll, großartig! Wie Sie so in die Tasten hineingreifen —

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben," zitierte Herr Lauter.

Das Fräulein war hochbeglückt.

Jetzt bemächtigte sich Frau von Zeschwitz des Klaviers. Ach, Frau von Zeschwitz, bitte, bitte, das Frühlingslied von Gounod, bat man.

Ach ja, das Frühlingslied, sagte Fräulein Amalie, Frühlingslieder liebe ich gräßlich.

Frau von Zeschwitz räusperte sich und meinte, es sei ihr nicht besonders frühlingsmäßig zu Mute, sie habe einen greulichen Katarrh und habe sich auch gestern die Hand beim Fahren vergriffen. Sie wollte aber einmal sehen. Begleitung lehnte sie ab, sie könne nur singen, wenn sie selbst spiele. Und das hatte auch seine Gründe, denn sie band sich weder an Takt noch Tempo. Sie begann ihren Vortrag, indem sie über die Tasten etwas hinwischte, was die Gounodsche Begleitung markieren sollte, und dann legte sie los, mit einer Riesenstimme und einem Schwunge, der zwei dramatischen Sängerinnen Ehre gemacht hätte, denn für eine wars zu viel.

Darauf gab sie noch ihre zwei andern Lieder zum besten: „Lehn deine Wang an meine Wang" und „Ich grolle nicht" und erntete großen Beifall. Denn die Stärke einer Stimme kann jeder beurteilen, darin irrt man sich nie. Großartig! Diese Stimme! Nein, einzig!

Pastor Langbein befand sich mit seinem Notenbuche noch immer im Hintergrunde. Jetzt strebte er aber ernsthaft dem Klaviere zu. Ehe er es jedoch erreicht hatte, erhob sich ein froher Tumult unter der Jugend. Das ist ja reizend, entzückend, himmlisch! Nein, daß Sie auch spielen, Fräulein Rosa!

Aber Kinder, ich kann ja nichts.

O doch, Sie spielen Akkordzither, und Ihr Herr Bruder spielt Okarina. Bitte! bitte!

Der Herr Pastor mußte mit seinem Schubert zurücktreten, und es gab wieder einen großen Umstand, ehe ein Tisch gestellt und die Instrumente geholt und gestimmt waren. Und darauf spielte man: „Mein Herz ist wie ein Bienenhaus" und andre schöne und neue Dinge. Der Erfolg war ein durchschlagender, das junge Volk war außer sich vor Vergnügen. Schon dachte man daran, die Tische zusammenzurücken, aber es kam nicht dazu. Der Herr Pastor erreichte endlich seinen Stuhl und seinen Zweck und trug seine lange Schubertsche Sonate mit allen ihren himmlischen Längen vor.

Man bezahlte den Kellner, man brach auf, man hielt mehrere Abschiedsständer, Pastor Langbein war immer noch nicht fertig. Auch der engere Kreis der Zuhörer verlief sich, selbst Herr Gorgaß bestellte das Anspannen. Da aber wartende Pferde keinen Spaß verstehn, so kam der Herr Pastor zum Schluß und fuhr mit Herrn Gorgaß davon.

„Und Roß und Reiter sah man niemals wieder," deklamierte Herr Lauter hinter den Abfahrenden her.

Es war sehr schön gewesen, man war allerseits hochbefriedigt. Und die Frau Doktor sagte zu ihren Mädchen: Seht ihrs denn ein, daß ihr eine Mutter habt, für die ihr dem lieben Gott auf den Knieen danken müßtet?

Digitized by Google

Die Protzkauer Kreise, die dem musikalischen Kränzchen nicht wohl gesinnt waren, sprachen die Vermutung aus, daß es sich binnen kurzem wieder auflösen werde. Das geschah aber nicht, wenn auch der Besuch kein so reger blieb wie im Anfange. Ja, es erlebte die Zeit eines neuen Aufschwunges. Dies bewirkte der neue Amtsrichter, der nach Protzkau kam. Man erwäge aber auch, was das sagt, ein Amtsrichter, unverheiratet, jung, stattlich und mit Hiebnarben auf der Backe. Und dieser Amtsrichter meldete sich ohne weiteres zum Kränzchen an und wurde mit offnen Armen aufgenommen. Und hinterher kam auch noch heraus, daß er musikalisch sei, hochmusikalisch!

Das ist ja rein unglaublich, sagte die Frau Professor.

„Unglaublich, aber wahr," fügte Herr Lauter hinzu.

Ach was, sagte die Frau Doktor, erst abwarten! Ich wenigstens habe noch keinen Rechtsverdreher gefunden, der was gescheites gekonnt hätte. Na ja, mit dem Munde verstehn sie alles, auch Musik. Wenn sie jung sind, tapezieren sie die Wände, und wenn sie alt sind, gehen sie mit Frau und Tochter ins Konzert auf den ersten Platz und reden klug, aber das ist auch alles. Mir machen sie nichts vor, ich weiß das.

Die Frau Doktor war offenbar gegen den Herrn Amtsrichter in etwas gereizter Stimmung, und zwar mit Recht, denn er hatte bei Doktors noch immer keinen Besuch gemacht.

Aber der Herr Amtsrichter konnte wirklich etwas. Er spielte nicht allein meisterhaft Klavier, er hatte auch eine schöne Stimme und war ein wirklich musikalischer Mensch. Hier in diesem Protzkau, wo er sich wie verbannt vorkam, wenigstens ein musikalisches Kränzchen zu finden, gewährte ihm einigen Trost. Als er das erstemal im Kränzchen erschien, wurde er mit großer Zuvorkommenheit empfangen. Das junge Volk war vollzählig erschienen, und die zugehörigen Mütter stimmten die höchsten Töne der Liebenswürdigkeit an. Als er aber zu spielen anfing, herrschte große Aufmerksamkeit, und alles schaute gespannt auf seine Hände — ob dort wohl ein Ring zu sehen sei. Es war keiner zu sehen. Der Applaus entsprach dieser Thatsache. Als er aber gar zu singen anfing und „Wenn zwei sich nur gut sind" vortrug, da war es nicht bloß Fräulein Amalie, die das entzückend fand.

Mit dem Herrn Amtsrichter war also das Kränzchen sehr zufrieden, nicht so der Herr Amtsrichter mit dem Kränzchen. Diese Art, Musik zu machen, schien ihm denn doch etwas zu harmlos zu sein. Und dann, daß man so ungeniert während des Musizierens schwatzte, das verdroß ihn. Es war doch keine Biermusik, die man machte. Er brachte denn auch bei Gelegenheit diese Dinge zur Sprache, fand aber keine rechte Gegenliebe für seine Wünsche. Die jungen Mädchen überwanden sich und schwiegen, wenigstens solange, als der Herr Amtsrichter spielte. Ja sie suchten sogar die ältern Damen, die ihr Kaffeegespräch aller Mahnung zum Trotze fortsetzten, durch mißbilligende Blicke zu beeinflussen, aber nur mit mäßigem Erfolge. Weniger Rücksicht nahmen die Herren im Saale und die Herren im Rauchzimmer gar keine. Dazu hatte der Herr Amtsrat die schlechte Gewohnheit, beim Whist gewaltig auf den Tisch zu pauken, wenn er die Force in der Hand hatte. Das gab denn zur Musik die Paukenbegleitung, aber im falschen Rhythmus. Die Thür zuzuschließen war nicht durchführbar, da fortwährend aus- und eingegangen wurde. Also blieb nichts andres übrig, als die Frage aufzuwerfen, ob man nicht im Kränzchen auf das Kartenspiel verzichten wolle. Damit waren die Herren Pastoren, denen das Kartenspielen von Anfang an sehr zuwider gewesen war, sehr

Digitized by Google

einverstanden. Man brachte die Sache in einer Vorstandssitzung zur Sprache, und man beschloß, Herrn Amtsrat die Bitte auszusprechen, auf seinen Whist zu verzichten.

So, sagte der, das ist ja recht nett. Da soll ich mich wohl hinsetzen und euerm Geklimper zuhören? Sagt nur euerm Vorstande, wenn ich meinen Whist nicht haben könnte, so dankte ich für das übrige. — Und er blieb weg, und der große Landauer war von da an nur schwierig zu haben.

Der Herr Amtsrichter fand, daß es nötig sei, den Wert der musikalischen Leistungen zu erhöhen. Immer wieder die paar Liederchen oder eine geniale Leistung von Frau von Zeschwitz, das wurde doch langweilig. Warum man nicht versuche, ein Quartett zusammen zu bringen? Dieser Gedanke fand bei den jungen Damen begeisterte Zustimmung. Alles drängte heran. Es war schwierig, den Sopran vom Alt zu scheiden. Herr Gorgaß, Herr Lauter, der Herr Kandidat und einige andre wurden in den Tenor und Baß gesteckt. Noten waren da. Zu Anfang etwas leichtes: Mendelssohns „Entflieh mit mir und sei mein Weib." Der Herr Amtsrichter dirigierte. — Also bitte, jetzt. H E Gis E, Vier! Fünf! Entflieh mit mir .... Ach du lieber Gott, auch die Solosängerinnen hatten vorbei gesungen, und Fräulein Amalie, die sich, in Entzücken schwimmend, in die erste Reihe gepflanzt hatte, war gar nicht hineingekommen. — So ging das also nicht. Man mußte die Stücke einüben, und man beschloß, die Übung eine Stunde vor Beginn des Kränzchens zu beginnen. — Aber bitte, meine Damen, sagte der Herr Amtsrichter, pünktlich. — Jawohl, jawohl. — Die Damen kamen auch leidlich pünktlich, aber die Herren so unpünktlich, daß nichts aus der Übung wurde.

Der Herr Amtsrichter ließ den Chorgesang fallen. Die musikalischen Kräfte überschauend fand er, daß mit den vorhandnen, außer mit Herrn Pastor Langbein, wenig anzufangen war. Wenn aus dem musikalischen Kränzchen etwas werden sollte, so mußten neue musikalische Kräfte herangezogen werden. Sollte es nicht solche Kräfte in der Gegend geben? Ah, die Frau Apotheker!

Sagen Sie mal, meine Herren, sagte der Herr Amtsrichter, warum ist eigentlich die Frau Apotheker dem Vereine nicht beigetreten? Es ist doch eine musikalische Kraft ersten Ranges.

Verlegnes Schweigen.

„Schweigend in der Abenddämmrung Schleier ruht die Flur," deklamierte Herr Lauter im Hintergrunde.

In allem Ernst, meine Herren, fuhr der Herr Amtsrichter fort, hat man etwas gegen die Dame? Liegt etwas vor? Wird sie nicht gern gesehen?

O nein, o nein, durchaus nicht. — Man konnte doch nicht sagen, daß man einen Apotheker nicht für hoffähig halte, und daß man die Frau Apotheker nicht eingeladen habe, um zu verhüten, daß die Leistungen der verehrten Töchter in den Schatten gedrängt würden. Der Herr Amtsrichter übernahm es, die Sache zu arrangieren. Das geschah, und am nächsten Kränzchentage erschien die Frau Apotheker, einfach aber nett angezogen, unbefangen, liebenswürdig und gar nicht kleinstädtisch. Sie stammte ja auch nicht aus Protzkau. Frau Baronin war unnahbar, und die übrigen Damen verhielten sich kühl und zurückhaltend, sodaß Frau Apotheker vereinsamt gewesen wäre, wenn sich nicht schnell ein Kreis von Herren um sie gesammelt hätte. Darauf sang sie, ohne sich zu zieren oder etwas vorstellen wollend, von dem Herrn Amtsrichter meisterhaft begleitet, ausgezeichnet. Sie hätte ohne weiteres als Konzertsängerin auftreten können. Man nahm die Leistung mit einiger Verlegenheit entgegen. Der Beifall der Damen war matt, der der Herren desto herzlicher und lauter. Man wird ihnen wohl hinterher klar gemacht haben,

Digitized by Google

daß es gestattet sei, sein Wohlgefallen zu äußern, wenn sich die Damen der guten Gesellschaft produzieren, aber nicht bei dieser Frau Apotheker, die nicht gesellschaftsfähig sei, und deren Vergangenheit niemand kenne.

Auch das Klavier mißfiel dem Herrn Amtsrichter. Man müsse durchaus für ein besseres sorgen, auf diesem alten Kasten breche man ja die Finger. Es war richtig, das Klavier war heillos, und Stimmung hielt es auch nicht. Es wurde vorgeschlagen, Herr Gorgaß, der ein halbes Dutzend Klaviere besitze, könne ja eins dem Kränzchen borgen. Aber davon wollte Herr Gorgaß nichts hören. Er versicherte unter höflichstem Hackenzusammenschlagen, daß er zu allen Diensten bereit sei, aber seine kostbaren Instrumente weggeben —

„Ja, Bauer, das ist etwas andres," zitierte Herr Lauter, worauf Herr Gorgaß böse wurde und sagte, er verbitte sich anzügliche Redensarten. Worauf Herr Lauter, der sich nichts schlimmes gedacht hatte, erschrak und verstummte. Später hat er immer vorsichtig um sich geschaut, ob nicht Herr Gorgaß in Hörweite sei, ehe er sich wieder ein Zitat leistete.

Mit Herrn Pastor Langbein hatte sich der Herr Amtsrichter bald befreundet, und es kam ein ganz erfreuliches vierhändiges Spiel zu stande. Aber mit dem Herrn Baron hatte es seine Schwierigkeiten. Der Herr Baron redete zwar über Musik sehr klug, kannte auch alle berühmten Celli aller berühmten Cellisten, aber er war nicht in Takt zu bringen und nahm es übel, wenn er an seine Pflicht erinnert wurde, nicht bloß seine eignen Wege zu wandeln.

Der nächste Kränzchentag war wieder schwächer besucht als der vorige. Mehrere der ältern Damen fehlten. Auch die Frau Baronin. Sie soll gesagt haben, die Gesellschaft in Protzkau werde ihr jetzt zu gemischt. Auch die Frau Doktor erklärte von vornherein, daß sie daran denke, auszutreten. Sie habe jetzt, seit der Herr Kandidat abends zum Musizieren komme, genug Musik im Hause. — Und daß ihrs nur wißt, fuhr sie fort, der Herr Amtsrichter ist verlobt mit einer Fabrikantentochter aus Elberfeld — schon seit einem halben Jahre.

O pfui! sagte Fräulein Amalie.

Aber man habe doch keinen Verlobungsring gesehen. — O doch, das alte Ding, das er trage, sei der Verlobungsring, ein altes Erbstück, das schon seine Urgroßmutter getragen habe.

Wie gräßlich!

Na, gräßlich ist es gerade nicht, Fräulein Amalie.

Ich hasse Erbstücke.

Machen Sie sich doch nicht! Wenn Sie nur solch ein Erbstück am Finger hätten!

Darauf hielt die Frau Doktor dem Herrn Kandidaten einen Vortrag über die Erziehung der Töchter. Die Frau Professor Meyran sei eine herzensgute Frau, aber ganz erschrecklich schwache Mutter. Was sie an ihrer Amalie zusammenerzogen habe, sei haarsträubend. Diese Amalie könne auf der ganzen Welt nichts weiter, als zu allem ihren dummen Schnack machen; aber zufassen gebe es nicht. Sie habe es mit ihren Töchtern anders gehalten, die wären wohl erzogen, arbeitsam, geschickt, anspruchslos. Und die Lene könne man unbesehens nehmen, mit der sei kein Mann betrogen. Man kann sich denken, daß, als es bekannt wurde, der Herr Amtsrichter sei verlobt, der Eifer für die Musik bei vielen erkaltete.

Der Herr Amtsrichter hatte von alledem keine Ahnung. Er hatte sich zur Aufgabe gemacht, die musikalischen Leistungen des Kränzchens zu heben und setzte es durch — andre sagten, er habe einigermaßen eigenmächtig gehandelt —, daß ein Pianino gemietet und im Saale aufgestellt wurde. Nun aber fehlte noch ein

Digitized by Google

Geiger, um wenigstens ein Trio besetzen zu können. Man dachte an den ersten Geiger der Stadtkapelle. Man giebt ihm jedesmal drei Mark, so kommt er mit Vergnügen. Er thuts auch mit zwei Mark. Dies wurde denn auch versucht, aber es ging nicht. Der Herr „Kapellmeister" kratzte auf seinem schauerlichen Instrumente herum, daß es erbärmlich war anzuhören. War denn niemand in der ganzen Gegend, der einigermaßen Geige streichen konnte? Ei freilich, der Herr Zuckerfabrikdirektor spielte sehr hübsch Violine und hatte kaum eine halbe Stunde bis Protzkau. Warum beteiligt sich denn der nicht am Kränzchen. — Er ist nicht eingeladen worden. — Aber warum denn nicht? — Seine Frau ist eine geborne — Goldstein, wurde unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt. — Aber ich bitte Sie, erwiderte der Herr Amtsrichter, über solche Vorurteile sollte man doch hinweg sein. Nein, meine Herren, lassen Sie uns ruhig den Direktor auffordern. Wir wollen doch Musik hören, was kommt es auf den an, der sie macht. Und wenn wir solche Kräfte ungenützt lassen, kann aus unserm Kränzchen niemals etwas ordentliches werden. — Die Herren hatten doch ihre Bedenken, aber sie kamen gegen den Herrn Amtsrichter nicht auf. Dieser setzte es durch — einige behaupteten, daß er eigenmächtig gehandelt habe —, daß der Herr Direktor eingeladen werde. Der Herr Direktor kam auch, und zwar zunächst allein. Jetzt fehlte der Herr Baron. Als man aber zum darauffolgenden Kränzchen ein hervorragendes Programm zusammengebracht hatte, Beethovens Kreutzersonate, Schumanns Frauenlieb und -Leben, Mendelssohns Sommernachtstraum und andre schöne Sachen, und als die Frau Direktor, geborne Goldstein, mit ihren Fräulein Schwestern Sally, Fanny und Sarah in bunter Seide ankamen, war außer den Mitwirkenden und ihren Angehörigen, sowie den Herren Gorgaß und Lauter niemand da.

Auch gut, sagte der Herr Amtsrichter. Kommen Sie, meine Herrschaften, jetzt machen wir Musik unter uns, dabei kommen wir besser auf unsre Rechnung.

„Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt, fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen," sagte Herr Lauter und zog in tragischer Haltung hinter der abziehenden Musikantengesellschaft her.

Das war das Ende des Kränzchens.

Der goldne Engel

Erzählung von Luise Glaß

(Fortsetzung)

10

Am Ostermontag ging es lebhaft zu im alten Kegelschub hüben und drüben. Im goldnen Engel war Polterabend, in der Schmiede feierten sie das älteste der fünf Räder. Der Franz war eingesegnet worden und sollte morgen auf ein Jahr fort in fremde Lehre. Ein Schmied mußte natürlich draus werden, aber Vaters Hand ist zu hart oder zu weich, die ersten Hörner müssen anderswo herunter. Da gabs Abschiedsfest mit ein paar Gästen, und „Ackermanns Line" kochte für die halbwüchsigen Herrchen.

Digitized by Google

Außerdem ging Fräulein Flörke zum erstenmal zu Tanze. Man muß nun dran denken, hatte die Mutter gesagt und damit jedes Widerstreben der Tochter in Grund und Boden geredet.

Nett sah aus wie Kraft und Jugend selber, keiner dachte bei ihrem Anblick daran, ob sie reich oder schlicht gekleidet sei, und Karl stand oben an der Brüstung und sah unverwandt auf das Mädchen hinab, das, auf die Mutter wartend, zwischen zwei Schmiedebuben im Hof stand.

Line sah den Bruder von Ackermanns Küche aus auf dem Beobachtungsposten und lief, von einer plötzlichen Hoffnung berührt, hinauf.

Karl, sagte sie atemlos, aber nicht vom Laufen, geh mit zu Tanze!

Mir wäre wie tanzen.

Sieh zu, wenn du dich nicht drehen magst.

Das nun schon gar nicht! Laß mich in Frieden.

Sie wollte weiter drängen, aber da kam Mutter Flörke angerauscht im höchsten Staat, und die beiden Frauen gingen, nach allen Hoffenstern grüßend, zum Hause hinaus.

Zu spät. Nachlaufen würde er ihnen sicher nicht, es war ihm eben mit nichts Vernünftigem beizukommen. Auch Line ging verstimmt wieder in die Küche hinab.

Nur Karl und Professor Kilburg schauten noch nach dem Fleck, wo Nett gestanden hatte. Dann hob Kilburg den Kopf, nickte Karl freundlich zu und sagte:

Wenn die Mädchen tanzen gehn,
Wollen bald sie Männer haben,
Die im Herzensfrühling stehn,
Augen nach des Sommers Gaben.

Karl sah verwirrt hinüber nach dem knarrenden Fenster. War er so leicht zu durchschauen, oder brachte der alte Herr nur eine allgemeine Weisheit an, die ihm die schöne Jugend da unten in Erinnerung gebracht hatte?

Die Frage quälte den jungen Luftschiffer den ganzen Nachmittag, aber unterkriegen lassen wollte er sich nicht, im Gegenteil, nun gabs einen guten Kampf, denn der Feind war erkannt. Jetzt wußte er, was ihn auf den Versuchergedanken gebracht hatte, er werde den goldnen Engel nie flügge bekommen: die Liebe zu Nett wars gewesen, die ihn frei haben wollte und untreu gegen seine Pflichten. Nichts da! jetzt war der Verstand wieder obenauf.

Kurz entschlossen trug er das Azaleenbäumchen, an dem die letzten Blüten standen, in die Werkstatt hinüber, die jetzt nicht viel mehr war als Durchgang, und begab sich wieder an seine „Feierabendarbeit."

Die Haspen und Reifen waren nicht mehr tot, Kobolde waren sie, die ihn in die Irre lockten, und mit heißem Kopfe quälte er sich durch eine endlose Frühlingsnacht dem Morgen entgegen.

Line rief zum Abendbrot, er kam nicht; die Schmiedegäste lachten im Hofe, aus der Apotheke klang Polterabendlärm herüber, der alte Professor versuchte sich auf Ackermanns Flöte, Leierkasten und Harmonika sangen hinter der Stadtmauer dem ersten warmen Abend ihr Loblied, Karl blieb in seiner Höhle.

Um die zehnte Stunde kamen Flörkes zurück, die Mutter erzählte laut und stolz von den Erfolgen der Tochter, Karl deckte die Hände über die Ohren und starrte auf den widerspenstigen Reifen: du mußt, du mußt!

Die Reden verklangen — die feiertagsmüden Leute gingen schlafen, auch Jenny

Digitized by Google

Nothnagel träumte ihrem Hochzeitstag entgegen, Karl saß unter seiner Lampe und genoß die Stille.

Ein kurzer Friede. Begann da nicht schon das Schwatzen der Stare? Zirpten da nicht die Finken, noch halb im Traum? Freilich, und jetzt lärmte gar Langschläfer Spatz, als gehöre ihm die Welt allein.

Schon Morgen? Schon die Sonne?

Mit schwankenden Knieen trat Karl ans Fenster. Ein neuer Tag zu neuer Pein war der einzige Gedanke, der ihm kam, immer wieder dieselben Worte im mechanischen Rhythmus kreisender Räder. Schwindlig wurde ihm davon; er versuchte der Qual zu entlaufen, ging ins Schlafzimmer und legte sich in den Kleidern aufs Bett. Aber er konnte nicht schlafen, im Hofe lachten und schwatzten die Buben, Franz nahm reihum Abschied, Kilburg und die Flörke redeten drein.

Karl sah sich selber, wie er damals Abschied genommen hatte, um sein eignes Leben zu beginnen. Lebte ers denn? Verstand ers nicht immer noch allzuschlecht? Wars ihm nicht wieder aus den Händen geglitten?

Von seinen letzten Bildern hatte Meister Wendelin ihm zwei beanstandet, das verschuldete auch einzig der goldne Engel: das Fremde gelang ihm nicht, und das Eigne verlernte er.

Unten verhallte der Lärm, Frau Flörke rief noch: Häng das bischen Zeug auf den Gang, damit der Hof feiertägig bleibt! Dann wurde es still.

Und nun sang Nett; erst wars irgend ein Trällern, bald aber wurde das Tambourliedchen daraus. Das liebe alte Ding.

Bin der kleine Tambour Veit,
Meine Trommel kann ich rühren —

Karl sah Nett als halbwüchsiges Ding, Ackermanns Jüngsten, an dem die Mutter gestorben war, auf dem Arm durch den Hof wandern: hin und her, her und hin, unermüdlich, bis der Bub die Thränen vergaß, die ihm schon dicht unter den Augen saßen.

Und die Grenadiere führen
Zur Parade wie zum Streit.

Wie lange hatte Karl das nur in Augenblicken traumhafter Erinnerung gehört, wie lange hatte Nett das nicht gesungen! Wenn einer der Buben sie nach ihrer Einsegnung um das Liedchen plagte, antwortete sie so feierlich, daß alle fünf Räder es für Ernst nahmen: Erwachsene Mädchen singen keine Soldatenlieder.

Und heute erklang es wieder und weckte alle Stimmungen, die je im Takte dieses Liedes lebendig gewesen waren. Altmodisch und traulich klangs. Zuerst ein frischer Marsch hinein ins Leben: Märzwind und Aprilneckerei; dann lösten sich die Fliederblütengefühle los: weich und leise wiegte die Melodie die Worte des alten Liedes. So schmeichelnd hatte Nett sonst nicht gesungen.

Ruhet ihr in weichem Flaume,
Ist die Stadt noch stumm und leer,
Schlag ich schon im stillen Raume
Die Reveille rund umher:
Dirum dirum drum, drum, drum, drum.
Liebchen denket mein im Traume,
Dirum dirum drum —

Näher und näher kam der Gesang, Karl meinte Nett zu sehen, wie sie die Leine entlang ihre Wäschestücke auf den Gang hängte, da brach das Lied mitten in der Zeile mit einem leisen Wehruf ab.

Digitized by Google

Heiß stieg ihm das Blut ins Gesicht, er wußte ganz genau, weshalb Nett jetzt erschrak, sie stand vor der verbannten Azalee, und hastig sprang er auf, um ihr zu sagen, daß —

Aber seine Glieder waren schwer und sein Kopf heiß und wirr, langsam nur kam er mit den Dingen seiner Umgebung zurecht, und ehe er sich Stirn und Nacken mit kaltem Wasser erfrischt, ehe er seine Kleider abgebürstet hatte, saß Nett längst wieder unten an ihrem Fenster bei der Arbeit.

Ja, was hatte er ihr denn auch sagen wollen? Er stand auf dem leeren Gange, betrachtete die Azalee, die aus diesem Fenster gerade so freundlich herausschaute, wie vorher aus dem andern, und wußte kein Wort. Gut, daß Nett nicht mehr da war.

Nachdem er lange genug geschaut hatte, ohne klüger zu werden, ging er in die Küche zum Kaffee. Während er dort stumm und maschinenmäßig trank, hantierte Line am Herd und beobachtete ihn verstohlen.

Wahrhaftig, er sah schlimmer aus, als der Vater jemals ausgesehen hatte. Das Herz that ihr weh. Aber sie seufzte schon nicht mehr, nur schaffen, atemlos schaffen, damit die stumpfe Ergebenheit nicht wieder zu lebendiger Pein aufwachen konnte.

Sie wartete sein Fertigwerden gar nicht ab, sondern ging hinüber ins Vorderzimmer. Karl hörte sie mit den Mädchen reden, denen sie keinen dritten Feiertag gewährte, hörte sie anstellen, loben, tadeln — ganz fremd kam ihm die Schwester vor. Gingen sie sich überhaupt etwas an? Hing er noch mit irgend einem Menschen lebendig zusammen? Rings um sich her meinte er nur Schrauben und Räder zu sehen und schwankende Gassäcke, die ihm den Weg ins Leben verbauten.

Endlich stand er auf, obgleich die Tasse noch voll war, und ging an seine Arbeit. Er sah sich die zurückgekommnen Bilder an. Meister Wendelin hatte tausendmal Recht: platt war das eine, gequält das andre. Er zog einen dicken Strich darüber hin, von Ecke zu Ecke, aber etwas besseres fiel ihm nicht ein. Nach einer Viertelstunde starrte er immer noch auf die durchstrichnen Blätter und merkte gar nicht, daß seine Gedanken irgendwo in der Luft waren, und in einem ganz bestimmten Rhythmus von Wolke zu Wolke getragen wurden:

Liebchen denket mein im Traume.

Erst als dieser Rhythmus sich zu Worten verdichtete, wachte er wieder auf, strich sich ein paar mal über die schmerzende Stirn und ging dann hinüber an das Blumenfenster, um sich dort die Notbehelfsarbeit für den heutigen Tag zu holen.

Er hatte eine Verlobungsanzeige zu schreiben, und wie er mit seinem Stichel darüber saß, sah er ganz deutlich Netts Namen und seinen eignen auf dem Steine stehn, so deutlich, daß er sich zweimal verschrieb und von neuem beginnen mußte.

Als endlich die richtigen Verlobten dastanden, und der erste Probedruck geraten war, atmete er tief auf.

„Nanette Flörke und Karl Städel," das mußte er so bald als möglich neben einander lesen, das war ihnen von Anbeginn so bestimmt, und alle Pein, alles Mißraten kam einzig von dem unnützen Zögern.

Er trat vor den Azaleenbaum und strich vorsichtig zärtlich über die letzten Blüten. Die letzten ja, aber es gab ihrer doch noch, es war noch Zeit. Nett, sagte er leise und wiederholte die Bewegung, liebe Nett.

Dabei sah er künftige Tage, oder versuchte sie zu sehen, denn die Bilder wurden nicht klar. Immer verschwammen zwei sich widerstrebende in einander zu einem undeutlichen Grau. Mochte er sich eben mit Nett zusammen sehen in der

Digitized by Google

Bohnenlaube, oder beim traulichen Lampenschein, in Feierabendgeplauder oder in gemeinsamem Fleiß, gleich darauf schob sich die Hexenküche mit allen ihren Maschinen und ihrem Staub über das Bildchen, oder ein mächtiges Luftschiff schwebte verdüsternd über Lampenlicht und Sonnenschein.

Und endlich begriff er mit hellen, wachen Gedanken, daß der goldne Engel Mutter und Schwester und ihn unglücklich gemacht hatte, und daß er Nett nicht in dieselbe Gefahr bringen durfte.

Entweder — oder.

Wenn sich die beiden im Leben nur so leicht geschieden hätten, wie in der Sprache.

Entweder — oder.

Karl Städel ging zu seiner Handpresse zurück und begann zu drucken. Blatt um Blatt empfahlen sich die Verlobten den guten Wünschen ihrer Freunde. Karl sah nicht mehr seinen eignen und Netts Namen auf den Blättern, er war schon viel weiter: sie stand als sein Weib mitten in seinem Leben und wehrte sich gegen den Schatten, der Linens kräftigen Händen allezeit zu mächtig gewesen war, arme Nett. Nicht doch, er wollte ihr ja in diesem Kampfe helfen, er wollte ja die Schatten verscheuchen, ehe er sie sich herauf holte. Damit strich er freilich des Vaters ganzes Leben aus und that vielleicht noch überdem ein Unrecht an der Menschheit.

Die Menschheit? Wenn die ihm nur etwas weniges mehr als ein leeres Wort gewesen wäre! Keinen Hauch schneller schlug sein Puls, wenn er an die Menschheit dachte.

Und sie kümmerte sich auch nicht im geringsten mehr um die Städels und ihren goldnen Engel. Der Zeitungslärm, der anfangs mächtige Wellen ob dem Aufstieg und den Fähigkeiten des Senkenberger Luftschiffs geschlagen hatte, war längst abgeebbt, neue Versuche bewegten das Wasser — vielleicht fand inzwischen ein andrer, ohne Städels Hilfe, was Städels Namen bis zum Himmel tragen sollte.

Plötzlich ließ Karl die Arbeit stehn und eilte an den Schreibtisch. Dort schrieb er kurzweg an den Offizier, der den Aufstieg gesehen hatte, bekannte in schlichten Worten sein Unvermögen und erbat die Hilfe der Sachverständigen.

Auf den Umschlag dieses Briefs schrieb er seinen Namen, dann siegelte er ihn, trug ihn selbst auf die Post, ließ ihn einschreiben und kam zurück mit dem Gefühl, als sei er nun eigentlich schon ein freier Mann.

Zu Hause stellte er die Blumen wieder in sein Arbeitsfenster, Nett aber vermied er. Die Antwort des Offiziers wollte er erst noch abwarten, die Antwort wollte er ihr gleich mit in die Hand drücken, wenn er sie bat: Komm herauf zu mir, damit ich meine Blume immer vor Augen habe.

Zwei Tage darauf kam sein Brief als unbestellbar zurück, zugleich erhielt er in einem kurzen Schreiben aus Tempelhof die Nachricht, besagter Herr sei nicht mehr bei der Luftschifferabteilung, sondern in China. Falls der Brief nicht ihm persönlich, vielmehr der Sache des lenkbaren Luftschiffs gelte, stelle man dem Schreiber anheim, ihn an die Abteilung selbst zurückzuschicken.

Karl wog seinen heimkehrenden Brief zweifelnd in der Hand und ließ ihn dann auf den Tisch fallen.

Also nichts. Eine unpersönliche Abteilung würde sich nicht um seinen goldnen Engel kümmern; ihr war sein Engel nur ein Versuch mehr in der Fülle der Versuche. Weg damit! Er nahm den Brief wieder auf und zerriß ihn in kleine Stücke, dann trat er an das Modell.

Digitized by Google

Dein Todesurteil, sagte er langsam; das war die Probe — eine Schicksalsfrage. Nein, lautet die Antwort; es ist nichts mit dir, wie es mit all den andern nichts gewesen ist, wie es nie etwas werden wird. Du versprichst unmögliches, du hast des Vaters Leben aufgefressen, du willst auch meines verschlingen, aber ich lasse dich nicht Herr werden, du bist abgethan, verstaube.

Aber während er seinen Entschluß so feierlich vor sich hinsprach, flüsterte undeutlich auf dem Grunde seiner Seele die Besorgnis und warnte vor allen Möglichkeiten, mit denen das gefährliche Erbe wieder Besitz von ihm ergreifen könnte.

Ich werde den Glaskasten abschließen und den Schlüssel in den Teich werfen.

Er hielt lauschend inne, die Warnungsstimme wurde deutlicher: Glas konnte man zerbrechen, und Glas war durchsichtig. Würde ihn das ungelöste Rätsel nicht allzeit bedräuen wie ein großes Fragezeichen?

Ich will es dem Gewerbemuseum schenken mitsamt der ganzen Sammlung, dort ruht schon mehr solch mühselige, nicht fertig gewordne Lebensarbeit.

Aber dumme Jungen werden davor stehn und über die vergeudete Zeit lachen und über den Größenwahn der Erfinder moralisieren und — ich könnte auch dorthin gehn und Gedanken und Sehnsucht an das Gespenst verlieren.

Umbringen, sagte er plötzlich sehr laut.

Aber schon beim Überlegen des Wie überlief ihn ein kalter Schweiß, als ginge er gegen Lebendiges an. Hastig verschloß er den Kasten, riß seinen Hut vom Nagel und lief hinaus nach der Buschwiese.

Barbar, sagte er vor sich hin, Barbar! Was dir zu schaffen macht, schlägst du tot, was du nicht überwinden kannst, bringst du um, weil dein Geist schwach ist und dein Wille lahm, soll die Hand brutal sein. Recht so, Feigling, erbärmlicher Feigling.

Erst draußen im Schuppen wurde er ruhiger, er machte die Luken nicht auf, wie er des Sonntags zu thun pflegte, er sah nur still und regungslos auf die schattenhaften Umrisse, die durch den schmalen Lichtstreifen, der zum Pförtchen hereinbrach, aus dem Dunkel aufdämmerten.

Ich will nicht mehr, sagte er endlich, fester Wille ist das einzige, was du nicht zu betrügen vermagst. Jetzt bist du begraben.

Zu Hause setzte sich Karl sogleich an das Zeichenbrett; auf dem Heimwege war ihm ein guter Gedanke für seine Arbeit gekommen. Frischweg entwarf er die beiden beanstandeten Blätter aufs neue und schrieb danach glatt hinter einander die kleinen Bestellungen, die er seit ein paar Wochen hatte aufwachsen lassen.

Wohl versuchte das Modell seine alte Lockkraft, aber es gelang ihm nicht, den Entschlossenen irre zu machen.

Ein wohliges Gefühl des Behagens durchströmte Karl, als er sich dessen bewußt wurde. Frei! sein eigner Herr! Und Nett verdankte er das, er machte sich durchaus nichts vor über die eigne Stärke.

Nett, sagte er zärtlich, kein Ding mehr, eine Augenweide.

Er hatte sie seit dem Ostermontag nicht gesehen, aber er brauchte nur die Augen zu schließen, so stand sie vor ihm, lichtgrau, im Glanz ihrer vollkommnen Jugend.

Es drängte ihn hinunter zu ihr, er wußte immer, wenn sie im Hofe war. Irgend jemand rief sie dann, oder er hörte einen Ton ihrer klaren Stimme. Die deuchte ihm freilich leiser als sonst, und gesungen hatte sie seit dem Tambourliedchen am dritten Feiertag nicht ein einziges mal wieder, aber er hörte es, wenn sie unten war, und mußte sich dann mit aller Kraft festhalten, denn nun hatte er

Digitized by Google

sich vorgesetzt, auf Meister Wendelins Antwort zu warten. [illegible] entnehmen, ob er sich trotz der Schulden und der spärlichen Wi[illegible] ihr wollte er frau holen dürfe. [illegible] eine Haus-

Endlich eines Abends mit der letzten Post kam die Antwort. Ga[illegible] für einen, der ein Herdfeuer anzünden möchte: Beifall und neue Aufgab[illegible] rechte

Karl saß vor seinem Arbeitszettel, und Gedanken und Bilder schos[illegible] zu — er griff gleich nach dem Stift, um ihrer einige in rohen Strichen festzuhal[illegible]

Darüber kam die Dämmerung, und Line rief zum Essen. Die Werkstatt bet[illegible] sie nicht mehr, wenn der Bruder darin war; es that ihr zu weh, ihn bei der Räder-arbeit zu sehen.

Wie er nun aber heute durchaus nicht herauskam und endlich gar nach ihr rief, mochte sie sich nicht taub stellen, überwand ihren Widerwillen und ging hinein.

Da stand der Bruder in der Thür zwischen den beiden Zimmern und sagte: Meinst du nicht, Line, man könnte dies alles noch mit hier herüber bringen?

Dort hinüber? Sie sah ihn an, ohne zu begreifen.

Ja, damit die alte Hexenküche eine ordentliche Werkstatt wird, und hier Raum für die Wohnstube. Wenn ich mir doch am Ende eine Frau nähme —

Karl! rief Line, und die Hoffnung trieb ihr das Blut in die Wangen. Aber sie sagte nichts weiter und wurde auch gleich wieder blaß; sie preßte die Lippen zusammen und preßte die Hände aufs Herz, als könne sie die Freude so erwürgen. Nur nicht wieder hoffen, nicht wieder begehrlich auf die Zukunft vertrauen und dann abermals alle Knospen verdorren sehen.

Meinst du nicht, das ginge? fragte Karl, ganz bei seiner Sache. Ich denke doch. Wenn man die Modelle alle auf eine Seite brächte und den Glaskasten in die Ecke schöbe, würde dort Platz für Schrank und Presse.

Line war nun auch in die Thür getreten und sah Karl über die Schulter. Wenn du schon ernstlich alles in die Ecke zu schieben denkst, dann besser ganz weg damit.

Jetzt begriff Karl ihr Zögern; er drückte ihren Arm an sich und zog sie über die Schwelle. Ohne Sorge, Line, die Ecke genügt, jetzt hab ichs durchgekämpft. Ob es da steht oder wo anders: ich bleibe fest; inwendig los sein, das ist die Sache. Komm, fasse mit an, wir wollen gleich mal versuchen.

Sie schoben und rückten und räumten; Line half stumm und ließ Karl anstellen: die Werkstattordnung mußte er doch wohl verstehn. Ob sie ihm glaubte oder noch sorgte, blieb unausgesprochen.

Als die alte Werkstatt leer war, schickte sie den Bruder zum Essen in die Küche, sie selber fegte und scheuerte noch den leeren Raum und überlegte sich, was vorn bei ihr entbehrlich sei, zum Wohnlichmachen dieser kahlen vier Wände. Nicht ein einziges mal kam ihr der Gedanke: Der Knabe heiratet nun, wo ich um der Schulden willen, von denen er mich befreien könnte, warten muß; aber die rechte Freudigkeit hatte sie auch nicht an seinem Entschluß, denn der Knabe heiratete, ohne einen festen Strich durch das alte Unheil zu machen.

Die Stube war sauber, und die Geschwister hatten sich gute Nacht gesagt. Nun wäre Karl gern noch hinuntergegangen, um Bräutigam zu werden, aber Mutter Flörkes Stimme hallte über den Kegelschub hin, und die vier Buben lärmten, als gälte es, den Bruder in der Fremde gleich viermal zu ersetzen.

Auch war ihm, seit er seine Absicht ausgesprochen hatte, zum erstenmal das Bedenken gekommen, ob sie ihn auch möge. Er verbrachte einen leidigen Abend und eine häßliche Nacht. Mit dem ersten Morgenschein stand er auf, nahm seinen

Digitized by Google

Mut zusammen und trat auf den Gang hinaus, um so oder so ein schnelles Ende zu machen.

Noch war tiefe Stille in Haus und Hof, wie er aber das Gangtreppchen hinunterstieg, sah er Nett an der Laube stehn: sie begoß ihre Bohnensaat.

Als sie seiner ansichtig wurde, setzte sie die Gießkanne zu Boden und ging ihm zwei Schritte entgegen.

Ich wollt es schon immer sagen, Herr Städel, nur daß ich Sie nicht zu sehen bekam: der Blumentopf steht Ihnen oben im Wege. Geben Sie ihn mir getrost wieder, Sie kränken mich nicht damit.

Trotz alles tapfern Willens, es nicht zu zeigen, sah sie dabei doch aus, als sei ihr weh gethan worden, und Karl wars, als läge er wieder todmüde nach der durchwachten Nacht auf seinem Bett und höre das Tambourliedchen, und höre es mit einem Klageruse abbrechen. Das gab ihm mit einem Schlag guten Mut.

Nein, sagte er, die Blumen kann ich nicht wieder hergeben, Nett. Sie haben mich nun an Blumen gewöhnt. Ich wollte mir lieber noch eine Blume erbitten, Nett, fürs ganze Leben — verstehst du mich, Nett? Nanette Flörke und Karl Städel auf einem Stein. Willst du, Nett? Wagst dus mit mir, Nett?

Sie antwortete nicht, sie sah ihn nur an, mit einem stillen, frohen Blick, der immer leuchtender wurde. Dabei dachte sie: Daß er fragt! Daß er noch fragt, daß ers nicht lange weiß, daß er mich nicht einfach nimmt wie sein Eigentum, das nur aus Versehen bis jetzt auf einem falschen Platz gestanden hat!

Er aber war noch immer zaghaft, und keins wußte nachher, wer das andre zuerst ans Herz genommen hatte. Als Mutter Flörke aus dem Waschhaus trat, hielten sie sich umfaßt und ließen sich durch das Schelten der klugen Frau nicht von einander treiben.

Freilich gabs nachher noch einen langen Kampf drinnen im Stübchen.

Ihre Tochter diesen Ausbund — dem Habenichts, dem Allschemüsten, der geradewegs auf die Verrücktheit seines Vaters losmarschierte? Nicht um die Welt!

Da ihr aber keiner die Welt anbot, und Nett auf ihre ruhige Art immer von neuem sagte: Ich weise jeden andern ab, Mutter, wie ich den Erbvetter abgewiesen habe, so gab sich Frau Flörke am Ende doch zufrieden. Die übrigen Bewohner der Schmiede fanden diese Verlobung „ganz gerade das Rechte."

Line nur, Line war nicht so froh, wie Karl gehofft, Ackermann gewünscht und Frau Flörke vorausgesetzt hatte.

Ich glaube, sagte die Brautmutter zur Nachbarin Grunert, die Line kommt sachte in die Jahre, wo eine sich über jede Verlobung ärgert, weils nicht ihre eigne ist. Ja warum nimmt sie den Ackermann nicht? Mir scheint doch, sie könnte ihn kriegen.

Line hatte andre Sorgen, obgleich durch diese Hochzeit ihre eigne wieder um ein halbes Jahr weiter hinausgeschoben wurde. Der Glaskasten in der Ecke ließ ihr keine Ruhe, sie sah ihn im Geiste wieder vorrücken, sie sah das Gespenst aufs neue Macht gewinnen und litt in dieser Voraussicht all die Pein, die eine künftige Wirklichkeit ihr nur irgend bereiten konnte. Wie Dorngestrüpp wucherten Sorge und Verstimmung auf und überwuchsen die Liebe zu Bruder und Schwägerin, sodaß diese Liebe manchmal gar nicht mehr da zu sein schien.

Dabei schaffte Line eifrig für den künftigen Haushalt und richtete ihn ein, wie es ihr recht und vernünftig schien — ganz eigenwillige Thatkraft: die zwei Menschen sollten endlich einmal glücklich werden, im Notfall mußte man sie dazu zwingen.

Digitized by Google

So, Nett! Der Raum an der Küche ist gut zum Wohnen, die Schlafkammer legen wir zwischen Werkstatt und Wohnstube, damit ihr euch nicht Thür an Thür aller Minuten von der Arbeit abhalten könnt. Die Küche übergebe ich dir, du bist die Hausfrau, und ich miete mich mit Kostgeld bei euch ein. Wehre dich nicht, Nett, und vergiß nicht immer, daß du eine arme Frau wirst.

Nett lächelte, sie fühlte sich sehr reich.

Du solltest nicht ungläubig lächeln, Nett, du wirst erst noch sehen, was es auf sich hat mit dem Leben; bis jetzt hast du nur in der Spielschule gesteckt, aber eine Frau muß feste Schultern haben, es kommt vor, daß sie das ganze Haus allein zu tragen hat.

Nett saß auf dem kleinen Sofa, das sie für die neue Wohnstube gekauft hatte, faßte die Schwägerin bei der Hand und zog sie an ihre Seite. Ich weiß, Line, deine Schultern! und du bist mir auch immer ein Vorbild gewesen.

Unsinn! fuhr Line unwirsch dazwischen, was fällt dir ein! Aber wenn du es weißt, dann laß uns gleich von dem Wichtigsten reden: der goldne Engel muß aus dem Haus mit all seinen Trabanten.

Mutter hat schon darum geredet, antwortete Nett ruhig, aber Karl sagt, es gehe nicht, des Vaters Geist lebe in diesen Dingen.

Des Vaters Geist? O nein, ein fremder, unseliger Geist, des Vaters Vernichter lebt darin. Vernichte du ihn wieder, das ist eine gerechte Sache. Ernstlich, Nett, du mußt Karl dazu bringen. Wenn du es jetzt nicht vermagst, vermagst du es nie, und das Gespenst wird euch verderben, wie es unsre Eltern verdorben hat.

Du mußt ihn dazu bringen — so lange Line sprach, meinte Nett, das sei leicht und notwendig, wenn sie aber Karl gegenüberstand, verflog der Same wieder, den die grämliche Schwägerin ausgestreut hatte.

Nett liebte mit einer vollen, altmodischen Liebe, ohne Wenn und Aber, ohne Bruch und Riß. Wie konnte sie anders denken, als er dachte, anders fühlen, als er fühlte, anders urteilen, als er urteilte? Sie begriff nur noch durch ihn, sie sah nur noch mit seinen Augen, sie wollte nur noch mit seinem Willen.

So wanderten die beiden in einer goldnen Wolke der Hochzeit zu und fühlten nichts von den Sorgen der andern, die draußen am nüchternen Tageslicht stand und trotz aller Liebe gar zu gern das trügerische Gewölk zerblasen hätte.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein Vorläufer von Rodbertus. Bei den Nationalökonomen von Fach ist es gebräuchlich, Rodbertus als den Fortsetzer oder Vollender der Lehre Ricardos darzustellen. Aber wer das, was der geniale, warmherzige und mit philosophischem Blick die Welt umspannende Rodbertus dem blutlosen Rechenmeister Ricardo entnommen hat, seine Tauschwerttheorie, für die Hauptsache hält, der begeht an

Digitized by Google

Rodbertus ein noch größeres Unrecht, als die Theoretiker der Sozialdemokratie an ihrem Marx begehen, indem sie ihn vorzugsweise als den Entdecker der Mehrwerttheorie feiern. Viel näher als Ricardo steht unserm Rodbertus der aus dem Prozeß gegen Warren Hastings bekannte Lord Lauderdale, oder, was dasselbe ist, der Oberpräsident Theodor von Schön, der 1808 eine kurze Bearbeitung des Werkes von Lauderdale*) herausgegeben hat, die man auch im zweiten Bande von Schöns „Papieren“ Seite 135 bis 218 findet. Schön hat die Arbeit, die er ein Schmerzenskind nennt, unternommen, um sich über die Verzweiflung hinwegzuhelfen, in die ihn der Tod seiner ersten Frau gestürzt hatte. Wir wissen nicht, ob Rodbertus dieses Werkchen Schöns gelesen hat, aber zweifellos hat er die darin vorgetragnen Lehren gekannt, denn bei dem lebhaften Gedankenaustausch über nationalökonomische Gegenstände, der in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts unter den norddeutschen Landedelleuten stattfand, müssen Schöns Ansichten rasch Gemeingut geworden sein.

Es sind besonders zwei der später von Rodbertus vollendeten Grundlehren, die Lauderdale-Schön entwickelt: daß, da ja die Produktion vom Konsum abhängt, Sparen den Nationalwohlstand nicht vermehren könne, und daß das Interesse des Privatbesitzers im Widerspruch steht zum Interesse der Nation. In Beziehung auf das erste heißt es u. a. in § 9: „Hat [ein Landwirt] so viel Kapital, als er seiner Kenntnis nach anwenden kann, so ist es weder ihm noch dem Publiko nützlich, wenn er von seiner Nahrung oder Kleidung, überhaupt von seinem Wohlleben, in der Absicht etwas abkürzt, um dadurch sein Kapital mehr zu vergrößern, als möglicherweise zur Ersparung von Arbeit angewendet werden kann. Wenn ein Landwirt mehr Arbeitsvieh hält, als er braucht, mehr Pflüge, Spaten usw. hat, so gewinnt niemand dabei; im Gegenteil verliert seine Familie den Genuß dessen, was dies kostet. Das Publikum verliert noch mehr dabei, denn der Gewerbfleiß gerät durch solche Sparer aus nützlichen in unnütze Bahnen.“ Heute wird man als Beispiel nicht einen Landwirt wählen, der zu viel Ackerpferde hält und zu viel Pflüge kauft, sondern einen Geldbesitzer, der zu wenig verbraucht und zu viel kapitalisiert und dadurch zu unreellen oder überflüssigen Gründungen drängt. Was das andre anlangt, so führt Lauderdale aus, daß der Reichtum des einzelnen Privatmanns mit dem Preise der Waren steigt, die er zu verkaufen hat, der Warenpreis aber mit der Seltenheit der Ware steigt, während der Nationalreichtum gerade im Überfluß an Gütern besteht. „Mangel erzeugt höhern Wert, und man würde z. B. den Individualreichtum vieler erhöhen, wenn man die vorhandne Wassermenge verminderte, dadurch dem Wasser einen Tauschwert verliehe, und so jeden Eigentümer einer Wasserquelle zum Besitzer einer Rentenquelle machte. Wenn dagegen die Nahrungsmittel so wohlfeil wie Wasser werden sollten, so würde der Individualreichtum der Landwirte in dem Grade verringert, als die Nahrungsmittel an ihrem Tauschwert einbüßen. Der Nationalwohlstand dagegen würde sich entgegengesetzt verhalten, er würde im ersten Falle abnehmen, im zweiten steigen.“

Daß, wie später Rodbertus gezeigt hat, das Privateigentum an den Produktionsmitteln die Ursache dieses Widerspruchs ist, scheint Lauderdale noch nicht bemerkt zu haben; er kommt aber dieser Wahrheit ganz nahe, indem er ausführlich eine dritte Thatsache behandelt, die ebenfalls bei Rodbertus eine bedeutende Rolle spielt: den Einfluß der Einkommensverteilung auf die Produktion. Da es der

*) An Inquiry into the nature and origin of public wealth and into the means and causes of its increase. By the Earl of Lauderdale. Edinburgh, 1804.

Digitized by Google

Konsum allein ist, der die Produktion im Gange erhält und ihre Art bestimmt, so überwiegt bei gleichmäßig verteiltem Einkommen die Produktion nützlicher Güter zur Befriedigung wirklicher Bedürfnisse, bei ungleichmäßiger Verteilung die Produktion von Luxuswaren. Wäre, sagt Lauderdale, das englische Nationaleinkommen in der Weise verteilt, daß jede Familie 100 Pfund bezöge, so könnte keine Macht der Erde das Eingehen der Prachtkutschenmanufaktur verhindern, denn eine Prachtkutsche kostet viermal so viel, als bei dieser Annahme jede englische Familie zu verzehren hätte. Dieser Zustand würde aber einem andern bedeutend vorzuziehen sein, wo auf eine Familie, die 10000 Pfund Einkommen hätte, 99 Familien kämen, die jede bloß ein Pfund hätten, denn in diesem Falle würden eine ganze Menge Gewerbe eingehen, die nützlicher und wertvoller sind als die Prachtkutschenfabrikation, und außerdem die Landwirtschaft, weil weniger Nahrungsmittel und Rohstoffe gekauft würden. Aus dem Export, der nach einem gewissen Lande geht, kann man auf dessen soziale Zustände schließen. Nach Indien, dem Lande der Nabobs und der Hungersnöte, gehen ganz schlechte und sehr prächtige Sachen; „nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo das Eigentum sehr gleichmäßig verteilt ist [im Jahre 1804 war das noch der Fall], gehen Sachen, die das Leben angenehm machen, aber keine Bewunderung erregen.“ Wenn er England lobt, daß auch da das Einkommen weit gleichmäßiger verteilt sei als z. B. in Frankreich, so trifft das für die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch zu; die französischen Bauern waren vor der Revolution ärmer und lebten elender als die englischen Lohnarbeiter; die Fabrik- und Grubengreuel waren um das Jahr 1800 eben erst im Entstehen begriffen, und da sich die Philanthropen und Parlamentskommissionen damit noch nicht beschäftigt hatten, so ist es sehr möglich, daß ein Mann, der mit den untern Ständen nicht in Berührung kam, gar nichts davon wußte. Freilich hätten ihn die berühmte Schrift seines Landsmann Malthus, die sechs Jahre vor seinem Buche erschienen war, und die gleichzeitigen Parlamentsdebatten über die Armenpflege einigermaßen aufklären können. Auch täuscht er sich, wenn er den Umstand, daß in Frankreich mehr Luxuswaren, in England mehr grobe Waren fabriziert werden, ausschließlich auf die verschiedne Einkommensverteilung zurückführt; hier übt die ästhetische Anlage der Romanen, die den Engländern abgeht, einen bedeutenden Einfluß. Dagegen ist es wieder richtig, daß der gemeine Mann in England mehr ißt als der Franzose, namentlich mehr Fleisch, und daß in der fraglichen Zeit immerhin der englische Arbeiterstand im ganzen noch genug Einkommen bezog, daß er bei starker Vermehrung die Fleischproduktion begünstigen konnte. Darauf führt er den Getreidemangel zurück, der damals schon in England die Getreidezollfrage brennend machte. England, meint Lauderdale, sei das einzige Land in Europa, wo der Fabrikarbeiter Fleisch essen könne. Schön erläutert die Wirkung dieses Fleischkonsums in folgender Weise. Bei vegetabilischer Ernährung können 750 Morgen Acker 1977 Menschen erhalten. Wird dieselbe Fläche als Wiese zur Fleischproduktion für Fleischesser verwandt, deren jeder (bei ausschließlicher Fleischnahrung) täglich $2^1/_4$ Pfund nötig hat, so ernähren diese 750 Morgen nur 103 Menschen. Der zunehmende Fleischverbrauch sei schuld, daß England, das bis 1765 Getreide exportiert habe, am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts trotz bedeutender Verbesserung seiner Landwirtschaft den eignen Bedarf nicht mehr habe decken können. — Wie ist doch seit Schöns und Thünens Zeiten der norddeutsche Landadel geistig zurückgekommen! Damals forschte er selbständig, heute läßt er sich seine nationalökonomischen Kenntnisse von Leuten wie Ruhland und Arendt liefern!

Digitized by Google

Englische Volksbibliotheken. Wer sich bei uns mit Lehrlingen oder Handwerksgesellen beschäftigt, der erfährt zu seinem schmerzlichen Erstaunen, in welchem Grade unsre wackern Volksschullehrer pro nihilo arbeiten. Drei Jahre nach der Entlassung aus der Schule können die Burschen zwar alle noch lesen und die meisten auch wohl noch schreiben — was man so schreiben nennt —, aber alles übrige haben sie vergessen. Ein Geheimrat, der sich vor dreißig Jahren des Fortbildungsschulwesens sehr eifrig annahm, pflegte zu sagen: Unsre Volksschüler verlassen die Schule in dem Augenblick, wo sie anfangen zu verstehn, was sie gelernt haben. Eben weil das meiste nur eingepaukt ist, schwindet es so rasch und spurlos; wird doch in den militärischen Kapitulantenschulen, deren Zöglinge junge Männer sind, der Hauptsache nach nur Volksschulunterricht erteilt. Man darf also bezweifeln, ob unser Volksschulwesen den Vorzug vor dem englischen verdient, wo die Schüler bedeutend weniger lernen, dafür aber auch bedeutend weniger zu vergessen haben. Darin freilich haben die Engländer unbedingt Recht, daß sie uns um unsre Mittelschulen beneiden, die unsern jungen Kaufleuten, Fabrikanten und Technikern den Sieg im internationalen Wettbewerb sichern. Was dagegen die Bildung des Arbeiterstands anbetrifft, so dürfte die englische Einrichtung den Vorzug verdienen, die Kinder nicht mit vielem unverdautem Wissen zu plagen, dagegen die Bildungsfähigen und Bildungshungrigen unter den Erwachsenen mit reichlichen Bildungsmitteln und Bildungsgelegenheiten zu versorgen. Es geschieht dies durch die mit Lesesälen verbundnen Volksbibliotheken, deren großartige Entwicklung Dr. Ernst Schultz in einem Schriftchen erzählt, das voriges Jahr im Verlag der Abegg-Stiftung, der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung (Berlin NW, Lübeckerstraße 6), erschienen ist. Diese Entwicklung ist noch sehr jung, denn natürlich ist die allgemeine Verbreitung wenigstens der Kunst des Lesens die Voraussetzung für Volksbibliotheken; sie haben daher erst seit dem Erlaß der Elementary Education Act von 1870 einen größern Umfang gewonnen. Jetzt bestehen 600 bis 700 Gemeindebibliotheken mit 5 000 000 Bänden; die Zahl der jährlichen Ausleihungen beträgt 25 bis 30 Millionen. Außer diesen Büchern werden aber auch Zeitungen und Zeitschriften in großer Anzahl gelesen (in den größern Bibliotheken findet man 30 bis 40 Zeitungen und alle großen Revuen) und die Nachschlagewerke fleißig benutzt; die diese umfassende Reference library (so genannt zum Unterschied von der lending library) enthält in den größern Städten tausende von wissenschaftlichen Werken. So ist in England den Strebsamen und Fähigen unter den Arbeitern der ganze Bildungsschatz der Nation geöffnet; bei uns kann an den meisten Orten — die Reichshauptstadt und noch einige große Städte ausgenommen — der strebsame Arbeiter die in der Volksschule erworbne Lesekunst zu nichts anderm verwenden, als zum Lesen seines sozialdemokratischen Tageblatts und hier und da einer sozialdemokratischen Flugschrift, während die Mitglieder der „staatstreuen“ Arbeitervereine vielfach mit frommen Traktätchen gespeist werden, die einem gesunden Magen widerstreben, oder auch mit patriotischen Erzeugnissen, die nicht dem Genius entflossen, sondern auf Bestellung fabriziert sind, und an denen im günstigsten Falle der gute Wille oder die löbliche Tendenz das beste ist.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Tagebuchblätter von Moritz Busch

Vorbemerkung der Herausgeber

In dem Erlaß vom 3. August 1898 hat unser Kaiser dem Fürsten Bismarck als „dem Meister der Staatskunst, dem furchtlosen Kämpfer im Kriege wie im Frieden, als dem hingebendsten Sohne seines Vaterlands und dem treuesten Diener seines Kaisers und Königs“ ein Denkmal schöner Pietät gesetzt. Dieser Bismarck hat in seinen „Gedanken und Erinnerungen,“ die seit Monaten im Vordergrunde des Interesses stehn, seine großen, weltumspannenden Ideen und Kämpfe selbst geschildert, diesen Bismarck wollen auch die „Tagebuchblätter“ in einem Zeitraume von mehr als zwanzig Jahren schildern. Sie sind wesentlich verschieden von der überhasteten und ungesichteten englischen Ausgabe, die sich, für große Teile nicht zutreffend, als ein „Tagebuch (diary)“ bezeichnet. Sie bringen vieles, was in dem arg verstümmelten englischen Texte fehlt, sie enthalten manches nicht, was dort unbedacht abgedruckt worden ist, Dinge, deren Veröffentlichung man nur beklagen kann, weil sie entweder unbedeutend oder Äußerungen persönlicher Gereiztheit in der Umgebung des Fürsten sind. Den Reichskanzler vor allem sollen diese Blätter zeigen, die Parteiungen unter seinen Leuten nur nebenher. Sie zerfallen in zwei wesentlich von einander verschiedne Teile. Etwa die Hälfte bildet das stark ergänzte Tagebuch, das Moritz Busch während des Feldzugs von 1870/71 geführt hat, und das unter dem Titel „Graf Bismarck und seine Leute“ seit 1878 schon in sieben starken Auflagen zu einem deutschen Haus- und Volksbuche geworden ist. Diesem Teile folgen, unterbrochen durch ausführliche Schilderungen des alten Reichskanzleramts und der Landsitze des Fürsten Varzin, Schönhausen und Friedrichsruh, teils einzelne Tagebuchblätter, teils ganze zusammenhängende Reihen solcher aus den Jahren 1871 bis 1893, aus der Zeit, in der Busch im Interesse und im Auftrage

Digitized by Google

des Reichskanzlers für die Presse thätig und mit der Ordnung des Stoffes für die „Gedanken und Erinnerungen“ beschäftigt war, zu denen der erste Vorsatz mindestens schon 1877 gefaßt worden ist (s. Bd. II, 487), beides in engster Gemeinschaft mit Lothar Bucher, dem der Fürst wie keinem andern in seiner Umgebung vertraut hat, und dessen Verlust er aufs schmerzlichste empfand. Aus Buchers eignen seinem Freunde Busch anvertrauten Aufzeichnungen wurden solche Stücke gegeben, deren Veröffentlichung jetzt möglich ist. Anhangs- und anmerkungsweise sind im dritten Bande einige ergänzende Darstellungen auf Grund des in der englischen Ausgabe abgedruckten Briefmaterials beigefügt, weil sich die Herausgeber noch nicht für berechtigt hielten, diese Schriftstücke nach den Abschriften der deutschen Originale im Wortlaute zu veröffentlichen. Endlich folgen Tagebuchblätter, die Busch 1864 vor und während dem dänischen Kriege im Lande selbst und während der Kriegswochen von 1866 in Leipzig aufgezeichnet und schon in seinen „Neuen Tagebuchblättern“ 1879 veröffentlicht hat, die aber um so willkommner sein werden, als die damaligen Ereignisse an vielen Stellen der vorliegenden Bände erwähnt werden.

Die Tagebuchblätter geben eine Reihe von kleinen Bildern auf dem großen weltgeschichtlichen Hintergrunde dieser Zeit. Es sind viele Stimmungsbilder darunter, aber eben Bilder von Bismarcks Stimmungen; zugleich sehen wir in einer Weise, wie es bisher noch nicht möglich gewesen ist, in die Art hinein, wie der Reichskanzler für seine Zwecke die Presse benutzte, deren Wichtigkeit für diese er ebenso zu schätzen wußte, wie er gewöhnliche Zeitungsartikel als „Druckerschwärze“ mißachtete. Die Aufgabe, Bilder von photographischer Treue zu liefern, wird selten ein Mensch so vollkommen gelöst haben wie Busch. Welche Anspannung und Ausdauer dazu gehört hat, das tritt vor allem in dem Tagebuche aus dem Kriege 1870/71 hervor. Kein andrer in der Umgebung des Kanzlers hat es so vermocht, Bilder dieser Art von seinem Leben in dieser großen Zeit festzuhalten, auch Abeken nicht; wie wenig würden wir also ohne Busch von all den Dingen wissen, die uns aus seinen Blättern so lebendig entgegentreten! Einzelne Irrtümer und falsche Auffassungen sind bei solchen Aufzeichnungen ja ganz unvermeidlich, aber sie fallen oft nicht einmal dem Verfasser zur Last, sondern dem, dessen Äußerungen er wiedergiebt, und den Ton der Stimme, den Ausdruck des Sprechenden, die ganze Situation kann ohnehin niemand in der Schrift festhalten, die können nur in der Phantasie einigermaßen wiederhergestellt werden. Wer niemals ähnliches selbst versucht hat, der hat über Aufzeichnungen dieser Art gar kein Urteil; wer sie überhaupt verwirft, der muß auf das Eigentümlichste und Lebendigste verzichten, der müßte auch Luthers Tischreden verwerfen. Und welches Recht hatten dann die zahllosen Leute, mit denen Fürst Bismarck vor und nach 1890 zusammenkam, ihre Eindrücke mitzuteilen, ohne daß sie der Kanzler kontrollierte, was er auch bei Aufforderungen derart gewöhnlich abzulehnen pflegte? Steht aber die subjektive Zuverlässigkeit des Tagebuchschreibers außer Zweifel, so ist es jetzt,

Digitized by Google

nachdem wir eine reiche Memoirenlitteratur erhalten haben, auch möglich, seinen Aufzeichnungen oft bis ins einzelne hinein nachzugehn. Es ist eine Aufgabe der Redaktion gewesen, in den Anmerkungen diese Belege beizubringen, ohne daß Vollständigkeit der Nachweise erstrebt worden wäre. Sie sind reichlicher in der ersten Hälfte, wo die großen Thatsachen sich drängen, sparsamer in der zweiten, wo es meist nur darauf ankam, auf die im Texte oft nur gestreiften Thatsachen mit kurzen Erläuterungen hinzuweisen.

Auf hohem Kothurn erscheint Fürst Bismarck in diesen Blättern freilich nicht, sondern im Hausrock, nicht im Parlament und im Kabinett, sondern im Arbeitszimmer und im vertrauten Verkehr mit seinen Getreuen zu Hause bei sich, kurz in einer Umgebung, wo er wie jeder sich frei und ungezwungen äußerte, wo er rückhaltlos und wohl auch rücksichtslos seiner Stimmung und Verstimmung, seinem Verdruß und Zorn Ausdruck gab, wo er über Personen und Dinge mit schneidender Schärfe, oft einmal wohl auch ungerecht urteilte. Niemand wird ein solches Urteil als objektive historische Wahrheit auffassen, niemand wird in jedem rasch hingeworfnen Satze ein Dogma sehen. Und wollten wir den Fürsten Bismarck uns immer nur als den großen Streitredner und den genialen Staatsmann vorstellen, so würden wir ein höchst einseitiges, also ein falsches Bild von ihm gewinnen; erst wenn wir ihn auch als Menschen in seiner alltäglichen Arbeit und Umgebung kennen lernen, haben wir ein vollständiges, also ein richtiges Bild des gewaltigen Mannes. Und wer wollte sie missen, die Blicke in diese Seele voll genialer Gedanken, voll Stolz, Zorn, Leidenschaft und Haß, aber auch voll guter Laune, voll heißer Vaterlandsliebe, altgermanischer Königstreue und tiefer, ehrlicher Frömmigkeit! Wie er da immer wieder scherzt und spottet oder klagt und zürnt und doch trotz aller Ermüdung niemals die Hand vom Ruder läßt, weil er es für sündhaft hält, seinen greisen König zu verlassen! Er selbst, der immer alle Pose haßte und eifrig bemüht war, Legenden um seine Person zu zerstören, er hat niemals seine Gestalt nur von der einen Seite zeigen wollen, weder in seinen „Gedanken und Erinnerungen," noch in dem, was er andre von sich veröffentlichen ließ, ohne seine Verantwortung, aber meist auch ohne Widerspruch. Verkleinert wird sein Bild durch solche Züge wahrhaftig nicht, sondern uns nur menschlich näher gerückt: er wird uns so erst verständlich und nur noch teurer. Denn die wahre Größe gewinnt in der Nähe, nur die falsche Größe verliert. Ähnlich ist es mit seiner Sprache. Er konnte sich je nach den Umständen vornehm und gewählt oder drastisch und populär ausdrücken, gerade wie sein Lieblingsdichter Shakespeare; beides gehörte zu seiner Natur, und er handhabte beiderlei Ausdrucksweisen mit gleicher Vollkommenheit. Das Bemühen, nur die erste bei ihm zu finden, würde er selbst als eine Fälschung verächtlich zurückgewiesen haben.

Die Frage, inwieweit es taktvoll oder taktlos, diskret oder indiskret sei, dies oder jenes von dem Gehörten und Gesehenen öffentlich zu erzählen, wird je nach der Empfindung des Einzelnen immer verschieden beantwortet werden.

Digitized by Google

Hier sei nur darauf hingewiesen, daß es ein großer Unterschied ist, ob ein Buch derart während der Lebens- und Amtszeit des Helden oder nach seinem Tode, ob es 1878 oder 1899 erscheint. Auch vieles, was 1878 noch unbekannt und daher bis zu einem gewissen Grade Geheimnis war, ist jetzt in andern Denkwürdigkeiten oder aus andern Quellen längst veröffentlicht, und Fürst Bismarck selbst hat auch in dieser Beziehung einer neuen, weitherzigern Auffassung theoretisch und praktisch gehuldigt. Eine Eigenschaft muß von dem, der solche Aufzeichnungen unternimmt und herausgiebt, allerdings gefordert werden, das ist die Liebe und Verehrung für seinen Helden. Diese empfand Busch in ebenso hohem Grade wie sein Freund Bucher; kritisch, sarkastisch gestimmt, wie sie beide waren, haben sie doch dem Fürsten die treuste Anhänglichkeit gewidmet und sich seines Vertrauens erfreuen dürfen, und das jahrzehntelang in der Zeit seiner Vollkraft und Macht, nicht erst in seinen letzten Jahren nach seiner Entlassung, wie andre, die diese Verabschiedung mit einer Bitterkeit empfanden und zum Ausdruck brachten, wie er selbst sie niemals oder doch nur in der ersten Zeit danach empfunden hat. Was wollen den zahlreichen Äußerungen solchen Vertrauens gegenüber einige verdrießliche Bemerkungen sagen, die in einer vorübergehenden Verstimmung gefallen sind! Es ist ein schlechtes Kompliment für den Menschenkenner Bismarck, wenn man glaubt oder zu glauben vorgiebt, daß er sich durch Jahrzehnte trotz eines lange Zeit fast täglichen Umgangs über einen Menschen so getäuscht habe, wie er sich über Busch getäuscht haben müßte, wenn solche Bemerkungen sein Schlußurteil enthielten.

Man versucht jetzt zuweilen, diese Zeugen seiner großen Zeit herabzusetzen, und viele Organe der deutschen Presse haben, merkwürdigerweise bestimmt durch ein Blatt von untergeordneter Bedeutung, das erst in den allerletzten Jahren einige Beziehungen zu Friedrichsruh hatte, nach dem Erscheinen der englischen Ausgabe über Busch als einen taktlosen, geldgierigen Menschen, einen Lügner und Fälscher, einen Herostratus kurzer Hand den Stab gebrochen, ohne sich mit dem Buche überhaupt nur ernsthaft zu beschäftigen, und ohne darauf zu achten, daß die einzige wissenschaftliche Besprechung, die überhaupt erschienen ist, die von Professor Georg Kaufmann in Breslau im Litterarischen Centralblatt ein durchaus günstiges Urteil über die „Tagebuchblätter" gefällt hat. Wir dürfen jetzt von der Ehrenhaftigkeit der deutschen Presse erwarten, daß sie die deutsche Ausgabe ohne Voreingenommenheit prüfen wird. Sie wird jeder ernsten, unbefangnen Kritik stand halten. Entschieden verwahren aber müssen wir uns dagegen, daß Dinge und Ausdrücke, die Busch berichtet, nur deshalb Erfindungen und Irrtümer gescholten werden, weil gerade der Kritiker sie nicht beim Fürsten gehört hat, und daß eine kleine Gruppe von Anhängern des Fürsten das Andenken des gewaltigen Mannes gewissermaßen monopolisiert und von ihrem Urteile die Berechtigung jedes Urteils andrer und jeder Publikation aus andern Kreisen abhängig macht. Wir zweifeln gar nicht an der ehrlichen Anhänglichkeit dieser Leute, aber Fürst Bismarck hat nicht einer kleinen Gruppe gehört,

Digitized by Google

sondern dem Vaterlande, der Welt, und die, die sich jetzt zur Herausgabe dieser Tagebuchblätter vereinigt haben, trotz der auf Busch gehäuften Schmähungen, die sind sich bewußt, in treuer Verehrung für den großen Kanzler niemand nachzustehn.

Zum Schlusse bedarf es noch eines Worts der Erklärung, wie es kommt, daß diese Bände jetzt von andrer Hand herausgegeben werden. Dr. Busch hat zu einer Zeit, wo es ihm nützlich schien, sein Manuskript mit allen Rechten nach England verkauft, um das Erscheinen nach dem Tode des Fürsten zu sichern für den Fall, daß er selbst nicht mehr für die Herausgabe sorgen könnte. Das Autorrecht für Deutschland mußte und konnte deshalb von dem Verleger erworben werden, der es für den ersten Teil schon besaß, nun aber in den Stand gesetzt wurde, das ganze Buch in einer Form zu bringen, die, ohne seinen Wert zu schmälern, manches Anstößige entfernte. Dr. Busch selbst ist wegen seines gegenwärtigen Gesundheitszustands und bei seinem hohen Alter zu einer umfassenden redaktionellen Arbeit nicht mehr imstande, hat aber den Herausgebern zu dieser Arbeit freie Hand gelassen.

So übergeben wir in der Überzeugung, etwas Nützliches und Gutes zu thun, dieses Buch, das treue Spiegelbild einer großen Zeit, nicht nur den deutschen Historikern, denen es nur einzelnes Neue bieten kann, sondern vor allem auch dem deutschen Volke, dem es seinen größten und volkstümlichsten Helden in lebendigen Bildern vergegenwärtigen soll.

Leipzig, am Tage der Beisetzung des Fürsten Bismarck, 16. März 1899

Nation und Staat

Von E. von der Brüggen

Kaiser Joseph II. war ein Fürst von so hoher Begabung, wie sie nur selten den Trägern von Kronen verliehen ist, und stellte seine Gaben mit einem idealen Schwung, einer Energie, einer Hingebung in den Dienst seines Reichs, deren gute Wirkungen bis heute in Österreich nicht vergessen sind. Aber er war durch und durch Büreaukrat, und indem er von diesem Standpunkte aus sein Reich zu reformieren unternahm, trieb er seine Völker in die Revolution oder bis dicht an die Revolution. Mit büreaukratischer Gewaltsamkeit wollte er, die Versäumnis seiner Vorfahren nachholend, aus seinen Erbländern einen deutschen nationalen Staat machen, und er scheiterte durch die Gewaltsamkeit seiner Mittel. Trotzdem hatte er eine Saat ausgestreut, die unter dem mildern

Digitized by Google

Regiment seiner Nachfolger ohne staatlichen Zwang an vielen Orten aufging und gedieh, sodaß der erste österreichische Bevollmächtigte beim neuen Bundestage, Graf Buol, im Jahre 1816 zur Legitimierung des österreichischen Deutschtums die Behauptung wagte, „die Böhmen hätten sich originell und gediegen zu einem deutschen Volksstamm ausgebildet; zwei Millionen Deutsche und eine durchaus deutsche Bildung besäße Ungarn.“*) Graf Buol hat nun den Mund wohl etwas voll genommen; aber was ist von dem originellen und gediegnen deutschen Volksstamm der Tschechen und von der germanischen Bildung der Ungarn heute noch übrig? Was von den nationalen Zwangsordnungen Josephs II.? Und hätte damals eine geschlossene deutsche Nation hinter Joseph und seinen Nachfolgern gestanden, so wäre uns das auch ohne büreaukratische Gewalt wahrscheinlich erspart geblieben, was wir heute dort leider mit Sorge beobachten. Der Staat kann eben den Mangel an eigner nationaler Kraft seines Volks nur in sehr geringem Maße ersetzen. Zu Josephs Zeiten aber gab es keine geschlossene deutsche Nation, das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit war erloschen, das Volk glich einem Kometen, dessen Haupt der Kaiser, dessen Schweif ein Haufe größerer und kleinerer Körper war.

Man müßte um viele Jahrhunderte, etwa in die Stauferzeit, zurückgehn, um die Spuren eines alle deutschen Stämme umfassenden Gemeinsinns zu entdecken, in die Zeit, wo sich in unaufhörlichen Kämpfen nach außen die Gegensätze der alten großen Stämme, in die das Volk zerfiel, allmählich auszugleichen begannen, und wo Heinrich VI. den Versuch machte, ein Erbkaisertum zu errichten. Wenn sich damals die Deutschen den Welschen und Slawen gegenüber als einiges, und zwar als Herrenvolk fühlten, so ging dieses Bewußtsein wieder unter in dem innern Zwist, der unter dem schlaffen Regiment der Luxemburger zu der Goldnen Bulle der Kleinstaaterei führte. Vollends auflösend wirkte der Übergang der Kaiserkrone an das Haus Habsburg im Jahre 1438. Seit die Ostmark von Bayern abgetrennt und später durch Kaiser Rudolf zum Stammsitz seiner Hausmacht gewählt worden war, gewann dieses undeutsche Land eine übermäßige und unheilvolle Bedeutung für Deutschland. So wenig Herrschertugenden in den Kaisern habsburgischen Bluts auch zu finden waren, so hätten ihre persönlichen Mängel schwerlich das Verderben über Deutschland gebracht ohne den Umstand, daß Wien auf frischem Kolonialboden lag und zugleich durch die österreichischen Heiraten die Hauptstadt von Ungarn und Böhmen wurde.

Einen Augenblick schien es, als sollte Prag die Hauptstadt Deutschlands werden; ja einer der luxemburgisch-böhmischen Kaiser, Karl IV., zog sogar die Elbe abwärts und richtete sich in Tangermünde häuslich ein. Welche andern Aussichten hätten sich eröffnet, wenn Karl dort auf rein sächsischem Boden die Kaisermacht befestigt und wenn seine Großtochter nicht einen Habs-

*) Perthes Leben, 8. Aufl., Bd. 2, S. 101.

Digitized by Google

burger geheiratet hätte. Vielleicht wäre Tangermünde längst das für Deutschland geworden, was Berlin später wurde, vielleicht hätte die Einheit von Deutschland längst ohne den Siebenjährigen und ohne den Krieg von 1866 hergestellt werden können. Selbst Prag, wenn auch unter einer luxemburgischen Dynastie, wäre eine bessere Hauptstadt für Deutschland geworden als Wien, dessen Blick immer mehr nach Italien und nach den Ländern abwärts der Donau, als nach Deutschland gerichtet gewesen ist. Was Preußen zum Retter der Nation gemacht hat, ist zum großen Teil seine geographische Lage, zu einem gewissen Teil freilich auch die slawische Beimischung seiner Bevölkerung gewesen, die dadurch von dem zentrifugalen Charakter der rein germanischen Stämme verloren hatte. Weil Preußen, vom Meere begrenzt, fast ganz auf Deutschland angewiesen war, versplitterten sich seine nationalen Kräfte und Interessen nicht wie in Österreich nach außen hin; sie hatten sich in Deutschland zu fest gesetzt, als daß sie erschüttert werden konnten, als die Lothringer gegen Ende des vorigen Jahrhunderts den verspäteten Versuch machten, sich durch den bayrischen Ländertausch in Deutschland territorial auszudehnen. Wäre es dem Großen Kurfürsten gelungen, weit nach Litauen hinein Fuß zu fassen, wer weiß, ob Preußen dann mit solcher Zähigkeit im Kampf gegen Österreich und im Fürstenbunde das Anwachsen der österreichischen Macht auf deutschem Boden zurückgewiesen hätte. Nicht das nationale Bewußtsein, sondern die geographische Lage und staatliche Notwendigkeit haben Preußen an die Spitze der Nation gebracht.

Noch eins war zum Vorteil Preußens: es war frei von den römisch-italienischen Traditionen des alten römischen Kaisertums. Diese Traditionen zehrten an der Kraft des Hauses Habsburg, auch nachdem die regelmäßigen Römerzüge aufgehört hatten. Zwar setzte nicht mehr ganz Deutschland seine Kraft ein für die päpstliche Krönung und die kaiserliche Herrschaft in Oberitalien; aber das Kaiserhaus und seine Erblande nahmen doch einen Teil der Last auf sich und erweckten damit endlose äußere Kriege mit Italien, Frankreich, Spanien, die nichts mit den Interessen der Nation zu thun hatten, außer daß sie durch die Vernachlässigung der innerdeutschen Angelegenheiten das nationale Gesamtgefühl weiter schwächten.

War Friedrich III. der letzte in Rom gekrönte Kaiser, hatte Italien aufgehört, seinen unmittelbar zersetzenden Einfluß auf die staatlichen und nationalen Zustände Deutschlands auszuüben, so wurde dieser Vorteil aufgewogen durch den Schaden, den die weit engere Verbindung der Kaiserkrone mit den slawisch-ungarischen Erblanden und später mit Spanien brachte. Die Erbmonarchie war endlich, wenn nicht gesetzlich, so thatsächlich da, und die Dynastie war der Nation ferner und fremder als jemals seit den Zeiten der Karolinger. Der Kaiser undeutsch, die zahllosen Fürsten und Herren jeder nationalen Einigung feindlich, die Nation in religiösem dauerndem Kampf zerrissen — das

Digitized by Google

war ein Zustand, der gewiß kein nationales Bewußtsein im Volke fördern konnte. Wohl flammte hie und da in Einzelnen dieses Bewußtsein auf. Aber ein Luther hatte vor allem mit Rom zu kämpfen und vermochte zuletzt doch nicht, auch nur auf dem religiösen Boden das Volk zu einigen. Ein Wallenstein wagte den Versuch, gegen Kaiser und Fürsten, Welsche und Schweden einen fest geschlossenen Staat auf deutschem Boden zusammen zu hämmern. Aber er stand mit seinen heldenhaften, weitblickenden Plänen allein, und er und seine wahrhaft nationalen Unternehmungen fielen durch die der Nation feindlichen Mächte zu Wien. Und von diesem heillosesten aller Bürgerkriege an gab es, wenn man die rein österreichischen Kriege ausscheidet, in den mehr als zweihundert Jahren bis zu den Einigungskämpfen von 1870 keinen deutschen Krieg, der nicht ganz oder zu einem Teil ein Bürgerkrieg gewesen wäre. Ein Bürgerkrieg, wenn man die Bestandteile des Deutschen Reichs als zu einer staatlichen Einheit gehörend will gelten lassen. Und doch waren diese drei Jahrhunderte wahrlich nicht arm an Kriegen. Waren es nicht Österreicher, Bayern, Sachsen, Preußen usw., die gegen einander fochten, so sah man Pommern im schwedischen Heere oder Hannoveraner im englischen, oder Rheinländer, Westfalen, Bayern im französischen Heere gegen Deutsche kämpfen, bis zuletzt im Rheinbunde der größte Teil der alten reindeutschen Stämme den Franzosen bei der Niederwerfung der beiden Ostmarken, Österreichs und Preußens, half.

Nichts in der deutschen Geschichte ist vom nationalen Gesichtspunkte aus so erschütternd, als dieser Kampf der alten echten Stämme gegen die Staaten, die nun auf ihrem ehemals kolonialen Boden am festesten für die Existenz der Nation eintraten. Freilich weniger mit dem idealen Ziele der Verfechtung nationaler Interessen, als mit der Absicht, ihre staatlichen Interessen, sei es auch auf Kosten der Nation, zu fördern. Denn erst die plötzlich erwachte Begeisterung des Volkes im Befreiungskriege von 1813, die aus nationaler Quelle entsprang, entzündete auch die Regierungen zum Bewußtsein nationaler Aufgaben. Bis dahin waren ihre Ziele auch in Wien und Berlin ebenso bloß staatlicher Natur wie in den kleinern Staaten. Bis dahin standen auch sie noch immer auf dem rein staatlichen Boden, den sie in diesen Kriegen seit 1792 eingenommen hatten.

Beide überließen zu Basel und Campo Formio, zu Rastatt und Lüneville sehr bereitwillig den letzten Rest des einst so großen linksrheinischen Besitzes von Deutschland den Franzosen. Dagegen wirkte Paul von Rußland, der in Deutschland nichts besaß als die Herrschaft Jever, jahrelang mit weit größerm Eifer für die Erhaltung der Reichsgrenzen als irgend ein deutscher Staat. Während beide deutsche Vormächte gierig nach Beute an deutschem Boden spähten; während beide kein Bedenken trugen, jeden Schaden, den deutsche, selbst nichtdeutsche Fürsten, wie Oranien, Sardinien, Toskana, Modena, von Franzosen erlitten hatten, mit deutschem Lande zu bezahlen, und zuletzt aus

Digitized by Google

rein staatlicher Eifersucht gegen einander es Frankreich im Verein mit Rußland überließen, im Reichsdeputationshauptschluß die deutschen Kernlande nach Gunst zu verteilen, waren die beiden Ostmarken doch, wenn auch nicht aus nationalen Motiven, so durch ihre staatliche Stellung die Schützer des deutschen Mutterlandes.

Von den preußischen und österreichischen Truppen, die bei Leipzig kämpften, hatte nur ein geringer Teil seine Heimat auf altem deutschem Boden, der weitaus größte Teil war aus deutschen Kolonialgebieten oder aus undeutschen Ländern der österreichischen Krone. Die Hauptkraft sowohl Österreichs als Preußens lag 1813 in Ländern, die auch staatlich gar nicht zum Deutschen Reiche gehörten, die nur durch Heirat, Erbgang oder Eroberung an die Häuser Habsburg und Hohenzollern gekommen waren. Denn Preußen war seit 1807 auf seinen ostelbischen Besitz beschränkt und zog seine beste Kraft aus dem Erbe der Deutschherren und den polnischen Erwerbungen, Gebieten, die alle außerhalb des Bundesgebietes lagen. Auf slawischem, von Deutschen kolonisiertem Boden ist die einheitliche Kraft erwachsen, die die Nation rettete, und so wurde ein Teil der Schuld getilgt, die das undeutsche Österreich seit Jahrhunderten dem Reiche gegenüber auf sich geladen hatte. Das eigentliche Deutsche Reich stand fast ganz unter der Fahne Napoleons. Und fünfzig Jahre später war es wieder nicht das deutsche Kernland, das über die Zukunft des Volkes entschied, sondern der Entscheidungskampf wurde in der Hauptsache zwischen den beiden kolonialen Ostmarken ausgefochten.

Der Grund hiervon war, daß sich nur die Ostmarken noch ein staatliches Bewußtsein gewahrt und staatliche Mittel zur Verteidigung bereit hatten. Die Kernlande hatten nicht nur das nationale, sondern zuletzt auch das staatliche Bewußtsein verloren. Alle die zahllosen kleinen Herren waren allmählich dem Stande patriarchalischer Grundherren nahe gekommen, fühlten sich als Herren von Gottes Gnaden bis hinab zu einem Wallerstein oder Erbach und regierten ihre Länder wie Rittergüter, der eine gut und zum Gedeihen seiner Unterthanen, der andre als wüster Verschwender, der dritte als Despot. Es fehlte wenig, so konnte man diesen Fürstenstand von den polnischen Magnaten des vorigen Jahrhunderts kaum mehr unterscheiden. Dort wie hier die Willkür des Privatherrn, nicht die Staatsordnung des Gesetzes; hier schloß Bayern ein Offensiv- und Defensivbündnis mit Rußland und stellte ihm seine 20000 Mann Truppen zur Verfügung, und dort that ein Potocki oder Radzwill mit gleicher Heeresmacht dasselbe. Der eine verhandelte seine Soldaten an auswärtige Mächte, der andre sparte die Ausgaben für irgend welche Soldaten, um eine Reise nach Italien zu machen. Von staatlichen Pflichten war bei diesen Herren selten die Rede: sie wurden bestenfalls ersetzt durch die Pflichten privater Art, die sich ein redlicher und wohlgesinnter Mann selbst auferlegt. Was diese Fürsten von den polnischen

Digitized by Google

Magnaten unterschied, war der in dem deutschen Charakter fester wurzelnde Sinn für Recht und Ordnung, waren die Formen staatlichen Wesens, die, so leer sie oft waren, dennoch im Volke nicht gänzlich das staatliche Bewußtsein erlöschen ließen. Man hatte wenigstens überall und oft sehr dicht vor Augen einen Fürstenhof mit seinen Schranzen und Ministern, man sah im Lande, so klein es war, Beamte, Richter, Zöllner und auch Soldaten; man sah kleine Musterstaaten, wenn man sich weiter umthat, oder hörte von solchen, in denen es ordentlich und rechtlich zuging, in denen für Wege oder Schulen oder für eine andre Liebhaberei des Fürsten von allgemeinem Nutzen gut gesorgt wurde. Denn bei aller Willkür vieler der Herren war dieser südliche und westliche Boden doch uralter deutscher Kulturboden, auf dem sich ein reges geistiges Leben erhalten hatte und in Verbindung stand mit der Geistesarbeit in Frankreich, der Schweiz, Holland, Italien; ein Kulturboden, auf dem noch eben die meisten der großen Dichter und Denker erwachsen waren, die unsre Litteratur zu einer der französischen, englischen, italienischen ebenbürtigen erhoben hatten.

Aber im ganzen freilich war in diesem Reichstrümmerhaufen wenig zu sehen, was den Begriff des Staats im Bewußtsein der Bürger festigen konnte. An der Stelle des Staatsbewußtseins stand allenfalls ein enges Kommunalbewußtsein; der Württemberger war darin nicht anders als der Nürnberger oder Rothenburger und konnte in der That auch kaum anders sein. Denn in der Zeit von 1800 bis 1815 und noch später wurde mit den deutschen Ländern und Staaten ein Handel und Tauschgeschäft getrieben, wie auf der Leipziger Messe mit Tuchballen. Niemand konnte sicher sein, daß er sich über Nacht nicht aus einem Bayern in einen Preußen, aus einem Gothaer in einen Koburger, aus einem Kurmainzer in einen Franzosen oder Hessen verwandelte. Endlos schleppten sich die Grenzausführungen zwischen den verhandelten Landfetzen hin, und war endlich eine Grenze gesetzt, dann kam oft bald ein neuer Tausch, der sie unnütz machte.

Seit Napoleon den in Rastatt versammelten deutschen Fürsten kurzweg erklärt hatte, die gesamten geistlichen Stifter seien zu säkularisieren und ihre Ländereien zur Entschädigung der durch die französischen Eroberungen vertriebnen Fürsten und Herren zu verwenden, war bei den geistlichen Ständen zwar des Jammers genug, aber um so größeres Wohlgefallen bei denen, die sich nun auf die großen und reichen Gebiete der Erzstifte, Bistümer, Abteien und Klöster stürzten. Daß es bei diesem Plündern und Handeln nicht fein säuberlich herging, vielmehr allmählich alle Scham dahin schwand, ist bekannt genug. Was die Herren zur Bestechung Napoleons und seiner Diener herausgeben mußten, das holten sie oft von ihren neu eingehandelten Unterthanen wieder zurück, und wie die Herren, so dachten ihre Diener: vielleicht hat Deutschland nie vorher oder nachher eine solche Entwürdigung der Regierungen und des Beamtentums gesehen wie damals zur Zeit des napoleonischen Länderschachers.

Digitized by Google

Entsetzliche Schilderungen, die zugleich des Ergötzlichen nicht ermangeln, entwirft uns ein bayrischer Beamter, Ritter von Lang,*) aus dem neuen napoleonischen Königreich Bayern. Mögen diese Aufzeichnungen auch an Gehässigkeit Einzelnen gegenüber leiden, so dürfen sie doch als bezeichnend gelten für Zustände jener Zeit. „Der Angeklagte, sagt er, wenn er ein Beamter, Adlicher, Geistlicher oder ein reicher Jude war, kam jederzeit durch, Kläger oder Richter aber wurden von der Rache erreicht. Ob ich gleich in jedem Stande die rechtschaffensten und tüchtigsten Männer gefunden habe und überzeugt bin, daß dergleichen neben den geschilderten unglückseligen Subjekten überall zu finden sind; so fragt sichs doch, wie es kommt, daß gerade in der Beamtenwelt eine solche erschreckliche Verworfenheit habe stattfinden können? Ich weiß darauf keine andre Lösung als: durch eine unglaubliche Schwäche der Regierung, eine schlechte Justiz, ein seit Jahrhunderten durch die vielen welschen Tonangeber und Emporkömmlinge, die Maitressen- und Pfaffenregierung und die allerliederlichste Staatswirtschaft verdorbner Charakter und einen den Freunden des Guten überall auflauernden heimtückischen Rachegeist."

Man muß sich diese Zustände vergegenwärtigen, um zu begreifen, mit welcher Gleichgiltigkeit man im südlichen und westlichen Deutschland den Zusammenbruch des alten Staatswesens und den Einbruch welschen Geistes und welscher Staatsmacht im Volke ansah. Der Staat, wie er sich dem Unterthan von Bamberg oder Würzburg oder Kurmainz oder Kurköln oder all der weltlichen Herren zeigte, konnte ebenso wenig ein staatliches Bewußtsein nähren und erhalten, wie die Komödie, die auf der Bühne des Reichs aufgeführt wurde, dem seit lange erschlafften Reichsbewußtsein aufhelfen konnte. Welche Achtung vermochte man einem „allerhöchsten Reichsoberhaupte," wie man es damals nannte, zu bewahren, das den Kongreß zu Rastatt mit der freilich unerwarteten Erklärung eröffnete, daß die Integrität des Reichs als anerkanntes Prinzip der Verhandlungen zu gelten habe, und drei Wochen darauf Mainz den Franzosen ohne Schwertstreich übergab, die dann auch sofort mitten im Frieden die Rheinschanze bei Mannheim mit dazu nahmen? Und als dann ein allgemeines Wehklagen begann, da kam, wie Lang erzählt, die andre beschwichtigende Erklärung des kaiserlichen Gesandten: „Die Integrität des Reichs sei keine rohe, sinnlich-körperliche, sondern eine symbolisch-idealische, nach welcher, Rheingrenze hin oder her, doch noch dieselbe Verbindung des allerhöchsten Reichsoberhaupts und dessen allergetreuesten Kurfürsten, Fürsten und Ständen des Reichs fortbestehen sollte."

Die „symbolische Integrität" des Reiches! Eine Symbolik, die nicht nur in der realen staatlichen Verlumptheit, sondern auch in der Fratzenhaftigkeit zu Tage trat, der das äußere Erscheinen von Staat und Reich verfallen war. Wenn heute bei uns manchenorts die nationale Triebkraft noch nicht stark

*) Memoiren des Ritters K. H. von Lang, II, 109.

Digitized by Google

genug ist, alle geringern Bedenken zurückdrängend sich der ungetrübten Freude an dem neuen Phönix hinzugeben, so dürfte es von Nutzen sein, von Zeit zu Zeit die Asche etwas aufzurühren, aus der er erstanden ist, und sich das Aussehen des alten Phönix deutscher Nation, der darin unterging, zu vergegenwärtigen. Der realistische und sarkastische Ritter von Lang hat zwar beim Krönungsfest Kaiser Leopolds im Jahre 1790 vielfach andre Dinge zu Frankfurt gesehen als Goethe 26 Jahre vorher bei der Königskrönung Josephs sah; aber wenn jener seiner Spottlust zu sehr die Zügel schießen ließ, so mag dem fünfzehnjährigen Dichterknaben vieles Glänzende als echtes Gold erschienen sein, was es nicht war, was man denn auch aus der Erzählung des alten Goethe unschwer zwischen den Zeilen herauslesen kann. So entnehme ich denn den Memoiren Langs einige Zeichnungen des burlesken Vorgangs, der hundert Jahre vor dem Antritt der Regierung Kaiser Wilhelms II. zum letztenmal in der Krönungsstadt Frankfurt einen deutschen Kaiser alter Art erstehn ließ.*)

Der Ritter von Lang war als Abgesandter des Direktors des schwäbischen Grafenbundes, Fürsten von Wallerstein, nach Frankfurt gekommen und im Interesse dieser Grafen thätig. Die erste hochwichtige Angelegenheit nun, die ihm in diesem Interesse dort unter die Hände kam, war, so erzählt er, „ein Gesuch des Reichserbmarschalls Grafen von Pappenheim, daß unter denjenigen jungen Grafen, welche die Ehre haben, nach dem bestehenden Reichszeremonial die Speisen auf die kaiserliche Krönungstafel zu tragen, auch die jungen Herren Grafen von Pappenheim möchten zugelassen werden. Die gesamten deutschen Reichsgrafenlande aber, wohin man Kuriere und Stafetten laufen ließ, kamen darüber in nicht geringen Aufruhr und Bestürzung, sintemal, unbeschadet der persönlichen Würde der Herren Grafen von Pappenheim, ihre Herrschaft selbst keine wirkliche Reichsgrafschaft, sondern nur eine unmittelbare reichsritterschaftliche Besitzung war."

„Ich erhielt also, fährt Lang fort, den Auftrag, eine Antwort an den alten Erbmarschall aufzusetzen, welche ungefähr dahin ging: So erfreut und diensterbötig die gesamten Grafen des heiligen römischen Reichs selbst in dem Fall sein würden, daß der Herr Erbmarschall zum römischen Kaiser und König von Germanien gewählt werden wollte, so wenig könnten sie jedoch auf dessen exorbitantes, unüberlegliches, unberechenbares und folgenschweres Begehren, die Herren Söhne und Vettern beim Schüsseltragen und Aufwarten zuzulassen, weder für jetzt, noch in alle ewige Zeiten eingehn.

„Ich hatte mich aber sehr geirrt, wenn ich hoffte, unter diesen hochgräflichen Segeln die kommende Frankfurter Pracht nunmehr ruhig mit ansehen zu können. Mitten in der Nacht brach neuerdings ein so gräßlicher Sturm aus, daß ich schleunigst aus Frankfurt heraus nach Offenbach, als dem Ver-

*) Lang a. a. O. I, 206 ff.

Digitized by Google

deck der deutschen Reichsgrafendeputation, einberufen wurde. Das kaiserliche Hofküchenmeisteramt hatte ein Verzeichnis sämtlicher Schüsseln, wenn ich nicht irre, siebenunddreißig an der Zahl, mitgeteilt, um sie zur Auflegung auf die Tafel an die hierzu bestimmten Reichsgrafen zu verteilen. Nun war aber seit Carolo Magno, oder auch etwas später, das reichsgesetzmäßige Herkommen, daß jederzeit die erste Schüssel von einem Schwaben, die zweite von einem Wetterauer, die dritte von einem Franken und die vierte, und so allemal die letzte von einem westfälinger Grafen getragen werden mußte. Allein nach diesem Turnus hätte es sich getroffen, daß die siebenunddreißigste Schüssel, als die allerletzte, wieder auf einen schwäbischen Grafen gekommen wäre, worüber alle anwesenden Schwaben . . . in den heftigsten Unwillen ausbrachen, während gleichwohl auch keiner der andern Stände des Reichs dieser siebenunddreißigsten Schüssel sich annehmen wollte. Es schien nur wenig zu fehlen, daß es nicht gar zu einem bürgerlichen Reichsgrafenkrieg gekommen wäre. Die kaiserliche Hofküche schlug es geradezu ab, diese verwünschte siebenunddreißigste Schüssel etwa wegzulassen, welches ihr auch nicht zu verdenken war, weil sie sich darüber mit allen Küchenzetteln von Kaiser Rudolfus her auszuweisen vermochte. Endlich doch kam, gleichsam wie vom Himmel her, der geistreiche Einfall, aus dieser großen Schüssel vier kleinere zu machen, worauf dann die letzte richtig wieder auf einen Westfälinger traf.*)

„Als Gentilhomme des Reichserztruchsessen hatte ich dem Krönungszug mit beizuwohnen und konnte also diese alttestamentliche Judenpracht gemächlichst in der Nähe schauen. Der Kaiserornat sah aus, als wär er auf dem Trödelmarkt zusammengekauft, die kaiserliche Krone aber, als hätte sie der allerungeschickteste Kupferschmied zusammengeschmiedet und mit Kieselsteinen und Glasscherben besetzt; auf dem angeblichen Schwert Karls des Großen war ein Löwe mit dem böhmischen Wappen. Die herabwürdigenden Zeremonien, nach welchen der Kaiser alle Augenblicke vom Stuhle herab und hinauf, hinauf und herab sich ankleiden und auskleiden, einschmieren und wieder abwischen lassen, sich vor den Bischofsmützen mit Händen und Füßen ausgestreckt auf die Erde werfen und liegen bleiben mußte, waren in der Hauptsache ganz dieselben, womit der gemeinste Mönch in jedem Bettelkloster eingekleidet wird. Am possierlichsten war es, als eine Bischofsmütze im lieblichsten Nasentone und lateinisch zur Orgel hinauf intonierte, ob sie da oben nun wirklich den Serenissimum Dominum, Dominum Leopoldum wollten regem suum habere, worauf der bejahende Chorregent gewaltig mit dem Kopfe schüttelte, seinen Fiedelbogen greulich auf und nieder schwenkte, die Chorjungfern und Singknaben aber im höchsten Diskant herunter riefen: fiat! fiat! fiat!

„Sowie also von seiten dieser kleinen Herrschaft nichts mehr entgegen zu

*) Nach Goethes Bericht gab es schon 1764 ganze einundvierzig Schüsseln, sodaß Lang sich wohl um vier Schüsseln versehen haben dürfte.

Digitized by Google

stehn schien, gings nun mit der Krone eilends auf das kaiserliche Haupt, vom Empor aber mit Heerpauken und Trompeten donnernd herab: Haderipump! Haderipump! Pump! Pump! Es hätte wenig gefehlt, so wäre mir, ohne zu wissen wie, die erste kaiserliche Gnade widerfahren. Um alles noch gemächlicher mit anzuschaun, stieg ich auf etlichen Latten auf einen Platz in der Kirche, der bei weitem minder stark besetzt und gedrängt war, bis ich dann endlich von einem Bekannten, der mir seine Glückwünsche bringen wollte, erfuhr, daß dieses die Bühne für diejenigen sei, welche der Kaiser zu Rittern schlagen wollte; ich machte mich also mit einem Sprung über diese bevorgestandne Ritterschaft wieder hinweg. Nachdem nun dem Kaiser auf einem kahlen Throne, der aussah wie eine Hennensteige, von den Bischöfen die Glückwünsche und Huldigungen unter allen möglichen Arten von Knie- und Buckelbeugungen abgestattet und durch die bis unter seine Nase geschwungnen Rauchfässer ein Wolkenhimmel um ihn her gebildet war, wurden die Kandidaten zum Ritterschlag und unter diesen zuerst und namentlich ein im theatralischen Kostüm schon bereitstehender Dalberg aufgerufen. . . . Von der Kirche aus nahm der Kaiser mit seinem abgeschabten Mantel in langer, aber etwas eilig drängender, daher auch krummer und verwirrter Prozession seinen Zug auf das Rathaus zurück. Er ging in seinen Kaiserpantoffeln über gelegte Bretter, die man mit rotem Tuche bedeckte, welches aber die gemeinen Leute, auf dem Boden knieend und mit Messern in den Händen, hart hinter seinen Fersen herunterschnitten und zum Teil so gewaltsam in Fetzen herunterrissen, daß sie den vorn laufenden Kaiser beinahe damit niederwarfen. . . ."

Diese Staats- und Reichskomödie hatte aber ihre tragische Seite darin, daß unter der Mißwirtschaft der meisten dieser allergetreusten Kurfürsten, Fürsten und Stände das Volk nicht nur Glauben und Vertrauen zum Staat und zum Reich, sondern oft auch den moralischen Halt und materiellen Wohlstand eingebüßt hatte. Von Köln, wie es um 1790 aussah, als noch kein Franzose seinen Frieden gestört hatte, erzählt Lang, der eben aus dem geordneten und reichen Holland dorthin kam, folgendes: „Desto kärglicher sah es dafür in dem frommen Köln aus; die Häuser eingefallen, ganze Straßen leer, der Dom von Haus aus unvollendet; hungernde, flehende Jammergestalten in abgenutzten Mänteln an den Thüren, und lauernde, schmutzige, weibliche Gestalten. Dazu dann ein ewiges Schellen und Klingeln in den 365 Kirchen, und ein Rennen zu den 11000 Jungfrauen und den heiligen drei Königen." Und wie hier, so sah es in vielen der von Natur minder reich ausgestatteten Länder aus, wo die Herren nach dem Vorbilde von Versailles das Geld zum Fenster hinaus oder doch zahllosen Nichtsthuern und Juden in den Schoß warfen und dafür dem Bauern das Brot gelegentlich vor dem Munde wegnahmen.

Dieser oft geschilderten Zustände muß man gedenken, wenn man dem

Digitized by Google

Geiste nachforscht, der damals gerade in den alten deutschen Kernlanden lebte. Das Gefühl staatlicher oder nationaler Würde war völlig zersetzt, zerrieben, verloren, Recht und Ordnung waren gebrochen, der Druck der Armut an vielen Orten groß, und wo noch freiere Bewegung, Sicherheit der Arbeit und des Besitzes vorhanden waren, da fühlte man sich von allen Seiten durch Beamte und Zunftordnungen, durch den Zollbeamten rechts, den Steuereinnehmer links, die Taxissche Reichspost hier, die Lasten auf Handel und Verkehr dort so eingeschnürt, daß, als von Paris her der Ruf nach Freiheit herübertönte, nicht nur junge Schwärmer, sondern auch verständige Leute alsbald gewonnen wurden.

Um 1790 war man links des Rheins zum großen Teil französisch gesinnt und ebenso in Frankfurt; und als das linke Rheinland an Frankreich kam, freute man sich, aus der alten unerträglich drückenden Atmosphäre herausgekommen zu sein; der nationale Gegensatz blieb vorläufig verdeckt unter der Freiheit vom alten Zwacken und Placken der Kleinstaaterei. So sehr verdeckt, daß man links des Rheins trotz der dann drüber weg gehenden Kriege auch 1815 noch mit sehr geteilten Empfindungen die Vereinigung mit den deutschen Staaten aufnahm. Auch weiter hinein ins Reich verflog der Rest nationaler Gesinnung vielfach vor der Aussicht, durch die Franzosen zu bessern staatlichen Zuständen zu gelangen. Die Freiheitskämpfe ließen den nationalen Geist zwar plötzlich aufflammen. Aber kaum war der Friede geschlossen, so begingen die deutschen Regierungen den Frevel, vor diesem nationalen Geist in Furcht geratend, ihn durch Wiederherstellung eines großen Teils der alten staatlichen Zwangsanstalten zu bekämpfen.

Im preußisch gewordnen Rheinlande wurde zwar nicht alles, was die französische Herrschaft gebracht hatte, urteilslos wieder hinausgefegt; vor allem blieb der französische Kodex des Rechts in Kraft; aber man erinnerte sich dort doch noch lange, woher diese Wohlthaten gekommen waren, und sah mißmutig auf die strenge Beamtenfaust Preußens und die Karlsbader Beschlüsse hin. Im Süden legten sich die Kleinen, die von Napoleons Gnaden größer geworden waren, keinen Zwang an, als die beiden deutschen Vormächte sie aufforderten, die gute alte Zeit wieder herzustellen und den gefährlichen nationalen Geist in Banden zu schlagen, „und so ist sie nun, seufzte Ritter von Lang, mit Gottes Hilfe und um den Preis unsers vielen Blutes wieder da, die alte schöne Zeit der Patrimonialgerichte, der Landessperren, der Siegelmäßigkeit und Steuerprivilegien, der neuen Fideikommisse der wieder befestigten leibeignen Gütergebundenheit, der geheiligten Gemeindeordnungen, der Wallfahrten, des Kapuzinerbettels."

Was anders denn war es, als die Idee von Staat und Nation, wogegen Österreich zu Karlsbad und auf den Kongressen von Aachen bis Verona focht? In ganz Europa wurde den Nationen, die sich auf sich selbst besannen,

Digitized by Google

der Mund gestopft, und in Deutschland außerdem noch das Begehren, aus den kleinstaatlichen Fesseln zu lebendigem Staatentum zu gelangen, niedergezwungen. Das war nicht eben schwer, weil im Volk selbst Staat und Nation mehr von jenseits des Rheins herübergeflogne Ideen, als im Volke gereifte, feste Begriffe waren. Zu lange war man gewohnt gewesen, sich als Glied der Hennebergischen oder Zweibrückenschen oder Hohenlohischen oder Öttingenschen Nation zu fühlen, als daß man sich von einer deutschen Nation einen rechten Begriff hätte machen können. Die französische Revolution selbst war nicht national gewesen; erst der lange Druck gallischer Fremdherrschaft hatte den nationalen Gegensatz in Spanien, in Italien, in Deutschland hervortreten lassen. Auch hätten die Regierungen das Erstarken des nationalen Geistes nach 1813 schwerlich gefürchtet, wenn er sie nicht in ihrem staatlichen Besitzstande bedroht hätte. Denn dieser nationale Geist von 1813 war kaum mehr als ein Schattenbild, das bald verschwand; was blieb, war der Staatsbegriff als Gegensatz zu der halb in privaten Rechts- und Verwaltungsformen stecken gebliebnen kleinen Herrschaften. Die Deutschen haben auch seit 1813, und besonders seit 1815, immer nur mit der Sehnsucht nach einem bessern Staatsleben gerungen: gesetzliche Ordnung, freie Bewegung innerhalb erweiterter staatlicher Grenzen, das Volkswohl als Staatszweck — das waren die durch die Zustände gegebnen nächsten Bedürfnisse; sich als Nation zu fühlen, dazu hatte man noch keine Zeit gehabt außer in den engen Kreisen von Gelehrten, Poeten und Studenten. Das nationale Elend von 1798 bis 1813 war alsbald von dem staatlichen Elend des Deutschen Bundes verdrängt worden.

Der Staat nun, der jene Bedürfnisse am besten befriedigte, war Preußen. Hier hatte sich unter einem König der Paraden und einem König der Schlachten die straffe Disziplin ausgebildet, die nicht nur das Heer, sondern auch das Beamtentum bis auf den heutigen Tag traditionell durchdringt, diese Disziplin, die die Grundlage von Ordnung und Gesetzmäßigkeit ist, und die so gut die Soldaten wie die Beamten, wie den König selbst beherrschte, diese Disziplin, die von roher Äußerlichkeit des Kasernendienstes ausgehend den Begriff der Pflicht großzog und in dem Volkskörper durch alle Adern verbreitete, bis hinauf zum ersten Diener des Staats. Die Schule dieser Disziplin, die Preußen durchgemacht hatte, war hart genug gewesen unter Friedrich Wilhelm I. und seinem Sohne; aber sie war so nachhaltig wirksam, daß sie die zersetzende Zeit Friedrich Wilhelms II. überdauerte und den Staat auch unter den äußern Stürmen und dem engen Geiste Friedrich Wilhelms III. rettete.

Hier war ein Staat, der das hatte, was dem übrigen Deutschland, was auch Österreich fehlte, und wonach sich die Leute sehnten, die ein Ende der Kleinstaaterei herbeiwünschten. Wo in dem Länderhandel seit 1801 die preußische Hand in kleinstaatliche Zustände hineingriff, da spürte man sofort den Unterschied gegen früher: es kam Ordnung, Redlichkeit, Gesetzlichkeit in die

Digitized by Google

Verwaltung. Diese Zustände verschwanden wieder, wenn ein Land, wie z. B. Ansbach, an einen Kleinstaat zurückfiel. Je deutlicher sich seit 1815 und 1820 herausstellte, wie unfähig der neue Deutsche Bund war, dem allgemeinen Bedürfnis nach staatlicher Ordnung und zugleich gesetzlicher Freiheit zu genügen, um so mehr wandten sich die Blicke nach Preußen hin; aber nicht weil man dort den Kern der Nation, sondern weil man einen wohlregierten Staat sah. Man war viel eher geneigt, Preußen kaum als deutschen Staat gelten zu lassen. In Preußen selbst war man weit entfernt, sich zum Bannerträger der Nation zu machen; dort hatte auch Friedrich II. nicht für die Nation, sondern für seinen Staat gekämpft, und sein Volk fühlte sich noch 1820 ebenso als preußische Nation wie die Nassauer als nassauische. Deutsches Volksbewußtsein war den Preußen so wenig eigen, daß sich während der napoleonischen Fremdherrschaft eine starke französisch gesinnte Partei in Berlin bildete, daß um 1841 Perthes von dem „alten Berliner Haß gegen die deutsche Nation" reden konnte, und daß ihm um dieselbe Zeit ein Freund aus Berlin schrieb, jeder Preuße empfinde einen instinktmäßigen Ekel gegen das Deutsche Reich.

Ekel und Haß wurzelten in der Verachtung des unstaatlichen, zerfahrnen Wesens im Reich, in dem fest ausgeprägten staatlichen Bewußtsein des Preußen, das von keinem nationalen Empfinden in der Beurteilung des Reichs aufgehalten wurde. Ja das preußische Bewußtsein war gerade in dem maßgebendsten und wichtigsten Teil der Bevölkerung, im Adel und unter den Bauern, gar nicht einmal ein wirklich rein staatliches: es war wesentlich ein königliches, das mittelalterliche Treuebewußtsein des Lehnsmanns gegen seinen Herrn. Der König war der Staat für den richtigen Preußen, freilich in anderm Sinne, als es zu Versailles festgestellt worden war, und weit mehr dem Papst zu vergleichen, der dem ultramontanen Katholiken heute über der Kirche steht. Erst König, dann Staat, dann in weiter Ferne vielleicht die Nation — das war die preußische Rangordnung. Und wie wenig man sich in Preußen um nationale Interessen kümmerte, zeigte bis in die neuste Zeit die königtreuste Partei in ihrem Widerstreben, so 1849 wie 1866, gegen die Verschmelzung Preußens mit Deutschland. Friedrich Wilhelm IV. fühlte sich noch als Lehnsträger des Hauses Österreich, und nicht ihr nationalbewußter Wille, sondern der Zwang der Verhältnisse hob die preußischen Könige allmählich über die staatliche zur nationalen Stellung empor.

Die Anerkennung, die man im übrigen Deutschland dem preußischen Wesen zollte, war durch die Verhältnisse erzwungen und wurde daher nur widerstrebend gewährt. Man sah seit 1820 immer klarer, daß nur Preußen die staatliche Kraft hatte, der Nation aufzuhelfen. Aber der alte Widerwille gegen das preußische Wesen sträubte sich gegen diese Anerkennung, und dieser Widerwille entsprang hauptsächlich aus derselben Quelle wie die Anerkennung. Schuf die preußische Disziplin Ordnung, so that sie das doch in einer rauhen, her-

Digitized by Google

rischen Form, die dem Rheinländer und Südländer höchst unangenehm war. Nordisches Temperament und soldatische Disziplin waren und sind vielleicht noch heute Dinge, die einen tüchtigen, aber nicht immer einen angenehmen Soldaten und Beamten machen, besonders für Leute, die von jeher gelegentlich an Willkür, aber immer an bequemes Gehenlassen und gemütliche Nachsicht gewöhnt waren. Noch heute spürt man dieses vielleicht zu wenig beachtete, aber vielbedeutende Verhältnis, daß der Preuße, auf seine Tüchtigkeit pochend, oft den Süddeutschen verletzt, der ihm seine Schärfe doppelt anrechnet, weil er seine Tüchtigkeit nicht angreifen kann. Die stahlharte preußische Beamtendisziplin ist nicht dazu gemacht, anderwärts und am wenigsten in den alten deutschen Kernlanden „moralische Eroberungen" zu machen, wie man es in der vorbismarckischen Zeit nannte.

So hat der nationale Gedanke in den staatlichen Bewegungen seit 1813 nirgends in Deutschland eine wesentliche Rolle gespielt. Und als er 1840 und dann stärker 1848 hervortrat, da wurde er sowohl von Preußen wie von Österreich aus staatlichem Interesse bekämpft und niedergeworfen. Preußen fehlte der Ehrgeiz, fehlte der Mut und vielleicht auch die Kraft, an der Spitze stehend die Nation staatlich zu organisieren; für Österreich war der nationale, der deutsche Einheitsgedanke damals wie später ein feindlicher Gedanke: das nationale Prinzip treibt und trieb Österreich aus einander. Denn Österreich war und ist vor allem das Österreich der habsburgischen Hausmacht, das Österreich nach 1866. Wenn Erzherzog Johann nach Frankfurt ging und Reichsverweser wurde, so hieß das nicht, daß Österreich ein einiges Deutschland wollte, sondern genau das Gegenteil davon.

Nicht im praktischen Staatsleben, wohl aber in der idealen Atmosphäre von Wissenschaft und Kunst erhielt und kräftigte sich nach 1813 der nationale Gedanke. Von Fichte und Körner und Arndt her wurde er in diesen Kreisen gepflegt; seit etwa 1840 wußte und sah man wenigstens in der Litteratur und im Buchhandel, daß die Deutschen eine abgeschlossene Nation seien. Noch ehe durch die Freiheitskriege das Bewußtsein der nationalen Einheit in die Litteratur drang, hatten unsre großen Dichter und Denker durch den Wert ihrer Werke selbst die Emanzipation von dem bis dahin herrschenden fremden, besonders französischen Geiste wenn nicht vollendet, so begründet. Wer heute von Vater oder Großvater eine ob große ob kleine Bücherei geerbt hat, findet darin vorwiegend französische, zu geringem Teil deutsche Bücher etwa bis aus dem ersten Viertel unsers Jahrhunderts. Die gebildeten Schichten lasen meist französische Werke, schrieben und sprachen viel französisch, die Bildung holte man sich aus der Fremde. In diesen Schichten konnte sich wohl nationales Empfinden wie beim niedern Volke erhalten, nicht aber das stolze Selbstgenügen erwachsen, das ein großes und einiges Volk charakterisiert.

Das nationale Bewußtsein war durch Jahrzehnte hauptsächlich bei Sängern

Digitized by Google

und Dichtern heimisch. Endlich fand sich der Mann, der die realen Verhältnisse real zu behandeln verstand. Staatlich und preußisch durch und durch erhob sich Bismarck zu nationaler Größe. Mit den staatlichen Mitteln der Gewalt zwang er das Staatentum des alten Reichs in neue, nationale, einheitliche Formen. Keiner unsrer großen Kontinentalmächte ist dieser Bruderkrieg erspart geblieben; alle haben sie auf dem Wege von Blut und Eisen ihre Größe, ihre nationale Einheit errungen, mit einer Ausnahme: Österreich, das jetzt den verzweifelten Versuch macht, die nationale Grundlage zu finden, die es für Deutschland nicht zu finden verstand. Welche geschichtliche Tragik liegt in diesem Ringen Österreichs um das nationale Prinzip, das es jahrhundertelang immer von sich gewiesen, mißachtet, endlich bekämpft hat! Wie tief und weit liegen die Anfänge der Schäden, an denen es heute krankt! Das Weltreich Karls V., durch Heiraten geschaffen, durch Jesuiten geleitet und verdorben! Sind nicht diese wilden nationalen Kämpfe in Böhmen wie eine Rache für den Mord von Eger und die Missethaten pfäffischer Herrschsucht? Hat Österreich nicht bis zuletzt die nationale Kraft, nach der es jetzt auf slawischem Boden gräbt, in Deutschland verleugnet?

In Wien wie an den meisten deutschen Fürstenhöfen war man noch 1866 so wenig von der Bedeutung des nationalen Gedankens überzeugt, wie zur Zeit Metternichs. Man rief in Bayern um französische Hilfe; ein kleinstaatlicher Minister erniedrigte sich soweit, daß er dem russischen Zaren vorspiegelte, die livländischen Provinzen seien nicht vor Bismarck sicher, und ihre Treue sei verdächtig. Um in Rußland gegen Bismarck Mißtrauen zu erregen, wurden die Deutschen verdächtigt und ins Verderben gestürzt. Im Volk war man so wenig auf die nationale Einigung vorbereitet, daß Bismarck zu dem gewagten Mittel der Verheißung des allgemeinen Stimmrechts greifen mußte, um die Massen fortzureißen. Wenn wir uns alles dessen heute erinnern, so bemerken wir die bedeutende Strecke, die wir seit jener Zeit auf dem Wege innerer nationaler Einigung zurückgelegt haben. Wir brauchen nicht zu fürchten, daß nationale Einheit dem deutschen Volkscharakter widerspricht, daß wir von Natur verdammt seien, partikularistisch und uneinig zu sein bis zur Gefährdung der äußern Einheit. Dreißig Jahre einer ruhmvollen, gebietenden Stellung Deutschlands im europäischen Staatensystem haben in den führenden Volksschichten das nationale Bewußtsein gestärkt und auch in die breiten untern Volksschichten dringen lassen. Aber lange noch wird der Vorsprung nicht eingeholt werden, den Völker, die seit Jahrhunderten in großen staatlichen Verhältnissen national zusammenwachsen und leben konnten, vor uns voraus haben. Die Geschlossenheit, zu der Rußland im sechzehnten Jahrhundert gelangte, die in Frankreich Ludwig XI. zu erzwingen begann und Richelieu vollendete, die in beiden Reichen mit Blut und Eisen, nicht gegen Fremde, sondern gegen die Landesgenossen geschaffen wurde, ist in Deutschland nicht durch einen siegreichen

Digitized by Google

Krieg und ein Blatt Papier schon erlangt worden. Auch sind wir nicht Slawen noch Gallier. Separatismus, Sonderbündelei scheinen uns im Blute zu liegen. Bei Slawen und Galliern sind die Staatensplitter weggefegt worden; bei uns sind sie geblieben. Zeit, gemeinsame Arbeit, gemeinsame Geschicke müssen das übrige thun, um in uns die nationale Kraft zu stählen, die heute nötig ist im Daseinskampf der Völker.

(Schluß folgt)

Übelstände bei der Rentenbewilligung

Von Ernst Kirchberg

In seiner vor anderthalb Jahrzehnten erschienenen Abhandlung über „Die Unfallversicherung in den europäischen Staaten" hat Bödiker, der frühere Präsident des Reichsversicherungsamts, darauf hingewiesen, wie schwer es unter der Geltung des Haftpflichtgesetzes dem einzelnen Arbeiter bei seinem Vermögens- und Bildungsstande gemacht war, einen Entschädigungsanspruch für einen Betriebsunfall durch einen Prozeß gegen seinen Arbeitgeber oder gegen die mit den reichsten Mitteln ausgestatteten privaten Versicherungsgesellschaften durchzufechten. Das Haftpflichtgesetz mit seinen offenkundigen Mängeln gehört zum Glück längst der Vergangenheit an, und seitdem ist mit der Durchführung der sozialpolitischen Gesetzgebung bei uns in Deutschland ein großer Teil der sozialen Frage gelöst worden. Heute erhält jeder Lohnarbeiter im Falle der Erkrankung zum mindesten dreizehn Wochen hindurch eine ausreichende Krankenunterstützung, und seit dem Bestehen der Arbeiterversicherungsgesetze sind bis zum Schluß des Jahres 1897 an Unfall-, Invaliden- und Altersrenten und sonstigen Entschädigungsbeträgen zusammen schon über sechshundert Millionen Mark ausgezahlt worden. Im Jahre 1897 allein haben die Ausgaben 122 Millionen Mark betragen für 485732 Unfall-, 452300 Invaliden- und Altersrentner, während außerdem bei der Unfallversicherung 29599, bei der Invaliditäts- und Altersversicherung 212983 Personen vorübergehende Unterstützungen oder Beitragserstattungen bei der Verheiratung und im Todesfalle erhalten haben.

Wenn diese Zahlen auch keines weitern Kommentars bedürfen, wenn man auch bemüht gewesen ist, in der sozialpolitischen Gesetzgebung etwas brauchbares zu schaffen und den Arbeiter nach Möglichkeit gegen die wirtschaftlichen Folgen des Alters und der unverschuldeten Erwerbsunfähigkeit sicher zu stellen,

Digitized by Google

so ist doch die Lage des einzelnen Arbeiters, sobald sich nur Zweifel über die Berechtigung seiner Entschädigungsansprüche ergeben, gegenüber den Berufsgenossenschaften und Versicherungsanstalten genau dieselbe geblieben, wie unter dem Haftpflichtgesetz gegenüber den privaten Versicherungsgesellschaften. Der Arbeiter hat nicht die Bildung, um seine Rechte mit Nachdruck selbst verteidigen zu können, und nicht die Geldmittel, um sich durch tüchtige, bezahlte Anwälte vertreten zu lassen, und so gehen ihm ohne sonstige Unterstützung sehr häufig seine berechtigten Ansprüche verloren.

Will man sich davon überzeugen, wie der geringe Bildungsgrad es den Rentenanwärtern oft ganz unmöglich macht, ohne fremde Hilfe ihre Ansprüche durchzufechten, so braucht man nur die Handweberbezirke in den schlesischen Gebirgen aufzusuchen. Die Leute können vielfach gar nicht schreiben, höchstens zur Not ihren Namen. Es ist ihnen gesagt, daß sie als Weber, als Spuler, als Tagearbeiter ihre Rente bekommen können, sie wissen aber nicht, daß sie eine Wartezeit zu erfüllen haben, daß sie eine gewisse Beschäftigungszeit nachweisen müssen. Sie besorgen sich von einem beliebigen Arbeitgeber, bei dem sie vielleicht sechs Monate hindurch beschäftigt gewesen sind, eine Arbeitsbescheinigung und wundern sich hernach darüber, daß sie mit ihren Rentenansprüchen abgewiesen werden, während sie eben noch weitere Arbeitsbescheinigungen beibringen mußten und sie auch unter Umständen ganz leicht erhalten hätten. Unter Umständen freilich; nicht immer. Oft haben die Arbeitgeber keine Versicherungsmarken geklebt und keine Bücher geführt, sie sind womöglich verzogen oder gar gestorben, und der Rentenanwärter, der krank daniederliegt, ist nicht in der Lage, die betreffenden Meister oder ihre Familien aufzusuchen und mit ihnen persönlich zu verhandeln, er kann sich im Augenblick auch wohl nicht darauf besinnen, wo und wie lange er überall beschäftigt gewesen ist. Nun kommt der Bescheid mit der Abweisung von der Versicherungsanstalt, und ist der Weber imstande sie zu lesen, so geht ihm doch das tiefere Verständnis dafür ab, er ist sich nicht recht klar über die entscheidenden Punkte und deshalb auch nicht befähigt dazu, die fehlenden Unterlagen zu ergänzen, etwaige Widersprüche an den bisherigen Ermittlungen zu beseitigen, wichtige Momente, die zu seinen Gunsten sprechen, besonders hervorzuheben. Überall sind in Rentensachen die weniger intelligenten Arbeiterklassen auf fremde Hilfe angewiesen, und wo finden sie die? Die kleinen Arbeitgeber, die keine Bücher führen und das Kleben der Versicherungsmarken unterlassen, sind mit den gesetzlichen Bestimmungen zu wenig vertraut, um den Arbeitern wirklich Rat und Hilfe angedeihen lassen zu können. Die mit Arbeit überlasteten Polizeiverwaltungen in den größern Städten müssen sich auf die allernotwendigste mündliche Auskunft beschränken, mit den Gemeindevertretern auf dem platten Lande ist es oft nicht besser bestellt als mit den kleinen Arbeitgebern. Die Rechtsanwälte sind für die Arbeiterbevölkerung zu teuer, die Winkel-

Digitized by Google

konsulenten aber betrachten die Streitfälle in Versicherungsangelegenheiten zu sehr als wenig einträgliche Nebeneinnahme; und sind sie auch sonst befähigt und zuverlässig, so haben sie doch auf diesem Gebiete zu wenig Erfahrung.

Wenn man hier einwirft, daß es sich im Vorstehenden um einen durch lange Arbeitszeit, eintönige Beschäftigung, schlechte Ernährung körperlich und geistig zurückgekommnen, geringen Bruchteil der Arbeiterbevölkerung handelt, daß die Arbeiter in den großen Industriezentren vorgeschrittner und intelligenter sind, so muß dem entgegengehalten werden, daß in den Fabrikstädten auch die Verhältnisse schwieriger sind, daß für die Fabrikarbeiter in erster Linie die verwickeltere Unfallversicherung in Betracht kommt, während die Hausweber es nur mit der einfach liegenden Invaliditäts- und Altersversicherung zu thun haben. Bei diesen handelt es sich nur darum, ob jemand schon völlig arbeitsunfähig ist oder nicht, und ob er die Wartezeit erfüllt hat, Fragen, die sich in jedem einzelnen Falle verhältnismäßig leicht entscheiden lassen. Bei der Unfallversicherung kommt es auf den Grad der verbliebnen Erwerbsfähigkeit an, die Renten können in allen Abstufungen von 5 bis 100 Prozent der Rente für völlige Erwerbsunfähigkeit bewilligt werden. Da ist es nicht immer leicht, das Richtige zu treffen, da giebt es viel Anlaß zu Streitigkeiten. Und dann handelt es sich vorerst auch immer noch darum, ob überhaupt ein Betriebsunfall als Ursache für die Erwerbsunfähigkeit anzusehen ist oder nicht. Ein Arbeiter kann eine Verletzung erlitten haben, die er anfangs gar nicht beachtet, und die erst später bedenkliche Folgen gezeitigt hat, oder aber ein kleiner unbedeutender Riß an der Hand, den er sich sonst irgendwo zugezogen hat, ist durch Berührung mit giftigen Stoffen die Ursache zu einer Blutvergiftung geworden. In einem andern Falle ist er vielleicht schon lange leidend gewesen, er wird von einem Betriebsunfall betroffen, und gerade jetzt nimmt es mit der Krankheit eine schlimme Wendung. Oder aber er ist bettlägerig bei sich zu Hause untergebracht, verläßt im Fieberwahn das Bett, holt sich durch eine Erkältung den Tod, und dann ist es zweifelhaft, ob die Krankheit an sich die unmittelbare Ursache des Todes gewesen ist, oder etwa gar die Trunksucht, der er in einem unbewachten Augenblick wieder gefrönt hat. Der Beweis für die Berechtigung der Entschädigungsansprüche wird in solchen Fällen immer nicht leicht zu führen sein, es bedarf umfangreicher Zeugenvernehmungen, eingehender ärztlicher Untersuchungen, um in die dunkle Angelegenheit allmählich Licht zu bringen. Jemand aber, der den Fall nicht vollständig zu übersehen vermag, wird sich auch selten über die Bedeutung einer an sich unbedeutenden Einzelheit bewußt sein, die, genügend hervorgehoben, die ganze Sache vielleicht zu seinen Gunsten gestalten kann. Und ist der Arbeiter nach langem Warten endlich in den Besitz seiner Rente gelangt, so beginnen die ärztlichen Untersuchungen von neuem. Die verletzten Glieder schmerzen noch und sind zur Arbeit noch untauglich, der Arbeitsverdienst hat sich auch seit

Digitized by Google

der letzten Untersuchung noch nicht gehoben, aber doch ist im Zustande des Rentenempfängers nach dem Zeugnis des Vertrauensarztes eine wesentliche Besserung zu verzeichnen, und die Rente wird herabgesetzt. Der Arbeiter kann ein zweites ärztliches Gutachten von einem andern Arzte einholen, wenn er soviel Überlegung und dazu die nötigen Geldmittel besitzt. Aber dieser andre Arzt kann in Unfallsachen keine Erfahrung haben und in Gradabschätzungen bei Arbeitsinvaliden nicht bewandert sein. Dann nützt das zweite ärztliche Gutachten auch nichts.

Man sieht, an wie viel Klippen der Arbeiter scheitern kann, und wie er sehr wohl eines tüchtigen Steuermanns bedarf, um ungefährdet durch sie hindurchzusegeln. Und doch muß sich der Steuermann noch dazu der allernotdürftigsten Hilfsmittel zur Steuerung bedienen, während die Berufsgenossenschaften und Versicherungsanstalten, die ihn nicht aufkommen lassen wollen, mit dem ganzen Rüstzeug ihrer Wissenschaft in den Kampf treten. Sie haben ein Heer geschulter Beamten und gewiegter Anwälte, eine Schar sachverständiger Vertrauensärzte, sie brauchen keine auch noch so großen Kosten zu scheuen, um sich jedes gewünschte Beweismaterial zu verschaffen, ihnen stehen in jedem Augenblick die Akten zur Verfügung, die sie in den Stand setzen, sich den ganzen Sachverhalt mit leichter Mühe immer wieder von neuem vor Augen zu führen und die Schwächen der Gegner herauszufinden. Das Aktenmaterial ist das Wertvollste, und dieses gerade ist sich der klägerische Arbeiter vollständig zu beschaffen kaum imstande. Was er in den Bescheiden und Vorbescheiden von den Auskünften der Arbeitgeber, den Zeugnissen der Ärzte zu erfahren bekommt, sind zumeist nur kurze, aus dem Zusammenhang herausgegriffne Einzelheiten oder von den Berufsgenossenschaften und Versicherungsanstalten selbst zusammengestellte Endergebnisse. Selten, daß er wortgetreue Abschriften der ärztlichen Gutachten gegen Bezahlung erlangen kann, und auch von den eignen Eingaben behält er sich des Kostenpunktes wegen nicht immer eine Abschrift zurück, da die Eingaben sowieso schon immer in zwei Exemplaren bei den Schiedsgerichten und beim Reichsversicherungsamt einzureichen sind. So muß sich der Arbeiter bei jedem Schritt vorwärts mühsam immer wieder von neuem das alte Material zusammensuchen, um festen Boden unter den Füßen zu haben, so viel er sich auch müht, er kämpft immer gegen einen halb verdeckten Feind an und wird deshalb ihm gegenüber auch immer im Nachteil sein.

Die Sache wäre an sich nicht böse, wenn Versicherungsanstalten und Berufsgenossenschaften im Bewußtsein der Verantwortlichkeit ihrer sozialen Aufgabe dahin streben würden, jeden Einzelfall, soweit es irgend geht, aufzuklären und so dem Arbeiter nach Möglichkeit zu seinem Rechte zu verhelfen. Das geschieht aber schon bei den Versicherungsanstalten nicht immer. Sieht man sich die Bescheide durch, die die Antragsteller auf ihre Eingaben erhalten, so

Digitized by Google

kann man oftmals den Eindruck nicht los werden, als ob die Versicherungsanstalten froh gewesen wären, sich wieder einmal eine Sache vom Halse geschafft zu haben. Auf Grund des vorgelegten Beweismaterials muß die Rente abgelehnt werden, das ist die Quintessenz des Bescheides. Daß aber der Antragsteller, wenn sein Rentenanspruch im übrigen unter Umständen gerechtfertigt erscheinen könnte, in irgend einer Weise beraten wird, daß man ihn darauf aufmerksam macht, er solle seinen Antrag nach einigen Monaten erneuern, er solle statt der Altersrente die Invalidenrente beantragen, er solle den Nachweis dafür bringen, daß er die Hauptperson im Hausgewerbebetriebe gewesen ist, geschieht in keiner Weise. Und wenn dann die Berufung beim Schiedsgericht eingelegt wird, so kommt es selten vor, daß die Versicherungsanstalt aus eignem Antriebe die Prüfung des neuerbrachten Beweismaterials beantragt. In der Regel stellt sie sich auf einen völlig verneinenden Standpunkt, und Schritt für Schritt muß man unter großem Zeitverlust den Boden erkämpfen, wenn das Schiedsgericht nicht freiwillig die neu vorgebrachten Thatsachen auf ihre Richtigkeit hin untersuchen lassen will. Wie schon erwähnt, wäre es Pflicht der Versicherungsanstalten, allen Sachen, in denen sie in Anspruch genommen werden, auf den Grund zu gehen. Sie müßten sich immer vorhalten, daß sie an einem sozialen Friedenswerk mitarbeiteten, daß dieses Friedenswerk nur mit Erfolg gekrönt werden könnte, wenn man den Schwachen Wohlwollen und Geduld entgegenbrächte, und daß sie selbst als die stärkere Partei lieber einmal eine Rente zu Unrecht zahlen könnten, als daß ein berechtigter Rentenanspruch wegen nicht genügender Klarstellung des Falles abgewiesen wird. Die Gesetzgeber haben eigentlich auch alle Garantien dafür geboten, daß die Rechtsprechung von der Versicherungsanstalt vollständig unparteiisch und den Arbeitern gegenüber wohlwollend gehandhabt werde. Den Vorstand bilden nach § 47 des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes vom 22. Juni 1889 in erster Linie öffentliche Beamte, und ob in einem Jahre ein paar Renten mehr oder weniger bewilligt werden, hat für die Hauptträger der Versicherung, Arbeitgeber und Arbeiter, auch keine große augenblickliche Bedeutung, da bei der Invaliditäts- und Altersversicherung feste Prämien erhoben werden und somit die Höhe der Überschüsse nur auf die Zurücklegung größerer oder kleinerer Reserven von Einfluß ist. Wenn trotzdem auch bei den Versicherungsanstalten die Erledigung der Rentensachen mehr geschäftsmäßig nach Art des Verfahrens bei den Privat-Versicherungsgesellschaften erfolgt, so ist der Grund der, daß die Renten an einer Zentralstelle zumeist ohne Vorladung des Antragstellers festgesetzt werden, und daß die Verwaltungen, deren Wirkungskreis ganze Provinzen umfaßt, mit Arbeit überlastet sind. Wo man den invaliden Arbeiter, sein Vorleben, seine Vertrauenswürdigkeit nicht kennt, da wird man seiner Sache im Einzelfalle natürlich kein besondres Interesse entgegenbringen, man wird aus scheinbaren

Digitized by Google

Widersprüchen nur zu sehr auf dessen ganze Unzuverlässigkeit zu schließen geneigt sein, und man wird oft auch gar nicht wissen, wo man die Hebel ansetzen könnte, um dem Manne zu seinem Rechte zu verhelfen. Und wenn andrerseits allein bei der Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalt für die Provinz Schlesien im Jahre 1897 nicht weniger als 2800 Alters- und 8400 Invalidenrenten, 4450 Beitragserstattungen bei Verheiratung, 1800 Beitragserstattungen in Todesfällen zu bewilligen waren, wenn bei ihr Monate dazu nötig sind, ganz einfach liegende Rentensachen zu erledigen, so wird man den Eindruck nicht los werden, daß sich die Beamten der Versicherungsanstalt vor Arbeit nicht zu lassen wissen, und daß sie zu einer mehr summarischen Arbeitsweise hingedrängt werden. Entschuldigt sind damit die Vorstände der Versicherungsanstalten nicht. Genügt das vorhandne Personal nicht, so muß es vermehrt werden. Man denke daran, daß es sich alljährlich um das Wohl und Wehe Tausender und aber Tausender Arbeitsinvaliden handelt, und daß die 31 Versicherungsanstalten des Deutschen Reichs zu Ende des Jahres 1897 schon ein Vermögen von mehr als 460 Millionen Mark besaßen.

Bei den Berufsgenossenschaften sind die hier besprochnen Mängel zumeist durch die Einteilung in Sektionen abgeschwächt, bei allen aber tritt als erschwerender Übelstand noch die fehlerhafte Organisation hinzu, durch die die erste Entscheidung über die Bewilligung oder Nichtbewilligung der Renten geradezu in die Hände der Personen gelegt ist, die die Kosten zu tragen haben. Habe ich die Renten, die ich bewillige, aus eigner Tasche zu bezahlen, so suche ich natürlich in jeder Beziehung zu sparen; d. h. ich bewillige nach Möglichkeit nichts oder so wenig als angänglich, und wenn ich eine Rente bewilligt habe, suche ich sie sobald wie möglich herabzusetzen. Wer mit dem, was ihm zugesprochen ist, nicht zufrieden ist, kann ja klagen. Das ist mehr oder weniger der Standpunkt, der, von Ausnahmen abgesehen, auf Grund der heutigen Gesetzgebung von den Vorständen der Berufsgenossenschaften eingenommen wird. Viele der Herren Fabrikanten würden ja auch, wenn es auf sie allein ankäme, hier und da mehr zu bewilligen geneigt sein. Aber sie haben das Interesse ihrer Herren Berufsgenossen wahrzunehmen, und sie haften diesen nach § 26 des Unfallversicherungsgesetzes vom 6. Juli 1884 für getreue Geschäftsführung, wie Vormünder ihren Mündeln. Freilich die Gesetzgeber hatten mit dieser Bestimmung wohl kaum etwas andres als die getreue Verwaltung des angesammelten Vermögens der Berufsgenossenschaft im Auge. Aber mit der Zeit gewann die andre Anschauung an Boden, daß treue Geschäftsführung daneben jede Rentenbewilligung ausschlösse, zu der die Berufsgenossenschaft nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes verpflichtet sei. Und in dieses wenig arbeiterfreundliche Fahrwasser sind die Berufsgenossenschaften mehr und mehr auch durch ehrgeizige Geschäftsführer gedrängt worden, die ihrerseits wieder glaubten, sich bei ihren Vorgesetzten in ein gutes Licht zu setzen, wenn sie darauf aus-

Digitized by Google

gingen, Ersparnisse zu machen und sich in zweifelhaften Prozessen als geschickte Sachwalter zu erweisen. Der Einfluß dieser Geschäftsführer war hier und da um so größer, als die Herren Fabrikanten zumeist durch ihre eignen Geschäftsangelegenheiten völlig in Anspruch genommen und daher froh waren, die fortlaufenden Verwaltungsangelegenheiten der Berufsgenossenschaft, wo es anging, bezahlten Beamten überlassen zu können. Freilich giebt es sowohl unter den Vorstandsmitgliedern als unter den Geschäftsführern rühmliche Ausnahmen, die die Plusmacherei bei ihren Kollegen aufs ärgste verdammen und ganz in dem Geiste arbeiten, in dem seiner Zeit die sozialpolitische Gesetzgebung von unserm seligen Kaiser Wilhelm I. und seinem großen Kanzler zum Schutze der Mühseligen und Beladnen ins Leben gerufen war. Aber, wie gesagt, es sind das Ausnahmen, die an der Regel nichts ändern, daß sich die durch einen Unfall Verletzten im großen und ganzen ihr gutes Recht erst mühsam erkämpfen müssen.

(Schluß folgt)

Zur reichsgesetzlichen Regelung des Versicherungsrechts

Von Eugen Josef in Freiburg im Breisgau

(Schluß)

4

Selbstverständlich ist der Versicherungsnehmer verpflichtet, alle Umstände, die für den Entschluß der Gesellschaft, die Versicherung zu übernehmen, irgendwie wesentlich sind, vor Abschluß des Vertrags mitzuteilen, wenn er nicht jeden Anspruch an die Gesellschaft verlieren will; hierin stimmen alle Gesetze überein. Welche Umstände aber hiernach in jedem Fall mitzuteilen sind, läßt sich nicht allgemein bestimmen und muß der verständigen Würdigung des Einzelfalles überlassen bleiben. Auch hier greifen die „allgemeinen Bedingungen“ dem Versicherungslustigen unter die Arme, indem sie eine Reihe von Dingen einzeln aufführen, über die er der Gesellschaft Mitteilung zu machen hat; häufig enthalten sie eine Bestimmung des Inhalts: „Der Versicherungsnehmer ist verpflichtet, im Versicherungsantrage die zu versichernden Gegenstände und deren Eigentumsverhältnis anzuzeigen. Ist diese Verpflichtung nicht erfüllt, so hat die Gesellschaft keine Entschädigungspflicht.“ Auch diese Bestimmung giebt der

Digitized by Google

Gesellschaft ein Mittel zur Chikane gegen den Versicherten. Obwohl nämlich nach den meisten der vorhandnen ehelichen Güterrechte und ebenso auch nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch die Frau das Alleineigentum an dem von ihr in die Ehe gebrachten Vermögen behält, gilt im Volksbewußtsein noch der Grundsatz des alten deutschen Rechts: „Mann und Weib haben kein gezweiet Gut zu ihrem Leib"; demnach unterscheidet auch der vorsichtige und geschäftserfahrne Mann bei der Feuerversicherung nicht die ihm gehörigen Bestandteile der ehelichen Habe von denen seiner Frau; und am wenigsten bezeichnet er nach dem Tode der Frau die Nachlaßstücke als ihm und seinen Kindern gehörig. Das Zusammenleben der Familienmitglieder in einem Hausstande läßt die gesonderten Eigentumsrechte der einzelnen Familienmitglieder nicht zur scharfen Vorstellung gelangen; das ganze Familienvermögen erscheint als eine einheitliche Masse, die dem Familienvater gehört, sodaß er bei der Feuerversicherung wohl nie erwähnt, daß auch die Vermögensstücke seiner Angehörigen versichert sein sollen. Nichtsdestoweniger haben wiederholt die Versicherungsgesellschaften wegen derartiger unrichtiger Angaben die Bezahlung der Brandschadensumme unter Berufung auf jene oben angezogne Bestimmung der „allgemeinen Bedingungen" verweigert und dem versicherten Familienhaupt Entschädigung nur für Stücke bewilligt, die im strengen Sinn sein Eigentum sind; die Rechtsprechung schwankt auch hier auffallend.

Thatsächlich ist indes gar kein Grund abzusehen, wieso der Versicherungslustige verpflichtet sein soll, der Gesellschaft darüber Mitteilung zu machen, ob die versicherten Gegenstände sein oder eines dritten Eigentum sind; wenn jemand in der Absicht, seine Gläubiger zu benachteiligen, seine Habe einem dritten verkauft und sie von ihm wieder mietet, so beweist dies wohl, daß er in zerrütteten Verhältnissen lebt und in gewisser Richtung nicht ganz lauter ist, nicht aber daß er zu Brandstiftung oder Überversicherung neigt; die Gesellschaft, bei der er seinen Mietbesitz versichern will, hat an diesem Sachverhalt ein viel geringeres Interesse als der, der mit diesem Versicherungslustigen ein sonstiges Geschäft, z. B. einen Mietvertrag, einen Kreditkauf, schließen will; es ist also ungerechtfertigt, daß die Gesellschaft ihrer Zahlungspflicht enthoben sein soll, weil der Versicherte ihr jenen Sachverhalt verschwiegen und die versicherten Gegenstände demnach als sein Eigentum ausgegeben hat. Man kann indes gerade über diesen Fall andrer Ansicht sein, und die Gerichte können dann auch ohne die besondre Vorschrift der „allgemeinen Bedingungen" die Zahlungspflicht der Gesellschaft verneinen, weil der Versicherte auf Grund der allgemeinen Verpflichtung, alle für die Entschließung der Gesellschaft wichtigen Umstände dieser mitzuteilen, einen so eigentümlichen Sachverhalt der Gesellschaft nicht hätte verheimlichen sollen. Dazu bedarf es also nicht ausdrücklicher Sondervorschriften des Inhalts, wonach der Versicherungslustige in jedem Fall Angaben über die Eigentumsverhältnisse der zu versichernden Habe zu machen

Digitized by Google

hat, Vorschriften, die das Familienhaupt der Gefahr aussetzen, der Brandschadensumme für die versicherte Habe seiner Frau und Kinder verlustig zu gehn. Daher empfiehlt es sich, die Zulässigkeit derartiger allgemeiner Bedingungen auszuschließen und die Frage, inwieweit die Angabe der Eigentumsverhältnisse notwendig ist, der Entscheidung nach dem Grundsatz des allgemeinen Rechts zu überlassen. Dabei mag noch bemerkt werden, daß das Preußische Landrecht, das in seiner bekannten redseligen Weise dem Versicherungsvertrag volle 424 Paragraphen widmet und hierbei alle dem Versicherungslustigen obliegenden Pflichten höchst genau aufzählt, diesem eine Angabe über die Eigentumsverhältnisse der zu versichernden Habe nicht aufbürdet.

Ein ähnlicher Mißstand ergiebt sich aus der Gepflogenheit der Gesellschaften, die Räumlichkeiten zu bezeichnen, in denen sich versicherte Gegenstände finden. Ist der Wagen, der gewöhnlich in einer abseits des Hofes gelegnen Scheune steht, bei der Ausfüllung des Antragsformulars durch den Agenten gerade in einem Stall und brennt später die Scheune, in die der Wagen wieder zurückgebracht ist, ab, so erhält der Bauer für den in der Scheune mitverbrannten Wagen keine Brandentschädigung, weil ein solcher Inhalt der Scheune nicht mitversichert ist. Wünschenswert wäre daher eine gesetzliche Vorschrift, daß die Veränderung des Lagerorts innerhalb desselben Grundstücks bedeutungslos ist, ferner aber, daß die versicherten Gegenstände auch außerhalb des Grundstücks als versichert gelten, sofern die Veränderung des Lagerorts veranlaßt ist durch den gewöhnlichen Gebrauch und die gewöhnliche Verfügung, die dem Versicherten über seine Habe zusteht. Macht der Versicherte mit seinem Pelz bekleidet auf seinem Fuhrwerk eine Ausfahrt und verbrennen diese Gegenstände im Gasthaus oder im Nachbargrundstück, wo er einkehrt, so zahlt die Gesellschaft nicht den Brandverlust, obwohl es doch selbstverständlich ist, daß der Pelz und das Fuhrwerk gerade außerhalb des Grundstücks zur Verwendung kommen, überhaupt, daß der Versicherte nicht an dem gewöhnlichen Gebrauch seines Eigentums durch den Versicherungsvertrag gehindert sein soll. Obgleich eine Verfügung der geschilderten gewöhnlichen Art (nur diese steht hier in Frage) keinesfalls die von der Gesellschaft übernommne Gefahr vergrößert, muß gegenwärtig der Versicherte auf Grund besondrer Verabredung an die Gesellschaft eine höhere Vergütung zahlen, wenn er auch gegen derartige Schäden gesichert sein will, deren Möglichkeit beide Teile von vornherein vorhergesehen haben; man denke z. B. an den Fall, daß die Pferde nicht im Stall, sondern auf der Sommerweide vom Blitz erschlagen werden.

5. Durch die „allgemeinen Bedingungen“ sind überall die Fälle ausführlich geregelt, wo wegen Verletzung der dem Versicherten obliegenden Verpflichtungen die Ansprüche an die Gesellschaft erlöschen, so wenn er die Prämie (nach vorheriger Aufforderung) nicht rechtzeitig zahlt, wenn er erlittnen Brandschaden nicht sofort der Gesellschaft und der Polizei anzeigt, nicht binnen der be-

Digitized by Google

stimmten Frist die Klage auf Zahlung des Brandschadens erhebt oder das Verzeichnis der vor dem Brande vorhanden gewesenen und verlornen Gegenstände nicht rechtzeitig einreicht usw. Sicherlich wäre es sachgemäßer, derartige Gründe ein für alle mal durch das Gesetz festzulegen, anstatt sie den in Einzelheiten schwankenden und jederzeit abänderlichen klein gedruckten „allgemeinen Bedingungen" zu überlassen, und bei dieser gesetzlichen Festlegung wären auf Grund der Erfahrungen der Rechtsprechung die Mängel und Mißstände zu beseitigen, die sich auch hier aus der von den Gesellschaften einseitig erfolgten Regelung zum Nachteil der Versicherten ergeben. Insbesondre wäre zu bestimmen, daß dieses Erlöschen der Rechte des Versicherten nach den allgemeinen Grundsätzen des bürgerlichen Rechts ein Verschulden des Versicherten zur Voraussetzung hat; die „allgemeinen Bedingungen" der Gesellschaften bringen das letzte nicht zum Ausdruck oder stehn hier gar auf dem entgegengesetzten Standpunkt. Es widerspricht aber dem Rechtsgefühl, daß der Versicherte den Anspruch auf die Versicherungsentschädigung verliert, obwohl er durch höhere Gewalt, z. B. Krankheit, oder durch Verschulden des Agenten ganze Zeiträume hindurch an der Zahlung der Prämie oder an der vorgeschriebnen sofortigen Anzeige des Brandunglücks verhindert war, zu den genannten Maßnahmen vielleicht überhaupt noch keine Gelegenheit hatte; ebenso ist es ungerecht, den Anspruch erlöschen zu lassen, wenn der Versicherte die vorgeschriebne Anzeige deshalb unterließ, weil dem Agenten und der Polizei das Brandunglück schon anderweit bekannt war, sodaß der Versicherte verständigerweise von einer besondern Anzeige absehen zu können glaubte; es widerspricht endlich dem Rechtsgefühl, daß der Versicherte den Anspruch wegen nicht rechtzeitiger Einreichung des Verzeichnisses oder wegen verspäteter Klageerhebung verlieren soll, wenn er sofort nach dem Brandunglück verhaftet wurde, oder wenn er von der rechtzeitigen Einreichung der Klage deshalb absah, weil der Brandinspektor der Gesellschaft als angeblich berechtigter Vertreter die Zahlung des von ihm festgestellten Schadenbetrags in sichre Aussicht gestellt hatte.

Im wesentlichen stehen diese hier dargelegten Forderungen mit der Rechtsprechung im Einklang, und eine gesetzliche Festlegung dieser Grundsätze ist daher zur Vermeidung neuer Zweifel bei der Einführung des zukünftigen Rechts dringend erwünscht; ebenso wünschenswert wäre eine gesetzliche Feststellung, daß die Entschädigungspflicht der Gesellschaft nur wegfällt, wenn der Brand durch Vorsatz oder grobe Fahrlässigkeit des Versicherten selbst verursacht worden ist, während gegenwärtig nach den „allgemeinen Bedingungen" und „Statuten" (namentlich der öffentlichen Versicherungsanstalten) dieser Wegfall häufig schon eintritt, wenn der Brand verursacht worden ist durch mäßiges Versehen des Versicherten oder gar durch Verschulden seiner Kinder und sonstigen Hausgenossen. Bestimmungen solcher Art gefährden ohne rechtfertigenden Grund den Zweck der Versicherung; mäßige Versehen sind eben im Leben nicht zu

Digitized by Google

vermeiden, und auch die Gefahr des Verlustes des Versicherungsanspruchs ist nicht imstande, den Versicherten beständig bei voller Aufmerksamkeit zu erhalten. Wenn ferner der Versicherte für das Thun seiner Familienglieder und Hausgenossen verantwortlich gemacht wird, so ist dies ungerecht, weil erfahrungsgemäß zahlreiche Brände von Kindern und Hausgenossen des Versicherten verursacht werden, wo dieser völlig frei von Schuld ist, eine Verhütung des Unglücks gar nicht möglich war. Das Bürgerliche Gesetzbuch setzt eine Haftung der Eltern, des Dienstherrn usw. für unerlaubte Handlungen der Kinder und der Angestellten fest, und die Gesellschaften werden, selbst wenn gesetzlich die Ersatzpflicht nur bei einem dem Versicherten selbst zur Last fallenden Verschulden wegfällt, versuchen, dem Versicherten die gesetzlich zustehende Entschädigung auf dem Umwege wieder zu entziehen, indem sie aus dieser gesetzlichen Bestimmung eine Haftung des Versicherten für den von Kindern und von Angestellten verursachten Brand herleiten. Diesem Versuch, dem das Reichsgericht (im Gebiet des rheinischen Rechts) entgegengetreten ist, muß auch durch eine entsprechende gesetzliche Bestimmung vorgebeugt werden.

6. Oft findet sich in den „allgemeinen Bedingungen" die Bestimmung, daß, wenn der Versicherte im Laufe der Versicherung eine Vermehrung der Feuergefährlichkeit herbeiführt oder zuläßt, die Versicherung bis zur schriftlichen Genehmigung dieser Veränderung durch die Gesellschaft „ruht"; daß ein solches „Ruhen" ferner eintritt, wenn der Versicherte von Umständen, die unabhängig von seinem Willen eintreten und die Feuergefährlichkeit vermehren, nicht sofort der Gesellschaft Anzeige macht, daß aber im letzten Fall die Gesellschaft berechtigt ist, die Versicherung durch schriftliche Anzeige mit Ablauf von zwei Wochen aufzuheben. Durch derartige Bestimmungen werden dem Versicherten Pflichten auferlegt, denen er selbst bei größter Aufmerksamkeit kaum gewachsen ist. Eine auf bösliche Absicht oder grobes Verschulden des Versicherten zurückzuführende Vermehrung der Feuersgefahr verdient keinen Schutz; dagegen ist das bloße „Zulassen" der Vermehrung ein ganz unbestimmter Begriff; der Versicherte, der seinen Berufsgeschäften nachzugehen hat, kann nicht auf der Lauer liegen, um zu beobachten, ob seine Hausgenossen oder Mieter Dinge zu treiben beginnen, die die Feuergefährlichkeit vermehren, noch weniger kann man ihm zumuten, mit der Gesellschaft in jeweiligen Briefwechsel zu treten, wenn als Mitmieter in das Haus ein Feuerwerkskünstler einzieht oder in dem Nachbarhause eine Schmiede angelegt wird; der Versicherte wird sich beim besten Willen nicht darüber bewußt, daß in diesen unabhängig von seinem Willen eintretenden, aber von ihm beobachteten Vorgängen eine Vermehrung der Feuersgefahr liegt, zumal da thatsächlich nicht im entferntesten feststeht, daß sich bei Beschäftigungen der gedachten Art Feuersbrünste häufiger ereignen als bei andern Leuten. Den Versicherten trifft also darin, daß er der Gesellschaft von den gedachten Vorgängen keine Anzeige

Digitized by Google

macht, gar keine Schuld. Wird nun der Versicherte vom Blitzschlag betroffen, so ist die Gesellschaft berechtigt, die Brandentschädigung zu verweigern; denn weil der Versicherte die Anzeige vom Einzug des Feuerwerkskünstlers oder vom Bau der Schmiede unterließ, „ruht“ die Versicherung, und dies hat zur Folge, daß die Gesellschaft auch von der Tragung der Gefahr befreit ist, die schon bei Abschluß des Vertrags bestanden hat! Und diese Folge tritt ein, obwohl der Agent der Gesellschaft von jenen Veränderungen, die der Versicherte hätte anzeigen sollen, Kenntnis hat!

Die Gerechtigkeit verlangt, daß die Gesellschaft, die den Vorteil der Gefahrverminderung genießt, auch die Nachteile zufälliger Gefahrerhöhung trägt; die Gesellschaft mag sich durch ihre Agenten von den für sie erheblichen Veränderungen überzeugen, und es mag für die Fälle nachträglich eingetretner Gefahrserhöhung gesetzlich der Gesellschaft das Recht beigelegt werden, die Versicherung zu kündigen, dies jedoch nur mit einer Frist von etwa zwei Monaten. Das in den „allgemeinen Bedingungen,“ wie oben erwähnt, der Gesellschaft beigelegte Kündigungsrecht mit einer Frist von zwei Wochen hat zur Folge, daß sich der Versicherte entweder den von der Gesellschaft nunmehr gestellten härtern Bedingungen fügen muß, oder daß er eine Zeit lang unversichert bleibt; denn in zwei Wochen kann er eine andre Versicherung nicht besorgen. Die oben erwähnte Bestimmung der „allgemeinen Bedingungen“ enthält also in mehrfacher Beziehung eine ungerechtfertigte Benachteiligung der Versicherten. Dasselbe gilt von der Bestimmung in den „allgemeinen Bedingungen,“ daß wenn die versicherten Gegenstände (abgesehen vom Erbgang) ihren Eigentümer wechseln, die Versicherung gleichfalls ruht, bis die Gesellschaft den ihr angezeigten Eigentumswechsel schriftlich genehmigt, und daß sie, wenn sie dies nicht will, wieder mit zweiwöchiger Frist vom Vertrage zurücktreten kann. Die Gesellschaft hat doch aber an der Person des Eigentümers im allgemeinen gar kein Interesse; der Eigentumswechsel müßte also ein „Ruhen“ der Versicherung keinesfalls herbeiführen, sondern der Gesellschaft allenfalls ein gesetzliches Kündigungsrecht geben, und zwar aus den oben angegebnen Gründen mit einer Frist von zwei Monaten. — Endlich ist in den „allgemeinen Bedingungen“ überall bestimmt, daß nach jedem Brande die Gesellschaft berechtigt ist, den Vertrag gleichfalls mit zweiwöchiger Frist aufzuheben. Auch hier müßte aus den angegebnen Gründen mindestens eine weit geräumigere Frist gesetzlich festgesetzt werden; richtiger noch wäre es, das Kündigungsrecht für diesen Fall überhaupt auszuschließen oder doch wesentlich zu beschränken. Denn macht die Gesellschaft von diesem Kündigungsrecht Gebrauch, so wirft sie hiermit auf den Versicherten den gehässigen Verdacht, daß er zu dieser Kündigung durch eine ihm anläßlich des Brandes zur Last fallende (aber nicht nachweisbare) Unlauterkeit Anlaß gegeben habe, wodurch sie ihm eine andre Versicherung erschwert oder gar unmöglich macht. Die Interessen

Digitized by Google

der Gesellschaft sind zur Genüge gewahrt, wenn ihr gesetzlich das Recht beigelegt wird, den Vertrag ohne Kündigung aufzuheben, falls der Versicherte rechtskräftig wegen (auch nur fahrlässiger) Brandstiftung verurteilt ist.

Hiermit ist die Zahl der Wünsche, die man an das bevorstehende Reichsgesetz über das Versicherungswesen knüpfen muß, auch nicht annähernd erschöpft; sie wären vielmehr mit Leichtigkeit zu verdoppeln, und zwar immer auf Grund der unbilligen Ergebnisse, zu denen die Rechtsprechung bei dem gegenwärtigen Zustande geführt hat. Das Vorgetragne genügt aber, um den Wunsch zu begründen, daß das zukünftige Reichsgesetz seine Vorschriften als zwingend fasse, d. h. jede Abänderung oder Ergänzung der aufgestellten Rechtssätze verbiete, sodaß also in Zukunft Versicherungsanträge nur nach Maßgabe der gesetzlichen Bestimmungen geschlossen werden, deren Ergänzung durch „allgemeine Bedingungen" oder Sonderverträge nur in den Punkten zulässig ist, für die das Gesetz dies ausdrücklich gestattet. Berechtigte Interessen der Gesellschaften stehen dem nicht entgegen. Daß gegenwärtig das Versicherungsrecht nicht durch die bestehenden Gesetze, sondern durch die oben zur Genüge gekennzeichneten „allgemeinen Bedingungen" geregelt wird, erklärt sich zum Teil daraus, daß die Gesetze vielfach ganz veraltet sind, daher den Anforderungen des heutigen Verkehrs nicht entsprechen. Dieser Grund fällt weg, wenn das Versicherungsrecht neu geregelt wird; vor der Gefahr, daß das neue Reichsgesetz „am grünen Tisch" gefertigt wird und daher unpraktisch ist, sind die Gesellschaften genügend geschützt.

Der Entwurf des neuen Gesetzes wird im Reichsjustizamt gemacht und zunächst im Reichsanzeiger zur allgemeinen Kenntnisnahme, sowie ferner den Behörden und andern Körperschaften zur gutachtlichen Äußerung mitgeteilt. Schon hier haben die Versicherungsgesellschaften Gelegenheit, ihre Einwendungen gegen die vorgeschlagne Neuregelung an zuständiger Stelle und in der Öffentlichkeit vorzutragen. Der auf Grund der eingegangnen Einwendungen und Gutachten einer nochmaligen Prüfung und Änderung im Reichsjustizamt unterzogne Entwurf wird sodann vom Bundesrat, also von den Vertretern sämtlicher deutschen Regierungen geprüft und nötigenfalls auch geändert. Dann gelangt der Entwurf an den Reichstag und unterliegt hier zunächst einer allgemeinen Prüfung durch mehrere hundert Abgeordnete der allerverschiedensten Berufsstände und Lebensanschauungen; hierauf wird er in einem Ausschuß von (gewöhnlich einundzwanzig) zur Prüfung besonders befähigten Abgeordneten einer sehr eingehenden Besprechung unterzogen. Wenn der Entwurf nach so eingehenden Beratungen schließlich Gesetz wird, so kann man ruhig sagen, daß die einzelnen Bestimmungen auf einer gerechten Würdigung und Abwägung der Interessen der Versicherer wie auch der Versicherten beruhen. Die Gesellschaften haben dann also keinen Anlaß, von den Bestimmungen des Gesetzes abzuweichen; daher kann der Gesetzgeber sie zu zwingenden, jeder Abänderung

Digitized by Google

und Ergänzung entzognen machen. Thut er dies nicht, so ist das neue Recht der Gefahr ausgesetzt, daß die Gesellschaften im Bunde gegen die Versicherten die für diese wohlthätigen Vorschriften des Gesetzes durch ihre „allgemeinen Bedingungen“ und Statuten aufheben, daß sie aber allermindestens alle sich aus der Anwendung des neuen Rechts ergebenden Zweifel und Rechtsfragen durch die „allgemeinen Bedingungen“ zu Ungunsten der Versicherten entscheiden werden.

Ein lehrreiches Beispiel hierfür bietet der Ansturm der „Hausagrarier“ gegen das neue Mietrecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Bei der Beratung des in sozialer Beziehung so überaus wichtigen Mietvertrags war man sich darüber einig, daß der Mietzins begrifflich zu unterscheiden sei vom Darlehnszins; während also der Darlehnsgeber seiner Verpflichtung genügt durch die Auslieferung des Darlehnskapitals, soll der Vermieter dem Mieter die Wohnung nicht bloß zum Gebrauch übergeben, sondern auch verpflichtet sein, sie während der Mietzeit in brauchbarem Zustande zu erhalten; der Mietvertrag erzeugt eben für den Vermieter nicht bloß eine Rente, sondern auch dauernde Verbindlichkeiten. Man war sich ferner darüber einig, daß die Dauer der Mietzeit nicht der Willkür des Vermieters ausgesetzt sein dürfe, daß daher der Verkauf des Miethauses dem Vermieter und dem Käufer kein Recht geben dürfe, den Mietvertrag vorzeitig aufzulösen. Man hielt es endlich gerade mit Rücksicht auf die Interessen des Mittelstandes für geboten, daß der Tod des Familienhaupts den Hinterbliebnen ein Recht geben müsse, den Mietvertrag vorzeitig zu kündigen. Noch sind diese Bestimmungen nicht in Kraft getreten, und schon haben sich die „Vereine deutscher Hausbesitzer“ zusammengethan, um diese dem Mieter wohlthätigen Bestimmungen durch einen „Normalmietvertrag“ zu beseitigen. In diesem soll bestimmt werden, daß der Mieter die „kleinen Reparaturen“ trägt, die Erhaltung der Wohnung also vom Vermieter auf den Mieter abgewälzt wird, daß ferner „Kauf Miete bricht,“ der Mieter sich also beim Verkauf des Hauses die vorzeitige Aufhebung des Mietrechts gefallen lassen muß; daß endlich die Ehefrau des Mieters den Mietvertrag als „Mitkontrahentin“ unterschreiben soll, sodaß sie des ihr gesetzlich gewährleisteten Rechts, beim Tode des Ernährers zu kündigen, verlustig wird. Es fehlt in diesem „Normalmietvertrag“ nur noch die Vorschrift, daß dem Mieter die Vergrößerung der Familie verboten ist, und dieser „Normalmietvertrag“ hat mit den „allgemeinen Bedingungen“ der Versicherungsgesellschaften eine verzweifelte Ähnlichkeit.

Das Bürgerliche Gesetzbuch konnte freilich die Vorschriften über den Mietvertrag nicht als zwingend und unabänderlich aufstellen; das zukünftige Reichsgesetz über den Versicherungsvertrag kann diesen Schritt aber thun und wird ihn thun müssen. Denn der Gedanke, daß die Beteiligten durch freie Vereinbarung für ihre Angelegenheiten am besten sorgen, ist nur dann am Platz,

Digitized by Google

wenn die Vertragschließenden sich gleich stark und gleich einsichtig gegenüberstehn. Daß dies beim Versicherungsvertrag nicht der Fall ist, ist oben gezeigt; die Gesellschaften aber können sich auch später wie jetzt Konkurrenz machen bezüglich der Höhe der Prämien und durch die so viel gerühmte „Kulanz bei der Regulierung."

Dringend wünschenswert wäre schließlich eine reichsgesetzliche Bestimmung, wonach auf Anrufen des einen wie des andern Teils bei Streitigkeiten über die Zahlungspflicht der Gesellschaft zunächst eine öffentliche Behörde mit allen Befugnissen eines gesetzlichen Schiedsgerichts eine Vorentscheidung erläßt, gegen die die Berufung auf den Rechtsweg stattfindet, in derselben Weise, wie dies z. B. bei Streitigkeiten über die Entschädigung bei Enteignungen und sonst vielfach gesetzlich vorgeschrieben ist; diese Vorentscheidung könnte bei geringern Streitigkeiten den Polizei- oder Gemeindebehörden, bei größern Streitwerten einer aus einem Rechtsverständigen und zwei anders befähigten Beisitzern gebildeten Behörde obliegen. Durch diese Regelung würden zahlreiche Prozesse über Ansprüche aus Versicherungen vermieden, und dies ist aus dem besondern Grunde wünschenswert, weil die Führung eines Prozesses für den Versicherten etwas ganz andres ist als für die Gesellschaft. Für diese sind die Kosten eines Prozesses kein irgendwie bedeutender Aufwand; anders für den Versicherten, wenn man erwägt, daß gegenwärtig die Kosten eines Prozesses über 300, 3000, 30000 Mark, der durch die Instanzen geht, mit Leichtigkeit 150, 1500, 5000 Mark betragen, also zur Zerrüttung kleiner Vermögen führen können, daß der Versicherte aber sowie seine Hinterbliebnen gerade beim Eintritt des Versicherungsfalls oft in einer durch diesen hervorgerufnen Notlage sind.

Andreas Oppermann

Erinnerungsblätter von Adolf Stern

Es ist nun schon länger als drei Jahre her, daß Andreas Oppermann, der talentvolle und lebensfrohe, dem Kreise, in dem er wirkte, und den Menschen, denen er lieb und unersetzlich war, durch den Tod entrückt wurde. Entrückt, nicht entrissen. Denn wer der ursprünglichen und besondern Natur und Persönlichkeit des geistvollen Mannes, des liebenswürdigen Menschen jemals näher gekommen war, der hatte von ihr Eindrücke empfangen, die sich merklich von den Eindrücken andrer Begegnungen unterschieden und etwas von den wirksamen und unvergänglichen Eindrücken guter Gestalten der Dichtung in sich trugen.

Der einfache Rechtsanwalt in einer Provinzialstadt der sächsischen Oberlausitz

Digitized by Google

war in Lebensschicksal, Charakteranlage, Erscheinung, Bildung und Neigung eine verkörperte Bürgschaft dafür, daß auch solche Gestalten unsrer großen Erzähler, die über den Realismus des Alltags hinausragen, der lebendigen Wirklichkeit entstammen. Eine merkwürdig bewegte, wechselvolle Jugend, manche Gunst der Umstände, eine über die Berufsbildung und die übliche allgemeine Durchschnittsbildung hinausgehende tiefere Teilnahme an allem geistigen Leben und ein nahezu schöpferisches Verständnis für Werke der Dichtung und der bildenden Kunst, vor allem aber die Stärke seines frischen Gefühls, die Entschiedenheit und Kraft seines Ausdrucks, der unerklärbare Zauber eines überaus glücklichen Naturells hoben ihn weit über die äußere Stellung hinaus, die er im spätern Leben einnahm, übrigens mit gesunder Selbstbescheidung und ernstem Pflichtbewußtsein vortrefflich ausfüllte. Zum Lebensbilde Andreas Oppermanns gehört es freilich, daß sich der in vielen Sätteln gerechte Mann auch auf litterarischem Gebiete bethätigte, daß seine vorzügliche Lebensgeschichte Ernst Rietschels unvergänglich unsrer biographischen und kunsthistorischen Litteratur eingereiht ist, daß seine frischen Wanderbilder „Aus dem Bregenzer Wald“ ein ähnliches Schicksal mindestens verdient hätten, daß mancher vortreffliche Aufsatz und Vortrag aus seiner Feder bei guter Gelegenheit mit und ohne seinen Namen wieder auferstehn wird.

Aber sein Anspruch, im Gedächtnis nicht nur derer, die ihn gekannt haben, fortzuleben, beruht, wenn mich nicht alles trügt, noch auf andern Grundlagen, als seinen litterarischen Arbeiten. Der Mensch selbst mit seiner Lebensfülle, seiner ausgeprägten Eigentümlichkeit, seinem innern Reichtum, seiner unmittelbaren Wirkung verdient erhalten zu bleiben. Und des Versuchs wenigstens ist es wert, ihm durch eine treue Charakteristik auch da teilnehmende Freunde zu gewinnen, wohin seine persönlichen Wirkungen nicht gereicht haben.

Über ein Vierteljahrhundert habe ich in vertrauter Freundschaft mit Andreas Oppermann gelebt und ihm in gewissen Lagen seines Lebens und an unvergeßlich reichen und frohen Tagen näher gestanden, als jeder andre seiner Freunde. Als ich den jungen Mann mit dem schönen Kopf und der kräftig gedrungnen Gestalt im Sommer 1858 zuerst kennen lernte, war er eben als Assessor am königlich sächsischen Amtsgericht in der alten prächtig gelegnen Oberlausitzer Sechsstadt Zittau, die sein bleibender Wohnsitz, seine andre Heimat werden sollte, eingetroffen. Damals lag noch der volle Abglanz seiner Lehr- und Wanderjahre über ihm; ein geflügeltes Wort Berthold Auerbachs, der mit dem lebensfrohen, geistig blitzenden jungen Manne im Hause von Oppermanns Schwager Ernst Rietschel häufig zusammentraf: „dieser letzte Jüngling erinnere, in mehr als einem Betracht, an den jugendlichen Goethe“ fand seinen Weg auch nach der Lausitz und wurde von uns, den neuen Freunden des Gepriesenen, mutatis mutandis gebilligt.

Als dann im Laufe der Wochen und Monate, die der ersten Befreundung folgten, die grundverschiednen Erlebnisse ausgetauscht wurden, stellte sich, zu beiderseitiger Überraschung, heraus, daß ich wenigstens Freund Andreas schon einmal zuvor, zehn Jahre vor unsrer wirklichen ersten Begegnung in den Ruinen des Klosters auf dem Oybin, unter eigentümlichen Umständen gesehen hatte. Im Sommer des Sturmjahres 1848 nämlich waren wir Leipziger Schulknaben eines guten Nachmittags beim Verlassen der Klasse mit der Nachricht erfreut worden, daß auf dem nahgelegnen Augustusplatze wieder „was los sei.“ Es war damals öfter etwas los, und wir Jungen waren dumm genug, unbekümmert um die mögliche Gefahr und ohne Ahnung unsrer vollkommnen Überflüssigkeit, den Exzessen, Straßenaufzügen und andern Herrlichkeiten des großen Jahres zuzulaufen. Diesmal spielte der

Digitized by Google

Auftritt in der nächsten Nähe des Café français. Eine Gruppe wütender Bauhandwerker und Proletarier von unbestimmter Beschäftigung drang auf vier oder fünf Studenten mit farbigen Bändern über der Brust ein und schien hauptsächlich einen von ihnen, einen braunlockigen Jüngling anzugreifen, dem die Studentenmütze von den Gegnern vom Kopfe geschlagen war, und der jetzt mit vorgehaltnem linken Arm Stirn und Augen gegen die Steine zu schützen suchte, die aus den hintern Reihen des Arbeitertrupps nach ihm hinflogen, während er, im Verein mit den Kommilitonen, die Angreifer zurückschleuderte, die zupacken wollten.

Wir Gaffer verstanden augenblicklich, daß sich der Rückzug der angegriffnen kleinen Studentenschar gegen das Café français richtete, dessen Besitzer, Felsche, als Konservativer bekannt war. Hinter der kämpfenden Gruppe lärmte ein buckliger Kokardenverkäufer, der eben sein umgestürztes Tischchen wieder aufgerichtet hatte und mit schäumendem Munde und geballten Fäusten einem teilnehmenden Haufen von Weibern, alten Eckenstehern und jungen Gassenmädchen erläuterte, daß ihm der freche Student dort seine gut republikanischen roten Kokarden in den Dreck geschleudert habe. Mit einem Auge schielte er nach den Prügeln, die der Übelthäter erhalten sollte, mit dem andern nach den roten Abzeichen, die wohl alle hilfreich aufgelesen, aber keineswegs alle wieder auf den Tisch geliefert wurden. Uns Jungen kümmerten nur die bedrohten Studenten, vor allem der dunkellockige, und wir brachen, als er mit geschickter Deckung und einem gewaltigen Sprunge die Thür des Café français gewann, die sich vor ihm und seinen Freunden öffnete und schützend rasch wieder schloß, in ein jauchzendes Vivat aus. Daß die für den kleinen Studententrupp bestimmten Steine und Erdklöße aus den Fäusten der Widersacher sofort klirrend durch ein halb Dutzend Fenster des Café français fuhren, gehörte einmal zur Musik der glorreichen Zeit und fiel wahrscheinlich Herrn Wilhelm Felsche, jedenfalls aber uns Buben nicht besonders auf. Wir zogen mit der Gewißheit ab, daß sich der Haufen verlaufen würde, da vom andern Ende der Grimmischen Straße her ein Dutzend blaue Kommunalgardenröcke auftauchten. Auch den Verkäufer der roten Kokarden sahen wir noch fluchend und scheltend über die „Hunde von der Reaktion“ seine gefährliche Ware einpacken.

Der braunlockige und heißblütige Student aber, der sich an jenem Sommertag durch eine freche Prahlerei des roten Händlers zu dem verächtlichen Stoß wider dessen Krüppeltischchen hatte reizen lassen und danach mit Mut und Gewandtheit die schnöden Mißhandlungen der auf ihn eindringenden Rotte abgewehrt hatte, war kein andrer als mein nachmaliger Freund Andreas Septimus Oppermann, damals Student der Rechte an der Universität Leipzig. Die spätere Entdeckung, daß ich ihn in so eigentümlicher Lage erblickt hatte, ohne jede Ahnung, wie nahe mir später der kecke Jüngling treten sollte, dessen trotzige Entschlossenheit dem Knaben Bewunderung abzwang, machte uns große Freude und galt uns als ein Zeichen, nicht wie klein die Welt sei, sondern wie wundersam sich die Anziehungskraft des Zusammengehörigen äußere.

Wie viele Monate zwischen unsrer eigentlichen ersten Bekanntschaft bei einem Nachmittags- und Abendausflug einer Zittauer Gesellschaft — erinnere ich mich recht, des Gesangvereins Orpheus — zum Oybin und der spätern Erzählung Oppermanns von seinem Leipziger Abenteuer verstrichen sind, wüßte ich nicht mehr zu sagen; nur das weiß ich, daß wir inzwischen herzlich vertraut geworden waren, und daß der „neue Assessor“ nach wie vor das Wunder der kleinen Stadt war, in die ihn sein Schicksal geführt hatte. Er sah wahrhaftig auch nicht aus wie die Assessoren, die seither zum königlichen Gerichtsamt gesandt worden waren. Der schöne und

Digitized by Google

mächtige Kopf mit dem dichten dunkelbraunen Haar, der prachtvollen Stirn, den strahlenden Augen und dem übermütig lachenden Munde saß freilich auf einer etwas zu gedrungnen Gestalt, aber diese war wunderbar kräftig elastisch und beweglich, den stärksten Anstrengungen beim Laufen und Bergsteigen gewachsen, dabei von einer Geschmeidigkeit, die verriet, daß der junge Mann seinen Körper mit allen erdenklichen Übungen geschult hatte. Daß er sich nach und nach als ein kühner Reiter, als ein unermüdlicher Tänzer zeigte, daß er ein froher Sänger und ein glänzender Darsteller kleiner Sologenrestücke war (wer ihn jemals den Münchner Schustergesellen hat machen sehen, der beim Maßkrug und Pechdraht „Prinz Eugen der edle Ritter" für sich singt, der lacht heute noch), das überraschte bald keinen mehr. Ja als er eines schönen Sommernachmittags im Garten seines Kollegen Moritz Horn, des Dichters von Schumanns „Pilgerfahrt der Rose," eine Waschleine zwischen zwei Pflaumenbäumen straff zog, nach einem Stück Kreide für die Schuhsohlen rief, eine Bohnenstange zur Hand nahm und zierlich auf dem Seile auf und ab zu gehn begann, wobei er uns erzählte, er sei einmal in eine Seiltänzerin verliebt gewesen, sei ihr auf ein paar Jahrmärkte nachgezogen und habe schließlich, weil sein Geld alle geworden sei, mit „arbeiten" müssen, da hatte ers schon soweit, daß ihm alle solche Geschichten nur halb geglaubt wurden. Und es machte ihm offenbar Vergnügen, die Leute über das im Zweifel zu lassen, was er erlebt und was er erfunden hatte.

Wie oft habe ich ihn im „jüngern Künstlerverein" in Dresden, dessen beliebtes außerordentliches Mitglied er war, gegen Mitternacht anrufen hören: „Sohl einmal eins, Andreas!" und, wie ein Italiener der Renaissance, hub er an, eine vollständige Novelle zu erzählen, in deren Mittelpunkt bald er selbst, bald ein andrer stand. Der Ton, in dem sie erzählt wurde, ließ immer ein Spiel der Phantasie vermuten, aber oft hatte ich hinterdrein, wenn wir in Oppermanns Papieren kramten, Gelegenheit, an alten Karten, Postscheinen und Briefen zu erkennen, daß die vermeinten Erfindungen auf guter und wohl auch auf schlimmer Wirklichkeit beruhten. Nicht in seiner anziehenden äußern Persönlichkeit, nicht in den geselligen Talenten und den brausenden Lebensgeistern, nicht in der Stärke seiner regen Phantasie, die er unbedenklich für den fröhlichen Tag und die gute Stunde ausgab, auch noch nicht einmal in der Fülle mannigfacher Erlebnisse und Erinnerungen und in dem warmen Anteil an allem Großen und Schönen der Geschichte und der Kunst lag die Wirkung, die der junge Justizbeamte auf seinen neuen, wie auf manchen frühern Lebenskreis ausübte. Die eigentümliche Mischung von genußfroher sieghafter Heiterkeit und unverkennbarem Ernst, von Wohlmeinung, die ihm aus den blitzenden Augen sah, von süddeutscher bequemer Art und von norddeutscher ritterlicher Haltung gewann ihm unwiderstehlich nicht bloß, wie etliche Neider behaupteten, die Herzen der Frauen und Mädchen, sondern auch älterer wie jüngerer Männer. Jeder fühlte, noch ehe er etwas von dem eigentümlichen Entwicklungsgange des jungen Mannes erfahren hatte, daß er einem ungewöhnlichen Naturell und einem schier unverwüstlichen Lebensbehagen gegenüberstand. Schon an jenem ersten Abend, als er, den meisten von uns unerwartet, in den frohen Kreis auf dem Oybin trat, beim improvisierten Tanz in Lust und Ausdauer alle hinter sich ließ und lange nach Mitternacht auf dem zweistündigen Heimweg zur Stadt die ganze Gesellschaft mit seinen Liedern „Vom Pfäfflein Bin ein lustger Jagersknecht" in Atem hielt und sein Lachen erschallen ließ, wußten wir alle, daß diese Ausdauer und dieser Humor, trotz des königlich sächsischen Assessors, nicht auf sächsischem Boden gewachsen waren.

Digitized by Google

In der That hatte Andreas Oppermanns Wiege an der Donau, in der alten Reichsstadt Regensburg gestanden. Sein Großvater, Johann Septimus Oppermann, war dort ein angesehener Rechtsgelehrter und hatte nach der Weise der damaligen Regensburger Prokuratoren auch einige kleinfürstliche Häuser als Bevollmächtigter und diplomatischer Agent beim immerwährenden deutschen Reichstage zu Regensburg in dessen letzten Zeiten vertreten. Viele Jahre später fand ich in mehr als einem der „hochfürstlich Sachsen-Weimarischen und Eisenachschen Adreßkalender" der Jahre 1770 bis 1790, daß Oppermanns Großvater auch Karl Augusts Bevollmächtigter gewesen war, was dem Enkel ganz besondre Freude bereitete. Dieser Großvater muß schon zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gestorben sein. Oppermanns Vater, Johann (Jeannot) Oppermann, hatte gleichfalls die Rechte zu Jena und Erlangen studiert, nachdem er schon in Regensburg an den Vorlesungen der privaten Rechtsschule teilgenommen hatte, die zu Reichstagszeiten und auch unter der kurzen Regierung des rheinbündischen Fürstprimas (Karl von Dalberg) noch fortbestand. Einer alten vergilbten Handschrift, der Selbstbiographie eines Schwagers von Oppermanns Vater, der in den Tagen, wo der deutsche Reichstag samt dem Reiche schon in Sterbensnöten lag, als Amanuensis des kurfürstlich württembergischen Gesandten, von Seckendorff, nach Regensburg kam (1804), entnehme ich eine Schilderung des damaligen Bestandes der Oppermannschen Familie und der letzten Glanzmonate von Regensburg.

Der damalige Botschafterlehrling erzählt: „Dienstag, den 21. Februar, hörte ich das erste Kollegium bei Grimm, und an der Hausthüre begegnete mir meine junge Bekanntschaft, Jeannette Oppermann, die mich flüchtig, aber freundlich grüßte. Auf eingezogne Erkundigung bei dem Sohne Grimms erfuhr ich, daß die Familie Oppermann in demselben Hause, eine Treppe höher, wohne. Da der eine der Zuhörer ohne Hut eintrat und ich auf Befragen erfuhr, daß er ein Bruder von Jeannette sei, mir Grimm, der Sohn meines Lehrers, auch erzählte, daß »sie« von mir gesprochen habe, so beschloß ich, Bekanntschaft in dieser Familie zu machen. Mit einer mir noch jetzt unerklärlichen Courage holte ich des andern Tags den jungen Oppermann ab, der zum Glück so schüchtern war, daß ich leicht durchkam. Ich sah da die ganze Familie, eine freundliche Matrone als Mutter, eine wunderliche ältere Schwester, eine wilde jüngere und die Jeannette, bei deren erstem Erblicken im Hause des Herrn von Selpert ich flüchtig gedacht hatte: dies wird einst deine Frau. Ich wiederholte nun meine Besuche fast täglich, fand die Fräulein Oppermann wieder in der Freitagsgesellschaft bei Selperts und konnte mich bald auch in besserm Kostüme zeigen, denn mein Pflegevater (von Seckendorff) ließ mir aus einem alten blauen Frack einen neuen machen, der nach meiner Meinung prachtvoll war, obwohl zu vornehm, denn auf der rechten Brustseite des gewendeten sah man deutlich den großen Stern, den Seckendorff auf der linken Brust trug, und der in das Tuch gestickt gewesen war und daher unvertilgbare Spuren zurückgelassen hatte."

In der geselligen Welt von Regensburg fand es der junge Liebhaber von Jeannette Oppermann (einer Tante meines Andreas) leicht, sich der Neigung seines Mädchens zu versichern und eine der in jenen Tagen beliebten Verlobungen auf lange Sicht zu improvisieren. „Das Leben in Regensburg war übrigens damals interessant genug. Die vielen Gesandten mit ihrem großen Personal und zwei fürstliche Höfe (gemeint ist der des Kurfürsten Reichserzkanzlers und nachmaligen Fürstprimas Karl von Dalberg, und der des Fürsten von Thurn und Taxis) samt der hohen und zahlreichen Geistlichkeit brachten Geld und Bewegung hervor. In den

Digitized by Google

höhern Zirkeln herrschte eine feine Bildung, die durch die große Mischung der Nationalitäten nur gewann. Die Regensburger Bürger aber genossen das Leben ohne viele Ansprüche und Sorgen."

Oppermanns Vater, der im Frühling 1806 die Universität Jena bezog, hatte also nur noch im Morgen seiner Tage den Abendglanz seiner Vaterstadt gesehen. Als Regensburg im Jahre 1809 eine bayrische Provinzial- und Kreisstadt geworden war, blieben von der alten Herrlichkeit beinahe nur die stattlichen Bauten und die Erinnerungen zurück. Nichtsdestoweniger erhielten sich die letzten beinahe so gut wie die ersten. Jeannot Oppermann stand im Verwaltungsdienst des fürstlichen Hauses Thurn und Taxis und in regem Verkehr mit dem städtischen Patriziat, das die alte Reichsstadt noch aufwies. Obschon dessen Sohn Andreas seine Vaterstadt als Knabe verlassen hatte und in späterer Zeit höchstens auf Wochen, meist nur auf Tage dahin zurückkehrte, bewahrte er ihr und den Familien von Zerzog, von Thon-Dittmer und andern, die mit seinen Kindheitserinnerungen zusammenhingen, die entschiedenste Anhänglichkeit. Sein Vater war Protestant, seine Mutter Katholikin, von den vier Kindern, die dieser Ehe entsprossen, folgten die Töchter Pauline (nachmals Gattin des Physikers und Direktors der damaligen polytechnischen Schule in Dresden, Dr. A. Seebeck) und Friederike (nachmals Gattin des Bildhauers Ernst Rietschel) der Konfession ihrer Mutter, die Söhne Heinrich (gestorben als protestantischer Pfarrer) und Andreas der des Vaters. Beide Eltern dieser Kinder starben früh, und dadurch und durch die Heirat der ältesten Tochter wurden die Schwestern und der junge Andreas Oppermann nach Sachsen und Dresden geführt. Aber in seiner Erscheinung, seiner Sprache, seiner ganzen impulsiven Natur verleugnete er den süddeutschen Ursprung nicht, und beim Becher überkam ihn die volle Trinklust des bayrischen Stammes. Im ganzen freute er sich der alten Heimat, zwischen der und der neuen er manch langes Jahr hindurch hin- und hergetrieben worden war.

Gelegentlich übte er dann auch einmal an dieser Heimat Kritik, niemals berechtigter und mit verblüffenderer Wirkung als 1876 auf der Fahrt zur ersten Aufführung des Wagnerschen Nibelungenrings in Bayreuth. Auf dem Bahnhof Neumarkt waren zahllose norddeutsche Reisende zusammengedrängt, die Beamten der Zweigbahn nach Bayreuth hatten gegenüber dem ungewohnten Massenandrang in der lächerlichsten Weise den Kopf verloren, begegneten dem Ansturm von Fragenden, Bittenden, Scheltenden und Lärmenden mit bayrischer Grobheit und bierseligem Stumpfsinn. Es drohte zu Wutausbrüchen und Thätlichkeiten zu kommen, als mit einemmale Andreas Oppermann inmitten der Erbitterten auf eine Erhöhung, eine leere Tonne glaub ich, sprang und mit aller Macht seines Organs rief: „Vergessen Sie nicht, meine Herren, daß wir zu einem Kunstfest wollen, und lassen Sie sich durch diese bayrische Schandwirtschaft zu keinen Unwürdigkeiten hinreißen!" Die erregten Passagiere stutzten, lachten, aber aus der Gruppe der Bahnbeamten scholl es nun drohend heraus: „Wer spricht von Schandwirtschaft!" „Ich! rief Oppermann, ich sags noch einmal: bayrische Schand- und Lotterwirtschaft!" „Ich darf das sagen, ich bin ein Bayer!" Die Gereizten hatten doch noch Augen und Ohren genug, um die volle Wahrheit des Ausrufs zu erkennen, und nahmen von dem Landsmann hin, was sie vermutlich von einem andern nicht ertragen hätten.

Oppermanns Gymnasialjahre auf der Dresdner Kreuzschule entschieden schließlich, aber nicht sogleich über seine Zukunft. Die Familie muß im Zweifel gewesen sein, ob es nicht besser sei, daß er gleich dem ältern Bruder auf bayrischen Hochschulen studiere, und so kam es, daß er nacheinander die Universitäten Erlangen,

Digitized by Google

Leipzig, München, Göttingen und wiederum Leipzig besuchte, ehe es durch die Einwirkung inzwischen eingetretner andrer Verhältnisse denn doch dazu kam, daß der Rechtsstudent seine juristischen Prüfungen schließlich in Sachsen und nicht in Bayern bestand. Aber zwischen Beginn und Abschluß seiner Universitätsstudien lagen viele Erlebnisse und eigentümliche Schicksalswechsel. Die Doppelbeziehungen Oppermanns zu der Dresdner und der bayrischen Verwandtschaft, mehr noch sein eignes glückliches Naturell, die helle jugendliche Heiterkeit hatten dem Studenten Eintritt in manche Lebenskreise und Familien vermittelt, die sonst von Studenten selten aufgesucht werden. Dazu kamen früh hervortretende Neigungen des jungen Mannes, seine leidenschaftliche Freude an den Schöpfungen der bildenden Kunst, die hauptsächlich durch seinen Aufenthalt in München genährt wurde, die Wanderlust, ein starker Zug zur Gesellschaft von Frauen, die ihn hinderten, jemals ganz in seinen Rechtsstudien und den Interessen seiner Verbindung aufzugehn. Er war bei seinen Anlagen natürlich ein prächtiger, lebensfroher Student, ein zuverlässiger Freund und der Liebling seiner ihm nahestehenden Kommilitonen, er nahm auch an rein studentischen Angelegenheiten, Festen und Fahrten, selbst an der Wartburgversammlung des Jahres 1848 beherzten und heitern Anteil. Aber er ging in diesen Dingen nicht auf.

Daß mehr als einmal die Versuchung an ihn herantrat, „umzusatteln," war bei der Vielseitigkeit seines Wesens ganz natürlich, es hätte zu gewisser Zeit vielleicht nur der Anregung eines geistvollen akademischen Lehrers bedurft, den jungen Oppermann von der Rechtswissenschaft zur Kunstgeschichte hinüberzuführen. Ja in seinem vierten Universitätsjahre trat eine längere Unterbrechung seiner juristischen Studien durch ein Erlebnis ein, das ihn wie von selbst auf die andre immer mit einer gewissen Sehnsucht betrachtete Bahn zu weisen schien. Im Winter von 1850 zu 1851 verlobte sich die jüngere seiner beiden Schwestern, Friederike, mit dem Dresdner Bildhauer Ernst Rietschel, der um seiner selbst, wie um seiner Kinder willen eine neue Ehe schloß. Alsbald nach der Verlobung stellte sich heraus, daß Rietschels leidender Zustand einen längern Aufenthalt im Süden notwendig machen werde. Wenn der Künstler trotzdem am 30. April 1851 auf dem Schlosse Nischwitz bei Wurzen, einer Besitzung der ihm wie seiner Braut befreundeten Frau von Ritzenberg, seine Hochzeit feierte, so dachte er nicht, die junge Gattin mit sich nach Italien zu nehmen, sondern er wollte ihr nur das Recht geben, sich während seiner Abwesenheit als Herrin seines Hauses seiner verwaisten Kinder anzunehmen. Er trennte sich mit freiem, würdigem, wenn auch schwerem Entschluß von ihr und trat die Reise nach Sizilien — die Ärzte hatten ihm einen Winteraufenthalt in Palermo angeraten — in Begleitung des lebensfrischen, ihm durch sein heitres Naturell und seine treue Hingebung doppelt lieben jungen Bruders seiner Frau an. Für Andreas Oppermann war diese Fahrt nach Welschland die berauschende Erfüllung oft gehegter Träume, ein Genuß und eine Erfahrung tief eingreifender Art. Er war noch voll gewöhnt, im Augenblick zu leben und entschlug sich umso mehr aller Besorgnisse um die Zukunft, als ihm auch der Tag trotz der herrlichen und wechselnden Eindrücke, Pflichten und Sorgen genug brachte. Denn gleich im Beginn der Reise, die im September 1851 angetreten wurde, zeigte sich, daß Rietschel schon zu lange gezögert hatte, während des Aufenthalts in Meran hatte er am 19. Oktober einen heftigen Anfall von Bluthusten.

„Es war eine traurige Situation!" schrieb Oppermann in das kleine Notizbuch, das er auf dieser Reise führte, und das sich erhalten hat. „Mitternacht vorüber und der Schreck Rietschels, der Anblick reinen Herzblutes hat so etwas

Digitized by Google

Ergreifendes. Ich habe recht gesehen, wie man sich bei solchen Dingen zusammen nehmen kann, man muß nur nicht sich seiner Lage zu sehr hingeben und sich in ihr versenken, eine Schwäche, die die Leute Gefühl nennen, während einer, der ruhig das Wesen der Sache im Auge, sich nicht jedem Eindruck, den die Außendinge auf ihn machen, hingiebt, in ihren Augen schlecht wegkommt." Die fortgesetzte Sorge um den leidenden Schwager, die sich auch auf die Besorgung aller äußern Dinge, die Einrichtung der später in Palermo gemieteten Wohnung zu erstrecken hatte, die tägliche Bekämpfung von Nietschels hypochondrischen Stimmungen wirkte erziehend auf ihn ein. Der Gesundheitszustand seines Pflegebefohlnen blieb lange schwankend, noch im Anfang März mußte Oppermann wieder in sein Notizbuch einzeichnen „der Bluthusten! Seitdem keine frohe Stunde!" Aber mit dem prachtvoll aufgehenden sizilianischen Frühling besserte sich das Befinden des Künstlers rasch, die Genesung wurde sichtbar und fühlbar, und die Rückreise über Neapel, Rom, Bologna, Mailand und Brescia, den Gardasee wieder nach dem Ausgangspunkt Meran, wo Oppermanns Schwester und Nietschels Frau Ende Mai die Reisenden erwartete, legte der junge Mann leichtern Herzens, freiern Mutes zurück, als die Hinreise nach Palermo, die über Meran, Brescia, Mailand, Genua, zu Schiff nach Livorno, mit Abstecher nach Pisa, über Civita Vecchia und Neapel bis Sizilien geführt hatte.

Daß alle Pflichten und Sorgen den geistvollen, warm enthusiastischen Studenten mit dem Poetenherzen und der Künstlerphantasie nicht am Genuß der reichen Eindrücke hinderten, die ihm so besondre Umstände in der glücklichsten Zeit des Lebens gönnten, bedarf keiner Versicherung. Seine Aufzeichnungen, nur zur Erinnerung für sich selbst festgehalten, für keines Zweiten Auge bestimmt, verraten fast noch besser als das später aus der Erinnerung geschriebne Skizzenbuch „Palermo," wie offen sein Auge war, mit wie durstiger Empfänglichkeit er all den fremdartigen Reiz der Landschaft, der alten historisch berühmten Städte, des bunten Treibens und die Fülle des Lichts und der Farben in sich sog. Wie tief sich ihm das Neue einprägte, wie rasch er das Echteste und Beste vom minder Wesentlichen zu unterscheiden wußte, wie gut er empfand, daß ihm das Schicksal bei aller Gunst doch auch vieles versagte, nach dem die Sehnsucht inmitten der Herrlichkeit erst geweckt wurde, das mögen ein paar seiner Notizen bezeugen. In der ersten Nacht in Genua erwacht er plötzlich. „Der Mond scheint durch die Gardinen. Unten ist Musik. Es ist eine Gassenmusik, aber sie hat so feurigen Ausdruck, die Harfen und Geigen spielen mit solchem Ausdruck, daß die einfache Melodie doch Eindruck macht. Ich stehe auf. Der Mond scheint in vollem Glanze auf den Marmorwall, der vor unserm Fenster um einen Teil der Stadt geht. Hinter dem Wall ist der Hafen, und der Mastenwald ragt dunkel in den mondhellen Himmel. Zwischen den Schiffen spielt das schwarze Gewässer mit dem Mondlicht, das in Silberflammen an die Schiffe schlägt. Hinter den Masten sieht man die hohe Meereslinie, die mit schönem Silberglanze aus fernem Nebelduft sich vom Himmel abgrenzt. Es ist noch lebendig auf den Straßen, und die Paläste stehen in prachtvollem Glanz einsam und groß." Und wenige Tage später, nach allem Glanz und allem rauschenden Treiben der Genova superba, faßt ihn der Zauber des stillen Pisa: „Eine ruhige Stadt. Reinlich wie keine andre, die ich gesehen. Eine Stadt für Philosophen. Zeichen ehemaliger Macht. Sie besteht eigentlich nur aus dem Lung Arno und ein paar lebendigen Nebenstraßen. Der Domplatz am einsamsten und entferntesten Ende der Stadt. Eigentümlicher Eindruck davon. Der schiefe Turm — das Baptisterium, der Campo santo, das ergreifendste, was ich noch in Italien gesehen. Die alten tiefernsten Bilder (vielfache Erinnerung an den alten

Digitized by Google

lieben Wagner!*), das Leben der Einsiedler, das Weltgericht. Der Ernst des menschlichen Lebens auf diesem Platze vereint." Und wiederum viele, viele Monate später, als der Abschied von Palermo bevorstand, schrieb er: „Mittwoch, 25. März. Ritt nach Belmonte. Wie wird mir das Herz so schwer, all dies Glück der Schönheit Siziliens in ein paar Tagen zu verlassen, an der Pforte der Kenntnis dieses Landes zu stehen und nicht weitergehen zu dürfen. Es ist in der That schwer!"

Dazwischen lag denn freilich eine Reihe köstlicher Erlebnisse und Eindrücke, für die er mit der Warmherzigkeit und der Frömmigkeit seines Wesens innig dankbar war. Die Ahnung, daß die Monate auf Sizilien der Glanzpunkt aller seiner Erinnerungen bleiben werde, hatte ihn schon im November überkommen („Spät am Nachmittag ging ich an die Marine. Diese Schönheit des Tages, des grandiosen Meeresanblicks, des herrlichen Monte Pellegrino im Sonnenglanz, der glänzenden Marine und der herrlichen Küste ist nicht mit Worten wiederzugeben. O herrliches Bild, hafte in meiner Seele, und wenn mein Leben noch so dunkel werden sollte, und du steigst vor mir auf, so müßte alles vergessen sein"), diese Ahnung erneuerte sich, so oft er die Porta felice durchschritt. Der Vollgenuß des Augenblicks konnte doch die Gedanken an die Zukunft nicht völlig ausschließen. Daß er sich mit ehrlicher und unbestechlicher Selbstkritik noch vielfach unfertig finden mußte — auch davon enthalten seine Notizbücher fast rührende Zeugnisse —, brauchte den Zwei- undzwanzigjährigen nicht zu bekümmern.

Aber gerade während dieses italienischen Aufenthalts, wo die Verlockung, dem innersten Zuge seiner Natur zu folgen und sich ganz in die Geschichte und Ästhetik der bildenden Künste zu vertiefen, stärker und berechtigter als je zuvor war, wo Freund Andreas die Fortschritte seines Zeichentalents tagtäglich vor Augen sah, wo er zugleich zu empfinden meinte, daß er „keinen Begriff vom juristischen Leben habe," merkte er, mit wie schweren Bedenken alle seine Verwandten einem Wechsel des Studiums gegenüberstanden. Sollten nahezu vier Universitätsjahre verloren sein? Lag in dem Drang des jungen Mannes schon eine Bürgschaft für hervorragende Leistungen auf dem neuerwählten Gebiete? Ließ sich damals, im Jahre 1852, wo der äußern Lebensstellungen für Kunsthistoriker noch so blutwenig waren, wo sich eben Anton Springer mit seiner Habilitation in Bonn zu zehnjährigem Privatdozententum verurteilte, auch nur ahnen, wie rasch gerade von 1860 an die Zahl der Museen, der Lehrstühle für Kunstgeschichte zunehmen würde? Alle diese Fragen wurden von Oppermanns Verwandten, von besorgten und wohlmeinenden Freunden, von väterlichen Beratern und leider auch von ihm selbst gethan. Sein Selbstbewußtsein war nicht entwickelt genug, seine Anhänglichkeit an die Menschen, mit denen er lebte, zu groß, als daß er eben jetzt, trotz einer mahnenden innern Stimme, einen entschiednen Bruch mit der Vergangenheit gewagt hätte. Schrieb er doch damals mit allem Recht über sich selbst: „Mehrfacher Ärger, wobei ich immer wieder von neuem die Erfahrung mache, daß trotz meines ritterlichen Sinnes, den ich habe, oder den mir wenigstens die beilegen, die mich kennen (was der Student einen forschen Kerl nennt), ich doch eine Gutmütigkeit besitze wie ein Kind, eine Bescheidenheit und Schüchternheit, die jedem ein Recht zum Nichtachten und zur Beleidigung zu geben scheint. Und von wie vielen Menschen ertrage ich das? Es mag vielleicht kein Fehler gerade sein, aber es hindert im Beherrschen der Menschen und am leichten und bequemen Lebensgang. Ich werde mich gewöhnen müssen, mehr und mehr die gewöhnliche Masse der Menschen mit weniger Humanität

*) Gemeint ist Martin von Wagner, der Bildner des großen Reliefs „Die Völkerwanderung" und der Generalsekretär der Münchner Kunstakademie.

Digitized by Google

und Bescheidenheit zu traktieren.“ Vorsätze, die bekanntlich leichter gefaßt als durchgeführt sind, wenn das Naturell einmal nach andrer Richtung hinweist. Auch mein Freund Oppermann mußte noch schwere Erfahrungen bestehn, bevor er lernte, die kindliche Gutmütigkeit seiner Natur wenigstens soweit zu besiegen, als sie nicht — unbesieglich war.

Eines aber ward bald nach der italienischen Reise entschieden, deren Nachgenuß ihm manches Jahr durch glänzte. Er entschloß sich, seine juristischen Prüfungen in Sachsen und nicht in Bayern zu bestehen. Sein älterer Bruder Heinrich, der Theolog, war nach harten innern Kämpfen in die Welt hinausgegangen, und das Geschick hatte ihn schließlich mit der von England geworbnen deutschen Legion unter General Stutterheim nach Kaffraria hinausgeführt. An die Schwestern und deren Kinder, an den berühmten Schwager, die alle in Dresden lebten, war er jetzt fester geknüpft, als an die entferntern Verwandten, die alten Freunde in seiner Familie in Bayern. Und das Leben, wie er es träumte, den guten Tag rasch erfassend, vielseitig, immer von geistigen Interessen getragen, immer zum Höhern strebend, ließ sich auch auf dem neuen Heimatboden leben. Er bezog noch einmal die Leipziger Universität, er bereitete sich dann, während eines längern Aufenthalts in Dresden, für die Prüfungen vor und bestand sie vortrefflich. Er arbeitete als Rechtskandidat bei einem Dresdner Anwalt, trat in den juristischen Staatsdienst und wurde endlich nach etlichen kleinern Verwendungen, die ihn in Dresden selbst und in der Nähe von Dresden festhielten, als Assessor zum Gerichtsamt Zittau versetzt. Als er dort eintraf, sprühte er von Jugend und Leben. Über die innern Kämpfe, die seinem Entschluß vorangegangen waren, äußerte er sich selten und ungern, nur einmal gestand er mir ein, daß er drauf und dran gewesen sei, durch Vermittlung einer seiner Bekanntschaften von der italienischen Reise her als Offizier in ein österreichisches Reiterregiment einzutreten. Jedenfalls ahnte er, als er nach der Lausitzer Provinzstadt kam, nicht, daß er damit die Stätte seiner dauernden Wirksamkeit und seines fernern Lebens betrat.

(Schluß folgt)

Der goldne Engel

Erzählung von Luise Glaß

(Fortsetzung)

11

Der Hochzeitstag war erfüllt von Sonnenlicht und Rosenduft. Frau Grunert beklagte das Fehlen jeglichen Wölkchens von wegen dem in den Kranz regnen, aber das junge Paar empfand nur wohlig die Übereinstimmung der Welt draußen mit der Welt in seinem Herzen.

Sie schritten neben einander hin durch die enge Schmiedehausflur, schritten aus der Schuhgasse hinaus, unter den Kastanienschatten hinter der Stadtmauer, schritten die gute dicke Mauer entlang, an der Apothekenseite vorbei, über das obere Marktende hin und in das weitoffne Thor der alten

Digitized by Google

Nachbarin St. Bartholomä hinein. E G C klangen die Glocken dazu, und Line kam nicht von dem Gedanken weg, daß dies ihr eignes Hochzeitsgeläute hätte sein sollen.

Sie hatte den Brautkranz gewunden mit tausend Segenswünschen, aber Sorgen hatte sie trotz alles guten Willens mit hineingebunden in das feste, feine Myrtengrün, und das grauseidne Kleid, dessen Saum sie sorglich vor dem Straßenstaub hütete, hatte sie auch nicht gern gekauft, ging es doch von dem Spargroschen ab, der sie schuldenfrei machen sollte.

Aber was sein mußte hatte Line Städel immer gethan, und sie würde es auch künftig thun, und wenn es zehnmal die Wolken festhalten half, die vor ihrer Sonne standen.

Sie stieg gleich hinter dem Brautpaar, neben Mutter Flörke, die Stufen hinauf, die beiden jüngsten Schmiedejungen streuten Blumen, und der ganze Hof wanderte feierlich hinter ihnen drein.

Meister Wendelin, der einzige Gast von auswärts, ging an Professor Kilburgs Seite, sehr zufrieden damit, daß eine Heirat den jungen Städel an die Kette legte; die Nachbarin Grunert mit Gottlieb, dem Gesellen, der nun wieder fest auf den Beinen stand, schloß den Zug.

Jenny Frisch, die junge Frau Apothekerin, bog sich so weit aus dem Fenster hinaus, als sie ohne Lebensgefahr wagen konnte. Ein wunderliches Gefühl griff ihr ans Herz, als sie Karl Städel neben Nanette Flörke hinter der Mauer vorkommen sah: Karl mit dem hübschen, guten Gesicht, und Nett mit all ihrer Jugendschöne, in Kranz und Schleier erst recht eine Augenweide.

Aber das währte nur eine kurze Minute, dann traten auch die andern auf den hellen Markt heraus, die eigentliche Jenny kam wieder oben auf und jagte das wunderliche Gefühl zum Herzen hinaus. Sie lachte über Frau Flörkes grelllilafarbnen Seidenstaat und über Frau Grunerts Grünwollnes erst recht; da hatten sich ihre Hochzeitsgäste freilich besser ausgenommen. Gut, daß sie sich nicht mit dem Kegelschub verheiratet hatte, es wäre doch immer hintenhinaus gewesen, und überhaupt, der Mann, dem ein Wäschermädchen gut genug war, mußte die Finger natürlich von der Apothekertochter lassen.

Ferdinand, sieh mal! Da gehen sie durchs Thor — eine erbärmliche Hochzeit.

Das Thor schloß sich, und die Neugier blieb draußen; leise schwebte der Orgelklang dem Brautzug entgegen, und der Gesangverein, dem Linens Lehrmädchen zugehörten, sang das alte Hochzeitslied: Ich und mein Haus, wir sind bereit, dir, Herr, zu dienen.

Line erkannte im Solo die Stimme des lustigen Dings, dem sie so oft das Singen bei der Arbeit verboten hatte, und empfand ein Gemisch von Scham und Rührung.

Sie saß gerade hinter Nett und sah in die Schleierwolken hinein, bis zu dem Kranz hob sie die Augen nicht; auch hörte sie, was der Geistliche sprach, anfangs nur halb, wie einer hört, dem eigne Sorgengedanken den Kopf einnehmen, endlich aber mit ganzer weitoffner Seele, wie ein Baum seine dürstenden Zweige der lang entbehrten Segensflut entgegen streckt.

Der alte Pfarrer von Sankt Barthelmä hatte schon viele Traureden gehalten; hundert und aberhundertmal hatte leuchtende Hoffnung und zärtliche Glückseligkeit in Kranz und Schleier vor ihm gestanden, und wieder hundertmal sah er die holde Hoffnung verkümmern in Sorge, Alltagsstaub, Kleinkram und Herzensträgheit.

„Auch die Hochzeitsmyrte will gepflegt sein, wenn sie ein Leben lang blühen soll."

Digitized by Google

Er that sich eine Güte mit seinem Myrtenbild, führte es nach allen Seiten aus und zauberte Frühlingswonne vor die Augen des jungen Paares, das statt der Hochzeitsmyrte seines Azaleenbaums dachte.

Noch hörte Line mit halbem Ohr.

Dann wurde der alte Herr vorm Altare praktisch und sachlich. Er sprach von den Pflichten des Zueinandergehörens, von der Treue, die des andern Wohl dem eignen voranstellt, von der Kraft, die in Tagen des Schwankens zusammenhält, weil sie sich nicht in Jammer verzettelt.

Line hörte und dachte: Ja, so muß es sein, so hab ichs allzeit gehalten.

Der alte Mann redete weiter, von der nüchternen Bravheit, die thut, was ihre Pflicht ist, und sich mit dem Bewußtsein dieses Thuns hoffärtig zufrieden giebt, ihre Lasten trägt, aber dabei grollt und murrt, die ihre Kartoffeln baut im Lebensgarten, damit keiner hungre, aber den harten Weg nicht mit Blumen schmücken mag, noch heißer Straße den Schatten freundlicher Geduld gönnt.

Meine Lieben in dem Herrn, nicht das rechte Thun allein genügt, um euch das Glück zu schaffen, zu dem ihr heute Gottes Segen erbittet, sondern es steht geschrieben: Auf daß ihr das mit Freuden thut und nicht mit Seufzen.

Das wohlbekannte, nie bedachte Wort hakte sich in Linens Herz ein, sie hörte nichts weiter: Auf daß ihr das mit Freuden thut. Mit Freuden hatte sie ihre Pflicht nie gethan, als harte Last hatte sie ihr Lebensbündel geschleppt und reichlich dabei gestöhnt in ihrem Herzen. Grämlich hatte sie Bruder und Vater auf den Weg zu ziehen gesucht, der sie der rechte deuchte, dem harten Schicksal zur Last legend, daß es diesem Wege an Blumen fehlte. Warum hatte sie keine zu hegen versucht? Dürres Land muß man besamen und begießen, wenn ein Garten draus werden soll.

Ein weiches Reuegefühl überkam sie, das nichts bitteres hatte, die weihevolle Kirchenruhe gönnte ihm Zeit, sie ganz zu erfüllen.

Nun wußte sie ja, worin der Fehler lag, nun konnte alles gut werden. Auf daß ihr das mit Freuden thut!

Line sah jetzt furchtlos gerade in die Myrte hinein und danach, als das Brautpaar zum Ringwechsel aufstand, in Netts schönes, stilles Gesicht. Sie meinte, ihr Herz sei noch nie so weit und so voll Liebe gewesen.

Ihre hellen Augen und ihr warmer Ton waren auch dann bei dem kleinen Hochzeitsmahl, das Mutter Flörke im Gasthof ausrichtete, die Freudenquelle. Ackermanns Buben empfanden heute nicht nur jene Hochachtung für sie, die man sich in Übermutslaune ganz gern hundert Schritt weit vom Halse hält, und als der Pastor seinen Toast auf sie ausgebracht hatte, die dem Bräutigam Mutter und Schwester zugleich gewesen sei, da sagte sogar die Grunerten: Ja, so ne Schwester, die kann einer suchen.

Kilburg aber, als er behaglich schmauchend am Abend mit Ackermann nach Hause ging, sagte: Eigentlich sah Fräulein Line selber aus wie eine Braut. Was meinen Sie, Meister? Und Ackermann strich sich den Hut, den er der Wärme wegen in der Hand trug, einmal rechts rum glatt, einmal links rum rauh, während er mit fröhlichem Lächeln antwortete: Ich denke, Herr Professor, so über Jahr und Tag. Könnte schon eher sein, wenn aber die Frauenzimmer was taugen, soll man ihnen doch wohl auch mal nachgeben, wo sie wunderlich sind. Und dann, Herr Professor, müssen Sie die Rede auf uns halten.

Sommertage: Licht, Duft, Blüten! Sonne überall, Sonne auf Sankt Barthelmäs Dach, Sonne im Schmiedehof, Sonne in Städels Gangwohnung.

Digitized by Google

Nett sang den ganzen Tag lang, und Karls Arbeit flog bei dem Gesange, den er wie ein gedämpftes Zwitschern in seiner Werkstatt vernahm. Trotz aller über einander gebauten Modelle war sie keine Hexenküche mehr. Das Gespenst kauerte in seinem Glaskasten und rührte sich nicht, Gottfried, der Geselle, kam Sonntag nachmittags, nahm den Schuppenschlüssel vom Pfosten und ging hinaus, das Wrack zu ölen und zu pflegen — „anderthalb Jahre Arbeit!“ — Karl gab nicht acht, ob er den Schlüssel am Abend zurückbrachte; was kümmerte das den Glücklichen?

Die jungen Eheleute fragten sich manchmal neckend, ob der Sonnenschein von dem Blumenbusch im Fenster komme, in dessen wechselnder Pracht sich die Jahreszeit spiegelte, oder davon, daß so helle Augen in das helle Zimmer hineinschauten.

Der Sommer verging, und die Sonne duckte sich hinter dem Apothekendach; in Städels Hof und Heim blieb ihr goldner Schein zurück. Das junge Paar hatte Arbeit, hatte Verdienst, hatte seine Herzensfreude an einander und trug eine Hoffnung ins neue Jahr hinüber, die ihm das tiefste Dunkel verklärt haben würde.

Sie machten es Linen leicht, die Hochzeitsstimmung fest zu halten, lautes und heimliches Seufzen auf Urlaub zu schicken, und die Freude verdoppelte auch Linens Kraft.

Ackermanns Wirtschaft, ihre Schneiderarbeit, und als das kleine Menschenkind die Welt anlachte, auch des Bruders Haushalt spann sie zu einem feinen, glatten Faden zusammen.

Daß der kleine Städel die Welt nicht angeschrieen, sondern angelacht habe, wurde so leidenschaftlich behauptet, daß es am Ende sogar die Grunerten glaubte und für ein absonderliches Merkzeichen hielt. Daß aber trotz aller Freude über sein Dasein mit diesem kleinen Menschlein Wolken über Städels Sonne zogen, merkte zunächst keiner, und am leidenschaftlichsten würde der junge Vater eine solche Möglichkeit abgestritten haben.

In der ersten Nacht aber, während der sein Sohn in der kleinen Gangwohnung schlief, stand Karl am Werkstattfenster, das Herz erfüllt von heißen, glücklichen Gedanken, von Pflichtbewußtsein und heiligen Versprechungen für dieses Sohnes Zukunft.

Er sah hinaus nach dem Kastaniendunkel hinter der Stadtmauer und der Handvoll Sterne, die durch die Lücke schien, die der Blitz gerissen hatte, und dachte künftiger Zeiten: was er dem Sohne sein wollte, und was der ihm dagegen sein würde. Ganz sachte schob sich dabei der eigne Vater in seine Gedanken hinein, und Karl fühlte mit einer nie gekannten Heftigkeit alles das, was er diesem einsamen Vater je im Leben schuldig geblieben war, und liebte ihn plötzlich heißer und inniger als je vorher: Sohn und Vater schmolzen zu Einem zusammen.

Er wandte die Augen von den Sternen ins Zimmer zurück; nur eine kleine Lampe brannte da, aber der Holzengel lächelte deutlich von seiner Wand herab. Schielte er nicht hinüber nach dem in die Ecke geschobnen Modell?

Schade, schade, sagte Karl, wie gern hätte ich des Vaters Arbeit abgeschlossen, wie schön wärs, wenn ich meinem Bübchen mit dem Luftschiff eine leichte Fahrt durchs Leben bereiten könnte.

Da schrie dieses Bübchen, und der junge Vater schlich sich lauschend nach der Thür.

Alles in Ordnung.

Er ging zurück, sah noch einmal nach dem goldnen Engel hinauf und schüttelte den Kopf.

Digitized by Google

Dann legte er sich nieder und träumte von Nett und einem spielenden Kinde.

Nur ein ganz leichter Hauch wars gewesen, aber wie schnell wächst sich ein Hauch zur Wetterwolke aus, wenn Wind und Wasser dem Wachstum günstig sind.

Karl Städel, den sie aus der Wochenstube hinausschickten, hatte zu viel Zeit, und es gab keiner acht, was er mit seinem Feierabend begönne. Kam er nach Hause, eilte es ihm nicht mehr, auf seinen Gang zu kommen, er lehnte ein Viertelstündchen in der Schmiedethür und redete mit Gottlieb von Stieg und Sturz und dem Wrack auf der Buschwiese; und Gottlieb sagte jedesmal, daß es ein Jammer sei, und daß es den alten Herrn im Grabe beunruhigen müsse.

Wollte Karl in das Schlafzimmer, so trieb ihn Line fort: Nett schläft, Nett braucht Ruhe. Oder Nett scheuchte ihn: Sch, sch! Denk an das Bübchen! — Das Kneipengehn hatte er nie gelernt.

In diesen leeren Stunden kam es wieder. Er griff nicht gleich an, aber er stand vor dem Modell und betrachtete das Räderwerk mit scheuer Zärtlichkeit, wie jemand, dem man Unrecht gethan hat, dem man abbitten möchte, wenn ers nur annehmen wollte.

Dann kam eine Nacht, da flog ihm ein Gedanke durch den Kopf: Das mußte der richtige Gedanke sein! Das einzige Zwischenglied, das ihm noch fehlte.

Sie hatten sein Bett auf dem Wohnstubensofa aufgeschlagen, unbemerkt konnte er aufstehn und in die Werkstatt schleichen. Es klappte nicht gleich mit dem „Zwischenglied." Natürlich, da hemmten Rost und verstocktes Öl. Richtig war es! Nur noch ein wenig Arbeit. Und er arbeitete für seinen Jungen, der eben drüben das helle Stimmchen erhob.

Jetzt fühlte er erst den rechten Sporn zur Luftschifferei; vorher war seine Arbeit eigentlich nur Eigensinn gewesen, jetzt trieb ihn die Liebe an die Räder; er wollte am Vater handeln, wie er wünschte, daß sein Sohn einst an ihm handeln möge, und für den Sohn wollte er die goldnen Schuhe schaffen, in denen jeder Weg zum Ziele führt. Sein Junge, das war ihm die rechte Menschheit.

Karl redete sich tausenderlei schöne Dinge vor und glaubte sie alle, so oft sie auch schon vom Leben widerlegt worden waren.

Er begann mit bescheidner Nachtarbeit, aber die Nachtarbeit machte ihn müde, das stete Mißlingen schaffte ihm Pein; den häßlichen Zustand schneller los zu werden, hob er bald auch zu Arbeitszeiten den Glaskasten. Verschämt zuerst, gleichgiltig nach ein paar weitern Tagen, und so glitt er unaufhaltsam wieder hinein in den Abgrund, der alle Gedanken, die nicht dem Modelle galten, zu verschlingen drohte.

Gottlieb, der Schlossergesell, freute sich dran und putzte das Wrack.

12

Als Line den Bruder an einem milden Frühlingssonntag auf den Gang rief, damit er sein Bübchen ein wenig genieße, legte er sichs wohl behaglich auf den Knieen zurecht und strich ihm zaghaft zärtlich über die flimmernden Härchen, aber daß er dabei sagte: Du kleiner goldner Engel! Das fuhr der Schwester wie ein Messer ins Herz.

Frevel an und für sich, das unschuldige Kind so zu nennen. Und wie kam er überhaupt auf den Namen? Seit Jahr und Tag hatte ihn keiner gehört auf dem Gange, sogar „die Apotheke" wurde in aller Vorsicht gesagt. Gleich einer Erinnerung aus grauer Vorzeit mutete es Linen an — wie kam Karln angesichts dieses lebendigen kleinen Wunders das böse Wort?

Digitized by Google

Sie brauchte die ganze Kraft ihres guten Willens, um nicht herb und grämlich — die alte Line — über dieses Wort herzufallen. Aber sie bezwang sich, strich dem Kinde mit zitternder Hand über das Stirnchen, als könne sie damit etwas Schlimmes wegwischen, und flüchtete dann mit ihren unausgesprochnen Vorwürfen in die Küche.

Und als Nett wieder fest auf den Füßen stand und, den Knaben auf dem Arm, zum erstenmal in die Werkstatt trat, fehlte der Blütenbusch im Fenster, obwohl die Kastanien ihre bekerzten Zweige freigebig über die Stadtmauer reckten, der Glaskasten lehnte am Boden, und der Modelltisch stand nicht mehr in der Ecke — die Zeit der verschämten Bästelei war völlig überwunden.

Arbeitest du wieder? fragte Nett, das Bübchen zu dem Drachenflieger emporhebend, der an der Decke hing wie die Eule in der altherkömmlichen Zauberwerkstatt.

Da brachte ihn die Verlegenheit doch zum Lügen. Ich mache es rein, es verstockt und verstaubt, sagte er und richtete die Augen auf das Kind, das durchaus noch keinen Blick für das Höhere hatte.

Ei Karl — gieb mir das! reinmachen ist Frauensache, antwortete sie ruhig. Da er ihr aber eifrig auseinandersetzte, zu dieser Art Reinmachen gehöre Kenntnis des Gefüges, drang sie nicht weiter in ihn, sondern redete nur noch von dem Kinde.

Line stand auf dem Gange, als Nett in die Werkstatt ging, und stand noch, als die junge Frau wieder herauskam. Aufmerksam prüfte sie das schöne, friedliche Gesicht. Bange hatte sie die Wöchnerin nicht machen wollen, nun aber mußte sie drinnen doch selber gesehen haben, was sie bedrohte.

Um einen Schatten ernster schien das glückliche Gesicht, aber das mochte auch bloß dem Klagen des durstigen Kindes gelten. Nein, begriffen hatte Nett nicht, welch düstrer Gast sich im Gefolge des Bübchens in seine alte Freistatt gedrängt hatte.

In Linen fieberte die Unentschlossenheit. Ob sie der jungen Mutter den ungetrübten Sonnenschein lassen durfte, oder nicht gerade diesen besten Helfer gegen den Feind rufen mußte? Ob sie zuwartend beiseite stehn bliebe, oder den Kampf allein aufnähme, noch einmal, auf bessere Art wie ehedem, mit Freuden statt mit Seufzen? Wenn sie nur nicht schon zweimal gegen das Gespenst unterlegen wäre!

Sie ging voller Zweifel neben Nett nach dem Wohnzimmer; die junge Frau nickte ihr nur zu, die Augen hatte sie fest auf das unruhige Bübchen gerichtet. Lines Blick wanderte von der Mutter zum Kind und vom Kind zur Mutter. Als das Bübchen wieder lachte, legte sichs Nett auf den Armen zurecht, hielt es sich ganz sanft gegen das Herz gedrückt und sah zu Linen hinüber.

Wie es lacht, wie die Härchen flimmern, und die Bäckchen frisch und rot sind! Ein rechtes Frühlingskind ist unser Bübchen!

Ja, antwortete Line und stockte noch einmal, ehe sie hinzufügte: Halt ihm den Frühling nur fest.

Nett drückte ihr Kind, das in Schlaf kam, noch ein wenig fester an sich und sagte leise: Das ist meine einzige Pflicht.

Ein häßliches Gefühl lief Linen über den Rücken. „Die Einzige?“ Mehr als die Worte noch wars der Ton, die Innigkeit, die alles ausschließend, nur den Knaben ans Herz nahm. Ich und mein Kind; das andre mag sich behelfen.

Line versuchte ihr Unbehagen abzuschütteln. Es war ja recht so, gut wars. Wenn Nett und das Kind sich sonnten, konnte doch auch der Mann nicht im

Digitized by Google

Schatten stehn. Aber die in Sorgen geübte Line wurde die Angst nicht los, Nett möchte, mit diesem auf das Kind gerichteten Blick, heraufziehende Wolken nicht eher sehen, als bis sie schwarz, schwer und unverscheuchbar über ihren Häuptern standen.

Sie mußte doch reden.

Nett! Um des Kindes willen! leide nicht, daß Karl wieder zu bästeln anfängt.

Verständnislos sah Nett zu der Schwägerin auf. Sie machte sich jetzt erst klar, daß es das verrufne Modell war, mit dem Karl hantierte. Aber mußte der Mensch nicht eine Feierabendfreude haben? War dieses Bästeln nicht besser als Wirtshauslaufen? War es nicht gut, wenn Karl seine Unterhaltung hatte, jetzt, wo ihr selber keine Zeit für ihn blieb? Nur einstweilen natürlich, denn eine schwache Erinnerung daran war doch noch da, wie es vor der Azaleenblüte um den Karl gestanden hatte. Flüchtig ging ihr die Frage durch den Sinn: Wenn es wieder so würde? Sie liebte ihren Mann ja noch ebenso wie damals, aber nicht mehr ihn allein, sie dachte, wollte, sah um sich mit einem Mutterherzen, fühlte ihr Kind in den Armen, und alle Sorgen flogen davon.

Unmöglich, ein Mann, dem ein junges Weib mit solchem Kinde zur Seite stand, konnte nicht in Gespensternebel versinken, wie vorher der einsame Junggesell.

Wir sind ja da, Line, antwortete sie heiter.

Line sah die Schwägerin starr an: das sonnige Gesicht, das rosige, lebendige Schlafpüppchen in ihrem Arm. Ja ja, sagte sie endlich, seid nur auch immer da.

Aber sie waren fast niemals da. Ein Kindchen, das noch im dummen Vierteljahr steckt, hält seinen Vater schwerlich von Problemen ab, und die Mutter ging ganz und gar in den Pflichten dieses dummen Vierteljahrs auf. Wie das trank und schlief und gebadet werden mußte, darein teilte sich Tag und Nacht; Karl Städel konnte Bilder entwerfen, Steine beschreiben oder Steckenpferde reiten, es fragte keiner danach, und der goldne Engel machte sich immer breiter in der Werkstatt.

Um des Kindes willen mußt du reden, Nett, mahnte Line endlich aufs neue, um des Kindes willen, wenn dir selbst gleichgiltig ist, daß er wieder versinkt. Soll das Kind leben und leiden, wie wir gelitten haben?

Leiden? Das Kind? Nett sah Linen an wie eins, das aus tiefem Schlafe geweckt wird und nicht weiß, was ihm geschieht. Als sie sich ein wenig zurecht gefunden hatte, antwortete sie: Karl will unser Bubi zum reichen Mann und großen Herrn machen.

Nett, wo ist deine Klugheit, Nett, wo ist deine Liebe? Reicher Mann und großer Herr! Was ist denn das? Zwei Kleider sinds, in die ein Menschenkind hineingehört. Was sollen sie einem helfen, der das Glücklichsein nicht als Kind gelernt hat! Später lernts keiner nach. Kann ichs etwa? Ich gebe mir Mühe für mich und andre, aber es bleibt immer Mühe. Und Karl? Müßte ers nicht überschwenglich sein mit euch beiden, wenn ers nur verstünde? Aber was bringt er fertig? Räderwerk. Mit Schrauben und Reifen quält er euer Glück zu schanden.

Nett wehrte sich nicht, sie wollte begreifen; sie fühlte, daß da etwas begriffen werden mußte. Dennoch lief alles Gesagte wirkungslos von ihr ab, es konnte nicht eindringen, zu fest umgab sie und ihr Kind die starke ausschließende Liebe, an der niemand teil haben konnte. Und im undeutlichen Gefühl dieser Ohnmacht sagte sie bittend: Hilf mir, Line.

Das war das Letzte, was Line erwartet hatte, das klang, als sei alles verloren.

Digitized by Google

Sie setzte sich auf das kleine Bänkchen am Herde und faltete die Hände; ihre Gedanken arbeiteten hastig, sie spann Pläne und zerriß sie wieder, sie sah nach Helfern aus und mußte jeden verwerfen.

Wir drei, sagte sie endlich, wären wir drei denn so schwach, daß wir den einen Mann, den wir lieb haben, nicht aus dem Netz befreien könnten? Komm, wir wollen gleich einmal hinübergehn und ihn aufscheuchen.

Sie gingen und nahmen das Kind mit. Karl, sagte Nett, wir müssen hier fegen, du erstickst uns im Staub, damits aber flink gehe, nimm du einstweilen das Bübchen auf den Arm, dann können wir beide zugreifen.

Karl wehrte sich zunächst: der goldne Engel lag in hundert Stücken umher, aber die Frauen gaben nicht nach.

Zeig es mir gleich einmal beim Zusammensetzen.

Seufzend that er Nett den Willen, und sie sah mit ihrem lieben, schönen Gesicht nachdenklich zu. Er aber blickte nicht ein einzigesmal zu ihr auf, er wurde eifrig überm Erklären, und Line deckte dem Kind Augen und Ohren mit der Hand, als könnte es jetzt schon Unheil aus dieser Beschreibung heraushören.

Erst als Karl fertig war und den Glaskasten übers Modell deckte, sah er seine Frau an. Nun? Was meinst du? Wenn ich heut oder morgen dahinter komme, brauchts nur ein oder zwei Monate, das Wrack wieder schiffbar zn machen, und im Herbst können wir hinauf.

Hinauf? Ihres Bübchens Vater wollte hinauf? Das faßte Nett doch heftig an. Sie sah Flug und Sturz des goldnen Engels, wie er ihr hundertmal beschrieben worden war, und sah Karln mit zerschmetterten Gliedern am Boden liegen.

Aber das würde sie ja nie leiden. Und als er seine Frage wiederholte, antwortete sie gelassen: Die Muhme hatte auch ein altes Modell, von einem Schiff wars, das unter Wasser gehn sollte. Das hat der Erbvetter an einen Sammler verkauft und ganz hübsch bezahlt bekommen — Liebhaberpreis —, warum verkaufen wir eigentlich nicht all die Staubfänger?

Der Unwille, der sich in Karln regen wollte, wurde schnell unterdrückt. Man darf von den Frauen keinen Sinn fürs große Ganze verlangen, pflegte der Vater zu sagen, wenn er Linen vor sich selber entschuldigen wollte, das schlug auch Karls Unwillen aus dem Felde. Er lächelte Nett an. Von dem Erbvetter mag der Verkauf ganz praktisch gewesen sein, denn sein Modell war so wie so tot oder überholt vom Torpedo. Dies aber ist nur krank; wie sollten wirs lebendig in einem Museum begraben?

Als Karl nachher das Kind auf dem Gange spazieren trug, fragte Line nach dem Liebhaber, der dem Erbvetter das Schiffsmodell in Geld verwandelt hatte.

Nett wußte nichts Genaues und hatte eben jetzt nur den einen Gedanken, schnell fertig zu werden, damit der Vater nichts bei dem Kinde versäume. Sie war eben doch zuerst und zuletzt Mutter, alles andre mußte und konnte sich allein durch die Welt bringen, nur ihr Bübchen nicht, das lebte von ihrem Herzen und war ohne dieses Herz verloren.

Nett, klopfte Linens sorgenvolle Stimme noch einmal an, wenn wir dem Manne schreiben könnten, wenn wir ihn herlocken könnten —

Welchen Mann? fragte Nett aus zärtlichen Muttergedanken heraus.

Line nahm sich und ihre Geduld zusammen. Den Mann mit der Modellliebhaberei.

Ach ja; aber ich weiß wirklich weder Namen noch sonst etwas, Line. Ich freute mich heim damals und hab mich gar nicht um die Erbschaftssachen ge-

Digitized by Google

kümmert. Nur weil die Verwandten Lärm schlugen über dies neue Glück des Vetters, das sogar Tröbel zu Geld machte, ist mir die Sache hängen geblieben.

Line gab die Schwägerin auf. Am Abend aber, als Karl längst wieder seinen luftigen Einfällen nachjagte, und Nett den Knaben in Schlaf sang, trug sie ihren Flickkorb, mit den zerrissenen Socken der Ackermannschen Buben, zu Mutter Flörke hinunter.

Die spitzen Reden, die eine Plauderstunde mit der Wäscherin jetzt allzeit einleiteten, ließ sie ohne Unterbrechung hinlaufen. Als die mißvergnügte Schwiegermutter erst einmal vom Herzen hatte, daß man sie vernachlässige, und daß Line das nicht leiden dürfe, denn wenn die jungen Leute das einmal gewöhnt würden, käm nach der Mutter auch die Schwester an die Reihe — wurde sie gemütlich, holte Kaffee und Kuchen, von denen sie zu allen Tagesstunden vorrätig hatte, und vertiefte sich mit Genuß in einen kleinen Schwatz.

Leicht konnte Line die Rede von den Pfauengebärden der jungen Frau Apothekerin und der wohlgenährten Dummheit der Nachbarin Grunert zur Erbpate und dem bevorzugten Vetter lenken. Mutter Flörke erging sich zum hundertsten male in Klagen über das entwischte Geld, als aber Line wieder treppauf stieg, wußte sie Namen und Wohnung des begünstigten Vetters und schrieb noch in dieser selben Nacht um die Adresse des Mannes, der verständigen Leuten Tröbel in Geld verwandelte.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Toten von 1897. Eine Totenliste, die aus nackten Namen besteht, hat wohl etwas trübseliges, aber der Tod ist kein Übel, wenn er ein tüchtiges Leben rechtzeitig abschließt, und eine Sammlung von Nekrologen, die, wo es der Mühe wert war, zu Biographien erweitert worden sind, kann uns eine solche Summe herrlichsten Lebens vor Augen stellen, daß wir freudig dabei verweilen und den Tod, den Veranlasser, darüber beinahe vergessen mögen. Der zweite Jahrgang des von Anton Bettelheim glücklich eingeführten Unternehmens: Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog (Berlin, Georg Reimer, 1898), ist ein schönes Buch geworden, 468 Seiten groß Oktav mit rund 250 Artikeln, wozu noch Nachträge über die 1896 Verstorbnen kommen. Die Organisation des Werkes war für den Leiter ein großes Stück Arbeit, und nicht minder ist es die Fortführung: die Artikel sind meistens von Provinzialreferenten verfaßt worden, bei hervorragenden Verstorbnen sind besondre Verfasser eingetreten. Im ganzen und großen ist hier nach so kurzer Zeit schon soviel geleistet, daß wir uns zu kritischen Ratschlägen, wie sie die Vorrede erbittet, nicht berufen fühlen und lieber zeigen wollen, wie ein solches Buch mit Nutzen gelesen werden mag.

Zwei unsrer Verstorbnen sind in Heliographie abgebildet, Jakob Burckhardt und Johannes Brahms. Sie werden unter allen die berühmtesten sein. Als Konkurrenten könnten wohl nur noch zwei andre in Frage kommen, mit sehr ver-

Digitized by Google

schiedenartigen Ansprüchen freilich: Exzellenz von Stephan und Pfarrer Kneipp. Wenn es sich aber um Aufwand von „reinem" Geist handelte, so ginge der Mathematiker Weierstraß allen voran. Daß die Nachwelt den Mimen keine Kränze mehr flicht, erweist sich gegenüber den langen Biographien unsers Nekrologs (Mitterwurzer, Marie Seebach) nicht als richtig; bei Charlotte Wolter heißt es sogar am Schluß ein wenig gewagt, durch Jahrhunderte werde ihr Name ein Leitstern sein für alle, die in der Schauspielkunst das höchste anstreben. — Es ist ein Trost für solche, die sich im Leben, oftmals freudlos, mit Schreibwerk plagen, daß sie jedenfalls am sichersten dereinst dadurch Aufnahme unter die nicht ganz ruhmlosen erlangen. Sehr groß ist in unserm Nekrolog die Zahl derer, die nur deswegen hineingekommen sind, weil sie etwas „geschrieben" haben — nicht bloß eigentliche Schriftsteller und Journalisten, sondern namentlich auch Lehrer an Mittelschulen und Volksschulen —, wobei der Wert des Geschriebnen sicherlich oft nicht von ferne heranreicht an den Inhalt so manches thätigen Lebens, zu dem sich nachträglich kein Homer einfindet. Nicht so leicht wie das Schreiben führt das Drucken zur Berühmtheit. Im Leben bedeutet der Verleger gesellschaftlich und materiell fast immer mehr als sein Autor, geistig im allgemeinen oft auch, und nicht selten sogar in Bezug auf ein einzelnes bestimmtes Werk mindestens ebenso viel wie er. Wie wenig weiß aber doch hinterher der Nekrolog über die Buchhändler zu sagen im Verhältnis zu der langen Lebensbeschreibung so manches unbedeutenden Autors! Nicht weniger als vierzehn Buchhändler sind 1897 gestorben, darunter Namen von weitem Klang (Alexander Duncker, Ernst Reimer, der Inhaber der Firma unsers Nekrologs, Ernst Wasmuth, Bruno Klinkhardt, Franz Koehler, August Klasing). Musiker, Sänger, Komponisten, Dichter haben es alle leicht, zu irgend einer Art von Totenfeier zu kommen, keiner von ihnen geht ganz klanglos aus dem Leben, aber die Berühmtheit wird meist nicht von Dauer sein. Von den zahlreichen, die unser Nekrolog unter seine Auserwählten aufgenommen hat, wird außer Brahms kaum ein Musiker weiterleben, und Emil Rittershaus ist jedenfalls der einzige Dichter, an den man noch länger zurückdenken wird. Wie den Musikern, so ergeht es den bildenden Künstlern. Gezählt habe ich die Bildhauer und Maler nicht, über die der Nekrolog handelt, es sind aber sehr viele, und der einzige darunter, dessen Name weiterleben wird, ist der Meister der Holzschneidekunst Hugo Bürkner. Militärs gelten in unserm Leben bekanntlich sehr viel, aber um so schwieriger scheint es für die einzelnen, Nachruhm zu erlangen und nicht ganz zu Grunde zu gehn. Zur Aufnahme in einen Nekrolog von der Art des unsrigen ist, von sehr individuellen Ausnahmen abgesehen, schon Generalsrang erforderlich, und unter den einundzwanzig Namen, die wir verzeichnet finden, dürften nur etwa folgende einen Platz in der Erinnerung unsrer meisten Leser haben: die preußischen Generale von Albedyll, Hans von Bülow (Artillerist) und von Schachtmeyer, Admiral von Sterneck, der Sieger von Lissa, endlich der eidgenössische Oberst Rothpletz, und zwar dieser weniger als Offizier, wie als Gelehrter und feiner Kunstkenner und Sammler. Auch eine vornehme und selbst hohe Lebensstellung verbürgt ja kein Andenken in weiterm Kreise über das Grab hinaus. Prinz Wilhelm von Baden und die Großherzogin Sophie von Weimar haben ohne Frage einen persönlichen Lebensinhalt gehabt, der sie der Teilnahme wert macht, aber die Berühmtheit des edeln und sympathischen Fürsten Otto von Stolberg-Wernigerode ist doch noch tiefer begründet, wie eine treffliche Biographie des 1896 gestorbnen in den Nachträgen jedem Leser zum Bewußtsein bringen wird. Gegenüber den ausführlichen Biographien so vieler Universitätsprofessoren, die zugleich Schriftsteller waren, und die nun nach der Rangordnung des Nekrologs ohne Widerspruch als

Digitized by Google

die Erlesenen des Nachruhms hinzunehmen sind (Jakob Burckhardt, Michael Bernays, der Botaniker von Sachs, Weierstraß u. s. w.), haben wir wenige Namen von Männern der hohen Verwaltung und alle mit kurzen Nekrologen: von Ahlefeld, Landesdirektor von Schleswig-Holstein, Graf Konrad von Holstein — erst wenn Schriftstellerei als Lebensarbeit hinzutritt, wird die Wärme des Nachrufs beredter: Friedrich von Reitzenstein, Sozialpolitiker, früher Bezirkspräsident von Lothringen. Große Industrielle gar müssen schon sehr „groß" sein, um für den Nekrolog in Betracht zu kommen: Generaldirektor Baare in Bochum, Spinnereibesitzer ten Brink in Arlen bei Singen (Baden), Großindustrieller von Knosp in Stuttgart (Anilin und Soda), Generaldirektor des „Phönix" in Laar bei Ruhrort, Alexander Thielen, oder doch mindestens „schwer," wie der vielgenannte Generalkonsul Schönlank in Berlin. Die Besitzer von Geld und Gut haben meistens ihren Lohn schon im Leben dahin. Zuweilen aber auch nicht, und dann thut sich wohl durch die knappen Zeilen eines kurzen Nekrologs hindurch einmal bewegender Glückswechsel kund: Kommerzienrat Spiegelberg, Begründer der deutschen Juteindustrie (Braunschweig). Eine Berühmtheit ganz eigner Art hat sich jemand erworben, wenn er einmal als Abgeordneter in den Kulturkampfdebatten versehentlich Felix Dahn für Walther von der Vogelweide genommen hat und er sich dann den impertinent modernen Vers bis ans Grab muß nachrufen lassen: Senatspräsident Petri in Kassel. Und einem Manne, der mehr Ruhm und mehr Glück verdient hätte, als ihm zu teil geworden ist, den sogar die meisten, die von ihm gewußt haben, ohne Zweifel für längst gestorben wähnten, hat erst jetzt nach einem neunzigjährigen Leben der Deutsche Nekrolog von 1897 das wohlverdiente Denkmal setzen können, dem Architekten Franz Mertens in Berlin, der zuerst in Deutschland und schon in den dreißiger Jahren das Richtige über den französischen Ursprung der Gotik gefunden und gesagt hat.

Wenn die Nekrologe in der äußern Ausdehnung und in ihrer Tonart den einzelnen Personen genau angemessen sein sollten, so müßte nicht nur ihr Herausgeber, sondern schon seine Mitarbeiter die Weisheit der alten Unterweltsrichter haben. Der Leser wird nicht so anspruchsvoll sein, das zu verlangen, andrerseits wird er nicht auf das Recht verzichten, Ungleichheiten, wo sie ihm auffallen, auch wahrzunehmen und sich auf menschliche Weise zu erklären. Manche Artikel erscheinen über Gebühr lang, so durchweg die schweizerischen und schwäbischen, weil sich dort die Provinzialreferenten mit besondrer Liebe in solche Aufgaben zu versenken pflegen. Auf diese Weise wird dann auch bisweilen die Schätzung der Personen recht überschwänglich ausfallen: man vergleiche dafür unter andern den Germanisten Jakob Baechtold in Zürich oder den Dichter J. G. Fischer in Stuttgart. In andern „Provinzen" ist der Eindruck eines Artikels hier und da unter Verdienst ungünstig, so des über den Schulmann und Sprachforscher Deecke in Straßburg und vielleicht auch des über den Jenaer Physiologen Preyer. Auch die Fachreferenten schätzen verschieden: Karl von Lützow in Wien ist doch wohl etwas zu leicht befunden worden, während Michael Bernays in allen erfindlichen Tonarten gepriesen wird und zu diesem Lobgesang mindestens noch eine Heliographie, eigentlich sogar zwei, hätte haben müssen.

Der Tod, der ja zu keiner Zeit ein ganz erwünschter Gast sein soll, kommt den Menschen entweder zu früh oder zu spät. Besser wäre wohl noch das erste. Denn wenn uns auch nicht wie den Griechen das Alter ein für allemal als traurig gilt, so ist doch leider zu wahr, daß diese letzte Stufe des Lebens leicht allerlei Schweres zu tragen hat, dem mancher gern entginge, wenn er könnte und dürfte.

Digitized by Google

Zu früh gestorben, das klingt sehr traurig, und wenn wir es nachsprechen, so empfinden wir wie die hinterbliebnen Angehörigen eines Toten, aber für den Menschen selbst ist es ungleich schlimmer, wenn er zu spät stirbt. Hilty in seinem Buche „Glück" sagt einmal, jedes Leben bestehe meistens aus drei Abschnitten. Wer eine schwere Jugend gehabt habe, bekomme leichter ein günstiges und erfolgreiches Mannesalter, schwerlich aber ein wolkenloses Ende. Eine goldne Jugendzeit sei umgekehrt fast immer der Vorbote von Stürmen des mittlern Lebens, dem dann ein ruhiger Abend zu folgen pflege. Unser deutscher Nekrolog giebt uns Lebensbilder mit Stufen von beiderlei Art. Der Umschlag zum Schlimmen am Ende tritt z. B. deutlich hervor bei dem Botaniker von Sachs oder bei dem Handelsrechtslehrer Goldschmidt; hier, möchte man meinen, sei er dem freiwilligen Wechsel des Wirkungskreises (Berlin für Leipzig) gefolgt. Aber wir haben auch Lebensläufe von einem ganz merkwürdigen, bis ins höchste Alter kaum gestörten Glücke bei Männern von sehr verschiednr Natur und Arbeitsart: dem Maler Engerth und dem Historiker von Arneth in Wien, dem Chemiker Fresenius in Wiesbaden oder dem juristischen Parlamentarier von Marquardsen in Erlangen.

Man will beobachtet haben, daß bei Männern gebildeten Standes die ersten sechziger Jahre vorzugsweise kritisch seien. Von den 250 Personen unsers Nekrologs sind gerade 25, also ein Zehntel, im Alter von 62 bis 64 Jahren gestorben.

A. P.

Pädagogische Bücher. Wir brauchen bei der emsigen Kritik der Fachleute diesem Gebiete keinen großen Raum zu widmen und weisen nur auf einzelne Bücher, die uns beachtenswert scheinen, hin. Karl Volkmar Stoys kleinere Schriften und Aufsätze mit einer Einleitung von Karl Andreä, herausgegeben von Heinrich Stoy, erster Band (Leipzig, Engelmann) enthält Schulreden und ähnliche Gelegenheitsäußerungen, dazu Bücherbesprechungen und wird nicht nur den Anhängern und Verehrern wertvoll, sondern für alle von Interesse sein, die einen Einblick in die Stoysche Erziehungsanstalt in Jena nehmen möchten. Wenn das Institut nur halbwegs das ist, als was es sich hier in den Gedanken seines Gründers darstellt, so muß es etwas schönes und beinahe einziges sein. — Theodor Waitz aus Gotha starb als Professor der Philosophie 1864 in Marburg, erst 43 Jahre alt. Er zeichnete sich durch ein sehr ausgebreitetes Wissen aus und hat verschiedne größere Werke (über Aristoteles, zur philosophischen Psychologie, Anthropologie der Naturvölker) veröffentlicht. Seine „Allgemeine Pädagogik," herausgegeben von Otto Willmann, liegt jetzt in vierter Auflage vor (Braunschweig, Vieweg und Sohn), bald fünfzig Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, ein Beweis, daß sie nützlich gewesen und noch heute gut sein muß. Verglichen mit der mehr technischen, angewandten, aktuellen Art der heutigen pädagogischen Schreibweise, ist sie auffallend ruhig und gemessen gehalten. — Ein sehr lebhaftes Tempo herrscht in dem Buche: „Auf der Schwelle zweier Jahrhunderte, die höhere Schule und das gebildete Haus gegenüber den Jugendgefahren der Gegenwart, eine Pädagogik des Kampfes, Fachgenossen, Eltern und Erziehern, Jugend- und Schulfreunden vorgelegt von M. Evers, Gymnasialdirektor in Barmen" (Berlin, Weidmann). Der lange Titel, der für drei bis vier Bücher ausgereicht hätte, überhebt uns des weitern. Das Buch, aus Berichten für eine Direktorenkonferenz entstanden und bis in die kleinsten Unterabteilungen durchdisponiert, ist kein Kunstwerk oder angenehmes Lesebuch, aber es ist, nach unsrer Meinung wenigstens, durchaus verständig, es übertreibt nicht, sieht nicht schwarz, sondern mit Zufriedenheit auf die Gegenwart und mit Hoffnung in

Digitized by Google

die Zukunft. Der Verfasser erkennt z. B. die Gefahren der Überbürdung nicht an, weil er sich noch an Zeiten erinnern kann, wo man mehr gefordert hat als heute. Uns geht es ebenso, aber uns fragt keiner. Der Verfasser ist jedenfalls ein liberal denkender und weit sehender Schulmann, was ausdrücklich hervorgehoben werden mag, weil nach der feierlichen Fassung des Titels sich jemand eher auf einen engen und strengen Sittenprediger gefaßt machen wird. — Ernst Clausen, Freimütige Bekenntnisse, Mahnwort und Warnungsruf für das gebildete Deutschland (Berlin, Fontane und Komp.), klingt ebenso feierlich und dringend, und dem entspricht auch der Ton des Inhalts. Der Verfasser wendet sich gegen unsre heutige Religionsübung und mancherlei, was damit zusammenhängt. Wir haben darin nichts besonders wichtiges finden können und meinen höchstens: man kann über manches einzelne so denken wie er, aber auch gerade so gut ganz anders, und eine Meinung gewinnt nicht dadurch an Überzeugung, daß man sie bestimmt oder laut vorträgt. Die Formulierungen sind zu wenig konkret, um zu einzelnen Erörterungen einzuladen. — Das ist anders bei der „Plastischen Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben von Heinrich Driesmans“ (Leipzig, Naumann). Der Verfasser ist ein Anhänger Nietzsches, aber mit Maß, er hat vieles wahrgenommen und gelesen und schreibt nicht nur lebendig, sondern auch gut, beinahe formvollendet. Unter plastischer Kraft versteht er Originalität im Schaffen, und seine Generalthese ist, daß er diese Originalität vermißt, wo das größere Publikum sie noch zu finden glaubt, und das wird in drei Abteilungen ausgeführt: Kunst, Wissenschaft und Leben. Der erste Abschnitt enthält viele Gedanken, mit denen wir übereinstimmen können. Der Verfasser klagt zum Teil mit Anlehnung an Nietzschische Formeln über die Verödung moderner Poeten und Maler, die innerlich degenerieren, weil sie ganz von der Beobachtung der unbedeutendsten und nichtigsten Äußerlichkeiten in Anspruch genommen werden, über eine Darstellungsweise, der ein um der Kontrastwirkung willen notwendiges, also „naturgesetzlich begründetes“ Minimum von „sittlicher Idee“ schon zuviel sei, über die Unfähigkeit zu einer tiefen, den ganzen Menschen fordernden Empfindung — „unsre Kultur ist total verwitzelt, das Schlimmste, was einer Kultur passieren kann“ —, unsre Kunst nähre uns nicht mit frischer Kraft, sie ziehe nur ab vom Leben, zerstreue und zehre wie der Vampyr. Ja gewiß, aber ist das zum Verwundern? Die Geister, denen der Übermensch als Gespielen seiner Langeweile Audienz zu geben meinte, haben sich nun zum bleiben eingerichtet. Der Verfasser möchte nun diese lästigen Gesellen zähmen und für das allgemeine Beste brauchbar machen. Aber zu dieser Kunstausdehnungsbewegung, einer „Fortsetzung des ästhetischen Gefühls von Mensch zu Mensch,“ um die er alle toten Kunstwerke der Welt freudig hingeben würde, haben wir kein großes Zutrauen. Kunstausstellungen für das Volk und künstlerischer Vortrag guter Dichtungen sollen die Tingeltangelaufführungen tot machen, aber praktisch wirds wohl heißen: das eine thun, und das andre nicht lassen, und bei dieser „großen ästhetischen Erziehung und Bildung des Menschengeschlechts“ fällt uns immer wieder das Wort von der Muse ein, die nur zu begleiten versteht. Merkwürdig ist es übrigens, und das ist wohl auch ein Zeichen der Zeit, daß sich jetzt fast alle derartigen Bücher über Fragen der Gesellschaft und der höhern Kultur nicht mit Betrachtungen begnügen, die ja, auch wenn man andrer Meinung ist, interessieren können, sondern daß sie in praktische Ratschläge ausmünden, die dann von ihren Verfassern für sehr wichtig gehalten werden. Hat sich wohl einer dieser Männer die Frage vorgelegt, der wievielte er in der Reihe der Ratschlagenden in dieser oder jener Sache ist, und was von der Welt noch übrig bleiben würde, wenn jeder die Berücksichtigung fände, die er

Digitized by Google

selbst zu verdienen glaubt? Wenn es aber richtig wäre, was ganz im Anfang zu lesen steht: die großartigsten geistreichsten Kulturen, die die Welt gesehen, wären die ursprünglichsten, und die Urkulturvölker der Chinesen, Inder, Ägypter hätten die gesamte menschliche und menschenmögliche Lebensweisheit allen nachfolgenden Völkern und ihren geistigen Heroen vorweggenommen, und wenn ferner alle „plastische Kraft“ immer mehr schwindet, also mit Sicherheit abnimmt, woher gewinnt jemand dann den Mut, überhaupt noch Ratschläge zu machen?

Driesmans Abschnitt von der Wissenschaft zeigt eine große Belesenheit, und man folgt ihm mit Teilnahme. Gute geschichtliche Betrachtungen über die Jugend unsrer deutschen Kultur und über die nicht sehr weit zurückreichenden Etappen unsrer Ausbildung (Friedrich Wilhelms I. militärisches System, das preußische Unterrichtsministerium usw.) führen uns auf den heutigen Zustand unsrer Bildungsanstalten. Der Verfasser gehört zu den vielen, die das Übermaß des Wissens gegenüber dem natürlichen Gefühl drückt, er führt die Sache des freien Geistes und des gesunden Willens gegen vorgeschriebne Kenntnisse und staatlich angeordnete Laufbahnen. Sein Ideal ist der begabte Autodidakt, und als Vogelscheuche dient ihm der mit Kenntnissen ausgestopfte Staatsdiener. Er wendet sich nun gegen unsre Schulen und Universitäten, findet überall Fehler und Rückstand (zu einer Vortragsweise, wie er sie für richtig hält, ist noch nirgends der Anfang gemacht S. 114) und langt endlich bei Volkshochschulen an als künftigen Stätten einer wahren Bildung, die über dem Wissen stehen. Sie werden alles leisten, was heute vermißt wird, Schulung des Gefühls und Vermittlung eines erlebten, höhern „künstlerischen“ Wissens. Der Verfasser ist ein starker Idealist. Hinsichtlich der Medizin hält er es z. B. für eine zwar noch offne, aber von gebildeten Ärzten zugelassene Frage, ob nicht „die Kräftigung und Schulung des Gesundheitsgefühls, des energischen Gesundseinwollens, des Willens zur Gesundheit mehr wert sei als alle medikamentale und selbst chirurgische Krankheitsbehandlnng.“ Uns scheinen Ärzte von dieser Bildung und Volkshochschulen von jener Leistungsfähigkeit ungefähr dasselbe zu sein, was der Bockhirsch in der Logik des Aristoteles sein sollte.

Der dritte Abschnitt, Leben benannt, ist eine so wüste Schweinerei, daß wir nicht einmal die einzelnen Überschriften wiedergeben möchten. So etwas niederzuschreiben scheint nur im Stande der Selbstanalyse möglich, deren Erfindung das Verdienst einer gewissen Pariser Litteratur ist. Es aber gedruckt wiederzusehen, zu korrigieren und dennoch nicht zu zerreißen, sondern hinausgehen zu lassen, setzt außerdem wohl auch eine Unverfrorenheit voraus, die ja zu den germanischen Eigenschaften gehören soll. Oder aber: was sich französisch zur Not noch sagen und hören läßt, wird uns im Deutschen einfach ekelhaft. A. P.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Ein französisch-deutscher Rationalist

ind wir aus dem Rationalismus des vorigen Jahrhunderts heraus? So ganz wohl noch nicht. Die „Aufgeklärten“ stecken noch teils mit einem Fuße, teils mit beiden darin, die Denkenden mühen sich mit mancher der Fragen, die der Rationalismus gelöst zu haben glaubte, heute noch vergebens ab, und jedenfalls geht uns die Aufräumearbeit, die das vorige Jahrhundert vollbracht hat, schon deswegen sehr nahe an, weil ohne sie unsre tiefere Philosophie nicht hätte Wurzel fassen können. Auch muß man doch von Zeit zu Zeit die Bilanz der „Denkerei“ ziehn und nachsehen, was man aus einem verflossenen Wirtschaftsabschnitt als sichern Reingewinn herübernehmen kann. Es war daher ein ganz guter Gedanke von Johann Umminger, dem heutigen Publikum einen Koryphäen der Aufklärungszeit vorzuführen, und zwar gerade Holbach, der mit dem französischen Radikalismus und Atheismus deutschen Ernst und deutsche Ehrlichkeit vereinigt. Auch die Wahl des Werkes muß als glücklich bezeichnet werden, denn sein Inhalt steht dem, was uns heute bewegt, näher als das System der Natur.*) Nur leider war der Übersetzer seiner Aufgabe nicht gewachsen. Wir würden die Übersetzung quartanerhaft nennen, wenn sie nicht den Eindruck machte, als ob der Übersetzer ein Ausländer wäre, der eben erst im Begriff steht, das Deutsche zu erlernen. Man lese die folgenden Proben und urteile, ob es nicht ein Skandal ist, dem deutschen Publikum ein solches Buch anzubieten, noch dazu dem gebildeten Publikum, auf das es doch be-

*) Holbachs Soziales System oder Natürliche Prinzipien der Moral und der Politik mit einer Untersuchung über den Einfluß der Regierung auf die Sitten. Nach dem Original übersetzt von Johann Umminger. Leipzig, Kommissionsverlag von Theodor Thomas, 1898. 3 Bändchen.

Digitized by Google

rechnet ist, und dem es sich auch durch gute Ausstattung zu empfehlen sucht. „Die Menschen haben in Ermangelung, die Wahrheit zu erkennen, die Lüge und die Unwissenheit in ein System gebracht“ (I, S. 29). „Aus Mangel, den Menschen gesehen zu haben, wie er ist, sagen uns die Moralisten usw.“ (I, S. 58). Diese Konstruktion mit „aus Mangel“ kehrt öfter wieder. „Es war gewöhnlich beim die Moscheen verlassen, wo er seine Exekutionen vollbrachte, deren seine eignen Kinder oft die Opfer waren“ (II, S. 102). „Eine schlechte Regierung findet ihre Rechnung im ihre Gesetze verdunkeln und vervielfachen“ (III, S. 30). „Die Erde liefert einer Nation, womit ihre wahren Bedürfnisse befriedigen“ (III, S. 83). Folgenden Satz könnte man nur verstehn, wenn man das Original zur Hand hätte: „... woraus man sieht, daß die wahre christliche Demut ein Vernunftwesen [vielleicht ein abstrakter Begriff?] ist und daß, wenn sie möglich wäre, sie sowohl ungerecht als absurd sein würde“ (I, S. 148). Ministre in Verbindung mit „Gott“ oder „Kirche“ wird regelmäßig „Minister“ übersetzt. Die Eigennamenformen Lucret und Clement erwecken den Zweifel, ob der Verfasser lateinisch kann, und ob paragam ramen für peragam tamen (II, S. 164) ihm oder dem Setzer auf Rechnung zu setzen ist. Wir wollen das zweite annehmen, da III, S. 26 und 27 das eine mal Tartullian und das andre mal Tertullian steht und das requi für regni (II, S. 171) im Druckfehlerverzeichnis berichtigt wird. Doch wenden wir uns endlich vom Übersetzer zum Verfasser!

Die Lebensansicht Holbachs, soweit sie im vorliegenden Buche entwickelt wird, läßt sich kurz in folgenden Sätzen darstellen. Die gesamte Menschheit erscheint in dem Grade verderbt und lasterhaft, daß die einen dadurch zu dem Glauben verleitet werden, der Mensch sei von Natur böse, während andre daran verzweifeln, die Widersprüche der Ansichten im Gebiete der Moral lösen zu können, und daher meinen, es gäbe gar keinen Unterschied zwischen Gut und Böse. Aber gerade die verkehrten Moralsysteme sind schuld an der Verwirrung und der Verderbnis. Diese Moralsysteme sind ein Erzeugnis der Priester, die ihrerseits die Werkzeuge von Despoten waren. Die meisten Staaten sind von Eroberern durch Unterjochung, also durch Ungerechtigkeit gegründet worden, und nur durch fortdauernde Ungerechtigkeit vermochten die Fürsten ihre Gewaltherrschaft aufrecht zu erhalten. Dazu bedurften sie eines religiösen Aberglaubens, einmal um ihr eignes Gewissen zu beschwichtigen, indem sie sich von den Priestern vorreden ließen, ihre Schandthaten könnten durch leicht zu vollbringende und oft genug nicht weniger schändliche Opfer gesühnt werden, dann aber zur Zügelung ihrer Unterthanen. Diese Zügelung wurde in der Weise bewirkt, daß alles, was für die Despoten nützlich war, den Unterthanen zur religiösen Pflicht gemacht wurde, und daß man den Unterthanen unverständliche Glaubenssätze einprägte, während man sie über den natürlichen Zusammenhang der Dinge in Unwissenheit ließ.

Digitized by Google

Dieser natürliche Zusammenhang besteht nun auf dem moralischen Gebiet in folgendem. Der Mensch ist von Natur weder gut noch böse. Dasselbe gilt von seinen Begierden, die bei einem gewissen Stärkegrade Leidenschaften genannt werden. Diese Begierden sind notwendig, denn sie sind die Triebfedern, die den Menschen zwingen, alles zu thun, was zur Erhaltung seines Lebens und seines Geschlechts, zur Entfaltung seiner Anlagen und zur Erzeugung von Kultur notwendig ist. Ohne sie würde er nicht allein auf der Stufe der Tierheit zurückbleiben, sondern zu Grunde gehn. Jede Leidenschaft wird mit der Zeit gut oder böse, je nachdem ihre Befriedigung von der Vernunft geleitet wird oder dieser Leitung entbehrt. Bisher ist in der Regel das zweite der Fall gewesen, weil sich die Vernunft bei der hergebrachten schlechten Erziehungsweise, unter dem Wust von Aberglauben und Vorurteilen und in einer sittlich verderbten Umgebung nicht zu entfalten vermochte. Dennoch darf man nicht verzweifeln. So langsam die Vernunft fortschreiten mag, einige Fortschritte hat sie doch schon gemacht; die Stufe barbarischer Wildheit ist überwunden, die gröbsten Verbrechen und Laster werden wenigstens als solche anerkannt und verurteilt, die Sitten sind ein wenig milder geworden. Schlimm genug steht es allerdings immer noch; der gemeine Mann ist im ganzen noch ein Wilder, und die Regierungen, deren Aufgabe es wäre, ihn zu erziehen, bestehen meistens aus lasterhaften Menschen — wird doch das Laster gerade an den Höfen gepflegt und verpestet von da aus das Volk —, teils hegen sie immer noch den Glauben, es liege in ihrem Interesse, die Menge in Unwissenheit zu erhalten. Revolutionen würden mehr schaden als nützen. Man muß auf allmähliche Beseitigung der sittlichen Übel bedacht sein. Man muß den Fürsten klar machen, daß die Tugend das beste Mittel ist, ihre Herrschaft zu festigen, und daß es für sie kein andres Mittel giebt, sich selbst wahres und dauerndes Glück zu verschaffen, als die Beglückung ihrer Völker.

Diese Beglückung kann aber in nichts anderm bestehn, als darin, daß sie ihre Unterthanen tugendhaft machen, und Tugend kann nur erzeugt werden durch die Verbreitung von Vernunft. Die Tugend ist hauptsächlich darum so selten, weil man die vernünftigen Beweggründe, die zum Wohlverhalten treiben, nicht kannte. Die Priester und Philosophen kannten nur übernatürliche Beweggründe, die sich als gänzlich wirkungslos erwiesen haben. Der einzige wahre und zugleich unbedingt wirksame Beweggrund ist ein ganz natürlicher: daß wir durch nichts andres als durch Tugend glücklich werden können. Das einzige, was der Mensch erstrebt, mit allen Kräften sein ganzes Leben lang erstrebt, ist Glück, das einzige, was er liebt, ist er selbst, seine eigne Person; in allem andern, was er liebt, liebt er nur sich selbst. Die Vernunft nun lehrt ihn, daß er ein soziales Wesen ist, das ohne die andern überhaupt nicht, geschweige denn glücklich zu leben vermag, daß er sein eignes Glück nur durch die Förderung des Glücks der andern zu begründen vermag; diese Erwägung

Digitized by Google

ist das einzige, was den Menschen bestimmen kann, tugendhaft zu leben, und sie reicht für sich allein vollständig hin für diesen Zweck. Das Böse an sich will kein Mensch; thut einer Böses, so thut er es in der irrigen Meinung, daß er damit sein Glück fördere.

Das ist der Hauptsache nach Holbachs soziales System. Seine Grundlegung der Moral erkennen wir als richtig an, erklären sie aber für unvollständig und die auf ihre Anerkennung gesetzten Erwartungen für übertrieben. Doch ehe wir darauf eingehn, müssen wir ein paar Worte über das Negative in Holbachs Buche sagen. Wenn wir bemerken, was ja ohnehin bekannt ist, daß er in dieser Beziehung auf dem Standpunkt seiner encyklopädistischen Freunde und Voltaires steht — ohne eine Spur von dessen Frivolität in seinen Adern zu haben —, so wissen die Leser genug. Am Christentum, an der Kirche, an den Regierungen läßt er keinen guten Fetzen. Wir sind aber weit entfernt davon, ihn deshalb zu tadeln. Konnte ein Mann von Verstand und Herz über das Bestehende anders urteilen in einer Zeit, wo die Scheiterhaufen der Inquisition und der Hexenbrände noch rauchten, wo Scharen von braven Menschen, die um des Glaubens willen vertrieben waren, durch Europa irrten oder über den Ozean fliehen mußten, wo die Ackerfluren durch unvernünftige Eroberungskriege in Wüsten verwandelt waren, die französischen Bauern, um dem Steuerdruck zu entgehn, ihre Hufen verließen und Räuber wurden, wo endlich die Regierung nur noch ein Pumpwerk war zu dem Zwecke, den Maitressen und Lotterbuben des Hofs die Mittel zu unsinniger Verschwendung zu liefern? Es war also zu entschuldigen, daß die Ritter des Geistes über dieser Unmasse von Schlechtigkeit und Unvernunft das Gute, das noch darin stecken mochte, übersahen, und daß sie den Gerechten mit den Ungerechten verdammten. Mehr noch, es war nicht bloß zu entschuldigen, es war notwendig; ohne ein gründliches weltgeschichtliches Strafgericht hätte die gründliche Besserung, die seit 1789 doch wirklich eingetreten ist, nimmermehr herbeigeführt werden können. Um nur eins hervorzuheben: was Holbach über die Gefahren sagt, die das Staatsoberhaupt durch seine Unverantwortlichkeit und Allgewalt über sich selbst heraufbeschwört, ist heute so allgemein anerkannt, daß niemand eifriger darauf bedacht ist, sich der Verantwortung für die Regierungshandlungen zu entledigen, als eben die Staatsoberhäupter. Andrerseits ist Holbach, nüchterner als Montesquieu, auch von der englischen Verfassung keineswegs entzückt; er findet, daß der Parlamentarismus der Hauptsache nach ein Mittel der Bereicherung für die einflußreiche Minderheit sei, und daß es unvernünftig sei, einem besitzlosen Pöbel das Stimmrecht und damit Einfluß auf die Staatsangelegenheiten einzuräumen. Überhaupt ist er kein Demokrat; er erkennt die natürlichen Ungleichheiten an und will sie im Staate berücksichtigt wissen. Das Bekenntnis zum Atheismus bricht in diesem Buche nur gelegentlich durch. Wie es Darwin schwer fiel, an einen Gott zu

Digitized by Google

glauben, der Raupen geschaffen habe bloß zu dem Zweck, daß sie bei lebendigem Leibe von den Maden der Schlupfwespe aufgefressen würden, so meint Holbach, wenn es einen Gott gäbe, so würde er doch vor allem unter den Menschen eine vernünftige soziale Harmonie hergestellt haben, anstatt die bestehende gottlose Wirtschaft zuzulassen. Der Gott, den die Theologen lehrten, dieses harte und rachgierige Wesen, sei doch nun einmal kein Gott, wie sich ihn die Vernunft denken müsse; wie könne z. B. ein Gott, der seine eignen Feinde oder die, die er um geringer Übertretungen willen für seine Feinde erklärt, zu ewigen Höllenqualen verurteilt, wie könne ein solcher Gott den Menschen Versöhnlichkeit gebieten?

Eben dieser Radikalismus, den die Zeit erklärt und entschuldigt, zeigt uns recht deutlich, wie die Irrtümer des Holbachschen Systems aus mangelhafter Erfahrung, aus unvollständiger Geschichts- und Weltkenntnis entsprungen sind. Was er vor Augen hatte, war ja leider ein recht breites Stück Welt, aber doch zum Glück nicht die ganze Menschenwelt. Wenn er die heidnische Philosophie und das Christentum in den Quellen studiert und nicht bloß aus oberflächlichen Lehrbüchern kennen gelernt hätte, so würde er gewußt haben, daß die meisten seiner Sätze nicht neu waren, sondern alten Weisheitsschätzen entstammten. Und wenn er die Menschen selbst mehr studiert hätte, so würde er an so manchem seiner Lehrsätze irre geworden sein. Er bildet sich ein, daß man nur die Menschen vernünftig zu machen brauche, um eine vollkommne soziale Ordnung herzustellen, ja er glaubt, wie unsre heutigen „Edelanarchisten," daß, wenn alle Menschen vernünftig wären, gar keine Regierung notwendig sein würde. Sein Irrtum würde ihm vielleicht klar geworden sein, wenn er Gelegenheit gehabt hätte, die Thätigkeit einer heutigen Feuerwehr mit der Verwirrung zu vergleichen, die zu seiner Zeit bei Bränden geherrscht hat. Der Unterschied beruht nicht darauf, daß die heutigen Feuerwehrmänner jeder einzeln vernünftiger wären als die Leute, die ehedem bei Bränden löschten oder unthätig herumstanden oder durch unzweckmäßiges Eingreifen Verwirrung anrichteten. Die Sache geht heute auch dann ganz glatt, wenn zufällig einmal sämtliche Feuerwehrmänner beschränkte Menschen sind, die in ihrem sonstigen Leben wenig Vernunft offenbaren, während bei einem Brande vor hundert Jahren die Konfusion nicht kleiner, sondern noch ein wenig größer gewesen sein würde, wenn die Löschmannschaft zufällig aus lauter großen Philosophen bestanden hätte. Der Unterschied besteht darin, daß wir heute Löschmannschaften haben, die für den Zweck gedrillt sind, und daß ein Brandmeister die Löscharbeit leitet, dessen Kommando alle pünktlich gehorchen, während die Mitwirkung Unberufner vollständig ausgeschlossen ist. Ein großer hochzivilisierter Staat umfaßt nun eine große Anzahl mit einander verflochtner Gemeinschaften, deren jede aus vielen Mitgliedern besteht, die gewisse Thätigkeiten gemeinschaftlich auszuüben haben. Sollen sich diese Thätigkeiten ohne Reibung und

Digitized by Google

ohne Störung vollziehn, so muß je eine solche Gemeinschaft für ihren besondern Zweck gedrillt sein und einem Kommando gehorchen, und sollen die verschiednen Gemeinschaften einander gegenseitig nicht stören, so muß es eine Oberleitung geben, die ihr geordnetes Zusammenwirken und Ineinandergreifen verbürgt, das heißt eine Regierung. Die kann also durch keine Vernunft der Einzelnen ersetzt werden. Gewiß kann diese auch nicht entbehrt werden. Gewiß geht auf die Dauer jeder Staatsorganismus zu Grunde, der durch die Unterdrückung der Vernunft in den Einzelnen zum bloßen Mechanismus geworden ist. Gewiß bleibt auch im vollkommensten Staatsgetriebe dessen, was die Vernunft der Einzelnen zu leisten hat, unendlich viel mehr, als was die gleichmäßig klappernde und gut klappende militärisch-büreaukratisch-polizeiliche Maschine leistet, aber entbehrt werden könnte diese nur in einem sehr kleinen und ganz einfachen Gemeinwesen, z. B. in einer 10000 Seelen zählenden und vor jedem Konflikt mit der Außenwelt geschützten, d. h. von jedem Verkehr mit ihr abgeschnittnen Bauernrepublik. Eine solche könnte thatsächlich mit der Vernunft ihrer Mitglieder auskommen. Nur leider könnte ein solches Gemeinwesen keine Kultur erzeugen, und hätten seine Mitglieder die Kultur nicht von anders woher mitgebracht — etwa als Flüchtlinge aus unsrer Kulturwelt —, so würde ihre Vernunft nicht sonderlich erleuchtet sein, sie würden beschränkt, unwissend und abergläubisch sein.

Holbach hat, wie alle Rationalisten, nur immer den Menschen in abstracto vor Augen und übersieht die Verwicklungen der Gesellschaft; er denkt sich diese zu einfach. Ist es nicht rührend kindlich, wenn er I, 186 schreibt: „Wenn ich König wäre (vorausgesetzt, daß die Krone nicht die Eigenschaften meines Herzens verwandelte), ich vermute, ich würde glücklicher sein [als die Könige gewöhnlich sind]. Voll Liebe für die Völker, denke ich, würde ich von ihnen geliebt werden. Statt auf eine unumschränkte Herrschaft über verächtliche Sklaven stolz zu sein, würde ich sie der Freiheit sich erfreuen lassen, auf die ihnen ihre Natur ein Anrecht giebt. Das Vertrauen meiner Unterthanen würde mich in den Stand setzen, ohne Anwendung von Gewalt eine unumschränkte Herrschaft auszuüben, und diese Herrschaft würde fester gegründet sein als eine, die sich auf Söldnerheere stützt“ und so fort anderthalb Seiten lang. Welches Glück für Holbach, daß er 1789 gestorben ist, denn er war ein edler Mann und hat es ehrlich gemeint; wie unglücklich würde es ihn gemacht haben, die in Robespierre verkörperte Herrschaft der Vernunft, Gerechtigkeit und Menschenliebe ansehen zu müssen!

Dieses naive: „wenn ich König wäre“ beleuchtet übrigens sehr hübsch den Umschlag des politischen Rationalismus in sein Gegenteil. Seine Aufgabe war es, die Völker davon zu überzeugen, daß ihnen weder die Priesterherrschaft noch die absolute Monarchie „von Gottes Gnaden“ zum Heile gereiche. Diese Aufgabe hat er erfüllt, denn giebt es auch heute noch Millionen kindliche

Digitized by Google

Seelen, die da glauben, daß der Papst oder der König, oder Papst und König im Verein, alle Übel zu heilen und jedem Bedrängten zu helfen vermöchten, wenn sie nur nicht von dem bösen Liberalismus, von den Freimaurern und den Juden gehindert würden, so giebt es doch thatsächlich kein zivilisiertes Volk mehr, das seine Geschicke einer absoluten Priester- oder Königsherrschaft anvertraute. Aber der Rationalismus täuschte sich über die Ursache des Mißerfolgs der Kirche und der Monarchie. Die Ursache ist die Beschränktheit der menschlichen Vernunft im allgemeinen und der Macht der Regierungen. Wie kein andrer Mensch, so vermag auch kein Papst und kein Monarch genau und vollständig zu erkennen, was seinen Unterthanen zum Heile gereicht, und vermöchte er es zu erkennen, so würden ihm die Mittel fehlen, alle seine Unterthanen zu dem ihnen Heilsamen anzuhalten. Die Rationalisten aber sahen die Ursache nicht in dieser ganz allgemeinen menschlichen Beschränktheit und in der Schrankenlosigkeit der obersten Gewalt, die jedem Irrtum ihres Inhabers eine gefährliche Tragweite verleiht, sondern in einer besondern Unvernunft der Priester und Könige und in deren Selbstsucht, und sie glaubten, man brauche die Könige bloß vernünftig zu machen und ihre blinde Selbstsucht durch erleuchtete Selbstliebe zu ersetzen, um das Glück der Völker zu sichern. Indem nun natürlich jeder der Herren sich selbst für vernünftig hielt, wurden sie selbst Despoten, wo immer sie in einer von ihnen geschaffnen Republik oder als Berater von Monarchen Einfluß gewannen. Auf diesem Wege hat sich der politische Vertreter des Rationalismus, der Liberalismus, bis heute so oft bloßgestellt, so viel höhnische Kritiken zugezogen und so viel Niederlagen bereitet. Aber der dauernde Vorteil bleibt doch, daß durch die Volksvertretungen und durch andre Einrichtungen die Einheitlichkeit der absoluten Regierungsgewalt gebrochen und im Staate ein ähnlicher Zustand hergestellt worden ist wie im protestantischen Kirchenwesen, wo sich zwar auch jedes Kirchenregimentlein als Papst aufspielen möchte, die Vielheit der mit einander konkurrierenden Päpstlein aber die Gefahr abwendet. Und auch noch eine andre Errungenschaft des Rationalismus bleibt bestehn; niemand wagt heute mehr zu leugnen, daß richtige Einsicht in den Zusammenhang der Dinge von der größten Wichtigkeit fürs Gemeinwohl ist, und daß, wer regieren will, etwas gelernt haben muß; daher wird es kaum noch einmal vorkommen, daß ein notorisch unwissender Mensch, wie Ludwig XIV., ein großes Land unumschränkt beherrschen dürfte, oder daß sich die Völker ein Gesetzbuch gefallen ließen, das, wie der Hexenhammer, vom rohesten Aberglauben diktiert wäre.

Wie auf dem politischen Gebiete, so ist es auch auf dem moralischen der Mangel an Welt- und Lebenskenntnis, was Holbach von richtigen Ausgangspunkten zu falschen Folgerungen führt. Gewiß ist die Glückseligkeit der Geschöpfe das Endziel der Schöpfung, und gewiß steht die Tugend mit der Glückseligkeit im innigsten Zusammenhange. Aber dieser Zusammenhang ist

Digitized by Google

nicht so einfach, wie sich ihn Holbach vorstellt; es geht daher nicht an, die Nützlichkeit zum einzigen Kriterium des sittlich Guten zu machen. Verschließt er sich doch selbst nicht der Erkenntnis, daß Ungerechtigkeit und Selbstsucht oft nützlicher sind als Gerechtigkeit und Menschenliebe, und wenn er meint, das sei doch immer nur vorübergehend der Fall, so ist darauf zu erwidern, daß der Nutzen der Ungerechtigkeit für manchen Menschen sein ganzes Leben lang anhält, und daß dies für ihn ein hinlängliches Motiv ist, ungerecht zu bleiben. Mit dem individuellen Nutzen kommen wir also auf keinen Fall aus, mit dem Gemeinnutzen aber auch nicht, weil der individuelle und der Gemeinnutzen sehr oft in Widerstreit miteinander geraten, und es nicht wenigen gelingt, ihren eignen Nutzen auf Kosten des Gemeinwesens zu wahren. Aus diesem Grunde brauchen wir einen Quell der Moralität, der jenseits der irdischen Interessenkonflikte liegt, und diesen finden wir in dem Gott, der sich in unsern sittlichen Ideen offenbart; diese zu verwirklichen müssen wir uns verpflichtet fühlen, ohne Rücksicht auf den Nutzen oder Schaden, der daraus entspringt. Natürlicherweise wird für gewöhnlich Nutzen daraus entspringen, weil ja immer irgend jemand genützt wird, wenn wir Liebe und Gerechtigkeit üben, unsre Triebe beherrschen und unsre Zeit gut anwenden; aber weil der Nutzen nicht immer augenblicklich eintritt, nicht immer sichtbar ist, weil zuweilen aus einer für Pflicht gehaltnen Handlung zunächst nur Unheil zu entstehen scheint, vor allem weil niemand genau zu sagen vermag, worin der allgemeine Nutzen bestehe, so dürfen wir nicht den Nutzen, sondern müssen wir die sittlichen Ideen zum Kriterium des Guten machen. Wenn Holbach einen Menschen, der auf das Jenseits schaut, einem Wandrer vergleicht, der gen Himmel blickt, statt auf seine Füße und auf den Weg zu sehen, so vergißt er, daß der im Walde Verirrte sich nach dem Stande der Sonne richtet und in der Nacht sich glücklich schätzt, wenn Sterne blinken, an denen er sich zurechtfinden kann. Ist also der Nutzen nicht einziges Kriterium der Moralität, so darf er doch bei der Beurteilung der menschlichen Handlungen nicht ausgeschlossen werden. Eine Morallehre, die auf das Streben des Menschen nach Glückseligkeit keine Rücksicht nimmt, oder wohl gar das sittlich Gute in der Verneinung dieses Strebens findet, die taugt nichts; sie ist unvernünftig und unwirksam. Diese Wahrheit festgestellt zu haben, ist wiederum ein bleibendes Verdienst des Rationalismus.

Kann demnach die Gottesidee für die Begründung der Moral nicht entbehrt werden, so wird sie auch durch den Hinweis auf die Unvollkommenheiten der Gesellschaft und auf das menschliche Elend nicht widerlegt; das wäre nur der Fall, wenn die Pessimisten mit ihrer negativen Bilanz recht hätten; diese Bilanz hat aber Holbach selbst, lange vor Schopenhauer, für falsch erklärt. Wenn Gott die Wahl hatte, ob er gar keine Welt schaffen wollte, oder eine, über die der Herr Mensch zwar schimpft, in der dieser Mensch aber doch lieber

Digitized by Google

sein als nicht sein will, so ist hierdurch allein schon anerkannt, daß sich Gott um eben dieses Menschen willen für das zweite entscheiden mußte. Wäre Holbach in seinem Leben auch nur einmal Dorfschulze gewesen, so würde er nicht mehr so kühn gewesen sein, das „wenn ich König wäre“ auszusprechen. Und wenn nun ein so kluger Mann wie er nicht einmal ein Dorf zu beglücken versteht, so muß er zugestehn, daß es selbst für einen Gott keine so ganz leichte und einfache Sache gewesen sein kann, eine Welt zu schaffen, die den Beifall aller ihrer Bewohner hätte.

Nation und Staat

Von E. von der Brüggen

(Schluß)

Zu allen Zeiten haben die Staaten einen mehr oder minder starken Trieb nach Ausdehnung und Eroberung gehabt. Aber die treibenden Kräfte ändern sich. Früher suchten ehrgeizige Fürsten durch Heiraten, durch Kriege ihre Gebiete zu mehren, sich fremde Länder zu unterwerfen. Seit die Völker als mitbestimmende Gewalten neben den Willen des Fürsten getreten sind, haben sie auf die äußere Politik auch dort Einfluß gewonnen, wo sie dazu nicht ausdrücklich durch eine Verfassung berufen sind. Wenn sie auf neue Landerwerbungen aus sind, so treibt sie oft das materielle, wirtschaftliche Bedürfnis, wie bei den ungeheuern kolonialen Unternehmungen unsrer Zeit. Oft aber werden sie auch von idealen Zielen gelockt, unter denen der Ruhm eine zwar weniger große Rolle als zur Zeit des fürstlichen Absolutismus, aber doch eine beachtenswerte Rolle spielt. Ein stärkeres ideales Motiv ist das sogenannte Nationalitätsprinzip.

Soweit sich die Bedeutung dieses Prinzips praktisch aus der politischen Geschichte unsers Jahrhunderts erkennen läßt, liegt sie in der Anerkennung des Anspruchs der Nationen auf selbständiges und einheitliches Staatsleben. Die Erfahrung lehrt uns freilich auch, daß Staaten, die sich, wie Frankreich unter Napoleon III., auf dieses Prinzip beriefen, es mehr als politisches Agitationsmittel, denn als feste Richtschnur ihres Handelns benutzten; und wie unsicher es in seinem Wesen ist, geht aus der Unmöglichkeit hervor, die Frage zu lösen, was man unter einer Nation zu verstehn habe, die zu jenem Anspruch berechtigt wäre. Gleichwohl hat diese Idee die Völker seit hundert Jahren erfaßt und dahin gedrängt, die kleinen unter einander verwandten

Digitized by Google

Volksteile in möglichst große Staaten zusammen zu fassen. Die Nationen wollen sich, indem sie alle ihre Teile an sich ziehen, mit der gesteigerten Kraft nach außen schützen, im Innern ihre nationale Art ausgestalten und ihre Kultur entwickeln. Dies sind gesunde Triebe und große Zwecke, die auch schwere, für die Sammlung zerstreuter Volksteile gebrachte Opfer wohl rechtfertigen können. Da jedoch das Nationalitätsprinzip thatsächlich von Fürsten und Völkern bisher so wenig befolgt wird, daß kein Staat ohne Nötigung ein Gebiet aufzugeben pflegt, bloß weil es national zu einem andern Staate gehört, und da es manche Völkersplitter auch in Europa giebt, die außer stande sind, einen eignen nationalen Staat zu bilden, so birgt das scheinbar friedliche Nationalprinzip von Hause aus eine schwere Gefahr der Vergewaltigung in sich. Um so mehr als es begleitet ist von dem Streben der nationalen Staaten, sich die in seinen Grenzen wohnenden volksfremden Elemente auf alle Weise national zu assimilieren. Hieraus ist allmählich ein nationaler Kampf entbrannt, der durch ganz Europa hin immer eifriger und schonungsloser geführt wird, und der keineswegs mit den friedfertigen Gesinnungen übereinstimmt, deren Beteuerungen, wie die Kirchenglocke vor der Predigt, uns gewohnheitsmäßig aus den Parlamenten aller Staaten fortwährend ins Ohr tönt.

Das berechtigte nationale Streben nach Einigung hat sich mit dem Streben nach gewaltsamer oder friedlicher Verschmelzung fremder im Bereich der Macht einer stärkern Nation liegender nationaler Splitter vermischt; das nationale Einheitsbedürfnis ist vergiftet worden durch das staatliche Bedürfnis, alles nationale Fremde innerhalb der Staatsgrenzen zu entfernen. Territorium und Nation sollen zusammenfallen, sei es auch auf gewaltsamem Wege. Denn mit so schönen Namen man es auch verdecken mag, es ist Kampf und Gewalt, was hier bald in sanfterer, bald in härterer Form von Mehrheiten gegen Minderheiten angewandt wird. Es ist der Eroberungskampf von Nation gegen Nation. Seitdem Deutschland sich national zusammengeschlossen hat, sehen wir rund umher unsre Volksgenossen einer Verfolgung und Bedrückung ausgesetzt, die nicht unmittelbar dem Deutschen Reich, aber doch der Nation mit schweren Verlusten drohen. Wir selbst sind in die Lage gekommen, solche staatliche Bedrückung gegen fremde Volksteile, die in unsern Grenzen wohnen, anzuwenden. Wie die Verhältnisse nun einmal liegen, können wir uns von diesem Kampf nicht ganz fern halten. Allein der Kampf ist zu ernst, als daß er uns nicht die Pflicht auferlegen sollte, seine Natur und Berechtigung, die angewandten Mittel und die gebotnen Grenzen in jedem Falle möglichst genau abzuwägen.

Worin liegt der Maßstab für die verletzende Härte dieser nationalen Unterjochungskämpfe? Er liegt in der Schätzung der nationalen Art und der nationalen Kulturgüter. So lange ein Volk noch nicht zu nationalem Selbstgefühl erwacht ist, wird es sich ohne vielen Widerstand einem stärkern, mit höher entwickelten Kulturmitteln ausgestatteten Volke anschließen, mit ihm ver-

Digitized by Google

schmelzen. Unsre germanischen Voreltern eroberten Europa von der Ostsee bis Gibraltar hin und gingen zum größern Teil unter in den unterworfnen fremden Völkern, soweit diese über große Kulturmittel und nationale Kraft geboten. Jahrhundertelang strömten deutsche Scharen nach Italien und wurden dort national verschlungen, während wir mit geringern Mitteln von Weser und Elbe an bis an den Peipussee unser nationales Gebiet ausdehnten, das sich bis heute fast ungeschmälert erhalten hat. Trotz der staatlichen Ohnmacht war Italien als Nation stark genug, Longobarden und Normannen, Sarazenen und eine jahrhundertelange deutsche Herrschaft zu überwinden, während aus den slawischen und litauischen Stämmen im Osten ein wertvoller Mischteil unsers heutigen Volkstums geworden ist.

In allen diesen Fällen ging die Entnationalisierung mit geringen Leiden vor sich, weil Germanen dort, Slawen und Litauer hier ihre Nation gering schätzten; die Leiden, die damit Hand in Hand gingen, waren solche, wie sie der Starke, der gewaltsam Rohe dem Schwachen oder der Räuber materiellen Besitzes dem Beraubten zufügt; in seiner Nationalität wurde der Unterliegende nur wenig gekränkt, weil er sie wenig schätzte. Noch vor hundert Jahren stand es in dem sehr büreaukratisch-genau regierten Preußen jedermann frei, nicht nur nach seiner Façon selig zu werden, sondern auch nach seiner Nation zu reden, zu schreiben und zu denken; und doch fügten sich Litauer und Polen leicht dem deutschen Wesen. Heute hat man sich bemüht, in dem polnischen und litauischen Bauer das Bewußtsein von dem Wert seiner eignen nationalen Art zu wecken, und in dem Maße, als sich dieses Bewußtsein kräftigt, wächst auch der Schmerz, den der auf die Nationalität geübte Druck ausübt. Je höher ein Volk in der Art seines Charakters und seiner Kultur steht, um so schwerer empfindet es jede gewaltsame Verletzung seiner Nationalität. Und das gilt nicht nur von einem großen Volke, sondern ebenso von jedem noch so geringen Bruchteil, ob er nun die Bevölkerung einer Provinz oder eines Dorfes ausmacht, ob er geschlossen ein Gebiet erfüllt oder darin nur einen Stand oder eine Klasse darstellt. Am schwersten duldet das Kulturvolk, dem seine nationalen Güter von der Hand eines Volkes niederer Kultur dauernd zerstört werden, denn mit ihnen geht eine Kultur zu Grunde.

Wessen das Land, des der Glaube, sagte man früher. Der Glaube war damals das höchste unter den idealen Gütern der europäischen Völker. Mit jenem Satze wurden die Hugenotten gemordet, wurden die Protestanten aus Frankreich, die Salzburger von ihren Bergen vertrieben; dafür haben Millionen geblutet in allen Ländern, unter der Folter und auf dem Holzstoß. Soll es heute dahin kommen, daß der Satz auf anderm Boden wieder aufgerichtet wird? Wollen die Nationen wiederholen, was Kirche und Fürsten verbrachen? Der Fanatismus bleibt sich ziemlich ähnlich, ob er nun aus religiöser oder aus nationaler Quelle fließe. Nationaler Fanatismus ist nur der Stiefbruder

Digitized by Google

des religiösen Fanatismus. Soll auf diesem Boden des nationalen Staates, vorläufig zwar nicht mit Folter und Holzstoß, aber doch mit Marterwerkzeugen gearbeitet werden, die, den Nerven des modernen Menschen angepaßt, nicht viel weniger grausam sind, als die von der fanatischen Kunst des Großinquisitors erfunden wurden? Denn was damals Glaube war, ist heute Nationalität: in ihrer subjektiven Wertschätzung stehen uns heute die idealen Güter, die die Nationalität eines Kulturvolks ausmachen, ebenso hoch wie Glaube und Kirche. Wer mir heute meine nationale Schule schließt, trifft mich ebenso hart, wie wer mir meine Kirche schließt. Was steht heute dem Genossen eines Kulturvolks höher, als Sitte, Tradition, Recht, Sprache, all die mannigfachen Lebenserscheinungen, an deren Entwicklung er und Generationen vor ihm gearbeitet haben? In ihnen findet die nationale Kultur ihren Ausdruck. Dem gemeinen Mann steht vielleicht sein religiöser Glaube, vielleicht seine Kirche gleich hoch, dem Gebildeten kaum mehr. Ihm sind jene Dinge die höchsten idealen Güter und steigen im Wert, je weiter sich die nationale Kultur ausgestaltet, und je mehr er sich dessen bewußt wird.

Erkennen wir denn das nicht etwa selbst an? Achten wir denn nicht den hoch, der in der Fremde fest an deutscher Art hält, und sind es nicht nationale Lumpe, die sich in Polen oder Ungarn flugs national häuten, weil es Geld oder Ehre einbringt? Dürfen wir solche nationale Verlumptheit bei unsern Volksgenossen verdammen, aber von Dänen oder Polen oder Franzosen staatlich fordern? Ist es nicht ein landläufiges Gebot, man solle seine idealen Güter bis in den Tod verteidigen? Nun, käme es dazu, dann wären Henker und Beil auch nicht mehr fern in diesem Nationalkampfe. Aber der Staat hält sich heute noch für berechtigt, auch ohne die äußerste Not eines dieser Güter nach dem andern den Unterthanen zu entreißen, denn: wessen das Land, dessen die Nationalität. Der Staat hat sich heute der Nation ergeben wie ehemals der Kirche.

Der nationale Staat kann freilich in Lagen geraten, wo er mit staatlichen Mitteln den Kampf gegen fremde Volkssplitter in seinen Grenzen führen muß. Posen ist für Deutschland unentbehrlich; die Polen zeigen mit That und Wort, daß sie, nicht zufrieden mit dem nationalen Besitz, gesonnen sind, diese Provinz, sobald sie einmal stark genug dazu sind, auch staatlich zurückzufordern. Sie sind sogar so unklug, Gebiete, die sie vorübergehend in Deutschland besessen haben, gleich mit zu fordern. In solcher Lage der Notwehr hat der Staat die Pflicht, sich zu sichern. Vor allem fragt sich, woher die Gefahr kommt? Sie kommt nicht vom Bauern, sondern von Adel, Bürgertum, Geistlichkeit, und mit diesen muß gekämpft werden. In Nordschleswig ist der Staat ebenfalls, so scheint es, gezwungen worden zu offnen Gewaltmitteln. Die Ereignisse, deren genauere Darlegung leider etwas spät den weitern Kreisen zugegangen ist, zeigen einen nationalen Angriff der Dänen gegen die Deutschen,

Digitized by Google

der über das Maß friedlicher Verteidigung des eignen Volkstums hinausgeht, zu der jeder national Fremde in einem Kulturstaat berechtigt ist. Soweit eine solche Überschreitung stattfindet, soweit nicht bloß Verteidigung, sondern ein Angriff im Werke ist, der den äußern Frieden gefährden könnte oder offenbar gegen die Integrität des Staatsgebiets gerichtet ist, hat der Staat die Pflicht, einzuschreiten. Aber es ist gleicherweise die Pflicht des Staats, sehr sorgfältig die Grenze zwischen jener berechtigten Selbstverteidigung und dem Gebrauch unzulässiger Mittel des Angriffs zu prüfen, ehe er in den nationalen Kampf mit staatlicher Gewalt eingreift. Die Grenze zu finden und die rechten staatlichen Mittel zu ergreifen, beides ist schwer und erfordert großen politischen und administrativen Takt, um Roheiten zu vermeiden.

Handelte es sich bloß darum, zu wissen, wie eine nationale Minderheit staatlich zu vernichten oder doch zu vergewaltigen sei, so fänden sich dazu Muster genug und ganz in unsrer Nähe. Aber wir wollen ein Kulturstaat sein und nur Mittel anwenden, die unser würdig sind. Jeder staatliche Druck auf eine nationale Minderheit weckt den Widerstand und die Leidenschaft; wo der nationale Kampf ohne staatliche Einmischung geführt wird, da ist es möglich, die Gewaltsamkeit fern und die Leidenschaft in Grenzen zu halten. In der Schweiz leben Bruchteile dreier großer Nationen neben einander; sie kämpfen fortwährend unter einander, die eine rückt vor, die andre muß zurück. Das gewerbliche Leben ist die Hauptwaffe, mit der hier Boden gewonnen, dort verloren wird; wo eine Nation in die Minderheit gerät, verliert sie die Leitung in der Kommune, aber sie läuft nicht Gefahr, von der siegenden Mehrheit durch kommunale oder kantonale Gewaltmittel bedrängt zu werden; sie kann durch Zuzug ihrer Volksgenossen, den niemand hindert, das Verlorne zurückgewinnen, die Zweisprachigkeit in den nationalen Grenzgebieten glättet den Verkehr, jede Minderheit hat ihre Schulen, behält das Recht ihrer Sprache vor Gericht und Verwaltung; nirgends nationaler Haß, nirgends das Bedürfnis, das Ringen um die nationale Herrschaft in den Vordergrund zu stellen, die Leidenschaft zu entfachen. Die welsche Schweiz sympathisiert mit den Franzosen, aber obwohl ihre Bevölkerung weitaus in der Minderheit ist, hält sie treu zum Staat, denn sie lebt in ihm vollkommen frei in ihrer nationalen Art.

In allen nationalen Grenzgebieten ist Zweisprachigkeit der natürliche Zustand, dem man immer Rechnung tragen sollte. Wenn man einer nationalen Minderheit ihre Schulen nimmt, wenn man ihr verbietet, in eignen Schulen ihre nationale Erziehung und Kultur zu pflegen, so ist das ein staatlicher Eingriff, der zu berechtigtem Widerstande herausfordert. Berechtigt besonders bei einer Minderheit, deren nationale Kultur gleich hoch steht, wie die der Mehrheit. Wenn wir in Ostafrika Neger verdeutschen, so thun wir ihnen wohl; wenn wir uns staatlich weigern, den Litauern litauische Schulen herzurichten,

Digitized by Google

so thun wir ihnen kaum einen Zwang an. Dasselbe gegen Dänen oder Franzosen angewandt ist verletzend und muß als schwerer Druck empfunden werden. Und es fragt sich, ob diese Maßregel nötig, ob sie politisch vorteilhaft ist.

Der national einheitliche Staat hat ohne Zweifel, und besonders seit das Nationalprinzip aufgestellt und fast gleichzeitig auch gefälscht wurde, einen sehr großen Vorzug vor dem national gemischten Staat. Er gewinnt an Kraft dadurch, daß nicht nur die materiellen Interessen in gemeinsamer Arbeit und unter gemeinsamem Schutz besser gedeihen, sondern auch die immateriellen Güter nationaler Kultur mit einheitlicher Kraft besser gefördert oder gewahrt werden können. Solange aber das öffentliche Wohl Inhalt und Zweck jedes Staats ist, wird jede Gewalt, die dem Wohl, dem Glück und der Zufriedenheit einer Minderheit angethan wird, nur so weit dem Staatszweck entsprechen, als sie für das Wohl der Gesamtheit notwendig ist. Es scheint nicht für das Wohl Deutschlands notwendig, daß die wendische Sprache in der Lausitz ausgerottet werde; es ist nicht bewiesen, daß das Dänische in Nordschleswig, das Französische in Lothringen mit dem Wohle des Reichs unvereinbar seien. So lange die Notwendigkeit nicht feststeht, verlangt der Staatszweck nur, daß Dänen und Franzosen ruhige Bürger bleiben, nicht allzu lästig fallen, und daß umgekehrt der Staat sie in solchem Verhalten nicht durch nationale Zwangsmaßregeln störe.

Der national einheitliche Staat hat außer diesem politischen Vorzuge den andern, daß seine Verwaltung bequemer ist als im national gemischten Staat. Wo in einem Staate dieselbe Sprache, dieselben auf nationale Sitten und Gewohnheiten gegründeten Lebensformen und bürgerlichen Einrichtungen bestehn, ist die administrative Technik in Schule, Gericht, Polizei, in Handel und Wandel weit einfacher, als wo jede Verordnung verschiednen Mundarten und Bedürfnissen angepaßt werden muß. Hier reicht das Streben nach nationaler Herrschaft dem Streben nach administrativer Uniformität, nach büreaukratischer Herrschaft die Hand. Hier heißt es zugleich: wir wollen, daß alles bei uns deutsch sei, und wir wollen, daß alle staatlichen Einrichtungen dieselben seien: kein Separatismus, keine Sonderrechte, keine Erschwerungen der Verwaltung durch nationale oder territoriale oder lokale Ungleichheit.

Diese beiden Tendenzen sehen wir am stärksten und vollkommensten ausgebildet zu festem System in den Ländern, wo das büreaukratische Regiment am unumschränktesten gebietet, wie z. B. in Rußland. Seine Wirkung können wir dort klar beobachten; sie ist unzweifelhaft kulturfeindlich. Aber dieses System ist bequem für eine roh gearbeitete Staatsmaschine, es ist das System politischer Mittelmäßigkeit, ein geistloser Mechanismus, dessen Hauptziel Herrschaft, nicht Volkswohl ist. Diesem System der Uniformität gegenüber sehen wir in Vergangenheit und Gegenwart die Staaten, Völker, selbst Rassen immer durch ihre Tüchtigkeit hervorragen, die in ihrem Charakter oder durch ihre

Digitized by Google

Geschichte in sich differenziert waren, die nicht Uniformität, sondern Mannigfaltigkeit in den sozialen wie den staatlichen Lebensformen anstrebten und ausgestalteten. Das Nomadentum ist uniform, das Kulturvolk differenziert. Auf Uniformität baut sich am leichtesten der Despotismus, Kriegsmacht, Eroberungspolitik auf; Differenzierung fördert Verfeinerung, Geschmeidigkeit, Mehrung der innern, der Kulturkraft, denn sie ermöglicht Freiheit, individuelle, territoriale, soziale Selbständigkeit.

In dieser Differenzierung ruht die Stärke der germanischen Rasse, ihre Überlegenheit über die zur Uniformität neigenden Rassen. Darum ist der Germane schwerer zu regieren, darum verträgt er besser die Freiheit in den staatlichen Institutionen, darum ist er der geschickteste und sicherste Träger unsrer europäischen Kultur. Die Uniformität lähmt, die Mannigfaltigkeit belebt. Kann man für diesen Satz ein schlagenderes Beispiel finden, als in dem Verhältnis der beiden größten der europäischen Kulturwelt angehörenden kontinentalen Reiche? Die gewaltige Überlegenheit der nordamerikanischen Union über Rußland wurde im Verlauf eines Jahrhunderts errungen hauptsächlich durch die Mannigfaltigkeit der nationalen, sozialen, staatlichen Elemente und Einrichtungen. Für die Kultur, für das Volkswohl sagt es durchaus gar nichts, daß Rußland eine Million Soldaten, die Union bisher nur dreißigtausend Mann hatte.

Je größer ein Staat ist, um so verderblicher wirkt die Uniformität, und um so stärker wird die natürliche Neigung, sich durch sie die Mühe des Regierens zu erleichtern. Wenn 1866, wie viele wünschten, Preußen alle übrigen Staaten in Deutschland weggefegt hätte, so wäre es dennoch unmöglich gewesen, eine preußische Uniformität durchzuführen, ohne die Lebenskraft des ganzen Volkes zu zerstören. In der instinktiven Furcht vor solchen Versuchen wurzelt zu einem Teil die Abneigung, die noch heute im übrigen Deutschland vielfach gegen Preußen fortlebt. Die preußische Staatsmaschine erscheint dem Süddeutschen außerdem zu kalt, zu uniform, zu hart; berechtigte Eigentümlichkeiten, wie man das früher nannte, haben, wie man dort glaubt, unter ihr zu wenig Spielraum, die äußere Disziplin ist ihm zu scharf und rauh. Und dieser instinktive Widerwille*) gegen staatliche Uniformität ist nicht nur berechtigt, sondern ein natürlicher Vorzug unsers Volkes, der sehr hoch zu schätzen ist, und der das Reich nicht hindert, die Aufgaben eines großen Staats zu erfüllen. „Die wirkliche Freiheit, sagt ein französischer Historiker, ist nur vorhanden in dem örtlichen und provinziellen Geist, in der Ungleichheit der Klassen, der Aufsichtsämter und selbst der staatlichen Gewalten. Einheitlichkeit ist der mehr oder minder glänzend gekleidete Despotismus."

*) Der übrigens nur ein Vorurteil ist, denn Preußen ist gar nicht so „uniform" und „zentralisiert," wie man außerhalb glaubt. A. d. R.

Digitized by Google

Das heutige Kulturleben fordert in einem großen Staat einheitliche Formen für gewisse Zweige des öffentlichen Wirkens. Strafrecht, einige Teile des bürgerlichen Rechts, Prozeß und Justizverfassung, Geldwesen, Anstalten des Verkehrs werden nur dann die modernen Bedürfnisse befriedigen können, wenn sie in Form und Verwaltung einheitlich sind. Wir finden in Deutschland keinen Landesteil, in dem alle diese Dinge nicht zugleich der Wohlthat einer einheitlichen, also einer einzigen Sprache genießen könnten. Wir finden geringe Landesteile, in denen die deutsche Sprache im Schulwesen den Forderungen der Bevölkerung widersteht. Es giebt gewiß nichts wesentlicheres für eine Nation als die Sprache. Dennoch ist für den Staat die Einheitlichkeit der Sprache keineswegs ein Lebensbedürfnis. Die Einheitlichkeit der Sprache indessen ist eine Erleichterung für die Verwaltung und daher wünschenswert. Ihre Verbreitung durch die Schule ist ein Mittel, um fremde Volksteile national aufzusaugen, und um fremde, in der Kultur niedriger stehende Volksteile in der Kultur zu heben. Wo aber eine der unsrigen ebenbürtige Kultur, oder wo ein starkes nationales Selbstgefühl der deutschen Schule entgegentritt, wo die deutsche Schule nur verbunden mit starkem staatlichem Zwang arbeiten kann, da wird das Gute, das sie bringen soll, oft verschüttet durch das Übel, das der Zwang hervorruft.

Mit der Sprache giebt man seine Nationalität auf. Das mag dem polnischen Bauern, der in die deutsche Schule gezwungen wird, nicht allzu schwer fallen; es muß den Haß des gebildeten Polen, des Dänen erwecken, der leidenschaftlich an seiner Nationalität hängt, und der sich in seiner persönlichen Freiheit verletzt fühlt. Warum sollte es notwendig sein, ihnen ihre polnischen, dänischen, französischen Schulen zu verbieten? Lehrt die Geschichte nicht, daß verschiedne Nationalität den festen Zusammenhang, die Einigkeit der Staatsangehörigen keineswegs zu stören braucht? In der nordamerikanischen Union, in der Schweiz mag jeder Volksstamm in seiner Sprache Schulen errichten, und sie bleiben doch alle gleich gute Schweizer oder Amerikaner. In Deutschland sind die nationalen Schwierigkeiten so gering, daß man ohne Gefahr nicht nur den Dänen, sondern auch den Polen und Franzosen erlauben dürfte, sich ihre nationalen Schulen zu errichten. Soviel deutsch, als für den allgemeinen Verkehr wünschenswert ist, würden sie freiwillig in dem heutigen regen Verkehrsleben selbst erlernen, und eine Nachhilfe bietet die Wehrpflicht. Aber gerade diese, so sagt man, fordre die deutsche Schulung.

Die allgemeine Wehrpflicht hat einen großen Einfluß auf die nationalen Verhältnisse gewonnen. In den Heeren alter Zeit kämpften Männer verschiedner Nationalität neben einander, die einander oft sprachlich nicht verstanden; der Deutsche, der Schweizer war überall in Europa zu finden als Soldat in fremden Heeren und schlug sich tapfer, ohne französisch, italienisch, spanisch zu verstehn; die österreichischen Heere sind bis auf den heutigen Tag

Digitized by Google

so vielsprachig wie die Babylonier des Turmbaues und laufen doch in der Schlacht nicht aus einander wie jene Himmelsstürmer.*) Die preußische Wehrpflicht warf nicht allein das alte Kriegswesen um, sondern gewann auch einen Einfluß auf das gesamte Volksleben, der in seiner ganzen Ausdehnung erst in der neuern Zeit gewürdigt werden konnte. Die materielle Macht, die das preußische System den Staaten zugeführt hat, ist sehr groß. Dieser Machtzuwachs aber, sowie der erzieherische Nutzen, den die allgemeine Wehrpflicht dem Volke bringt, sind nicht ganz ohne Opfer erkauft worden. Eine Schattenseite ist die verstärkte Neigung des Staats, die für den Kriegsdienst notwendige Kenntnis der deutschen Sprache schon durch den Schulzwang in den undeutschen Gebieten zu verbreiten. Die einzigen Länder, wo noch der nationale Kampf nicht tobt, sind Amerika, die Schweiz, England, die Staaten ohne allgemeine Wehrpflicht preußischen Musters. In der Schweizer Miliz sind die verschiednen Sprachen gleichberechtigt.**) In England quillt der irische Streit aus uralten Quellen, die wenig mit dem modernen Nationalfanatismus zu thun haben. Wenn für den deutschen Soldaten die Kenntnis der deutschen Sprache bis zu einem gewissen Grade nötig ist, so soll sie verlangt werden für diesen Zweck. Der Pole oder Lothringer, der sie beim Eintritt in den Dienst nicht hat und sie im Laufe der zwei Dienstjahre nicht erwirbt, möge ein Jahr länger im Dienst behalten werden. Ein Gesetz dieses Inhalts würde überall als gerecht anerkannt werden, wenn zugleich Polen, Dänen, Lothringern freigelassen würde, ihre Kinder in eignen undeutschen Schulen zu erziehn. Sie würden selbst dafür sorgen, daß ihre Söhne soweit deutsch lernen, um ein drittes Dienstjahr zu ersparen.

Wo der Staat nicht in das Ringen der Nationen eingreift, da fehlt das Gewaltsame, Gehässige dieses Ringens. Niemand empfindet es als Zwang, wenn im Rhonethal in der alten deutschen Stadt Sitten jährlich ein Haus nach dem andern an französische Besitzer fällt, wenn die Deutschen, in französischer Schule erzogen, Franzosen werden, wenn endlich die Mehrheit der Bewohner französisch geworden ist, die öffentlichen Anstalten demgemäß der herrschenden Nationalität folgen, und in einigen Jahren aus der uralten Bischofsstadt Sitten ein französisches Sion geworden ist. Ebenso friedlich dringt das Deutschtum im Südosten, in Graubünden vor gegen das romanische und italienische Element. Das ist der natürliche Gang des Ringens, der friedliche, in dem das Volk siegt, das ein stärkeres nationales Selbstgefühl, überlegne Kultur, tüchtigere Arbeitskraft, feinere, vornehmere Formen des Umgangs, größere Energie des Charakters hat. Der Franzose wird gegenüber

*) Das fragt sich noch! A. d. R.

**) Nur deshalb, weil die gebildeten deutschen Schweizer so freundlich sind, auch französisch oder italienisch zu verstehn. A. d. R.

Digitized by Google

dem Deutschen unterstützt durch seine feinern, geschmeidigern Formen in Sprache und Umgang; der Deutsche hat für sich größere Unternehmungskraft, festern Charakter, mehr Sinn für Ordnung und Recht. Mischte sich heute die Zentralgewalt da hinein, so wäre es aus mit dem Frieden.

In Deutschland liegen die Verhältnisse großenteil anders als in der Schweiz. In Posen und Nordschleswig ist mit der Eroberung der Kampf gegeben gewesen. Nicht der Einzelne drängt den Einzelnen im friedlichen Getriebe des Erwerbs und Verkehrs hinaus, sondern Polentum und Dänentum stehn als geschlossene, organisierte Macht dem Deutschtum gegenüber, zum Kampf bereit mit Mitteln nicht staatlicher Art, aber doch Gewaltmitteln, denen der Einzelne nicht widerstehn kann. Mit dieser bedauernswerten Thatsache haben wir heute zu rechnen, und wir dürfen kaum hoffen, den einmal entbrannten Kampf zurückzuführen auf das friedliche Ringen, wie es in der Schweiz oder Nordamerika vor sich geht. Polen und Dänen verteidigen den nationalen Besitz und sind schon dadurch stärker als der Gegner; denn wer sich in Posen in irgend einem Beruf niederläßt, hat nicht nur die überall vorhandne Konkurrenz des Erwerbs zu bekämpfen, sondern außerdem die Schwierigkeiten, die ihm die nationale Feindschaft der Polen bereitet. Er ist den Angriffen organisierter Gruppen der Bevölkerung ausgesetzt. In solchem ungleichen Kampf stellt sich der Staat mit Recht auf die Seite der Deutschen. Er unterstützt den Deutschen durch Schulen, Förderung seines Erwerbs, seiner Kirche, durch Herbeiziehung von Ansiedlern, durch Ankauf polnischer Güter. Er sollte sich besonders auch angelegen sein lassen, durch gute deutsche Mädchenschulen auf das weibliche Geschlecht zu wirken. Aber der Staat sollte sich darauf beschränken, das deutsche Element zu unterstützen im Kampf, nicht selbst an die Stelle der Kämpfer treten.*) Sowie der Staat direkt eingreift, ist der Zwang da, der den Kampf immer vergiftet. Der Kampf soll national und auf dem Boden des privaten und gesellschaftlichen Lebens ausgefochten werden, der Einzelne wie die Gesamtheit der Deutschen sollen geschützt und gestärkt werden: direkte Zwangsmittel, Entwaffnung, Knebelung des Gegners durch den Staat, das sollte in Deutschland verschmäht werden, das sollte man — andern überlassen.

Der erste Schritt, den der Staat auf diesem Kampfboden thut, zieht immer neue Schritte nach sich. Wenn man Dänen oder Franzosen die Möglichkeit nimmt, ihre Kinder in dänischen oder französischen Schulen auf deutschem Boden zu erziehn, so ist es nur natürlich, daß sie ihre Kinder außer Landes schicken. Es wären nationale Lumpe, wenn sie es nicht thäten, soweit ihre Mittel es ihnen erlauben. Das hat dann weiter geführt, bis man von Staats wegen, wenn man den Berichten der Presse Glauben schenken darf, in das Familienleben eingriff und den Eltern sogar das Recht nahm, ihre Kinder

*) Auch wenn das Deutschtum trotz jener Mittel zurückgeht? A. d. R.

Digitized by Google

selbst zu erziehn. Man hat Eltern ihre Kinder, wie es scheint, wirklich weggenommen, um sie von staatlichen Vormündern erziehn zu lassen. Das sind offenbar unhaltbare Zustände. Aber der erste Schritt auf dem Wege staatlichen Zwangs ist verhängnisvoll auch gegenüber deutschen Reichsgenossen.

In Rußland ist dafür eine fertige Schablone vorhanden, die eben in Finnland wieder zur Anwendung kommen soll. Man packt irgendwo die zur Erwägung bestimmte Nation oder Provinz an einer schmerzhaften Stelle: man nimmt das Recht der Wahl einiger Beamten, man fordert die russische Sprache bei einigen Behörden, die bisher schwedisch und finnisch verhandelten. Die Verletzten sträuben sich, da packt man fester zu und verstopft zugleich den Mund der Presse mit einem Knebel; sie flehen um ihr Recht, ihre Sprache, da heißt es: Separatismus, Haß gegen Rußland! Es sei klar, daß solche Gesinnung höchst gefährlich sei, weshalb man stärker zugreifen müsse. Nun werden Schulen russisch gemacht, und da die Unzufriedenheit in Finnland wächst und sich zeigt, so ist das ein immer klarer werdender Beweis ihrer staatsfeindlichen Gesinnung. Man drückt weiter auf das nationale Bewußtsein, auf Freiheit, Stolz, Ehrgefühl des Finnländers, und treibt die entflammte Leidenschaft irgendwo einige Hitzköpfe zu offnem Widerstande gegen die Staatsgewalt, dann ist es Aufruhr, der Beweis ist erbracht, daß nur die Vernichtung finnländischen Rechts, finnländischer Selbstverwaltung, Sprache, Kultur zur wahren Verschmelzung des Landes mit Rußland führen können. Das ist die erprobte Schablone, und Finnland, ein kleiner Musterstaat wie kaum ein zweiter in der Welt, wird im Namen des Nationalstaats zu Grunde gerichtet werden wie Livland vor ihm. Rußland hätte sich größeres Verdienst um Europa erworben durch einen Aufruf zur Niederlegung der staatlichen Waffen im Kampfe der Nationalitäten, als durch sein Manifest für Einschränkung der Kriegsrüstungen. Und wir werden in Deutschland sicher nicht dieser russischen Schablone folgen wollen. Rußland ist eine Despotie, die keinerlei Recht des Unterthans gegenüber dem Fürsten anerkennt. Deutschland steht nicht auf diesem Boden des einseitigen Rechts.

Man hat längst die Erfahrung gemacht, daß Nationen eben solche Tyrannen sein können wie Fürsten. Wir sind stolz, daß die Zeit des Absolutismus und der Despotie vorüber ist. Ja, der Despotie der Fürsten, und an ihre Stelle treten die Nationen, eine traurige Abwechslung! Und wie viele Leute immer bereit wären, den Fürsten zu bewundern, wenn er seine Macht mißbrauchte, so giebt es jetzt viele, die es weichlich nennen, wenn die Warnung laut wird, daß die Nationen Tyrannen werden. Fürsten wie Nationen haben ihre Schmeichler.

Man hört bei uns nicht selten vor deutschem Chauvinismus warnen. Ich meine, die Gefahr liegt uns bisher fern. Vielmehr ist gerade unsre nationale Schwäche eine der Ursachen, weshalb wir nicht ohne staatliche Hilfe

Digitized by Google

den Kampf mit Polen, Dänen, Franzosen durchfechten können. Wären wir Engländer, so brauchte uns kein Landrat in Nordschleswig zu helfen, und wir wären in Posen weiter, als wir sind. Hätten wir etwas von russischem oder amerikanischem Jingo im Leibe, so hätten nach den Siegen von 1870 die Bedrückungen, denen unsre Volksgenossen seitdem von unsern Nachbarn ausgesetzt sind, Gelegenheit genug gegeben, ihn zu zeigen; statt dessen haben wir kaum gewagt, uns darüber zu beklagen; der nach Wien gerichtete Protest der Professoren hat bei uns nichts von Jingo oder Chauvinismus entflammt. Seit 1870 ist unser nationales Bewußtsein allerdings gewachsen; aber es steckt doch noch in der Kindheit. Ich sehe viele, die es noch kaum zu einem nationalen Selbstgefühl gebracht haben; ich sehe manche, die in der Fremde ihre nationale Besonderheit durch eine laute, plumpe Breitspurigkeit erkenntlich machen, andre, die überall, und so auch mit Königgrätz und Sedan gern renommieren; andre, die rauhe Schneidigkeit für Männlichkeit halten. Aber das ist Geschmacklosigkeit, nicht Chauvinismus. Unter Chauvinismus verstehe ich das Übermaß des Volksbewußtseins, das, wo es in rechtem Maße vorhanden ist, das Zeichen der innern reifen Kraft eines Volkes ist. Von diesem Bewußtsein unsrer Volkskraft sind wir noch weit entfernt; wir wissen wohl, daß wir einen mächtigen Staat, eine große Kriegskraft haben, im übrigen aber sieht man uns im ganzen noch recht deutlich die Jahrhunderte nationalen Elends an. Wer heute beobachtet, mit welcher Leichtigkeit der Deutsche noch jetzt in der Fremde, einem kräftigen fremden Nationalbewußtsein gegenüber gestellt, sich duckt, mit welcher selbstgefälligen Lust er gegenüber Engländern in eine englische Haut zu kriechen eilt, dem Franzosen seine Sympathie aufdrängt, den Russen für den Herren der Zukunft erklärt — der könnte oft verzweifeln an der Zukunft. Wie oft erlebt man es, daß man verständigen, gebildeten Leuten gegenüber steht, in ihnen nach nationalem Selbstbewußtsein, nach dem sichern und stolzen Vertrauen in die Nation, nicht bloß in den Staat sucht, und in der deutschen Brust immer nur Asche und wieder Asche findet; daß man vergeblich nach dem heiligen Funken darin umherstöbert und endlich enttäuscht seines Wegs geht. Uns steckt noch zu sehr sächsisches, preußisches, bayrisches, hannoversches Staatsbewußtsein in den Gliedern und nur wenig nationales Bewußtsein.

Andrerseits klagen wir immer darüber, daß der Deutsche in der Fremde so leicht sein Volkstum aufgiebt. Was haben wir denn bisher dafür gethan, um in ihm den nationalen Stolz des civis romanus zu wecken? Würden die Bosnier so behandelt wie in Ungarn die Deutschen, so geriete der Russe bis an die Wolga hin in Erregung; wir empfinden die Verletzung wenig. Wir haben bisher auch von Reichs wegen den in fremde Länder Auswandernden im Grunde wie einen Abtrünnigen angesehen; wir haben seit 1870 leider zusehen müssen, wie man rund umher gegen unsre Volksgenossen verfuhr. Konnten wirs nicht ändern, so konnte diese unglückliche Thatsache doch auch das nationale Bewußt-

Digitized by Google

sein nicht heben. Für all zu viele Leute bei uns hört das Deutschtum an der deutschen Grenze auf; sie verstehn kaum, wie Deutsche in fremden Staaten den Anspruch erheben können, deutsch zu bleiben. Es giebt Leute, die bereit sind, sofort Engländer oder Russen zu werden, sobald sie sich entschlossen haben, in England, Amerika, Rußland ihr Glück zu suchen, und die solchen, die das nicht wollen oder billigen, daraus einen Vorwurf machen. Es giebt Leute, die sich, wenn sie in die Fremde gehn, vorher mit deutschem Reichsstempel sollten abstempeln lassen, um wenigstens die Erinnerung zu behalten, welchem Volke sie zuerst angehörten. Solche Leute können es natürlich nicht verstehn, warum sich der Pole oder der Däne so anstrengt, polnisch, dänisch zu bleiben. Weshalb wechselt der Mann denn nicht seine Nationalität, nachdem er die Regierung gewechselt hat? Fort mit dem alten dänischen Rock, und heran mit dem neuen deutschen! Wenn nicht, dann auswandern! Und der Ruf erschallt dann: Landgraf, werde hart!

Auswandern! Ja, wäre das so leicht, wäre da nicht Haus und Hof, Freunde und Gewohnheiten, Broterwerb und alles das, was man von den Vätern an materiellen und immateriellen Gütern ererbte! Wäre da nicht die Heimat, und bliebe der Ausruf Dantons nicht wahr, mit dem er den Tod der Auswanderung vorzog: On n'emporte pas la patrie au bout des semelles. Wäre das alles nicht, wäre man wie der Hausierer oder Zigeuner überall zu Hause, wo es was zu verdienen giebt — dann wäre mancher Undeutsche wohl von selbst weiter gewandert, ohne Nachhilfe der Staatsgewalt. Wer hierfür kein Verständnis hat, für den ist die Heimat der Staat, er ist zu Hause, wo des Königs Flagge weht, er wäre der rechte Mann gewesen, mit einem dänischen Seekönige vor tausend Jahren nach Sizilien zu segeln oder mit einem Gotenfürsten über den Balkan zu gehn. Wer das Nomadentum ganz abgestreift hat und tief national fühlt, wird wissen, daß Volkstum und heimische Scholle ideale Werte sind, die an Heiligkeit von nichts, auch vom religiösen Glauben nicht, übertroffen werden.

Das junge Deutsche Reich hat sich bisher nicht zu der harten Mißhandlung fremder Nationalitäten hinreißen lassen, zu denen der wilde Nationalitätenkampf es in andern Staaten gebracht hat; und dem Deutschen Reiche möge das auch künftig erspart bleiben, selbst wenn es mehr fremde Elemente aufnehmen sollte, als es bisher umschließt. Hat denn ein Stamm, weil er Herr des Landes ist, das Recht, schwächere Stämme daraus zu vertreiben oder national zu vergewaltigen?*) Eine wenig zeitgemäße Anschauung heute, wo alle Staaten Europas nach Ausdehnung streben, wo die großen Mächte dabei sind, vierhundert Millionen Chinesen davon zu überzeugen, daß sie kein Recht haben, ihr Haus gegen fremde Eindringlinge zu schließen, und daß der Fremdenhaß

*) Wenn es das Lebensinteresse des Staats verlangt, allerdings. A. d. R.

Digitized by Google

ein untrügliches Merkmal wildester Barbarei sei! Hat das herrschende Volk eine sittliche Begründung für das angemaßte staatliche Recht, den Genossen fremden Stammes um die ihm heiligsten Güter zu bringen? Vor Zeiten pflegte man wohl eroberte Länder zu sichern, indem man die Eingebornen umbrachte. Das gilt heute für barbarisch; aber für erlaubt gilt es, sie durch Generationen langsam am nationalen Rost zu braten: diese Schmerzen achtet man wenig, dafür hat der physisch-humane Nationalstaat unsrer Zeit keinen Sinn. Die Griechen, Römer und andre Völker haben es vor dreitausend Jahren, und die Südseeinsulaner haben es heute für Recht gehalten, jeden Fremden als Feind umzubringen. Die Kulturstufe zwischen solcher Anschauung und dem Nationalstaat, der jede fremde Nationalität für feindlich hält, ist geringer, als die Stufe, die diesen Nationalstaat von einem freien internationalen Zusammenwohnen trennt.

Ich rede nicht einem Weltbürgertum das Wort, mit dem heute heimatlose Weltbummler prunken. Vielmehr steht dieses Weltbürgertum in scharfem Gegensatz zu einem gesunden Volkstum, das der ethische Boden ist, in dem die besten sittlichen Kräfte des Einzelnen ihre natürlichen Wurzeln haben. Ist es wohl wahrscheinlich, daß in einer Zeit, wo mit jedem Tage die Völker einander näher gerückt werden durch die Erleichterung des Verkehrs, wo die tausend immer neu anschwellenden Adern des materiellen und immateriellen Verkehrs, keines nationalen Unterschieds achtend, die Menschen durch einander werfen, wo die Teilung der Arbeit dem einen Stamme, nach seiner besondern Anlage und Schulung, diese Bethätigung, dem andern jene zuweist, daß in solcher Zeit der Staat dauernd auf seiner Forderung nationaler Einheitlichkeit seiner Angehörigen werde bestehn können? Es ist ein kurzsichtiges Bemühen, slawischen Arbeitern die Einwanderung über unsre deutsche Grenze erschweren zu wollen. So beängstigend es für ängstliche Gemüter sein mag, wahrzunehmen, wie sich der Pole oder Tscheche in die leer werdenden Kellerräume unsers Hauses einschiebt, so wird man es schwer finden, unsern deutschen Arbeiter zu bewegen, für einen Lohn zu arbeiten, der den Slawen am Eindringen verhindert. Wenigstens für so lange schwer, als das wirtschaftliche Vorschreiten anhält und dem Arbeitgeber die Mittel gewährt, die bessere Arbeit des Deutschen höher zu bezahlen, als der Lohn ist, den die Arbeit des Tschechen wert ist. Was macht denn den tschechischen Arbeiter national gefährlich? Es ist hauptsächlich die Erfahrung, daß der deutsche Herr national leicht zu dem Tschechen hinabsteigt, statt diesen zu sich empor zu heben. Da nimmt man tschechische Dienstboten und ist sofort bemüht, mit ihnen tschechisch zu radebrechen, statt von ihnen zu verlangen, daß sie deutsch lernen — was sie sehr schnell können. Und dann wachsen die Kinder in tschechischer Sprache auf, und die gute Mutter lernts endlich auch, und die nächste Generation weiß schon nicht mehr, wohin sie gehört, hat auch wohl schon einige wilde junge Tschechenhelden mit Namen

Digitized by Google

Müller oder Schulze ausgebrütet. Wer könnte Herrn Müller zumuten, zehn Thaler jährlich zu opfern, um sich eine deutsche Kinderfrau kommen zu lassen! Da müßte er ja wöchentlich ein paar Glas Bier weniger trinken! Und nun gar jenseits der Leitha gegenüber den stolzen Magyaren, die gleich den Russen den ehemaligen Hauslehrer, da sie ihn nicht mehr nötig haben, zur Thür hinauswerfen, wenn er sich nicht umtaufen lassen will. Der gute Michel läßt sich so leicht imponieren!

Wir wollen hoffen, daß eine Periode des Niedergangs unsrer Arbeit fern sein möge, in der unser deutscher Arbeiter gezwungen wäre, sich mit dem zu begnügen, was der Slawe braucht zum Leben, und wo er dadurch die Kellerräume so füllen würde, daß kein Fremdling darin Platz fände. Der Pole in Westfalen, der Tscheche in Schlesien oder Sachsen, sie arbeiten mit an unserm deutschen nationalen Webstuhl, sie nützen uns, und wir sollten getrost der Zukunft überlassen, wie unser Volkstum sich mit ihnen abfindet. Ich meine, wir dürfen unsrer nationalen Kraft auch ohne gewaltsame Hilfe des Staats zutrauen, daß sie sich die fremden Bestandteile assimilieren oder in Frieden neben ihnen bestehn und arbeiten werde.

Ein fremdes Element giebt es leider, auf das die obigen Argumente nicht ganz anwendbar sind. Man darf zweifeln, ob die über unsre östliche Grenze kommenden Juden ein nützlicher Zuwachs unsrer Bevölkerung sind. Für die Art von Arbeit, die sie verrichten, haben wir selber Mannschaft übergenug, und die Mittel, mit denen sie arbeiten, greifen weit tiefer in unser Volksleben ein und weit empfindlicher, fremdartiger, als was alle Dänen, Polen und Tschechen zusammen bewirken. Dabei erfüllen diese einwandernden Juden die Forderungen, die der Staat, oder mancher Staat, im Namen der nationalen Einheitlichkeit stellt: sie verwandeln sich flugs in den besten Sollpreußen. Und doch bleiben diese modernen Nomaden unserm Volkstum innerlich fremder als Polen, Dänen oder Tschechen.

Gerade wir Deutschen haben allen Grund, diesen mit staatlichen Mitteln geführten Kampf der Nationalitäten in der europäischen Kulturwelt zu verdammen. Was wollen die Polen, Dänen, Franzosen bei uns sagen gegenüber den Millionen Deutscher, die außerhalb des Deutschen Reichs leben? Wir sind ein Volk, das mehr als andre auf Auswanderung angewiesen ist, und wir besitzen keine eignen Kolonien, die diese Auswandrer in Menge aufnehmen könnten; unsre Industrie treibt Scharen von Deutschen hinaus, die nicht alle eine fremde Staatsangehörigkeit erwerben, noch weniger ihre Nation verleugnen wollen. In Rußland sitzen Hunderttausende unsrer Landsleute, die unsre Ausfuhr dorthin leiten: was würde aus unserm Handel dorthin werden, wenn der nationale Kampf dahin führte, daß Rußland diese Leute als lästig auswiese, wie man in der russischen Presse sie schon oft als lästig gebrandmarkt hat? Gerade wir brauchen nicht nur im wirtschaftlichen Sinne, sondern auch im

Digitized by Google

nationalen die Politik der offnen Thür. Ohne Auswanderung an Waren und Menschen müßten wir daheim ersticken oder uns mit den Waffen Raum schaffen. Wir sind auf staatliche Gastfreiheit angewiesen. Wir haben neben uns zehn Millionen Deutsche, die in ihrem nationalen Kampf mit Slawen und Ungarn die staatliche Macht nicht mehr wie vor hundert Jahren für sich haben. In Ungarn hat sich der Staat offen an die Spitze der nationalen Kämpfer gegen die Deutschen gestellt und droht diese niederzuwerfen. In Rußland, selbst in Italien bedrängt der Staat das deutsche Element. Wenn wir diese Lage erwägen, kann der Nationalitätenkampf mit staatlichen Waffen für uns nichts verlockendes haben.

Man redet heute viel von Völkerfrieden nach außen hin, ist aber schnell bei der Hand, die staatliche Macht für den Volkskrieg im Innern zu verwenden. Wir wollen Weltpolitik treiben, halten uns aber national noch für zu schwach, um der Nation den Hauptanteil an dem Ringen mit den fremden Volkssplittern zu überlassen, die ihre nationale Haut nicht gleich wechseln wollen. Wäre es wahr, daß der moderne Staat keine fremden Volkssplitter in seinem nationalen Körper zu dulden vermag, dann hätten wir im Staatsleben einen bedauernswerten Rückschritt gemacht. Es liegt heute in der Tendenz staatlicher Entwicklung, daß sich Großstaaten zusammen ballen. Wohin soll es führen, wenn diese Großstaaten, nachdem sie fremde Länder verschluckt haben, überall das fremde Volkstum vernichten wollten? Und wir sehen in der nordamerikanischen Union, daß nicht nur ein kleiner Staat wie die Schweiz, sondern ein gewaltiges Reich trotz der größten Mannigfaltigkeit in den nationalen Bestandteilen seiner Bevölkerung ohne jeden staatlichen direkten Zwang zu einer nationalen Einheitlichkeit zusammenwachsen kann, die allen Aufgaben eines Großstaats gerecht wird.*) Auch dort ist nationaler Kampf; aber ohne staatliche gewaltsame Einmischung geführt, verläuft er in den friedlichen Formen, die im Sinne und Interesse von zivilisierten Nationen liegen. Wäre es wirklich ein Bedürfnis der europäischen Großmächte, den einheitlichen Nationalstaat mit Gewaltmitteln zu erzwingen, dann wäre die fürstliche Eroberungspolitik der alten Zeit bei weitem einer solchen nationalen Eroberungspolitik vorzuziehen. Dort wechselte man nur die äußern Formen des Staatslebens, hier wird man in seinem tiefsten Innern vergewaltigt; dort wechselte man nur den Fürsten, hier das Volk. Und wahrlich, welcher Genosse einer großen und zivilisierten Nation gäbe nicht den Fürsten lieber hin als sein Volkstum!

On a découvert de nos jours, qu'il y avait, dans le monde des tyrannies légitimes et de saintes injustices, pourvu qu'on les exerçât au nom du peuple (Pocqueville, De la Démocratie en Amérique, II, S. 405).

Überall in den staatlichen Grenzgebieten werden sich einzelne Fremde

*) Das soll sich erst zeigen. A. d. R.

Digitized by Google

finden, die sich gelegentlich lästig machen und polizeilich ausgewiesen werden müssen. Sobald aber solche Ausweisungen einen politischen Umfang und Charakter annehmen, greifen sie offenbar auf ein Gebiet hinüber, das wenigstens bei uns in Deutschland zur Kompetenz weder eines Landrats, noch eines Regierungspräsidenten, noch selbst der Regierung eines einzelnen Bundesstaats gehören sollte. Dieses Gebiet gehört zu der Vertretung des Reichs nach außen hin. So berechtigt ein staatliches Einschreiten gegen dänische Gewaltsamkeiten in Nordschleswig gewesen sein mag, so hat es doch eine sehr reale Wirkung auf das Verhältnis des Reichs zu einem benachbarten Staat, oder kann diese Wirkung wenigstens haben. Wie Preußen gegen die Dänen gehandelt hat, so kann man in andern Staaten gegen Österreicher, Schweizer, Franzosen, Niederländer vorgehn, und vielleicht mit weniger Berechtigung. Büreaukratischer Eifer ist oft geneigt zu gordischer Schneidigkeit, wo die größte Behutsamkeit am Platze wäre. Daraus können internationale Spannungen und Verwicklungen entstehn, die dem ganzen Reiche zur Last fallen. Daher sollte dem Reichskanzler verfassungsmäßig die Entscheidung in Fällen zustehn, wo es sich um notwendige Anwendung von Zwangsmitteln gegen fremde Staatsangehörige handelt, die über die gewöhnlichen polizeilichen Maßregeln gegen einzelne Personen hinausgehn.

Anmerkung der Redaktion. Wir haben dem Verfasser, einem baltischen Deutschen, der als solcher die Vergewaltigung nationaler Minderheiten besonders schmerzlich empfindet, das Wort hier gegeben, weil sein Aufsatz vieles Gute und Richtige enthält, aber wir sind keineswegs durchweg mit ihm einverstanden.

Übelstände bei der Rentenbewilligung

Von Ernst Kirchberg

(Schluß)

Es ist kaum mehr eine friedliche Lösung der sozialen Frage für die Invaliden der Arbeit, es ist ein Kampf auf der ganzen Linie. Das erhellt am besten aus den alljährlichen Veröffentlichungen des Reichsversicherungsamts über die Wirksamkeit der Schiedsgerichte und die Rechtsprechung beim Amte selbst. Die Zahl der Fälle, in denen in Rentensachen gegen die Entscheidungen der Versicherungsanstalten und Berufsgenossenschaften die höhern Instanzen, also in zweiter Instanz die Schiedsgerichte, in dritter und letzter Instanz das Reichs-

Digitized by Google

versicherungsamt angerufen wurden, ist ganz unverhältnismäßig groß. Wie viele Bescheide von den Versicherungsanstalten im ganzen einschließlich der Ablehnungsbescheide alljährlich erlassen werden, darüber waren bis zum Ablauf des vergangnen Jahres Zahlenangaben nicht bekannt gemacht. Doch sind im Jahre 1897 von ihnen 93421 neue Renten und 119877 Beitragserstattungen bewilligt, und während desselben Zeitraums von den mit ihren Anträgen abgewiesenen Personen 19607 Berufungen bei den Schiedsgerichten und 3268 Revisionen beim Reichsversicherungsamt eingelegt worden. In der Unfallversicherung entfallen für 1897 auf 184162 Bescheide der Berufsgenossenschaften und Aufsichtsbehörden nicht weniger als 42111 Berufungen bei den Schiedsgerichten und 8095 von den Versicherten eingelegte Rekurse beim Reichsversicherungsamt. Das heißt, wollte man die Berufungskläger in Invaliditäts-, Alters- und Unfallsachen aus dem Jahre 1897 zusammen in einem neuen Gemeinwesen ansiedeln, so erhielte man schon eine hübsche deutsche Mittelstadt, größer als Liegnitz, und die Revisions- und Rekurskläger beim Reichsversicherungsamt würden nahezu das Städtchen Lauban füllen. Auf je fünf Rentenbewilligungen der Invaliditäts- und Altersversicherung kommt eine Klagesache, und von vier berufsgenossenschaftlichen Bescheiden giebt immer wieder einer Anlaß zu einer Klage.

Man soll uns nicht entgegenhalten, daß der größte Teil der Beschwerden bloß aus Unkenntnis oder gar aus Böswilligkeit eingelegt ist. Im Gegenteil. In einem erheblichen Prozentsatz der Fälle hat den Beschwerdeführern Recht gegeben werden müssen.

Von den erledigten 20264 Berufungen und 4122 Revisionen des Jahres 1897 in Invaliditäts- und Altersachen sind mehr als 3553 Berufungen und mehr als 630 Revisionen zu Gunsten der Versicherten entschieden worden. Und auf 41356 erledigte Berufungen und 9183 erledigte Rekurse des Jahres 1897 in Unfallsachen entfallen wieder 11571 und mehr als 2316 günstige Urteile für die Versicherten. Die Zahlen stellen sich in Wirklichkeit noch höher, weil bei den Schiedsgerichten für die Invaliditäts- und Altersversicherung 3027 Berufungen, beim Reichsversicherungsamt 215 Revisionen und 468 Rekurse durch Vergleich oder Zurücknahme der Klage erledigt wurden, ohne daß Vergleich und Zurücknahme, also die für die Versicherten günstigen und ungünstigen Fälle in dem zur Veröffentlichung gelangten Geschäftsberichte des Reichsversicherungsamts aus einander gehalten sind. Jedenfalls wird auch abgesehen von weitern 5443 Fällen, die von den Schiedsgerichten und dem Reichsversicherungsamt wegen Fristversäumnis abgelehnt wurden oder für die die Art der Erledigung gleichfalls nicht in den Bericht aufgenommen ist, von den Klagesachen vor den Schiedsgerichten bei der Invaliditäts- und Altersversicherung mindestens jede sechste, bei der Unfallversicherung mindestens jede vierte zu Gunsten der Arbeiter entschieden, während die für diese günstigen Entscheidungen beim Reichsversicherungsamte mehr als den siebenten und vierten Teil aller dieser Behörde vorliegenden Beschwerden ausmachen.

Berücksichtigt man, daß den Versicherungsanstalten und Berufsgenossenschaften die Rechtsprechung des Reichsversicherungsamts genau bekannt ist, so gereichen ihnen die verhältnismäßig zahlreichen Verurteilungen durch die höhern Instanzen nicht gerade zum Ruhme. Entweder, die Versicherungsanstalten und Berufsgenossenschaften beabsichtigen, die Rechtsprechung in ihrem Sinne umzugestalten, oder die Unterlagen für die Rentenfestsetzung sind an-

Digitized by Google

fänglich unvollständig gewesen und erst im weitern Verfahren vor der Berufungsinstanz ergänzt worden. Immerhin ist der Schluß nicht ganz ungerechtfertigt, daß die Arbeiter bei genügender sachkundiger Unterstützung gegen eine weit größere Zahl für sie ungünstiger Bescheide der ersten Instanz mit Aussicht auf Erfolg hätten Berufung einlegen können und, richtig beraten, bei Schiedsgerichten und Reichsversicherungsamt weit mehr günstige Entscheidungen erstritten hätten. Die kleine Stadt Schömberg im Riesengebirge bietet dafür ein sprechendes Beispiel dar.

Im November 1895, als der gegenwärtige, sehr rührige Bürgermeister sein Amt antrat, zählte das Städtchen im ganzen 19 Unfall-, Alters- und Invalidenrentner, und bis zum August 1898, also in weitern $2^3/_4$ Jahren, ist die Zahl der Rentner auf 89 angewachsen, während außerdem 6 Rentner inzwischen wieder gestorben sind. Allerdings ist Schömbergs Haupterwerbszweig die Hausweberei, und auf die Hausweberbevölkerung ist die Invaliditäts- und Altersversicherung erst am 1. Juli 1894 ausgedehnt worden. Daß aber die Zahl der Rentenempfänger vor und nach November 1895 doch zum Vergleich für die Regsamkeit der jeweiligen Behörden herangezogen werden kann, dafür dient als Beweis, daß auch heute noch immer wieder Fälle behandelt werden, die schon in der ersten Zeit nach Ausdehnung der Versicherung auf die Hausweber aufgenommen werden mußten, und daß unter den 19 Rentnern, die im November 1895 übernommen wurden, nur 7 Weber mit Altersrente waren, während die Zahl der über siebzig Jahre alten und noch erwerbsfähigen in der Weberei beschäftigten Personen am 1. Juli 1894 ohne jeden Zweifel viel größer gewesen ist, wie auch heute unter den 89 Rentenempfängern Schömbergs 26 Altersrentner sind. Daß in der kleinen Stadt von noch nicht ganz 2000 Einwohnern bisher schon 95 Personen die Wohlthaten der sozialpolitischen Gesetzgebung zu teil geworden sind, ist anerkanntermaßen das Verdienst des jetzigen Stadtoberhaupts. Von den 76 unter ihm zur Erledigung gelangten Fällen lagen 63 verhältnismäßig einfach; hier gehörte nicht viel dazu, den alten Leuten die ihnen zukommende Rente zu verschaffen, aber ohne die ihnen zu teil gewordne Unterstützung wäre sicher eine große Zahl unter ihnen ohne Rente geblieben. Weitere 13 Personen, bei denen schwierige Ermittlungen zur Feststellung des Thatbestands vorzunehmen waren und der Erinnerung nach mindestens in 8 Fällen Berufung beim Schiedsgericht eingelegt wurde, hätten die Rente nie erlangt.

Der Fall von Schömberg zeigt so recht, wie die Arbeiter in der That in Rentensachen einer sachkundigen Vertretung bedürfen, und was für Erfolge durch solche Vertretung erzielt werden können. Man ist darauf auch schon in der Arbeiterpartei selbst aufmerksam geworden. Die aus dem Arbeiterstande gewählten Beisitzer bei den Schiedsgerichten und beim Reichsversicherungsamte haben sich in größern Städten zu Arbeitervertretervereinen zusammengethan, die unter anderm den verletzten und invaliden Arbeitsgenossen unentgeltlich Rat in Rentensachen erteilen. Aber diese Unterstützung ist nicht ganz ausreichend. Da die Arbeitervertreter durch ihren Beruf schon genügend in Anspruch genommen sind und nur wenige Freistunden zur Verfügung haben, müssen sie sich zumeist auf mündliche Auskunftserteilung beschränken, mit der allein den in der Abfassung von Schriftsätzen ungewandten Arbeitern wenig gedient ist. Mittel zur Unterhaltung bezahlter Hilfskräfte sind einstweilen nicht vorhanden, und für den Fall, daß die organisierten Arbeiter, die zumeist der

Digitized by Google

sozialdemokratischen Partei angehören, Mittel für die Errichtung solcher größern Rechtsbüreaus hergeben wollten, würden diese Büreaus natürlich auch mehr oder weniger von der Partei abhängig sein. Hiermit aber würde in den Streitsachen vor den Schiedsgerichten und dem Reichsversicherungsamt mehr, als bisher, der Parteistandpunkt hervortreten, bei vielen der Herren Richter würde die Mitwirkung der Sozialdemokraten Voreingenommenheit zur Folge haben, und die Arbeiterversicherungsgesetze würden, anstatt das Friedenswerk zu fördern, den Klassenhaß vermehren helfen.

Nein, sollen die Arbeiter in ihren Rentensachen Unterstützung erhalten, so muß die Unterstützung von einer Seite aus erfolgen, die auch ein Interesse daran nimmt, daß den Arbeitern ihr Recht wird, die aber andrerseits die Gewähr dafür bietet, daß die Gerichtshöfe gänzlich unbefangen mit ihr verkehren. Wir denken an die Stadtverwaltungen und größern Gemeindevertretungen, deren Armenlasten durch die Arbeiterversicherung herabgemindert werden.

In dem schon erwähnten Schömberg hatten unter den 76 seit November 1895 neu hinzugekommnen Rentenempfängern vor dem Genuß der Rente 17 schon Armenunterstützung erhalten, 7 weitere diese beantragt, und nur 7 konnten als so gut situiert betrachtet werden, daß sie der Stadt nach menschlicher Voraussicht überhaupt nicht zur Last gefallen wären. Man wird ermessen können, wie groß die Ersparnisse für die kleine Stadt durch die Rentenbewilligungen gewesen sind, und wie sich die Mühe, die den alten und invaliden Leuten zu teil geworden ist, bezahlt gemacht hat. Die Zahl der Armenpfleglinge ist auch von 37 im Jahre 1896 auf 18 im Jahre 1898 zurückgegangen. Zwar liegen in Schömberg die Verhältnisse insofern eigentümlich, als das kleine Landstädtchen bei augenblicklich schlechten Erwerbsbedingungen einen großen Prozentsatz alter Leute aufzuweisen hat, und bei der schweren Arbeit am Handstuhle die Erwerbsunfähigkeit bei den Webern vielfach schon im Alter von 40 und 45 Jahren eintritt. Immerhin ist die Zahl der Rentenempfänger in unsern Industriezentren, absolut genommen, bedeutend größer, und wenn in Schömberg die Ersparnis im Armenetat, die durch die Unterstützung der Arbeitsinvaliden herbeigeführt ist, nur in die Hunderte geht, kann sie in größern Orten bei höherm Armengelde viele Tausende betragen. Ein Versuch, in Berlin, in Breslau, in Hamburg, in München ein städtisches Rechtsschutzbüreau für Arbeiterrentensachen zu errichten, in Mittelstädten eine geeignete Kraft mit der Vertretung der Rentenanwärter zu beauftragen, würde sich entschieden bezahlt machen. Vielleicht finden sich auch pensionierte Staatsbeamte und Offiziere, Lehrer und Rentiers, die den Stadtverwaltungen ihre Zeit für diese Zwecke unentgeltlich oder gegen geringen Entgelt zur Verfügung stellen.

Die Rechtsbüreaus aber müßten so recht die Berater des Volkes sein. Sie würden nicht nur die Vertretung der Rentenanwärter vor den Schiedsgerichten und dem Reichsversicherungsamt zu übernehmen, alle für die Klarstellung des Sachverhalts nötigen Ermittlungen anzustellen, alle Klageschriften und sonstigen Eingaben anzufertigen haben, sie müßten auch die Leitung der bei den größern Magistraten schon bestehenden Abteilungen für die Arbeiterversicherung und vor allem die Aufnahme der erstmaligen Rentenanträge zugewiesen erhalten. Nicht nur daß auf diese Art möglichst alle Arbeiter die Renten, auf die sie Anspruch haben, auch erhalten würden, bei sorgfältiger Prüfung und Vorbereitung aller Anträge gleich in der ersten Instanz würden die Rentenberechtigten auch früher als heute in den Besitz ihrer Rente gelangen,

Digitized by Google

und die Zahl der Prozesse ebenso eine Verminderung erfahren, wie durch Abraten von allen unbegründeten Beschwerden.

Eine sachgemäße Vertretung der Arbeiter hätte aber auch noch einen andern Vorteil. Man hat von jeher und mit Recht hervorgehoben, daß sich die Schiedsgerichte und namentlich das Reichsversicherungsamt bemühen, den Arbeitern in ihren Streitsachen das weitgehendste Wohlwollen entgegenzubringen. Daß damit allein den Arbeitern nicht gedient ist, haben wir schon hervorgehoben. Der Sachverhalt muß vor allem klar gestellt werden, und die Gerichte können nur das klarstellen, wozu sie die Anregung schon erhalten haben. Nun giebt es aber, abgesehen davon, eine ganze Anzahl von Streitsachen mit prinzipieller Bedeutung, in denen es auf die Auslegung des Gesetzes ankommt, und hier ist zu beachten, daß die Versicherungsanstalten und Berufsgenossenschaften ihren Standpunkt immer aufs äußerste zu verteidigen bemüht sind, während die Abfassung der gegnerischen Revisions- und Rekursschriften fast immer zu wünschen übrig läßt. Wenn dem obersten Gerichte aber immer nur der Standpunkt der einen Partei vorgetragen wird, geht — auch die Mitglieder des Reichsgerichts sind nur Menschen — mit der Zeit etwas von diesem Standpunkte schließlich in die Rechtsprechung über, die Urteile werden den Wünschen der Versicherungsanstalten und Berufsgenossenschaften angepaßt, und eine auch noch so kleine Verschiebung der Rechtsauffassung giebt dann zu neuen Meinungsverschiedenheiten und Streitfällen Anlaß. Schon hat das Reichsversicherungsamt in der Frage der Leistenbrüche, in der jetzt nur noch eine Rentenbewilligung erfolgt, wenn die Körperanstrengung, die zum Bruche führte, über das Maß der sonstigen beruflichen Arbeitsleistungen hinausging, einen andern Standpunkt eingenommen als in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit, und während früher ein Unfall im Bereiche der Fabrik fast immer als ein Betriebsunfall behandelt wurde, wird jetzt häufiger als ehedem danach gefragt, ob ein Arbeiter an einem Pferde, das ihn gebissen hat, an einer Maschine, von der er erfaßt wurde, gerade vorbeigehn mußte. Es sind das Kleinigkeiten. Aber sie gewinnen an Bedeutung, wenn sie nur die Vorstufen zu andern für die Arbeiter ungünstigen Entscheidungen sein sollten. Nach dem Unfallversicherungsgesetz sind nur die Fälle nicht entschädigungspflichtig, in denen der Unfall durch den Arbeiter vorsätzlich herbeigeführt ist. Auch Mangel an Vorsicht, ja Leichtsinn geben noch keinen Grund zur Vorenthaltung der Rente. Gewiß wird man in manchen Fällen anführen können, daß der verletzte Arbeiter seinen Unfall selbst verschuldet hat, und daß er also eigentlich selbst für den Unfall aufkommen müßte. Aber der Gesetzgeber hat sich zu diesem Entgegenkommen den Versicherten gegenüber entschlossen, um alle Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern zu vermeiden. Er hatte sich gesagt, daß es besser sei, wenn die stärkere Partei zehnmal eine Rente zahle, ohne moralisch zu ihrer Zahlung verpflichtet zu sein, als wenn dem versicherten Arbeiter einmal seine wohlverdiente Rente vorenthalten würde. Man muß sagen, daß sich dieser Standpunkt bis jetzt bewährt hat. Es wäre nicht gut, wenn er verlassen würde.

Digitized by Google

Andreas Oppermann

Erinnerungsblätter von Adolf Stern

(Schluß)

Die beiden Sommer und Winter, die ich mit Andreas Oppermann gemeinsam in Zittau verlebte, stehn mit allen Einzelheiten, mit der überschäumenden Lust und dem leidenschaftlichen Eifer, uns gegenseitig zu fördern, lebendig in meiner Erinnerung. Und nicht nur in meiner. Der Zufall hatte es gefügt, daß sich ein paar interessante Menschen, die gerade nicht zur kleinstädtischen Bevölkerung zählten, unserm engern Kreis anschlossen, daß auch diese Gesellschaft abwechslungshalber auf den phantasiereichen Zug, den wir den gewohnten Vergnügungen zu geben suchten, wobei Freund Andreas uns andern immer dreimal voraus war, eine Zeit lang mit einging. Gar manche sehr würdige Herren und stattliche Damen gedachten noch Jahrzehnte nachher der Periode, wo wir die „Lustigen von Zittau" agierten, mit umso behaglicherm Wohlgefallen, als ja Freund Andreas als klassischer Zeuge so bunt bewegter Tage unter ihnen wohnen blieb. Über den Rahmen kleinstädtischer Geselligkeit ließ sich nur bei ein paar besondern Anlässen hinausgehn, z. B. bei der großen Schillerfeier des Jahres 1859, wo wir in der That mit unsern Veranstaltungen in Wettbewerb mit großen Städten treten konnten, und wo sich Oppermann, nachdem er neun erlesene Schönheiten der Stadt als die neun Musen geworben hatte, von Moritz Horn ein Festspiel schreiben ließ, in dem er selbst als Apoll auftrat, oder bei einer Aufführung von „Zopf und Schwert," die für irgend einen wohlthätigen Zweck unternommen wurde. Aber innerhalb des gegebnen Rahmens, welche Flut von lustigen Einfällen, die fast alle aus Oppermanns Phantasie hervorgingen, belebte und erfrischte die Ausflüge in die Waldberge bei Zittau und über die nahe böhmische Grenze, die kleinen Hausbälle, bei denen er sich die Mühe nicht verdrießen ließ, eine Menuett oder Sarabande einzustudieren, nur um die Langeweile der abgetanzten Rundtänze etwas zu unterbrechen, die vergnügten Picknicks auf dem Töpfer und andern Höhen, auf denen damals noch keine Kneipen standen, die tollen Schlittenfahrten nach Gabel und Böhmisch-Zwickau, nach Friedland und Liebwerda. Er, als Löwe dieser kleinstädtischen Gesellschaft, immer mitten drin, immer bei der Sache, übersprudelnd von guter Laune und doch innerlich ein ganz andrer als der, über den sich die wohlbeleibten Kauf- und Fabrikherren der reichen Handelsstadt vor Lachen ausschütten wollten, und mit dem die jungen Mädchen schön thaten! Sie kümmerten sich weder um die ernsten Studien und Bildungsbestrebungen ihres Lieblings, noch würden sie an die Stunden voll innerer Selbstprüfung, voll harter Kämpfe, voll

Digitized by Google

stiller Sehnsucht nach dem aus tiefer religiöser Empfindung erwachsenden Seelenfrieden geglaubt haben, die der lebensfrische und noch so jugendlich übermütige Mann damals wie später durchlebte.

Mit dem ältern Freunde teilte ich die historischen und kunsthistorischen Studien. Wir hatten Nachmittage festgesetzt, in denen wir fortlaufend englische Geschichtschreiber von Hume bis zu Macaulays eben die Welt erfüllendem Werke durchnahmen; wir lasen miteinander Carlyles Schriften, die uns Oppermanns Bruder Heinrich von Kaffraria her dringend empfahl, wir begannen gemeinsam Vasaris Leben der Maler durchzuarbeiten und mit den neuern biographischen und kunstgeschichtlichen Arbeiten zu vergleichen, woraus nach und nach, unter eifrigem Zureden unsrer Dresdner Künstlerfreunde das kompilatorische Buch „Das Leben der Maler" hervorging, das, vollständig vergriffen, von uns beiden später nicht neubearbeitet werden konnte, weil wir, jeder in andrer Richtung, diesen Studien entwachsen waren. Aber auch das geheimste Seelenleben des Freundes mit seinem ernsten Ringen, mit Hoffnungen, Zweifeln und Wünschen wurde mir erschlossen. Das war für mich von einer Wichtigkeit, die ich heute besser abzuschätzen weiß, als damals in der grünen Zuversicht meiner zwanzig Jahre. Und ich wars ja nicht allein, dem Freund Andreas so viel zu sein vermochte. Aus dem Reichtum, dem frischen Anteil seines Naturells heraus begleitete und förderte er die Entwicklung mehr als eines Strebenden; ein paar jüngere Schüler seines Schwagers Rietschel erfuhren dieselbe Wohlthat, die herzliche Wärme, die er für ihr menschliches und künstlerisches Wachsen hegte, ist ihnen wie mir zu gut gekommen, und einer und der andre von ihnen lebt wohl noch und gedenkt der Freundschaft Oppermanns mit ernstem Dank.

Von alledem, auch von den litterarischen Arbeiten, mit denen sich Oppermann damals beschäftigte, erfuhren die Vergnügten, die in ihm nur einen Mann sahen, der ihnen im Vergnügen „über" war, so gut wie nichts, und selbst als in dem hübschen Wanderbuch „Aus dem Bregenzer Wald" ein gedrucktes Zeugnis für die stillen Stunden des Freundes vorlag, erstaunten sie zunächst nur, daß er sich dergleichen Stunden abgemüßigt habe. Sich aber klar zu machen, daß in dem prächtigen, lustigen und allezeit bereitwilligen Gesellschafter ein sehr ernster Mensch mit hohem Schwung der Seele und tiefreichenden geistigen Bedürfnissen steckte, fiel den behaglichen Lebensgenießern gar nicht ein, und ich fürchte, manche von ihnen haben noch dreißig Jahre lang mit Andreas Oppermann fortgelebt, ohne es je zu merken.

Um diese Zeit und bis in die ersten sechziger Jahre war der Freund überzeugt, daß es ihm über kurz oder lang gelingen werde, in Dresden oder anderwärts eine seinen besondern Kräften und Neigungen entsprechende Thätigkeit zu finden. Er wäre gern in bescheidner Stellung in den Verwaltungsdienst eingetreten, wenn er damit einen Zugang zum Sekretariat der Kunstakademie, eine Beteiligung an der Verwaltung der Dresdner Kunstsammlungen hätte gewinnen können. Möglich, daß bei längerm Leben Rietschels hiervon die Rede gewesen wäre.

Doch die Tage des großen Künstlers waren gezählt. Er starb im Februar 1861 angesichts seiner kurz vorher vollendeten Lutherstatue und des großentworfnen, in der Hauptsache noch unausgeführten Reformationsdenkmals für Worms. In den ersten Jahren nach seinem Tode wurde Oppermann tiefer als je vorher und nachher in künstlerische Interessen hineingezogen. Er hatte in den Verhandlungen mit dem Wormser Denkmalkomitee die Rechte der Familie Rietschels zu vertreten; er wirkte mit dem ganzen Feuer seines Wesens und der vollen Ehrlichkeit seiner Über-

Digitized by Google

zeugung für die weitere Ausführung des Denkmals durch Rietschels letzte Hauptschüler Gustav Kietz und Adolf Donndorf und war so glücklich, entgegenstehende Bestrebungen, die mit der Hereinziehung andrer Kräfte auch Rietschels Entwurf zu Fall zu bringen hofften, entscheidend zu besiegen. Er ordnete die Papiere seines Schwagers und begann noch im Jahre 1861 die Ausarbeitung seines Lebensbilds, für das ihm in Rietschels eigenhändigen Jugenderinnerungen eine köstliche Vorarbeit zu Gebote stand. Er blieb der unermüdliche Ratgeber und litterarische Beistand der an der Vollendung des Denkmals beteiligten. Seine Thätigkeit in diesen Dingen gipfelte schließlich in der Übernahme der Festrede bei der Enthüllung des Wormser Lutherdenkmals. Die lautere Begeisterung, die der gläubige evangelische Mensch, der treue Freund des eigentlichen Schöpfers dieses Kunstwerks an dem Weihetag empfand, strömte aus seiner ergreifenden Rede auf die große Versammlung über; es war einer von den Tagen, an denen Andreas Oppermann erwies, daß das Zeug zu einer führenden Rolle in ihm vorhanden sei, obschon er nicht danach strebte.

Denn der Ehrgeiz, der sich selbst auf die Karte des Erfolges setzt, war seiner glücklich gearteten Natur vollkommen fremd. Bezeichnend schrieb er mir, als im Januar 1865 die traurige Nachricht von dem Selbstmordversuch Gutzkows durch die Zeitungen ging: „Inzwischen hat Gutzkows bejammernswerter Selbstmordversuch und sein Zustand alle Sinne so eingenommen, daß ich effektiv an nichts andres zu denken vermag. Welche Verirrung eines solchen Mannes, und wie ist sein Schicksal eine ernste, ernste Mahnung, sich von der Welt mit ihren Ängsten und Nöten nicht so anfechten zu lassen, wie es Gutzkow jederzeit gethan hat. Ruhe im Gemüt hat er bei der Arbeitshetze, der er vollkommen unterworfen war, niemals finden können, und so mußte er bei seinem Mangel an Naturell wohl aus Thor und Angeln gehen. Mich wirft das Ereignis geradezu nieder."

Inzwischen hatten sich in den Jahren 1863 und 1864 Oppermanns weitere Lebensgeschicke entschieden. Eine Biographie Rauchs, des Lehrers Rietschels, an die er dachte, blieb unter der Einwirkung unerfreulicher Schachzüge von Mitwerbern ungeschrieben, doch war er später an der Herausgabe des bedeutenden Briefwechsels von Rauch und Rietschel beteiligt. Auch andre litterarische Wünsche und Pläne mußten zurücktreten, seit er sich nach mancherlei Zweifeln und ernsten Erwägungen entschlossen hatte, sich als Rechtsanwalt in der Stadt dauernd niederzulassen, die er bisher als vorübergehenden Aufenthalt angesehen hatte. Das Bedürfnis, eine unabhängige Lebensstellung einzunehmen, war mit der Schärfe seiner Selbstprüfung gewachsen, er war kein weichlicher oder raffinierter Genußmensch, aber er sagte sich und andern offen, daß er „nicht wie ein Leineweber leben könne und wolle," die Aussicht, über die Stufe des Gerichtsrats zum Gerichtsamtmann in einem noch kleinern sächsischen Nest befördert zu werden, erschreckte ihn eher, als daß sie ihn reizte. So beschloß er zur Advokatur überzugehn. Er durfte der Klarheit und Schärfe seines Blicks vertrauen, die ihn in jedem dunkeln, strittigen und zweifelhaften Fall immer den Hauptpunkt erkennen ließen, er hatte ein seltnes Talent der Menschenbehandlung und bedeutende rednerische Kraft, ohne eine Spur von Zungendrescherei oder Schönrednerei. Die Aussicht, als Anwalt verhältnismäßig rasch zu einer sichern Unabhängigkeit zu gelangen, wog manches Opfer auf, das gebracht werden mußte, und wenn ihm anfänglich auch „eigen zu Mute war, nun für immer in Zittau festgebannt zu sein," so überwand er sich um so tapfrer, als er gleich zu Anfang der neuen Laufbahn großem, beständig wachsendem Vertrauen begegnete.

Der Beginn seiner Rechtsanwaltschaft fiel mit einigen Abschlüssen in seinem innern Leben zusammen. Warmen Herzens und heißen Blutes, von höchster Em-

Digitized by Google

pfänglichkeit für weibliche Anmut und Liebenswürdigkeit hatte er sein fünfunddreißigstes Lebensjahr nicht erreicht, ohne durch mancherlei Herzenserlebnisse hindurchgegangen zu sein. Auch hier waren die im gründlichen Irrtum, die ihn auf ein paar Äußerlichkeiten hin leichtherziger Empfindung ziehen. Ganz im Gegenteil erwuchsen ihm aus der zähen Treue seiner Natur die bittersten Kämpfe. Er riß sich schwer auch da los, wo er geirrt hatte, und fand die furchtbarste Erfahrung des Lebens darin, daß „da eine leere Stelle sein könne, wo Liebe gewesen ist." — Auch als er in Zittau, auf Grund einer herzlichen Neigung, sein Haus gegründet hatte und wohlgedeihende Kinder um sich aufwachsen sah, blieb ihm immer die alte ritterliche Weise der Frauenverehrung, das Wohlgefallen an allen schönen, anmutigen Erscheinungen. Die Anwesenheit von Frauen, die er verehrte, oder deren Geist und Naturell er schätzte, belebte ihn jederzeit, die Abneigung großer Gruppen philiströser Männer gegen Frauengesellschaft war ihm schlechthin unbegreiflich, auch der schlichtesten Frau gegenüber zeigte er gern huldigende Aufmerksamkeit. In spätern Jahren beglückte es ihn, seinen schön erblühenden Töchtern allsommerlich ein Stück Welt zu zeigen und mit ihnen namentlich Regensburg, München, das bayrische Hochland oder die Rheinlandschaften, die Stätten der eignen Erinnerungen, aufzusuchen. In der Mischung von jugendlich bleibender Beweglichkeit und einem behaglich-hausväterlichen Behaben seines spätern Lebens lag ein großer Reiz und die Bürgschaft der tief innersten Gesundheit seines Wesens.

Durch und durch kernhaft und erfreulich zeigte sich auch die Art und Weise, wie er seinem Beruf oblag, aus einem geachteten ein einflußreicher, vielgesuchter Anwalt wurde, den erweiterten Kreis seiner Pflichten erfüllte und dabei doch blieb, der er war, und sich die armselige Klugheit, die Götter seiner Jugend zu verleugnen, weit vom Leibe hielt. Er lächelte, wenn ihm ein Bedauern ausgesprochen wurde, daß er sein Pfund in der Provinzialstadt vergraben müsse, und meinte wohl: Gerade die kleine Stadt kann mich brauchen, jede deutsche Stadt sollte einen Kerl wie mich haben. Er lebte gern in den gewohnt gewordnen Verhältnissen, aber drei Jahrzehnte seines Aufenthalts hatten keine einzige Eigenschaft eines Kleinstädters in ihm gezeitigt. Nicht eine Begeisterung, von der er je erfüllt war, hatte er über Bord geworfen, an allem, was er je mit innerlicher Teilnahme aufgenommen hatte, hielt er fest, das Landhaus, das er sich am Waldsaum des Oybinthals erbauen ließ, zeugte von seinem malerischen Sinn und seinem feinen, unaufdringlichen Stilgefühl. In seiner Stadtwohnung sammelte er in Buch und Bild, in Abguß und Kupferstich seine Lieblinge um sich; auf allen Gebieten blieb er dem Großen, Echten und Eigenartigen dauernd zugewandt. Nichts schrumpfte in ihm ein, und immer blieb er bereit, an seinem Verständnis, an seiner Empfänglichkeit für die Kunst in jeder Form, für so vieles geistig Mächtige auch andre teilnehmen zu lassen. Bei Aufführungen, in der Gründung und Erhaltung eines Konzertvereins, in der Vermittlung von Vorträgen und ähnlichen Anregungen hatte er vielleicht in jeder deutschen Stadt von gleicher Größe und Wohlhabenheit einen oder auch etliche Rivalen. Aber in der Art, wie er im geistigen Zusammenhang mit den großen Vorgängen und Entwicklungen der Welt blieb, in der Sinnesweise und persönlichen Haltung, mit der er eine Säule seiner Kleinstadt war und doch nie ein Kleinstädter wurde, blieb er eine beinahe einzige und jedenfalls höchst vorbildliche Gestalt.

Die Freundschaft, die mich in früher Jugend mit Andreas Oppermann verknüpft hatte, wurde durch seinen fortgesetzten, nie erlahmenden Anteil an meinen Lebensschicksalen und Arbeiten, durch häufige persönliche Begegnungen, die leider

Digitized by Google

meist nur auf einige Tage beschränkt blieben, durch einen ziemlich regelmäßigen Briefwechsel, durch mancherlei gemeinsame Beziehungen über die Jahre und Jahrzehnte frisch erhalten. Seine Briefe wären im größern Umfang mitteilenswert, sie würden nicht minder als seine veröffentlichten Aufsätze für die Freiheit, den unbestechlichen Gradsinn seines Urteils, aber auch für die warme Empfindung zeugen, die er für ernstes Ringen an den Tag legte. Die tiefe warme Teilnahme für mich persönlich und für mein Streben blieb sich durch die Jahre und Jahrzehnte immer gleich. Von dem Briefe, den er mir am 18. Dezember 1863, nach Friedrich Hebbels Tode, schrieb: „Die betrübende Nachricht von Hebbels Tode hat mich sehr bewegt, und ich fühle mich gedrungen, dir wenigstens mit wenigen Worten zu sagen, daß sie mich zunächst auch um deinetwillen tief geschmerzt hat. Du hast manche Hoffnung für Gestaltung deiner Zukunft an den edeln und großen Mann geknüpft, dies ist verschwunden. Und doch sein Vermächtnis lebt. Laß dich nicht zu sehr bewegen. Laß, wenn der Schmerz seinen heftigsten Stachel verloren hat, sein Beispiel dir eine kräftige Mahnung sein, auf eignen Füßen und mit den eignen Kräften nach den höchsten Zielen zu streben. — Sein Vermächtnis an dich ist sein Vertrauen, das er in dich gesetzt hat!“ bis zu den letzten Zeilen, die ich acht Tage vor seinem Tode von ihm empfing: „Zwischen uns, liebster Freund, steht nichts und wird auch nichts stehen, außer meinem Alter und das mich wurmende Gefühl, daß du immer und immer wieder nur als tüchtiger Geschichtschreiber und als Dichter schöpferischer, schöner Gebilde nur in zweiter Linie aufgeführt wirst. Das ärgert mich und macht mich verdrossen, ach! wäre ich zwanzig Jahre jünger, wie wollte ich diesen Ärger zerfetzen!“ äußerte sich seine Teilnahme hundertfältig, oft scharf kritisch, oft lebhaft anerkennend, immer fördernd, warm und erquicklich, immer empfänglich und doch immer fordernd und anspornend. Seine Briefe über alles, was ich gethan und versucht, darf ich nicht hier anführen, aber auf den Gewinn so innerlicher und nie wankender Teilnahme wohl ein wenig stolz sein. Der einzige Mangel, der ihn in Zittau drückte, war das Fehlen von einem oder zwei Menschen, an deren geistigem Gedeihen er Anteil nehmen und gleichsam persönlich eine Entwicklung erleben konnte. „Wollte mir der Himmel unter den Herren Oberlehrern doch einen latenten Lyriker ('s müßte aber ein wirklicher sein!), den ich fördern könnte, oder noch lieber einen von den tausend kleinen Landschaftsmalern schicken, die das Auge haben, was Gescheites zu sehen, wenn ihnen nur einer den Star stäche! Ich glaube, ich käme noch auf meinen alten Plan, einer Geschichte der Landschaftsmalerei zurück, der längst versunken und verthan ist, zurück, wenn ich einen Maler hätte!“ Jedem Menschen seiner Umgebung, bei dem er einen Hauch geistigen Lebens spürte, kam er „frisch und aufgeknöpft,“ wie er sagte, entgegen. Einige Jahre hindurch wurde ihm das Glück zu teil, daß sein Neffe, der Theolog Georg Rietschel, der gegenwärtige Leipziger Professor, als Oberpfarrer in Zittau lebte; er that sich im Familienverkehr wie im ernsten geistigen Austausch mit diesem weidlich genug — Rietschels baldiger Wegzug nach Wittenberg war für ihn ein harter Schlag. Obschon Oppermann gar nicht danach angethan war je einzurosten, seine große und immer bedeutendere Praxis als Rechtsanwalt ihn an sich zu zahlreichen Reisen nötigte, er darüber hinaus in jedem Jahre ein größeres Stück Welt sah und nach seiner Weise genoß, so blieb ihm die Entbehrung eines täglichen Verkehrs, wie er ihn in jungen Jahren gehabt hatte, immer empfindlich. Der Mann der Klagen über unabänderliche Dinge war er nun freilich nicht, und eine Thätigkeit, die ihm unabhängiges Behagen und

Digitized by Google

seinen Kindern eine gesicherte Zukunft schuf, konnte er nie geringschätzig ansehen; aber daß er in Stunden des Unmuts gelegentlich einmal über den Kleinkram und die öden Geschäfte wetterte, war ihm auch nicht zu verargen.

Die Kunst in jeder Gestalt blieb ihm immer gleich teuer, und in seinem Kunsturteil sprachen wohl wie bei allen etwas isolierten Menschen Jugendeindrücke und frühe Gewöhnungen ein wenig mit. Aber seine Aufnahmefähigkeit erschien doch als eine selten mächtige. Unüberwindlich blieb ihm, dem energischen Realisten, die rohe Frechheit und noch unüberwindlicher die zu größerer Glorie des Protzentums in Szene gesetzte Elendskunst. Er schäumte geradezu nicht über Hauptmanns „Weber," aber über das Publikum, das sie im Berliner Deutschen Theater bejauchzte. Die geistige Öde des bloßen Könnens bei einer Anzahl von Halb- und Viertelstalenten erschreckte ihn schon lange vor dem Beginn der modernen Bewegung. Ende 1869 hieß es in einem seiner Briefe: „In München habe ich wenig Genuß gefunden. Das Nest hatte sein schlechtestes Kleid und ist dann fürchterlich, und die Ausstellung (Kunstausstellung) war sehr ermüdend, aber desto weniger erquicklich, ein babylonischer Turmbau von allem möglichen Können, ich bin förmlich geflohen, um wieder fortzukommen." Ihm schwebte damals noch immer die große historische Kunstausstellung von 1858 vor, wo er in Fr. Prellers (des Vaters) Odysseelandschaften, in Schwinds „Sieben Raben" und Rethels Hannibalzug förmlich geschwelgt hatte.

Völlig beglückende Kunsteindrücke brachte er von zwei Reisen nach Belgien und Holland heim, er wurde nicht müde, stundenlang davon zu erzählen und seine Hörer bei der Gelegenheit zu überzeugen, daß ihm die glänzende Gabe mündlicher Erzählung und Schilderung, die vordem seine Kommilitonen und jüngern Künstlerfreunde entzückt hatte, auch für spätere Tage treu geblieben war. Die Kunsteindrücke, die Oppermann in spätern Lebensjahren zu teil wurden, erschienen, im Vergleich mit der Regelmäßigkeit der frühern, mehr sporadisch. Dann überraschte doch wieder die Entdeckung, nicht nur wie gut er gesehen, sondern auch was er alles gesehen hatte. Er war eben blitzschnell einmal in Dresden, Berlin und München, er verstand es, ein paar Stunden, die ihm zwischen zwei Geschäften oder Amtspflichten blieben, rasch für sein nie rastendes Bedürfnis nach geistigen Anregungen zu benutzen. So war und blieb er denn auch ein unermüdlicher Leser. Durch die lange Reihe seiner Briefe an mich, und ich mutmaße auch an andre, ziehen sich motivierte Urteile und gelegentliche Bemerkungen hindurch, die von seinem immer regen Interesse für die neuere und neuste Litteratur zeugen. Freilich die schlechte Modernität, die nur am Neusten Anteil nimmt, war einem Menschen wie ihm fremd. Er griff bei jedem Anlaß zum längst Vorhandnen zurück, ein Aufsatz über Hölderlin, den ich ihm sandte, regte ihn an, sich einmal wieder tief in die elegische Hoheit von Hölderlins Lyrik hineinzulesen.

Wurde er von der dünkelhaften Willkür fremder Urteile gereizt, so konnte er eine natürliche Neigung zu Paradoxen nie völlig besiegen. Wenn die jüngsten Stürmer und Dränger die Jugenddichtungen Goethes zum Spiegel ihres Selbst mißbrauchten, nahm er wohl die Miene an, sich am Werther und dem Urfaust nicht mehr entzücken zu können und erklärte trotzig, der alte Goethe komme gleich nach der Bibel und stehe hoch über dem jungen. Wenn ihm leblose und manierierte Dichtungen durch Autoritätsurteile aufgedrängt werden sollten, so bemerkte er nur, daß sich „die diffizilsten Burschen, die sich allem Bedeutenden gegenüber, das in unsrer Zeit geschaffen wird, abweisend verhalten, sehr oft durch die gespreizteste

Digitized by Google

Gesuchtheit dupieren lassen." Er warf gelegentlich hin, er sei kein Kritiker und ihm gefalle eigentlich alles — in Wahrheit war er eine so feinkritische als lebhaft empfängliche Natur, und selbst seine gewagtesten oder wunderlichsten Aussprüche gingen nie aus bloßer Laune hervor, sondern bargen regelmäßig einen Kern, über den nachzudenken sich lohnte. Wertvoll für ihn war es, daß er immer das Ganze aller Kunst im Auge behielt; da er fern von allen Kunstkliquen, Litteraturringen und Lobhudelassekuranzen lebte, ließ er sich durch die bei diesen gebräuchlichen Schlagworte keinen Augenblick verblüffen. Wer ihm mit großstädtischen Ansprüchen von oben herunter imponieren wollte, fuhr in der Regel übel. Da Oppermann das Vollbewußtsein in sich trug, bedeutend freier und von größern Anschauungen beseelt zu sein, als der Normalberliner oder der Durchschnittshamburger, so erschien ihm jeder großstädtische Dünkel als eine Überhebung und Lächerlichkeit, obwohl er natürlich recht gut die Vorzüge des Lebens in einer Großstadt zu würdigen wußte.

Lokalen Einwirkungen war weder seine Natur noch im allgemeinen seine geistige Anschauung leicht zugänglich. Nur in seinem politischen Verhalten waren vorübergehend solche Einwirkungen zu spüren. Im Entscheidungsjahre 1866 hatte Andreas Oppermann, trotz seiner im innersten Kern konservativen Überzeugungen, die Wandlung der deutschen Dinge mit heller Freudigkeit begrüßt. Den Brief, den er mir (Zittau, 9. August 1866) in dieser Zeit schrieb, ist nicht nur höchst bezeichnend für seine feste Parteinahme, sondern auch für den Schwung, die rüstige Thatkraft seines Wesens, der auf hoher Woge besonders wohl war. „Mir ist es im ganzen sehr gut in dieser Zeit ergangen. Die ersten Tage der Kriegserhebung — ich wäre in Ostritz beinahe von preußischen Truppen abgeschnitten worden — hatten etwas Beunruhigendes. Großartig war der Übergang des vierten Armeekorps über unsre Berge. Ich kann wohl sagen, ich war von banger Erwartung für das preußische Heer erfüllt, und mehr als einmal hatte ich an dem düstern regenvollen 25. Juni die schwere Befürchtung, es möchten diese trefflichen Truppen in unsern Bergen alle vernichtet werden. Zeit genug hatten die Österreicher, sie zu besetzen. Gott sei Dank trat dieser Fall nicht ein, und mit Jubel empfingen wir die Nachrichten vom nahen Kriegsschauplatz. Es war in diesen Tagen ein bewegtes Leben hier. Truppendurchmärsche, Einquartierungen, Proviantkolonnen hin und her, Lieferungen, Durchfahrt von Hunderten und Tausenden von Fouragewagen. Im Anfang kam das alles etwas erdrückend einem auf den Hals und konnte nicht genügend allen Anforderungen Folge geleistet werden. Ich war Tag und Nacht auf den Beinen und hatte namentlich mit dem Einquartierungsgeschäft viel zn thun. Das vom Stadtrat organisierte Einquartierungsbüreau erwies sich als untauglich und wurde völlig anders gestaltet. Erleichtert wurde die Last durch die ganz vortreffliche Haltung der braven preußischen Truppen. Offiziere und Mannschaften sind über allen Tadel erhaben. Man empfand, daß der Kern des deutschen gebildeten Volks in diesen an sich traurigen, doch endlich notwendigen Krieg ging. — Nachdem der Kanonendonner verhallt war, den wir hier noch hörten, kam das menschliche Elend in seiner grausigsten Erscheinung uns zu Gesicht. Tausende von Verwundeten zogen Tag und Nacht vor unsern Augen vorüber. Da galts zu pflegen und zu sorgen und manche Not zu lindern. Ich errichtete mit andern hier einen Verein zur Pflege, der nun, leidlich organisiert, gute Dienste thut. Namentlich sind wir imstande, unser Lazarett, das durchschnittlich zweihundert Schwerverwundete birgt, aufs beste mit allem zu versorgen. Der einzige Lohn ist für alles das der Dank der armen Menschen, die sich hier, soweit es die Umstände gestatten, wohl fühlen. Ich

Digitized by Google

bin jetzt mehr Lieferant als Advokat, ich mache alle Einkäufe an Wein, Cigarren, Tabak, Fleischextrakt, Braten, Leinewand, unterhandle mit Schneidern, lasse Jacken und Hosen machen, schreibe da und dorthin nach Schuhen, Stiefeln, Gummikissen, Citronen, Apfelsinen, kaufe Zucker, Kaffee, Tabakpfeifen usw.

„Ich sage dir, manchmal war mir etwas wirr zu Mute, zumal ich im Anfang keine Nacht ordentlich schlief, indem ich eine Nacht um die andre von sechs bis zwölf oder zwölf bis sechs Nachtdienst und erst die dritte Nacht frei hatte, die man aber womöglich mit Offizieren verschwärmte. Dabei zu Hause Einquartierung, bis jetzt vierundsechzig Köpfe, die gute Verpflegung bedurften. Jetzt habe ich im Quartier den Oberstabsarzt unsers Lazaretts, einen prächtigen Kerl aus Schleswig. Der Kommandant unsrer Stadt, ein Herr von Scopnick, war lange Zeit in Afrika, mit meinem Bruder Heinrich befreundet, und ein lieber, braver Geselle, Gentleman durch und durch, aber leider ein Kneiper. Wir kneipen da nun täglich sehr viel und lustig. Trotz mancher angenehmen Stunde, trotz des erfrischenden Lebens, das der Krieg in unsre Stadt gebracht hat, habe ich mich sehr hinausgesehnt und beneide dich, daß du zwischen den grünen Almen sitzest. Nun noch ein Wort. Ich gehöre zu denen, die sich unbedingt über den Sieg der preußischen Waffen freuen. Das langgekränkte, an der Nase herumgeführte Preußen, dessen Rechte seit 1815 verkümmert und verjammert waren, hat trotz dieses Drucks sich als ein zur Herrschaft allein berechtigter Staat gezeigt. Es ist fünfzig Jahre lang gesungen und gebrüllt worden: Was ist des Deutschen Vaterland? — wir wissen es jetzt — Preußen! Unsre Verkümmerung war so groß, daß wir aus Faulheit uns in die schwarzrotgoldnen Träume einwebten, die eigentlich nichts waren, als die Permanenzerklärung deutscher Kleinstaaterei. Dem allen ist hoffentlich jetzt der erste Hieb an die Wurzel gesetzt!“

Man muß sich eingestehn, daß der Schreiber dieses Briefs nach der Wiederaufrichtung des Reichs schwerlich in den Reihen der Opposition gegen die neuen Zustände gesucht werden konnte. Nichtsdestoweniger gesellte sich Oppermann bei spätern Reichstags- und Landtagswahlen zu den Anhängern der Fortschrittspartei. Hier müssen lokale Einflüsse und Zufälligkeiten, die sich meinem Urteile entziehen, mitgespielt haben. Sicher aber war es noch ein andres Motiv, das die Haltung des Freundes bestimmte. Der stärkste Grundzug seiner Natur blieb die unüberwindliche tödliche Abneigung gegen jede Form der Heuchelei. Nun kann auch der unerschütterlichste Konservative nicht leugnen, daß es Verhängnis just seiner Partei ist, eine schlimme Summe von heuchlerischer Streberei, von einer mit frommen Phrasen aufgeputzten Selbstsucht mitzutragen. Wahrnehmungen dieser Art reizten auch Oppermann. Die Ähnlichkeit seiner Entwicklung mit der gleichzeitigen Theodor Fontanes ist mir bei der Lesung der Fontaneschen Autobiographie noch in letzter Zeit stark aufgefallen.

Doch, wie das auch immer sei, der Vorstellung und dem Dogma, daß die Politik den Menschen der Gegenwart ganz erfülle und womöglich aufzehre, war Andreas Oppermann um so weniger unterthan, als seine ungeschminkte Frömmigkeit, seine aus allen Zweifeln sich immer wieder emporringende gläubige Natur der irdischen Angst und Not kein so ausschließliches Gewicht beilegen konnte. Daß gleichwohl über allen Parteihader hinaus Größe, Ehre und Zukunft des deutschen Volkes die leidenschaftliche Sehnsucht wie des jungen Studenten so des mählich alternden, aber immer noch jugendlich empfindenden Mannes blieb, gehört zum Bilde seines ganzen Wesens. Politisch kannegießern war ihm dabei immer verhaßt,

Digitized by Google

das Wort seines Lieblings Gottfried Keller aus den Seldwylern, daß ein gutes Glas Wein der Lohn und die Frucht gethaner politischer Arbeit sei und nicht mit schlechtem Geschwätz verdorben werden dürfe, war ihm aus der Seele geschrieben.

In einer humoristischen Auseinandersetzung, wie sie der Freund liebte, bewies er uns einmal, daß die Natur des echten Philisters daran erkannt werde, daß er zu erzählen liebe, was er vor dreißig und mehr Jahren für ein Teufelskerl gewesen sei, und welche Streiche er vollbracht habe, während der rechte Kerl sich darin bewähre, daß er nie von alten Streichen rede, aber gelegentlich mit einem neuen überrasche. Dies traf auf ihn zu, als er längst in Ehren und Würden stand und ernsthafte Dinge ernsthaft erledigte. Denn auf sein Philisterium und die klägliche Scheu vor dem, was die Leute sagen, ließ er andre nicht gern sündigen. Er war den Fünfzig näher als den Vierzig, als eines Abends in einer Zittauer Bierstube die Rede auf Scheinwohlthätigkeit und echte Opferwilligkeit fiel, und Oppermann sich ereiferte und schließlich den heiligen Martin, der seinen Mantel mit einem Armen teilt, ins Gefecht führte. Darob großes Hallo unter den Leuten, die sich nicht gern an ihre enge und kalte Auffassung erinnert sehen. Es ist von einer armen Familie die Rede, die Oppermann mehrfach unterstützt hat, und einer von seinen Widersachern kommt auf den Einfall zu näseln: „Na, Herr Rechtsanwalt, der heilige Martin sind Sie noch lange nicht. Würden Sie für die arme Familie, ich sage nicht den Rock, sondern nur Ihre schönen Hosen hergeben?“ Oppermann springt auf: „Ich versteigre sie auf dem Platz zum besten der armen Familie!“ Helles Gelächter, als er auf ein paar besonders stattliche, ziemlich neue Winterbeinkleider zeigend ausruft: „Zehn Mark zum ersten!“ Rasch nacheinander folgen die Gebote, je mehr die Herren überzeugt sind, daß das Ganze auf einen Hauptspaß hinauslaufen werde, und kein wohlbestallter Rechtsanwalt und Hausbesitzer daran denken dürfe, die Unaussprechlichen vom Leibe zu veräußern. Die ganze Kneipe gerät in Aufruhr, die höhern Gebote hageln nur so, Oppermann ruft dazwischen: „Zahlung sofort!“ „Zahlung und Abnahme sofort!“ klingts ihm entgegen. Achtundzwanzig zum ersten! Neunundzwanzig! Neunundzwanzig zum ersten — zum zweiten — Einunddreißig! — Zweiunddreißig! Zweiunddreißig zum ersten, zum andern, zum dritten und letzten!“ Der Versteigrer läßt seinen Hausschlüssel auf den Tisch aufklingen, der glückliche Ersteher zieht mit sauersüßer Miene und der Erwartung das Geldtäschchen, daß sein unerschütterlich ernstbleibendes Gegenüber in das tolle Lachen der andern einstimmen, und das Ganze ein guter Witz ohne Folge werden wird. „Bare Bezahlung gegen Lieferung.“ „Gegen Lieferung!“ bestätigt Oppermann; „Kellner, meinen Überzieher!“ Er streift die Beinkleider ab, legt sie zierlich zusammen, streicht von dem verdutzten Neubesitzer die inzwischen aufgezählten zweiunddreißig Mark ein, grüßt verbindlich: „Guten Abend, meine Herren!“ und geht, während die hinter ihm Dreinlärmenden einig werden, daß er doch ein ewiger Student, ein toller, ja beinahe ein gefährlicher Kerl bleibe, in Überzieher und Unterhosen aus der Kneipe nach seiner glücklicherweise nahegelegnen Wohnung zurück. Nachdem er das Entsetzen seiner Frau über diese Art Heimkunft lachend beschwichtigt hat, schickt er noch an demselben Abend nach der Mutter der armen Familie, zu deren Besten er den heiligen Martin gespielt, und händigt ihr andern Morgens in seiner Expedition die Steigerungssumme ruhig als die Gabe einer lustigen Herrengesellschaft ein.

Daß seitdem in gewissen Kreisen eine gewisse Scheu herrschte, an den Unberechenbaren die Maßstäbe der eignen Solidität und Wohlweisheit anzulegen, kann ich meinen Gewährsmännern aufs Wort glauben. Als ich Andreas einmal mit der

Digitized by Google

Geschichte neckte, sagte er halb ernst, halb vergnügt: „Man muß den Leuten da und dort mal zeigen, daß man anders ist, als es ihnen paßt.“ — Da er natürlich im gewöhnlichen Verlauf der Dinge es an sich und der strengsten Pflichterfüllung nicht fehlen ließ, so beruhigte man sich bald wieder und blieb nur neugierig, wo die Flamme, die er in sich trug, einmal wieder hervorschlagen werde.

Bis in die ersten neunziger Jahre hinein blieb wie seine Arbeitskraft, so auch sein Lebensmut, seine Lust am fröhlichen Wechsel der Dinge ganz ungemindert. Bei drei Anlässen sah ich ihn gerade in diesen Jahren mit dem ganzen alten Schwung seines Wesens, dem glücklichen Naturell, sich jeder guten Gesellschaft und jeder guten Stunde mit ganzer Hingebung anpassen zu können. Als im Sommer 1891 das Standbild Ernst Rietschels in dessen Vaterstadt Pulsnitz enthüllt wurde, und die kleine Stadt vom fröhlichsten Getümmel erfüllt war, stand er unter den Festgästen in frischer Teilnahme allen voran; wie ein Clanshäuptling hatte er alle Oppermanns und Rietschels und Zahns, und wer sonst zum Stamme zählte, um sich versammelt, belebte alle und fühlte sich glücklich, wie es wenige Menschen heutzutage vermögen. Wieder anders, nicht minder liebenswürdig, frisch wie dreißig Jahre zuvor, als wir uns zuerst begegneten, zeigte er sich, als wir im Herbst 1892 auf der Brühlschen Terrasse in Dresden seine silberne Hochzeit feierten, und seine Kinder und Nichten ein von mir für den Abend gedichtetes Festspiel „Am Oybin“ vor ihm aufführten. Ein dritter unvergeßlicher Abend vereinigte uns ein Jahr später, an einem Konzertabend, den meine Frau und Hofkonzertmeister Petri von Dresden mit ihrem Trio im Zittauer Konzertverein und Stadttheater veranstalteten. Aus all dieser Zeit, auch wenn er auf den monatlichen Reisen zu den Sitzungen der Dresdner Anwaltskammer, deren hochgeachtetes Mitglied er durch viele Jahre war, unerwartet auf eine Abendstunde bei uns vorsprach, habe ich nur den Eindruck behalten, daß er noch ein paar Jahrzehnte es mit jedem aus der kleinen Menschengruppe aufnehmen könne, die die Jugend in die spätern Jahre hinübergerettet hat. Leider untergrub schon damals ein Leberleiden seine ehedem so unverwüstliche Gesundheit und nötigte zu wiederholten Badekuren in Marienbad und zu längern Arbeitspausen in seinem geliebten Oybin. Aber jede Besserung, die infolge dessen eintrat, schien ihm auch auf der Stelle die volle Elastizität und die fröhliche Sicherheit andrer Tage zurückzugeben, sodaß bis in die letzte Zeit selbst seine nächsten Angehörigen keine ernste Sorge hegten. Das gute Gestirn, das über seinem Leben geleuchtet hatte, gönnte ihm im Januar 1896 einen raschen, beinahe schmerzlosen Tod.

Menschen seiner Mischung und seines Gepräges sind zu aller Zeit selten gewesen, sie werden es heute immer mehr, weil, was sie äußerlich erreichen können, für Leute andern Schlags eben auch erreichbar scheint, und weil die meisten, die sich etwa seines Geists dünken, ganz andre Ansprüche an Genuß, an Ruhm, an Geltung stellen wie er. Was er innerlich besessen, in seinem Sinne genossen hat, sich selbst und andern gewesen ist, danach fragen immer nur etliche, die die Frage: „Was ist Glück?“ zumeist in anderm Sinne beantworten, als die Durchschnitts- und vollends als die Übermenschen der jüngsten Generation. Daß ein Mann wie Andreas Oppermann in der zweiten Hälfte des ablaufenden Jahrhunderts seine Besonderheit bewahren, in mäßigen Zuständen gedeihen, sich voll ausleben konnte, wird der vielgeschmähten Periode immer zum Lobe gereichen. Er war eine Individualität und eine Natur im Sinne einer Kultur, die mit der schärfsten Selbständigkeit sowohl die Achtung vor dem Recht der andern, als das Mitleid mit der menschlichen Bedürftigkeit für vereinbar hielt, die sich selbst im lachenden Über-

Digitized by Google

mut und dem Kraftgefühl ein Maß setzte. Bis zuletzt flößte ihm die Verherrlichung des gebrochnen Menschen in der litterarischen Decadence einen entschiednen Widerwillen ein, er forderte, wo nicht Krankheit den Willen beugte und zerrieb, vom Einzelnen die seinen Verhältnissen entsprechende Wiederaufrichtung und höchste Widerstandskraft. In eine Zeit, die keine Individuen mehr kennt, sondern nur Typen und Massen, hätte er nicht hineingepaßt; aber er mochte auch niemals glauben, daß solche Zeiten kämen, und meinte lachend, daß ein einziger genialer Satiriker hinreichen würde, ihren ganzen Druck abzuschütteln.

Es ist möglich und würde nur zu billigen sein, daß aus seinem Nachlaß eine Anzahl vortrefflicher zerstreuter Aufsätze und Reden gesammelt und veröffentlicht wird. Viel willkommner und wertvoller wäre es dennoch, wenn einige derer, die ihn gekannt haben, ihre Eindrücke und Erinnerungen an die lichte, lebensvolle Gestalt festhalten wollten, wie es hier versucht ist. Denn ich sage noch einmal, ich denke nicht gering von seinen litterarischen Arbeiten und freue mich, daß sich das Buch „Ernst Rietschel“ fort und fort behauptet. Aber daß der Mensch über dem Rechtsgelehrten, dem Anwalt, dem Schriftsteller und Kunstkritiker stand, ist nicht nur meine, sondern die Überzeugung eines jeden, der das Glück gehabt, ihn zu kennen, zu lieben und ein unvergeßliches, wertvolles Stück Leben mit ihm zu teilen.

Der goldne Engel

Erzählung von Luise Glaß

(Schluß)

Die Adresse kam; nach zwei Tagen voll Zögerns und Überlegens, ob hier eine Pflicht zu thun sei, oder nur ihre alte Überschätzung sich in Dinge mischen wolle, an die sie nur ein sehr bescheidnes Recht habe, schrieb Line dem Sammler und wartete mit heißem Herzklopfen acht, vierzehn Tage vergeblich auf Antwort.

Dann stand der Mann plötzlich in ihrer Stube, mitten unter den Lehrmädchen, die sich mit Tuscheln und Kichern noch tagelang über den Stutzbart, das weiße Haar und das rosig frische Gesicht des Fremden verwunderten, der mit übersprudelnder Rede zwischen Plättbrett und Rohrpuppe vordrang und dann Fräulein Line entzückenderweise beinah drei Stunden lang ihrer Aufsichtspflicht entzog.

Sie haben mir geschrieben? Fräulein Städel, nicht wahr? — Schön! — Sie selber? — Schön! Ich danke. Ein Brief ist immerhin etwas, aber eigentlich gar nichts. Sehen, sehen ist Hauptsache, Alles, Einziges. — Zeigen Sie mir! — Modell? Vielerlei? — Hm. — Ich habe noch nichts derart, aber man muß alles sehen, was man sehen kann. Je vollständiger ich zusammenbringe, wie oft sich die Menschen in allen Stücken irren mußten, ehe sie das Rechte fanden, desto lehrreicher für die Mutlosen und die Spötter. Schließlich vermache ich meiner Vaterstadt die Sammlung, und die Vergnügungsreisenden werden sie anglotzen und sich wundern

Digitized by Google

über die Unsumme von Zeit, Kraft, Phantasie und Illusion, die Menschen so im großen und ganzen zu vergeuden haben. Oder sie werden sich nicht wundern, was das Wahrscheinlichere ist, denn der Mensch so gemeinhin ist stumpf. Die sich aber wundern, das sind entweder Pharisäer, die sich klug dünken, weil sie sich das Butterbrot fetter streichen konnten, als die Illusionsverschwender und Wolkenschieber oder die braven Leute, denen nichts einfällt, so viel Hochachtung sie auch vor allerlei Einfällen haben; oder die großen Gehirne, die ein kleines Herz bewacht, mit dem man für seine besten Ideen kein Opfer zu bringen vermag. Ich habe Lust zum Kauf, Fräulein Städel, mich freut die Verschwendung. Aber zeigen, zeigen! Sehen ist alles.

Dann sah er und war entzückt über die Stufenleiter, die so lückenlos von der ersten schüchternen Luftgondel bis zum goldnen Engel hinauf führte. Unbedingt wollte er kaufen: er bot und bot, denn er hielt Karls zurückhaltende Miene für Geschäftsklugheit.

Line bekam heiße Wangen infolge dieser Gebote, Nett, die zuerst über den Mann erschrocken war, sah ein helles, warmes Licht über ihres Bübchens Haupt aufgehn: sorglose Jugend, Eltern, die ausgiebig Zeit für ihn hatten, erfüllte Knabenwünsche und glatte Bahn zu einer ehrenvollen Zukunft.

Ihr betroffnes Schweigen verwandelte sich in Zureden. Erst ein bittender Blick, dann ein leises Streicheln der Hand, endlich ein geflüstertes Wort. Das Wort wiederholte sie jedesmal, wenn der Fremde mit einem neuen Beweisgrund für den Verkauf gegen Karl Städel angestürmt war.

Thu es, ich bitte dich.

Line sagte nichts, obgleich ihr die Hälfte zu recht gehörte, und sie ihren Teil dem Fremden einfach hätte übergeben können. Aber eben weil sie ein Recht hatte, fehlte ihr der Mut. Zwingen durfte sie den Bruder nicht, das Zureden verstand Nett besser als sie, und zeigte sie ihren Willen nicht schon kräftig genug dadurch, daß sie den Fremden gerufen hatte?

Aber weder ihre Mahnung, noch Netts geflüsterte Bitte, noch des Fremden wachsendes Gebot vermochten Karl Städel das schlimme Erbe zu entwinden.

Diese Sammlung war meines Vaters Stolz, und ich bedarf ihrer zu meiner Arbeit. Nur wenn Weib und Kind hungerten, würde ich mich zum Verkauf berechtigt fühlen. Aber ich bin Manns genug, dieses Äußerste zu verhindern.

Was der Fremde auch vorbrachte, Karls Antwort blieb sich gleich, und in ihrer Unveränderlichkeit wirkte diese Antwort überzeugender als eine Schar wechselnder Gründe. Gebot und Zureden erlahmten, und sowie der Sammler die Hoffnung aufgegeben hatte, eilte er auch, davon zu kommen; was er nicht erwerben konnte, machte ihm Herzschmerzen.

Draußen legte er die Hand auf Linens Arm. Fräulein, das versprechen Sie mir, sowie der Bruder Lust zeigt, sowie ein andrer kommt mit Kaufgelüsten, oder sonst etwas geschieht, was ihn mürbe machen könnte, dann schreiben Sie! Können auch telegraphieren — solange ich das Leben hab, komme ich wieder.

Drinnen in der Werkstatt aber sah Nett bekümmert in Karls finstres Gesicht. Wußte er wirklich nicht, daß sie neben ihm stand, oder wollte er sie nicht sehen in seinen zornigen Gedanken? Darauf kam sie nicht, daß dieses finstre Gesicht der Widerschein des Kampfes war, den er noch nicht völlig ausgefochten hatte: Pflicht gegen Pflicht, des Vaters Erbe gegen den Lebenshausrat von Weib und Kind, ein kaltes Stück Ehre gegen das warme Glück eines sonnigen Zuhause.

Eins mußte zu kurz kommen, das fühlte er wohl, aber er beschwichtigte sich

Digitized by Google

mit dem Nacheinander. Erst der alten Pflicht genügen, die doch immer wieder vernehmlich anklopfen würde, und dann mit voller Kraft der neuen leben. Nachholen — es ließ sich alles nachholen. Jetzt vor allem das, was er in diesem Jahre voll Liebesüberschwang versäumt hatte.

Bist du mir böse? fragte Nett leise.

Er wandte sich schnell um und sah ihr freundlich in die Augen. Wie sollte ich, Nett! Von euerm Herdplatze aus habt ihr ja recht; gut gemeint ist es auch, und du hast nicht einmal selber geschrieben.

Aber ich habe Linen auf den Gedanken gebracht, und du hast Unruhe davon gehabt.

Ein bischen Mühe und Kampf ist gar nicht so übel, man wird durch Widerstand erst recht fest und sicher.

Aber ich habe dir den Kampf mit Zureden schwer gemacht, sagte sie, in der leisen, halb unbewußten Hoffnung, daß ihm das doch nicht so ganz glatt und bequem gewesen sei.

Jetzt wurde der freundliche Ausdruck seines Mundes zum schalkhaften Lächeln. Zureden, Nett? Was wäre das für ein Mann, der nicht mit Zureden fertig würde.

Dabei streichelte er ihr übers Haar, wie einem guten Kinde, dem man gern eine Thorheit verzeiht, weil sie keine Unart gewesen ist. Sie ließ das Streicheln über sich ergehn; als er es aber wiederholen wollte, duckte sie sich, entschlüpfte seiner gedankenlosen Liebkosung und war erst in der Thür fähig zu der kurzen Antwort: Dann ist es ja gut.

Er merkte nicht, daß ihre Stimme keinen Klang hatte.

Mit der kurzen Aussprache war sein Kampf beendet; sie aber stand drüben hinter der geschlossenen Thür und suchte mit ihrem Schrecken fertig zu werden.

Warum denn jetzt die Angst, die sie an der Kehle faßte, warum der stockende Herzschlag, warum der Schwindel hinter ihm drein?

Was für ein Mann wäre das, der nicht mit Zureden fertig würde.

Schreckte sie das? Nein; festen Mannessinn bewunderte sie so gut wie jedes Frauenherz. Aber die gelassene Ruhe, die ihre Bitten und Reden nur wie ein Vögelchen im Bauer schätzte, dessen Zwitschern man zuhört, so lange es einen freut, und dem man ein Tuch überhängt, wenn einem Schweigen bequemer ist, die zerbrach ihr den Boden unter den Füßen. Und daß sie sich so überflüssig fand, wo sie gemeint hatte, sie sei sein Glück, seine Sonne, die Blüte seines Lebens! Er nannte sie so, aber ach, er brauchte keine Blüten, er hatte sie schon einmal ungeduldig beiseite geschoben. Nicht ihre Hand vermochte die Azalee drüben im Fenster zu erhalten, erst als ihm selber nach Blumen zu Mute war, holte er sich die Freude ins Haus. Und sie verschwendete diese gute Zeit. Hätten sie nicht eben jetzt müssen im wärmsten Sonnenschein junger Liebe beisammenstehn? Sie selber war zur Seite getreten und hatte ihn losgelassen.

Jetzt war ihr, als läge an dem Verkauf der Sammlung ihr Glück und des Kindes Leben, tausenderlei fiel ihr ein, was sie zu Gunsten dieses Verkaufs hätte anführen können — und alles zu spät.

Nett war keine Frau, die mit Schmollen, Betteln, Liebeslist und kleinen Künsten ihr Ziel zu erreichen vermochte, ein großes Gefühl füllte sie völlig aus, und dieses Gefühl, das jetzt mit Sturmesgewalt von ihr Besitz nahm, hätte sich nur in einem geraden Strom leidenschaftlicher Bitten ergießen können.

Und damit meinte sie, den arbeitenden Mann am wenigsten quälen zu dürfen. Sie faltete die Hände mit schmerzhafter Heftigkeit, sie rang mit aller Kraft um

Digitized by Google

Schweigen und erzwang es. Aber der Sturm warf sie am Bette des Kindes auf die Kniee, und in lautlosem Schluchzen drückte sie den Kopf in die Kissen des kleinen Schläfers, der ihr die Augen gegen den Feind ihres Glücks zu lange verschlossen hatte.

Jetzt wußte sie, daß sie ihrem Manne die Räderarbeit nicht einfach aus der Hand nehmen konnte, sobald sie nur wollte, jetzt gestand sie sich ein, daß der Gatte um des Kindes willen vernachlässigt worden war. Aber nun hatte er sie auch wieder, in dieser Stunde der Angst wurde sie aufs neue sein Weib. Sie drückte das erwachende Kind mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit ans Herz und meinte mit ihm den Vater zu umfassen.

Mein, mein! ich lasse dich nicht. —

Nach dem vergeblichen Besuch des Sammlers verdoppelten Städels ihre Thätigkeit noch, als wenn sie das tote Kapital an der Werkstattwand durch Überarbeit ersetzen könnten.

Nur nicht fieberhaft, Fräulein Line, sagte der alte Kilburg, Fieber ist allemal ein Krankheitszeichen. Ich sehe zuviel helle Fenster des Nachts, das thut nicht gut.

Dann lächelte Line mit gesenkten Mundwinkeln und gab ihm recht, aber besser wurde es nicht. Sie kämpfte einen tapfern Kampf gegen den wachsenden Groll und einen verzweifelten gegen die Reue um das verdorbne Modell, was beides ihr leichter wurde bei Lampenlicht mit der Nadel in der Hand, als im Dunkel schlafloser Nächte.

Auch Nett schlief wenig, aber sie lag still und lauschte nach der Werkstatt hinüber, aus der in gedämpften Tönen das Hantieren des ruhelosen Mannes herüberklang.

Ich verkaufe sie nicht, es müßten denn Weib und Kind hungern. Das hörte Karl, seit der Fremde dagewesen war, immer wieder, als sei der Schall seiner Worte im Netzwerk der Modelle hängen geblieben.

Und damit es ganz sicher nie so weit komme, schaffte er mit unlustigem Fleiß über Tag an seiner Brotarbeit und versäumte das Schlafengehn um seiner erfolglosen Nachtarbeit willen.

Nett lag und lauschte und grämte sich. Nun glichen sich ihre Tage doch Woche um Woche, obwohl sie den Mann nicht mehr um des Kindes willen darben ließ; er merkte es gar nicht, ihre Besserung kam zu spät.

Eine Frau, die ihren Mann nicht beeinflussen kann, ist allemal verloren, sprach Linens Stimme durch die Nacht auf sie ein.

Ein Mann, dem sein Steckenpferd höher steht als sein Beruf, richtet die Wirtschaft allemal zu Grunde, schalt die Mutter auf sie los.

Ein Vater, dem das Kind nicht die Krone seines Lebens ist, wird auch seine Pflicht gegen dieses Kind versäumen, flüsterte ihr eignes Herz in die Anklagen der andern hinein.

Und sie konnte nicht helfen, sie konnte sich nur grämen und zugeben: ja, es ist wirklich ein Gespenst, was der Glaskasten deckt, stärker als ich, stärker als das Kind.

Leise tastete ihre Hand nach dem Knaben, der sogleich im Traum ihre Finger faßte und festhielt. Sie schob die freie Rechte unter das Kissen, hob ihn zu sich herauf, legte ihn dicht neben sich und schloß die Arme um ihren Reichtum. — Vater im Himmel, hilf du ihm, ich kann ihm nicht helfen.

Und als hätte sie ihre Last mit dem Gebet auf stärkere Schultern geschoben, schloß sie die Augen und schlief, das Kind am Herzen, bis in den Morgen hinein.

Digitized by Google

13

Der Sommer war heiß; alle Kreatur lechzte nach Regen, aber er fiel nur spärlich. Die Kastanien wurden vor der Zeit gelb, Frau Flörke schwitzte und stöhnte wegen des Wassermangels und der unmäßigen Schlepperei, und die junge Frau Apothekerin erklärte, wenn sie jetzt nicht noch eine Sommerfrische habe, komme sie todsterbenskrank in den Winter.

Das hätte sich der zufriedne Herr des goldnen Engels niemals verziehen. Muhme, Provisor und Lehrling bekamen acht Tage lang Frühstück, Mittag- und Abendbrot mit guten Lehren gewürzt, und am neunten, dem letzten Sonntag im August, machten sich Apothekers auf die Reise ins Seebad.

Nein so was! sie platzen wohl noch, die jungen Leute! schalt Frau Grunert, und die denkende Schwiegermutter setzte hinzu: Jaja, Frau Nachbarin, wer was hat, kann was ausgeben.

In der Schmiede ließ der Fleiß nicht nach, weder die Hitze noch die Begebenheiten bei der Nachbarschaft brachten dort ein Aussetzen und Atemholen. Auch Vater Ackermann machte von Tag zu Tag später Feierabend: er besserte die Wohnung auf, denn zur Zeit der Weinernte würde er ja nun wohl die Hochzeit durchsetzen.

Er hatte sich heimlich eine Berechnung gemacht über jedes geflickte Kleid, jede gestopfte Socke, jedes geplättete Hemd, jeden gebacknen Kuchen, damit würde er der Line an ihrem Geburtstag unter die Augen rücken. Läßt du dir nichts schenken, laß ich mir auch nichts schenken! Er würde seine Rechnung von ihrer Schuld abziehen, und dann konnten sie in Gottes Namen das Aufgebot bestellen.

Ein spitzbübisches Lächeln setzte sich in seinen Mundwinkeln fest, er schaffte allerlei an zur Wirtschaftsverjüngung und freute sich auf den Geburtstag wie ein Kind auf Weihnachten.

Inzwischen schlug sich Line mit ihren Sorgen herum, zürnte dem Bruder in ihrem Herzen und redete ihm da auch wieder zum Guten. Auf das eigne Glück hatte sie verzichtet, seit der Sammler vergeblich dagewesen war. Sie würden ja nie aus der Not herauskommen, Nett konnte ja gar nicht mit dem Unheil fertig werden, Nett würde sie ja immer brauchen; und es war nur gerecht, daß ihr Glück in Scherben ging, denn sie hatte das unselige Modell verdorben.

Besser sie täuschte sich nichts mehr vor, Hoffnung macht unruhig und begehrlich; besser sie ertötete jeden Wunsch und kam mit dem einen aus, was ihr dann noch übrig blieb: der Pflicht.

Nur mit Ackermann zu reden wurde ihr schwer, aber es mußte geschehn; er durfte nicht länger auf sie warten, er brauchte eine Frau, höchste Zeit wars, daß sie ihn freigab.

Höchste Zeit.

Sie mahnte sich hundertmal tagüber unter der Arbeit, allnächtlich redete sie sich ins Gewissen, allmorgendlich versprach sie sich: Heute soll es geschehn. Und immer wieder ließ sie den Tag verstreichen, immer wieder zögerte sie, das letzte Licht auszublasen, mit dem ihr die Hoffnung in die Zukunft hineinleuchtete.

Heute aber, heute gewiß! Ihr Schweigen that ein Unrecht an dem trefflichen Manne.

Line stand, Kopf und Herz erfüllt von Gedanken an Alwin Ackermann, in frühster Morgenfrühe unten in der Flörkeschen Waschküche und stauchte Bettzeug in die Wanne; Nett und Frau Flörke arbeiteten draußen auf dem Bleichplan. Die

Digitized by Google

ganze Augustwäsche der Schmiede steckte im Wasser, und um dieses wichtigen Falles willen waren die Frauenzimmer schon lange vor Morgengrauen bei der Hand.

Line stauchte und rang, redete sich ins Gewissen und lauschte von Zeit zu Zeit hinauf, wo das Bübchen schlief.

Nun oben, Wand an Wand mit dem Jungen, stand ja der Vater an der Arbeit, aber daß der Vater einen Ruf seines Kindes hören würde, das bezweifelte Line, die die Städels gar so genau kannte. Besser schon, sie gab selber acht.

Also neigte sie von Zeit zu Zeit den Kopf gegen das Waschhausfenster, oder lief einmal hinaus, die Holztreppe halb hinauf nach dem Gange. Da sah sie das helle Viereck des Werkstattfensters leuchten wie zu Vaters Zeiten und dahinter den Bruder am Glaskasten hantieren.

Das Kind schlief seinen gesegneten Schlaf, und Line lief wieder hinunter und rang die Wäsche, die Nett nachher hinaus nach dem Anger holen wollte.

Heute sag ichs Ackermann, heute gewiß, ich bin es ihm schuldig. — Stück um Stück rang sie aus der Wanne und warfs in den Korb.

Ein böser Notbehelf ists, so wie es jetzt ist. — Der Korb war voll, die Wanne war leer, Line trat an die zweite.

Mit mir kann keiner mehr Freude haben, ich kann das Freuen nicht mehr, nicht mal das Bübchen macht mir das Herz so recht warm.

Als sie an das Bübchen dachte, hob sie lauschend den Kopf, und wie sie dabei die Nase gegen die Thür richtete, kam ihr ein häßlicher Dunst zum Bewußtsein.

Wir haben widrigen Wind, dachte sie, der Qualm vom Bäcker drüben schlägt in den Hof.

Aber der Wind kam nicht vom Bäcker. Über das hohe Dach des goldnen Engels strich er herüber, und der Qualm drängte sich durch Läden und Sparren dieses Dachs und suchte sich einen Ausweg nach dem Seitengebäude, wo die guten Gaben des Sommers nützlicher Verwendung entgegen trockneten.

Seltsam, dachte Line, so arg war das doch noch nie? Sie stauchte das Hemd ins Wasser zurück und trat auf den Hof.

Der schwache Dämmerungsschein über des Bäckers Haus war ungetrübt, nicht das kleinste Rauchwölkchen lag auf der Esse. Line wandte den Kopf.

Da! Da wars! Ein, zwei brandrote Augen stierten vom Drogenspeicher zu ihr herab, jetzt schon das dritte, und unter dem festen Schieferdach der alten Apotheke hatte das Unwesen auch einen Ausweg gefunden, dick und braun quoll es empor, von aufstoßenden, zurückzuckenden Flammenzungen erhellt: der goldne Engel streckte feurige Arme aus, um Ackermanns Schmiede zu erwürgen.

Einen Augenblick lang erstarrte Line im ersten jähen Schrecken, dann rief sie: Feuer.

Aber die Stimme klang heiser und hilflos dünn, trotz der Morgenstille ringsum.

Feuer! rief sie noch einmal, rannte die Treppe hinauf und schlug an des Bruders Fenster, rannte an Ackermanns Schlafzimmer und donnerte gegen die Läden, riß Professor Kilburgs Klingel entzwei, lief zur Wäsche zurück, stopfte sie in die Körbe und trug sie hinaus ins Freie.

Ackermann und seine Jungen waren schnell wach und bei Sinnen, im Nu war Leben auf dem Hof an der Stadtmauer. Aber da war er auch schon taghell von der prasselnden Lohe erleuchtet, die mit einer großen Stichflamme Besitz von dem Kräuterboden ergriffen hatte.

Digitized by Google

Ackermann jagte einen Jungen nach der Feuerwache, einen zweiten nach dem Bleichplan, dann trat er zu Linen, die ihn fassungslos ansah: was nun?

Nichts, Line, da ist keine Hilfe, der goldne Engel frißt uns auf, und mit Ihnen fängt er an. Holen Sie sich heraus, was unersetzlich ist, aber machen Sies kurz.

Da stand sie schon wieder allein.

Unersetzlich?

Das Kind! Barmherziger Gott, das Kind! Schon war das Dach über des Bruders Wohnung Flamme, schon brannte der Bretterweg, über den das Unheil in so vielerlei Gestalt gelaufen war. Die neue Thür wehrte sich noch, ihr Holz hatte noch Leben, aber rechts und links fraßen sich die Flammen mit unheimlicher Schnelle durch das morsche Faserwerk.

Das Kind! — Karl stand bei seinem Modell, als sie ihn rief — hatten nicht allezeit die Städels Weib und Kind über ihrem Luftschiff vergessen?

Eine sinnlose Angst packte sie: ersticken konnte es, verbrennen — sie flog den Hof entlang bis zu der kleinen Treppe, strauchelte auf der untersten Stufe, raffte sich auf, stürzte weiter hinauf, fiel in die Kniee und mußte sich an dem glühenden Pfosten halten.

Thränen traten ihr in die Augen, sie hatte dem Bruder Unrecht gethan, Gott sei gelobt! Was er dort in seinen Armen zur Wohnzimmerthür hinaus nach der Küche trug, war nicht das Modell: das Kind wars, dessen goldige Löckchen, dessen schlafrotes Gesichtchen grell von den zuckenden Flammen angestrahlt wurden.

Gott sei gelobt, sagte Line noch einmal, dann stand sie auf, ruhig, Herr ihrer Glieder und ihrer Gedanken: das Feuer hatte seinen Schrecken für sie verloren.

Nun das Kind geborgen war, schienen ihr Karls Arbeiten das Nötigste — das blieb wenigstens sicherer Geldwert. Sie ging in die Werkstatt, packte schnell in einen alten Handkoffer, was an Fertigem, an Entworfnem, an Skizzen, Papieren und Handwerkszeug um sie her stand, und trug ihn hinaus.

Nett kam eben atemlos nach Hause und wollte herauf.

Bleib unten! rief Line, Karl und das Kind sind hinaus — hier brennt schon alles! Da hast du Karls Arbeiten! — Der Koffer flog hinunter. — Pack nur vorn die Schneidersachen der fremden Leute zusammen, und das Blechkästchen oben aus der Kommode — ich bin einmal hier.

Ein paar Kleider für Bubi! schrie Nett hinauf durch den Lärm der heranrasselnden Spritzen, raffte den Koffer auf und lief ins Vorderhaus.

Line packte im Schlafzimmer zusammen, was sie in den Deckelkorb zwängen konnte, und warf ihn dem Koffer nach, der zeternden Frau Flörke beinah auf den Kopf. Dann lief sie zurück; die kleine Hauskasse Netts steckte sie in die Tasche. Halt! — hatte nicht Karl seine Uhr und etwas Geld zumeist in der Werkstatt? Sie lief noch einmal hinüber.

Vorm ersten Anblick schrak sie in der Thür zurück: das Feuer war in dem Raum, der nun wahrlich einer Hexenküche glich; die Modelle zitterten und seufzten in dem glühenden Hauch, der in der einen durchgebrannten Ecke von der Decke herabkam, spukhafte Schatten flackerten an der Wand hin und wieder.

Line flog nach dem Zeichentisch, nahm Geld und Uhr und flog zurück; auf der Schwelle aber mußte sie sich noch einmal wenden.

Eine wilde, triumphierende Freude erstickte in diesem Augenblick jedes andre Gefühl: dort stand der Feind ihres Lebens, der Glasdeckel lag am Boden, Kranz und Gondel, Propeller und Steuerreifen leuchteten deutlich zu ihr herüber.

Die wohlgeputzten Räderchen und Haspen flimmerten fröhlich im Lichte des

Digitized by Google

Feuers, das ihnen ans Leben wollte, und Line stand, erfüllt von Grauen und Entzücken, und konnte sich von dem Anblick nicht trennen.

Nun waren sie frei, nun waren sie erlöst, Gottes Hand faßte zu und zerdrückte den Unhold — Gott vergab ihre Schuld.

Wie sie aber so stand und die Flammen näher und näher herankommen sah, schwand ihre Freude; dasselbe Gefühl beklemmte ihr Herz, das sie vorhin auf der Treppe straucheln ließ, als sie das Kind in Gefahr wähnte. Nicht mehr der Feind ihres Glücks, des Vaters Liebling und Vermächtnis wurde bedroht, sie meinte den Schatten des alten Mannes klagend um das Modell irren zu sehen, sie meinte seine Augen aus den Flammen herabglühen zu sehen, sie hörte das Krachen jenes Donners wieder, unter dem er den Todessturz gethan hatte, und als die Flamme jetzt auch die Wand durchbrach, sofort mit weitausgestrecktem, glühendem Finger an den Holzengel zu Häupten des Modells rührend, entfuhr ihr ein Angstschrei, als habe sie lebendiges getroffen.

Sie faßte den Deckel, stülpte ihn über das Räderwerk, umfaßte es mit beiden Armen und trug es fliehenden Fußes hinaus.

In der Außenthür prallte sie zurück. Der Gang in seiner ganzen Länge war von den Flammen ergriffen, wie Feuerholz brannten Geländer und Dielenbretter, allzu gut von der Augustsonne ausgedörrt.

Line lief durch Schlaf- und Wohnzimmer; dort war ein Fensterchen nach der Küche hinüber, die im festern Vorderhaus lag. Mit prüfendem Blick maß sie die Weite — sie allein hätte vielleicht hindurch gekonnt, das Modell aber unmöglich.

Lieber wollte sie versuchen, von der Gangthür aus hinüber auf die Küchenschwelle zu springen. Sie hatte das als Kind oft im Spiel fertig bekommen: schiefhin, von Schwelle zu Schwelle, ohne den Gang zu berühren. Nur daß damals der Gang keine Flammenstraße gewesen war, und die freien Arme dem schwingenden Kinderkörper als Flügel gedient hatten.

Das Modell gegen die Brust gedrückt, die Augen starr auf die offne, grellbeleuchtete Küche gerichtet, wagte Line den Sprung. Nur um ein weniges geriet er zu kurz, aber der Fuß glitt ab von der Schwelle, und der scharfe Stoß dieses abgleitenden Fußes brach die Gangbretter durch. Line stürzte ohne einen Laut in den Hof hinab.

Bei dem Klirren des zerbrechenden Glases wandte der Feuerwehrmann, der von der Stadtmauer aus den Schlauch nach den Flammen richtete, den Kopf und sah herüber; mit kurzem Strahl löschte er die brennenden Kleider. Ein zweiter von der Bergungsmannschaft kam aus der Schmiede heraus, um der Gestürzten aufzuhelfen. Aber helfen konnte da keiner mehr, Line Städel war tot: den goldnen Engel im Arm, hatte sie sich zu Tode gestürzt.

Vorsichtig hoben sie sie auf und trugen sie zur Witwe Grunert hinüber, wo auch das Kind seine Zuflucht gefunden hatte; um den Haufen Glasscherben und verbogner Drähte kümmerte sich keiner, der lag und blieb liegen; die glühenden Bretter des Ganges brachen über ihm zusammen, Dachziegel schlugen auf ihn herunter, Wasserströme verschwemmten ihn mit Asche und Erde zu einem unentwirrbaren Klumpen. Diesmal blieb nichts von dem Modell übrig, woran sich tastendes Ungeschick hätte anklammern können.

Als die Sonne über des Bäckers Dach emporstieg, um zu sehen, was ihr da unten so verderblich ins Handwerk pfusche, war das Feuer bewältigt. Grundstock von Apotheke und Schmiede standen noch, verrußt, durchweicht, zerzaust und trutzig, wie zwei Gegner nach einer Rauferei; was dazwischen gelegen hatte von Gängen

Digitized by Google

und Schuppen, Werkstätten und Böden, von Lauben, Schaukeln, Kindheitserinnerungen und Gespenstergrauen war verbrannt: Asche und Rauch war der Rest.

Die Menschen, denen das Feuer die Wohnstätten geraubt hatte, suchten sich eine Unterkunft und fingen mit unverwüstlichem Mute an, sich die Zukunft zurecht zu legen. Nur denen aus der Schmiede wollten die Gedanken nicht vorwärts, sie blieben bei dem Totenbett stehn.

Aber das Leben läßt keinen still stehn und sich besinnen, es ruft und treibt weiter. Karl Städel gönnte es am wenigsten Ruhe, das Feuer trieb ihn aus seinem stillen Winkel ins helle Leben hinaus. Und er wehrte sich nicht mehr. Seit auch die Schwester dem unersättlichen Luftschiff zum Opfer gefallen war, meinte er, es stehe schon wieder da, nach neuem greifend; aber nun war es übergenug, Weib und Kind durfte es nicht auch noch packen. Das Grauen brachte ihn zum Entschluß. Ohne Zögern verkaufte er das Wrack und die Berechnungen, die sich unter den geretteten Entwürfen fanden, beschämt strich er die Versicherung für die verbrannte Sammlung seines Vaters ein und bezahlte damit Ackermann den Rest der Schuld; eilfertig verschrieb er sich Meister Wendelin, der mit beiden Händen zugriff.

Drauf sah er sich im Leben um und erschrak vor den leuchtenden Farben, in die sich seine Zukunftshoffnungen kleiden wollten — und duckte sich wieder.

Noch wußte er sich nicht zu bewegen in dem Gefühl uneingestandner Erleichterung, noch fühlte er die Stellen, wo ihm die abgefallnen Ketten an den Armen gesessen hatten. Als er aber die drei Hände Erde auf Linens Sarg fallen ließ, wußte er, daß das Feuer ihm eine Last von Schultern und Herzen genommen hatte, der er nicht gewachsen gewesen war, und seiner ruhigen Dankbarkeit schien es, als habe die Schwestertreue alle Schatten seines Lebens mit hinunter genommen, und seine Sonne schickte sich eben zum aufgehn an für einen klaren, goldnen Tag.

Ackermann deckten die rollenden Schollen Licht und Freude zu; so lange sie neben ihm stand, fühlte Nett den Verlust der Schwägerin mit seinem Herzen, und als er sich endlich vom Grabe wegfand, blieb sie an seiner Seite und ging mit ihm durch Gassen und Gäßchen, bis er in den alten Hof hineintrat und dort tiefaufatmend stehn blieb.

Da standen sie neben einander und sahen sich um: schwarz war die Stadtmauer, schwarz das leergebrannte Geviert, hie und da stieg noch eine kurze Rauchwolke aus dem Schutt auf, und eine Feuerwache stand dort, wo ein Menschenleben lang der verbrannte Holzengel auf die Luftschifferwerkstatt herabgelächelt hatte.

Nett sah unverwandt auf den Platz, der noch vor wenigen Tagen den ganzen Inhalt ihres Lebens umschloß; hier fühlte sie am innigsten, daß Line allzeit an ihrem Glück gehalten und gestützt hatte, aber siegreich über aller Betrübnis blieb das Bewußtsein: Mir hat die Flamme goldne Früchte gereift. Und als Ackermann inmitten seiner Brandstätte wehmütig sagte: Ja, Frau Nett, aufbauen werden wir das schon, aber was tot ist, wird nicht wieder lebendig; da dachte Nett ebenso sehr an das Modell wie an die Schwägerin.

Das vor allem war tot und würde nie wieder lebendig werden. Seit Karl sein Bübchen aus dem brennenden Hause getragen hatte, hielt es den Vater ganz fest mit kleinen, lebendigen Händen.

Als Nett hinüber zu ihnen kam, saß ihm das Kind schon wieder auf dem Knie; nun sprang er auf und umschloß mit dem freien Arm auch sein Weib.

Arme Line! sagte er dabei. An sich selbst dachte sie immer zuletzt.

Aber warum sie das gehaßte Modell hatte retten wollen, das begriff er doch nicht so recht. Der Feuerschreck mußte sie rein verwirrt haben.

Digitized by Google

Ackermann verstand es besser. Er sagte nicht: Arme Line; ihren Namen brachte er noch nicht wieder heil über die Lippen.

Das hatt ich mir nun anders gedacht, sagte er nur und meinte, in jedem Sparren und jedem Brette des Seitengebäudes sei eine Erinnerung an sie mitgestorben.

Am liebsten hätte er das ganze Gewinkel wieder aufgeführt, genau so, wie es seit alters dagestanden hatte, so recht der wohlbereitete Herd für einen Schicksalsfunken. Aber da standen die fünf Jungen um ihn her, die nichts von gestern wissen wollten, sondern seine Sorge für morgen verlangten.

Ja ja, sagte er, dem Jüngsten über den Kopf streichend, ich bin da, ihr sollt nicht zu kurz kommen. Wenn auch der Gang, über den das Unheil so gern lief, in meiner Erinnerung feststeht mit jeder Bohle und jedem Nagel, in Wirklichkeit will ich euch ein ordentliches, nutzbares Haus hinsetzen, einen Schutzwall gegen den goldnen Engel.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Jakob Burckhardt und Gottfried Kinkel. Ist man nach dem Tode schutzlos der Gefahr preisgegeben, daß vertraute Briefe, die man vor langer Zeit geschrieben hat, ohne Schonung an die Öffentlichkeit gebracht werden?

Jakob Burckhardt schrieb in seinen letztwilligen Verfügungen wörtlich: „Man soll vor allem auf keine Weise die Hand bieten zur Abfassung und vollends zur Veröffentlichung einer Biographie, dergleichen sehr bald zu Makulatur zu werden pflegt. Man soll nicht Litteraten in meinem Nachlasse wühlen lassen, wie dies schon Erben aus übel verstandner Pietät gethan haben. Dasjenige Andenken an mich, welches mir erwünscht ist, mag allmählich aussterben mit denjenigen, welche sich meiner noch unmittelbar erinnern."

Wie er ferner von der Veröffentlichung von Briefen dachte, sagt er selbst in der „Kultur der Renaissance" bei Gelegenheit Petrarcas: „ . . . übrigens mag sich der Dichter trösten; wenn das Drucken und Verarbeiten von Briefwechseln berühmter Männer noch fünfzig Jahre so fortgeht, so wird die Armesünderbank, auf welcher er sitzt, allgemach die erlauchteste Gesellschaft erhalten."

Demgemäß sahen sich Burckhardts Hinterlassene außer stande, Herrn Dr. Hans Trog für seine treffliche biographische Skizze Material aus der vorhandnen Korrespondenz zu geben, obwohl die Arbeit in erster Linie für die bestimmt war, die sich des Verstorbnen noch unmittelbar erinnerten.*)

Aber man entgeht seinem Schicksal nicht. In der „Deutschen Revue" (Januar 1899) publiziert Herr R. Meyer-Krämer unter der Überschrift „Ungedruckte Briefe" (gerade als ob Briefe unter der Voraussetzung des Druckes ge-

*) Wenn der Abdruck der Briefe an Nietzsche auf höfliche Anfrage hin — immerhin ungern — ausnahmsweise bewilligt wurde, so geschah dies, weil einige dieser Briefe schon bei Lebzeiten des Verfassers publiziert waren, und man Nietzsches Freunden nicht den Eindruck machen wollte, als würde ihnen nun eine Zutrittserklärung zu dessen Philosophie vorenthalten. Man wird aus diesen Briefen, durch die sich niemand verletzt fühlen kann, ersehen, daß Burckhardt Nietzsches Persönlichkeit liebte, seinen Geist bewunderte und in vielen Ansichten mit ihm zusammentraf. Dogmatisch ihn für ihn in Anspruch zu nehmen möge man bleiben lassen; Burckhardt selbst hätte dies abgelehnt.

Digitized by Google

schrieben würden) eben die Briefe Burckhardts, deren Vernichtung dieser am dringendsten würde gewünscht haben, die an Kinkel; und er thut dies nicht mit diskreter Auswahl dessen, was wirklich allgemeines Interesse haben könnte, sondern mit philologischer Akribie, und zwar einer solchen, die ihn sogar nötigt, ein sic beizufügen, wenn der junge Burckhardt das Verbum „spuken" der oberdeutschen Aussprache entsprechend schreibt oder sonst ein Versehen begeht, das man stillschweigend hätte korrigieren können.

Und nun muß die Welt wirklich im Vertrauen gethane, unmutige Äußerungen über eine Dame lesen, in deren Haus Burckhardt im Jahre 1842 angestellt war, und von der vielleicht noch nahe Descendenten am Leben sind, sie muß über eine Familienangelegenheit des Schreibers unterrichtet werden, sie muß Zeuge sein, daß er in burschikosem Tone über Ranke, der einen für eine Zeitschrift gewünschten Artikel nicht liefert, das Wort „Halunke" braucht und von seinem wahrhaftig innig geliebten Basel in einem nur aus Rücksichten des Augenblicks verständlichen geringschätzigen Tone spricht, und bekommt eine ganze Anzahl von jugendlichen Urteilen in den Kauf, die Burckhardt wenig Jahre nach jener Zeit nicht mehr so würde ausgesprochen haben. Wer Burckhardts feine Empfindung für das Schickliche, wer sein Grauen vor litterarischen Taktlosigkeiten kannte, mag sich einen Begriff davon machen, welcher Gefallen ihm mit diesem Abdruck gethan wird.*) Wahrhaftig da steht es Seite 89 für alle Welt zu lesen: Burckhardt nennt Ranke einen Halunken! Vernünftige Leute wissen schon, wies gemeint ist. Aber verstehen alle Spaß, und wollen ihn alle verstehn?

Das Ärgste aber wäre für Burckhardt, daß seine naive jugendliche Begeisterung für einen Mann der Welt preisgegeben wird, dem sie durch einen Irrtum gehört hatte. Woher weiß Herr Meyer-Krämer, daß er Kinkel nur in „wachsendem Mißverständnisse durch die grundverschiedne Auffassung politischer Dinge und Pflichten" entfremdet worden sei? Burckhardt wenigstens wußte es anders, und die flagrante Taktlosigkeit, die man gegen ihn begangen hat, nötigt uns mit der Aufzeichnung hervorzutreten, die er selbst über sein Verhältnis zu Kinkel gemacht hat, als nach dessen Tode erst F. Althaus in „Nord und Süd" (Februarheft 1883, S. 242 f.) und später noch einmal der Sohn G. Kinkels (Berliner Tageblatt, 30. Mai 1887) durch Veröffentlichung eines Kinkelschen Briefes diese Sache in unzarter Weise berührt hatten. Zum Verständnis von Burckhardts Abwehr sind wir genötigt, diesen auch zu reproduzieren. Er ist aus der Spandauer Gefangenschaft an Fräulein Auguste Heinrich gerichtet, die in Basel gewesen war und dort Burckhardt nicht aufgesucht hatte, aber in gewissen deutschen Kreisen neben allerlei Klatsch sein Urteil über Kinkel muß vernommen und diesem dann weiter gemeldet haben. Kinkel schrieb darauf wörtlich:

„Was Sie mir über Burckhardt erzählen, hat mich gar nicht frappiert. Er ist quand même der liebenswürdigste Mann, den ich je gekannt habe. Absolut Historiker, sieht er in allem das Positive, ganz wie sein großer Lehrer Ranke. Auf diesem Standpunkt kann man nicht Partei nehmen, nicht hassen, nicht sich begeistern, denn ein Recht haben alle Parteien, sonst bestünden sie nicht. Nun ist Burckhardt daneben ein Virtuos des Genusses, ein feinster Kenner des Ästhetischen; er beutet die ganze moderne Kulturwelt zu seiner geistigen Bereicherung aus, ohne

*) Daß die Mitteilungen im Märzhefte der Revue unser Urteil über diese Art von Publikationen nur bestätigen, ist selbstverständlich. Um übrigens der Wahrheit die Ehre zu geben, wollen wir doch auch sagen, daß in Burckhardt, bei aller Liebe zu Deutschland, die schweizerischen und die kosmopolitischen Gefühle später bald über die deutsch-nationalen die Oberhand gewonnen haben.

Digitized by Google

je von ihr geniert zu werden — wie ich z. B. nicht glaube, daß er je die Sorgen einer Ehe auf sich nehmen wird. Eigentlich stellt er sich zu aller Kultur gerade so nonchalant wie nach Ihrem Briefe zur Basler Gesellschaft: aber Stolz ist das nicht, sondern nur die Kühle einer am Ariadnefaden der Geschichte jedes Labyrinth moderner Verhältnisse lächelnd durchschreitenden, ganz reifen, ganz ruhigen Bildung.

„Denn Burckhardt weiß alles; er weiß, wo am Comersee die süßesten Trauben reifen und sagt Ihnen zugleich aus dem Kopfe, welches die Hauptquellen für das Leben des Nostradamus sind. Er schreibt eine lateinische Abhandlung über Kriegszüge des Karl Martel in der Eifel, von denen bisher keine sterbliche Seele etwas wußte; dann legt er sich aufs Sofa, raucht ein Dutzend feiner Manillacigarren und schreibt, gleich ins Reine, eine poetisch-phantastische Erzählung von der Liebschaft eines Kölner Kurfürsten mit der Tochter eines Alchymisten. Wer kann verlangen, daß solch ein reiches, genußvolles Leben sich enthusiastisch zwischen die Bajonette der modernen Geschichte werfe? Er haßt schon im Freundesleben jeden Streit, geht in der Wissenschaft den Kontroversen aus dem Wege und hat seiner Zeit in seinem Blatte Jesuiten und Sonderbund verteidigt, bloß damit es von Bern her nicht zum Klappen käme, wie es denn freilich doch trotz allen Burckhardts gekommen ist. Ich kann seine Freundschaft,*) so lange er sie mir nicht aufkündigt (und dazu hat er die Seelenstärke niemals), nimmermehr aufgeben, denn ein Mensch, der alles kann, ist allzu unschätzbar, und die Stunden, bei ihm verbracht, sind unter den köstlichsten meines Lebens. Daß er Sie nicht besuchte, lag einfach darin, daß er mit Ihnen über mich jetzt nicht sprechen wollte — und ich bin so wenig Fanatiker, daß ich ihm, wie nun einmal seine Natur ist, das nicht verdenke . . ."

Wie schief hier der Mensch und der Historiker Burckhardt beleuchtet ist, der, wenn einer, Liebe und Haß kannte, nur freilich ohne sie sich durch Richtungen der Gegenwart diktieren zu lassen, darüber sprechen wir nicht und wollen auch kein Wort über die feinen Manillacigarren verlieren, die der spartanisch einfache Burckhardt soll zu genießen gepflegt haben. Wir wollen nur ihn selber sprechen lassen; er schrieb darauf hin:

„Es giebt Leute, die jemanden, der mit ihnen gesellschaftlich heiter und gemütlich verkehrt hat, sich völlig verfallen glauben. Ein solcher soll dann in allen Dingen zu ihnen gehören und namentlich sich zu ihnen bekennen.

„Kommt hierzu noch eine ins bedenkliche gesteigerte Eitelkeit, so wird man zum Anhänger, zur Seitenkulisse, zum Adjutanten deklariert. Ich bin aber hierin immer sehr viel demokratischer gesinnt gewesen als der Professor Kinkel und habe nie eine andre Geselligkeit geschätzt als die, die auf vollkommner Gleichheit beruht. Allen Verkehr, der mir dies nicht gewährte, habe ich von jeher gemieden, oder, wenn man mir ihn aufdringen wollte, abgelehnt.

„In der Jugend läßt man fünf gerade sein, später nicht mehr.

„Nun zählt mich Professor Kinkel auch noch samt Lübke und Riehl zu seinen Schülern. Die beiden verehrten Herren mögen sich ihrerseits hierzu verhalten nach ihren Überzeugungen; ich für mich erkläre, daß ich wenigstens in der Kunstgeschichte ungefähr so viel wußte als er, als ich ihn 1841 kennen lernte. Daß ich überhaupt Anregungen von ihm empfangen, leugne ich nicht; in seinen freien Stunden war er ein Mensch von vielem und angenehmem Geist.

*) Kinkels Sohn bemerkt dazu: Mein Vater sagte mir einmal: „Wenn ich im Leben und speziell in Bonn nicht viel erreicht habe, so habe ich doch drei große Schüler gehabt: — Burckhardt, Lübke und Riehl."

Digitized by Google

„Vollends ungehörig und komisch aber war seine Meinung, als Haupt- und Mittelpunkt einer rheinischen Dichterschule zu leben. Es ist möglich, daß die schriftliche Sammlung des »Maikäfers«, die unsre damaligen Produkte enthält, noch vorhanden ist, und bei dem absolut rücksichtslosen Druckenlassen der heutigen Zeit noch einmal hervorgezogen werden soll. Für diesen Fall erkläre ich die von mir stammenden Beiträge öffentlich für Schund und protestiere auf alle Zeiten gegen Veröffentlichung derselben, ersuche auch die Meinigen in diesem Falle einen Prozeß anzustrengen.

„Der soll sich melden, dem ich etwas versprochen und nicht gehalten habe. Professor Kinkel freilich nahm an, daß ich und andre ihm ins Unbestimmte hinein verpflichtet seien. Schon lange vor seiner Katastrophe hat sich mehr als einer von ihm abgewandt. Er behauptet, ich hätte nicht den Mut ihm abzusagen, legt aber hierbei eine erstaunliche Vergeßlichkeit an den Tag, da ich ihm im Frühjahr 1847 zu Berlin mit den deutlichsten Worten gekündet habe: »Du gehst auf Wegen, dahin ich dir nicht folgen will.«

„Seine politischen Sachen beurteile ich hier nicht. Wer den Mann kannte, mußte aus seiner sonstigen Richtung auf Anführerschaft und aus der allmählichen Unmöglichkeit, auf andern Gebieten eine solche zu erreichen, das Schicksal voraus erraten.

„Deshalb, weil ein Brief in der Gefangenschaft geschrieben ist, hat er noch keinen besondern Anspruch auf Geltung und thatsächliche Genauigkeit. Die geheime Erbitterung über mich, womit derselbe abgefaßt ist, hängt, ohne daß Professor Kinkel vielleicht sich dessen genau bewußt ist, gerade an dem Gefühl, daß ich mich völlig richtig gegen ihn benommen hatte. Wenn man aber einen solchen Brief geschrieben hat, der noch in dritter Hand ist, sucht man sich in spätern Zeiten dem Opfer nicht mehr so angelegentlich zu nähern, wie Professor Kinkel bei seiner Rückkehr aus England 1865 oder 1866 gethan hat. Er besuchte mich und wünschte auf alle Weise das alte Verhältnis zu erneuern. Ich empfing ihn damals und bei spätern Besuchen von Zürich aus freundlich, aber vorsichtig. Da ich ihn nie in Zürich besuchte, trotz mehrfach geäußertem Wunsche, ließ er mich links stehen. Dafür mag sich meinetwegen ein neuer Groll über mich gesammelt haben. Wer über einen andern einen solchen Brief geschrieben hat, soll nicht mehr mit demselben wieder anknüpfen wollen!“

Auf dies hin wird man hoffentlich wenigstens den Abdruck von Burckhardts „sechzehn Nummern Lyrik“ unterlassen, wenn man einmal auch den „Maikäfer“ der Welt mitteilt, wie man ja nicht anders können wird.

Basel J. Oeri

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 2. Vierteljahr ihres 58. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern. Unsre Freunde und Leser bitten wir, sich die Verbreitung der Grenzboten angelegen sein zu lassen.

Leipzig, im März 1899

Die Verlagshandlung

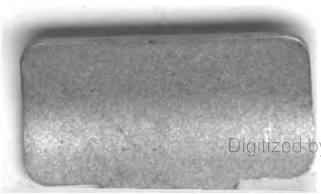
Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064095456

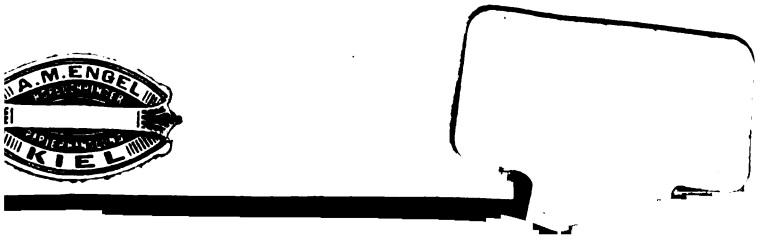
Digitized by Google



Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064095456

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google